Allgemeine
Deutsche Biographie.

Achtunddreißigster Band.

☛ Am Schlusse des Bandes befindet sich ein Verzeichniß der im 38. Bande enthaltenen Artikel.

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Achtunddreißigster Band.

Thienemann — Tunicius.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1894.

Thienemann: Friedrich August Ludwig Th., bedeutender Ornithologe, wurde geboren am 22. December 1793 in Gleina in Thüringen und studirte in Leipzig Medicin. Nachdem er den Doctorgrad erworben hatte, unternahm er 1820 eine größere Reise nach Island und Norwegen, um seine zoologischen Kenntnisse zu erweitern. Nach seiner Rückkehr habilitirte er sich in Leipzig und hielt zoologische Vorträge. Er widmete sich jetzt vorzugsweise der Ornithologie und namentlich dem bis dahin wenig beachteten Theil derselben, welcher die Fortpflanzung der Vögel behandelt. Im J. 1824 wurde er zum Inspector des Naturaliencabinets in Dresden ernannt. Bald darauf veröffentlichte er im Verein mit dem älteren Brehm und seinem Bruder Wilhelm Th. sein erstes größeres Werk: „Systematische Darstellung der Fortpflanzung der Vögel Europa's", 5 Abtheilungen mit 28 illuminirten Kupfertafeln, 1825 bis 1838. Auf Grund dieses Werkes und gestützt auf seine mit rastlosem Eifer und Ausdauer zusammengebrachten bedeutenden Sammlungen verfaßte er später sein berühmtes Werk: „Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft. Mit 100 colorirten Tafeln. 10 Hefte. 1845—1856." Der Versuch, eine ornithologische Zeitschrift, „Rhea, Zeitschrift für die gesammte Ornithologie", herauszugeben, scheiterte, da sich damals zu wenige mit Ornithologie beschäftigten. Es erschienen nur zwei Hefte 1846 und 1849.

Im J. 1842 legte Th. aus Gesundheitsrücksichten seine Stelle nieder und starb am 24. Juni 1858 in Trachenberg. Seine werthvolle Sammlung bestand aus 2000 Nestern und 5000 Eiern mit 1200 Species. W. Heß.

Thierbach: Johann Gottlob Th., Archäolog und Schulmann, geboren am 8. August 1736 zu Meuselwitz in Altenburg, studirte Theologie und daneben mit Vorliebe Alterthumswissenschaft. 1762—63 arbeitete er in Dresden den ersten Theil der Erklärung zu Lippert's Daktyliothek aus und trat wiederholt in kleineren Aufsätzen als Gegner von Chr. A. Klotz auf. Durch Ernesti wurde er dem Rathe zu Guben in der Niederlausitz empfohlen, kam 1764 als Conrector an das dortige Lyceum und rückte 1772 in das Rectorat auf. Die durch Fr. Nicolai's Bemühungen ihm wiederholt eröffneten Aussichten auf einen weiteren Wirkungskreis in Berlin lockten ihn nicht aus seinem Stillleben. In der Arbeit für die Schule war er seiner Zeit voraus durch Heranziehung der

Archäologie bei Erklärung der alten Classiker, worüber er sich in den Programmabhandlungen aus den Jahren 1772 und 1779 aussprach. Ein anderer pädagogischer Versuch, die Wiederbelebung der alten Sitte der Schulcomödien (vgl. sein Programm vom Jahre 1770), erregte Befremden bei Berufsgenossen und bei der Aufsichtsbehörde, die an seiner Vertheidigung in einer Schulschrift („Ob der h. Hieronymus bei seinen nächtlichen Bußandachten die Lustspiele des Plautus mit gutem Gewissen hat lesen können?" April 1771) noch mehr Anstoß nahm. Er starb am 10. August 1782. Seit 1768 war er Mitarbeiter für Alterthumskunde an der Nicolai'schen Allgemeinen Bibliothek der schönen Wissenschaften; 1770 gab er eine Erklärung des Petschaftes Michel Angelo's heraus, 1777 eine Erläuterung des Mantuanischen Gefäßes zu Braunschweig.

Handschriftliches über ihn, namentlich ein Auszug seines Briefwechsels mit Fr. Nicolai, in der Gubener Gymnasialbibliothek.

Jentsch.

Thierberg: Konrad v. Th. der Aeltere und der Jüngere, zwei einem hohenlohischen Vasallengeschlechte entsprossene Brüder, haben in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts im preußischen Zweige des deutschen Ordens in verschiedenen hohen Aemtern, zuletzt auch als Landmeister an der Spitze der dortigen Verwaltung gestanden und sich sowol um den Abschluß der Unterwerfung und um die Sicherung des Landes, als auch um seine Colonisation und Cultivirung sehr hohe Verdienste erworben. Der ältere Bruder erscheint in Urkunden, die hierfür allein maßgebend sind, nachdem er mehrere Komturämter bekleidet hatte, 1270 als Landkomtur des Culmerlandes und zugleich als Vicelandmeister, endlich vom Herbst 1273 bis zum Sommer 1279 als Landmeister selbst, worauf er nach Ablegung dieses Amtes aus der Geschichte verschwindet; der jüngere Bruder war Marschall von Preußen von 1273 bis gegen den Herbst 1283, während welcher Zeit er dreimal die Stellvertretung des Meisters führte, darunter zweimal für seinen Bruder, der am Anfang und am Ende der eigenen Regierungszeit nicht in Preußen weilen konnte, Landmeister endlich war er von Ende 1283 bis Anfang 1287 und gleich darauf noch einmal, wol nur kurze Zeit, wieder Marschall. Obgleich in der fünfzig Jahre später geschriebenen Hauptquelle für die Geschichte jener Zeit nicht immer volle Klarheit darüber herrscht, welcher der beiden Brüder für einzelne Unternehmungen als Führer gemeint ist, so ist doch im allgemeinen sicher, daß der ältere Bruder (häufiger wol, als die Quelle erkennen läßt, unter Mitwirkung des dem Kriegswesen im Orden vorstehenden Marschalls) die Niederwerfung des großen Preußenaufstandes vollendet, die nicht allzu schwierige Bezwingung der beiden littauischen Gaue Nadrauen und Schalauen (um obern Pregel und untere Memel) durchgeführt und den Kampf gegen die kräftigeren Sudauer (südlich von Nadrauen) begonnen hat. Der jüngere Bruder dagegen hat durch die Vollendung dieses Sudauerkampfes die Unterwerfung des „Preußenlandes" abgeschlossen (1283) und dann sofort den Krieg gegen die östlichen Nachbarheiden, die Littauer, welcher in seinen weiteren Entwickelungen dem Orden und seinem Staate so verhängnißvoll werden sollte, durch mehr oder weniger glückliche Raubzüge bis nach Wilna und nach Grodno hin eingeleitet. — Auf alle bereits früher unterworfenen Landschaften erstrecken sich die Landverschreibungen beider Meister, die besonders für eingeborene Preußen überaus zahlreich vorliegen; und ebenso wurden vom zweiten Konrad die Verhältnisse der im Ordenslande angesessenen polnischen Ritter und die des Hanpttheiles der deutschen Lehnsleute von neuem grundgesetzlich geregelt. Von Städten, die sich, wie es noch lange beim Orden in Preußen Brauch war, fast völlige Selbständigkeit und immer freiere Bewegung gewährender Privilegien von beiden Thierberg zu erfreuen hatten, seien Thorn (Altstadt und Neu-

stadt), Elbing, Rehden, Königsberg-Altstadt und Marienburg erwähnt. Daß aber auch die Erbauung der Burg zu Marienburg, des spätern Ordenshaupthauses, dem ältern Th. zuzuschreiben wäre, muß zurückgewiesen werden, denn die einzige schriftliche Ueberlieferung darüber weist mit ihrem Jahre (1280) auf den Nachfolger in der Landmeisterwürde hin.

Scriptores rerum Prussicarum, I. — Perlbach, Preuß. Regesten (bis 1300). — Voigt, Geschichte Preußens, III Ende u. IV Anfang. — Ewald, die Eroberung Preußens, IV u. f. w. Lohmeyer.

Thierfelder: Johann Gottlieb Th., Arzt und verdienstvoller Autor auf dem Gebiet der medicinischen Geschichte, stammte aus Leipzig, wo er 1799 geboren wurde. Er trat 1813 in die königl. Bildungsanstalt für Militärchirurgen zu Berlin ein, wurde 1815 Regimentschirurgus, kehrte 1816 nach Auflösung des Regiments nach Leipzig zurück und widmete sich hier dem Studium der Medicin. Nachdem er 1821 mit der Abhandlung „De signis e lingua in morbis praesertim acutis" die Doctorwürde erlangt hatte, ließ er sich als praktischer Arzt in Meißen a. d. Elbe nieder und war hier ausschließlich bis zu seinem am 24. Februar 1867 eingetretenen Lebensende thätig. Th. ist Verfasser zahlreicher hochbedeutender Arbeiten auf dem Gebiet der älteren medicinischen Geschichte und Litteratur, für die er ein reges und erfolgreiches Interesse bethätigte. Die betreffenden Publicationen sind theils in Schmidt's Jahrbüchern der gesammten in- und ausländischen Medicin, theils in dem bekannten „Janus, Centralmagazin für Geschichte und Litteraturgeschichte der Medicin", erfolgt, zu dessen Hauptmitarbeitern er gehörte. Selbständig erschienen: „De cognoscendis morbis acutis eorumque vicissitudinibus praesagiendis ex lingua" (Leipz. 1821, erweiterter Abdruck seiner Doctorarbeit); „Additamenta ad Henrici Haeseri bibliothecam epidemiographicam" (Meißen 1843); „Lud. Lemosii judicium operum magni Hippocratis, primum seorsim edidit et praefatus est J. G. T." (Ebenda 1835). — Th. hinterließ eine reiche Collection von Schriften seiner Lieblingsdisciplin, deren Katalog er 1866 selbst veröffentlichte. Uebrigens ist er Vater dreier z. Z. lebender hervorragender Aerzte.

Vgl. Biogr. Lex. V, 650. Pagel.

Thiermair: Franz Ignaz Th., hervorragender Arzt des 17. Jahrhunderts, wurde etwa im ersten Drittel desselben als Sohn des kurfürstlichen Leibarztes Thomas Th. aus einem alten Eichstätter Geschlecht geboren. Er studirte in Padua, promovirte und prakticirte anfangs daselbst unter Leitung einiger älterer Aerzte. Dann kehrte er in seine Heimat zurück und übernahm 1656 das Lehramt der theoretischen Medicin an der Universität zu Ingolstadt, an der übrigens damals traurige Zustände herrschten. 1661 wurde Th. vom Kurfürsten auch der Lehrstuhl der Anatomie übertragen. In dieser Stellung erwarb er sich durch gründliche Reform des anatomischen Unterrichts und durch einige Neuerungen im medicinischen Studiengange ein großes Verdienst. Namentlich drang er auf Errichtung eines Hospitals, in dem die kranken Soldaten verpflegt werden und die Studierenden klinischen Unterricht erhalten sollten. Es gelang ihm mit Hülfe seines Collegen, des Leibarztes Pistorini, seine in einem besonderen Gutachten als Mitglied des Medicinal-Collegiums dem Kurfürsten unterbreiteten Pläne durchzuführen. 1664 wurde er als Leibarzt nach München berufen. Aus den weiteren Lebensschicksalen Thiermair's ist nur noch soviel bekannt, daß er schriftstellerisch thätig war. Er publicirte als sein Hauptwerk „Scholia et consilia medica" (München 1673), eine Zusammenstellung eigener Erfahrungen und vergleichend compilatorische Betrachtung über ältere Beobachtungen aus den Gebieten der Pathologie und Therapie, wobei sich das Bestreben des Verfassers kundgibt, die Ergebnisse der anatomischen und physiologischen Forschungen aus

der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts besonders bei der Behandlung zu verwerthen. Ferner schrieb er: „Kurzer Unterricht in besorglich und gefährlichen Seuchen" ꝛc. (München 1678) und „Kurze Beschreibung von dem Ursprung, Beschaffenheit, Wirkung und Gebrauch des Gesundbades genannt Mariabrunn in dem kurfürstlichen Landgericht Dachau" (München 1679). — Eine lesenswerthe Biographie Thiermair's, dessen Todesjahr unbekannt geblieben ist, verdanken wir der Feder des Obermedicinal- und Geheimraths Joseph v. Kerschensteiner in München.

Vgl. Biogr. Lex. ꝛc. V, 652. Pagel.

Thiersch: Bernhard Th., Bruder von Friedrich Wilhelm und Ernst Ludwig Th. (s. u.), wurde am 26. April 1793 in Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut geboren; seit 1816 Oberlehrer in Gumbinnen, dann in Lyck und seit 1823 in Halberstadt; 1832 oder 1833 ward er Gymnasialdirector in Dortmund. Seine Verwaltung der Schule genügte aber später nicht mehr. 1855 sah sich Geheimrath Wiese veranlaßt, ihn in den Ruhestand treten zu lassen. Er verschied schon am 1. September desselben Jahres in Bonn. Verheirathet war er mit der Wittwe eines Nachkommen von Matthias Corvinus. Sie starb schon vor ihm. Die nicht bedeutenden philologischen Arbeiten seiner früheren Zeit zeigen, wie viel er dem Einflusse seines Bruders Friedrich zu danken hat. Sie behandeln zum Theil unnöthigerweise Lieblingsthemata des Bruders noch einmal. Später in Dortmund schrieb er über den dortigen Freistuhl und die westfälische Vehme und gab ein geistliches Schulgesangbuch für die westfälischen Gymnasien heraus. Schon früh beschäftigte er sich aber auch mit poetischen Arbeiten; unter dem Namen Th. Reisch gab er im dritten Bande des Museums des Witzes, der Laune und der Satire ein komisches Epos „Der große Christoph" heraus. Es ist das Märchen vom Schneider, der viele Fliegen auf einmal erschlägt, zugleich aber ein Seitenstück zu dem von dem Unterzeichneten veröffentlichten Märchen Martis Bär oder Johannes der Bär. Th. wollte es um 1820 von einem Postillon zwischen Gumbinnen und Königsberg gehört haben, hat es aber jedenfalls willkürlich ausgeschmückt. Er erzählt sein Märchen in 1323 Hexametern, die aber recht flüchtig geschrieben sind.

Den bleibenden Nachruhm dankt aber Th. nicht alle diesem, sondern einem einzigen Liede, sogar seine Beförderung an das Dortmunder Gymnasium hatte er wol seiner Zeit ihm zu danken: es ist das Preußenlied. — Von Halberstadt war schon im vorigen Jahrhundert eine Anregung zu patriotischem Gesang ausgegangen, aber doch nur sehr vorläufig. Vergebens ließ Gleim seine Grenadierlieder durch Kleist und andere im Heere des großen Königs vertheilen. In erster Linie sangen die Soldaten bis zur Beendigung des siebenjährigen Krieges Kirchenlieder nach ihren Siegen, keineswegs bloß: „Nun danket alle Gott". Offenbar aber ließ es sich die Communalschule nicht nehmen, die Gleimschen Grenadierlieder durch ihre Kinder singen zu lassen. Bischof Eylert erzählt, daß wenn Friedrich geritten kam, die Schulknaben in Potsdam sangen: „Viktoria, mit uns ist Gott, der stolze Feind liegt da"; es war dasjenige der Grenadierlieder, welches der König am liebsten hörte. Um dieselbe Zeit sangen aber in Göttingen die Studenten schon zu Ehren des Gründers ihrer Universität das englische Lied „God save the King", welches bekanntlich 1743 von Carey gedichtet und componirt war. Dieses Lied hatte ein ehemaliger Göttinger Student, der Flensburger Heinrich Harries (s. A. D. B. X, 641) auf den dänischen König Christian VII. umgedichtet. Sein Text beginnt: „Heil Dir, dem liebenden Herrscher des Vaterlands". Eine aus Seneca, de clementia I, 19 entnommene Stelle hat Harries erst dem englischen Text eingefügt. Sie lautet bei Seneca: „Es ist nicht nöthig, hohe Burgen zu errichten, noch starke Hügel zu befestigen, noch die Seiten der

Berge abzutragen und mit vielfachen Thürmen und Mauern sich einzuschließen, die Milde wird dem Könige Schutz gewähren an einem offenen Orte, es gibt eine unzerstörbare Befestigung: die Liebe der Bürger.“ Diese Harries'sche Nachbildung des „God save the King“ ward 1793 durch B. G. Schumacher mit dem Anfang: „Heil dir im Siegerkranz“ zur sog. preußischen Volkshymne umgearbeitet. So bahnte sich der Weg zu einem Preußenliede; das Lied aber, was diesen Namen recht eigentlich trägt, entstand doch erst 37 Jahre später und 27 Jahre nach dem Tode des Sängers der Grenadierlieder. Noch immer aber wurden damals in Halberstadt am Geburtstage des Königs neue Lieder gesungen. Noch immer lebte Clamor Schmidt, wenn auch seine Thätigkeit als Stadtpoet um jene Zeit an Jung, den Director der höheren Töchterschule, überging. Th. lebte hier im heiteren und poetisch angeregten Verkehr dieses Kreises. Schon 1827 hatte er ein erstes Königslied geschrieben. Unter den Nachklängen der Julirevolution wurde er dann am 3. August 1830 aufgefordert, für die Harmoniegesellschaft ein zweites zu liefern, und jetzt gelang ihm jenes Lied, dessen vier erste Worte „Ich bin ein Preuße“ schon Gleim als Liederanfang benutzt hatte. Auf die Franzosen und die Halberstadt benachbarten Braunschweiger, unter denen der Aufstand gegen ihren Diamantenherzog schon gährte, beziehen sich die Worte des Liedes: „Ihr Glück ist Trug und ihre Freiheit Schein.“ Der Dichter steuerte durch sein Versmaaß auch gleich auf die richtige Melodie los. Es ist das Versmaß des Troubadourlieds, welches mit dem Anfang: „Von Liebchens Schoß, das blanke Schwert zur Seite“, noch jetzt bei uns zur Drehorgel gesungen wird; wol eine Uebersetzung des französischen Liedes „brûlant d'amour“, mit dem Versmaaß ging gewiß auch die Melodie auf das Thiersch'sche Lied über. Sie war auch für das Lied „Wo Muth und Kraft in deutschen Seelen flammen“ verwandt, und diesem Liede entnahm wieder Th. die Zeilen: „Mag Fels und Eiche splittern, wir werden nicht erzittern.“ Neithardt (s. A. D. B. XXIII, 414), dessen Namen heute die Composition trägt, hat sie wol nur kunstgerecht geregelt. Seine ursprüngliche Bearbeitung versieht die Melodie mit Brummstimmen und Chor, was Hoffmann v. Fallersleben scherzen läßt: „Ich bin ein Preuße singt nur einer, die andern brummen nur dazu.“

Anfangs verbreitete sich das Lied nur als Sologesang; Zschiesche, Mantius und Böttcher trugen es an verschiedenen Orten vor. In Berlin sang Zschiesche die Neithardt'sche Composition zuerst auf dem Feste der Städteordnung am 19. November 1834. Später sang Zschiesche es in einem Hofconcert in Potsdam, wobei nicht unbemerkt blieb, daß der König, dem alles Politische dieser Art leicht einen revolutionären Beigeschmack zu haben schien, sich bei der ersten Strophe etwas zurückzog, während der zweiten aber wieder vortrat. Daß der König sich zu einer dankbaren Anerkennung herbeiließ, blieb für die Verbreitung des Liedes nicht ohne Bedeutung. Hatten doch bis dahin selbst die Lieder der Freiheitskriege unter einem gewissen Bann gestanden. Erst jetzt übernahmen die Erinnerungsfeste der ehemaligen freiwilligen Jäger, die überall emporblühten, am Rhein durch Immermann, in Berlin durch Förster, in Halberstadt durch Jung die Pflege des Gesanges der Körner'schen Lieder. Und gerade auf diesen Festen erhielt nun das Preußenlied stets die zweite Stelle. Noch 1841 hörte Th. sein Lied in Köln als Zschiesche'sche Bravour-Arie, immer mehr aber wurde seitdem aus der Bravour-Arie ein Massengesang. Seine royalistische Spitze, die früher gegen Frankreich und Braunschweig gewendet war, richtete sich 1848 plötzlich nach innen gegen den Dönhoffs-Platz. Die Erwähnung der voranwehenden Fahne hatte das Lied längst zum Soldatenliede gemacht und seine Worte: „So schwören wir aufs Neue dem König Lieb und Treue“ sind geradezu zum Stichwort des Treubundes und der alten Kriegervereine geworden.

Es mag zum Schluß noch bemerkt werden, daß ein zweites Preußenlied von Th., dessen Erwähnung man findet, nicht etwa das unter dem Namen „Spontini's Borussia" bekannte Lied ist, dessen Text: „Wo ist ein Volk, das kühn zur That" von Dunker stammt.

Auf Thiersch's Grabdenkmal stehen einige Noten des Preußenliedes, von denen eine falsch ist. In Halberstadt wird in der Harmoniegesellschaft das Lied in der Handschrift des Dichters unter Glas und Rahmen aufbewahrt.

H. Pröhle, Das Preußenlied und die Volkshymne in der Morgenausgabe der „Post" vom 15. September 1870, Nr. 471, und H. Pröhle, God save the King und Heil dir im Siegerkranz in der Morgenausgabe der Nationalzeitung vom 22. März 1877, Nr. 137. H. Pröhle.

Thiersch: Ernst Ludwig Th., Forstmann, geboren am 9. Juli 1786 zu Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. U. (Thüringen), Bruder von Friedrich Wilhelm Th., † am 10. August 1869 zu Dresden. Er war der dritte Sohn eines Bäckers und jüngerer Bruder von Friedrich Wilhelm Th. (s. u.) und mußte sich bis zu seiner Confirmation mit dem Unterricht in der Dorfschule seines Geburtsortes und einigen Privatstunden bei dem Ortspfarrer begnügen. Später besuchte er als Externe noch kurze Zeit die Fürstenschule zu Schulpforta und wendete sich dann dem Forst- und Jagdwesen zu, welches er bei dem Oberförster Schwarze daselbst praktisch erlernte. Hierauf fand er zunächst eine Stellung als Secretär bei dem Finanzrath v. Münchhausen, einem vielseitig gebildeten Menschenfreunde, dessen leuchtendes Beispiel und reichhaltige Bibliothek ihn zu fleißigem Selbststudium anregten. Nachdem er die forstliche Prüfung bestanden hatte wurde er 1812 als königl. sächs. Unterförster in Eibenstock (Erzgebirge) angestellt und schon 1814 zum Revierförster daselbst befördert. 1820 erfolgte seine Ernennung zum Amtsoberförster im Oberforste Eibenstock, in welcher Stellung er den Forstmeister in allen Geschäften zu unterstützen, bezw. zu vertreten hatte. Am 30. September 1862 wurde er als „Forstmeister" in den Ruhestand versetzt.

Th. war ein vorzüglicher Praktiker und zugleich geschulter Jäger. Seine Hauptthätigkeit als Verwalter wendete er dem Waldbau zu. Durch Aufforstung zahlreicher alter Blößen, zumal in den Hochlagen, mit Fichte (und geeigneten Laubhölzern), Ausführung von Entwässerungssystemen, Vermehrung und Verbesserung der Waldwege, Anlage fiskalischer Wässerwiesen (in den Thälern der Mulde sammt Nebenflüssen) und ähnliche Meliorationen brachte er den ihm anvertrauten Forst mit der Zeit in einen vorzüglichen Zustand. Nicht unwesentlich trug hierzu der Umstand bei, daß es ihm vergönnt war, ein halbes Jahrhundert lang an demselben Orte wirken zu können. Infolgedessen bot sich ihm die Möglichkeit, die Resultate seiner Thätigkeit an Ort und Stelle selbst wahrzunehmen. Auch verschafften ihm seine reichen Erfahrungen eine solche Autorität bei seinen Berufsgenossen im ganzen Oberforste, daß diese seinem Beispiele folgten. Er versuchte sich auch in einigen Abhandlungen und selbständigen Schriften. Diese enthalten zwar manche bemerkenswerthe — weil auf Erfahrung beruhende — Notiz, sind aber im Ganzen doch nicht als eine wesentliche Bereicherung der Litteratur zu betrachten und namentlich in formeller Hinsicht — wol infolge seines ganzen Ausbildungsganges — nur mittelmäßige Leistungen. 1823 erschien sein erstes Werk unter dem Titel: „Ueber den Waldbau, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Gebirgsforsten von Deutschland; in Notizen und Bemerkungen auf seiner praktischen Laufbahn gesammelt." Ein noch umfangreicheres Werk über den Gebirgs-Waldbau scheint er unter der Feder gehabt zu haben; jedoch ist dasselbe nicht erschienen. Außerdem gab er 1830 noch eine Schrift heraus, die den Titel führt: „Die Forstkäfer oder vollständige Natur-

geschichte der vorzüglichsten, den Gebirgsforsten schädlichen Insekten, hauptsächlich der Borkenkäfer, mit Angabe der Mittel zu ihrer Vertilgung." Diese Monographie zeugt zwar nicht von großen entomologischen Kenntnissen, enthält aber doch manche der Praxis entstammende Beobachtung und Mittheilung über Lebensweise und Vorkommen der Gebirgskäfer, weshalb sie von Ratzeburg in den „Forst-Insekten" öfter citirt ist. Von Abhandlungen sind etwa zu erwähnen ein Aufsatz „Ueber die Absprünge der Fichte" (Pfeil's Kritische Blätter, V. Bd., 1. Heft, 1830, S. 187), zwei kleine Artikel über „Baumfeldwirthschaft" und „Gemischte Bestände" (im Cotta-Album, 1844) und eine Abhandlung „Ueber die schädliche Einwirkung der Vaccinien, namentlich der Heidel- und Preißelbeere, als zum großen Nachtheil edlerer Forstgewächse wuchernden Unkrautes in den norddeutschen Gebirgsforsten" (Grunert's Forstliche Blätter, 5. Heft, 1863, S. 82). Er war Mitglied einiger gelehrten Gesellschaften.

Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon, 1874, S. 483. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner ꝛc., 1885, S. 369.

R. Heß.

Thiersch: Friedrich Th., berühmter Philolog, Pädagog und Philhellene (1784—1860). Friedrich Wilhelm Th. wurde am 17. Juni 1784 in dem kursächsischen Dorfe Kirchscheidungen bei Freiburg a. d. Unstrut geboren. Sein Vater, Benjamin, der ein kleines Bauerngut als Erbe besaß, war Bäcker und Dorfschulze, die Mutter, Henriette, war eine Tochter des dortigen Pastors Lange, welche der thatkräftige Mann, obwol sie ihm an Bildung überlegen war, aus innerer Neigung gewonnen hatte. Unter 5 Söhnen und 2 Töchtern, welche dieser Ehe entsproßten, war Friedrich das zweite Kind, anfangs schwach und so klein, daß die Mutter ihn gern vor den Augen der Nachbarn verbarg. Kein Zweifel, daß der Sohn dieser ihn zärtlich liebenden Mutter, einer aufrichtig frommen und reichbegabten Frau, welche selbst die Familienfeste mit kleinen Gelegenheitsgedichten zierte, sein bestes Theil verdankte. Der aufgeweckte Knabe erhielt zugleich mit 2 Brüdern bei einem im Dorfe befindlichen Predigtamtscandidaten den ersten Unterricht im Lateinischen; er pflegte beim Mangel eines geeigneten Raumes im Hause auf dem Dachboden seine Bücher zu studiren. Später ward er auf die Lateinschule in Naumburg gebracht, wo er ein Unterkommen im Hause des Amtsvogts Curzius fand. Vorbild und Leiter seiner Jugend aber wurde ihm der Großvater Pastor Lange, dessen Predigten, Tischreden und Scherze sich dem Gedächtniß des sinnigen Knaben einprägten. Bald nach der Confirmation erwirkte auch der Großvater ihm eine Freistelle in der Fürstenschule Pforta, welche er am 5. Juni 1798 bezog. Die berühmte Anstalt wurde damals noch ganz in alter Weise geführt: das Latein sollte dem Knaben in Fleisch und Blut übergehen, einschließlich der Versification — Th. selbst schrieb einst an einem schulfreien, sogenannten Studientage 200 Verse —; Griechisch war mehr dem Privatfleiße überlassen. Für Mathematik, Hebräisch und Französisch gab es einige Unterrichtsstunden, aber für Geschichte nur gelegentlich; dagegen Deutsch nebst Litteraturgeschichte, sowie Geographie und Naturwissenschaften waren lediglich dem Privatstudium anheimgegeben. Bei den unvollkommenen Lehrmethoden kam die große Masse der Schüler wohl schlecht weg; aber die Noth der Selbsthülfe schuf Charaktere, und begabtere Naturen fanden reiche Gelegenheit, ihren Witz zu üben, den Geist zu schulen und sich im Denken auf eigne Füße zu stellen; vor allem ward Lust zur Selbstthätigkeit erweckt. Dies Wesen entsprach der eminenten philologischen Anlage von Th. vollkommen; dabei hatte er das Glück, den 1802 als Rector eintretenden K. David Ilgen zum Lehrer in Prima zu bekommen. Auch dem Mathematiker Joh. Gottl. Schmidt trat er näher, der zugleich religiöser Dichter war und für die oberen

Classen Privatvorträge über christliche Moral hielt. Unter den Mitschülern war Immanuel Nitzsch, der Theologe, sein jüngerer Stubengenoß; mit Gröbel, später Rector der Kreuzschule in Dresden, und Ludolf Dissen, später Professor in Göttingen, blieb er stets in Verbindung. Zum ersten Male öffentlich sprach Th. ein selbstverfaßtes deutsches Gedicht bei der Einweihung des neugebauten Speisesaales; er handhabte darin die alcäische Strophe in horazischer Manier; die angefügten Stanzen zeigen poetischen Fluß und religiöse Wärme. An Weihnacht 1803 übertrug der Großvater dem Neunzehnjährigen die Predigt in der heimatlichen Dorfkirche mit Erfolg. Zum Abschied von der Pforte (26. März 1804) verfaßte Th. eine Abhandlung de origine hexametri, ferner eine lateinische Ode an den Kurfürsten, ein lateinisches Gedicht in Hexametern an die Lehrer und ein deutsches in fünffüßigen Jamben an die Freunde. — In Leipzig ließ er sich nach dem Wunsche seiner Eltern als Theologen immatriculiren; die Fortsetzung der Alterthumsstudien verstand sich dabei von selbst. Aber die skeptische Kälte und Trockenheit der theologischen Professoren verleidete ihm sehr bald jenes Studium; er predigte auch als Student nur einmal, am Grabe des Großvaters Lange. Dagegen hing er bald mit Begeisterung an dem Philologen Gottfried Hermann, dem der Eifer dieses reifen Schülers Achtung abnöthigte. Th. warf sich auf Homer und Aeschylus, auf griechische Metrik und Antiquitäten oder vielmehr auf alle realen Alterthumsstudien, für welche ihm Fr. Aug. Wolf, den er besuchsweise in Halle hörte, später Heyne in Göttingen die Anregung gab. Dabei lebte er in den Dichtungen Schiller's, welche er bei mehreren (ungedruckten) dramatischen und lyrischen Versuchen zum Muster nahm. Mit der Guitarre auf dem Rücken machte er Fußwanderungen in die sächsische Schweiz, die er in „Briefen" (Leipzig 1807) beschrieb. Er knüpfte einen Briefwechsel mit Jean Paul an; in die Zeitschrift „Der Freimüthige" lieferte er ästhetische Aufsätze über neue Litteraturerscheinungen. Dabei empfand er tief schmerzlich die schweren Niederlagen des Vaterlandes in den Jahren 1805—1807, deren Gang und Wirkung er zum Theil aus der Nähe beobachten konnte. Man sehe die schönen Briefe an Lange vom 10. September 1806 und an Krehl vom 18. bis 22. December 1806. Mit verdoppeltem Eifer warf er sich, zugleich von Nahrungssorgen bedrängt, auf sein Studium und bestand im Frühjahr 1807 in Dresden die theologische Prüfung. In der Examenpredigt klagte er über den Unglauben der Zeit, über die „einseitige Verstandesrichtung" und „die stets wachsende Erkaltung und Verarmung der Gemüther". Während derselben Tage schrieb er vier Elegien über religiöse Gemälde der Dresdener Maler Kügelgen und Hartmann, welche in Wieland's Merkur erschienen; zugleich einen Aufsatz über deutsche Metrik für einen Damenalmanach. Den Antrag des Archäologen Böttiger, als Sekretär Millin's nach Paris zu gehen, lehnte er ab; vielmehr zog es ihn nach Göttingen, wo er Chr. Gottl. Heyne hören und sich für eine akademische Wirksamkeit vorbereiten wollte. Er ging dahin im Sommer 1807 als Privatlehrer zweier Livländer, v. Baranoff, die ihn ganz als Freund bei sich hielten. Nach der Leipziger Dürftigkeit ging ihm jetzt das Herz auf in dem behaglichen Zustande; er schwelgte in freudiger poetischer Stimmung. Er las mit seinen Zöglingen Homer und Tacitus, hörte selbst bei Herbart Metaphysik, bei Heeren Geschichte und machte Spazierritte in die Umgegend. Schon im Herbst 1807 wurde er durch Vermittlung Heyne's am dortigen Gymnasium als Collaborator angestellt. Er fand sich rasch in seine neue Aufgabe, den Knaben die griechische Formenlehre beizubringen, und fand in dem Amte, wie er schreibt, eine neue Blume „Berufstreue". Diese praktischen Studien verwerthete er zu dem Hefte: „Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlicher zu lehren von Fr. Thiersch" (Göttingen 1808, 3. Aufl.,

1813). Der junge Pädagoge hatte viel zu thun, „um die stockende Thätigkeit in der Classe in Umtrieb zu bringen und den Eifer zu wecken", sein Vorgänger war ganz untauglich gewesen, und die Disciplin unter 60 verwilderten jungen Leuten mußte er sich mit harter Mühe, aber nach der sichersten Methode erkämpfen, wie er ausführlich an Lange erzählt. Der rasche Erfolg gewann ihm Heyne vollständig, der ihn in einem Briefe an Joh. v. Müller „einen jungen Mann von seltenen Talenten, Feuer und Kraft" nennt. „Er hat kürzlich gepredigt, man ist erstaunt gewesen über seine Kanzelgabe. Dieser Tage disputirte er pro gradu; sein College Wunderlich opponirte, das war eine seit langer Zeit nicht erlebte fête." Die am 18. Juni 1808 vertheidigte Habilitationsschrift handelte über Platon's Symposion, mit Episoden über Hippokrates, Tyrtäus und Alcäus, dazu eine Widmung an Heyne in griechischen Hexametern. Im folgenden Winter hielt er als Privatdocent Vorlesungen über das Symposion und über akademisches Studium. Schon machte er mit Freund Dissen einen Plan zu einem Cyklus von Collegien; er arbeitete gewaltig und war im Stande, zeitenweise nur eine Nacht um die andere zu schlafen. Zu gleicher Zeit ergriff ihn eine Neigung zu Cäcilie Tychsen, welche sich indessen bald mit Ernst Schulze, dem Dichter der bezauberten Rose, verlobte, aber unvermählt blieb. Th. widmete ihrem Andenken eine kleine Sammlung Lieder, welche Fr. Richter componirte (1817). — Doch war ihm kein dauerndes Wirken in dem geliebten Göttingen beschieden. Unter der Herrschaft Jerome's wurde die bedrohte Universität nur sehr knapp gehalten, und die Freunde selbst riethen Th., den an ihn ergehenden Ruf als Gymnasialprofessor nach München anzunehmen. — In München, wo Th. nun Ende März 1809 eintraf und seinen bleibenden Wohnsitz, eine lebenslängliche Wirksamkeit fand, warteten seiner schwere Aufgaben und ungeahnte Kämpfe. In das bis vor kurzem gegen den Protestantismus verschlossene Baierland, welches eben durch Napoleon zum Königreich erhoben und durch Zuweisung zahlreicher weltlicher und geistlicher Gebiete, auch Tyrol und Salzburg, bedeutend erweitert worden war, sollte unter Max Joseph ein neuer Geist einziehen. Des Königs zweite Gemahlin, Caroline von Baden, war Protestantin; der Minister Montgelas, ein Freigeist, trieb erleuchteten Despotismus und stärkte die Fürstenmacht durch Einziehung geistlicher Güter. Der Jurist Feuerbach, der Kirchenrath Niethammer, die Philosophen Fr. H. Jacobi und Schelling fanden sich hier mit den freisinnigen Katholiken Baader und Weiller zusammen, die Letzteren in der neubelebten Akademie der Wissenschaften, deren Generalsecretär der Gothaner Schlichtegroll war. Letzterer hatte schon den Philologen Friedr. Jacobs herbeigezogen, und dieser wieder veranlaßte Thiersch's Berufung. Diese „protestantische Fremdencolonie" hatte den ganzen Haß der sich zurückgesetzt glaubenden Altbaiern zu tragen, welche in Chr. von Aretin einen fanatischen Führer besaßen. Die Hetze gefiel sich in täglichen Neckereien, Pasquillen und Aufreizungen in den Wirthschaften. Man verdächtigte die Protestanten als Geheimbündler und Verschwörer gegen den verbündeten Napoleon in einer Broschüre; sogar im Theater kam es zu Demonstrationen. Die deutlichste Absicht lag vor, die fremden Eindringlinge zu verjagen, und auch der König vermochte nur zu trösten. Th., der sein Gymnasiallehramt mit regstem Eifer begonnen und Proben seines selbständigen Charakters sogar nach oben bald gegeben hatte, ließ auch sofort ein gewandt und mit Humor geschriebenes Schriftchen erscheinen: „Betrachtungen über den angenommenen Unterschied zwischen Nord- und Süd-Deutschland", München 1809 (anonym, aber 2. Auflage mit Zusätzen und dem Namen des Verfassers). Er predigte zuweilen in der protestantischen Hofkapelle; man drohte ihm mit Beschimpfung, und die Häupter der katholischen Partei (darunter Chr. v. Aretin) suchten ihn durch ihren Anblick auf der Kanzel zu verwirren. Der

Jugendmuth des unerschrockenen Mannes, welcher auch 1810 den Großglockner mit Lebensgefahr erstieg, blieb ungeschwächt, während sein Freund Fr. Jacobs, der Angriffe müde, in die Heimath zurückging; er blieb unbefangen heiter im Kreise der obengenannten Genossen, selbst als ihn am 28. Februar 1811, am Fastnachtsabend in der Dunkelheit an seiner Hausthür der wohlgezielte Dolchstoß eines auflauernden Mörders in den Nacken traf, glücklicherweise aber nur eine tiefe Fleischwunde verursachte. Der Mörder ward nicht entdeckt; doch war Niemand zweifelhaft über das Lager, dem er entstammte. Th. hatte sich nach dem Attentat der allgemeinsten Theilnahme zu erfreuen, insbesondere auch seitens des Hofes und der königlichen Familie. Er wurde im Laufe des Jahres berufen, die fünf Töchter Max Joseph's, welche bekanntlich alle später entweder selbst hohe Throne bestiegen oder Thronfolgern das Leben gaben, in Litteratur, Geographie und Geschichte zu unterrichten. Er begann hier mit dem Homer von Voß, las mit den Prinzessinnen Herodot und die griechischen Tragiker in Uebersetzungen, überhaupt nur classische und ausgezeichnete Schriften; dazu gab er Vorträge über Kunst und Aesthetik, über alte und neuere Geschichte. Die Prinzessinnen wußten ganze Gesänge des Homer auswendig, sie beschrieben den Park von Nymphenburg in Hexametern und brachten nach griechischen Vorbildern ein Drama ohne Liebesgeschichte, Antiope, zu stande. Der Unterricht wurde bis zu ihrer Vermählung (1822—24) fortgesetzt. — Zu Neujahr 1811 war Th. Adjunct bei der Akademie geworden, zugleich trat er vom Gymnasium als Professor an das Lyceum über, welches damals eine Mittelstufe zur Universität bildete; bald darauf gründete man auch das von ihm zu leitende philologische Seminar zur Heranbildung von Lehrern nach dem Vorbilde des Göttinger Seminars. Auf dieser zunächst mit der Akademie, seit 1826 mit der Universität verbundenen Anstalt entfaltete Th. fast 50 Jahre lang die nachhaltigste persönliche Wirksamkeit, welche ihm später den verdienten Titel des praeceptor Bavariae eintrug. Seit 1812 gab er als Frucht seiner Anregungen „Acta philologorum Monacensium“ heraus (3 Bde. und 1 Heft vom Bd. 4, 1829), enthaltend Beiträge von ihm selbst und den Schülern in Abhandlungen und Uebersetzungen. — Im Sommer 1813 unternahm er eine Ferienreise nach Paris, um die damals dort aufgehäuften Schätze der alten Kunst zu studiren; er trat in lebhaften Verkehr mit E. Q. Visconti, W. von Humboldt, K. Hase und andern Gelehrten, besonders auch mit dem gelehrten Griechen Korais. Die Kunde von der Schlacht bei Leipzig trieb ihn natürlich zurück. Im nächsten Frühjahr erwachte der patriotische Eifer auch in München, und Th. machte an der Spitze von zwei Studentencompagnien auf dem Marsfelde Uebungen; doch ließen seine Gönner, insbesondere der Kronprinz es nicht zu, daß er sich ernsthaft am Kriege betheilige. Im Sommer 1814 wurde er als Mitglied der Akademie aufgenommen, welcher er als Secretär der philologisch-historischen Classe von nun ab einen Hauptteil seiner Kräfte und Sorgen widmete; dennoch hegte er das Verlangen nach einem freieren Wirkungskreise, den er in Oesterreich zu finden hoffte. Allein ein Besuch in Wien (September 1814) enttäuschte ihn; er verkehrte meist mit den dortigen Griechen, deren Zukunft ihn schon damals lebhaft beschäftigte, auch mit dem Grafen Johann Capodistrias, der als russischer Minister zum Fürstencongreß gekommen war. Plötzlich erhielt Th. von seiner Regierung den Auftrag, die Handschriften, Gemälde und anderen Kunstsachen, welche von den Franzosen aus Baiern nach Paris entführt waren, zurückzufordern. So ging er denn direct von Wien über Straßburg dorthin und brachte 5 Monate in schwieriger diplomatischer Mission zu, die gerade am Abschluß war, als Napoleon's Rückkehr ihn abermals zu flüchten zwang. Indessen wurde seine große Gewandtheit vom Minister Montgelas mit der schmeichelhaften Aeußerung anerkannt, „daß die Angelegenheit

von der ersten diplomatischen Behörde, die man in Paris hätte haben können, nicht besser würde besorgt worden sein". Im Sommer 1815 hatte er ein bei Salzburg entdecktes römisches Mosaik (Theseus, Ariadne und der Minotaur) auszugraben; kurz darauf kam Salzburg an Oesterreich. Doch nach der abermaligen Gefangennahme Napoleon's ging Th. zum dritten Male nach Paris und brachte bald die Auslieferung der Baiern gehörigen Schätze zuwege, worauf er sich erlaubte, noch zu eigenen Zwecken auf einen Monat nach England zu reisen. Das britische Museum mit den Elgin marbles und dem eben erworbenen Friese von Phigalia, die Schule in Eaton und die beiden Universitäten besuchte er unter Führung des ihm von Paris her bekannten Philologen Dobree; und fast wäre er in England geblieben, so sehr entzückte ihn das Universitätswesen! — Es folgten in München verhältnißmäßig ruhige Jahre. Th. verlobte sich auf einer Reise nach Thüringen, wo er das Elternhaus, leider ohne die Mutter, wiedersah, mit Amalie, der hochgebildeten Tochter des Generalsuperintendenten Löffler in Gotha. Zu Weihnacht 1816 ward in Nürnberg die Ehe geschlossen, deren Segen der Gatte bis an sein Lebensende genoß. Das gesellige Leben gestaltete sich sehr angenehm; die Familien Jacobi, Niethammer, Roth und Thiersch bildeten ein Kränzchen und luden einander alle 14 Tage zu Tische. Da jedoch die knappe Einnahme bei Thiersch's Freigebigkeit und früherer wirthschaftlicher Sorglosigkeit nicht zureichte (die Reise nach England war noch zu bezahlen), auch das Schulwesen unter dem neuen Minister Zentner rückwärts ging, so war Th. schon entschlossen, einen ehrenvollen Ruf nach Göttingen (an die Stelle Fr. G. Welcker's, 1819) anzunehmen, als der König selbst, welcher den Lehrer seiner Töchter nicht entbehren wollte (er sagte zum Minister: „Meine Kinder heulen mir die Ohren voll"), veranlaßte, daß man ihn durch Versprechungen hielt. Bald (1822) erwarb Th. aus dem Vermögen seiner Frau das „rothe Haus" (jetzt gänzlich umgebaut, in der Arcisstraße Nr. 1a), damals noch von Wiesen umgeben, welches er durch geschmackvolle Einrichtung und Anlage eines geräumigen Bibliotheksaales zu einem stolzen Museion umschuf, in dem er zeitlebens großartige Gastfreundschaft geübt hat. Bis 1827 wurden ihm 7 Kinder geboren, von denen nur das zweite auf einer Reise in Gotha einjährig an der Bräune starb.

Die Studien Thiersch's bewegten sich in diesen Jahren auf den Gebieten der Sprachwissenschaft und der Archäologie. Schon 1812 war die „Griechische Grammatik des gemeinen und homerischen Dialekts, zum Gebrauche für Schulen" erschienen, welche nebst der auszüglichen Schulgrammatik wiederholt aufgelegt wurde, und worin er, bei selbständiger Durcharbeitung des Materials, vor allem Vereinfachung erstrebte. Sein Axiom war, daß man mit dem homerischen Dialekt, als dem leichtesten, beginnen solle (ebenso sein Freund Dissen). In der Vorrede zur 4. Auflage 1855 erzählt er selbst, wie er ganz zu Anfang in München mit 5 Knaben von 10—12 Jahren den Unterricht in 6 Wochenstunden begonnen und am Ende des zweiten Monats schon ein Buch der Odyssee beendigt habe. Das Hauptverdienst dieser Lehrbücher besteht in der scharfen und klaren Darstellung der Eigenthümlichkeiten des homerischen Dialekts und in den syntaktischen Regeln, welche er gegen G. Hermann's Angriffe in den Acta vertheidigte, in würdevoller Offenheit als dankbaren Schüler sich bekennend. Im Unterricht war Th. (seit 1826 an der Universität) nach allgemeinem Zeugniß hervorragend durch klaren und fesselnden Vortrag, sowie durch innere liebevolle Hingabe an die Schüler, deren Förderung ihm Herzenssache war. Fern von geistloser Mechanik, wirkte der Lehrer hinreißend, weil er selbst vom Gegenstande hingerissen, Wärme ausströmte und Theilnahme erweckte. Seine dichterische Anlage zog ihn zu Pindar, den er in den originalen Versmaßen zu übersetzen sich

mühte; 1820 erschien in zwei starken Bänden „Pindar, griechisch und deutsch mit Einleitungen und Erläuterungen“. Wenn die Nachbildung dieser schwierigsten Rhythmen der griechischen Sprache unvermeidlich hart und fremdartig ausfiel, wie dem Verfasser selbst nicht entging, und das Unternehmen übereilt war, so erregt das halbvergessene Buch doch ein gewisses Interesse durch die Zueignung an Fr. Jahn, den Turnvater, mit dem Th. aus Begeisterung für das Turnen in Paris wirkliche Freundschaft geschlossen hatte. Und diese Gesinnung scheute er sich nicht in dem Jahre der Karlsbader Beschlüsse, 1819, als eben in Preußen alle Turnplätze geschlossen wurden, offen zu bekennen. In der warm geschriebenen Widmung, die eins der schönsten Zeugnisse für Th. als Erzieher enthält, der seine Zeit und ihre Bedürfnisse verstand, nennt er Pindar „den großen griechischen Turnsänger“ und schreibt: „Stärke des Leibes ohne den Schmuck der Bildung bezeichnete den Barbaren; an der innigen Gemeinschaft leiblicher und geistiger Veredlung ward der Hellene erkannt.“ „Noch ist die edle Turnkunst mehr ein Nebenwerk der Erziehung, als ein wesentlicher Theil derselben und unauflöslich mit ihr verbunden.“ — Die archäologischen Studien, zu denen Th. durch das Kunstinteresse des Kronprinzen Ludwig und die Stiftung der Glyptothek mächtig angeregt wurde, führten zur Ausarbeitung der Abhandlungen „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen“, zuerst vorgetragen in der Akademie 1816, 1819 und 1825, dann 1829 zusammengefaßt und mit polemischen Zusätzen als Band herausgegeben. Die beiden Grundgedanken dieser Schrift, 1. daß die griechische Plastik, aus Aegypten übertragen, sich Jahrhunderte lang, durch den Einfluß der Priesterschaft gehemmt, ohne Fortschritt in den überlieferten Formen erhalten habe als „hieratischer Stil“, und 2. daß nach der Blüthezeit seit Phidias bis auf Hadrian die Kunst sich wesentlich auf gleicher Höhe gehalten habe und von einem Verfall unter den Römern nicht die Rede sein könne, — diese beiden Hauptsätze sind zwar neu und direct gegen Winckelmann's Lehre gerichtet, wurden aber sofort heftig bekämpft und sind durch die neuere Forschung stark modificirt worden. Um dem Mangel an Autopsie zu begegnen, ging Th. im Herbste 1822 mit königlicher Unterstützung auf ein halbes Jahr nach Italien, wo er besonders in Rom — Neapel blieb dem politisch Verdächtigten verschlossen — mit Thorwaldsen, Niebuhr, Ed. Gerhard u. A. lebhaften Verkehr pflog, und den Plan zu einem umfassenden Werke machte: „Reisen in Italien von Fr. Thiersch, Ludwig Schorn, Ed. Gerhard und Leo v. Klenze“, das in mehreren Bänden ein vollständiges Bild des Landes und seiner Kunstschätze bieten sollte. Es erschien nur Bd. I (1826) mit Thiersch's Reise in Oberitalien und Schorn's Beschreibung von Ravenna und Loretto. Auch hier ließ Th. in Venedig in Versen und erdichteten Gesprächen fingirter Personen die Klage um das Elend des gedrückten Landes ertönen. — Zurückgekehrt, trieb er seine Studien und besuchte zur Stärkung seiner Gesundheit vier Sommer hinter einander das Bad Gastein, wo er auch mit Erzherzog Johann und dem Dichter Pyrker verkehrte. Seit 1824 hatte er seinen alten Vater im Hause, der 1832 achtzigjährig starb. Auch den als Demagogen eingekerkerten Mathematiker Karl Feuerbach beherbergte er eine Zeit lang, während dessen Bruder Anselm, der Archäolog, sein treuer Schüler gewesen war. Mit dem Grafen Platen pflegte er freundschaftlichen Verkehr, nahm lebhaften Antheil an seinen Dichtungen und wurde in Sachen der Metrik, sowie in persönlichen Angelegenheiten oft von ihm in Anspruch genommen. Das Hauptinteresse aber wendete er bald den Schulen und der Sache des gelehrten Unterrichts zu, welche mit der Thronbesteigung Ludwig's I. (October 1825) in Fluß kam. Hatte er bis dahin nur unzulänglichen Erfolg in seinem Streben für gründliche classische Bildung gefunden, so wurde er durch den frischen Zug der neuen Regierung zu

einer umfassenden Darstellung seiner Ideen ermuthigt, die er unter dem Titel: „Ueber gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern" bei dem befreundeten Cotta in rascher Folge heftweise von 1826—31 erscheinen ließ, vereinigt zu 3 Bänden. In dieser Schrift liegen diejenigen Grundsätze und Anschauungen aufgespeichert, deren Geltendmachung zusammen mit seiner praktischen Thätigkeit im Seminar und der Universität die nachhaltigste Lebenswirkung Thiersch's ausmacht. Im ersten Bande, der von den Gymnasien handelt, kämpft er gegen die in Baiern herrschende Jesuitenmethode im Unterricht, wo das Latein nur als blanke Waffe der Stilübung gilt, und gegen die engherzige Bureaukratie, welche nur Abrichtung auf den künftigen Beruf will; er stellt das Programm der sächsischen Fürstenschulen als Muster einer humanistischen Vorbildung hin, die sich auf alte Sprachen und Mathematik beschränkt, und empfiehlt als Vorstufe die Einrichtungen der württembergischen Präceptoratsschulen. Der zweite Band war besonders zeitgemäß; er besprach die Universitäten, als gerade König Ludwig (Herbst 1826) die Universität von Landshut nach München verlegt hatte. Die Hauptfrage lag hier in dem bisher geübten Collegienzwange, einer genau vorgeschriebenen Studienordnung für jedes Fach, und dem sogen. philosophischen Biennium, welches vor Beginn des Fachstudiums absolvirt werden mußte und die mangelhafte Gymnasialbildung ergänzen sollte. Gegen diese aus der früheren Jesuitenleitung überkommenen Einrichtungen wendet sich Th., er zeigt in ausführlicher Darlegung, wie solcher Zwang zur Ertödtung alles wahren und freien wissenschaftlichen Strebens führen müsse, und fordert nach dem Beispiel aller andern deutschen Universitäten unbeschränkte Studienfreiheit, dazu größere Selbständigkeit der Universität in der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten. Die Schrift machte auf den König, der selbst in Göttingen studirt hatte, solchen Eindruck, daß er Th. und Schelling neben dem Minister in sein Privatcabinet berief und auf ihre Vorträge entgegen dem Ministerialentwurf alles genehmigte. (Man sehe die drastische Schilderung in Thiersch's Leben I, S. 342 ff.). So ward der „Universitätsbann" aufgehoben und „die Studenten waren fleißig nach wie vor". Th. selbst, jetzt Professor der Beredsamkeit und alten Litteratur, bemühte sich durch persönliche Theilnahme, den geselligen Vereinigungen der Studirenden einen veredelten Charakter zu geben; er ward im J. 1829/30 zum Rector gewählt und nach einer schwungvollen Inauguralrede über den Segen der errungenen Freiheit von den Studenten mit einem großartigen Fackelzuge begrüßt, von König Ludwig mündlich und schriftlich beglückwünscht. Noch mehr! Als er in jener Rede eine Hindeutung auf die soeben erfolgte umgekehrte Wendung der Dinge in Tübingen gemacht hatte, wo durch den Minister v. Maucler die alten Corporationsrechte aufgehoben und die Zwangsmaßregeln eingeführt waren, stellte sich bei der daraus entsprungenen litterarischen Fehde die öffentliche Meinung in Württemberg selbst so erfolgreich auf Thiersch's Seite, daß der eines Besseren belehrte König bald darauf die Verordnungen zurücknahm. — In der für die Schulangelegenheit eingesetzten Commission wurde Th. als Hauptführer mit der Redaction des Planes betraut, der am 8. Februar 1829 mit der königlichen Genehmigung publicirt wurde. Indessen, während im Auslande das Werk vielfach Anerkennung fand, verstanden die Gegner in Baiern selbst, Priester und Realisten, so heftig Lärm zu schlagen, daß der König bedenklich ward und eine Revision befahl, durch welche 1830 die Lyceen wieder hergestellt und die Lateinschulen unten verkürzt wurden. Auch wurde bei der Prüfung für das Lehramt die Behörde angewiesen, die Geistlichen „durch erleichternde Fragstellung" zu ermuthigen; weshalb Th. aus der Commission austrat. Auch die Verbesserung der erbärmlichen Besoldung für die Lehrer, welche Th. angestrebt hatte, gerieth ins Stocken. — Mitten unter diesen

Erfolgen und Niederlagen beschäftigte sich Th. lebhaft auf einem ganz entlegenen Felde, welches ihn aber schon seit Jahrzehnten stark in Anspruch genommen hatte, mit dem jüngst befreiten Griechenlande. Sein Interesse an den Neugriechen bekundete er schon 1813 durch einen Aufsatz über die Schulen in Patmos, Chios und Constantinopel, wofür er auch die Akademie zu erwärmen suchte. Er war der Hetärie zur Befreiung vom Türkenjoche beigetreten und trug eine Zeit lang ihren Ring. Die Heranbildung junger Griechen zu tüchtigen Lehrern lag ihm so sehr am Herzen, daß er ein Erziehungsinstitut, „Athenäum", für sie in München 1815 eröffnete und zeitweilig sogar in seinem Hause hielt. Die griechische Erhebung 1821 begrüßte er mit Begeisterung; er ließ den „Vorschlag zur Errichtung einer deutschen Legion in Griechenland", München 1821, erscheinen, regte Geldsammlungen an und schrieb in der (Augsburger) Allgemeinen Zeitung, bis Oesterreichs Einspruch es ihm verwehrte. Seit 1825, als die Noth der Griechen aufs höchste gestiegen war, zugleich aber König Ludwig sich für sie bekannte und die Philhellenen auch in Paris Einfluß gewannen, machte Th. neue Ansätze und hat wahrscheinlich zuerst den Gedanken geäußert, den bairischen Prinzen Otto zum Herrscher Griechenlands zu bestellen (sur l'état actuel I, p. 311). Im November 1829 schrieb er darüber an den Philhellenen Eynard und wußte dieses Schreiben auch an Kaiser Nikolaus von Rußland zu bringen. Nachdem endlich 1830 Griechenlands Selbständigkeit erklärt war und seit der Ablehnung Leopold's von Coburg der Präsident Johann Capodistrias, auf den Th. früher mit Vertrauen gesehen hatte, sich ganz als russischer Statthalter geberdete, konnte Th. dem Verlangen nicht widerstehen, das Land selbst zu besuchen, dessen Sprache ihm durch den Verkehr mit vielen Griechen seit lange vollkommen geläufig war. Das Wirrsal der fortwährenden Parteikämpfe zog ihn gerade an; ihn beschäftigte schon vor Antritt der Reise der Gedanke, zu vermitteln; eine politische Rolle zu spielen, lag überhaupt seinen Neigungen nicht fern. Einen gerade jetzt an ihn ergehenden Ruf zum Vorstande des Studienwesens in Sachsen lehnte er deshalb etwas vorschnell ab, im Vertrauen auf ein Wort des Ministers, der ihn hinterher täuschte und als Demagogen verdächtigte. Th. unternahm nun die Reise als Privatmann und auf eigene Kosten; — der König ließ ihm nur sagen, daß er weit entfernt sei, seinen Sohn der griechischen Nation aufdrängen zu wollen —; er fuhr am 21. August 1831 mit Fallmerayer und dem Grafen Ostermann Tolstoi ab nach Triest, von dort jedoch allein auf der griechischen Brigg „Markos Botzaris" nach Nauplia (21. Sept.), wo er sich dem Grafen Capodistria mit Empfehlungen des Königs und des Fürsten Wrede vorstellte. Mit raschem Blick durchschaute Th., dem die Griechen aller Parteien in Masse zuströmten, die Mißgriffe der Regierung des Präsidenten, der plötzlich am 9. October durch Meuchelmord fiel. In dem Gewirr der nun um die Macht streitenden Parteien wurde es Th. beschieden, eine Zeit lang das gefährliche Amt eines Friedensstifters zu üben, wozu ihn seine versöhnliche Natur, der geübte Blick in die ihm schon vertrauten Verhältnisse und vor allem seine vollkommene Beherrschung der Volkssprache, sowie seine angeborene Beredsamkeit sehr wohl befähigten. Auch hielt man ihn trotz seiner Ableugnung für einen diplomatischen Agenten des Königs von Baiern, zumal er sofort offen für den Prinzen Otto warb. Von einer archäologischen Excursion in den Peloponnes holte man ihn nach Hydra und hörte seinen Rath, ebenso predigte er überall zum Frieden auf dem Ausfluge nach Athen und Delphi (Januar 1832). Nach einem Besuch mehrerer Inseln des ägäischen Meeres, wobei er auch Milet und Ephesus sah, kam die erfreuliche Nachricht von der Wahl des Prinzen Otto zum Könige. Aber gerade jetzt war die Gefahr eines furchtbaren Bürgerkrieges nahe, indem die provisorische Regierung zu Nauplia mit dem

Grafen Augustin Capodistrias an der Spitze einerseits von den Mainoten, andererseits von den Rumelioten mit einem Einfalle bedroht wurde. Als Vertrauensmann der Residenten der 3 Schutzmächte ging der bei allen Parteien gern gesehene Vermittler zu Capodistrias und erlangte die Freilassung des alten Mauromichalis aus dem Gefängnisse zu Nauplia, um die Mainoten zu beschwichtigen (25. März); sofort eilte er dann zu dem Heere der Rumelioten nach Megara und versuchte bei Kolettis, da es schon unmöglich war, den Zug aufzuhalten, demselben wenigstens einen friedlichen Charakter zu geben. Die Beredsamkeit des „Schulmeisters", wie ihn die Griechen gern nannten (er selbst gräcisirte seinen Namen auch *Εἰρηναῖος Θύρσιος*) drang durch; Kolettis versprach, es solle keine Gewaltthätigkeit vorfallen. Auf der Rückkehr vom Isthmos entging er nur durch Zufall einem von der Capodistrianischen Regierung, die seine Vermittlung ungern sah, angestifteten Hinterhalte der Klephten (30. März). Dennoch predigte der unerschrockene Mann, den die Freunde mit einer Leibwache von 10 Palikaren umgaben, nun wieder in Nauplia Versöhnung, während die Rumelioten mit Oelzweigen auf den Flinten in Argos einrückten. Nach der hierauf erfolgenden Abdankung des Aug. Capodistrias ließen jedoch die Residenten unkluger Weise wieder eine provisorische Parteiregierung zu, die den Zwist erneuerte; Kolettis marschirte gegen Nauplia, die Residenten machten Th. Vorwürfe. Dieser aber rastete weder Tag noch Nacht, und am 10. April Morgens, als die feindlichen Heere vor den Thoren von Nauplia gegen einander rückten und der Zusammenstoß unvermeidlich schien, stürzte er sich mit Lebensgefahr dazwischen, und sein geschicktes Benehmen allein hatte bei den Heerführern und den gemeinen Kriegern thatsächlich den Erfolg, das Blutvergießen zu verhüten und eine Einigung der streitenden Parteien für den Augenblick herbeizuführen. Capodistrias verließ am selbigen Abend Stadt und Land auf immer. Es ist nicht dieses Ortes, auf den einzelnen Verlauf dieser Ereignisse, welche Th. selbst in seinen Briefen und dem Buche „Sur l'état actuel de la Grèce" ausführlich erzählt hat, näher einzugehen, noch auf die Verdächtigungen und Angriffe, welche er zum Danke für sein Eingreifen im Interesse der Menschlichkeit, dennoch später erfahren mußte. Die Diplomaten von Fach warfen ihm vor, daß er ohne Auftrag sich in die Politik gemischt habe, anstatt ihm zu danken, daß er ohne zur Zunft zu gehören, so erfolgreich ihre Geschäfte besorgte. Daß Th. an Beobachtungsgabe, an Kenntniß von Land und Leuten und in der Behandlung des griechischen Charakters jenen beglaubigten Vertretern überlegen war, geht u. a. aus den 12 Berichten hervor, die er von Januar bis September 1832 an König Ludwig sandte, ohne je eine Zeile Antwort zu erhalten. Uebrigens trat er jetzt in die Stelle eines Beobachters zurück, und obwohl er auch weiterhin ermunternd und rathgebend auftrat, und auf die verheißene aber unbegreiflich zögernde Regierung hinwies, widmete er sich dem Studium des tzakonischen Dialekts, bewahrte auch so wohl seine Besonnenheit, daß er, als einmal 60 Deputirte der Nationalversammlung willens waren, ihn als Präsidenten der Regierung vorzuschlagen, diese Ehre entschieden ablehnte: „ich würde sonst als unbesonnener Ehrgeiziger erschienen sein". Als endlich am 8. August die Nationalversammlung die Wahl des Prinzen Otto einstimmig bestätigte, erhielt Th. den Auftrag, die Urkunde darüber nach München zu bringen und zugleich die ehrendsten Dankschreiben für seine Wirksamkeit von der Regierung sowohl wie von der Nationalversammlung. Er reiste sofort ab über Olympia, Zante, Ithaka, Corfu (wo die Capodistrianer ihn bedrohten) und hielt Mitte September Quarantäne in Triest, wo er auch einen Heimberufungsbefehl des Königs vorfand. Anfang Octobers traf er in München wieder ein, zwar ergraut, doch nach seiner Aussage frisch und verjüngt. Die Reise hatte ihm 7000 Gulden gekostet. — In dem

Dankschreiben der Nationalversammlung an Th. findet sich ausdrücklich die Hoffnung ausgesprochen, der junge König werde ihn mit sich führen, um für die Bildung der Nation zu wirken. Indessen war König Ludwig gegen ihn eingenommen, zum Theil durch den früheren Philhellenen v. Heydeck, welcher der russischen von Th. bekämpften Partei angehangen hatte, jetzt aber als Mitglied der Regentschaft mitging. Ferner darf als erwiesen gelten, daß der englische Resident Dawkins bei der Londoner Conferenz gegen seine Verwendung wirkte; man sehe: Apologie eines Philhellenen S. 69, 110—128. Als die Griechen bei der Landung des Königs Otto in Nauplia erfuhren, daß Th. nicht unter seinen Begleitern sei, ward lebhaftes Erstaunen rege, und eine große Anzahl der angesehensten Personen, darunter sieben Bischöfe, richteten eine förmliche Eingabe an den König von Baiern um seine Berufung, ohne Erfolg. Th. selbst, obwohl schmerzlich berührt, ließ es sich nicht verdrießen, seine Erlebnisse und Anschauungen, sowie die Ergebnisse seiner umfassenden Beobachtungen über den Zustand des Landes und die Mittel ihm aufzuhelfen, in dem französisch geschriebenen Werke „De l'état actuel de la Grèce“. 2 Vols. 1833, niederzulegen und der künftigen Verwaltung werthvolle Fingerzeige zu geben. Seine Ansichten wurden nicht bloß von den Griechen, sondern auch von fremden, mit dem Lande vertrauten Staatsmännern, z. B. von Prokesch, als richtig und ausführbar öffentlich anerkannt. Auch seine Beurtheilung hervorragender Personen, namentlich der Capodistrias, erwies sich hinterher als zutreffend. Das verkehrte System der Regentschaft besprach er in der Allgemeinen Zeitung, soweit es ihm durch die Censur gestattet war. Noch einmal wurde ihm Gelegenheit, sich eingehender mit den griechischen Verhältnissen zu beschäftigen, als im J. 1837 sein Freund v. Rudhart nach dem Abgange Armansperg's 10 Monate lang König Otto's Minister-präsident war und ihm detaillirte Mittheilungen zu publicistischen Zwecken machte. Im übrigen lebte Th. mit vollster Hingebung wieder seinem Lehramte und den Wissenschaften. Daneben erhielt er vom Minister Fürsten Wallerstein, der auf Hebung der Schulen, namentlich in der Rheinpfalz, bedacht war, 1833—36 jährlich Aufträge zur Inspection der Gymnasien. Th. dehnte aber seine Reisen viel weiter aus, um Vergleiche anzustellen; er besuchte die Lehranstalten in Baden, Hessen-Darmstadt, der preußischen Rheinprovinz; er ging 1835 nach Holland und 1836 nach Belgien und Frankreich. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen legte er freimüthig nieder in 3 Bänden: „Ueber den Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien“, 1838. Im Herbst 1837 gab er bei Gelegenheit des Göttinger Universitätsjubiläums die erste Anregung zu der Gründung des Vereins von deutschen Philologen und Schulmännern, bei dessen erster Versammlung in Nürnberg 1838 er auch den Vorsitz führte. Bei diesen zu gegenseitiger Verständigung und gemeinsamer Abwehr veranstalteten Vereinigungen wirkten seine Vorträge und Vorschläge anregend und oft in kluger Weise mäßigend. — In der Zeit der politischen Reaction in Baiern (seit 1837) galt er als Oppositionsmann wegen seiner fortgesetzten publicistischen Thätigkeit in der Allgemeinen Zeitung; er schrieb zugleich die „Geschichte des Jahres 1837“ in Cotta's historischem Taschenbuche 1839. Der kölnische Kirchenstreit über die gemischten Ehen setzte seine Feder in Bewegung für den König von Preußen; gegen das Ministerium Abel richtete er sie in der bekannten Kniebeugungsfrage in Baiern. Auch die Beschränkung der Universitätsfreiheit machte ihm wieder zu schaffen. Zu gleicher Zeit aber erfreute er sich des besondern Vertrauens des Kronprinzen Maximilian, mit dem er in Hohenschwangau Pindar und Thukydides las; nur durfte er nicht mit ihm nach Griechenland gehen. Im Herbste 1845 besuchte er mit jüngeren Freunden zum zweiten Male Italien, besonders auch Neapel

und Sicilien; in den dort geschriebenen „Sicilianischen Sonetten“ (1847) beklagte er die Verkümmerung des Landes. An einem bedeutsamen Wendepunkte der bairischen und deutschen Geschichte führte er wieder das Rectorat der Universität: Herbst 1847—48, als eben die durch die Gräfin Landsfeld (Lola Montez) veranlaßten Wirren diese Stätte der Wissenschaften im innersten erregt hatten. Seine Gewandtheit und Beredsamkeit vermochten nicht, die Störungen im Universitätsgebäude zu dämpfen; erst nach der vom Könige befohlenen Schließung kehrte die Besonnenheit wieder (9. Febr. 1848) und nach Zurücknahme jenes Befehls dankte der König Th. durch Ernennung zum Präsidenten der Akademie. Bei der unmittelbar folgenden Märzbewegung empfing er für seine geschickte Leitung noch einmal den Dank des Königs, zwei Tage vor dessen Thronentsagung. Unter König Max II. durfte Th. am Stiftungstage die volle Wiederherstellung der Studienfreiheit verkündigen. In den nächsten Jahren widmete er seine praktische Thätigkeit, welche ihm unerläßlich war, vorzugsweise der Akademie und den damit seiner Sorge unterstellten zahlreichen Instituten. Neben zahlreichen fachwissenschaftlichen Abhandlungen, die er schon früher fortwährend geliefert, hielt er viele Reden allgemeinen Inhalts und Nachrufe für verstorbene Mitglieder. Er nahm theil an der Stiftung des Maximilians-Ordens für Kunst und Wissenschaft (1853), auch an dem Kreise des sogenannten Symposion. Noch einmal (1852) war es ihm vergönnt, Athen und die dortigen Freunde wiederzusehen, wobei er das Erechtheion auf der Akropolis zum Gegenstand besonderen Studiums machte. Am 18. Juni 1858 wurde sein Doctorjubiläum unter großer und herzlicher Theilnahme von Nah und Fern durch Festlichkeiten und Adressen gefeiert, in denen die Schar seiner Schüler ihn als praeceptor Bavariae begrüßte. Bald darauf brachen über den rastlos Thätigen die Schwächen des Alters ein; er erbat und erhielt seine Versetzung in den Ruhestand und entschlief sanft am 25. Februar 1860. — Th. war kaum mittelgroß, aber wohlgebaut; unter der hohen Stirn blitzten lichtvolle Augen, der Mund verkündete den ihm eignen vollen Fluß der Rede, wodurch seine Persönlichkeit eine mächtige Anziehungskraft gewann. Sein Familienleben war sehr glücklich. Von drei Söhnen wurde der älteste, Heinrich (der auch sein Leben schrieb), ein berühmter Theologe, der zweite, Karl, ein bedeutender Mediciner, der dritte, Ludwig, ein geachteter Maler. Seine vielseitige Schriftstellerei ermöglichte es ihm, reiche Mittel zur Ausbildung der Söhne zu gewinnen; dabei war sein Haus in München Jahrzehnte hindurch der Mittelpunkt geistvollster Geselligkeit und durch Gastfreiheit weit berühmt. Das ganze Wesen von Th. darf nicht nach dem Maßstabe des gelehrten Philologen beurtheilt werden: er ist in seiner Vielseitigkeit und Weltgewandtheit weit eher den alten Humanisten zu vergleichen mit ihrer zur Polemik und Polypragmosyne neigenden Natur („Neigung den Armenadvocaten zu machen“ schreibt Th. sich selbst einmal zu); jedenfalls darf er in Baiern den gediegensten Vorkämpfern für eine freiere Entwicklung des Staatslebens zugezählt werden.

Fr. Thiersch's Leben, herausgegeben von Heinrich W. J. Thiersch. 2 Bde. 1866. — Verzeichniß der Schriften in Pözl's Rectoratsrede 1860. — Unsere Zeit IV, 460 ff. — Augsb. Allg. Zeitung 1860, Nr. 58. 61. 84. — G. Mart. Thomas, Gedächtnißrede auf Fr. Thiersch. München 1860.

A. Baumeister.

Thiersch: Heinrich Wilhelm Josias Th., Theolog, Friedrich Thiersch's (s. o. S. 7) ältester Sohn, durch seine Mutter Amalie Enkel des Generalsuperintendenten Christian Fr. Josias Löffler in Gotha (s. A. D. B. XIX, 106). Th. wurde am 5. November 1817 in München geboren. Er war, wie Me-

lanchthon, ein frühreifes Kind. Mit vier Jahren lernte er von seiner Mutter lesen und schreiben. Durch eine unheilbare Schwäche des rechten Fußes, die Folge einer Lähmung, die er sich schon im 6. Lebensjahre durch Erkältung zuzog, wurde er von den Spielen der Jugend fern gehalten und in allzu rascher geistiger Entwicklung gefördert. Mit sechs Jahren fing er das Lateinische an, mit sieben oder acht das Griechische, mit elf das Hebräische. Im Herbste 1833, noch nicht sechzehn Jahre alt, bestand er am alten (jetzt Wilhelms-) Gymnasium in München, unter Döllinger's Vorsitz, das Absolutorialexamen; im Herbste 1837, nachdem er zwei Jahre in München Philologie, zwei Jahre in Erlangen Theologie studirt hatte, mit der ersten Note das theologische Examen in Ansbach, und im October 1839 mit derselben Note das philologische in München, wo er am 19. Mai 1838, durch Prof. Ast, zum Doctor der Philosophie promovirt worden war. Dazwischen hatte er, von Pfingsten 1838 an, eine Lehrstelle an der ev. Missionsanstalt in Basel bekleidet, hatte sie aber im Frühjahr 1839 aus Gesundheitsgründen aufgeben müssen. Seit October 1839 Repetent in Erlangen, habilitirte er sich dort am 7. Mai 1840 als Licentiat der Theologie. Am 5. November 1842 wurde er als außerordentlicher Professor nach Marburg berufen und im Januar 1846, an derselben Universität, zum ordentlichen Professor befördert. Eine Berufung nach Rostock, 1845, eine solche nach Königsberg, 1846, und eine dritte nach Erlangen, 1848, lehnte er ab. Dagegen folgte er 1849 dem Rufe, an den „katholisch-apostolischen" (irvingianischen) Gemeinden in Norddeutschland, die sich damals bildeten, als Pastor zu wirken. Am 1. August 1849 reichte er die Bitte um Enthebung von seiner Professur ein, und im Januar 1850 wurde derselben entsprochen. Als Pastor der Gemeinden Marburg und Cassel blieb er bis 1864 in Marburg, bis 1860 zugleich mit der Aufsicht über die norddeutschen Gemeinden, seit 1860 mit der Leitung der Gemeinden in Süddeutschland und der Schweiz betraut, seit 1858 auch als Privatdocent für Philologie und alte Geschichte thätig. 1864 siedelte er nach München, 1869 nach Augsburg, 1875, als Oberhirte sämmtlicher Gemeinden der Schweiz, Süddeutschlands und Oesterreichs, nach Basel über, wo er am 3. December 1885 starb. Seine Frau, Bertha, die Tochter Christian Heinrich Zeller's in Beuggen, mit der er sich am 22. September 1840 vermählt hatte, war ihm am 14. Juli 1869 vorausgegangen. Von den dreizehn Kindern, welche sie ihm geschenkt, hinterließ er neun, vier Söhne und fünf Töchter.

Einen authentischen Commentar seiner geistigen Entwicklung, auch seines Anschlusses an den Irvingianismus, hat Th. nicht nur in der bis zum November 1866 reichenden Selbstbiographie hinterlassen, welche in dem unten angeführten Buche von Wigand abgedruckt ist, sondern vor allem in zahlreichen Schriften. Ein vollständiges Verzeichniß derselben, soweit sie selbständig erschienen sind, s. bei Wigand S. 463 f., vgl. auch S. 178 ff. Hier können nur die wichtigeren besprochen werden.

Th. begann mit rein gelehrten Arbeiten. Auf seine Inauguraldissertation „Ad Pentateuchi versionem Alexandrinam critice pertractandam prolegomena" (Erlangen 1839) und seine Habilitationsschrift „De Pentateuchi versione Alexandrina dissertatio critica" (Erlangen 1840) folgten 1841 „De Pentateuchi versione Alexandrina libri tres" (Erlangen), eine „eindringende Arbeit", welche die Anfänge einer Grammatik und Rhetorik der Septuaginta enthält und bestimmt war, die Nutzbarkeit dieser Uebersetzung zur Emendation des masoretischen Textes des A. T. in Frage zu stellen. Th. hat auf diesem Felde bis heute keine Nachfolger gefunden. (Gg. Heinrici, Theol. Encyklopädie, 1893, S. 44.) Seine „Hebräische Grammatik für Anfänger" (1842, 2. Aufl. 1858) hat Th.

selbst nur in der zweiten Bearbeitung anerkannt; die erste wünschte er „als eine jugendliche Uebereilung der Vergessenheit zu übergeben" (Wigand S. 45). In die Zeitschr. für Protestantismus und Kirche schrieb er 1841 Bemerkungen über die Anfänge der kirchlichen Literatur und Glaubenslehre, 1842 Mittheilungen über das katholische System der Theologen in Oxford, in die Zeitschrift f. d. ges. luth. Theologie u. Kirche 1841 über die Lehre des Irenäus von der Eucharistie, und in die Studien u. Kritiken 1842: „Irenaei capita IV in graecum sermonem restituta criticisque annotationibus illustrata".

Als Vertreter der neutestamentlichen Exegese in Marburg sah sich Th. gedrängt, sich mit den Tübinger Kritikern auseinanderzusetzen. Er gewann die Ueberzeugung, daß ihre Kritik „fast lediglich auf dem einen philosophischen Vorurtheil gegen das Uebernatürliche beruhe", daß die Methode von Strauß „keine echt historische", sondern ein Verfahren sei, „das keine geschichtlichen Urkunden in der ganzen Welt aushalten könnten", und daß man in Baur's Auffassung der Geschichte des Urchristenthums „keine Kirchen- und Religionsgeschichte und überhaupt keine Geschichte zu erkennen habe, sondern ein willkürlich construirtes, der widerstrebenden Wirklichkeit aufgezwängtes dialektisches Schema, wobei das eigentliche Subject der Kirchengeschichte, nämlich die christliche Gemeinde, für welche die heiligen Bücher geschrieben, und von der sie anerkannt worden sind, gänzlich außer Acht gelassen" werde (Th. bei Wigand S. 52). Es war für Th. „Gewissenssache", mit diesen Ergebnissen umfassender Quellenstudien öffentlich aufzutreten. So entstand seine wissenschaftlich bedeutendste Arbeit, der „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunkts für die Kritik der neutestamentlichen Schriften" (1845). Sie steht in der Reihe der vom schrift- und offenbarungsgläubigen Standpunkte aus gegen Baur gerichteten Streitschriften „in mehrfacher Hinsicht unerreicht da; sie ist eine der ersten, aber auch der gelungensten und wirksamsten Be- und Verurtheilungen der Neutübinger Tendenzkritik" (Zöckler in der RE. von Herzog und Plitt[2] XVIII, 371). Baur suchte den jugendlichen Gegner von oben herab abzufertigen („Der Kritiker und der Fanatiker, in der Person des Herrn Heinrich W. J. Thiersch. Zur Charakteristik der neuesten Theologie", 1846), wurde aber von Th. ebenso würdig als bestimmt zurückgewiesen („Einige Worte über die Aechtheit der neutestamentlichen Schriften und ihre Erweisbarkeit aus der ältesten Kirchengeschichte gegenüber den Hypothesen der neuesten Kritiker", 1846). Th. hat den wesentlichen Inhalt seines „Versuchs" lebenslang vertreten, wiewol ihm „die Formlosigkeit und das Uebertriebene an einzelnen Stellen gar nicht unbewußt" blieb; von seiner Erwiderung auf die Baur'sche Schrift meinte er zwanzig Jahre später, sie zeige „schon einen Fortschritt in Besonnenheit" und „dürfte wol auch jetzt noch der Beachtung wert sein" (Th. bei Wigand S. 52).

Der neutestamentlichen Theologie gehören noch zwei werthvolle Programme an: „De epistola ad Hebraeos commentatio historica" (Marburg 1848, für Barnabas als Verfasser, nach dem positiven Zeugniß Tertullian's), und „De Stephani protomartyris oratione commentatio exegetica" (Marb. 1849), und vor allem ein größeres Werk, in welchem Th. die Ergebnisse seiner Forschungen auf dem Gebiete des christlichen Alterthums zusammenfaßte: „Die Kirche im apostol. Zeitalter und die Entstehung der neutestamentlichen Schriften" (1852, 2. Aufl. 1856, 3. Aufl. 1879). Man hat dieses Werk, das Th., besonders in der 2. Ausg., für die gediegenste seiner Arbeiten hielt (bei Wigand S. 63), „eine im Grunde von ästhetischen Gesichtspunkten bedingte Dichtung" genannt (Holtzmann, Lehrbuch d. hist.-krit. Einleitung in das N. T., 1885, S. 191.) Daran ist aber nur so viel richtig, daß die Form der Darstellung „von ästhetischen Gesichtspunkten bedingt" ist; sie ist wahrhaft classisch und verleiht dem

Buche bleibenden Werth, wenn gleich der Inhalt vielfach überholt, theilweise auch durch irvingianische Sonderauffassungen getrübt ist.

Im Winter 1844—45 hatte Th. „Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus" gehalten. Es „erschien ihm als Pflicht, wie er an dem Streite gegen die Widersacher des christlichen Glaubens sich betheiligt hatte, so auf der anderen Seite ein Zeugniß friedlicher Gesinnung gegen alle, die das Wesentliche des Christenthums festhalten, also insbesondere gegen die Katholiken, abzulegen" (bei Wigand S. 56). Diese Vorlesungen wurden 1846 herausgegeben (2. Aufl. 1848; Th. selbst zog später die erste Ausgabe der zweiten vor: Wigand a. a. O.). Von der Aufnahme, welche sie fanden, schrieb damals Karl G. A. v. Burger in der Zeitschr. für Protestantismus und Kirche (N. F. Bd. 12, S. 1): „Es wird nicht viele Erscheinungen der neueren und neuesten theol. Literatur geben, welche in nahen und ferneren Kreisen mit gleicher Theilnahme begrüßt und aufgenommen worden sind .... In der Verworrenheit der Gegenwart, unter dem Getöse des Streites ... sehnt mehr als ein Gemüt sich auch einmal nach einem Worte des Friedens, der ruhigen Verständigung; und eine Schrift, welche eine unparteiische Würdigung der vorhandenen Gegensätze, eine unbefangene ... Besprechung der großen Streitfragen der Gegenwart verheißt, und ihre Aufgabe nicht ganz verfehlt, kann sicher darauf rechnen, daß Unzählige die Hand begierig nach ihr ausstrecken als nach der Befriedigung eines lang gehegten Wunsches. Nun aber trägt jene Schrift nicht bloß diese Verheißung an der Spitze, sondern erfüllt sie auch auf eine so anregende, durch Form und Inhalt gleich anziehende Weise, daß wir die Begierde wol begreifen, mit der sie von Gelehrten und Nichttheologen, und insbesondere von der studirenden Jugend verschlungen wird". Burger erkannte gerne „die Macht des unabweisbaren Eindrucks" an, den die Schrift auf ihn gemacht habe, in der „ein Schatz der mannichfachsten Belehrung, aus nicht gewöhnlicher historischer Kenntniß geschöpft und eine Fülle bedeutsamer Beziehungen und Nachweise für Wissenschaft und Leben" geboten werde, mußte aber den Grundgedanken, wonach das Dasein und Wirken apostolischer Männer und die Ausrüstung mit den dem Urchristenthum eigenthümlichen Geistesgaben zum Begriff der Kirche gehöre, entgegentreten und außerdem den begründeten Vorwurf erheben, daß Th. gegen die römische Kirche „allzu gerecht (Pred. Sal. 7, 17)" sei, auf Kosten des Protestantismus. — 1880 um eine 3. Auflage seiner „Vorlesungen" angegangen, wies Th. dies zurück: „Seit dem Vatikanum ist die römische Kirche eine andere geworden. Ich kann jetzt nicht mehr die Hoffnungen für sie in ihrer Gesammtheit aussprechen, wie sie damals mein Herz bewegten" (Wigand S. 196). — Einen bedeutsamen Nachtrag zu den „Vorlesungen" bilden drei Sendschreiben an V. A. Huber: „Döllinger's Auffassung des Urchristenthums" 1861.

Diese Sendschreiben sind der letzte Beitrag, den Th. zur gelehrten theol. Litteratur geliefert hat. Seine späteren theol. Schriften entbehren zwar keineswegs der wissenschaftlichen Grundlage, sind aber, wie das schon 1854 geschriebene Büchlein „Ueber christliches Familienleben" (7. Aufl. 1876), für weitere Kreise bestimmt. So die exegetischen Arbeiten: „Die Bergpredigt Christi" (1867, 2. Aufl. 1878); „Die Gleichnisse Christi" (1867, 2. Aufl. 1875); „Die Genesis" (1869), 2. Aufl. unt. d. Titel: „Die Anfänge der hl. Geschichte n. d. 1. Buche Mose's" (1877). So auch der „Inbegriff der christl. Lehre" (1886), ein aus den Vorbereitungen für den Confirmandenunterricht hervorgegangener zusammenhängender Lehrvortrag, von Th. auf seinem Sterbelager zum Abschluß gebracht, um „dem christlichen Volk insgemein zur häuslichen Erbauung und Belehrung und der reiferen Jugend zur Mitgabe und Aussteuer auf dem Lebensweg" zu dienen (Vorwort v. 24. Nov. 1885). Alle diese Schriften, wenn sie auch dem

nichtirvingianischen Leser manchen Anstoß bieten, sind Perlen der christlichen Litteratur, von allem Phrasenwerke völlig frei, gehaltvoll, tief und klar und von einem unvergleichlichen Zauber der Sprache.

Seine politischen Ueberzeugungen hat Th. in dem Buche „Ueber den christlichen Staat" (1875) zusammengefaßt, das weniger bekannt ist als es verdient. Es ruht auf tiefer Kenntniß der Geschichte und reicher Lebenserfahrung, ist ausgezeichnet durch Weite des Gesichtskreises und Klarheit des Blicks und athmet den Geist wahrer Freiheit, von dessen Hauch doch immer nur wenige, und durchaus nicht am meisten die Parteimänner der Linken, berührt sind.

Am erfolgreichsten war Th. indessen als biographischer Schriftsteller. Die Biographien seines Vaters („Friedrich Thiersch's Leben", 2 Bde., 1866) und seines Schwiegervaters („Christian Heinrich Zeller's Leben", 2 Bde., 1876) sind Meisterwerke, welche vielleicht alle seine übrigen Schriften überdauern werden. Vorangegangen waren die „Erinnerungen an E. A. v. Schaden" (1853), seinen Jugendfreund und Schwager, der, als Th. Repetent in Erlangen war, den meisten und den förderlichsten Einfluß auf seine wissenschaftliche Entwicklung genommen hatte (Th. bei Wigand S. 47). Daneben veröffentlichte Th. noch eine Reihe kürzerer Lebensbilder, theils in selbständigen Schriften, wie „Luther, Gustav Adolf und Maximilian I. von Bayern" (1869); „Melanchthon" (1877); „John Wesley" (1879); „Lavater" (1881), theils in Sammelwerken und Zeitschriften: „Bellarmin" und „Cassianus" (in Herzog-Plitt's RE.), „Maria Theresia" (Daheim 1865) und „Karl I. von England" (Westermann's Monatshefte 1865). Außer diesen biographischen Arbeiten ist zu nennen die „besonders wegen ihrer genialen Schlußbetrachtungen über die Orientpolitik der europäischen Großmächte immer noch lesenswerthe" Schrift: „Griechenlands Schicksale vom Anfang des Befreiungskriegs bis auf die gegenwärtige Krisis" (1863), sowie endlich, als ein interessantes Denkmal von Thiersch's Vielseitigkeit und Scharfsinn, eine mit seinem Sohne August bearbeitete Schrift über die Physiognomie des Mondes (1879, 2. Aufl. 1883). (Vgl. Zöckler in Herzog-Plitt's RE.[2], S. 376 und Wigand S. 260 flg.)

So mannichfach ihr Inhalt ist, gemeinsam ist fast allen Schriften Thiersch's die hohe Schönheit der Form, vermöge deren er Anspruch hat, den Classikern der deutschen Prosa beigezählt zu werden. Und Thiersch's Schreibweise, voll Adels und ungesuchter Würde, wohl abgewogen in jedem Ausdruck, ist das treue Spiegelbild seiner Persönlichkeit: ein antiker Charakter, doch durchleuchtet und verklärt von wahrer christlicher Frömmigkeit. Was Th. von G. H. v. Schubert sagte: daß er wol die höchste dem Christen erreichbare sittliche Stufe errungen habe (bei Wigand S. 36), das läßt sich ohne Uebertreibung auf ihn selbst anwenden. Ein im Ewigen ruhender Geist sprach in dem ernsten, aber friedevollen Blick, der unter der mächtig gewölbten Stirn und den buschigen Brauen hervor aus tiefen Augen leuchtete. In seiner Gegenwart war leichtfertiger Scherz, war eine unlautere Regung nicht denkbar. Aber keineswegs gedrückt, nur gehoben fühlte man sich in seiner priesterlichen Nähe. Denn als eine wahrhaft priesterliche Gestalt, in des Wortes edelstem und höchstem Sinne, hält ihn das Gedächtniß derer fest, die das Glück gehabt haben, dem außerordentlichen Manne im Leben zu begegnen.

Es ist viel beklagt worden, daß Th. durch den Irvingianismus dem akademischen Lehramte, in dem er mit reichem Segen gewirkt hatte, und der theologischen Wissenschaft entzogen wurde. Und in der That, man kann sich eines tiefen Bedauerns nicht erwehren, wenn man bedenkt, daß der Mann, der im 27. Lebensjahre die „Vorlesungen", im 28. den „Versuch" geschrieben hatte, im 33. den Lehrstuhl verließ und fortan für die evangelische Theologie so gut wie

verloren blieb. Aber die Wissenschaft, man mag sie noch so hoch stellen, ist nicht das Höchste; vollends für die christliche Kirche nicht die Theologie. Seltener und werthvoller als das gelehrteste Werk ist das Beispiel eines Mannes, der alle lockenden Aussichten für nichts achtet und ohne zu zaudern das schwerste Opfer auf sich nimmt, um seiner Ueberzeugung, seinem Gewissen zu folgen; noch seltener und noch köstlicher vielleicht die Demuth, die Th. bewährt hat, die Freiheit von allem Gelehrtendünkel nach so frühen und so glänzenden Erfolgen. (Vgl. dazu Luthardt, Erinnerungen aus vergangenen Tagen, 1891, S. 304.)

Der theologischen Jugend hat Th. am Schlusse der Vorrede zur „Kirche im apostol. Zeitalter" ein schönes Vermächtniß gewidmet, das auch hier den Schluß bilden möge: „Ich kann nicht schließen ohne ein Wort an unsere jungen Theologen, in deren Mitte ich so lange gelebt und gewirkt. Ich kenne den Jammer der Zerrissenheit, in welchen sie durch den Streit der Lehrer gestürzt werden. Intellectuelle Abstumpfung, sklavische Ergebung an die Autoritäten des Unglaubens, Absterben des Glaubens an Wahrheit überhaupt sind die Folgen der Rücksichtslosigkeit, mit welcher man alle Doctrinen des Unglaubens und des Halbglaubens auf die Zuhörer einstürmen läßt. Rafft euch auf aus der Gleichgültigkeit und fasset Muth. Macht euch frei von dem blinden Glauben an die, welche aus ihrer öden Seele nur die Kunst des Zweifels und des Argwohns euch mittheilen können. Lernt wieder forschen und nicht nur nachschreiben; nicht bloß grübeln, sondern betend nach Wahrheit ringen. Kehret zu dem Quell der heiligen Schriften zurück, dessen Wasser euch die Widersacher verdächtig gemacht haben. Schöpfet wieder mit Vertrauen, und, wenn Lebenskräfte in euch strömen, so erkennt, was es ist, das man euch rauben will" (Marburg, den 30. März 1852).

Vgl. Heinrich W. J. Thiersch's Leben (zum Theil von ihm selbst erzählt), herausgeg. v. Dr. Paul Wigand, Basel 1888, auch den Aufsatz von Wigand (Thiersch's Schwiegersohn) in der Allg. konf. Monatsschrift 1886, S. 673 ff., 800 ff. — Zöckler in Herzog-Plitt's RE.², Bd. 18, S. 369 u. in d. Ev. KZ. 1886, Nr. 4. — Dr. v. Orelli im Basler Kirchenfreund 1885, Nr. 25 u. 26. — Luthardt in d. Allg. Ev.-Luth. KZ. 1885, Nr. 45 u. 46, 1886, Nr. 1 u. 2 und in s. Erinnerungen aus vergangenen Tagen, Leipzig 1891, S. 294 ff. Wilhelm Frhr. v. Pechmann.

Thieß: Johann Otto Th. wurde als Sohn des Dr. med. und praktischen Arztes Johann Peter Th. († am 2. Juni 1787) zu Hamburg am 15. August 1762 geboren. Er besuchte das Johanneum und von Ostern 1779 an das akademische Gymnasium in Hamburg und ging sodann Ostern 1780 nach Helmstedt, um Theologie zu studiren. Am 17. Mai 1783 machte er in Hamburg sein Candidatenexamen. Am 18. December desselben Jahres ward er zum Nachmittagsprediger in der Vorstadt St. Pauli erwählt; in dieser Stellung hatte er keine geistlichen Handlungen zu verrichten, sondern nur zu predigen, und deshalb ward er auch nicht ordinirt. Schon als Schüler hatte er eine Reihe von Schriften herausgegeben; außer Gelegenheitsgedichten und andern Sachen sogar auch ein größeres Werk: „Versuch einer Gelehrtengeschichte von Hamburg" (2 Bde., Hamburg 1780; die Vorrede ist unterzeichnet: Helmstädt, d. 19. Mai 1780). Dieses Buch ist, soweit es ein Auszug aus andern Werken ist, namentlich wenn Molleri Cimbria literata zu Grunde liegt, nicht ganz unbrauchbar; im übrigen trägt es schon den Charakter der spätern Schriften von Th., von dem noch zu reden ist; besonders widerlich ist die Art, in der der ganz junge Verfasser über verdiente und bewährte Männer aburtheilt; die Sprache ist unverschämt, der Stil und die Orthographie auffällig. Von einem

dritten Theil, der ausführliche Biographien der wichtigeren hamburgischen Gelehrten enthalten sollte, sind nur wenige Bogen gedruckt. Uebrigens hat Th. selbst in späteren Jahren über dieses Werk seiner Jugend wegwerfend geurtheilt. Auch als Student und als Nachmittagsprediger hat er eine größere Anzahl von Schriften veröffentlicht; nach einem Verzeichniß, welches die anonymen nicht einmal vollständig umfaßt, bis zum Jahre 1790 sechsundvierzig! Besonderen Anstoß erregte er u. a. dadurch, daß er als Nachmittagsprediger die Entwürfe zu seinen Predigten (sog. Texte) herausgab, weil das der bestehenden Sitte gemäß als ein Vorrecht der Pastoren (Hauptpastoren) betrachtet ward. Aber nicht nur hierdurch und durch die ganze Art seiner Schriftstellerei, sondern vor allem durch seine den herrschenden Rationalismus noch weit überbietenden, oft geradezu frivolen Aeußerungen über christliche und kirchliche Dinge verbunden mit einem allzugroßen Bewußtsein von seinem eignen Können und Wissen bewirkte er, daß seine Aussichten, in ein ordentliches geistliches Amt berufen zu werden, immer geringer wurden. Auch Bewerbungen nach auswärts hatten keinen Erfolg, so z. B. seine Bewerbung um eine theologische Professur in Kiel nach dem am 10. Decbr. 1788 erfolgten Tode des Professor Wilhelm Christian Just Chrysander. Als dann am 8. April 1790 in Hamburg der Domprediger Johann Heinrich Daniel Moldenhawer (s. A. D. B. XXII, 92) gestorben war, gab sich Th. die allergrößte Mühe, in die Stelle desselben gewählt zu werden. Es war dies eine der angesehensten Stellungen in Hamburg, und Th. hielt sie für sich auch darum für besonders erwünscht, weil sie Muße zum Studiren und zu schriftstellerischen Arbeiten gewährte. Um zur Wahl geeignet zu sein, wußte er es dahin zu bringen, daß er von der theologischen Facultät in Gießen am 9. Juli 1790 zum Doctor der Theologie ernannt wurde; schon im J. 1785 war er in Helmstedt zum Doctor der Philosophie promovirt. Damit nicht seine bisherige untergeordnete Stellung ihm zur Erlangung der Dompredigerstelle hinderlich sei, bat er um Entlassung aus derselben und erhielt sie am 8. Aug. 1790. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst; und die Dompredigerstelle ist dann überhaupt nicht wieder besetzt worden. Th. war jetzt ohne Stellung und dabei verlobt; mancherlei litterarische Unternehmungen, wie die Hamburgische Litteraturzeitung seit 1788, die Allgemeine Predigerzeitung seit 1790, eine neue Uebersetzung des Neuen Testamentes „mit einer durchaus anwendbaren Erklärung", von welcher der 1. Band, den Matthäus enthaltend, 1790 erschien, um nur einige der umfangreicheren zu nennen, brachten auch keinen Lebensunterhalt, und so versuchte er denn auf einer Universität als theologischer Docent anzukommen, wozu ihm der theologische Doctor die Berechtigung gab. Nach einigen vergeblichen Versuchen auf andern Universitäten hoffte er doch wieder in Kiel sein Ziel zu erreichen. Am 5. Juli 1791 wandte er sich in einer Bittschrift direct an den König von Dänemark, derselbe möge ihm eine Professur der Theologie in Kiel ertheilen; er wünsche von Michaelis an dort theologische Vorlesungen zu halten und hoffe, die hamburgischen Theologie Studirenden nach Kiel zu ziehen; anfänglich verlange er keinen Gehalt. Um dieselbe Zeit ersucht er brieflich den d. Z. Decan der theologischen Facultät in Kiel, den Professor Samuel Gottlieb Geyser, ihn jetzt noch vom 25. Juli an bis Michaelis zu theologischen Vorlesungen zuzulassen; und am 12. Juli abends brachte er diese Bitte in Kiel bei Geyser persönlich vor. Die Facultät hatte keine Neigung, diesem Gesuch zu willfahren; man hatte berechtigte Bedenken gegen seine Gelehrsamkeit, und seine ganze Persönlichkeit schien nicht die nöthigen Garantieen zu bieten; aber man glaubte doch auch einem Doctor der Theologie nicht wol die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, verweigern zu können, und so war man zunächst zufrieden, daß Th. davon abstand, jetzt gegen Schluß des Semesters

noch mit seinen Vorlesungen zu beginnen, und erst Michaelis anfangen wollte. Inzwischen war Thieß' Eingabe an den König durch die deutsche Kanzlei in Kopenhagen dem akademischen Consistorium in Kiel zur Begutachtung vorgelegt. Auch hier überwogen die Bedenken gegen seine Zulassung; namentlich fanden die theologischen Professoren es unthunlich, ihn, der „doch nicht von so ausgezeichneter Erudition“ sei, gleich zum Professor zu machen; er möge der bestehenden Ordnung gemäß als Privatdocent seine Thätigkeit beginnen, sich dann die Adjunctur erwerben und darauf zur außerordentlichen Professur fortschreiten. Und in diesem Sinne erging dann auch die Antwort nach Kopenhagen. Unter dem 1. October 1792 resolvirte darauf die deutsche Kanzlei zu Kopenhagen, es könne Th. „zur Erreichung seines Zweckes keine Hoffnung gemacht werden“, wenn er nicht „nach den Rechten des Doctorats zu Kiel als Privatdocent einige Zeit läse und dadurch sich die Adjunctur zu erwerben und so weiter fortzuschreiten suchte“. So begann er denn bald nach Michaelis 1791 als Privatdocent in Kiel theologische Vorlesungen zu halten. Nachdem er sich am 3. October 1792 mit Dorothea Catharina Hübbe aus Otterndorf verheirathet hatte, wandte er sich am 7. December 1792 wieder an den König mit der Bitte, ihm nun „dem gegebenen Versprechen gemäß“ (?!) die theologische Adjunctur zu verleihen; er werde sonst Kiel verlassen müssen u. s. f. Th. hatte offenbar, wie es auch nicht anders sein konnte, zumal er mit Schulden nach Kiel gekommen war, mit großer Noth zu kämpfen, da er bisher allein auf den Erfolg seiner Vorlesungen und den seiner Schriftstellerei angewiesen war. In Kiel wünschte man seine Beförderung nicht; aber man meinte doch auch, wenn Th., was man nicht wisse, ein solches Versprechen abseiten der Kanzlei erhalten habe, so müsse ihm das gehalten werden; er habe allerdings Vorlesungen gehalten, nicht ohne Beifall gepredigt und einen anständigen Lebenswandel geführt; und darauf ward Th. am 19. April 1793 vom König zum Adjuncten der theol. Facultät ernannt. Als solcher erhielt er einen wahrscheinlich sehr geringen Gehalt. Wiederholte Eingaben an den König im J. 1794, in denen er um eine außerordentliche Professur der Theologie bat, — in einer Eingabe vom 26. September 1794 wagt er dabei zu sagen, daß er schon vor drei Jahren auf des Königs „Wink und Befehl“ mit seiner Familie, „einer bejahrten hülflosen Mutter und einer unversorgten Schwester“, nach Kiel gekommen sei, — hatten schließlich den von ihm allerdings nicht beabsichtigten Erfolg, daß der König ihn am 17. Juli 1795 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannte. Es ist nicht ganz klar, ob ihm dabei ausdrücklich verboten ward, theologische Vorlesungen zu halten, oder ob es als eine selbstverständliche Folge seiner Versetzung in die philosophische Facultät betrachtet ward, daß er sich jeder weitern theologischen Wirksamkeit an der Universität enthielte; jedenfalls war dies die Absicht bei dieser Maßregel. Th. hatte nämlich in der letzten Zeit durch seine Weise, die theologische Wissenschaft zu betreiben, wieder vielfach Anstoß erregt; ganz besonders hatte er durch die von ihm im J. 1793 herausgegebenen (95) „Theses theologiae dogmaticae ad disceptandum propositae“, die bei Johann Ambrosius Barth in Leipzig erschienen waren, Aergerniß gegeben; in Sachsen wurde ihr Verkauf verboten und das kursächsische Ministerium in Dresden beschwerte sich im Februar 1794 auf diplomatischem Wege über sie bei der Regierung in Kopenhagen, wobei es besonders hervorhob, daß es sich als eine falsche Angabe erwiesen habe, que cet ouvrage ait été imprimé à Leipzic sous la direction du libraire Barth. Was Th., dem die Acten zu einer Aeußerung vorgelegt wurden, antwortete, ist äußerst schwach und geht auf die Sache garnicht ein. Jedenfalls wünschte man in Kiel jetzt seine Ernennung zum Professor der Theologie noch weniger als früher, zumal auch noch bekannt geworden war, daß er

sich in der letzten Zeit in Göttingen, Rostock und Gießen vergeblich anzukommen bemüht habe. — Im J. 1796 bewarb sich Th. um eine Anstellung an der Bibliothek in Kiel; er scheint diese neben der philosophischen Professur gewünscht, aber nicht erhalten zu haben. Ebenso erfolglos waren seine Bemühungen im October 1799, seinen Gehalt auf 300 Thaler erhöht zu bekommen. Da traf ihn völlig unerwartet das unter dem 7. December 1799 von der deutschen Kanzlei in Kopenhagen dem akademischen Consistorium zur Mittheilung an Th. zugesandte königliche Decret, daß Th. aus seinem Amte entlassen sei; er habe sich nicht, wie man vorausgesetzt habe, aller theologischen Vorlesungen enthalten; die Oberconsistorien und vorzügliches Vertrauen verdienende Gottesgelehrte hätten sich über seine Lehrmeinungen und Schriften beschwert; er solle 200 Thaler (wahrscheinlich seinen bisherigen Gehalt) Wartegeld haben, aber Kiel und die umliegende Gegend verlassen. Es half nichts, daß Th. unter dem 15. December ein ausführliches Rechtfertigungsschreiben mit vielen Anlagen dem Consistorium zur Uebermittlung nach Kopenhagen übergab, und daß das Consistorium selbst sich wenigstens dafür verwandte, daß ihm gestattet werde, in Kiel zu bleiben; die königliche Antwort vom 14. Februar 1800 blieb dabei, daß ihm seine Dimission in Gnaden ertheilt und seine Verbindung mit der Universität vollständig zu lösen sei, sowie daß er Kiel und Umgegend zu meiden habe; nur wurde ihm gestattet, bis Ende April 1800 in Kiel zu bleiben und sein Wartegeld bis zu seiner etwaigen Anstellung im Civilfache solle ihm auf 300 Thaler erhöht werden, wobei ihm noch besonders befohlen wird, sich aller und jeder Lehrvorträge zu enthalten, sowie auch in seinen Druckschriften alle anstößigen Aeußerungen über die christliche Religion gänzlich zu vermeiden. Es ist dem Schreiber dieser Zeilen nicht gelungen zu ermitteln, wodurch speciell diese scharfe Maßregel gegen Th. damals veranlaßt ist. Die bei der Universität in Kiel vorhandenen Acten lassen es nicht erkennen, und die Aeußerungen von Th. hierüber in der Geschichte seines Lebens (Band II, S. 388 ff.) und in einigen andern Schriften lassen die Sache absichtlich nicht deutlich werden. Soviel aber scheint sicher zu sein, daß nicht seine theologischen Ansichten an sich es gewesen sind, die ihn in einer Zeit, in der der Rationalismus überall herrschte, unmöglich machten, — sie waren keineswegs weitergehend als die mancher anderen und zeichneten sich höchstens durch Unklarheit aus, — sondern daß er durch die Art und Weise, in der er seine Ansichten äußerte, verletzt hat; und es darf nach Andeutungen angenommen werden, daß er bei seinen mündlichen Aeußerungen in seinen Vorträgen, Predigten und sonst hierin noch weiter gegangen ist, als in dem, was er drucken ließ. Nicht unwahrscheinlich ist, daß der plötzliche Tod seiner Frau, die am 10. August 1798 in ihrem dritten Wochenbett, noch nicht 27 Jahre alt, starb, hierauf nicht ohne Einfluß war; die Ehe war eine sehr glückliche gewesen und durch den Verlust der Frau scheint er haltloser und rücksichtsloser geworden zu sein. Als er Kiel verlassen mußte, wählte er zunächst Itzehoe zu seinem eigentlichen Wohnort; hier lebte damals der Verfasser des Siegfried von Lindenberg, Johann Gottwerth Müller, an welchem Th. einen Freund fand. Im Sommer war er viel in Otterndorf, der Heimath seiner Frau, wo er auch seine Kinder unterbrachte, und in Eppendorf. Ueberall war er auch schriftstellerisch thätig. Im J. 1805 siedelte er nach Bordesholm über; hier heirathete er die Wittwe des im J. 1804 verstorbenen Pastor Asmus Friedrich Erhardi, eine Tochter seines Freundes Müller in Itzehoe, mit der er ein Privaterziehungsinstitut errichtete. Er starb am 7. Januar 1810, kurz nachdem ihm noch die Aussicht eröffnet war, daß er wieder eine Anstellung erhalten solle. Sein Sohn aus erster Ehe ist Hermann Wilhelm Marcus

Th., geboren am 13. Juli 1793, seit 1821 Pastor in Arnis, † im J. 1867 als Pastor in Cappeln.

Thieß' zahlreiche Schriften, von denen das hamburgische Schriftstellerlexikon in einem noch nicht vollständigen Verzeichnisse mehr als hundert aufführt, zu denen dann noch ungemein viele Abhandlungen, Recensionen u. s. f. in verschiedenen Zeitschriften kommen, waren schon zu ihrer Zeit fast völlig werthlos; Th. selbst hat hinter seiner Lebensbeschreibung (Bd. II, S. 405 ff.) bei einer Uebersicht seiner Schriften in die erste Abtheilung solche gestellt, „welchen der Verfasser jetzt allen Werth abspricht"; dann folgt eine zweite Abtheilung solcher, „welche der Verfasser auf ihrem Werth beruhen läßt"; dann kommen die, denen er „einigen Werth zugesteht", und zuletzt erst solche, „auf welche er einen wirklichen Werth" legt. In die letzte Classe stellt er nur acht, unter andern seine Erklärung des N. T., sein Andachtsbuch für aufgeklärte Christen, sein Communionbuch, Schriften, die heute niemand noch kennt, und die auch nur als Zeichen ihrer Zeit noch angesehen werden können. Nicht werthvoller sind seine Gedichte, die meistens religiöser Art zum Theil in besonderen Sammlungen, zum Theil in den Beiträgen zur Poesie der Niedersachsen (1782), in dem Musenalmanach Flora (1784) und andern Anthologieen erschienen. Unter seinen geistlichen Liedern hat eines: „Religion, von Gott gegeben", das er schon 1782 in Helmstedt dichtete, mit dem abgeänderten Anfange: „O Himmelswort, von Gott gegeben" in Gemeindegesangbüchern Aufnahme gefunden und befindet sich noch im Hamburger Gesangbuch von 1842. Bekannt ist auch sein sog. Toleranzlied, mit der auch sprachlich wenig gelungenen Stelle: „Auch die, die der Sectengeist noch immer von einander reißt, sind Eines Leibes Glieder, sind, wessen Glaubens einer ist, er sei Türk, Heide, Jude, Christ, als Menschen alle Brüder".

Th. hat eine „Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" in 2 Theilen (Hamburg 1801 u. 1802) herausgegeben und auch sonst vieles aus seinen Erlebnissen in andern Schriften mitgetheilt. Aber seine Berichte sind bei aller Ausführlichkeit lückenhaft und geben kein wirklich zutreffendes Bild von ihm, so charakteristisch sie auch für ihn sind. — Für die vorstehende Darstellung konnten durch die Freundlichkeit des Herrn Professor D. Emil Schürer in Kiel die dortigen Universitätsacten benutzt werden.

Kordes, Lexikon der jetztlebenden schleswig-holstein. u. s. f. Schriftsteller, S. 332 ff. — Lübker und Schröder, Lexikon der schleswig-holstein-lauenb. u. s. f. Schriftsteller, 2. Abthlg., S. 618 ff. — Lexikon der hamburgischen Schriftsteller VII, 379 ff. Hier und bei Lübker und Schröder ist auch die weitere, umfangreiche Litteratur über ihn angeführt. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, 361. — Raßmann, Handwörterbuch, S. 350.

Bertheau.

Thietmar, von 1009—1018 Bischof von Merseburg, hat uns eine sehr werthvolle Chronik hinterlassen. Geboren am 25. Juli 975 stammte er aus sehr vornehmer Familie der Grafen von Walbeck und von mütterlicher Seite der Grafen von Stade, verwandt mit den angesehensten Fürstenhäusern und selbst mit den Ottonen. Er war aber unansehnlich von Gestalt und wurde als Kind durch einen Bruch des Nasenknorpels entstellt. Eine weitere Entstellung durch eine auf der linken Seite des Gesichts ausgebrochene Fistel mag erst später eingetreten sein, aber schon als Kind scheint er als ungeeignet zum Kriegsmann betrachtet zu sein und wurde zum geistlichen Stande bestimmt. Den ersten Unterricht genoß er von seiner Muhme Emnilde im Stift Quedlinburg, dann wurde er 988 Ricdag, dem Abt des Johannesstifts in Magdeburg anvertraut. Ihm hier eine Stelle zu verschaffen gelang aber nicht, doch wurde er am 1. November

991 in die Brüderschaft des Domcapitels zu Magdeburg aufgenommen. Endlich gelang es ihm 1002 durch Abtretung eines Landgutes an seinen Oheim die Propstei des von seinem Großvater gestifteten Klosters Walbeck an der Aller zu erhalten. Dagegen lehnte er die Zusage, aus seinem Vermögen das Stiftsgut von Merseburg zu vermehren, ab, und erhielt 1009 die bischöfliche Würde ohne Bedingung. Sich selbst und seinem Charakter gibt er in seiner Chronik ein sehr schlechtes Zeugniß, aber eben die Demuth dieses Bekenntnisses läßt vermuthen, daß er, wenn auch nicht frei von Schwächen, doch von redlichem Streben beseelt war, und zu diesem Schlusse führt auch die in seiner Chronik überall hervortretende Gesinnung. Leider fehlt es ganz an Aeußerungen von Zeitgenossen über ihn. Er starb am 1. December 1018.

Von den politischen Begebenheiten wurde er vielfach unmittelbar berührt; schon 994 sollte er den noch einmal wieder siegreich vordringenden Normannen als Geisel übergeben werden, und später waren es die Verhältnisse zu den wendischen und polnischen Nachbarn, welche ihn und seine Verwandten oft gefährdeten; er selbst mußte mit seinen Lehnsmannen den Kaiser in den Krieg begleiten. Schon 1004 ist er von Heinrich II. bei seiner Priesterweihe beschenkt worden, und seitdem war er häufig am Hofe und empfing auch den Kaiser als Wirth in Merseburg, so daß es ihm nicht an Gelegenheit fehlte, auch von entfernteren Vorgängen Kunde zu erhalten.

Das Bisthum Merseburg war durch Giseler's Ehrgeiz zerstört und erst 1004 wieder hergestellt worden; diese Vorgänge waren es zunächst, welche Th. veranlaßten, im J. 1012 sein Geschichtswerk zu beginnen. Allein bald erweiterte sich sein Gesichtskreis, er schrieb eine Reichsgeschichte von Heinrich I. an, und verwandte dazu als der erste gelehrte Geschichtschreiber das Werk Widukind's, dann auch die später ihm bekannt gewordenen Quedlinburger und wohl auch Halberstädter Jahrbücher, auch nekrologische und andere Nachrichten nebst mündlichen Berichten. Zugleich verzeichnete er bis nahe an seinen Tod die Begebenheiten seiner Zeit, wie sie ihm zu Ohren kamen oder er sie selbst mit durchlebte. Für Otto III. und Heinrich II., den er sehr verehrte, ist er unsere wichtigste Quelle. Im Vordergrunde steht natürlich, was ihn und sein Bisthum am nächsten berührte, vorzüglich die Kriege mit Wenden und Polen, aber ausgeschlossen ist nichts. Er berichtet von sich selbst und seiner Sippschaft, von Träumen und Wundern, von dem erbaulichen Ende frommer Personen. Die Darstellung einheitlich zu gestalten vermochte er nicht, nur im allgemeinen tritt die wehmüthige Erinnerung an die Glanzzeit Heinrich's I. und Otto's I. lebhaft hervor, und der Kummer über die arge Verschlechterung der Zeiten, den Verfall des Reichs und die Verwilderung der Sitten. Seine Wahrheitsliebe ist unbezweifelt, und gerade durch die Fülle einzelner, an sich unbedeutender Mittheilungen gewährt er, wie früher Gregor von Tours, einen unschätzbaren Spiegel seiner Zeit. Lebhafte Vaterlandsliebe und uneigennützige redliche Gesinnung sind unverkennbare Vorzüge seines Werkes; die Ausdrucksweise ist ziemlich unbeholfen.

Sein uns, wenn auch nicht vollständig, erhaltenes Autograph zeigt noch deutlich die Art, wie er gearbeitet hat, mit der Zeitgeschichte beginnend, dann rückgreifend auf die Anfänge, und unaufhörlich bessernd und nachtragend; in sorgfältigster Weise hat auf Durchforschung derselben Fr. Kurze seine Ausgabe begründet, neben welcher die früher beste von Lappenberg veraltet ist.

Thietmari Chronicon ed. Fr. Kurze. Hann. 1889. — Uebers. Geschichtschr. d. deut. Vorzeit XI, 1, 2. A. 1879 von Strebitzki; mit Verbesserungen und neuem Vorwort von Wattenbach 1892. — Wattenbach, D. Geschichtsqu. (6. A.)

I, 355—360. — W. Gundlach, Heldenlieder der deutschen Kaiserzeit I (1894), 114—156, mit versch. Einwendungen gegen Annahmen von Kurze.

Wattenbach.

Thile: Adolf Eduard v. Th., königlich preußischer General der Infanterie, 1783 zu Dresden als der Sohn des 1812 zu Görlitz verstorbenen Generalmajors Alexander Heinrich v. Thile geboren, ein Bruder des Generals Ludwig Gustav v. Thile, trat 1796 als Gefreiter=Korporal beim Infanterieregimente von Ruits (Nr. 8) in den preußischen Heeresdienst, ward am 6. September 1797 Officier, gehörte 1806 als Adjoint im Generalstabe dem königlichen Hauptquartiere an, war bei Auerstedt und bei Pultusk zur Stelle, ward am 6. August 1807 zum Stabscapitän im Generalstabe befördert, nahm als Major im Stabe des Generals v. Kleist (später Graf Kleist von Nollendorf) am Kriege gegen Rußland theil, in welchem er das Kreuz der Ehrenlegion und den Orden pour le mérite erwarb, machte die Befreiungskriege ebenfalls als Generalstabsofficier und zwar 1813/14 unter Kleist, 1815 unter Blücher mit, war bei den Schlachten von Bautzen, Dresden, Culm, Leipzig, Laon, Paris, Ligny, Belle=Alliance und bei fünfundvierzig weiteren Gefechten thätig und trat, nachdem der Friede geschlossen war, in den Truppendienst zurück. Am 27. Januar 1814 war er Oberstlieutenant, am 31. Mai 1815 Oberst geworden, im schriftlichen Geschäftsverkehr wird er in dieser Zeit als Th. II. bezeichnet. Er formirte nun zunächst in Stralsund das 33. Infanterieregiment, dessen eines Bataillon aus schwedischen Truppen bestand, und zu dessen Commandeur er am 5. Januar 1816 ernannt wurde (Lehfeldt, Geschichte des ostpreußischen Füsilierregiments Nr. 33, Berlin 1877), ward 1817 Inspecteur der Landwehr im Regierungsdepartement Oppeln und, nachdem er verschiedene andere Dienstesstellungen innegehabt hatte, am 3. April 1820 Generalmajor und am 30. März 1832 Generallieutenannt geworden war, am 30. März 1838 commandirender General des (brandenburgischen) III. Armeecorps, eine Stellung welche er am 9. Mai 1840 mit der gleichen an der Spitze des VIII. (rheinischen) vertauschte. Nach dem Königsmanöver vom Jahre 1842 wurde er Chef des Infanterieregiments Nr. 30, am 23. September 1847 General der Infanterie. Am 30. März 1848 trat er in den Ruhestand und starb am 24. August 1861 zu Frankfurt a. O. im 78. Lebensjahre.

v. Kleist, die Generale der preußischen Armee, Hannover 1891.

B. Poten.

Thile: Ludwig Gustav v. Th., preußischer General und Staatsmann. Er wurde in Dresden am 11. November 1781 geboren als Sohn des 1812 als Generallieutenant a. D. verstorbenen Alexander Heinrich v. Thile. Seine Mutter, eine geborene v. Runkel, soll als eine entschieden fromme Frau nicht ohne Einfluß auf die spätere religiöse Entwicklung ihres Sohnes gewesen sein. Ein von Kant empfohlener Hauslehrer leitete den Unterricht des Knaben von 1791 bis 1795. Im Juni dieses Jahres trat Th. als Gefreiter=Korporal in das preußische Heer in das Infanterieregiment seines Vaters (Nr. 46), das damals in Warschau stand, und avancirte hier 1797 zum Lieutenant. Seine regen geistigen Interessen führten ihn in eine litterarische Gesellschaft, zu der u. a. Zacharias Werner und der bekannte Criminalist Hitzig gehörten. 1804 wurde er nach Berlin als Adjoint in den Generalstab berufen, nahm 1806/7 an der Schlacht bei Jena, dem Rückzuge nach Lübeck und der Belagerung von Danzig theil, erwarb sich den Orden pour le mérite und wurde am 5. Juni 1807 Stabscapitän im Generalstabe und am 6. December 1809 wirklicher Capitän. Im October 1811 wurde er dem General v. Blücher in Pommern zur Dienstleistung zugetheilt und am 10. Februar 1812 Major.

Der Abschluß der Allianz mit Frankreich 1812 führte zum Rücktritt

Boyen's von seiner Stellung als vortragender Adjutant beim Könige und als Director der Abtheilung für persönliche Angelegenheiten im allgemeinen Kriegsdepartement. An seine Stelle wurde am 12. März 1812 auf Scharnhorst's Empfehlung Th. berufen. Es war ein wichtiges und einflußreiches Amt. Da der König keineswegs gesonnen war, die ganze Leitung der Heeresverwaltung den centralen Militärbehörden zu überlassen und häufig namentlich in Details eingriff, so war, um Störungen zu verhüten, eine fortwährende Vermittelung zwischen König und Departementschefs nöthig, die über das eigentliche Ressort des Amtes, den Vortrag über die Personalien der Armee, weit hinausgriff. Th. brachte viel Takt und Versöhnlichkeit und vor allem eine peinliche Gewissenhaftigkeit in sein Amt mit. Ein ehrgeiziges Streben nach Erweiterung seines Einflusses lag ihm, der anfangs aus Bescheidenheit das Amt überhaupt nicht hatte annehmen wollen, durchaus fern. Es hat die Durchführung der Scharnhorst'schen Ideen in Preußen ungemein erleichtert, daß Th., ebenso wie sein Vorgänger Boyen, beim Könige ihren ständigen Anwalt machten. So besitzen wir aus dem Ende December 1812 eine Denkschrift Thile's (Lehmann, Scharnhorst 2, 476), die ganz im Geiste Scharnhorst's zum „heiligen Kriege" gegen Frankreich, zur allgemeinen Rüstung auffordert, so wirkte er während des Feldzuges von 1813, als nach Scharnhorst's Tode durch die Trennung der in Berlin zurückgebliebenen Militärverwaltungsbehörden von dem Hauptquartier des Königs ein bedenklicher Riß in die Kriegsverwaltung kam, (zunächst erfolglos) für eine einheitlichere und straffere Organisation (Denkschrift vom 5. Juli 1813, Pertz, Gneisenau, 3, 40). In dem Gefecht von Fère Champenoise (25. März 1814) legte er unter den Augen seines Königs eine Probe hervorragender persönlicher Tapferkeit und Geistesgegenwart ab. Die Ernennung zum Oberstlieutenant und die Verleihung des eisernen Kreuzes I. Klasse erfolgte in denselben Wochen. Er begleitete den König dann auch auf den Wiener Congreß. Sehr scharfe Beobachtung zeigen seine Briefe von dort an Boyen (der inzwischen am 3. Juni 1814 zum Kriegsminister ernannt worden war) gerade nicht, und politisch scheint er kaum hier eingegriffen zu haben, aber für die Formation der preußischen Armee, deren Grundzüge in den ersten Monaten des Jahres 1815 festgestellt wurden, erwarb er sich ein nicht unerhebliches Verdienst. Der König drängte, sobald als die sächsische Frage entschieden war und der künftige Gebietsumfang der Monarchie einigermaßen feststand, darauf, die Formation zu beschleunigen, und zwar ohne genügende Verständigung mit den Ansichten und Entwürfen seines Kriegsministers, der in Berlin festgehalten wurde. Th. wirkte nach Möglichkeit retardirend und ausgleichend und daß nur eben das Allgemeinste festgesetzt würde. Auf seine Vorstellungen verminderte der König den geplanten Umfang der Gardetruppen und verzichtete darauf, die früheren Kantonbezirke für den Ersatz jedes einzelnen Regiments, die eine heilsame Mischung der verschiedenartigen Elemente im Heere hinderten, wiederherzustellen. Für Th., der in seiner Gewissenhaftigkeit sich eigentlich nicht für befugt hielt zum Eingreifen in diese Dinge, waren diese Wochen eine Zeit „qualvoller Existenz". Mit „Beschämung" hatte er schon im März 1814 seine Ernennung zum Oberstlieutenant aufgenommen, weil er sie unverdient glaubte; als er im Juni 1815 zum Obersten befördert wurde, meinte er wieder zuerst es ablehnen zu müssen, um nicht Mißvergnügen in der Armee zu erwecken. Obgleich er mit größter Sorgfalt und sichtlicher Objectivität bei den Avancements und Besetzungen der höheren Stellen mitwirkte, zog er sich erklärlicherweise bei den Parteigegensätzen im Heere persönliche Feindschaft zu. Ein Duell mit dem Rittmeister v. Goschitzky, einem ganz rabiaten Querulanten, der sich durch ihn verfolgt geglaubt hatte (Ende 1816), bot den äußeren Anlaß, der zum Rücktritt von seiner Stellung führte. „Hof, Politik und Diplomatik" waren

ihm damals gründlich zuwider. Mit Freuden trat er, nachdem er seine Festungsstrafe verbüßt, im October 1817 in sein neues Amt als Inspecteur der Landwehr im Regierungsbezirk Potsdam. Eine uns vorliegende Denkschrift aus seiner Feder vom 16. Mai 1819 über die Organisation der Landwehr weist, ohne ihre Grundlage zu verwerfen, sehr treffend auf die Hauptmängel des Boyen'schen Systems hin, daß ein übermäßiger Procentsatz der Landwehr aus ungedienten und oberflächlich ausgebildeten Rekruten bestehe, daß zu wenig Berufsofficiere ihr zugewiesen seien u. s. w. Vom 26. September 1818 datirt seine Ernennung zum Generalmajor; am 22. Februar 1820 wurde er, als nach Boyen's Entlassung 1819 durch die Neuordnung der Landwehr das Amt der Landwehrinspecteure einging, zum Commandeur der 6. Landwehrbrigade ernannt (mit dem Wohnorte Berlin). Am 3. October 1829 wurde er, mit Beibehaltung seines Brigadecommandos, Generaladjutant des Königs, 1830 (30. März) erhielt er das Commando der 6. Division und wurde zum interimistischen 1. Commandanten von Torgau ernannt, noch im selben Jahre (15. September) aber interimistisch mit den Geschäften des 1. Commandanten von Erfurt beauftragt, am 10. Februar 1832 (mit Patent vom 1. Januar) zum Generallieutenant ernannt und am 5. April 1832, als das Commando der 6. Division nach Torgau zurückverlegt wurde, als 1. Commandant dorthin (mit Beibehaltung des Divisionscommandos) zurückversetzt. Dazwischen wurde er zu verschiedenen kleinen Aufträgen verwandt, stand 1831 an der Spitze der zur Abwehr der Cholera eingesetzten Immediatcommission, vertrat auch vorübergehend den vortragenden Generaladjutanten des Königs. Am 19. März 1835 wurde er, der wegen zunehmender Kränklichkeit um seine Entlassung eingekommen war, zur Disposition gestellt. Er behielt noch den Vorsitz in der Commission für die Reform der Militärgesetze, wurde 1838 in den Staatsrath berufen und zum Präses der Generalordenscommission ernannt.

Schon in der stillen Zeit des Jahres 1817, nach dem oben erwähnten Duelle, hatte er sich religiösen Fragen und dem Studium der Bibel zugewendet. Seine zarte Innerlichkeit hielt ihn fest dabei, und er wurde ein rechter Vertreter der nun sich entwickelnden positiv gläubigen Reaction gegen die rationalistische Anschauungsweise. An dem aufblühenden christlichen Vereinsleben der zwanziger und dreißiger Jahre nahm er lebhaften Antheil und übernahm u. a. das Präsidium der Hauptbibelgesellschaft. Sein theologischer Nachlaß, zum größten Theil Betrachtungen und Erläuterungen zur heiligen Schrift, zeigt den außerordentlichen Ernst seines religiösen Lebens. Mit Vorliebe betrieb er eine symbolische Auslegung der biblischen Erzählungen.

Die beste und einzige Politik, die es für jeden Staat gibt, schrieb er 1831 dem rationalistisch gesinnten Boyen, ist die: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes". Man begreift, wie er mit diesen Grundsätzen und seiner Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. Freundschaft sich erwerben mußte. Er übertrug ihm schon am 26. October 1840 an Stelle des Cabinetsministers Grafen Lottum den Vortrag in allgemeinen Landesangelegenheiten mit Sitz und Stimme im Staatsministerium und ernannte ihn am 9. März 1841 zum Geh. Staats- und Cabinetsminister und Minister des Schatzes. Auch die Verwaltung der Münze unterstand ihm. Am 23. September 1844 wurde er General der Infanterie, 1845 erhielt er den schwarzen Adlerorden.

Hatte Th. früher den ferner Stehenden lediglich als Creatur Scharnhorst's gegolten, so jetzt schlechthin als unduldsamer, pietistischer Frömmler, der in dem Geiste der Zeit nur ein Werk des Teufels sah. Die Wahrheit ist, daß er jetzt mit derselben innigen Art, mit derselben peinlich abwägenden Gewissenhaftigkeit wie damals die patriotischen, liberal angehauchten Ideale Scharnhorst's und

Boyen's, so jetzt die der christlich-germanischen Richtung der Gerlach's und Stahl's ergriff, mit dem einen sehr wesentlichen Unterschiede allerdings, daß bei ihm das feudal-ständische oder legitimistische Motiv weit zurücktritt vor dem religiösen. Darum erklärte er sich schon 1832 entschieden gegen die von Haller ausgehende Doctrin, welche das Recht der Obrigkeit als einen materiellen Besitz auffaßte und meinte, daß jede, auch die durch Revolution emporgekommene Obrigkeit von Gott sei und der einmal vom Thron Herabgestürzte ein göttliches Recht auf diesen nicht mehr habe. Leopold v. Gerlach nannte Thile's Anschauung nicht unrichtig einen „christlichen Fatalismus". Für einen schöpferischen Staatsmann paßte sie freilich in dieser doctrinären Form ebensowenig wie jene Haller'sche Lehre, die ja auch einen stark quietistischen Zug entwickeln konnte. Für Th. war das Treibende, wie er selbst sagt, das Gewissen. Er meinte, wenn man nur jede politische Frage mit rechter religiöser Treue prüfen wollte, „so wird das Resultat schnell die divergenten Bahnen der Parteien in eine einzige verbinden", und so werde erkannt werden, was das wahre Zeitbedürfniß fordere. Seine eigene ministerielle Wirksamkeit unter Friedrich Wilhelm IV., die wir auf Grund seines politischen Nachlasses nun charakterisiren wollen, wird es lehren, wieweit es ihm möglich war, mit dieser Methode das Zeitbedürfniß zu erkennen und eine einheitliche und feste Bahn vorzuzeichnen. Es ist schon das bezeichnend, daß sich mehr von seinen Tendenzen als von dem, was er wirklich erreicht hat, sagen läßt. Mehr als Gewissensrath, denn als energisch betreibender Staatsmann faßte er seine Stellung beim Könige auf. Sehr hoch denkt er von dem Recht der Verwaltung, „in ihrer Verantwortlichkeit gegen Gott ihre Obrigkeitsgewalt auszuüben" und will darum von einer unbeschränkten Preßfreiheit z. B. nichts wissen. Er verbindet den christlich-germanischen Gedanken, daß der Adel, die Stütze des Thrones, auf das Princip der Geburtslegitimität sich gründe, mit einer liberalen Reminiscenz aus der Scharnhorst'schen Zeit, mit der Meinung, daß eine schroffe Trennung der Stände vermieden werden müsse. Im Ackerbau und nicht in Gewerbe und Handel sah er die Quellen der Kraft des preußischen Staates und wirkte darum 1843, entsprechend den damaligen wirthschaftlichen Verhältnissen, für Beibehaltung eines möglichst mäßigen Zollsystems. Mit Vorliebe aber gab er dem Könige Rath in kirchlichen Dingen. In den Fragen der Kirchenverfassung stimmten sie nicht überein. Des Königs Ideal einer vom Staate unabhängigen Kirche war ihm sehr bedenklich, denn wo habe man da die Garantie für einen wahrhaft evangelischen Geist derselben. Der König, meinte er bezeichnend, veranschlage die Sünde nicht genug im Kalkul. Gegenüber der lichtfreundlichen Bewegung in der Landeskirche rieth er, um den Glauben gegen den Unglauben zu schützen, zu energischeren Schritten, als der König immer billigte. Vollständige Freiheit der Sectenbildung bei strenger Wahrung des Bekenntnißstandes der Landeskirche war zwar sein Grundsatz, und Gewissensdruck verabscheute er, aber von einer wirklich freien Anerkennung anders gearteter Weltanschauung hielt ihn sein religiöses, an das Dogma gebundene Pflichtgefühl ab. Nur dulden wollte er die Lichtfreunde, aber ihre Agitation in Volksversammlungen und Zeitungen und die Oeffentlichkeit ihres Gottesdienstes unterdrückt wissen. Dagegen gönnte er den Altlutheranern und dem positiver gerichteten Theile der Deutschkatholiken größere Bewegungsfreiheit. Ganz ging er aber in der pietistischen Ansicht der Dinge doch nicht auf. Er unterscheidet selbst in sich den „politischen natürlichen Menschen" von dem geistlichen Menschen, dem Beter, und hat in der That aus seiner früheren Zeit sich manches von dem ersteren herübergerettet. Mit großem Freimuth widersprach er wiederholt phantastischen Plänen des Königs und rückte ihm vor, daß das preußische Volk nun einmal an einfache und prunklose Formen gewöhnt sei. Sehr bemerkenswerth ist, daß

er, der als einer der beiden Cabinetsminister eine Zwischeninstanz zwischen dem Könige und den Fachministern bilden sollte, fast in der Art wie Stein gegenüber Friedrich Wilhelm III. dem Könige die Uebelstände einer Cabinetsregierung vorstellt und ihm dringend räth, mit den Fachministern in persönlichere Berührung zu treten (1842). Nach altpreußischen Traditionen verwaltete er auch den Staatsschatz; er wehrte sich dagegen, daß er zu Friedensbedürfnissen benutzt würde, lediglich für die Kriegsbereitschaft sollte er dienen.

In der Genesis des vereinigten Landtages tritt sein Einfluß wenig hervor. Daß er damals gegen den modernen Constitutionalismus war, versteht sich nach dem Gesagten von selbst. In der entscheidenden Sitzung der Verfassungscommission und des Staatsministeriums vom 11. März 1846 stimmte er für die Nothwendigkeit einer allgemeinen ständischen Verfassung, weil das Volk nun einmal von dieser Idee durchdrungen sei. 1847 war er aber entschieden gegen jede Concession, die den König zur Periodicität des Landtages zwingen könnte. Die ihm eigene Mischung von zarter Gewissenhaftigkeit mit jener fatalistischen Ergebung, die wir kennen lernten, und doch dabei mit einem Festhalten alter preußischer Ueberlieferungen zeigt sich dann sehr merkwürdig wieder in seinem Verhalten 1848. Am 9. März 1848 rieth er dem Könige, 25—30 000 Mann in Thüringen bereit zu halten, um die kleinen Fürsten zu unterstützen, dabei aber auch Preußens Einfluß zu begründen. „Der Retter kann auch der Ordner sein". Am 18. März war er, wie Leopold v. Gerlach bezeugt (1, 701), einer von den wenigen, die den Kopf nicht verloren, sondern zu energischen Schritten mahnten. Noch am selben Tage nahm er seine Entlassung, am 31. März wurde er von seinem Dienst als Generaladjutant entbunden. Aber in der Revolution sah er nicht nur eine That der Sünde, die man bekämpfen müsse, sondern auch den Finger Gottes, der auch mit diesem Erdbeben nur sein Reich habe heraufführen wollen. Für Leopold v. Gerlach war es schwer begreiflich, daß Th. von jetzt an „vor dem elenden Constitutionalismus die Segel strich", jedes Camarillaregiment in der Art des Gerlach'schen als Hochverrath verdammte und nur den verantwortlichen Ministern das Recht zusprach, dem Könige Rath zu ertheilen. Uns erscheint sein Verhalten psychologisch, aus dem sich gleich gebliebenen Kerne seiner Natur völlig verständlich. Th. zog sich nach seiner Verabschiedung nach Frankfurt a. O. zurück und durchlebte dann, vereint mit seinem Bruder, dem commandirenden General a. D. v. Thile und dessen Familie einen von allseitiger Liebe verschönten harmonischen Lebensabend. Er starb dort am 21. November 1852. Der König selbst folgte seinem Sarge bis zum Kirchhofe und setzte ihm ein herrliches, künstlerisches Grabmal mit der Inschrift: „Seinem theuren Freunde und bewährten Rathe König Friedrich Wilhelm IV. in treuer Dankbarkeit."

Mittheilungen der Familie. — Acten des Geh. Staatsarchivs, der Archive des Kriegsministeriums, der Geh. Kriegskanzlei und des Generalstabs in Berlin. — Correspondenz mit Boyen (von dessen Nachkommen mir mitgetheilt). — Nekrolog in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 5. April 1853. — Kleist, Die Generale der preußischen Armee 1840—1890 (z. Th. unrichtige Daten). — Pertz-Delbrück, Gneisenau. — Lehmann, Scharnhorst. — Varnhagen's Tagebücher. — Denkwürdigkeiten a. d. Leben Leop. v. Gerlachs. — Des Freiherrn K. E. W. v. Canitz u. Dallwitz Denkschriften (Bd. 2 S. 168 f., enthält e. Charakteristik Thile's). — Wagener, Erlebtes (S. 40) u. Politik Friedr. Wilhelm's IV. (S. 17). — Weitere Beiträge und Nachträge aus d. Papieren Theodor v. Schön's (enthält S. 266 ff. dessen Correspondenz mit Th. 1831 in Angelegenheiten der Choleracommission). Friedrich Meinecke.

Thilenius: Georg Th., als Sohn des Balneologen Otto Heinrich Th. und Enkel von Moritz Gerhard Th. (s. S. 33) am 19. April 1830 zu Rüdes-

heim geboren, widmete sich anfangs der bergakademischen Laufbahn, ging aber 1851 zum Studium der Medicin über, dem er in Berlin, Göttingen und Wien oblag, machte nach Beendigung desselben wissenschaftliche Reisen durch Frankreich (mit längerem Aufenthalt in Paris) und Algerien und ließ sich 1855 als praktischer Arzt und Badearzt in Soden nieder, wo er 30 Jahre lang bis zu seinem am 17. August 1885 erfolgten Tode eine vielseitige Thätigkeit entfaltete. Th. bekleidete mehrfach Communal- und städtische Aemter, war Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (seit 1870), des deutschen Reichstages (seit 1874) und machte sich auch sonst durch gemeinnütziges Wirken sehr verdient. Seiner Anregung ist die Gründung der Gesellschaft deutscher Badeärzte zu verdanken, welche als balneologische Section der Berliner Gesellschaft für Heilkunde 1877 ins Leben trat, ferner die Veranstaltung einer wissenschaftlichen Enquete über den oft beobachteten Zusammenhang von Lungenblutungen mit Witterungsveränderungen (auf dem Congreß der genannten Gesellschaft 1883). Das Ergebniß derselben veranlaßte Th. im preußischen Abgeordnetenhause einen Antrag einzubringen, durch welchen die Staatsregierung aufgefordert wurde, im Interesse der Landwirthschaft und der Hygiene das bis dahin noch sehr mangelhafte Netz der meteorologischen Beobachtungsstationen über ganz Preußen auszudehnen und regelmäßige Veröffentlichungen vorzunehmen. Von schriftstellerischen Arbeiten Thilenius', der übrigens wegen seiner liebenswürdigen Charaktereigenschaften in ärztlichen und parlamentarischen Kreisen sich großer Sympathieen erfreute, sind hauptsächlich zu nennen eine Badeschrift über Soden (Frankfurt a. M. 1870) ferner die Veranstaltung der 8. Auflage von Helfft's Handbuch der Balneotherapie (Berlin 1874, um einen kurzen Abriß der med. Klimatologie vermehrt) und der „Bäder-Almanach", den er 1884—85 redigirte.

Vergl. noch Biogr. Lex. V, 655. Pagel.

Thilenius: Moritz Gerhard Th., Arzt und hervorragender badeärztlicher Schriftsteller, ist am 30. April 1745 zu Eddigehausen in der hessischen Herrschaft Plesse bei Bovenden als Sohn des herumziehenden Arztes Johann Heinrich Th. und Enkel des „Bruchschneiders" Jacob Th. geboren. Seine medicinischen Studien machte er seit 1761 in Göttingen, wo er auf Grund der Abhandlung „De rheumatismi pathologia" 1765 die Doctorwürde erlangte. Wegen seiner bedeutenden Körperlänge war Th. aus seinem Geburtsorte durch den Landgrafen Friedrich von Hessen noch während seiner Studienzeit nach Kassel entführt und unter die Soldaten gesteckt, aber auf eine Eingabe der Universität Göttingen unter Androhung eines Berichtes an den König von England später wieder freigegeben worden. Th. ließ sich anfangs in Göttingen nieder, ging 1771 als Physicus nach Einbeck, kurze Zeit darauf als Riedesel'scher Medicus, auch Stadt- und Landmedicus nach Lauterbach, folgte 1796 einem Ruf als Hof- und Badearzt in Wiesbaden, um diese Stellung 1801 mit der eines Cameralmedicus in Wetzlar zu vertauschen. 1803 wurde er fürstlich Nassau-Usingen'scher wirklicher Leibarzt mit dem Charakter eines Geheimraths zu Usingen. Sein Tod erfolgte in Wiesbaden am 29. Januar 1808. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind am meisten bekannt zahlreiche Brunnenschriften, die er für die Mineralquellen von Ober-Carber und Schwalheim (1772), Hofgeismar (1779), Fachingen (1791, 1792, 1799), Dinkelhold (1802), Ems (1806, 2. Aufl. 1821), verfaßte. Selbständig erschienen noch „Kurzer Unterricht für die Hebammen und Wöchnerinnen auf dem Lande" (Kassel 1769, 2. Aufl. 1775; 3. Aufl. von J. P. Vogler 1810); „Medicinische und chirurgische Bemerkungen" (Frankfurt a. M. 1789, 2. Theil herausgegeben von Chr. Heinr. Th. 1814). Außerdem rühren von Th. eine Reihe von Aufsätzen in Hufeland's Journal u. a. Zeitschriften her. —

Uebrigens ist Th. Vater zweier gleichfalls später als Badeärzte bekannt gewordener Söhne, Christian Heinrich (1776—1818) und Otto Heinrich Th. (1800—1867).

Vgl. Biogr. Lexikon V, 654 und die daselbst angegebene Quellenlitteratur.

Pagel.

Thilo (Tilo, Thile, Tylo), Bischof von Merseburg 1466—1514. Thilo stammte aus der in Thüringen und den angrenzenden Gebieten begüterten Familie von Trotha (Trothe), die auch zu den Lehnsleuten des Stiftes Merseburg gehörte. Sie führte bereits früher als Wappen den Raben mit dem Ringe im Schnabel. Dadurch werden die sagenhaften Erzählungen über die Aufnahme dieses Wappens durch den Bischof hinfällig. Daß er es aber liebte, ergiebt sich daraus, daß er es mehrfach an den von ihm errichteten Bauten anbringen ließ. Er war der Sohn des gleichnamigen erzbischöflich magdeburgischen Marschalls und Rathes, erlangte die Würde eines Dompropstes zu Magdeburg und Domherrn zu Merseburg, wurde 1466 zum Bischofe von Merseburg gewählt und vom Erzbischof Johann von Magdeburg in sein Amt eingeführt. Zunächst legte er auf Anordnung des Kaisers seinen Lehnseid in die Hand des Kurfürsten Ernst von Sachsen ab; 1495 wurde er vom Kaiser Maximilian belehnt. Zu seinen sächsischen Landesherren stand er in einem vertrauten Verhältniß. Sie waren seine Lehnsleute. Am 12. December 1471 bekannten Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht das Schloß Ostrau, die Städte Leipzig, Naunhof und Grimma, sowie die Gerichtsstühle zu Rötha und auf dem Graben bei Leipzig von dem Bischofe und Stifte zu Merseburg zu Lehen empfangen zu haben. Dafür übernahmen sie den Schutz des Gebietes und seiner Rechte und zeichneten ihn persönlich aus. 1478 übertrug man ihm das Geleit der Herzogin Christina, der Tochter des Kurfürsten Ernst und Braut des späteren Königs Johann von Dänemark, an den Hof von Kopenhagen. 1487 führte er während der Theilnahme Herzog Albrecht's an dem Reichskriege gegen Matthias Corvinus von Ungarn die Statthalterschaft mit dem Bischofe Johann von Meißen und Bruno Edlem zu Querfurt. Bei wichtigen Verhandlungen erwies sich der Bischof dafür dankbar und nützlich. Als die Wettiner Brüder bei der Curie um Verleihung des Präsentationsrechtes zu der Propstei, dem Decanat und den Archidiakonaten des Bisthums Meißen nachgesucht hatten, beauftragte Papst Sixtus IV. Th. mit der Anstellung der Erörterungen. Auf der Burg Giebichenstein leitete dieser im November 1476 die Verhandlungen, bei denen die Uebertragung des Patronates auf die Fürsten als der Ruhe und dem Frieden förderlich bezeichnet wurde. Als später das Gesuch sich auf weitere Stellen des Meißner Bisthums richtete, übernahm der Merseburger Bischof wieder die Untersuchung der vorhandenen Rechte. Auch weltliche Streitigkeiten half er schlichten, z. B. im Frühjahr 1488 einen Streit zwischen Herzog Albrecht und Hugold von Schleinitz wegen des Schlosses Rochsburg und drei Monate später zwischen demselben Fürsten und Heinrich Graf von Stolberg wegen der Gerichte des Amtes Sangerhausen und Röblingen. Den landesherrlichen Schutz erbat er sich während der Abwesenheit des Herzogs Albrecht von Herzog Georg, als der Kaiser ihn aufgefordert hatte, zu einem Kriegszuge zu Fuß und Roß, auch in eigener Person, zu erscheinen. Er unterstützte sein Gesuch durch den Hinweis auf die mißliche Lage in Friesland, die einen Nachschub sächsischer Truppen nöthig erscheinen lasse. Herzog Georg entsprach der Bitte durch erfolgreiche Verwendung beim Kaiser. Als aber der Bischof später auch von dem Kurfürsten Friedrich und dem Herzog Johann Schutz suchte und sich auf einem Tage zu Erfurt 1505 zu Leistungen diesen gegenüber verpflichtete, mußte er sich in mehrfachen Schreiben an den Herzog Georg mit Berufung auf die auch jenen zukommende Schutzpflicht verantworten.

Die Regierung Thilo's fiel in eine Zeit, in der ein lebhafter wirthschaftlicher Aufschwung auch die Einnahmen des Stiftes vermehrte, um so mehr als fruchtbare Landgebiete und capitalkräftige Städte dazu gehörten. 1496 fiel dem Stifte das erledigte Lehen Schafstedt zu, im Jahre darauf Carsdorf und Bunstorff, das Th. an Herzog Albrecht gegen Ostrau und Lennewitz austauschte. Neue Gründungen von geistlichen Stellen und sonstige zahlreiche Stiftungen erhöhten das Einkommen des Bischofs, dessen Ueberschüsse er nutzbar in Landbesitz oder zinstragenden Capitalien anlegte. 1488 kaufte er z. B. von den Gebrüdern Peter, Lorenz und Otto von Werder Gut und Dorf Zscherben mit Zinsen zu Reipzisch und ging dabei gegenüber deren Lehnsherrn, dem Abt Heinrich v. Goßke, besondere Verbindlichkeiten ein. 1506 lieh er dem Leipziger Rathe 12 000 rheinische Gulden. Er veranlaßte auch neue wirthschaftliche Unternehmungen, z. B. schuf er 1482 auf der erkauften wüsten Stätte Boritz die Schladebacher Teichanlagen, die ihn in rechtliche Auseinandersetzungen mit seinen Nachbarn, z. B. Hans und Ciliax Walkhusen zu Euschütz verwickelten. 1484 vergrößerte er den Gotthardteich, dessen Durchbruch 1504 große Verheerungen anrichtete. Das Bestreben der Zeit sich bequem und prächtig einzurichten, fand in Th. einen eifrigen Vertreter. Eine außergewöhnlich reiche Bauthätigkeit hat er während seiner langen Amtsführung entfaltet. Nachdem er das bischöfliche Schloß hatte umbauen lassen, wendete er seine Aufmerksamkeit der Domkirche zu, die aber erst unter seinen Nachfolgern vollendet wurde. Auch für die Verschönerung der Stadt war er eifrig besorgt, namentlich nachdem der verheerende Brand von 1479 einen großen Theil der Stadt in Asche gelegt hatte. Das Königs- und Sixtithor wurde von ihm neugebaut.

Ueber seine kirchliche Wirksamkeit haben wir zahlreiche Zeugnisse. 1485 weihte er am Sonnabend vor Ostern zu Giebichenstein den zum Erzbischof von Magdeburg gewählten Herzog Ernst von Sachsen zum Priester, am 22. November 1489 wies er ihn unter Assistenz der Bischöfe von Havelberg und Naumburg in Gegenwart der erzstiftischen Stände in sein Amt ein. Die Ordination der Geistlichen war seine Aufgabe; auch die Einweihung der Kirchen vollzog er, z. B. 1496 der erneuerten Thomaskirche in Leipzig. Von großer Bedeutung war die Ausübung der Gerichtsbarkeit. Die weltliche war zum großen Theile den fürstlichen und städtischen Behörden überlassen. Dagegen wurde die kirchliche von ihm selbst oder den beauftragten Beamten geübt. 1468 unterhandelte er mit dem Erzbischof Johann von Magdeburg wegen des von der Curie geforderten Zehntens der Geistlichkeit. Mehrfach beschäftigte ihn z. B. die rechtliche Stellung der Propstei Penig. 1478 hob er sie auf Bitten des Chemnitzer Abtes Kaspar auf und bestimmte, daß hinfort Weltpriester daselbst eingesetzt werden sollten. Aber 1500 und 1504 lebte die Angelegenheit wieder auf. Auch hatte er die Aufsicht über das Vermögen der Kirchen seines Sprengels zu führen, z. B. Stiftungen, Vererbungen und Verkäufe zu genehmigen. Das Leipziger und Grimmaer Urkundenbuch bieten zahlreiche Beispiele. Der Sitte der Zeit gemäß hatte er kirchliche Werke durch Ertheilung von Ablaß zu unterstützen. 40 Tage gewährte er z. B. 1467 der Frauenkirche in Grimma, 1468 für den infolge der Pest kurz vorher eingeführten Gesang O adoranda Trinitas in den Leipziger Pfarrkirchen, 1498 einem neugestifteten Salve regina in der Nicolaikirche in Grimma; ebensoviel fügte er 1502 hinzu, als der Cardinal Raimund v. Gurk 100 Tage Ablaß für alle diejenigen bewilligt hatte, die zum Zwecke der Heiligsprechung Benno's von Meißen Opfer spenden würden. Ein Jahrzehnt später machte er in seinem Sprengel die Bulle des Papstes Julius II. bekannt, nach welcher die von Papst Innocenz VIII. behufs Unterstützung eines Thurmbaues in Freiberg verliehenen Ablässe nach Ablauf der früher bezeichneten Frist noch

auf weitere 20 Jahre verlängert wurden. Neben der regelmäßigen Visitation der kirchlichen Anstalten wurden Bischof Th. von der Curie besondere Vollmachten zu theil. Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht waren bei dieser vorstellig geworden, daß in ihrem Gebiete mehrere Klöster beiderlei Geschlechts und andere geistliche Anstalten durch schlechte Wirthschaft und übeln Lebenswandel ihrer Vorstände und Mitglieder in ihrem Ansehen, auch durch kostspielige Processe in ihrem Einkommen so geschädigt worden seien, daß sie dringend einer Reform bedürften. Deshalb ertheilte Papst Innocenz VIII. am 12. März 1484 Th. neben dem Bischofe von Meißen die Vollmacht, unter Zuziehung tüchtiger geistlicher Personen alle exemten und nicht exemten Klöster seines Sprengels mit alleiniger Ausnahme der Ritter- und Bettelorden zu visitiren und, wenn nöthig, an Haupt und Gliedern zu reformiren, Personen anstößigen Lebenswandels zu entfernen und durch geeignete andere zu ersetzen, die Klöster, die nur wenige Insassen hätten, zusammenzulegen, Besitzungen und Grundstücke behufs höheren Ertrags zu verkaufen, in zeitlichen oder bleibenden Erbpacht auszuthun. Unter Thilo's Regierung gründeten die Brüder vom gemeinsamen Leben im J. 1503 eine Niederlassung in Merseburg. Er überließ ihnen die Gotthardcapelle mit einem Hause, verbot ihnen das Betteln und die Beeinträchtigung der Rechte der Pfarrgeistlichkeit.

Seit der Gründung der Universität Leipzig war dem jedesmaligen Bischofe von Merseburg eine neue Würde zugefallen, die eines Kanzlers und päpstlichen Conservators. Diesem stand die Gerichtsbarkeit über Professoren und Studenten zu, die wol zu den Verhandlungen in Merseburg erscheinen mußten. So erließ auch Th. mehrfach Vorladungen, z. B. infolge einer Schlägerei Leipziger Studenten mit Bauern in Lindenau. Die Umständlichkeit dieses Gerichtsverfahrens, die damit zusammenhängenden Kosten und Schwierigkeiten waren jedenfalls die Veranlassung, daß im J. 1496 unter Zustimmung des Herzogs Georg die Gerichtsbarkeit dem jeweiligen Rector der Universität übertragen wurde. Auch bei der gleichzeitigen Reform derselben war der Bischof mehrfach betheiligt. Ebenso stand er bisweilen mit der philosophischen Facultät in Verhandlung und empfahl ihr mehrfach junge Gelehrte zur Aufnahme, ohne immer Gehör zu finden. Daß er in der Zeit des fehdelustigen Ritterthums mit Waffengewalt überfallen wurde, darf uns nicht Wunder nehmen. Einer seiner Vasallen, Wilhelm Rider, belästigte ihn mehrfach und fügte dem Stifte großen Schaden zu. Auch die Grafen von Mansfeld hatten mit ihm Streit. Ungerechte Behandlung seines Dompropstes Johannes Naustadt und seines Dieners wurde ihm vorgeworfen. Der Chronist entschuldigt ihn so: Quod aliquando quicquam commiserit, quod culpandum fuit, homo fuit, et ut homo errare potuit. Im übrigen rühmt er des Bischofs Tüchtigkeit, seine Gewissenhaftigkeit in geistlichen Dingen, seine Gewandtheit in weltlichen Geschäften. Wenn dieser bereits früher sich in seinen Amtshandlungen durch Secretäre, Vicare, Officiale und Weihbischöfe vertreten ließ, so ernannte er 1507 den Magdeburger Dompropst, Fürst Adolph von Anhalt, zu seinem Coadjutor. Er starb 1514. Sein Grabmal befindet sich noch jetzt in der Domkirche.

Cod. dipl. Sax. reg. II, 3, p. 176—316; II, 6, p. 379—407; II, 10, p. 293—370; II, 11, p. 177—376; II, 12, 612. Außerdem wurden Urkunden des Hauptstaatsarchivs und Rathsarchivs in Dresden benutzt. — E. Brotuff, Chronica von den Antiquitäten des kaiserlichen Stiffts, der römischen Burg und Stadt Marsberg an der Salah. Budissin 1556, 2. Buch, 53. Kapitel. — F. A. v. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte. Leipzig 1838. S. 385 ff. — A. Fraustadt, die Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg. Leipzig 1843. S. 12, 18, 20 f. — E. Beyer, das Cisterzienser-Stift und

Kloster Alt-Zelle. Dresden 1855. S. 343, 702. — Chr. G. Lorenz, die Stadt Grimma. Leipzig 1856. S. 83, 85, 113 f. — F. W. Hoffmann, Geschichte der Stadt Magdeburg. Neu bearbeitet von G. Hertel und Fr. Hülße. Magdeburg 1885. I, 247, 262, 265. — A. Schmekel, historisch-topographische Beschreibung des Hochstifts Merseburg. Halle 1858. S. 174—185. 114 u. ö. — L. Puttrich, Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen. 2. Abth.: die kgl. preuß. Provinz Sachsen. 1. Bd. (Leipzig 1836—1843), S. 15 ff., 18. Auf Tafel 8 Nr. 3 ist Thilo's Grabmal mit dem Wappen abgebildet. — Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschung. I, 2, 22; IV, 1, 136—144, 176—178; IV, 2, 118—131; V, 2, 106; V, 3, 57, 63; VI, 4, 77 ff. — Mittheilungen des kgl. sächs. Alterthumsvereins. 26., 27. Heft S. 205; 28. Heft S. 140. — Jacobs, Geschichte der preußischen Provinz Sachsen. S. 317. Georg Müller.

Thilo: Friedrich Gottlieb (Theophilus) Th., Roman- und Dramendichter, der Sohn des Pfarrers M. Joh. Karl Friedrich Th. und seiner Gattin Johanne Concordie geb. Hofmann, wurde am 6. Juni 1749 im Dorfe Roda bei Frohburg in Sachsen geboren, besuchte seit 1762 das Gymnasium zu Altenburg und von Ostern 1767 bis 1768 die Universität Jena, um daselbst die Rechte zu studiren. Ostern 1768 bezog Th. die Universität Leipzig; am 12. März 1769 starb sein Vater, der seit 1759 Pastor in Gnandstein bei Borna war, und Th. mußte sich nun höchst kümmerlich durchhelfen bis es ihm glückte, die Unterstützung einiger hohen Gönner in Leipzig zu erhalten. Nachdem er im August 1771 die Universität verlassen hatte, wurde er im folgenden Jahre Advocat und Amtsviceactuar in Wendelstein a. d. Unstrut, ließ sich aber bald darauf in Frohburg als Advocat nieder und begann hier auch seine schriftstellerische Thätigkeit auf dem Gebiete des Dramas und des Romans. 1781 erhielt er den Titel als kurfürstlicher Finanzcommissar und verlegte seinen Wohnsitz nach Rochlitz, wo ihm 1789 auch die Acciseinspection übertragen wurde. Er starb in einem Alter von 76 Jahren als Generalacciseinspector, Finanzcommissar, Gerichtsdirector und Rechtsconsulent in Rochlitz am 26. März 1825 an Altersschwäche und hinterließ eine Wittwe, die Tochter des Pastors Anton zu Oerlitz, mit der er sich 1790 vermählt hatte, sowie seine einzige aus dieser Ehe entsprossene Tochter.

Eine Aufzählung seiner Dramen und Romane findet sich im Neuen Nekrolog III, 1380 sowie in Goedekes Grundriß (2. Aufl. IV 220 und V 387 f.). Max Mendheim.

Thilo: George Wilhelm Moritz Th., geboren am 13. Januar 1802 zu Striegau als Sohn des dortigen Superintendenten und Pastors prim., † am 17. Februar 1870 zu Berlin als ehemaliger Director des königl. Seminars für Stadtschullehrer. Nach sorgfältiger Erziehung in dem grundevangelischen Pfarrhause kam Th., der schon früh eine hervorragende geistige Begabung verrieth, 1814 auf das Gymnasium zu Schweidnitz und widmete sich von Ostern 1819 in Breslau dem Studium der Theologie. Dem heiteren Studentenleben blieb er nicht fern, versäumte dabei aber die ernsten Studien nicht, die durch ein erstaunliches Gedächtniß und rastlosen Fleiß außerordentlich gefördert wurden. Seine theologischen Prüfungen legte er 1824 und 1826 ab, predigte auch in Vertretung seines alternden Vaters mehrmals in seiner Vaterstadt, wandte sich dann aber mit aller Kraft dem Schulfache zu. Daß er darum der Kirche nicht fremd wurde, wenn er sich auch selbst oft scherzend einen „verdorbenen Theologen“ nannte, bezeugt das Interesse, welches er der Entwicklung der theologischen Wissenschaft und der evangelischen Kirche bis zu seinem Ende entgegenbrachte und bei verschiedenen Anlässen in Rede und Schrift bethätigte. Als

Lehrer begann er seine Wirksamkeit in dem Erziehungsinstitute des Pastors Kranz zu Dittmannsdorf bei Waldenburg i. Schl., wo er so lange blieb, bis der Tod des Vorstehers die Auflösung der blühenden Anstalt herbeiführte. Th. lebte nun wieder längere Zeit im elterlichen Hause, mit theologischen und pädagogischen Arbeiten beschäftigt, um sich für das akademische Lehramt vorzubereiten, fand aber 1833 Gelegenheit, sich im Breslauer Schullehrerseminar, wo er zur Aushülfe verwandt wurde, als Lehrer zu versuchen. Dabei erwachte in ihm das Bestreben, sich ganz in den Dienst der Schule, vor allem der Lehrerbildung zu stellen, und nachdem er mit einer Unterstützung des Ministers in dem von Diesterweg geleiteten Seminar für Stadtschullehrer zu Berlin und mehreren andern Schulanstalten in Berlin, Neuzelle, Dresden und Bunzlau hospitirt hatte, um namentlich einen gründlichen Einblick in das Wesen des Seminarunterrichts zu gewinnen, erhielt er 1835 eine Oberlehrerstelle am Seminar zu Breslau, die er Ostern 1836 mit einer gleichen am Seminar zu Potsdam vertauschte. In dieser Stellung verheirathete er sich mit einer Tochter Adolf Diesterweg's, dessen Hochschätzung er sich trotz aller Verschiedenheit der Ansichten, zumal auf religiösem und pädagogischem Gebiete, zu erwerben gewußt hatte. Im Juli 1840 wurde ihm das Directorat des Schullehrerseminars zu Erfurt und des damit in Verbindung stehenden Taubstummen-Lehr- und Erziehungsinstituts übertragen, das ihn in vielfache Berührung mit dem Propst Zerrenner, einem damals hochgeschätzten Schulmanne, brachte. Im J. 1853 ward er als Director an das Seminar für Stadtschullehrer nach Berlin berufen, dem er bis zu seiner Pensionirung im Sommer 1869 vorstand. — Eine hochgebildete, geistvolle, stets anregende Persönlichkeit voll treffenden, immer bereiten Witzes, mit einer seltenen Auffassungsgabe, einer Fülle gründlichsten und gediegensten Wissens ausgestattet, auf jedem Gebiete der Pädagogik heimisch, in seinen Forderungen gegen sich und andere unerbittlich streng, mit reichem organisatorischen Talent begabt, hätte Th. ein ausgezeichneter Lehrer und Director werden können, wenn nicht gewisse Eigenthümlichkeiten seines Wesens seine Erfolge beeinträchtigt hätten. Die Gabe, im persönlichen Verkehr auszugleichen und zu vermitteln, ging ihm ab, und so gelang es ihm nicht, in seinem Lehrercollegium fortgesetzt die Einigkeit und Gemeinsamkeit herzustellen und zu erhalten, die nun einmal das erste Erforderniß zum Gedeihen einer Anstalt ist, welche zukünftige Lehrer bilden soll. Der Sarkasmus gegen Zöglinge, die in ihren Leistungen seinen Anforderungen nicht genügten, verbitterte jene nicht selten und verleidete ihnen die Arbeit an sich und ihren Schülern, und selbst offenbare Beweise väterlicher Fürsorge, wirklichen Wohlwollens und milderen Urtheils konnten die einmal eingewurzelten Eindrücke nicht wieder völlig verwischen. Auch der Unterricht selbst war bei Th. nicht frei von Mängeln. Nicht selten überschätzte er den geistigen Standpunkt seiner Schüler, sprang im Eifer auf Gebiete über, wo jene seinen Ausführungen nicht mehr zu folgen vermochten, verweilte bei Lieblingsgegenständen länger, als eine weise Oekonomie der Zeit erlaubt hätte, und konnte dann wichtigen Dingen nur eine flüchtige Behandlung zu theil werden lassen. Nicht wohl zu rechtfertigen war auch die Kritik von Personen und Büchern, die ihm unbequem waren. Die Form des entwickelnden Unterrichts sagte ihm nicht besonders zu; viel lieber trug er in zusammenhängender Rede vor, der es allerdings an geistreichen und treffenden Bemerkungen nicht fehlte, die nun aber einmal nicht zur Regel werden darf in einer Lehranstalt, wo der Zögling im Gebrauch der Unterrichtsformen auszubilden ist, die er später in der Praxis anwenden soll. Vorzüglich begabte und eifrig strebende Zöglinge, welche durch Privatfleiß Lücken des Unterrichts ergänzten und an dem Vorbilde anderer Lehrer die Unterrichtstechnik sich aneigneten, wurden bei Th. zu trefflichen Lehrern und danken seinen Anregungen

viel, andere verkannten das Wesen des Unterrichts, nicht ganz ohne seine Schuld, und gewöhnten sich, gewisse Dinge als „pädagogische Pedanterien" zu mißachten, ohne die es nun einmal beim Unterricht, zumal der Kleinen, nicht geht. Viel Anfechtung mußte Th. erleiden, weil es ihm nicht gelang, in ein näheres Verhältniß zur Lehrerwelt an den Orten seines Wirkens zu gelangen; dies Verhältniß war ein kühles, zu Zeiten geradezu ein feindliches, wenngleich gesagt werden muß, daß in dieser Beziehung Mißverständnisse die Hauptschuld trugen, und daß vor allem die geistige Gegnerschaft gegenüber Diesterweg von Thilo's Widersachern auf das persönliche Gebiet übertragen wurde. Trotz alledem gehört Th. zu den hervorragendsten Schulmännern seiner Zeit, und nicht unverdient ist das Lob, welches ihm einer seiner Vorgesetzten (Karl Bormann) in einem Nachrufe spendete: „Seine Zöglinge wußte er, fest stehend auf dem Grunde des göttlichen Wortes, mit klarer Einsicht in die göttliche Heilsordnung, mit Begeisterung für ihren Beruf und mit Liebe für das Vaterland zu erfüllen." — „Weder entgegengesetzte Strömungen der Tageslitteratur, noch das Geräusch aufgeregter Parteien, am allerwenigsten Schmähungen und persönliche Angriffe vermochten ihn aus den Reihen der Vorkämpfer für die Förderung patriotischer Gesinnung zurückzudrängen." Daß es ihm gelang, selbst nach dem Erscheinen der „Regulative" (1854) dem Berliner Seminar für Stadtschullehrer eine eigenartige Stellung zu bewahren, ist ihm stets als hohes Verdienst angerechnet worden.

Auf den Gebieten der Pädagogik, Theologie und Hymnologie ist Th. in langem, arbeitsreichem Leben als Schriftsteller thätig gewesen. Immer bietet er als solcher die Frucht sorgsamen Fleißes und ernster Gedankenarbeit, stets fesselt er durch originelle Auffassung, durch eine Fülle treffender Bemerkungen, durch Gedankenschärfe und schlagende Beweisführung, aber, wie ihm die Gabe der in schönem Flusse dahinströmenden mündlichen Rede versagt war, so ist sein Stil hart, eckig, überladen, nicht selten manierirt.

Außer vielen Artikeln in Schmid's „Encyklopädie", in Diesterweg's „Rheinischen Blättern", in Otto Schulz' „Schulblatt für die Provinz Brandenburg", im „Berliner evang. kirchl. Anzeiger", in den „Berliner Blättern für Schule und Erziehung" (1860—66, red. von Ed. Bonnell, Mor. Fürbringer, W. Thilo) u. a. O. veröffentlichte er auch eine Reihe selbständiger Schriften. In „Spener als Katechet" (1840) empfiehlt er die fleißige Uebung der Katechese an Kindern und Erwachsenen als ein Band, welches Kirche und Schule an einander zu knüpfen und bei den Ungebildeten mehr als die Predigt zu fruchten vermöge. Als ein Meister der Katechese erscheint ihm Spener. Gerade diese Schrift lenkte die Aufmerksamkeit des Ministers v. Altenstein auf ihren Verfasser und hatte dessen Berufung nach Erfurt zur Folge. — Eine höchst werthvolle Arbeit, welche die Bedeutung des geistlichen Liedes für die Schule und seine Stellung in dieser erschöpfend würdigt, ist „Das geistliche Lied in der evang. Volksschule Deutschlands" (1842; 2. Aufl. 1855). Hier wird zum ersten Mal darauf hingewiesen, daß es sich bei dem Kirchenliede nicht nur um kirchliche, sondern auch um nationale Schätze handle, und daß ein Volk die Pflicht habe, nicht nur die erworbenen Schätze des Wissens zu conserviren, sondern auch die Schätze, in denen die eigenthümliche Empfindungsweise einer Nation zum Ausdruck kommt. — Von den „Reden und Gesängen bei Pestalozzi's Säcular-Geburtstagsfeier im königl. Seminar zu Erfurt" (1846) sind namentlich „Pestalozzi's Gemüthstiefe" und „Die Lebenskeime, welche Pestalozzi im Herzen der deutschen Volksschullehrer geweckt hat" werthvoll, in welchen beiden Aufsätzen die Verdienste des großen Schulreformators in beredten Worten und mit herzerfrischender Wärme ans Licht gestellt werden. — Wenig umfangreich, aber voll trefflicher Gedanken ist „Der Bibelspruch im Dienste des Religionsunterrichts in der evang. Volksschule und Lehrerbildungs-

anstalten" (1846), ein Büchlein, das zur Auslegung, Anwendung, zum Erlernen, Ueben und Wiederholen des Spruches vorzügliche Anleitung gibt, die Schwierigkeiten bei der Spruchbehandlung erörtert und den reichen Nutzen dieser, wenn sie in richtiger Weise geschieht, darlegt. — „Was ihrer dreiundzwanzig vorhaben gegen die christliche Volksschule Preußens" (1848) richtet sich gegen einen Gesetzentwurf über das preußische Schulwesen, worin u. a. Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und gemeinschaftlicher Religionsunterricht für alle Confessionen gefordert wurde, während der confessionelle ausgeschlossen sein sollte. Namentlich gegen diese beiden Forderungen wandte sich Th. und zwar mit einer Erbitterung und Heftigkeit, welche dem Werthe seines sonst mit Geschick und Wärme geschriebenen Buches Eintrag thun mußten. Th. beschuldigt die 23 (darunter Diesterweg und Harkort) geradezu, „an den Grundfesten christlicher Ordnung nicht schwächer zu rütteln als der Socialist Monsieur Proudhon in Paris, der vom 6. und 7. Gebote nichts wissen will". Diesterweg's Antwort (Rhein. Bl. 38, S. 281—308) schlug einen nicht minder kräftigen Ton an, aber zu einem wirklichen Abschlusse gedieh die Angelegenheit nicht, denn die preußische Nationalversammlung, an welche die Vorschläge der 23 gerichtet waren, wurde aufgelöst, und nach Einführung der Verfassung legte sich die Sturmfluth von Schriften über Reform der Schule für lange Zeit. — In „Pädagogischer Sinn und politisches Treiben" (1849) sucht Th. den Nachweis zu erbringen, „daß der pädagogische Sinn durch politisches Treiben in der Erfassung, Würdigung und Behandlung seiner Berufsaufgabe beirrt und behindert werde". Ein Seitenstück zu diesem Schriftchen war „Die Beredsamkeit auf dem Lehrerparlament zu Eisenach" (1848), voll beißenden Witzes. — Fleißige Arbeiten sind: „Thüringens evangelische Kirchen-Liederdichter und Kirchen-Musiker in synchronistischem Ueberblick" (1848), „Ludwig Helmbold [1532—98] nach Leben und Dichten" (1851; 2. Aufl. 1856), „Ludämilia Elisabeth, Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Dichtung im 17. Jahrhundert" (1855), „Cithara Lutheri zum Katechismus oder Spangenberg's Predigten über Luther's Katechismuslieder" (1855), „Melanchthon im Dienste an heiliger Schrift" (1860), „Luther oder Spengler?" (1860), worin Th. den Nachweis erbringt, daß Luther der Dichter des Liedes „Vergebens ist all Müh und Kost" ist, die „Geschichte der Preußischen Haupt-Bibelgesellschaft in ihrem ersten Halbjahrhundert 1814—64" (1864), endlich „Preußisches Volksschulwesen nach Geschichte und Statistik" (1867). Heinrich Fechner.

Thilo: Johann Karl Th., evangelischer Theologe, † 1853. Thilo's Bedeutung lag in seiner patristischen Gelehrsamkeit; unbekümmert um die durch die brennenden Tagesfragen den Theologen nahe gelegten Probleme des öffentlichen Lebens, lebte er ganz in den Kirchenvätern, die seine Welt waren; ohne nach einer Seite hin Partei zu nehmen, auch ohne sich irgendwie vorzudrängen, lehrte er lediglich als stiller liebenswürdiger Gelehrter; aber seine Arbeiten stehen noch heute alle in Ehren, obgleich keine von epochemachender Bedeutung war. — Th. erblickte das Licht der Welt am 28. November 1794 in Langensalza in Thüringen. Seine Vorbildung erhielt er zu Schulpforta 1809—1814, und schon hier lebte er sich in die classischen Sprachen so ein, daß er später im Kreise der Kirchenhistoriker als philologischer Meister dastehen konnte. 1814—1817 studirte er in Leipzig und Halle Philologie und Theologie. Beziehungen zu dem Kanzler Niemeyer, welcher durch eine Preisarbeit Thilo's auf ihn aufmerksam geworden war, vermittelten ihm eine Stellung als Lehrer an den Francke'schen Anstalten in Halle. Von da aus eröffnete sich ihm die Möglichkeit, sich an der Universität zu habilitiren. 1819 gelang ihm das; er las über Exegese und Patristik, und schon 1822 wurde ihm eine außerordentliche und 1825 eine ordentliche

Professur der (historischen) Theologie zu theil. In dieser Stellung verblieb er bis an seinen Tod (1853), und bemerkt mag nur noch werden, daß er 1833 den Titel „Consistorialrath" und 1840 den rothen Adlerorden erhielt. Sein Leben war dem „otium literatum" gewidmet, „quo nihil", schrieb er, „optabilius novi". (Vorrede zum Codex apocryphus.) Seine Studien und schriftstellerischen Arbeiten bewegten sich zunächst auf einem Gebiete, für welches bis dahin wenig gethan war, auf dem der „Apokryphen des Neuen Testaments". (Besondere Anregung dazu hatte ihm eine Reise in die Bibliotheken von Paris und Oxford gegeben, welche er 1820 in Begleitung von Gesenius hatte machen können.) 1832 erschien der 1. Band seines „Codex apocryphus N. T., e libris editis et MSS. collectus, recensitus notisque et prolegomenis illustratus", eine philologisch vorzügliche Bearbeitung der apokryphen Evangelien. Für die beabsichtigte Fortsetzung dieser Edition (Apostelgeschichten und Abhandlungen) sind später nur Einzelarbeiten erschienen, so 1838 die „Acta apostolorum Petri et Pauli ex codicibus nunc primum edita"; 1846 „Acta apostolorum Andreae et Matthiae graece ex cod. Par. nunc primum edita"; 1847 „Fragmenta actuum S. Joannis a Leucio Charino conscriptorum". — Zu den Apokryphen des Alten Testaments existirt von ihm ein „Specimen exercitationum criticarum in Sapientiam Salomonis" (1825). — Ein anderes, bis dahin ebenfalls unangebautes Gebiet der Patristik faßte Th. ins Auge, indem er sich dem Studium der durch den Neoplatonismus beeinflußten Kirchenschriftsteller zuwandte; die selbständige Durchforschung des Neoplatonismus selbst bildete dazu die Voraussetzung. Hierher gehören seine Arbeiten „De coelo empyreo commentationes III" (1839 und 40); „Eusebii Alexandrini oratio *περὶ ἀστρονόμων*, praemissa de magis et stella quaestione" (1834); „Commentationes in Synesii hymnum II" (1842. 43). (Eine von ihm beabsichtigte Gesammtausgabe der Hymnen des Synesius von Kyrene ist leider nicht erschienen.) — Zuletzt plante er die Herausgabe einer „Bibliotheca patrum Graecorum dogmatica". Von ihr ist aber nur ein einziger Band erschienen, welcher die dogmatischen Schriften des Athanasius enthält: „Sancti Athanasii opera dogmatica selecta" (Leipzig 1853), welcher den Text nach der Montfaucon'schen Ausgabe und vom Herausgeber noch eine gelehrte Einleitung enthält. Wegen ihrer Handlichkeit, guten Druckes und relativen Wohlfeilheit ist diese Ausgabe noch jetzt viel in Gebrauch. — Alle diese Arbeiten Thilo's sind in lateinischer Sprache geschrieben; in seiner Muttersprache dürften dagegen von ihm nur zwei andere ausgegangen sein: ein „kritisches Sendschreiben an Augusti über die Schriften des Eusebius von Alexandrien und des Eusebius von Emisa" (Halle 1832), mit feiner Ironie gegen den Bonner Professor Augusti gerichtet, der „eine Anzahl von Reden des letzteren wieder aufgefunden zu haben glaubte und herausgegeben hatte"; sodann schrieb Th. noch eine deutsche Einleitung zu Ge. Chr. Knapp's „Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre nach dem Begriff der evangelischen Kirche" (2 Bände, Halle 1827).

In seinen Vorlesungen hatte Th. anfangs kein rechtes Glück, da ihnen die unmittelbar persönliche Anregung fehlte, die von einem für seinen Gegenstand begeisterten Lehrer auf seine Hörer ausgehen kann; aber die ungemein gründliche und streng sachliche Forschung, die ihren Inhalt auszeichnete, die schlichte Einfachheit, welche von seiner keuschen Wahrheitsliebe beabsichtigt war, und die edle Erhabenheit über die Bestrebungen der sich streitenden Parteien des Tages verschafften ihnen je länger desto mehr Einfluß auf die theologische Bildung der Studirenden der Hochschule, von welcher ihn auch die günstigsten Bedingungen nicht hinwegziehen konnten.

Th. war der Schwiegersohn Ge. Chr. Knapp's, also durch verwandtschaftliche Bande mit demjenigen älteren Mitgliede der Facultät verbunden, welches

in der Blüthe des vulgären Rationalismus den schlichten Bibelglauben vertrat. Im Herzen, als Christ, hat Th. dem Schwiegervater wohl immer nahe gestanden. Er starb, nach längeren Leiden, am 17. Mai 1853, noch nicht 60 Jahre alt. H. L. Dryander, Pastor an der Marktkirche zu Halle (der Vater des jetzigen Generalsuperintendenten in Berlin), ein zartsinniger Geistlicher voll Verständniß für die verborgene Herrlichkeit einer solchen in der Stille waltenden Persönlichkeit, hat ihm eine herrliche Grabrede gehalten. (Gedruckt Halle 1853.) Thilo's Schriften sind im Voranstehenden citirt.

Zu vgl. H. L. Dryander, die eben erwähnte Grabrede. — M. H. E. Meier im Halle'schen Lectionskatalog für den Winter 1853/54. — Henke in Herzog's Realencyklopädie. 2. Aufl. XV (1885), 557—560.

P. Tschackert.

Thilo: Valentin Th. So heißen zwei Dichter geistlicher Lieder, Vater und Sohn. Der ältere Valentin Th. ist am 2. Januar 1579 zu Zinten bei Heiligenbeil geboren, studirte in Königsberg, ward 1603 Pfarrer in Preußisch-Eylau und in demselben Jahre noch Diakonus an der Altstädtischen Kirche in Königsberg, wo er schon im J. 1620 zu gleicher Zeit mit seiner Frau, einer Tochter des Professors der Moral und Geschichte in Königsberg, Andreas Iris, an der Pest starb. — Der jüngere Valentin Th. wurde am 19. April 1607 zu Königsberg geboren, verlor seine beiden Eltern im 13. Lebensjahre und ward von dem Pastor und Professor Georg Mylius und dem Professor .... Funk erzogen. Im J. 1624 begann er zu Königsberg Theologie zu studiren, verband aber mit diesem Studium das der Beredsamkeit und Geschichte, in welchen Wissenschaften Samuel Fuchs sein Lehrer war. Von 1632—1634 studirte er in Leiden. Am 20. April 1634 ward er in Königsberg Magister und in demselben Jahre auch Professor der Beredsamkeit. Der Tod seiner einzigen Schwester, die an den Pfarrer Kuhn in Königsberg verheirathet war und am 16. Aug. 1639 plötzlich an der Pest starb, machte einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er von der Zeit an sich besonders ernst auf seinen Tod bereitete. Am 7. Juli 1643 verheirathete er sich. In seinem Amte war er beliebt und geachtet; fünf Mal war er Decan der philosophischen Facultät, zwei Mal Rector. Er starb, nachdem er schon einige Jahre an der Gicht gelitten hatte, am 27. Juli 1662. Seine beiden Kinder waren vor ihm gestorben. — Bei den geistlichen Liedern beider Thilo steht häufig nicht fest, ob sie vom Vater oder vom Sohne gedichtet sind. Dem Vater wird mit Sicherheit beigelegt das Lied: „Der große Tag des Herren", da es von Johann Eccard († 1611) componirt ist (vgl. Wackernagel, Kirchenlied I, 734); ebenso das Lied: „Sei freudig arme Christenheit, in Nöthen nicht verzage" (vgl. Döring, Choralkunde, S. 87). Noch nicht völlig entschieden ist die Sache bei dem bekannten Adventsliede: „Mit Ernst, o Menschenkinder, bereitet euch dem Herrn"; nach der jetzt verbreitetsten Ansicht rührt eine ältere, vielfach abweichende Fassung des Liedes, in der es mit den Worten beginnt: „Mit Ernst, o Menschenkinder, betrachtet diese Zeit" vom Vater Th. her, während der Sohn die spätere Ueberarbeitung, die der heute allgemein angenommenen Fassung des Liedes zu Grunde liegt, gedichtet haben soll (vgl. hierüber vor allem Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 90 f.). Der jüngere Th. ist dann sicher noch Dichter der Lieder: „Groß ist, Herr, deine Güte, sehr groß ist deine Treu" (1639), „Herr, unser Gott, wenn ich betrachte" (1639) und einiger anderer. Ob alle diejenigen Lieder, die ihm Arnold Heinrich Sohme in seinem glossirten Gesangbuch (Königsberg 1752) zuschreibt, wirklich von ihm gedichtet sind, steht noch nicht ganz fest. Der Sohn war der begabtere Dichter; er und sein Freund Simon Dach (s. A. D. B. IV, 685) sind die bedeutendsten

Vertreter der preußischen Dichterschule auf dem Gebiete der geistlichen Liederdichtung in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Wetzel, Hymnopoeographia III, 288. — Rambach, Anthologie III, 350. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., III, 179 u. 202 ff. — Goedeke, 2. Aufl., III, 34 u. 135. l. u.

Thiloninus Philymnus, Humanist zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Ursprünglich hieß er Thilemann Conradi und war um 1485 zu Göttingen geboren. Auf der Erfurter Universität, die er Michaelis 1502 bezog, studirte er die Rechte, versuchte sich aber auch im Wetteifer mit den Erfurter „Poeten“ in schwülstigen lateinischen Gedichten, die den Spott Mutian's und des Euricius Cordus herausforderten. 1509 begab er sich nach Wittenberg und veröffentlichte dort eine lateinische Komödie „Teratologia“, in der sich Latroides, Cyllenius und Grammatophilus in geschraubter, hochtrabender Prosa über den lateinischen Stil unterhalten; jeder Act wird durch ein Chorlied beschlossen. Zu Chilianus Reuther von Mellerstadt, der 1509 des Aristoteles Liber de anima abdrucken ließ, trat er in Beziehung. 1512 unternahm er eine Reise nach Bologna und hielt heimgekehrt 1513 in Erfurt unter großem Zulaufe im „Goldenen Kreuze“ Vorlesungen über Horaz, Juvenal, Hesiod u. a. Mehrere seiner Anhänger aus der schola Philymnaea haben Enkomien zu seiner Uebersetzung der Batrachomyomachie und zu seinem 1516 erschienenen Ostergedichte beigesteuert; aber auch Spottverse des Magisters Joh. Femel und des Euricius Cordus, durch Thilonin's lächerliche Anmaßung hervorgerufen, liefen bald in Erfurt um. Th. antwortete mit einer heftigen Schmähschrift „Choleamynterium“ (1515), wurde aber durch eine derbe Epigrammensammlung des Cordus (Defensio contra maledicum Thiloninum. 1515), der auch Eobanus ein beipflichtendes Vorwort mitgab, zum Schweigen und zum Verlassen Erfurts genöthigt. Wohin er sich zunächst wandte, ist unbekannt. Im J. 1521 finden wir ihn als Rechtsgelehrten in Worms ansässig; dorthin sandte ihm zur Zeit des Reichstages Melanchthon (Corpus Reformatorum I, 360) durch Spalatin einen Gruß, und dort veröffentlichte er 1522 eine Vertheidigung der evangelischen Lehre. — Thilonin's Schriften sind: „Thielm. Conradi de XVIII. Annunciationis diei insigniis“. Erphordiae 1507. 4°. — „Comoedia Philymni Syasticani [alias Gotingeni] cui nomen Teratologia“. Wittenberg 1509. 15 Bl. 4° (Kopenhagen). — „Philymni Syasticani Triumphus Bacchi. Cupido. Xenia.“ Wittenberg 1511. 4° (Leipziger Stadtbibl.). — „Batrachomuomachia Homeri Philymno interprete et Eulogia funebria“. Wittenberg, J. Grunenberg, 1513. 4°. — „Thilonini Philymni Choleamynterium in Fellifluum Philymnomastiga Hercinefurdensem“. 1515. 4° (München). — „Triumphus Christi per Thiloninum Philymnum“. Wittenberg, J. Grünberg, 1516. 6 Bl. 4° (Berlin). — „Thilonius Chunradus, Ad evangelicae doctrinae studium exhortatio“. 1522. 4° (Berlin). — „Vonn vilen Reichstägenn, so tzu Worms gehalltenn, gezogen auß ainer Orationen Conradi Thiloni Licentiaten vnnd Poeten vorteüscht.“ 4 Bl. 4° (München).

Vgl. Euricius Cordus, Epigrammata herausg. von K. Krause. 1892. S. V u. XXI. — Panzer, Annales typogr. IX, 69. 458. XI, 537. — Weller, Repertorium typographicum 1864, Nr. 1953. J. Bolte.

Thimo, Bischof von Meißen 1399—1410. Thimo von Colditz stammte aus einer in Meißen und Böhmen begüterten, namentlich am böhmischen Königshofe politisch einflußreichen Familie. Sein Vater war Volrad von Colditz, seine Mutter Anna, geb. v. Kittlitz. Er war bereits um 1370 Propst des Nonnenklosters nach der Regel Benedict's zu Teplitz, auch gehörte er der Kanzlei König Wenzel's als secretarius et consiliarius an. Seine böhmische Politik hatte dieser Fürst im Auge, als er seinen Rath dem Papste als Bischof von Meißen empfahl,

nachdem der bisherige Bischof Nicolaus seine Würde niedergelegt und sich nach Bautzen zurückgezogen hatte. So bestieg ein Böhme den Bischofsstuhl zu einer Zeit, wo der größte Theil des Sprengels, die Ober- und Niederlausitz, außerdem ein großer Theil des Meißner Hochlandes, der Krone Böhmen gehörte.

Markgraf Wilhelm von Meißen erkannte die seiner Herrschaft drohende Gefahr. Er verlangte von dem neuen Bischof das Versprechen, ihm ein treuer Verbündeter zu bleiben und an den hergebrachten Rechten nichts zu ändern. Dafür sagte er ihm den landesherrlichen Schutz zu. Gleichzeitig suchte er, von König Wenzel unterstützt, bei der päpstlichen Curie um Bestätigung der Exemtion des Bisthums Meißen von dem Erzbisthum Prag nach. Papst Bonifaz IX. und Innocenz VII. entsprachen diesem Antrage in mehreren Bullen vom Jahre 1399, 1402 und 1405. Gegen das Eindringen fremder Elemente sicherte sich der Markgraf durch die vom päpstlichen Hofe erlangte Befugniß zur Besetzung mehrerer Meißner Domherrnstellen. Auch die Ansprüche des Erzbischofs von Magdeburg auf eine Oberhoheit über Meißen wurden von der Curie auf Antrag des Fürsten zurückgewiesen.

Wie der Bischof in Meißen ein Fremdling war, so fühlte er sich in der alten Bischofsstadt nicht heimisch. Er lebte viel in Böhmen, auch am Hofe König Wenzel's, am liebsten auf seinem, auch zu Böhmen gehörigen Schlosse Stolpen, dessen Capelle von ihm als Stiftskirche mit sieben Geistlichen ausgestattet und durch päpstliche Begnadigung der Gerichtsbarkeit des Meißner Capitels entzogen wurde. Auch den bischöflichen Gerichtsstuhl wollte er hierher verlegen, nachdem derselbe vorher noch eine größere Erweiterung seiner Rechte erfahren hatte. Aber jetzt griff Markgraf Wilhelm ein. Er beschwerte sich bei Papst Innocenz VII. und dieser ordnete die Zurückverlegung nach Meißen an.

Wahrscheinlich mit der Abwesenheit des Bischofs hängt es zusammen, daß die finanzielle Lage des Bisthums sich während der Regierung Thimo's wesentlich verschlechterte. Daß er es mit der Verwerthung des Besitzes nicht eben ernst nahm, beweisen die zahlreichen Verpfändungen und die Art des finanziellen Gebahrens; seinem Vetter Otto von Colditz verpachtete er z. B. das Gut Nossen zu einem Spottpreise. Viel trug zur Verschuldung die Reise bei, die er in König Wenzel's Auftrag nach Italien unternahm, um dem Concil zu Pisa beizuwohnen. Als man hier die bisherigen beiden Päpste abgesetzt und Alexander V. zum Haupt der Christenheit ausgerufen hatte, wußte Th. sich von diesem eine Reihe von Vergünstigungen zu verschaffen, die meist finanzielle Angelegenheiten betrafen. In die Heimath zurückgekehrt starb er am 26. December 1410. Sein Testament hatte er bereits vor seiner Reise nach Italien aufgesetzt. In demselben wurde die Meißner Domkirche nicht bedacht, dagegen das Vermögen den Verwandten bestimmt. Die Tilgung der für die damalige Zeit sehr bedeutenden Schuldenlast übernahm das Capitel, dem der Oberhauptmann der Lausitz, Nicolaus von Polenz, mit einem vortheilhaften Angebote entgegen kam. Auch der bischöfliche Schatz von Juwelen und Kleinodien war unter Thimo's Regierung verloren gegangen; er sollte ihm auf seiner Reise durch Kärnten von Räubern entwendet worden sein. Ein Chronist schließt seinen Bericht mit den Worten: Vide igitur clericorum periculum, praecipue praelatorum, qui se curiis saecularium committunt.

Aus Thimo's geistlicher Thätigkeit ist noch zu erwähnen die Einführung der Verehrung des heiligen Erasmus in dem Meißner Sprengel. Bereits in den vorhergehenden Jahrzehnten war eine Reihe neuer Feiertage in Uebung gekommen. Jetzt wurde, nachdem 1401 die Stolpener Capelle jenem Heiligen gewidmet worden war, von den Päpsten Bonifaz IX. und Innocenz VII. ihm zu Ehren der 3. Juni als Feiertag angeordnet und mit besonderen Ablässen ausgestattet.

Cod. dipl. Sax. reg. II, 2, XXII—XXVII. 280—360. — Verzeichniß Oberlausizischer Urkunden. 1. Heft. Vom Jare 965 bis 1346 S. 146—172. Görliz 1799. — Sigismund Calles, Series Misnensium Episcoporum p. 270 bis 280. Ratisbonae et Viennae 1752. — Ed. Machatschek, Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Meißen S. 342—361. Dresden 1884. — Th. Lindner, Ueber Kanzler und Kanzlei König Wenzel's in den Jahren 1378—1400 in Dr. v. Löher's archivalischer Zeitschrift 4, S. 150 ff. 160 f. — Einige Nachrichten finden sich im königl. Hauptstaatsarchive zu Dresden.

Georg Müller.

Thimus: Albert Freiherr v. Th. wurde geboren am 21. Mai 1806 zu Aachen, wo Mitglieder seiner Familie während der reichsstädtischen Periode hervorragende Aemter bekleidet hatten. Nachdem er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt die wissenschaftliche Vorbildung erhalten, bezog er im J. 1825 die Universität zu Bonn und dann die zu Heidelberg, um Jura zu studiren. Von Jugend an hatte er eine besondere Vorliebe für Musik, die er nicht nur praktisch übte, sondern auch nach der theoretischen und geschichtlichen Seite hin fleißig studirte. In Heidelberg gehörte er als eifriges Mitglied zu dem musikalischen Kreise, welchen der bekannte Rechtslehrer Thibaut hauptsächlich zur Pflege der älteren Musik um sich gesammelt hatte. Außerdem stand er auch mit dem Historiker Schlosser und dem Symboliker Creuzer in näherem Verkehr. Nach Vollendung seiner Studien trat Th. 1829 zu Köln bei der Artillerie als Einjährig-Freiwilliger ein. 1831 wurde er vom Landgericht zu Koblenz als Auscultator angenommen. Nachdem er zeitweilig auch am Kölner Landgericht beschäftigt gewesen, fungirte er von 1841 ab beim Landgerichte zu Koblenz als Assessor und von 1849 an als Rath. Im J. 1862 zum Mitgliede des rheinischen Appellationsgerichtshofes zu Köln ernannt, bekleidete er diese Stelle bis zum December 1874, um welche Zeit er auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt wurde. Er starb am 6. November 1878 in Köln.

Während der drei Legislaturperioden 1852—1861 war Th. Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses für den Wahlkreis Koblenz. Später vertrat er sowohl im Abgeordnetenhause wie im Reichstage den Wahlkreis Neuß-Grevenbroich und gehörte der Centrumsfraction seit ihrer Gründung an.

Tief eingehende Studien auf dem Gebiete der Philosophie, Theologie, Mathematik, Musik und Archäologie befähigten ihn zur Abfassung seines Werkes „Die harmonikale Symbolik des Alterthums", welches er auf Drängen seines Freundes Dr. A. Reichensperger auf seine Kosten drucken ließ (Köln, Du Mont-Schauberg. 2 Bde. 1868 u. 1876. 4°). Die wenigen Kritiken, welche über das mit staunenswerther Gelehrsamkeit geschriebene Werk berichten (z. B. das Bonner theologische Litteraturblatt 1869, Nr. 23), nennen es ein Meisterwerk von monumentaler Bedeutung. Trotzdem ist dasselbe bis heute noch wenig beachtet worden, was theilweise in der schwerfälligen Diction seinen Grund haben mag. Zur Einführung in das gelehrte Werk gab Dr. R. Hasenclever die Schrift heraus: Die Grundzüge der esoterischen Harmonik des Alterthums. Köln, Du Mont-Schauberg, 1870.

Wilh. Bäumker.

Thin: Floris Th., Utrechter Staatsmann, war der Sohn des dort angesessenen um das Jahr 1537 verstorbenen Arztes v. Ewyck. Wie seine sämmtlichen Geschwister hat er immer den Familiennamen der Mutter, Thin, geführt, nicht weil sie aus keiner richtigen Heirath stammten, sondern weil letztere vornehmerer Herkunft war. Nach ihres Gatten Tod verheirathete dieselbe sich mit dem späteren Bürgermeister v. Cleeff. Wahrscheinlich verschaffte diese Verbindung ihrem ältesten Sohn, der Jura studirt und sich als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt niedergelassen hatte, um das Jahr 1560 die Stelle eines Secretärs

des Capitels der Sanct Salvator- oder Alt-Münsterkirche, einer der fünf Utrechter Kirchen, deren Capitularen zusammen den ersten Stand in den Staaten des Landes bildeten. In dieser Stelle muß er sich bald das Vertrauen der Utrechter Geistlichkeit und sonstigen Mitglieder der Staaten erworben haben, denn als 1569 der Herzog von Alba die Provinz zur Einwilligung in den Zehnten-Pfennig zu zwingen versuchte, wurde er als Pensionär (Rechtsanwalt) der Staaten mit der Führung der langwierigen schwierigen Verhandlungen beauftragt. Als dieselben gescheitert waren, ließ der Herzog die Provinz, sowie die Stadt Utrecht ihres Verhaltens während des Bildersturmes des Jahres 1566 wegen durch den Rath der Unruhen des Majestätsverbrechens anklagen und zur Confiscation ihrer Privilegien mit Einschluß ihrer Staatenversammlung, verurtheilen. Doch die Utrechter, von den Häuptern der Geistlichkeit und ihrem Advocaten geleitet, ließen sich dadurch ebensowenig mürbe machen, als durch die Einlagerung eines spanischen Tercios, und boten alles auf, das Urtheil rückgängig zu machen, wobei Th. wieder mit der Führung des Processes und der Unterhandlungen mit der Regierung betraut wurde. Als dann im J. 1573 der Herzog zurückgetreten war und dessen Nachfolger auf gütlichem Wege die wiederhergestellten Utrechter Staaten zur Bewilligung einer ansehnlichen Summe zu bringen versuchte, war es wieder Th., der sich an die Spitze der Opposition stellte und beharrlich jede Geldbewilligung verweigern ließ, bevor die Mißstände abgethan waren. Er war damals schon von den Utrechter Staaten zu ihrem Landesadvocaten ernannt und erwarb als solcher ungefähr dieselbe Stellung, wie die Landesadvocaten in Holland, wenn er auch nicht, wie jene, in den Staaten den Vorsitz führte. Er wurde allgemein als der Führer der Utrechter Patrioten angesehen. So war er es, der, nachdem Utrecht sich der nationalen Bewegung des Jahres 1576 angeschlossen hatte, die Anerkennung des Prinzen von Oranien als Statthalters der Provinz verfocht und mit seinen Gesinnungsgenossen in den Staaten und der Bürgerschaft den Abschluß des Satisfactionstractats vom October 1577 erzwang, wodurch dieselbe zu Stande kam. Zwar war dabei die ausschließliche Erhaltung der katholischen Religion bedungen, jedoch schon im nächsten Jahre schlossen sich Th. und die meisten seiner Gesinnungsgenossen dem Pfarrer Jacob Duifhuis (A. D. B. V, 452) an, der in Utrecht eine confessionslose Gemeinde gründete. Er ließ sich auch von demselben trauen, wenn er auch wahrscheinlich bis jetzt als Cleriker gelebt hatte, was seine Stellung als Capitelsecretär wohl gefordert hatte. Doch hatte er schon, was freilich unter den Domherren keine Seltenheit war, einen Sohn bei einer Concubine. An der Spitze der aristokratischen Libertiner, wie die von der katholischen Kirche abgefallenen, jedoch sich dem auch in Utrecht rasch emporstrebenden Calvinismus entgegenstemmenden Regenten genannt wurden, arbeitete Th. eifrig am Zustandekommen der Utrechter Union, welche theilweise als sein Werk angesehen werden kann. Ueberhaupt wirkte er von jetzt an in engem Anschluß an Oranien, zu dessen Vertrauensmännern er wohl schon seit längerer Zeit gehört hatte, und versuchte er eine Annäherung seiner Provinz an Holland anzubahnen, namentlich durch Abschließung einer engeren Union der drei Provinzen Holland, Seeland und Utrecht unter der souveränen Herrschaft Oraniens, ein Plan, der auch nach des letzteren Tod einige Zeit lang der Verwirklichung nahe war. Zu gleicher Zeit arbeitete er an einer Umgestaltung der Utrechter Stadtregierung in aristokratischem Geiste, wie sie in den holländischen Städten bestand. Im J. 1584 kam dieselbe auf kurze Zeit zu Stande, wurde aber schon im nächsten Jahre, als der Graf v. Neuenar (s. A. D. B. XXIII, 484) Statthalter geworden war, wieder abgestellt. So wurde Th. von der unter Leicester zur Herrschaft gelangenden demokratisch-calvinistischen in Utrecht mächtigen Partei aufs heftigste gehaßt und als dieselbe sich,

im Sommer des Jahres 1586, durch einen Gewaltstreich der Regierung bemächtigte, gleich mit ungefähr sechzig seiner Gesinnungsgenossen aus dem Lande ausgewiesen. Zwei Jahre später wurde er, der indessen von den holländischen Staaten geschützt worden war, nachdem die calvinistischen Demokraten in gleicher Weise wie sie ans Ruder gelangt waren, gestürzt worden waren, wieder in seine frühere Stellung eingesetzt. Doch erfreute er sich derselben nicht lange. Schon 1590 ist er gestorben. Seine Stelle blieb unbesetzt. Der Secretär der Staaten erbte seinen Einfluß. Th. ist gewiß einer der einflußreichsten Staatsmänner seiner Zeit gewesen, ein echter Vertreter jener Regentenpartei, welche in der niederländischen Republik durch die Erhebung gegen Philipp II. ans Ruder kam und sich thatsächlich bis zum Jahre 1795 behauptete. Er kann einigermaßen der Utrechter Oldenbarnevelt heißen. Leider ist sein Leben und Wirken noch wenig gekannt, wie denn auch ein Theil des hier Mitgetheilten auf Utrechter Archivalien beruht, welche bis jetzt unedirt sind.

Vgl. Bor, Wagenaar, mein Staat der Ver. Nederlanden. — Bondam, Bundel van onuitgegeven Stukken und eine Anzahl Artikel in verschiedenen Bänden der Kroniek und der Bijdragen en Mededeelingen der historischen Gesellschaft in Utrecht. P. L. Müller.

Thöl: Johann Heinrich Th., juristischer Lehrer und Schriftsteller, wurde am 6. Juni 1807 in Lübeck geboren und starb am 16. Mai 1884 in Göttingen. Sein Vater, der während seiner Studienzeit starb und die Familie in unbefriedigender Vermögenslage hinterließ, und seine Brüder gehörten dem Kaufmannsstande an. Th., anfangs, wie es scheint, zum kaufmännischen, nachher erst zum gelehrten Berufe bestimmt, besuchte seit 1821 das Lübecker Catharineum und bezog Ostern 1826, um die Rechte zu studiren, die Universität Leipzig, die er nach einem Jahre mit Heidelberg vertauschte. Thibaut und Mittermaier gewannen hier Einfluß auf seine Studien, und wenn Thibaut Vorbild für die civilistische Methode wurde, so verdankte er Mittermaier den Hinweis auf das des Ausbaues bedürftige Gebiet des deutschen Privatrechts. Die Heidelberger Universitätszeit, während deren er in freundschaftlichem Verkehr mit August Reichensperger lebte und mit ihm nicht bloß Juridica trieb, sondern auch Jean Paul las, schloß mit der am 29. Juli 1829 erfolgten Doctorpromotion. Am 1. December des nächsten Jahres habilitirte er sich in der juristischen Facultät der Universität Göttingen auf Grund der Abhandlung: „de verbi an ordre cambiis vel indossamentis inserti vi atque effectu“ (Gött. 1830). Die Schrift ist Friedrich Cropp, dem Rathe des Lübecker Oberappellationsgerichts, an dessen Persönlichkeit und unvergeßliche Meisterschaft er so gern erinnerte, und Mittermaier, dem geliebten Lehrer, wie er ihn noch 1841 öffentlich genannt hat, gewidmet. Bei Thöl's Eintritt in die akademische Thätigkeit wirkten in Göttingen als Germanisten bereits Albrecht, Kraut und L. Duncker, zu denen Jacob Grimm sich noch mit Vorlesungen über deutsche Rechtsalterthümer gesellte. Auf die Geschichte des deutschen Rechts haben sich Thöl's Vorlesungen nie erstreckt. Sie umfaßten neben deutschem Privatrechte Lehnrecht und Handelsrecht ein in Göttingen schon länger übliches Civilpracticum, das in den Vorlesungsanzeigen als praktisches Pandekten-Repetitorium erklärt zu werden pflegte. Unter Thöl's Leitung gewann es großen Beifall. Dreimal allwöchentlich gehalten, bestand es in der mündlichen Erörterung von Rechtsfällen, die die Zuhörer schriftlich bearbeitet hatten, durch den Docenten unter besonderer Berücksichtigung der von den Theilnehmern in ihren Arbeiten oder mündlich geäußerten Meinungen. Der Stoff war „vorzugsweise, fast ausschließlich“ dem römischen Rechte entlehnt. Ganz im Anschlusse an die in Heidelberg durch Heise und Cropp vertretene Richtung (s. A. D. B. IV, 610), die römisches und

deutsches Recht mit einander verband, begann Th. seine wissenschaftliche Thätigkeit. Die Fülle des Arbeitsstoffes nöthigte zur Scheidung. Bevorzugte Kropp die historische Seite des deutschen Rechts, so wandte sich die Vorliebe Thöl's dem Handelsrechte zu. 1835 erschien: „Der Verkehr mit Staatspapieren aus dem Gesichtspunkt der kaufmännischen Speculation mit Berücksichtigung seiner juristischen Natur": ein Buch, dessen Verdienst in der klaren Darlegung der mannichfaltigen und verwickelten kaufmännischen Geschäfte, die es mit Staatspapieren zu thun haben, besteht. Mit den hervorragenden Lehrern, die das damalige Göttingen in und noch mehr außerhalb der juristischen Facultät umfaßte, stand Th. in freundschaftlicher Verbindung, eine feine gesellige Natur, die neben aller Wissenschaft und Gelehrsamkeit Sinn für den Humor in Leben und Litteratur hatte. Lange noch hat sich die Erinnerung an sein Vorlesertalent, an seine schauspielerische Darstellung des Elias Krumm erhalten. Als dann die Vorgänge des Jahres 1837 dies frohe, bewegte Leben zerstörten, erwies sich Th. als einer der treuesten Freunde der Vertriebenen. Er unterschrieb am 13. December 1837 die Erklärung der Sechs, die den Rotenkircher Fälschungen mit dem schlichten Worte entgegentrat: sie hätten sich niemals tadelnd über die in der bekannten Protestation der Sieben enthaltenen Gesinnungen ausgesprochen. Durch Briefe und Besuche blieb er mit Dahlmann und den Grimm in Verbindung. Dahlmann schrieb damals: Th. ist und bleibt brav und treu. Seinem Vorwärtskommen wird die Anhänglichkeit an die Sieben nicht gedient haben. Kurz vor der Katastrophe, am 20. Mai 1837, war er außerordentlicher Professor geworden; bis Juni 1841 blieb er ohne Gehalt. Als Th. im nächsten Jahre nach Rostock berufen wurde, bemühte sich das Universitätscuratorium, ihn Göttingen zu erhalten. Th. zog es vor, dem Rufe zu folgen und gehörte vom Herbst 1842 bis 1849 als Ordinarius der Universität Rostock an. In die vierziger Jahre fällt die litterarische Thätigkeit, mit der er sich seinen Platz in der Wissenschaft erobert hat. Noch vor seinem Weggang von Göttingen war der erste Band des Handelsrechts (Göttingen 1841) erschienen. Auch von den Gegnern seiner Richtung ist anerkannt worden, daß mit diesem Buche der streng juristische Boden und die richtige Methode für das Handelsrecht dauernd gewonnen war. Mehr als eines der früheren Werke über Handelsrecht geht es auf das römische Recht zurück und zeigt, wieviel seine Quellen auch für diesen Rechtszweig darbieten. Es zieht streng die Grenze des positiven gemeinen Rechts. Unter den Quellen, aus denen die Praxis des gemeinen Rechts geschöpft wird, stehen obenan die Entscheidungen des Lübecker Oberappellationsgerichts, mit denen Th. sich seit 1836 bei wiederholtem Ferienaufhalte in der Vaterstadt bekannt gemacht hatte. In die Rostocker Zeit fällt auch die Schrift, mit der er polemisch seinen Standpunkt innerhalb des sich mehr und mehr entwickelnden Gegensatzes zwischen Romanisten und Germanisten bezeichnete. Als gelegentlich des Göttinger Universitätsjubiläums von 1837 die Germanisten zu einer Vereinigung zusammentraten, waren Reyscher und Th. für das Zustandekommen thätig gewesen. An der Zeitschrift für deutsches Recht, die aus jener Vereinigung hervorging, hat Th. sich nicht betheiligt. Zu den Germanisten gehörte er seinem Arbeitsgebiete nach; ihre historische Richtung theilte er nicht. Ihn interessirte nur das geltende Recht und sein dogmatischer Aufbau. Man darf aber nicht vergessen, daß von der geschichtlichen Begründung des Handelsrechts damals auch historischere Germanisten, z. B. Homeyer, nichts wissen wollten. Im J. 1843 trat Georg Beseler, Thöl's Vorgänger auf dem Rostocker Lehrstuhle des deutschen Rechts, mit seiner Schrift: Volksrecht und Juristenrecht hervor. Schon in Göttingen war Th. mit Beseler bekannt geworden, als er, mit Ausarbeitung der Erbverträge beschäftigt, hier 1834 verweilte. Th. war nur zwei Jahre älter als

Beseler, und beide verkehrten in denselben Göttinger Kreisen, aber in ihrer wissenschaftlichen Richtung werden sie schon damals nicht harmonirt haben; wenn sich Th. auch zu jenem abfälligen Urtheil, das er nach Beseler's Bericht über die ersten Bogen der Erbverträge geäußert hat, niemals bekennen wollte, schon aus dem Grunde nicht, weil er sich über die dort angestellten historischen Untersuchungen keinerlei Urtheil zugetraut habe. Was Th. an der neuen Schrift Beseler's mißfiel, war nicht ihr politischer, ihr für eine künftige Legislation berechneter Theil, sondern ihr dogmatischer Inhalt. Er will den neuen Begriffen, die Beseler über gemeines Recht, Gewohnheitsrecht, Corporationen aufstellt, den Eingang wehren. Ihre Unbestimmtheit, die Beseler später selbst zugegeben hat, reizt ihn zum Widerspruch; schon die „Rechtsanschauung" ist ihm verhaßt, er verlangt Rechtsüberzeugung. Alles das ist in einem scharfen polemischen Tone ausgeführt in einem Buche, das statt eines einheitlichen Titels die Ueberschrift führt: „Volksrecht. Juristenrecht. Genossenschaften. Stände. Gemeines Recht." (Rostock 1846). Von den Germanistentagen, auf denen der Gegensatz zwischen Romanisten und Germanisten sich aussprach, aber sich doch auch schon auszugleichen anfing, hat Th. nur den zweiten, den zu Lübeck im September 1847 besucht. Der Vortrag, den er hier hielt, betraf eine specielle Frage des lübischen Rechts, die nach der Testirfähigkeit der Ehefrauen. Interessanter für die brennenden Tagesfragen war die Debatte über die Rechtscodification, in der Th. die Versammlung aus dem Gebiete der frommen Wünsche auf die sich vorbereitende Conferenz zur Berathung einer deutschen Wechselordnung verweisen konnte. Zu seiner Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller kam mit dem Jahre 1847 die als Mitarbeiter an der Gesetzgebung. An allen Stadien, die die Schaffung des einheitlichen deutschen Verkehrsrechts durchlief, hat er von da ab theilgenommen. Gründlicher vorbereitet trat kein Mitglied in die Leipziger Conferenz, als der Abgeordnete für Mecklenburg-Schwerin. Im Auftrage seiner Regierung hatte Th. im Sommer 1847 den Entwurf einer Wechselordnung für Mecklenburg ausgearbeitet, der zu Ende September nebst seinen Motiven im Drucke erschien (Rostock 1847). Vier Wochen später veranstaltete Th. eine Ausgabe seines Entwurfs in Paralleldruck mit dem inzwischen veröffentlichten preußischen Entwurfe (Rostock 1847). Acht Tage vor dem Beginn der Wechselconferenz erschien die erste, fünfzehn Bogen umfassende Lieferung von Thöl's Wechselrecht, dem zweiten Bande seines Handelsrechts. Endlich wurde in einer der ersten Sitzungen der Conferenz eine Schrift von Th. vertheilt, Quellen und Zeugnisse des Wechselrechts enthaltend. Unter den dreißig Abgeordneten, die theils dem juristischen Berufe, theils dem Kaufmannsstande angehörten, war Th. der einzige Rechtslehrer. Das Jahr 1848 führte Th. bei einer Nachwahl in das Frankfurter Parlament. Am 2. December 1848 trat er für Mecklenburg-Strelitz an Stelle des ausgeschiedenen Abgeordneten Genzken in die Versammlung ein. An demselben Tage begann der von dem Reichsminister der Justiz, Robert v. Mohl, zur Ausarbeitung eines Handelsgesetzbuches einberufene Ausschuß seine Thätigkeit. Er zählte nur vier Mitglieder: als Vorsitzenden Widenmann, Advocatanwalt zu Düsseldorf, zur Zeit Unterstaatssecretär des Reichsjustizministeriums, die Cölner Appellationsgerichtsräthe Broicher und Grimm und Th., also drei rheinische und einen gemeinrechtlichen Juristen. Die Commission, in der Th. bis zum März verblieb, stellte nur einen Theil des beabsichtigten Entwurfs fertig, der mit den Motiven im Frühjahr 1849 veröffentlicht wurde. In der Nationalversammlung ist Th. nicht hervorgetreten. Er gehörte der erbkaiserlichen Partei an und schied mit Dahlmann, Gagern, Simson, Waitz u. a. am 21. Mai 1849 aus. Zu den Beschlüssen der Gothaer Versammlung erklärte er

schriftlich seine Zustimmung. Nach Göttingen als ordentlicher Professor des deutschen Rechts zurückberufen, wurde er am 13. October 1849 in das Lehramt eingeführt, das er bis zu seinem Tode inne haben sollte. Die Stelle eines Mitgliedes des Oberappellationsgerichts der freien Städte, zu der ihn der Senat von Lübeck nach der Pensionirung Hach's 1850 wählte, lehnte er ab. Eine längere Unterbrechung erfuhr seine akademische Wirksamkeit durch eine neue Berufung zu legislatorischer Thätigkeit, die Wiederaufnahme des einst in Frankfurt begonnenen Werkes, die Ausarbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuches. Als Vertreter Hannovers hat Th. an den Berathungen der Commission von ihrer Eröffnung am 15. Januar 1857 an in Nürnberg und in Hamburg, fast ohne eine Sitzung zu versäumen, bis zu Ende theilgenommen; nur in den vier letzten Sitzungen vom 15. Februar 1861 ab war er nicht mehr zugegen, da es sich nur noch um processualische Fragen handelte, und der bereits in Nürnberg zur Berathung von Proceßgesetzentwürfen anwesende Oberjustizrath Leonhardt als Abgeordneter für Hannover eintreten konnte. Außer am Handelsgesetzbuche hatte Th. auch an den durch eine Subcommission festgestellten Ergänzungen der Wechselordnung, den sogenannten Nürnberger Novellen, mitgewirkt. In Göttingen hatte man die lange Abwesenheit Thöl's ungeduldig ertragen; die juristische Facultät und der akademische Senat hatten schon 1859 die Regierung gebeten, den ferneren Urlaub zu versagen. Aber die Unmöglichkeit, einen Ersatz zu finden, wie ihn Th. selbst für die zweite Lesung des Seerechts gewünscht hatte, und der berechtigte, von Th. wie von der Regierung vertretene Gedanke, einen Mann die begonnene Arbeit zu Ende führen zu lassen, zwangen dazu, der Universität das Opfer zuzumuthen, das ihr schließlich selbst zu Gute gekommen ist. Thöl's ganze Göttinger Zeit war reich an akademischer und litterarischer Thätigkeit. Seine Vorlesungen, denselben Gegenständen wie früher gewidmet, gewannen nur durch die reiche legislatorische Erfahrung und erfreuten sich lebhafter Theilnahme. Aus seinen Vorlesungen war schon vor der Nürnberger Zeit hervorgegangen: „Einleitung in das deutsche Privatrecht" (Göttingen 1851), die in ihrem historischen Theil eine knappe und klare Uebersicht über die Quellen des deutschen Rechts gibt, in ihrem dogmatischen Theil weit über das hinausgehend, was sonst in dieser Disciplin vorgetragen wird, die allgemeinen Lehren des Findens und Anwendens von Rechtssätzen behandelt. Die „Ausgewählten Entscheidungsgründe des Oberappellationsgerichts der vier freien Städte Deutschlands" (Göttingen 1857) enthalten nach materiellen Rubriken geordnete Mittheilungen aus Urtheilen des Gerichts, die in den Jahren 1821—1836 ergangen und von Th. schon vor längerer Zeit aus den Acten des Gerichts gesammelt waren. Einen großen Raum in seiner schriftstellerischen Thätigkeit nahmen die neuen, sorgfältig revidirten und dem Gange der Gesetzgebung gemäß vervollständigten Auflagen ein, welche seine beiden Hauptwerke erforderten: das Handelsrecht erlebte bis 1879 sechs, das Wechselrecht bis 1878 vier Auflagen. Der Anwendung der neuen Gesetzgebung, an der er selbst mitgearbeitet, sind zu dienen bestimmt: „Protokolle der Leipziger Wechselconferenz" (Göttingen 1866), die die officielle Folioausgabe in eine bequem zu brauchende Form bringen. Der Geschichte dieser Gesetzgebung ist gewidmet die alsbald nach Beendigung der Nürnberger Conferenz verfaßte Schrift: „Zur Geschichte des Entwurfes eines allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches" (Göttingen 1861), die das Verfahren darlegt und kritisirt, das Oesterreich, Preußen und Baiern für nothwendig erachtet hatten, um den Abschluß der Commissionsberathungen herbeizuführen. Thöl's Auftreten war nicht bloß durch die in dem Vorgehen enthaltene Rechtsverletzung hervorgerufen, er sah dadurch auch Sätze des Gesellschaftsrechts zur Geltung gelangen, die er mit der Mehrheit der Commission beharrlich als un-

zweckmäßig bekämpft hatte. So wenig Th. mit diesem Ausgang der Codificationsarbeit einverstanden war, so sah er doch mit größter Befriedigung, wie sie immer weiteren Boden gewann und zuletzt zu reichsgesetzlicher Geltung aufstieg. Der politischen Entwicklung stand er ganz ähnlich gegenüber. Die Wege des Jahres 1866 entsprachen seinen Wünschen und Gesinnungen nicht. Als aber Kaiser und Reich wieder erstanden, gehörte er zu ihren wärmsten Anhängern. Die neue Reichsgesetzgebung und ihr Verhältniß zu Wechselordnung und Handelsgesetzbuch beschäftigten ihn aufs lebhafteste. Das letzte Jahrzehent seiner litterarischen Thätigkeit erfüllen eine Anzahl kleiner Schriften, alle dazu bestimmt, neue Erscheinungen in Doctrin und Praxis des Handelsrechts zu beleuchten und, wo sie ihm als Mißbräuche galten, zu bekämpfen. Den Anfang machte die „Praxis des Handels- und Wechselrechts“ (Leipzig 1874), die eine Art fortlaufenden Commentars zu den neuen Gesetzbüchern bilden sollte, je nachdem neu ergangene Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts dazu Anlaß geben würden, leider aber nicht über ein erstes Heft hinaus gediehen ist. Speciellere Themata behandeln: „Actienunrecht. Präclusion der Actionäre der Magdeburg-Leipziger Eisenbahngesellschaft“ (Leipzig 1877) und: „Theaterprocesse. Ein Wort zu Gunsten der Dichter und Componisten gegen Ansichten des Reichsoberhandelsgerichts zu Gunsten der Theaterunternehmer“ (Göttingen 1880). Zuletzt hat Th. noch ein Wort in eigener Sache sprechen müssen. Im J. 1880 war als dritter Band seines Handelsrechts eine eingehende Darstellung des Transportgewerbes erschienen. Dagegen richtete sich eine Kritik Goldschmidt's in seiner Zeitschrift für das gesammte Handelsrecht (Bd. 26, Stuttgart 1881), die insbesondere das Betriebsreglement der deutschen Eisenbahnen gegen die ihm von Th. vorgeworfene Verletzung absoluter Rechtssätze des Handelsgesetzbuches vertheidigte und Th. ein Deduciren lediglich aus dem Gesetzeswort vorwarf. Diese Kritik hat ihn sehr gekränkt, wenn er auch in den „Handelsrechtlichen Erörterungen“ (Göttingen 1882), die er ihr entgegenzusetzen sich verpflichtet fühlte, sich auf eine Widerlegung seines Recensenten im einzelnen beschränkte. Auch diese letzte Schrift ist ein Zeugniß seines Scharfsinns, seiner ungebrochenen Kraft. Eine selbstlose Persönlichkeit, hatte er allein das Interesse der Sache im Auge und verfolgte es ohne Ansehen der Person. In allen Theilen des Rechts, mit denen er sich beschäftigte, durch klare Erfassung der Verhältnisse und scharfe Formulirung der Rechtssätze ausgezeichnet, hatte er in einem Leben voll fruchtbarer Arbeit zwei Gebieten der Rechtswissenschaft ihr modernes Gepräge gegeben. Durfte man ihm im Bereiche des Handelsrechts vorwerfen, zu viel romanisirt zu haben und den Erscheinungen des neueren Verkehrslebens und ihren Zwecken nicht immer gerecht geworden zu sein, so bleibt ihm doch auch hier das Verdienst, das Ganze in wahrhaft wissenschaftlicher Weise durchdrungen und dem Handelsrecht zu einer den übrigen Zweigen der Rechtswissenschaft ebenbürtigen Stellung verholfen zu haben. Wie er einst vom Wechselrecht ausgegangen war, so hat er in diesem seiner logisch construirenden Methode am meisten entsprechenden Gebiete durch die Erkenntniß seiner Grundwahrheiten die größten Erfolge errungen. Th. hatte sich bis in sein hohes Alter gesund und kräftig erhalten. Erst vom Herbst 1883 ab verzichtete er auf seine Lehrthätigkeit. Er, der es mit allen Dingen des Lebens ernst nahm, war doch eine heitere, gesellige Natur. Auf die arbeitsvollen Jahre legislatorischer Thätigkeit, ihr tief ernstes und heiteres Leben, blickte er gern zurück. Er hatte große Zeiten gesehen, und sein Antheil an dem, was zuerst die deutsche Einheit verwirklichen half, wird immer Gegenstand der ehrendsten Anerkennung bleiben. An der Universität, deren Mitglied er fast fünfzig Jahre war, nahm er eine der angesehensten Stellungen ein: ein gefeierter und bis zuletzt fleißig gehörter Lehrer, ein Mann des Vertrauens in allen

Aemtern, die ihm übertragen wurden, ein Gegenstand der Verehrung und Liebe für alle, die ihm nahe standen. Zwei Jahre lang, in schwieriger Uebergangszeit, vom 1. September 1868 bis dahin 1870, und auch noch in dem Amtsjahre seines Nachfolgers bei dessen längerer Abwesenheit hat er das Prorectorat verwaltet. Unter allgemeinster Theilnahme der deutschen Universitäten, der Regierungen und seiner Zuhörer wurde am 29. Juli 1879 sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum gefeiert. Von dem Ansehen, das er unter der Juristenwelt weit und breit genoß, zeugt die unter ihrer Betheiligung zu Stande gekommene Aufstellung einer Marmorbüste Thöl's in dem Ehrensaal der Göttinger Bibliothek. Die für diesen Zweck veranstaltete Sammlung ergab einen erheblichen Ueberschuß, der als Grundstock einer Thölstiftung angelegt ist. Die Büste, von Friedrich Hartzer in Berlin geschaffen, gibt vortrefflich die fein und scharf ausgeprägten, von freundlichem Wohlwollen belebten Züge des Mannes wieder. Er war eine hohe, stattliche Gestalt von der Art, wie man sie in den norddeutschen Seestädten noch häufig trifft. Das ganze hansische Wesen hatte in ihm eine charakteristische Ausprägung gefunden. Seit 1844 war Th. mit der Tochter des Kaufmanns Lewenhagen in Rostock verheirathet; ihn überlebten zwei Söhne, beide Oberlandesgerichtsräthe, der ältere in Celle, der jüngere in Hamburg.

Gareis in Busch's Archiv für Theorie und Praxis des Handelsrechts XLVI, 5—14. Berlin 1886. — V. Ehrenberg, Heinrich Thöl. Seine Bedeutung für die Rechtswissenschaft (Goldschmidt's Zeitschr. f. d. Handelsrecht XXXI, Stuttgart 1885). — F. Frensdorff, Zur Erinnerung an Dr. H. Thöl, Vortrag in der Göttinger Gesellschaft für Kirchenrechtswissenschaft am 22. Juli 1884 gehalten. Freiburg i. B. 1885. — Goldschmidt, Zeitschr. f. Handelsrecht I, 7 (1858); XXXIII, 499 (1887). — Beseler, Erlebtes und Erstrebtes, S. 29, 52. Berlin 1884. — Reyscher, Erinnerungen, S. 89. Freiburg 1884. — Bluntschli, Denkwürdigkeiten II, 287. — Springer, Dahlmann I, 412. — Dahlmann, Kl. Schriften, S. 280 (1886). — Briefwechsel zwischen J. und W. Grimm, Dahlmann und Gervinus, herausgegeben von Ippel, I, 315, 416; II, 199. — Protokolle der Leipziger Wechselconferenz 196. — Pütter-Oesterley, Geschichte der Universität Göttingen IV, 475. — Persönliche Erinnerungen. — Acten des Universitäts-Curatoriums. F. Frensdorff.

Tholde: Kaspar Th. (auch Thölde, Tolde), ca. 1520 in Gudensberg (Regierungsbezirk Cassel) geboren, 1534 in Marburg immatriculirt, erwarb sich am 25. Februar 1546 zu Wittenberg die Magisterwürde, wurde 1547 Pfarrer zu Frankenberg (Saur, Diar. hist. 81), wo er — eine kurze Wirksamkeit in Amöneburg während der hessischen Occupation 1552 abgerechnet — bis zu seinem Tode am 21. December 1582 blieb. — Er wird historisch bedeutsam erst, als ihn das Vertrauen der Geistlichkeit zum Nachfolger Adam Kraft's, des ersten Superintendenten der Diöcese Marburg, berief (Wahl am 4. November 1556 s. C. J. Caesar, Catalogi studiosorum scholae Marpurg. fasc. I, 7). Th. weigerte sich, das Amt zu übernehmen „wegen Schwachheit des Hauptes"; der Landgraf aber ließ das nicht durchgehen, und so erfolgte am 4. Januar 1559 die Bestätigung, am 7. März die feierliche Einführung durch Joh. Pistorius, am 2. October der „Gewaltsbrief". Zusammen mit Pistorius und einigen Professoren hat er noch in demselben Jahre für die Universität Marburg neue Satzungen aufgestellt, von denen aber nur der erste, disciplinarische Theil im folgenden Jahre nach einer Ueberarbeitung durch den Rector Konrad Matthäus in Kraft trat (C. J. Caesar a. a. O. 16; J. A. Hartmann, Hist. Hass. II, 9). — Bereits 1561 wird Th. in den confessionellen Streit hineingezogen, der für Hessen so verhängnißvoll werden sollte. An Stelle des erkrankten Pistorius

hat er an dem sogenannten Deputationstag zu Erfurt im April theilgenommen (F. W. Hassenkamp, Hessische Kirchengeschichte I, 746 f.). Das von Pistorius verfaßte Casseler Responsum vom 5. October, welches die Abendmahlsformel Johann Friedrich's von S.-Weimar zwar nicht verwirft, aber doch die Fassung in der Naumburger Vorrede entschieden vorzieht, ist von Th. mit unterzeichnet. Ebenso ist er an der Entscheidung einer Synode zu Ziegenhain vom 16. Juli 1562 betheiligt, welche gegenüber dem antilutherischen Dissensus des Gerhard Noviomagus d. J. sogar hinter die Bucer'sche Unionsformel noch zurückgeht und die Lehre vom Abendmahl auf die biblischen Formeln einzuschränken sucht (Hassenkamp a. a. O. 472 ff.). Trotzdem ließ sich Th., nachdem er wol auch in das hessische Votum gegen den Heidelberger Katechismus eingestimmt hatte, zugleich mit Pistorius durch den Tübinger Professor Theoderich Schnepf 1564 bewegen, das ubiquitistische Bekenntniß des Brenz zu unterschreiben (Hassenkamp a. a. O. II, 477 ff.). Zu dem Gutachten über den württembergischen Ubiquitismus von 1566 (Hassenkamp a. a. O. I, 756 ff.; H. Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen I, 310 ff.) ist Th. vom Landgraf nicht zugezogen worden. Es offenbart sich in diesem Actenstück eine verhängnißvolle Unklarheit der hessischen Theologen, hervorgerufen theils durch ihr Vermittelungsbestreben, theils durch einen Mangel an speculativ-theologischer Befähigung. Daran leidet auch Th. Er gilt bei H. Garthe (Bericht von dem Religionswesen im Fürstenthumb Hessen, Wittenberg 1606, S. 81) und demzufolge auch bei A. F. C. Vilmar (Geschichte des Confessionsstandes der evangelischen Kirche in Hessen, S. 109) als strenger Lutheraner, und daher legt man lutherischerseits großes Gewicht auf das Gerücht, daß Landgraf Philipp in den letzten Lebensjahren gerade von Th. sich häufig das Abendmahl habe reichen lassen. Allein so gut wie Pistorius, steht auch Th. auf dem Boden der specifisch hessischen Union. In den nach Philipp's Tod im Zusammenhange mit der politischen Theilung des Landes hereinbrechenden confessionellen Unruhen wäre nun Th. vor allem dazu berufen gewesen, eine Spaltung zu verhüten, aber dazu fehlte es ihm an geistiger Selbständigkeit: er hat sich weder der particularistischen Tendenz Ludwig's IV. von Oberhessen, noch dem Einflusse des jungen, feurigen Aegidius Hunnius entziehen können. Mehr geführt, als selbst Führer steht Th. auf den Generalsynoden an der Spitze der oberhessischen Fraction. Allerdings verband sich mit dem Dogma von der Ubiquität die größere Consequenz und das größere Mysterium, und die dictatorische Art, in welcher Landgraf Wilhelm IV. und seine Theologen den bisherigen Consensus festzuhalten und darüber hinausgehende theologische Erörterungen abzuschneiden suchten, war nicht geeignet, religiöse Bedenken zu heben und empfindliche Gemüther zu besänftigen. — Uebrigens herrschte noch bis zur achten Generalsynode, welche vom 27. August bis 4. September 1576 in Cassel tagte, volle Einmüthigkeit unter den Superintendenten. Bekenntnißstreitigkeiten, welche unter den Marburger Professoren immer wiederkehrten, wurden mit Aufbietung der Autorität Melanchthon's und Geltendmachung der Bucer'schen Concordie gestillt. Als auf der siebenten Generalsynode über den des Calvinismus verdächtigen Dr. Bernhard Copius, der zum Pädagogiarchen in Marburg ausersehen war, verhandelt wurde, hat sich Th. am mildesten ausgesprochen (H. Heppe, Geschichte der hessischen Generalsynode von 1568—1582, I, 150 ff.). In den Verhandlungen über das Torgauer Buch tritt dann aber bereits eine deutliche Differenz zwischen ihm und dem Casseler Superintendenten Meier hervor. Zwar kommt es hier noch zu einer gemeinsamen Ablehnung des Torgauer Buches. Allein bald darauf trat eine wirkliche Spaltung ein. Den Anlaß hat ohne Zweifel der Casseler Landgraf gegeben, indem er allein von niederhessischen Theologen auf einem Convent zu Homberg eine Antwort auf die kursächsische Censur

des Casseler Gesammtvotums abfassen ließ. Darin sahen die Oberhessen eine Zurücksetzung, und es wäre jetzt zu einem offenen Auseinandergehen gekommen, hätte nicht auf dem Marburger Convent der später eintreffende greise Pistorius an die gemeinsame starke Tradition der Kirche aus Philipp's Zeit appellirt. Th., der von den fanatischen jüngeren Elementen offenbar ins Schlepptau genommen war, ermannte sich noch einmal und schloß sich Pistorius an (Heppe, Generalsynode I, 223 f.). So ist in dem oberhessischen Separatvotum zwar die Polemik gegen die Niederhessen nicht ganz unterdrückt worden, aber doch die Homberger Erklärung und der gemeinsame Bekenntnißstand zur Anerkennung gelangt. Gelegentlich des Briefwechsels zwischen den niederhessischen und oberhessischen Superintendenten, welcher sich daran anschließt, hat Th. in einem Brief vom 2. Mai 1577 (Heppe, Generalsynoden I, Urkundensammlung 85—96) nicht ohne einige Empfindlichkeit, aber in einer schlichten, zu Herzen dringenden Sprache seinen Standpunkt dargelegt: er lehnt den Terminus Ubiquität als eine Ausgeburt der calvinistischen Gegner ab und beschränkt sich auf das religiöse Bekenntniß zu der Allgegenwart des erhöhten Christus, welcher heißt „Immanuel, daß ist Gott mitt unß, Gott umb unß, Gott under unß und uber unß, Gott zur Rechtenn, Gott zur lincktenn". Aber damit war die Streitfrage nur umgangen, und so mußte sich Th. schon von Meier eine gründliche theologische Belehrung gefallen lassen. Je mehr Th. selbständige theologische Befähigung abging, desto mehr mußte er unter den Einfluß von Hunnius geraten. So sprach er denn bereits am 3. October 1577 in einem Brief an Landgraf Ludwig seine volle Zustimmung zu der Epitome der Concordienformel, welche ihm zur Begutachtung übersandt war, aus. Zu dem Convent in Treysa wurde er ebenso wie Hunnius nicht beordert. Hier erfuhr nun auch das Bergische Buch noch eine gemeinsame Ablehnung, und bis zu endlicher Erledigung der schwebenden christologischen Streitfrage sollte von der communicatio idiomatum geschwiegen, nur „in concreto" von der Vereinigung der beiden Naturen in Christus geredet, auch jede Polemik unterlassen werden. Nur durch das persönliche Eingreifen des Casseler Landgrafen war dies Provisorium zu Stande gekommen. Die Oberhessen, und insbesondere die von dem Convent Ausgeschlossenen, sahen darin eine Bedrückung der Gewissen und suchten sich derselben zu entledigen; die Niederhessen hätten am liebsten das Provisorium definitiv gemacht. Darüber ist auf den letzten Generalsynoden auf das lebhafteste gestritten worden. Auf der neunten, welche vom 4.—12. August 1578 zu Marburg tagte, haben die Oberhessen, Th. an der Spitze, allein vier Erklärungen, darunter ein kurzes lateinisches Bekenntniß (Heppe, Generalsynode II, Urkundensammlung) abgegeben. Wie weit Th. an der Abfassung dieser Schriftstücke betheiligt war, wird schwer zu ermitteln sein; das oberhessische Bekenntniß geht über die Aufstellungen seines Briefes insofern weit hinaus, als es nicht „in concreto", sondern „in abstracto" redet. Daß eben nicht Th., sondern Hunnius der Führer der oberhessischen Fraction war, zeigte sich deutlich während der kritischen Verhandlungen auf der Generalsynode von 1580, welche mit offenem Dissensus schloß (Heppe, Generalsynode II, 130). Th. hatte aber selbst zur Verschärfung des Gegensatzes nicht wenig dadurch beigetragen, daß er zu der kurz vor dieser Synode erfolgten Wahl eines Nachfolgers für den altersschwachen Pistorius den zur Alsfeder Diöcese gehörigen niederhessischen Theil der Geistlichkeit nicht hinzugezogen hatte. Er scheint hier im Einverständniß mit seinem Landesherrn gehandelt zu haben, aber das entschuldigt ihn kaum. Andererseits war er jedoch auf den folgenden Synoden bestrebt, wenigstens äußerlich den Consensus aufrecht zu erhalten, vielleicht sogar im Gegensatz zu seiner Partei. So ist es auf der Generalsynode von 1581 zu einem Compromiß gekommen, der auch noch 1582 nothdürftig

gewahrt wurde. Aber der Riß, der einmal geschehen war, erweiterte sich immer mehr; unaufhaltsam strebten beide Theile aus einander, denn von wirklicher Toleranz wußten beide nichts; beide kannten als kirchliches Band nur ein theologisches Bekenntniß. — Bald nach der letzten Generalsynode von Gesammt-Hessen ist Th. gestorben. In der Pfarrkirche zu Frankenberg befindet sich noch ein Grabstein, auf dem er in Lebensgröße ausgehauen ist; die nur fragmentarisch erhaltene Inschrift, welche die Zahlen seiner Amtsjahre als Pfarrer und als Superintendent meldet, steht im Widerspruch zu den Urkunden. — Außer der bereits angezogenen Litteratur vgl. F. W. Strieder, Hessische Gelehrten- und Schriftstellergeschichte XI, 87 A.; XII, 367. Nach Mittheilung des Past. prim. E. Becker zu Frankenberg enthält das Pfarrarchiv nur Nachrichten zweiter Hand. Die bezüglichen Urkunden und die Acten der Generalsynoden werden in dem königlichen Staatsarchiv zu Marburg aufbewahrt. B. Beß.

Tholuck: Friedrich August Gotttreu Th., eines Breslauer Goldschmieds Sohn, geboren am 30. März 1799, hatte, nach einer unter den Vexationen einer Stiefmutter verlebten Kindheit ein exaltirter Gymnasiast, bei dem es zu Selbstmordversuchen kam, in seiner Abiturientenrede Menu, Zoroaster und Confucius über Moses, Jesus und Muhammed gestellt, und albern dünkte ihm das Christenthum gegenüber der hohen Weisheit des Morgenlandes. In Berlin ist er durch den orientalistischen Legationsrath v. Diez (einst aufgeklärt und den Pfaffen feind, an deren Stelle Bettelvögte treten sollten, nun stark-gläubig alle Rationalisten an den Galgen wünschend), und durch des Baron Kottwitz', seines Vater Abraham, Einfluß aus einem Saulus ein Paulus geworden (1818), dem doch zuweilen in cyklopischem Trotze gräßliche Gedanken (Mord, Hohn, Verzweiflung) wiederkehrten, vom Teufel ihm in den Weg gestreut. Nun erbittet er göttliche Zeichen und erfreut sich vieler außerordentlicher Gebetserhörungen. Er möchte eine Thräne werden, ganz vor dem Herrn sich auszuschütten, und der Heiland läßt sich zu dem armen Wurm herab. Angezogen von Neander's vortrefflichem Gemüthe, empfand er einen Widerwillen gegen Schleiermacher als einen gemüthlosen, satirischen, engherzigen Mann und listige Schlange. Als Berliner Docent (habilitirt 1821 mit der Schrift „Ssufismus s. theosophia Persarum pantheistica"), 1822 auf Kosegarten's Empfehlung Jenaer Dr. phil., doch nicht honoris causa, seit 1823 außerordentlicher Professor, ließ er sein Büchlein „Von der Sünde oder die wahre Weihe des Zweiflers" (ursprünglich nicht als Gegenstück zu de Wette's Theodor gemeint, überhaupt weniger dem Rationalismus, als dem der Lebensfülle entbehrenden Supernaturalismus entgegengesetzt) ausgehen (1823, zum neunten Male 1871), das vielgelesene Manifest seiner Wiedergeburt (seiner „Höllen- und Himmelfahrt"), das

mit Schwert- und Glockenschlägen,
Donner bald, bald Frühlingsregen,
Tief in uns're Herzen schlug.

Die Kirche Christi, so verkündet er, hat den zweiten Tod überwunden und feiert die zweite Auferstehung. Er hat als rechter Pietist (1824) seine Stimme gegen die Theaterlust erhoben — das Schauspiel eine lose Kunst, dem Christen zum Spielen und zum Schauen gleicherweise verboten — und mit den Studenten Collegia pietatis gehalten. Doch ist er kein Freund von Trübsinn und Kopfhängerei gewesen und von schroffen Einseitigkeiten, besonders seit seiner einjährigen Wirksamkeit als Legationsprediger in Rom (1828—29), mehr zurückgekommen zu conciliatorischer Milde. Gegen den Willen der theologischen Facultät, deren Rationalismus er in einer Rede, bei der Jahresfeier der Continentalgesellschaft in London gehalten, gegeißelt oder, wie die Gegner sagten, angeschwärzt hatte, 1825 an Knapp's Stelle nach Halle berufen, ist er von

Hegel (sonst mit Th. unzufrieden, weil er die Trinität gar nicht für das Fundament unseres christlichen Glaubens halte) dahin mit der Weisung entlassen worden: „Bringen Sie dem Hallischen Rationalismus ein Pereat". Er hat doch zunächst nur friedsam seinen Offenbarungsglauben gelehrt, hat sich auch denunciatorische Artikel gegen seine rationalistischen Collegen zu verfassen — Gerlach meinte, aus Menschenfurcht — geweigert, aber nicht ungern gesehen, daß Andere es thaten. Indeß, wenn er auch nicht mit der Hirtenschleuder gegen den Goliath Rationalismus Steine warf, als dem vornehmsten Haupte der Hallischen Pietisten, zu deren kleiner Gemeinde Tholuck's Hausgenosse, der theologische Arzt de Valenti, sein treuer, durch Leiden und Thränen ihm verbundener Bruder Guericke und der pommersch gebildete Conventikelmensch E. L. v. Gerlach gehörten, war ihm der Gegensatz aufgedrungen zu den „Abimelechs-Knechten, die den Brunnen zu verstopfen gelaufen kamen". Sein Verhältniß zu Gesenius war ein ungemüthliches. Die Klage über Intriguen flog herüber und hinüber. Der litterarische Streit entzündete sich an Tholuck's, des Schwärmers, Commentaren. Bereits 1824 war sein Commentar zum Brief an die Römer (5. Aufl. 1856) erschienen; ihm folgte der Commentar zum Johannesevangelium (1827, 7. Aufl. 1857), abhängig von Lücke und Lücke's Freundeskreis durch sein Erscheinen verstimmend, dann zur Bergpredigt (1833, 5. Aufl. 1872) und zum Hebräerbrief (1836, 3. Aufl. 1850), endlich „das A. Testament im N. T." (1836, 6. Aufl. 1872). Er hatte es darin, unter Anlehnung an die Kirchenväter und Reformatoren, auf eine sachliche, theologische Auslegung abgesehen, auf eine Reproduction des Geistes, aus dem das Wort hervorging. Dieses Beginnen, mit jugendlicher Begeisterung in schwungvoller Schreibart ausgeführt, kam dem trocken grammatisch-historischen Rationalismus wie ein Umsturz seiner exegetischen Errungenschaften vor, und sein Wortführer C. F. A. Fritzsche deckte schonungslos alle Fehler und Uebereilungssünden, die Exuberanzen, den Mangel an eindringenden Sprachkenntnissen, für welchen die religiöse Erfahrung keinen Ersatz biete, in der anonymen Schrift auf: „Wie Herr Doctor Th. die heilige Schrift erklärt, wie er beten lehrt und dichtet" (1840). Dem berühmten Erbauungsbuche des Rationalismus, den „Stunden der Andacht", an denen er die Strenge der christlichen Selbsterkenntniß vermißte, setzte Th. „Stunden christlicher Andacht" (1839, 8. Aufl. 1870) entgegen, plump-indecent, für den geistigen Pöbel berechnet, sagten hochmüthig die Junghegelianer. Er hat de Wette, der gemäß seinem Fries'schen Dualismus mit dem Herzen gläubig sein wolle, während er mit dem Kopfe leugnet, ein unseliges Ja-Nein vorgeworfen, bei Lücke zu viel Vertrauen in die Tonangeber der Zeit, zu wenig in das Wort der Offenbarung gefunden, und in Hase's Leben Jesu unwürdige, profanirende Aeußerungen entdeckt. Er ist auch gegen David Strauß aufgetreten, verletzt nicht durch dessen Kritik an sich, sondern durch den profanen Geist, in welchem sie geübt worden, und hat witzig auf die Retorten und Destillirösen hingewiesen, aus denen die evangelischen Thatsachen als luftiges Sublimat hervorgingen („Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, zugleich eine Kritik des Lebens Jesu von Strauß" 1837). Tholuck's eigner theologischer Standpunkt ist zu keiner Zeit ein ausgeprägt fester und scharf umgrenzter gewesen. Dazu fehlte es ihm an systematischem Talent. Er machte seinen Gang „an der schlaffen Leine der Meinungen". Gedankenblitze durchbrechen die lose gefügten Reihen. Rosenkranz berichtet: „Was Th. seine wissenschaftliche Dogmatik nannte, hatte einen ziemlich compilatorischen Charakter und oft gebrauchte er Bestimmungen der Schleiermacher'schen Dogmatik als Fäden zu den Guirlanden von Bibelstellen, womit er seine Zuhörer überschüttete". Die Hallischen Jahrbücher meinten: den lebendigen Glauben, den Glauben an die Idee habe Th.

weder philosophisch noch poetisch in seine Gewalt bekommen, weil er nie die Linie des Hegelianismus passirte. „Es fehlt ihm in Poesie und freier Wissenschaft die zeugende Kraft des Absoluten. Darum ist das Feuer seiner Begeisterung nur ein trübes Irrlicht, sein Rednerzorn nur Röcheln, sein Pathos nur ein Schrei". Er war zuweilen von einer fast fanatischen Strenge. So wenn er es in einer Predigt einen grauenvollen Tausch nannte, statt Jesum den Sohn Gottes Jesum das Menschenkind zu erwählen; denn das sei die Erwählung eines Frevlers und Verbrechers, eines Barrabas, welcher um seiner eigenen Sünde und Thorheit willen ans Kreuz geschlagen worden. Und doch hat derselbe Th. in seinem „Litterarischen Anzeiger" (1830—49) Alle sich aussprechen lassen, die nur von der Anerkennung Christi als unfehlbaren Meisters ausgehen, auch das Christenthum für nichts anderes, als den hervorstechendsten Punkt in der gesammten religiösen Welt erklärt. Daher er auch die Schätze aller Welt auszubreiten liebte vor der Krippe zu Bethlehem. Er hat den Propheten Namen-, Zahl- und Sachprädictionen zugeschrieben, die den Ursprung aus einer höheren Welt als der der vernünftig-politischen Combination unverkennbar an sich tragen („Die Propheten und ihre Weissagungen" 2. Aufl. 1861), und doch bei den biblischen Schriftstellern ebenso grobe Irrthümer entdeckt, als die von ihm verketzerten Interpreten. Er hat Paulus von Andern nicht meistern lassen wollen, und doch demselben Apostel schuld gegeben, daß er häufig Citate beibringe, wo das alttestamentliche dictum hinter der Fülle des neutestamentlichen factum, oder wo das neutestamentliche factum hinter der Fülle des alttestamentlichen dictum zurückbleibe. Er kennt direct messianische Weissagungen (wie 2. Sam. 7, 14), aber sie malen doch nicht den in der Geschichte aufgetretenen Jesus, sie erfüllen sich im untergeordneten Sinne an einem niedern, im vollern und höhern Sinne an dem vornehmsten Nachkommen Davids, an Christus. Er war einmal nahe daran, von der Union hinüberzugleiten zur Conföderation, also daß er sich von seinem jüngern Collegen Jacobi an die evangelisch-freie Theologie erinnern lassen mußte, in welcher er bisher in Segen gewirkt und mit welcher er zu brechen im Begriff stehe. Diese seine freie Theologie zeigte sich darin, daß er die Inspiration der Bibel, welche nicht lauter unmittelbare Geschichtsnachrichten enthält, auf einen religiösen Tact, auf eine empfundene, aber nicht ins Bewußtsein getretene Regel reducirte. Er hat auch in der Trinität ein bloßes scholastisches Fachwerk, in der Rechtfertigung eine anticipirende Erklärung erblickt, welche den Keim nach seiner vollen Entfaltung, der einstigen vollkommenen Gesetzeserfüllung beurtheilt; er hat sich zur Abendmahlslehre Calvin's bekannt, die Zurechnung der Sünde Adam's geleugnet und die Vergebung der Sünden noch im Jenseits für möglich gehalten. Und da er nun überdies die von Schleiermacher aus der Dogmatik gewiesene Speculation als unentbehrlich, den Inhalt frommer Erregungen als einen dem denkenden Geiste nothwendigen darzustellen, zurückforderte, und die gute Zuversicht hatte, es werde der Christenglaube auch vor der Vernunft oder als Vernunft sich rechtfertigen, — die Vernunft eine Prophetin, die auf den Zukünftigen hinweist, wie das Alte Testament auf das Neue: — da schüttelten die Rationalisten verwundert über solche Verwandtschaft mit ihnen das Haupt. „Was würden Luther, Calvin und Spener hierzu sagen, in deren herrlichem Glauben doch der tiefe und gläubige Schriftgelehrte in Halle nach wie vor seine Ehre, seine Kraft und seinen Trost zu finden versichert?" A. Ritschl nennt ihn wissenschaftlich incommensurabel. „Ich habe ihn sprechen hören wie weiland die Hallischen Jahrbücher, und dann wieder wie einen Herrnhuter." Seine theologischen Freunde (Heubner, Rothe, Stier) aber bezeichneten ihn als einen christgläubigen Neologen oder pietistischen Rationalisten und Latitudinarier, bei welchem alle Heilslehren an ihrer objectiven Wahrheit verlören. Gerlach

beschwerte sich über seine große dogmatische Unentschiedenheit, und Hengstenberg verfolgte den vormaligen Herzensfreund mit seinem Mißtrauen. So ist der alternde Th. in Gegensatz gerathen zu den Gefährten von ehedem. Er hat 1849 seinen „Litterarischen Anzeiger“ eingehen lassen, namentlich infolge der immer unaufhaltsameren, geflissentlichen Parteiisolirung Derjenigen, die früher sich als Arbeiter an einer gemeinsamen Sache betrachtet hatten. Er, der Elastische, hat Klage geführt über den spröden Hengstenberg, dem er doch in Berlin die Pfade geebnet und für dessen Kirchenzeitung er seiner Zeit eifrig geworben: „er ist kein milder Wein und keine Mehlspeise und er kann sich auch nicht herablassen, milden Wein zu geben“. Wie er einst (in einer Predigt von 1835) den separirten Lutheranern das Licht der Besonnenheit, so hat er der lutherischen Vollblutstheologie mit ihrer alle Entwicklung verleugnenden Repristination der Vergangenheit und ihrem schroffen, unabänderlichen Wesen wie die Vernunft so die Christlichkeit abgesprochen. „Es ist schon so weit gekommen, daß manche die Stärke ihres Glaubens nur durch die Härte ihres Urtheils über Andere erkennen geben zu müssen glauben“. Das 18. Jahrhundert werde künftig weit mehr Recht behalten, als die jungen Eiferer meinen. Er hat in seinen Büchern über die Vorgeschichte des Rationalismus („Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs“ 1852; „Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts“, 2 Abtheilungen 1853 u. 54; „Das kirchliche Leben des 17. Jahrhunderts“, 2 Abtheilungen 1861 u. 62; „Geschichte des Rationalismus“ 1. Abth. 1865) den Kämpfern der Gegenwart die Folgen der ketzermacherischen Aetze vor Augen führen wollen — der Rationalismus eine heilsame Krankheitskrisis, herbeigeführt durch stockende oder unreine Säfte des kirchlichen Organismus. Diese Arbeiten wurden eines Seniors und ordentlichen Professors der Theologie wenig würdig befunden: er wende den Abend seines Lebens daran, den kleinlichen Schmutz aufzusammeln der den armen Menschen des 17. Jahrhunderts, wie uns allen, angeklebt hat. — Ungetheilteren Beifall hat er als Prediger, insbesondere als Universitätsprediger (1839 als solcher ernannt) gefunden. Wenn Th. predigte, erzählt Rosenkranz, so war es als vernähme man einen Urchristen, der die Begeisterung seines Glaubens mit einer solchen Innigkeit, mit einer so flammenden Beredtsamkeit aussprach, der ich nichts zu vergleichen wüßte. Seine Gebete namentlich waren überwältigend. Und wie seine Predigten unmittelbar ins Leben hineingriffen — denn eine rechte Predigt soll den Himmel zum Vater, aber die Erde zur Mutter haben — so hat er Vielen zum Segen als Studentenprofessor eine Art socratischer Mäeutik ausgeübt, auch junge und alte Häupter mit seinen Vexirfragen in Verlegenheit gesetzt. Und weil er so noch tiefer in die Herzen als in die Bücher sich geschrieben, ist er allezeit ein vielgefeierter Mann gewesen. Wahnvorstellungen und Anfechtungen, Folgen zunehmender Gehirnerweichung, trübten den Abend seines Lebens, bis sich der Schmachtriemen der Endlichkeit ihm löste (am 10. Juni 1877). — Tholuck's Werke erschienen gesammelt zu Gotha 1862—73 in 11 Bänden, seine „Vermischten Schriften“ in 2 Bänden 1839, in zweiter, verkürzter Auflage 1867.

L. Witte, Das Leben Tholuck's, 2 Bde., Bielefeld und Leipzig 1884 und 86 (hier auch ein genaues Verzeichniß der von Th. verfaßten und herausgegebenen Schriften). Außerdem: Tholuck's 25jähriges Amtsjubiläum, Halle 1846. Tholuck's 50jähriges Jubiläum, Halle 1871. Mathilde Th., Erinnerungen an Prof. Tholuck's Heimgang, Leipzig 1892. — Charakteristiken von C. Schwarz, Zur Geschichte der neuesten Theologie, 4. Aufl. (1869) S. 109—21; A. Mücke, Dogmatik des 19. Jahrh. (1867) S. 215; F. Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte III, 1, 120; O. Pfleiderer, Die Entwicklung der protestantischen Theologie (Freiburg 1891) S. 188;

M. Kähler in Herzog's R.-E., 2. Aufl. XV, 560. — Ueber Th. als Prediger: K. H. Sack, Gesch. d. Predigt S. 377; A. Brömel, Homilet. Charakterbilder II, 158; A. Nebe, Zur Gesch. d. Predigt III, 280. G. Frank.

Thomä: Johannes Th., Staatsmann, auch Thomas und latinisirt Thomasius, wie denn die Angehörigen des Geschlechtes unter den Trauergedichten der Leichenrede sich aller drei Namensformen bedienen, wurde am 28. August 1624 als jüngerer Sohn des Anwaltes und städtischen Consulenten Michael Th. in Leipzig geboren und verlor früh seine Eltern, worauf die Großmutter, Martha Schultheß, die Wittwe eines Advocaten und kursächsischen Rathes, sich der Erziehung der beiden verwaisten Knaben treulich annahm. Sie ließ den jüngeren und seinen Bruder Jakob († 1684), den nachherigen Vater des berühmten Christian Thomasius, zunächst durch Privatlehrer unterrichten und übergab sie 1636 dem Gymnasium in Gera. 1640 bezogen sie die Wittenberger Hochschule. Dort lag Johannes Th. neben rechtswissenschaftlichen auch eifrig geschichtlichen Studien ob und besuchte hierauf, während sein Bruder in Wittenberg zurückblieb, allein noch die Universitäten Leipzig (1641) und Jena (1644), überall bestrebt, durch häufige Disputationen sich in der Kunst gewandter Rede weiterzubilden. Auf der letzteren Hochschule übernahm er zudem eine Hofmeisterstelle bei Hermann v. Wolframsdorf, späterem kursächsischem Oberhofmarschall und Geheimrath, erhielt nach zwei Jahren von der juridischen Facultät die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten und als Präses Disputationsübungen zu leiten, erwarb sich 1648 den Grad eines Doctors der Rechte und wurde 1650 zum ordentlichen Professor und zum Assessor des Hofgerichtes und des Schöppenstuhles ernannt. Ungemein thätig in seinem Lehramt — er las täglich fünf bis sechs Stunden — wie als Referent bei dem letzteren Gerichte, genoß er die Hochachtung seiner Collegen und gewann in reichem Maße den Beifall der Studirenden; denn „er las nicht vor leeren Bänken, nicht, wie viele, vor den neun Musen, sondern vor einer Menge von Zuhörern, die der Hörsaal kaum fassen konnte". — Nur ungern entsagte er diesem stillen und fruchtbaren Wirkungskreise, um als Hof- und Justizrath einem Rufe des Herzogs Friedrich Wilhelm II. von Sachsen-Altenburg zu folgen; nachdem er aber einmal (26. Januar 1652) in die staatsmännische Laufbahn eingetreten war, verfolgte er sie mit gewohnter Ausdauer und mit fast gänzlichem Verzicht auf die bisher geübte litterarische Thätigkeit. Zwar veröffentlichte er noch eine Abhandlung „de noxa animalium" (1653), aber eine umfänglichere Arbeit, eine mit Beziehung auf die neuere Zeit unternommene Sammlung kirchenrechtlicher Gesetze, gelangte nicht mehr zum Abschluß. Sehr bald erwarb er sich das Zutrauen des Herzogs, sodaß ihn dieser schon zu Anfang 1653 neben dem coburgischen Kanzler Aug. Carpzov als Reichstagsgesandten nach Regensburg schickte und ihn im Sommer des nächsten Jahres zum alleinigen Gesandten beim Reichsdeputationstag in Frankfurt a. M. bestellte. Hier erlebte er nach dem Tode Ferdinand's III. (23. Mai 1658) die Wahl und Krönung des neuen römischen Kaisers Leopold I. (8. und 22. Juli), verfaßte nach den Wünschen der Kurfürsten die vorzulegende Wahlcapitulation und siedelte 1659 mit den anderen Gesandten zur Fortsetzung des Deputationstages wieder nach Regensburg über, wo er nach beendigten Verhandlungen seinen Posten beim Reichstage, jetzt ohne Carpzov's Mithülfe, von neuem versah. Von seinem Fürsten am 29. November des gleichen Jahres durch die Beförderung zum Consistorialpräsidenten geehrt, empfing er im Mai 1660 zu Wien vom Kaiser die Reichslehen für Altenburg und Coburg und bereiste, wieder nach Regensburg zurückgekehrt, 1662 das benachbarte südliche Deutschland. In München fand er bei dem bairischen Kurfürsten Ferdinand Maria eine huldvolle Aufnahme, wie man denn auch von anderer Seite die Verdienste des Staatsmannes und Rechts-

gelehrten wohl zu schätzen wußte. So verlieh ihm der Kaiser 1664 eine goldene Gnadenkette mit seinem Bildniß und drückte ihm in einem Schreiben vom 13. September 1665 seine „große Achtung“ aus; so übertrug ihm in jenem Jahre Herzog Moritz von Sachsen-Naumburg-Zeitz das hennebergische Votum, dessen Director er damals war, und Markgraf Friedrich das baden-durlachische und hochbergische bei den Abstimmungen des Reichstages. Schon im Juli 1657 hatte ihn die Wittenberger Hochschule für eine ordentliche Professur der Rechte zu gewinnen gesucht, und 1661 waren ihm nacheinander zwei Vicekanzlerstellen angetragen worden. Für sein treues Ausharren dankte ihm der Herzog, indem er ihn am 6. Februar 1668 an Stelle des verstorbenen Geheimrathes, Kanzlers und Obersteuerdirectors Wolf Konrad v. Thumshirn zu dessen Nachfolger erhob. In der neuen Würde eines Kanzlers geleitete er dann die Herzogin Magdalena Sibylle zur letzten Ruhestätte und hielt im Kirchensaale des Altenburger Schlosses die Abdankungsrede, unterschrieb und besiegelte auch am 21. März mit neun anderen hohen Staats- und Hofbeamten die letztwillige Verfügung seines Fürsten. Sie bestimmte den Kurfürsten Johann Georg II. von Sachsen und den Herzog Moritz von Sachsen-Naumburg-Zeitz zu Obervormündern des noch minderjährigen einzigen Prinzen, während Th. mit dem damaligen Consistorialpräsidenten Hans Dietrich v. Schönberg (s. A. D. B. XXXVI, 781 ff.) und drei anderen die Untervormundschaft führen sollte. Als der altenburgische Herzog am 22. April 1669 gestorben war, trat diese Verfügung in Kraft, dauerte aber nur bis nach dem Tode des erst fünfzehnjährigen Herzogs Friedrich Wilhelm III. († am 14. April 1672). Einen drohenden Erbfolgestreit der Häuser Weimar und Gotha verhinderte der friedliebende nächste Agnat, Ernst der Fromme, durch die Erklärung, daß er sich mit drei Viertheilen des altenburg-coburger Landes begnügen wolle. Nach einem gütlichen Vergleiche (16. Mai 1672) und nach dem Rücktritt der Vormünder erschien Ernst's des Frommen ältester Sohn, Friedrich (I.), in Altenburg, um im Namen seines kränklichen Vaters die Regierung des Landes zu übernehmen, empfing für ihn die Erbhuldigung und bestätigte außer den übrigen bewährten Beamten auch den Kanzler in den bisherigen Aemtern, wobei er dem letzteren zugleich die abgegebenen Schlüssel und Siegel der Kanzlei und des Archives wieder einhändigte. Im folgenden Jahre begab sich Th. auf Befehl des neuen Regenten zur Entgegennahme der Reichslehen für Altenburg und Coburg nach Wien, mußte sich aber krankheitshalber bei dem feierlichen Acte (24. November) durch den brandenburg-culmbachischen Kanzler Karl v. Stein vertreten lassen. Nach dem Ableben Ernst's des Frommen nahm er am 4. Juni 1675 zu Gotha an dessen feierlicher Bestattung in der Margarethenkirche theil und ging im October 1676 als Gesandter der Fürstenthümer Gotha, Altenburg und Coburg auf den vom sächsischen Kurfürsten ausgeschriebenen Kreistag in Leipzig, wo man über die nöthigen Mittel für die Stabspersonen der beiden obersächsischen Regimenter, über Beschaffung der erforderlichen Munition für die Feldartillerie und über andere militärische Bedürfnisse zu berathen hatte. — Was seine Familienverhältnisse betrifft, so hatte er sich am 25. September 1653 in erster Ehe mit Marie Elisabeth, der einzigen Tochter des Reichshofrathes Joh. Philipp v. Bohn auf Birkenau und Weinheim, vermählt. Zwei ihm geborene Söhne starben schon in früher Jugend; von den beiden Töchtern heirathete die ältere, nach der Mutter benannte den altenburgischen Hof- und Justizrath, nachmaligen Kanzler Joh. Kaspar v. Hendrich, die jüngere, Magdalena Sibylle, am 23. Mai 1678 den damaligen gothaischen Hofrath und späteren Freiherrn und Geheimrathsdirector Joh. Friedrich Bachoff v. Echt (s. A. D. B. I, 754). Nach dem Tode der ersten Gattin (19. April 1664) schloß Th. am 28. Febr. 1671 eine neue Verbindung mit Susanna geb. Schröter, der Wittwe des sachsen-naumburgischen

Hof- und Justizrathes Paul Hornigk. Von den beiden Söhnen, welche ihm diese schenkte, überlebte ihn nur der jüngere, Joh. Adam. Seit längerer Zeit an Steinbeschwerden leidend, verschied er, nachdem noch ein Schlagfluß eingetreten war und die rechte Seite gelähmt hatte, am 2. März 1679, erst $54^1/_2$ Jahre alt. Bis zum letzten Augenblick der Besinnung mächtig, hatte er kurz vor seinem Hintritt noch eine „Abschiedsode" an die Seinigen verfaßt, die der Leichenpredigt (S. 72) beigedruckt ist. Nach der Schilderung der Zeitgenossen war er ein allzeit schlagfertiger Redner und befähigt, selbst die verwickeltsten Geschäfte mit Leichtigkeit zu entwirren, fromm und gottesfürchtig, ein treuer Anhänger seiner Kirche — in Regensburg schrieb er 1666 eine „Confessio fidei orthodoxa" zur Widerlegung des Jesuiten Jacob Masenius —, in seinem Hause musterhaft und hülfreich gegen Arme und Nothleidende. So überließ er, als ihm Herzog Friedrich Wilhelm II. das Rittergut Naundorf geschenkt hatte, den ganzen erstjährigen Ertrag von dessen Feldern der bedürftigen Kirche in Bobeck bei Eisenberg. — Als akademischer Lehrer hatte er eine Reihe geschätzter Abhandlungen und Disputationen verfaßt. Mehrere sind später neugedruckt, andere erst nach seinem Tode herausgegeben worden. Außer der oben angeführten seien hier noch genannt: „de monopoliis" (1650), „de successione feudali" (1651), „de juribus majestatis circa religionem in genere et in specie de episcopalibus et principatus" (1693). Nach den Blättern f. Hymnologie, 1888, S. 141 ist Th. auch der Verfasser des Sterbeliedes „Fleuch, mein Seelgen, auf zu Gott".

Joh. Christfried Sagittarius, Wahrer Christen Sichere Schlaff- Stete u. Ruhe . . . Als Der weiland . . . Hr. Thomas . . . in seine Ruhe-Kammer ward beygesetzet. Altenburg o. J. (1679). Fol. Mit Thomä's Bildn. in Kupferstich. [Herzogl. Bibliothek in Gotha. — Biographisches: S. 33—44: Christlicher Lebens-Lauff; wiederholt in: Denkmal groser (so!) u. verdienstvoller Staatsmänner (herausgeg. von Chr. H. L. W. Spiller v. Mitterberg), Coburg 1797, S. 97—122; S. 71(72)—82: Casp. Sagittarius, Programma, quo ad audiendam orationem panegyricam laudibus . . . Joh. Thomae sacram . . . invitat; verkürzt und meist wörtlich bei J. C. Zeumer, Vitae Professorum . . ., Jena 1711, Classe II, S. 154—161; S. 83(84)—108: Casp. Sagittarius, Oratio panegyrica Joh. Thomae . . . laudibus consecrata; S. 109(110)—120: Paul Mart. Sagittarius, Statua triceps memoriae . . . Joh. Thomae dedicata; S. 122 f.: Veit Ludw. v. Seckendorf, Latein. Trauergedicht in 46 Hexametern.] — Henning Witte, Diarium biographicum (Tom. I.), Danzig 1688, zum 2. März 1679. — Fr. G. Gotter, Elogia clar. virorum, qui Altenburgum. . . . illustrarunt, Jena 1713, S. 54—56 (eigentl. 64—66, da die Seiten verzählt sind). — Zedler's Universal-Lexikon, 43. Bd. (1745), Sp. 1495. — Jöcher IV (1751), 1142. — Joh. Fr. Jugler, Beiträge zur jurist. Biographie, 5. Bd., 1. Stück, Leipzig 1779, S. 1—10. — Joh. Fr. Graf v. Beust, Altenburgs Kanzler, Dresden 1821, S. 15 f. — Joh. Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena, Jena 1858, S. 60 f. — A. Beck, Ernst der Fromme, 2. Th., Weimar 1865, S. 68 f.; dazu 1. Bd., S. 298 f., 307 f., 599 f., 602. (Beck's Quellenverzeichniß II, 69 ist nach dem hier gegebenen zu berichtigen u. außerdem J. A. Strubberg's Diarium Salanum, das schon Zedler anführt, zu streichen). — Vgl. auch: Adrian Beier, Syllabus Rectorum et Professorum . . ., Jena 1659, S. 608. — J. S. Müller's Annales des Chur- und fürstl. Hauses Sachsen, Weimar 1701 (s. im Register).

A. Schumann.

Thomae: Johannes Th., reformirter Katechet, Prediger und Schulmann, geboren 1604 zu Willingen auf dem hohen Westerwald, † am 5. October 1672 zu Birstein. Er machte seine theologischen Studien auf der nassauischen hohen

Landesschule zu Herborn, wo der große Theologe Joh. Piscator, der ausgezeichnete Lexicograph des Neuen Testamentes Georg Pasor und der zugleich als Encyclopädist hervorragende Johann Heinrich Alsted seine Lehrer waren. Einige Jahre war er hierauf als Präceptor an den Classen in Herborn, dann in Dillenburg, thätig. Im J. 1633 wurde er Prediger zu Dreieichenhain in der Grafschaft Isenburg, wo er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ihm von dem lutherischen Landgrafen zu Darmstadt in seinem Amte bereitet wurden. In jenen Kriegswirren wurde er dazu tödtlich verwundet, so daß er bald wieder von hier abziehen mußte. Im Schlosse zu Offenbach fand er ein Asyl, wo er gepflegt wurde. Nachher mußte er wegen der Kriegsgefahr ein ganzes Jahr auf seine Kosten in Frankfurt wohnen. Endlich fand er 1635 wieder ein Unterkommen als Präceptor zu Herborn. Von hier wurde er am 16. April 1641 als Pastor in dem benachbarten Bicken eingesetzt. In der schwedischen Plünderung im December 1647 verlor er fast alle seine Habe und wurde mit seiner Gattin auf das unbarmherzigste mißhandelt. Er war daher froh, als er bald darauf als Conrector an das Hanauer Gymnasium kam, um das er sich sehr verdient machte. Im J. 1668 kam er als Hofprediger nach Birstein, wo er bis an sein Ende wirkte. Ein Sohn von ihm, Anton, wurde ebenfalls Prediger im Isenburgischen.

Von Th. haben wir zwei Uebersetzungen der beiden holländischen Commentare des Heidelbergischen Katechismus von Gellius de Bouma und von Petrus de Witte. Besonders lesenswerth sind die Vorreden von Th. dazu.

Dillenburger Intelligenzbl. f. 1781. — Evang. Blätter (Mainz) Nr. 31. 1880. — Joh. Hartung, Predicant etc. door Cuno. Amsterdam 1892. S. 32 f. — Archivalisches. Cuno.

Thomae: Karl Th., Naturforscher und Lehrer der Landwirthschaft, geboren am 9. Januar 1808 zu Dienethal, einem Dörfchen bei Nassau a./Lahn, † am 4. Juni 1885 zu Wiesbaden. Er war der Sohn eines Volksschullehrers und hatte anfangs die Absicht sich dem gleichen Berufe zu widmen, besuchte deshalb das Lehrerseminar zu Idstein (1824—1827) und übernahm dann die Lehrvicarstelle zu Niedermeilingen bei Langenschwalbach; doch zwang ihn ein schweres Unwohlsein, das er sich durch zu große Anstrengung zugezogen hatte, nach zwei Jahren einen längeren Urlaub zu nehmen, um sich zu erholen. Diese Zeit der Ruhe ward entscheidend für seine fernere Laufbahn. Denn da er während derselben wenig anstrengende Lehrstunden in einer Privatlehr- und Erziehungsanstalt zu Frankfurt a. M. ertheilte, faßte er den Entschluß sich weiter auszubilden und zunächst wissenschaftlichen Studien auf einer Universität zu widmen. Welche das sein sollten, stand bei ihm fest. Schon zu Idstein hatte er die Vorlesungen, welche in dem damals dort befindlichen landwirthschaftlichen Institute über Naturwissenschaft und Landwirthschaft gehalten wurden, mit Interesse besucht, dann diese Studien fortgesetzt und namentlich die Vorträge und Sammlungen der Senckenbergischen Gesellschaft zu Frankfurt zu seiner Weiterbildung bestens benutzt. Den genannten Wissenschaften sich ganz hinzugeben wurde sein sehnlichster Wunsch. Nachdem er durch rastlosen Fleiß sich ausreichende Kenntnisse in den alten und neuen Sprachen erworben und für die nöthigen Geldmittel gesorgt hatte, bezog er im Herbst 1832 die Universität Bonn. Hier trat er bald mit dem Geh. Rath Goldfuß und Oberbergrath Nöggerath als deren Assistent in ein näheres Verhältniß. Im Mai 1835 promovirte er zu Heidelberg; zu der gedruckten Doctordissertation schrieb Nöggerath das Vorwort.

In die Heimath zurückgekehrt fand er sofort Verwendung und Gelegenheit die gewonnenen Kenntnisse zu verwerthen. Die landwirthschaftliche Schule zu Idstein, deren wir oben gedachten, wurde in dem Frühjahre 1835 nach dem

Hofe Geisberg bei Wiesbaden verlegt und bei dieser Gelegenheit in eine Winterschule verwandelt; im Sommer, so wollte man, sollten die Schüler sich praktisch mit der Landwirthschaft bei tüchtigen Landwirthen beschäftigen. An diese Schule zu Wiesbaden berief die herzogliche Landesregierung den jungen Dr. Th., um zunächst während des Sommers 1835 die Sammlungen derselben zu ordnen und aufzustellen; im Herbste begann seine Lehrthätigkeit (1835—1845), für welche ihm das ganze Gebiet der Naturgeschichte, Physik, Chemie und landwirthschaftlichen Technologie übertragen war. Sein Unterricht war für die ganz verschieden, zum Theil sehr wenig vorgebildeten Schüler der Anstalt berechnet und zeichnete sich durch Klarheit und Verständlichkeit sowie das Anregende des Vortrags aus. Mit dieser seiner amtlichen Thätigkeit verband er nicht viel später die Stellung eines Secretärs des einige Jahre vorher gegründeten Vereins für Naturkunde und die eines herzoglichen Inspectors des Museums (der Sammlungen des Vereins). In letzterer Eigenschaft hatte er die Aufgabe während der unterrichtsfreien Sommermonate die Sammlungen des Museums systematisch zu ordnen, aufzustellen und zu inventarisiren. Vgl. seine Geschichte des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. 1842. Im Winter hielt er, was damals in der noch kleinen Stadt etwas Neues war, im Saale des Museums Vorträge über allgemein interessirende Gegenstände aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und wirkte so auch hier anregend auf weitere Kreise. Trotz dieser zahlreichen Obliegenheiten, die aber alle einen Mittelpunkt hatten, wußte er noch Zeit für litterarische Thätigkeit zu erübrigen, indem er kleinere und größere Aufsätze für die Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau, deren Redaction ihm übertragen war, für das landwirthschaftliche Wochenblatt und die medicinischen Jahrbücher des Herzogthums verfaßte; dieselben betrafen meist merkwürdige Erscheinungen der Natur in seiner Heimath, wie das unterirdische Eisfeld bei der Dornburg, die meteorologischen Beobachtungsstationen zu Wiesbaden und Neukirch, die Ausgrabung der fossilen Knochen bei Steeten, die warmen Quellen zu Wiesbaden. Außerdem übersetzte er mit Freunden den Index geolog. von Bartlett, 1842, und die Naturgeschichte des Menschen von Martin, 1845. Eine Anerkennung seiner ersprießlichen Leistungen wurde ihm zu theil durch seine Ernennung zum Professor (1838) und den Urlaub, der ihm zu einer größeren Studienreise nach Süddeutschland und der Schweiz ertheilt wurde sowie die ehrenvolle Aufgabe, die jüngeren Geschwister des Herzogs Adolf, den Prinzen Nicolaus und die Prinzessinnen Marie, Helene und Sophie in den Naturwissenschaften zu unterrichten; mit dem Prinzen Nicolaus dauerte der freundschaftliche persönliche Verkehr bis zu seinem Tode fort.

Im J. 1845 schied Th. aus seiner Stellung an der landwirthschaftlichen Anstalt und erhielt ein Referat an der Regierung, für welche er auch schon vorher Gutachten, landwirthschaftliche Untersuchungen u. s. w. abgefaßt hatte; zugleich wurde er zum Mitglied der Prüfungscommissionen für Candidaten der Medicin und anderer Berufsarten ernannt. Indessen kehrte er nach mehreren Jahren zu der Anstalt, der er zuerst angehört hatte, zurück. Als nämlich im J. 1848 der Geh. Regierungsrath Albrecht die Leitung des landwirthschaftlichen Institutes niedergelegt hatte, wurde Th. im J. 1849 zum Director desselben ernannt und zugleich zum Präsidenten des landwirthschaftlichen Vereins erwählt. Das letztere Amt vertauschte er im J. 1852 mit dem eines Secretärs des Vereins (1852—1855), die Leitung des landwirthschaftlichen Instituts führte er bis 1868 fort, wo er wegen geschwächter Gesundheit in den Ruhestand trat. Die 19 Jahre, während deren er das Institut leitete, bezeichnen die Zeit der Blüthe desselben: Thomae's freudiges und reges Schaffen in und für dasselbe sowie die vortreffliche Besetzung der übrigen Lehrfächer führten eine steigende Anzahl von

Zuhörern aus der Nähe und Ferne herbei; welch' mächtige Förderung und Anregung die Landwirthschaft namentlich in Nassau durch eine solche Schule erhielt, ist leicht zu ermessen. Auch kleinere Aufsätze Thomae's in landwirthschaftlichen Zeitschriften blieben nicht aus, wie über die Cultur und Zubereitung des Flachses, 1855, Berichte über die nassauische Kunst- und Gewerbeausstellung, Abtheilung für landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen sowie für Rohproducte, abgedruckt in dem Berichte über diese Ausstellung von Medicus, 1865, u. a. Von äußeren Ehren, die ihm zu theil wurden, erwähnen wir, daß er von etwa 20 wissenschaftlichen Vereinen zum Ehren- oder correspondirenden Mitglied ernannt, daß eine neu entdeckte Pflanze und ein ebensolches Mineral nach ihm benannt und ihm ein russischer und preußischer Orden verliehen wurde.

Nachdem er in den Ruhestand getreten war, lebte er meist seiner Familie und seinem Garten. Schon vorher hatte er begonnen sich namentlich mit pomologischen Studien zu befassen; diese wurden seit 1871 das hauptsächlichste Feld seiner wissenschaftlichen Thätigkeit; hier reihte er sich würdig an die älteren nassauischen Pomologen Christ und Diel an, kam jedoch nicht dazu die Resultate seiner Forschungen in einem selbständigen Werke niederzulegen, da er sie nicht als abgeschlossen ansah, sondern begnügte sich einzelnes in Zeitschriften und namentlich in Vorträgen des Gartenbauvereins zu Wiesbaden mitzutheilen. „Niemand kannte so genau die Obstsorten Nassau's und ihren Standort, als er, sagt ein Nachruf des Garteninspectors Dr. Cavet, und bei allen Gelegenheiten wurden seine Kenntnisse in weitgehender Weise in Anspruch genommen, und stets hatte er für die Bitten seiner Freunde ein offenes Ohr". So war auch in der Zeit seiner Muße seine Wirksamkeit eine gesegnete, bis ihn der Tod von einer schmerzlichen Krankheit befreite.

Nekrolog des Directors Dr. Medicus in der Zeitschrift des Vereins nassauischer Land- und Forstwirthe, 1885, und im Rhein. Kurier vom 14. Juni 1885. — Dr. K. Thomae, eine biographische Skizze für seine Familie und Freunde. Als Manuscript gedruckt, 1873. — Persönliche Erinnerungen des Verfassers. F. Otto.

Thomä: Marcus Th., Schwärmer, c. 1521. Unter den sogenannten Zwickauer Propheten, welche Ende 1521 und Anfang 1522 in Wittenberg waren, um ihre communistisch-spiritualistischen Anschauungen vom Reiche Gottes auszubreiten, befand sich neben Nic. Storch (s. A. D. B. XXXVI, 442) und Stübner auch der Tuchmacher Marcus Thomä. Derselbe erscheint nach der Relation Spalatin's durchaus als Begleiter Storch's, hat also in jenem Kreise eine selbständige Stellung nicht gehabt; nur daß auch er von sich meinte, daß er „sonderliche und gewisse und offenbare Gespräche mit Gott habe". (Bei Schneider s. unten S. 118.) — Unklar bleibt, was bei dieser Gelegenheit Melanchthon über Th. berichtet: „Hab' auch vor einem halben Jahr mit diesem Marco disputirt; hat aber die Zeit von den göttlichen Gesprächen nicht gesagt." (Bei Schneider s. unten S. 118; vgl. dazu auch den Bericht Melanchthon's im Corp. Ref. I, 533.) Erbkam (s. u.) meint, diese Angabe scheine vorauszusetzen, daß dieser Marcus derselbe gewesen sei, der in Wittenberg studirt und später in Melanchthon's Hause gewohnt habe. (Vgl. Camerarius, de vita Melanchthonis § 14.) Näheres läßt sich z. Z. nicht feststellen.

Vgl. Georg Spalatin's Relation von den drei Schwärmern, welche 1522 von Zwickau nach Wittenberg gekommen sind, in Chr. Wilh. Schneider's Bibliothek der Kirchengeschichte II, 111 ff. Weimar 1781. — H. W. Erbkam, Geschichte der prot. Secten (1848) S. 503. P. Tschackert.

Thomä: Nikolaus Th., evangelischer Theologe der Reformationszeit, nach seinem Heimathsorte auch Siegelsbach genannt, geboren um 1492 zu Siegels-

bach bei Wimpfen, † in Bergzabern nicht lange nach dem 15. August 1546. Er studirte in Heidelberg, wo er am 14. April 1510 immatriculirt und am 14. Januar 1512 baccal. artium wurde, klagt jedoch später wiederholt über die Mängel des damaligen Unterrichts an der dortigen Hochschule. Am 16. Febr. 1520 erwarb Th., damals bereits Pfarrer (plebanus) in Flinsbach, einem Dorfe in nächster Nähe seiner Heimathgemeinde, zu Heidelberg den Magistergrad. Daß er auch eine Zeit lang in einem Kloster weilte, geht aus späteren Briefen von seiner Hand hervor. 1525 finden wir Th. als zweiten Geistlichen in Bergzabern, wo er wie der dortige Pfarrer Peter Hescher bereits in entschieden evangelischer Weise wirkte. Im Februar 1526 deshalb vor den bischöflichen Generalvicar zur Verantwortung nach Speier gefordert, erschien er und wurde bald darauf, wie vorher schon Peter Hescher, mit dem Banne belegt. Unter dem Schutze ihres Landesherrn, des Herzogs Ludwig von Zweibrücken, welcher dem auch später wiederholten Verlangen des Bischofs von Speier, die Prediger von Bergzabern zu entfernen, nicht nachkam, konnten jedoch Beide ihre Wirksamkeit fortsetzen und die Reformation in Bergzabern durchführen. Nachdem Th. inzwischen mehrere Jahre hauptsächlich an der Lateinschule thätig gewesen war, trat Th. auf Joh. Schwebel's Wunsch 1534 in das geistliche Amt zurück und wurde 1539 nach Hescher's Tode alleiniger Pfarrer von Bergzabern. Unter großer Arbeitslast führte er dieses Amt bis zu seinem Tode, seit Ende 1543 in demselben unterstützt durch den berühmten englischen Flüchtling Myles Coverdale, welcher dort wirkte, bis ihm die Thronbesteigung Eduard's VI. die Rückkehr nach England ermöglichte. Zahlreiche von Thomä's Hand aus den Jahren 1526 bis 1546 im Straßburger Thomasarchive noch vorhandene Briefe an seinen aus Bergzabern stammenden jüngeren Freund Konrad Hubert gehören zu den wichtigsten Quellen der pfälzischen Reformationsgeschichte und kennzeichnen Th. als einen Mann von seltenem Wissenstriebe, von glühendem Eifer für die Sache der Reformation, von lauterem, friedliebendem Sinne und untadelhaftem Wandel. Seine theologische Richtung war von seinem Landsmanne und Freunde Oekolampad beeinflußt. In der Abendmahlslehre neigte Th. zu den Anschauungen Zwingli's.

Vgl. besonders J. P. Gelbert, Mag. Joh. Bader's Leben u. Schriften, Nik. Thomä u. seine Briefe. Neustadt a. H. 1868. — Töpke, Matrikel der Universität Heidelberg. Ney.

Thomann von Hagelstein, Künstlerfamilie, aus einem patricischen Lindauer Geschlecht stammend.

Jakob Ernst Th. v. H., Maler, war geboren zu Lindau 1588, lernte die Anfangsgründe der Malerei zu Konstanz und Kempten, begab sich aber 1605 nach Italien. Er hielt sich eine Zeit lang zu Mailand auf, sodann aber ca. 15 Jahre zu Neapel, Rom und Genua. Hauptsächlich vervollkommnete er sich zu Rom, wo er mit Adam Elsheimer, P. Lastman und J. Pinas verkehrte und studirte. Nach dem Tode Elsheimer's begab sich Th. nach Lindau zurück, wo er große Historien, aber hauptsächlich Landschaften malte, die an Elsheimer anklingend schon frühzeitig, wie Sandrart berichtet, und noch heutzutage dem Elsheimer untergeschoben wurden. Jedoch sind sie kälter und conventioneller. In der St. Ulrichskirche zu Augsburg befindet sich von ihm eine „Auferstehung Christi“. Während des dreißigjährigen Krieges begab er sich in kaiserliche Dienste und war viele Jahre lang kaiserlicher Commissarius und Proviantmeister, infolge dessen er der Malerei entsagen mußte. Er starb zu Lindau am 2. Oct. 1653. Verschiedene seiner Werke waren in der Kunstsammlung seines Sohnes David, Rathsconsulenten in Augsburg, zu sehen.

Hieronymus Th. v. H., Architekt, war anfangs Maurergeselle, bildete sich unter dem berühmten Elias Holl und war an dessen Rathhausbau zu Augsburg thätig.

Ernst Philipp Th. v. H., Sohn David's, Maler und Kupferstecher, geboren zu Augsburg 1657, hielt sich lange in Italien auf. Er gewann einen guten Ruf als Historienmaler, gerühmt wird von ihm ein Bild, „Christus und die Kindlein", in der Kreuzkirche zu Augsburg. Im Alter legte er sich nach Stetten auf die Schwarzkunst und soll Thierstücke darin verfertigt haben. Er starb 1726 zu Augsburg. Sein von ihm selbst gezeichnetes Bildniß wurde 1773 von G. C. Kilian gestochen. Bernhard Vogel stach nach ihm das Bildniß des Senators Narcissus Rauner, E. Ch. Heiß (1691) das des schwedischen Gesandten Georg v. Schnolsky.

David Ernst Th. v. H., Sohn des Ernst Philipp, geboren am 16. Febr. 1698, † am 28. Mai 1768, Senator zu Augsburg, hinterließ viele „schöne" Federzeichnungen. Er ist nur als Dilettant zu betrachten. Sein von A. Graff 1766 gemaltes Porträt ist von J. J. Heiß gestochen.

Georg Gottlieb Th. v. H., Maler, Sohn von Ernst Philipp, ließ sich in Stockholm nieder. Näheres unbekannt.

Tobias Heinrich Th. v. H., Maler und Zeichner zu Augsburg, geboren 1700, † 1765, war der jüngste Sohn des Ernst Philipp, zeichnete zumeist Thierstücke, in schwarzer Manier ausgeführt. Füßli gibt an, daß B. S. Sedletzky eine Folge von 20 Blättern mit Thieren nach ihm gestochen habe. Sein von J. G. Saiter gemaltes Bildniß ist von G. C. Kilian gestochen.

Christoph Raimund Th. v. H., ältester (?) Sohn des Ernst Philipp, arbeitete zuerst als Kupferstecher und zwar zu Dresden um 1733. Er stach hier für das Werk des Freiherrn Le Plat über Dresdener Antiken, zu Schramm's Brückenwerk, ein paar Gruppen im Großen Garten nach A. Corradini. Dann gab er dies auf, legte sich auf die Malerei und malte Blumen und historische Stücke. 1766 sah man auf der Dresdener Ausstellung Loth mit seinen Töchtern. Er war als Blumenmaler bei der Meißener Porzellanfabrik angestellt. Er starb 1778 zu Meißen, „mehr durch Völlerei und Schmutz als durch seine Kunst ausgezeichnet".

Mit dem Namen E. J. Thoman inv. et del. bezeichnet bewahrt das Münchener Kupferstichcabinet eine bei J. G. Hertel zu Augsburg erschienene Folge von 4 Blättern mit Thierkämpfen im Ridinger'schen Geschmack. Ob dies ein anderer Künstler des Namens ist oder ob ein Irrthum des Stechers zu Grunde liegt und die Blätter etwa nach Tobias Heinrich sind, kann man nicht sagen. W. Schmidt.

Thoman: Moriz Th., katholischer Missionar, geboren am 19. April 1722 zu Langenargen am Bodensee, einer damaligen gräflich Montfort'schen Nebenresidenz, † am 19. December 1805 in Bozen, studirte zu Bozen und Innsbruck die Arzneiwissenschaft, konnte aber seine Studien armuthshalber nicht ganz vollenden und wanderte in solcher Noth im Winter 1747 als Pilger verkleidet nach Rom, woselbst er das hl. Geistspital unter dem berühmten Dr. Camillo de Camillis besuchte. Hier erwachte in dem begabten und strebsamen, aber mittellosen Candidaten der Heilkunde die Idee, dem Seelenheile der Heiden und Wilden seine Kräfte zu widmen. In Ausführung dieses Entschlusses trat er zu Rom Ende des Jahres 1750 in die Gesellschaft Jesu ein, promovirte im Auftrage und auf Kosten des Ordens auf der Hochschule von Macerata zum Doctor der Medicin und Philosophie, legte zwei Jahre darauf in Lissabon die feierlichen Ordensgelübde ab und erhielt im Herbst 1755 im Collegium von Goa in Ostindien die Priesterweihe. Hier widmete er sich mit größtem Eifer der Seelsorge,

wurde indeß schon bald zu Anfang des Jahres 1757 nach dem portugiesischen Afrika als Missionär zu den noch in die tiefste Wildheit versunkenen Völkern an der Ostküste von Südafrika, der Insel Madagaskar gegenüber, abberufen. Auf äußerst schwierigem Posten wirkte er hier mit größter Aufopferung und machte auch seine ärztlichen Kenntnisse sehr nutzbar, bis er mit andern Ordensgenossen im Herbst 1759 plötzlich und ganz unerwartet von den Portugiesen ins Gefängniß und im Sommer 1761 nach Portugal abgeführt wurde. Alle Jesuiten wurden nämlich damals in diesem Lande sowie in dessen Colonieen infolge der bekannten Ereignisse daselbst und der durch den Minister Pombal über den Orden verhängten Proscription als Staatsgefangene eingezogen. Nach einer schrecklichen Seereise wurde Th. nebst einem Theile seiner Leidensgefährten, darunter 12 deutschen Jesuiten, in der auf dem rechten Ufer des Tajoflusses gelegenen bekannten Festung S. Juliao, da wo derselbe sich in das atlantische Meer ergießt, drei Stunden westlich von Lissabon, in einem unterirdischen dunkeln Gelasse 16 Jahre ohne Verhör, Untersuchung und Urtheil und ohne allen Verkehr mit der Welt unschuldig eingekerkert. Im feuchten und brüchigen Gemäuer blieb jeder Fingerdruck sichtbar; das modernde Holzwerk hielt kaum mehr zusammen und die dumpfe mephitische Luft erschwerte das Athemholen. Sein starker Geist, sein gutes Gewissen und Gottvertrauen sowie seine feste Gesundheit überwanden jedoch alle diese unsäglichen körperlichen und seelischen Qualen. Endlich i. J. 1777 nach dem Ableben des Königs Jos. Emanuel von Portugal schlug ihm die Befreiungsstunde und am 18. Juli des genannten Jahres verließ er dieses Land. Seine Landesherrin, die Kaiserin Maria Theresia von Oesterreich, warf ihm einen anständigen Ruhegehalt aus, den er in der Stadt Bozen, welcher er von seiner Studienzeit her immer eine große Anhänglichkeit bewahrte, in stiller Zufriedenheit und wegen seiner hohen Tugenden allgemein verehrt, mit einem hohen Alter begnadet, genoß. Seine merkwürdigen Lebensschicksale hat er in einer ethnographisch interessanten Autobiographie: „Mauriz Thomans, ehemal. Jesuiten und Missionars in Asien und Afrika Reise- und Lebensbeschreibung. Von ihm selbst verfaßet. Augsburg bei Matthäus Riegers sel. Söhnen. 1788" aufgezeichnet, welche in der Folge in zwei Ausgaben (nur mit modernisirter Sprache) neu aufgelegt wurde: 1) Ein Exjesuit. Selbstbiographie des &c. Neu herausgegeben von J. B. Kempf. Regensburg 1867; 2) M. Thoman's Reise u. s. w. Neu herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen von einem Priester der Diöcese Rottenburg. Lindau 1869.

Vgl. die biogr. Skizze in Staffler's „Tirol u. Vorarlberg" II, 881—883 und des Jesuitenlaienbruders u. Apothekers Jak. Müller Erlebnisse u. Leiden in der Mission Goa in der Monatsschrift „Die Missionen", Jahrg. 1891, Nr. 7—12. Freiburg. P. Beck.

Thomas I., Bischof von Breslau 1232—1268, ein Kirchenfürst, der an zahlreichen Kirchen- und Klöstergründungen in Schlesien einen bedeutungsvollen Antheil hat, vor allem aber auch an der Besiedlung des Landes durch Deutsche, und allerdings auch an den damit im Zusammenhange stehenden langwierigen und schweren Zehntstreitigkeiten. Wir dürfen annehmen, daß er in Schlesien geboren ist, wenn er gleich aus einem alten polnischen Adelsgeschlechte stammte. Seine Wahl zum Bischofe muß vor dem 31. October 1232, wo er uns urkundlich als electus begegnet, erfolgt sein. (Den traditionellen Wahltag, 15. August, auf die Autorität des polnischen Chronisten Dlugosch hin anzunehmen, scheint nach sonstigen Erfahrungen bedenklich.) Unter seiner Regierung und unter seiner Mitwirkung erhielt Oberschlesien die ansehnlichen Collegiatstifter Oppeln und Rauden, im Stifte Camenz ersetzte er die Augustiner durch Cistercienser. Zahlreiche Ueberweisungen von Zehnten an Klöster und Kirchen sind von ihm urkundlich beglaubigt. Den Chor der Breslauer Domkirche hat er bauen lassen.

Die Ansiedlung der Deutschen in Schlesien wurde durch ihn eifrig gefördert, wie zahlreiche Urkunden über Aussetzungen von Städten und Dörfern zu deutschem Rechte bezeugen, und solche Urkunden sind auch aus seiner späteren Regierungszeit erhalten, wo er bereits inbetreff der Zehntforderungen in Conflicte mit den deutschen Ansiedlern gekommen war. Diese Streitigkeiten hatten eigentlich bereits unter Thomas' Vorgänger begonnen, insofern die deutschen Colonisten von Neubruchländereien, der Sitte ihrer Heimath entsprechend, den Zehnten weigerten und sich auch sonst die in Polen übliche Form der Zehnterhebung, bei der die Kirche gleich bei der Ernte die zehnte Garbe für sich in Anspruch nahm, nicht gefallen lassen wollten. Auch die Frage, in wie weit die dem Bischofe als Grundherrn zustehenden Lande von der Gewalt der Landesherren eximirt seien, ward in hohem Maaße strittig. Bischof Th. trat in diesen Streitigkeiten entschieden für die Rechte der Kirche ein, und Herzog Heinrich der Bärtige starb 1238 seiner zahlreichen frommen Stiftungen ohnerachtet im Banne. Aber auch sein Sohn Heinrich II. hielt unbeschadet seiner sonstigen Frömmigkeit die Politik seines Vaters den kirchlichen Gewalten gegenüber aufrecht, und Bischof Th. durfte in den Jahren 1238/39 gar nicht mehr wagen, das eigentliche Neiße-Ottmachauer Kirchenland zu betreten und mußte zufrieden sein, in dem nördlichen Winkel Schlesiens eine sichere Zuflucht zu finden. Die Bemühungen der päpstlichen Legaten änderten an der Lage der Dinge so wenig etwas wie die Ermahnungen, welche Papst Gregor IX. 1238 an den jungen Herzog richtete. Da kam der Mongoleneinfall von 1241 dazwischen, der einen großen Theil von Schlesien mit allen Greueln der Verwüstung füllte. Herzog Heinrich II. fand im Kampfe gegen die Mongolen am 9. April 1241 den Tod. Als seine Söhne, die sich in das ansehnliche Land theilten, mündig geworden, begannen die Streitigkeiten von neuem, und wenn der zweite der Söhne, Heinrich (III.), sich in hohem Grade mild und nachgiebig zeigte, so war dagegen der älteste, Herzog Boleslaw von Liegnitz, von rücksichtslosen Maßregeln gegen die Kirche und ihre Diener weder durch Ermahnungen noch durch geistliche Strafen zurückzuhalten. Die Gegensätze verschärften sich noch, als in einer 1248 zu Breslau durch den päpstlichen Legaten Jakob, Archidiakon von Lüttich, abgehaltenen Synode die Erhebung des vollen Garbenzehntens als Sitte des Landes für das ganze Gebiet des Gnesener Erzbisthums, unter das ja auch Breslau gehörte, festgesetzt und jede Ablösung des Zehntens als unzulässig bezeichnet, auch ebenda die Forderung des Peterspfennigs, der im deutschen Reiche unbekannt, in Polen aber üblich war, aufs neue erhoben ward, während die deutschen Einwanderer auf Grund ihrer Privilegien, welche sie von allen Lasten des polnischen Rechtes befreiten, diese Zahlung weigerten. Der hartnäckige Widerstand des Bischofs reizte endlich Herzog Boleslaw so, daß er am 2. October 1256 Th. in Gorkau am Zobten, wo derselbe zum Zwecke einer Kirchenweihe sich aufhielt, des Nachts überfallen ließ. Die rohen Kriegsknechte rissen den greisen Kirchenfürsten aus seinem Bette, hoben den unzulänglich bekleideten auf ein Roß und führten ihn, dem die Gebrechen des Alters das Reiten zur Qual machten, nebst zwei Begleitern, Breslauer Domherrn, zunächst nach der Burg Lähnhaus am Bober, dann von einer Burg zur andern und endlich nach Liegnitz, wo alle drei in einem Thurme des Schlosses in Haft gehalten wurden, deren Härte sich nur noch steigerte, als über Boleslaw und seine Lande Bann und Interdict verhängt wurden. Um den Peinigungen zu entgehen, verstand sich nach sechsmonatlicher Haft der Bischof dazu Lösegeld zu zahlen und für seine ganze Diöcese die Ablösbarkeit des Zehntens, je einen Vierdung (1/4 Mark) für die Hufe, zuzugestehen, ohne erst den Erfolg der vom Papst beschlossenen Kreuzpredigt gegen Boleslaw abzuwarten. Um es nicht zu einem landverwüstenden Kriege, den die

Erbitterung der übrigen polnischen Bischöfe zu entzünden beflissen war, kommen zu lassen, vermittelten die beiden Brüder Boleslaw's, die Herzöge von Breslau und Glogau, Heinrich III. und Konrad, einen Vergleich, der für Bischof Th. eine Summe Geldes und gewisse Exemtionen für die bischöflichen Unterthanen festsetzte, und auch Boleslaw mußte sich schließlich zu dessen Anerkennung und der Bitte um Lösung vom Banne bequemen (1262), wenn er gleich die Zahlung der dem Bischofe versprochenen Geldsumme thatsächlich seinem gutmüthigen Bruder Heinrich überlassen hat. Die Hauptsache war, daß die Ablösbarkeit des Zehntens, wenngleich an vielen Orten statt des Vierdungs ein Malter Getreide von der Hufe verlangt ward, für die Breslauer Diöcese festgehalten wurde, und dies Resultat hat eine gewisse nationale Bedeutung.

Bischof Th. hat seine Eigenschaft als Suffragan des polnischen Erzbisthums bei vielen Gelegenheiten bethätigt. Er hat unter diesen den ersten Rang gegenüber dem Bischofe von Krakau beansprucht, hat an allen Synoden des Gnesener Erzsprengels theilgenommen sowie an der Kanonisation des polnischen Nationalheiligen Bischof Stanislaw (1254), hat wiederholt bei Streitigkeiten polnischer Fürsten die Rolle eines Vermittlers gespielt, aber dann doch schließlich sich dazu verstanden, im Gegensatz zu allen andern Suffraganen des Gnesener Erzbisthums, eine Ablösbarkeit des Zehntens für den ganzen Breslauer Sprengel zuzugestehen und dadurch die hier durch die Germanisation des Landes geschaffenen besonderen Verhältnisse gleichsam anzuerkennen. Da damals die oberschlesischen Herzöge sich noch gar nicht als schlesische Herzöge ansahen und bezeichneten, hatte diese Zusammenfassung der zum Breslauer Bisthum gehörenden Landestheile eine erhöhte Bedeutung, und daß man das auf polnischer Seite wohl empfunden hat, zeigt der Ausspruch des polnischen Chronisten Dlugosch, welcher von jener Begebenheit schreibt: „Es war dies das erstmalige Schisma, durch welches sich die Herzöge und Barone Schlesiens von dem Körper des polnischen Reiches zu scheiden und unter gewaltthätiger Abstellung der alten Satzungen ihre Absichten ins Werk zu setzen begannen."

Nachdem Bischof Thomas I. noch 1267 die Kanonisation der schlesischen Herzogin Hedwig durch Papst Clemens IV. erlebt hatte, starb er hochbejahrt 1268 in der Nacht zum 31. Mai.

Das chronikalische wie urkundliche Material zusammengestellt in Grünhagen's Regesten zur schles. Geschichte. Cod. dipl. Siles. VII, 1 u. 2.

Grünhagen.

Thomas II., Bischof von Breslau 1270–1292. Nach dem Tode Thomas' I. 1268 erlangte der jüngste der herzoglichen Gebrüder in Schlesien, Wladislaw, Erzbischof von Salzburg, zwar nicht die bischöfliche Würde in Breslau, wol aber den Genuß der Einkünfte des dortigen Bisthums durch den Papst und erst nach Wladislaw's Tode (24. April 1270) konnte das Breslauer Capitel wieder zur Wahl eines Bischofs schreiten, die dann auf den Schwestersohn Thomas' I., den damaligen Domcustos Thomas fiel, der uns bereits im September dieses Jahres als Bischof urkundlich begegnet. Mit großer Heftigkeit erneuern sich nun die Streitigkeiten zwischen geistlicher und weltlicher Macht; dem klugen und energischen Herzoge Heinrich IV. (1266—1290) stellt sich in der Person Thomas' II. ein nicht minder energischer Charakter gegenüber, dessen leidenschaftliche Gemüthsart schon daraus zu erkennen ist, daß die Bürger von Neiße, der Hauptstadt des Kirchenlandes, eine hohe Geldbuße zahlen mußten, weil sie ihren geistlichen Landesherrn einen Wüthenden (furiosum) gescholten hatten. Als 1274 der Papst die Kirchenfürsten zu einem Concil nach Lyon berief und Bischof Th. für den Zweck dieser Reise seine Geistlichkeit besteuerte, verbot Herzog Heinrich diese Belastung. Wohl ward 1276 wiederum ein Vergleich geschlossen,

aber bald brach der Streit von neuem los, und zu den alten Gegensätzen der Zehnterhebung (vgl. die Biographie Thomas' I.) trat ein neuer Differenzpunkt, insofern der Herzog Anspruch erhob auf 65 neuangelegte Dörfer, die der Bischof dem Neiße'schen Kirchenlande zurechnete, während der Herzog sie für sich reclamirte als angelegt auf dem früher der Bebauung entzogenen, zur Fortification bestimmten Gebiete des Grenzhags, der preseca. Der Schiedsspruch, den 1282 der päpstliche Legat Philipp, Bischof von Fermo, zwischen den Streitenden fällte, erschien dem Herzoge parteilich und unannehmbar, und heftiger als je entbrannte der Kampf. Der Herzog appellirte an den Erzbischof von Gnesen und den Papst, während der Bischof mit Bann und Interdict vorging. Aber der Letztere fand nicht einmal bei seiner Geistlichkeit bereitwillige Unterstützung; selbst verschiedene Mitglieder des Breslauer Domcapitels weigerten sich den Herzog als gebannt anzusehen, so lange über dessen Appellationen nicht entschieden sei, und sowol in Gnesen wie in Rom, wo beide Parteien durch Geldgeschenke fleißig nachhalfen, ging es mit den entscheidenden Sprüchen langsam vorwärts. Inzwischen blieben in Breslau und auch anderwärts die Bannstrahlen wirkungslos, und es fehlte nicht an Priestern, die dem Interdict zum Trotze den Gottesdienst abhielten; der Bischof sah sich bald genöthigt, das Kirchenland zu meiden und bei dem Herzoge Premyslaw in Ratibor eine Zuflucht zu suchen. Der Stand seiner Angelegenheiten verbesserte sich nur dadurch in etwas, daß der Streit sich in gewisser Weise auf nationales Gebiet hinüberspielte. Unter den im XIII. Jahrhundert auch in Schlesien vielfach verbreiteten Minoriten, welche im Gegensatze zu den Dominicanern auf des Herzogs Seite getreten waren, machte sich das Deutschthum so geltend, daß von den zwölf schlesischen Minoritenconventen zwei Drittel, acht, von der polnischen zur sächsischen Ordensprovinz übertraten. Diese antislavische Demonstration brachte es dann im Verein mit den alten Beschwerden der Geistlichkeit über die Deutschen wegen der Zehntzahlungen und des Peterspfennigs dahin, daß auf einer Synode zu Lenczyc 1285 die Bischöfe des Gnesener Erzbisthums zugleich gegen den Herzog und gegen das Deutschthum heftige Beschlüsse faßten und 1286 auch Papst Honorius IV. die Bannsentenzen gegen Heinrich IV. bestätigte. Freilich fehlte zu einer Execution gegen den mächtigen Fürsten der weltliche Arm, und der Erzbischof von Gnesen begünstigte selbst Vermittlungsversuche, um die sich die schlesischen Vettern Heinrich's IV. eifrig bemühten, und denen auch dieser Letztere sich geneigt zeigte, die aber an der unbeugsamen Hartnäckigkeit des Bischofs immer aufs neue scheiterten. Hierauf beschloß Heinrich IV., seinen Gegner ganz aus Schlesien zu vertreiben und belagerte im Anfange des Jahres 1288 Ratibor, die letzte Zufluchtsstätte des Bischofs. Dieser sah bald keinen andern Ausweg als in feierlichem Zuge zu dem siegreichen Gegner zu pilgern und in dessen Lager den Frieden zu suchen. Ehrfurchtsvoller Begrüßung durch den Herzog folgte eine Aussöhnung, für welche Bedingungen zu stellen der Bischof allerdings nicht mehr in der Lage war. Während aus Anlaß dieser Versöhnung Herzog Heinrich 1289 auf der Breslauer Dominsel das stattliche Collegiatstift zum h. Kreuze gründete, legte Bischof Th. in Ratibor den Grundstein zu einem bescheidener fundirten Collegiatstifte, das er bezeichnend genug dem tapferen Kirchenstreiter, dem h. Thomas, Erzbischof von Canterbury, weihte. Den Bischof konnten alle ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen nicht darüber täuschen, daß er in dem Kampfe unterlegen war, doch die Niederlage sollte bald wettgemacht werden.

Wol war dem siegreichen Herzog noch der Triumph vergönnt, auf den Ruf der mächtigen deutschen Partei in Krakau diese alte Hauptstadt des polnischen Reichs sich zu unterwerfen, aber während sein Kriegsheer den letzten entscheidenden Feldzug durchführte, hatte ihn selbst eine tückische Krankheit niedergeworfen,

der er noch im kräftigsten Mannesalter am 23. Juni 1290 unterlag, ohne einen Leibeserben zu hinterlassen. Von seinem Todestage datiren zwei wichtige Urkunden, nämlich ein großer Freiheitsbrief für das Breslauer Bisthum, der die vollständige Exemtion des Kirchenlandes besiegelte, und eine Verfügung über seine Lande, welche die Zerstückelung seines großen Reiches, die Ueberlassung des so schwer erkämpften Krakauer Herzogthums an die Polen und die Enterbung des ihm am nächsten stehenden schlesischen Herzogs Heinrich von Liegnitz, des siegreichen Führers seiner Heere, anordnete. Es liegt nun kein hinreichender Grund vor, um das früh aufgetauchte Gerücht, daß der Herzog Gift erhalten habe, für wahrscheinlich zu halten und der Schleier, der über den Vorgängen liegt, welche sich an diesem Sterbebette abgespielt haben, wird schwerlich jemals gelüftet werden können; auch erregt der uns noch im Original vorliegende Freiheitsbrief für das Bisthum nicht den Verdacht einer Fälschung, und wie nahe auch der Gedanke liegen kann, die Urkunde als erschlichen anzusehn, so würde derselbe doch historischer Begründung entbehren. Es kann eben nur festgestellt werden, daß der in den beiden Urkunden enthaltene Widerruf alles dessen, was der Herzog in seinem Leben erstrebt hatte, den Triumph der kirchlichen Gewalten bedeutete. Daß deren Interesse eine Eindämmung der bis dahin siegreich ostwärts fortschreitenden Germanisation, eine Begünstigung des slavischen Elements erheischte, dies hatte der große Kirchenstreit zwischen Heinrich IV. und Bischof Th. herausgestellt, und darin liegt seine weltgeschichtliche Bedeutung.

So erlebte Th. II., der sich natürlich beeilte die Anerkennung des neuen großen Freiheitsbriefes seiner Kirche herbeizuführen, noch die vollständige Exemtion des kirchlichen Landgebietes, auf welcher dann nachmals eine landesfürstliche Würde für den Bischof begründet werden konnte. Am 15. März 1292 starb der Bischof.

Das chronikalische und urkundliche Material kritisch zusammengestellt in Grünhagen's Regesten zur schles. Geschichte. Cod. dipl. Siles. VII, 2 u. 3. Die Urkunden des Kirchenstreits in Stenzel's Urkunden z. Gesch. d. Bisthums Breslau im M. A. Breslau 1848. Grünhagen.

Thomas (Chrön), Fürstbischof von Laibach, Bekämpfer des Protestantismus in Krain, Zerstörer der dortigen evangelischen Kirche und Vernichter der slovenischen Litteratur des 16. Jahrhunderts. Thomas Chrön (wie er im Unterschiede von seinem Vater den Familiennamen 'Kren' schrieb) ward am 13. November 1560 als ein Sohn des protestantischen Rathsherrn, Stadtrichters und Bürgermeisters von Laibach und Hammergewerken zu Sava bei Aßling in Oberkrain, Lienhard Kren, zu Laibach in Krain geboren. Seiner Mutter Bruder, Dr. u. j. Kaspar Sitnik, Professor der Ethik an der Universität in Wien, 1572 Regierungsrath in Graz, später auch Pfalzgraf und apostolischer Protonotar, ein humanistisch gebildeter Freund der Jesuiten, brachte den Knaben nach Wien, wo er ein Zögling der Jesuiten wurde, und die besondere Gunst des Abtes Laurentius von Sittich (in Krain) erlangte. Dann studirte Th. an der Universität die Rechte, der Bursa Agni 1582—83 angehörend, und schrieb, wie sein Onkel, fleißig lateinische Gelegenheitsgedichte, von denen 1582—86 mehrere im Druck erschienen. Im J. 1586 verließ er Wien, um auf einer italienischen Universität seine Rechtsstudien zu beenden, verfiel aber unterwegs in Laibach bei den Seinigen in eine schwere Krankheit, in welcher er bei sich ein Gelübde that, falls er genese, katholisch und Priester zu werden. Er genas, ging nach Graz, ward katholisch und nach einigen theologischen Studien 1588 in Seckau (Steiermark) zum Priester geweiht und zum Pfarrer daselbst ernannt. Bald darauf erhielt er das früher von Prim. Truber († 1586) innegehabte Kanonikat am Dom in Laibach, wo er 1596 Domdechant wurde. Erzherzog Ferdinand (II.),

welchem Th. Chrön als ein besonders taugliches Instrument zur Ausführung seiner Absicht, der Ausrottung des Protestantismus in Oesterreich, für Krain bestens empfohlen war, ernannte ihn am 18. October 1597 zum Bischof von Laibach (bestätigt 1598, consecrirt in Graz am 12. September 1599). Als er dies Amt antrat, war (nach seiner eigenen Angabe) nur noch der zwanzigste Theil der Laibacher Einwohnerschaft katholisch, und dieser nur aus der niedersten Classe (also etwa 300 Personen, darunter 6 Bürger). Er begann alsbald selbst im Dom deutsch und windisch zu predigen, als aber Erzherzog Ferdinand am 30. October 1598 alle evangelischen Prediger und Lehrer aus Laibach vertrieb (was Chrön selbst betrieben hatte), zog er Sonntags, am 1. November 1598 (Allerheiligen), voll Eifer eines Renegaten in feierlicher Procession in die protestantische Spitalskirche der h. Elisabeth, zerschlug daselbst den Taufstein, zerriß die Altardecke, besprengte die Stätte mit Weihwasser, und hielt eine Messe mit Predigt und Te deum laudamus. Dies Ereigniß wurde dann, da seit 25. Juli 1598 der gesammte Laibacher Stadtrath auf höheren Befehl mit Katholiken besetzt worden war, mit einem solennen Bankett auf dem Rathhause gefeiert, zu welchem auch der Bischof geladen war. Von da ab ging durch Krain die katholische Gegenreformation, zu deren Durchführung Erzherzog Ferdinand eine 'Religions-Reformations-Commission' ernannte, die am 22. December 1600 ihre Arbeit begann; an ihrer Spitze stand Bischof Th. Chrön. Den Beginn machte ein großes Freudenfeuer auf dem Marktplatze in Laibach, in dem man acht Wagen voll evangelischer Bücher (wol größtentheils slovenischer Druckwerke) verbrannte, ein Vorgang, der dann im folgenden Jahre, 1601, hier und in anderen Städten des Landes wiederholt wurde. Dann zog Chrön mit den andern Commissären im Lande umher, predigend, zum Eintritt in die katholische Kirche auffordernd, die Widerstrebenden strafend. Die evangelischen Kirchen und Friedhöfe wurden zerstört oder dem katholischen Cultus zugeeignet, die protestantischen Bücher verbrannt, Leichen von Protestanten ausgegraben und ins Wasser geworfen. Die evangelischen Bürger und Bauern, Männer und Frauen wurden vorgeladen und verhört; die nicht folgen wollten, wurden mit Geldbußen oder Gefängniß bestraft; ungeheure Geldsummen wurden (zu Gunsten der Jesuiten) eingezogen, manches Eigenthum ward confiscirt; wer nicht katholisch werden wollte, mußte unter Erlegung des 10. Pfennigs vom Vermögen, Erwerbe und Erbe das Land verlassen. Mit diesem Verfahren schwerer Verfolgung waren mitunter auch Grausamkeiten (durch Untercommissäre) verbunden, denen Menschenleben zum Opfer fielen. Trotz aller dieser gewaltsamen Mittel ging die Sache nicht so schnell vorwärts, zumal nicht, als das Vorgehen auf die Beamten der Landschaft und die nobilitirten Personen ausgedehnt wurde, daher wurde die Verfolgung etwas lauer. Erst 1614, als Bischof Th. Statthalter des Landesfürsten in Inner-Oesterreich geworden war (1614—20), kam wieder größerer Eifer in die Religions-Reformations-Commission, doch gab es in Laibach selbst noch im J. 1616 Bekenner des Evangeliums und namentlich zeichneten die Frauen sich durch Festigkeit und Glaubenstreue aus. Endlich gebot Ferdinand am 31. August 1628 auch dem Adel binnen Jahresfrist katholisch zu werden oder seine Güter zu verkaufen und auszuwandern, aber weder er, noch sein treuer Helfershelfer in Krain, Bischof Th. Chrön, erlebten das volle Ziel ihres Strebens. Chrön starb am 10. Februar 1630 zu Oberburg, einem dem Bisthum Laibach zugehörigen Schlosse in Untersteier, aber noch 1642 war die Religions-Reformations-Commission in Krain bemüht, evangelische Edelfrauen zu bekehren oder zu verbannen. Mit gleichem Eifer wie Mart. Prenner, Fürstbischof von Seckau in Steiermark († 1616) und Georg (III.) Stobäus, Fürstbischof von Lavant in Kärnten († 1618) hat Th. Chrön in Krain die Protestanten verfolgt und

zu vertilgen gesucht, mit nicht weniger Eifer hat er auch seine eigentlichen bischöflichen Amtspflichten mit Predigen, Firmen, Ordiniren, Consecriren u. s. w. erfüllt, besonders auch bemüht, die äußere Erscheinung des katholischen Cultus wieder emporzubringen, aber das schließliche Resultat seines Wirkens war die Vernichtung der Freiheiten und der Verfassung seines Vaterlandes, die absolute Macht des Landesfürsten, die Herrschaft der Jesuiten und eine hundertjährige geistige Nacht seines Volkes.

Valvasor, Die Ehre Krains, 4 Bde. fol., 1689. — Hurter, Geschichte Ferdinand's II., 11 Bde., Schaffhausen 1850—64 (mit großer Vorsicht zu benützen). — Jak. Stepischnegg, Thom. Chrön, Fürstbischof von Laibach, Salzburg 1856 (enthält — abgesehen vom Parteistandpunkt — sehr viel Irriges und Falsches, wol meist aus Hurter's Ferdinand II.) — Th. Elze, Die Superintendenten der evang. Kirche in Krain während des 16. Jahrh., Wien 1863. — Derselbe, Truber und die Reformation in Krain, 1866 (in Herzog's Realencyklopädie f. Theol. und Kirche, Supplement III). — Aug. Dimitz, Geschichte Krains, 4 Bde., Laibach 1874—76. Th. Elze.

Thomas von Imbroich, genannt Thomas Drucker oder Thomas von Truden war im J. 1533 wie es scheint zu Ingenbroich im Kreise Montjoie (im jetzigen Reg.-Bez. Aachen) geboren. Er war Buchdrucker und da er in den Kölner Acten als Thomas von Truden erscheint, so ist es möglich, daß er von St. Troyden im Lüttichschen nach Köln gekommen ist. Er muß bereits 1554 in Köln gewesen sein, in welchem Jahr er nach eigener Aussage die Spättaufe empfangen hat; er war durch Joh. Schuhmacher, einen Bürger zu Köln, mit dem damaligen Prediger der kölnischen Gemeinde, die man Täufer nannte, bekannt geworden. Die „christliche Gemeinde“ — so nannte sie sich selbst — war damals zahlreich und angesehene und gelehrte Männer besuchten ihre Versammlungen, „bei deren einer Th. auch den Justus Velsius in des Buchbinders Hause unter der Pfaffengasse“ persönlich kennen lernte. Auch die Gebrüder Lorenz und Matthias Vorstbach verkehrten damals mit den „Wiedertäufern“. Die Anzahl derer, die, ohne die Spättaufe empfangen zu haben, an den Versammlungen der Gemeinde theilnahmen, war viel größer wie die der Getauften; der Rath, der die ersteren nicht wol fassen konnte oder wollte — die Gemeinde versammelte sich im Stillen — erließ in der Morgensprache des Jahres 1554 angesichts der starken Zunahme der Bewegung eine Warnung, indem er erklärte, daß er gegen alle diejenigen, die sich hätten taufen lassen, die Reichsgesetze werde in Anwendung bringen und am 10. Juli 1555 wurde diese Bekanntmachung wiederholt. Th. von Imbroich scheint das Einschreiten gegen sich mittelbar oder unmittelbar selbst herbeigeführt zu haben; er war, wie seine Schriften und Briefe beweisen, von dem brennenden Wunsch beseelt, für seinen Glauben Zeugniß abzulegen, wenn es sein müsse mit seinem Blute. Am 23. December 1557 wurde er verhaftet und am 29. in Gegenwart eines Bürgermeisters peinlich verhört; am 31. December erfolgte ein weiteres Verhör vor zwei Geistlichen und bald darauf abermalige Folterung. Die Hoffnung, daß er sich bekehren lassen werde, scheiterte, und so sah sich der Rath genöthigt, gegen den offenkundigen „Ketzer“ die Reichsgesetze zur Anwendung zu bringen; er wurde am 5. März 1558 mit dem Schwert gerichtet. Die Bedeutung des Mannes liegt in den hinterlassenen Schriften und Briefen. Sein „Bekenntniß von der Taufe“, das er den Inquisitoren zu Köln übergeben hatte, ward handschriftlich und gedruckt, innerhalb wie außerhalb der Täufergemeinden vielfach gelesen und verbreitet und der ref. Prediger Engelbert Fabricius klagte in einem an Bullinger gerichteten Brief vom 23. April 1562, wie viele durch das Buch verführt würden und wie sehr überhaupt am Niederrhein die Lehre der Täufer um sich greife.

Das Buch umfaßt in der gedruckten Ausgabe nebst sieben Sendbriefen des Th. 11 Bogen 8°. In den Liedern und Märtyrerbüchern der Taufgesinnten wurde Thomas' Andenken gefeiert.

Ottius, Annales Anabaptistici. Basel 1672, S. 128. — Beck, Geschichtsbücher der Wiedertäufer in Oesterreich-Ungarn, S. 234. — Til. v. Braght, Martelarspiegel etc., 1686, S. 196 ff. — Acten und Protokolle (Thurmbücher) im Stadtarchiv zu Köln. — Eine Abschrift seines Bekenntnisses im Archiv der Taufgesinnten Gemeinde zu Amsterdam; eine gedruckte Ausgabe (von ca. 1560) war 1880 im Besitz des Hrn. Pastor Krafft in Elberfeld. — Ein gleichzeitiges Lied auf seinen Tod im „Ausbund", S. 139 ff.

Ludw. Keller.

Thomas von Kempen. Für die Biographie des berühmtesten aller ascetischen Schriftsteller Deutschlands kommen außer einigen autobiographischen Notizen desselben (Vita Joa. Gronde I, § 2, Arn. Schoonhoven und Vita Florent. bei Sommalius Ed. 1759, III, 69, 35, 109) die Angaben seines Freundes Johannes Busch (Chronic. Windeshemens. I, 21 ed. Grube, Halle 1886, S. 58 f.) und diejenigen des Fortsetzers von Thomas' Chron. Montis s. Agnetis in Betracht. Der Nürnberger Ausgabe der Nachfolge Christi von 1494 gab ein Anonymus eine Vita bei, welche Heribert Rosweyde im Anhang seiner Ausgabe von 1617 nebst den Aufzeichnungen des Joh. Busch (S. 477, 487) abdruckte und der er eine von ihm selbst bearbeitete ausführlichere Lebensbeschreibung beifügte. Dazu kommt die kurze Biographie des Th. von einem unbekannten Zeitgenossen, welche Malou aus Cod. 11841 der königlichen Bibliothek zu Brüessl herausgab (Récherches historiques et critiques sur le Véritable Auteur du livre de L'imitation de Jésus Christ, S. 488). Von untergeordnetem Werthe sind die Biographien, welche 1523 Jodocus Badius, 1548 Gabriel Putherbeus, 1575 Franciscus Tholensis ihren Ausgaben beigaben. Was die Kempener Localforschung für die Geschichte der Familie gewinnen konnte, hat J. Mooren in seinen „Nachrichten über Thomas v. Kempis nebst einem Anhange meist ungedruckter Urkunden" (Crefeld 1855) zusammengestellt. Darnach ist kein Zweifel, daß das oppidum Kempen in Coloniensi dioecesi, von welchem die alten Nachrichten als Geburtsort des Th. sprechen, nur die jetzige Kreisstadt Kempen zwischen Maas und Rhein sein kann. In welchem Hause der Stadt Kempen Th. zur Welt kam, ist nicht ermittelt: Rosweyde läßt ihn in der Petersstraße geboren werden. Der Volksmund bezeichnet den ehemaligen Garten der Regentie des alten Gymnasiums am Kirchhof als Geburtsstätte des Thomas (das Haus hatte 1855 die Nummer 405). Die Familie Hemerken, welcher Th. entstammte, hatte in Kempen einen unbedeutenden Grundbesitz; sie wird nur einige Male urkundlich genannt. Ein Kempener Schöffenbrief vom Jahre 1374 erwähnt Johann Hemerken, in welchem wir den Vater des Th. zu sehen haben: er lebte noch bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts in Kempen. Im J. 1402 meldet uns eine verstümmelte Urkunde den durch den älteren Bruder des Th., Johann Hemerken, mitgethätigten Verkauf des elterlichen zu Kempen am Kirchhof gelegenen Hauses. Dieser ältere Bruder, welcher nach dem Chron. Montis s. Agnetis c. 24, S. 61 im J. 1432, 67 Jahre alt, starb, also 1365 geboren war, muß das väterliche Haus zu einer Zeit verlassen haben, wo Th. kaum geboren oder noch sehr jung war. Johann kam auf die Schule zu Deventer, ward bald darauf durch Florentius Radewyns in die von diesem gegründete Genossenschaft frommer Brüder aufgenommen, trat dann als eines der ersten Mitglieder in das Kloster zu Windesheim ein, legte 1387 die klösterlichen Gelübde ab, stiftete 1392 das Kloster Marienborn bei Arnheim, stand 1398—1405 dem Kloster Agnetenberg bei Zwolle als Prior vor, und starb in Bethanien

bei Arnheim, nachdem er noch 1407 ein Kloster in Zalt=Bommel gestiftet und das Frauenkloster Bronope bei Kempen geleitet hatte.

Von sonstigen Verwandten des Th. wissen wir nichts, als daß seine Mutter, wie er selbst in der Chronik des Agnetenberges mittheilt, Gertrud hieß; doch wird der Familienname derselben nicht angegeben, wenn auch mit guten Gründen vermuthet wird, daß sie aus einer begüterten Bürgerfamilie Kuyt stammte (Mooren, S. 105). Das Geburtsjahr des Th. wird mit Amort (Deductio critica, S. 3) wol am besten auf 1379 festgesetzt; Andere nehmen 1380 an, indem die Chronik des Agnetenberges c. 26 Th. im J. 1458 als 67 Jahre alt erwähnt. Vermuthlich führte ihn der Einfluß seines Bruders nach Deventer, wol vor 1392, in welchem Jahre Johann als Prior nach Mariabronn ging. Seine Schicksale und die Studienjahre erzählt Th. selbst in den Biographien des Gronde und des Florentius. In Deventer angekommen, suchte er gleich den Weg zu den Chorherren in Windesheim. Dort fand er seinen leiblichen Bruder Johannes, durch welchen er dem gottseligen Florentius zugeführt wurde. Florentius, welcher damals eine große Schaar von Schülern gesammelt hatte, behielt den Knaben eine Zeit lang bei sich, schickte ihn in die Schule und versah ihn mit den nöthigen Büchern. Dann empfahl er ihn einer angesehenen und gottesfürchtigen Frau, welche die studirende Jugend unterstützte und auch Th. in ihr Haus aufnahm. Wir wissen den Namen dieser Frau nicht, doch ist wahrscheinlich, daß es Zwedera, die Wittwe eines Herrn Johann v. Runen war. Als Lehrer nennt Th. Johann Boheme, einen Freund des Florentius, der ihm aus Liebe zu diesem auch das Schulgeld schenkte. Nach einigen Jahren kehrte Th. in das Florentiushaus zurück, wo er unter der Leitung des großen Gottesmannes in das geistliche Leben eingeführt wurde. Um 1398 ließ ihn dieser mit Arnold v. Schoonhoven und etwa 20 Brüdern in einem anderen Hause zusammenleben, wo Th. nach seiner eigenen Erzählung das Bücherabschreiben, die Auslegung der heiligen Schrift, die Sittenlehre und die Kunst der Betrachtung lernte. Die Brüder ernährten sich hier hauptsächlich durch Bücherabschreiben (Vita Arn. Schoonhoven § 3). Die Tagesordnung des frommen Vereins lernen wir aus des Th. Lebensbeschreibung des Johann Kettel (Vita Cacabi § 18) kennen, während diejenige des Florentius uns eine Anzahl von Details aus jenen Jahren bewahrt hat (§ 13). Von der in den letzten Jahren des 14. Jahrhunderts in Deventer herrschenden Pest scheint das von Th. bewohnte Haus verschont geblieben zu sein, doch erzählte er selbst von einer gefährlichen Erkrankung, von welcher ihn der Pfarrer von Almelo, Eberhard Eza heilte. Ohne Zweifel geschah es auf des Florentius Rath hin, daß Th. in das der Windesheimer Congregation zugehörende Kloster auf dem S. Agnetenberge bei Zwolle eintrat. Einige Monate vorher, nach Ostern 1399, war sein älterer Bruder dort zum Prior gewählt worden. Hier aufgenommen beschäftigte er sich mit Studium und Gebet, daneben mit Bücherabschreiben und Handarbeit. Die Probezeit dauerte 6 Jahre, während welcher Florentius und wahrscheinlich auch seine Eltern dem Th. entrissen wurden. Allem Anschein nach fällt eine Reise in die Gegend von Neuß und vermuthlich nach Hause in diese Zeit. Nicht zu controliren ist die Angabe des Rosweyde, daß Th. auch eine Wallfahrt nach Trier gemacht habe. Im J. 1406 am 12. Juni legte Th. vor seinem Bruder die klösterlichen Gelübde ab; erst 1412 oder 1413 empfing er die Priesterweihe. Johann v. Kempen schied 1408 vom Agnetenberg, wo Wilhelm Vorniken Prior wurde. Nach 17 Jahren erwählte die Windesheimer Congregation diesen Vorniken zu ihrem Generalobern; an seiner Stelle wurde Dietrich v. Cleve Prior auf dem Agnetenberge: ihm folgte Th. als Unterprior, in welcher Stellung er aller Wahrscheinlichkeit nach seine Sermones ad novitios schrieb. Damals mag

er auch den Besuch des berühmten Wessel Ganzevoot gehabt haben, über welchen uns dessen Schüler Hardenberg berichtet (Vita Weseli bei Ullmann, Reformatoren vor der Reformation II, 295; vgl. ebd. S. 732 und Ullmann, Johann Wessel, ein Vorgänger Luther's, Hamburg 1834). Die Lebensweise im Agnetenberg wird uns in Schriften des Th. ausführlich geschildert (Mooren S. 122). Ihren Lebensunterhalt bestritten die Brüder auch hier hauptsächlich aus dem Abschreiben und Verleihen von Büchern, wie denn der Orden überhaupt durch Groot auf die Herstellung und den Besitz schön geschriebener Kirchen- und Erbauungsbücher hingewiesen war. Diese ruhige Existenz erlitt eine schwere Trübung, als der Streit um den Besitz des Bisthums Utrecht nach dem Tode des Bischofs Friedrich v. Blankenheim das Interdict über alle Orte herbeiführte, welche dem vom Papste nicht bestätigten Rudolf v. Diephold als Bischof huldigten. Da die Mehrheit des Landadels und des Volkes zu Rudolf's Partei gehörte, wurden mit vielen anderen Klostergeistlichen auch die Einwohner des Agnetenberges zur Auswanderung nach Friesland genöthigt. Als nach dem Tode des Gegenbischofs Sweder v. Culemborg der päpstliche Legat Rudolf anerkannte, wurde das Interdict aufgehoben und die Klostergeistlichkeit von Windesheim und Agnetenberg konnte aus Lünekerk in ihre Behausungen zurückkehren (1432). Bald darauf am 4. November 1432 starb des Th. Bruder Johannes in Bethanien in Arnheim. Nachdem Th. auch vorübergehend das Amt eines Schaffners (Procurator) begleitet hatte, zu welchem er sich wenig geschickt erwies, wurde er 1448 wieder zum Unterprior gewählt. In seinem Alter litt er an Wassersucht, an welcher Krankheit er 92 Jahre alt am 26. Juli 1471 starb; er wurde begraben in dem von Osten an die Kirche anstoßenden Anbau.

Der Anonymus des Malou und der letzte Subprior des Agnetenberges Franz Baader (Franc. Tholensis Vita Thomae § 9) schildern Th. seiner äußerlichen Erscheinung nach als klein von Statur, aber von Ehrfurcht gebietendem, freundlichem und gütigem Aussehen. Seine Gesichtsfarbe war braun und lebhaft; er erfreute sich bis zuletzt eines in seltenem Maaße scharfen Augenlichts. Zeitgenössische Bildnisse des Th. sind nicht erhalten; das älteste scheint dasjenige zu sein, dessen etwa 100 Jahre nach seinem Tod Franz v. Tholen gedenkt. Es war ein altes Gemälde, welches sich auf dem Agnetenberg befand und den Spruch trug: „In omnibus requiem quaesivi et nusquam inveni nisi in een Hoecksken met een Boecksken". Ueber andere Abbildungen berichtet Mooren S. 183. Im J. 1629 ließ die Stadt Kempen ihren berühmten Mitbürger durch drei Gemälde ehren, von denen sich wie es scheint zwei erhalten haben. Ueber ältere Kupferstiche, welche Th. darstellen, vgl. Mooren S. 193.

In den älteren Biographien wird die Beredtsamkeit, die Strenge und Zurückgezogenheit von Thomas' Wandel, seine Sorge für die Würde des Gottesdienstes und die Zierde der Kirche, seine Liebe zum Stillschweigen gerühmt. Seine wissenschaftliche Ausbildung war nicht hervorragend, weder in philosophischer noch in theologischer Hinsicht. Er erscheint nicht frei von Meinungen und Vorstellungen, wie sie das Volk seiner und noch späterer Zeit hegte: Vorbedeutungen, Geistererscheinungen spielen eine gewisse Rolle in seinen kleinen Schriften. In der heiligen Schrift und in den Kirchenvätern erscheint er sehr belesen, dagegen ist er mit den Problemen der gleichzeitigen theologischen Wissenschaft allem Anschein nach nicht vertraut und manches läßt darauf schließen, daß ihm eine nähere Fühlung mit der Scholastik gänzlich fehlte. Gleichwol zeigen seine Schriften, daß er sich mit Sicherheit auf dem Gebiete der Theologie bewegte: hier wie in allen Dingen kam ihm jenes hohe Maaß gesunden Menschenverstandes zu Statten, welches sich in der Nachfolge Christi als eine Art religiöser Genialität bewährt. Die humanistischen Bestrebungen hatten den Weg zu ihm

noch nicht gefunden, er scheint von der classischen Litteratur kaum Notiz genommen zu haben. Wie er sich zu den Kunstbestrebungen s. Zt. verhielt, ist schwer zu sagen, jedenfalls hat es ihm an Phantasie nicht gefehlt, und unzweifelhaft ist seine Kenntniß des Gesanges und der Musik. Die Empfindung für Rhythmus und Melodie spiegeln auch seine Schriften ab. Der Styl der letzteren ist gewiß weit entfernt von der Classicität des ciceronianischen Lateins: als Denkmal der mittelalterlichen Latinität wird namentlich die Nachfolge Christi stets eine der ersten Stellen einnehmen: seit Augustin hat kein Schriftsteller des Mittelalters mit gleicher Meisterschaft die lateinische Prosa gehandhabt, um die feinsten Empfindungen und die geheimsten Vorgänge unseres Seelenlebens zu schildern.

Das ist der Hauptvorzug der Schriften unseres Th., welchem dieselben ihre unermeßliche Popularität verdanken: an Selbständigkeit des Denkens, an Tiefe der Speculation steht Th. hinter den großen oberdeutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts entschieden zurück. Diese Mystik der oberrheinischen Gottesfreunde hat zwar durch Ruysbroek ihren Weg zu den Brüdern des gemeinsamen Weges, zu Groot, Florentius, Schoonhoven und durch sie auch zu Th. gefunden; aber es fehlt bei Th. durchaus das speculative Element, und andererseits die bei gewissen Gottesfreunden scharf hervortretende Opposition gegen das damalige Kirchenregiment. Nur ganz vereinzelte Aeußerungen in den kleinen Schriften wenden sich gegen die Verderbniß der kirchlichen Stände und des kirchlichen Lebens (Hortul. Rosar. IV 3, ed. Sommal. II, 61. Vall. Lilior. XXV 3, ib. 97: nemo ..... impetrare potest a Papa bullam nunquam moriendi nec obtinere pecunia praebendam iugiter manentem etc.).

Th. v. Kempen kommt litterarisch als Bücherabschreiber und als Schriftsteller in Betracht. Das Copiren von Büchern stand, wie schon bemerkt, in den Häusern der Brüder vom gemeinsamen Leben und der Windesheimer Congregation in hohem Ansehen, und es kann daher auch nicht verwundern, wenn ein Schriftsteller von so hohem Ansehen wie Th. einen großen Theil seines Lebens der Anfertigung sorgfältiger Copien namentlich der heiligen Schrift zuwandte, welche theils der Erbauung der Brüder dienten, theils für Rechnung der Genossenschaft verkauft wurden.

Der Agnetenberg besaß noch 100 Jahre nach Thomas' Tode außer einem großen Missale und einer Schrift des heiligen Bernhard von der Hand des Th. geschrieben die ganze Bibel in 4 Bänden, welche später in der Frohnleichnamskanonie in Cöln aufbewahrt wurde. Diese Bibelhandschrift ist jetzt allem Anschein nach zu Grunde gegangen. Auch der Brüsseler Codex 4585, welcher mehrere Tractate des Th. enthält, wird als von ihm geschrieben angesehen (Malou).

Mooren (S. 153) nennt als solches auch ein Neues Testament, welches ein Professor im Seminar zu Roulers besaß. Endlich trägt der berühmte Antwerpener Codex von 1441 bekanntlich den Schlußvermerk: Finitus et completus anno domini MCCCCXLI. per manus Fratris Thome Kempis in monte sancte Agnetis prope Zwollis. Die Handschrift enthält außer der Nachfolge Christi die meisten kleineren Schriften des Th. Nach etwas jüngeren Eintragungen gehörte sie ursprünglich dem Agnetenkloster, aus dessen Ruinen sie 1577 durch den Generalobern des Ordens, Johann Latomus, Prior in Marienthron bei Herentaels, weggenommen wurde. Latomus schenkte sie seinem Freunde Johann Beller, welcher sie s. Zt. wieder 1590 den Jesuiten in Antwerpen überließ. Von Antwerpen gelangte die Handschrift in die burgundische Bibliothek zu Brüssel, wo sie die Nr. 5855—5861 trägt. Außer diesem Codex scheint Th. auch jene andere Handschrift der Nachfolge Christi mit eigener Hand geschrieben zu haben,

welche um 1570 von einigen geflüchteten Mitgliedern des Agnetenklosters nach dem Martinsstift in Löwen gebracht wurde. Dieser sog. Löwener Codex, welcher seither verschwunden ist, enthielt die drei ersten Bücher der Nachfolge und hatte auf der ersten Blattseite den Vermerk: Hic liber scriptus est manu ac caracteribus reverendi et religiosi patris Thomae a Kempis canonici regularis in monte s. Agnetis prope Subollam, qui est author horum devotorum libellorum.

Daß Th. selbständig verschiedene Tractate geschrieben, bezeugen Johann Busch, der Fortsetzer der Agnetenchronik, und die zeitgenössischen anonymen Biographen. Eine erste Sammlung derselben mit Ausschluß der Nachfolge erschien zu Utrecht 1474, eine andere zu Nürnberg 1494. Das von letzterer gebotene Verzeichniß ist in Rosweyde's Edition S. 492 nicht ganz genau abgedruckt. Zwei andere Verzeichnisse hat Grube aus Handschriften des 15. Jahrhunderts veröffentlicht (Hist.-pol. Bl. 1883, 898). Unvollständig ist auch der Katalog des Trithemius, completer der des Badius 1523, worauf denn der Jesuit Sommalius 1599 (1601—1607, wiederholt Antwerpen 1615 und Köln 1728, 1757) sämmtliche dem Th. zugeschriebenen Werke mit Ausnahme des Chronicon montis s. Agnetis in einer guten Ausgabe vereinigte.

Die Ausgabe enthält: 1) Sermones ad Novitios; 2) Sermones novem ad fratres; 3) Conciones et Meditationes triginta sex; 4) De Imitatione Christi ll. IV; 5) Soliloquium animae; 6) Hortulus rosarum; 7) Vallis liliorum; 8) De tribus tabernaculis; 9) De Disciplina claustralium; 10) De fideli Dispensatore; 11) Hospitale pauperum; 12) Dialogus Novitiorum; 13) Exercitia spiritualia; 14) Alia spiritualia Exercitia veri religiosi; 15) Doctrinale seu Manuale juvenum; 16) Libellus de vera compunctione cordis; 17) Libellus de solitudine et silentio; 18) De Recognitione propriae fragilitatis; 19) Epitaphium breve seu Enchiridion monachorum; 20) Manuale Parvulorum; 21) De Elevatione mentis ad inquirendum summum bonum; 22) Alphabetum parvum monachi in schola Christi; 23) Consolatio pauperum et infirmorum; 24) Orationes piae; 25) De Mortificatione sui ipsius; 26) De humilitate; 27) De Vita bona et pacifica; 28) Vita boni monachi (Reimverse); 29) Cantica spiritualia (7 Gedichte).

Auf diese ascetischen Abhandlungen folgen im dritten Bande historische Darstellungen und zwar zunächst die Lebensbeschreibungen der Stifter und Häupter der Genossenschaft der Brüder vom gemeinsamen Leben: 1. des Gerhard Groot; 2. des Florentius Radewyns; 3. des Johann Gronde; 4. des Johann Bringkerinck; 5. des Robert Berner; 6. des Heinrich Rune; 7. des Gerhard von Zütphen; 8. des Emil von Buren; 9. des Jakob Viana; 10. des Johann Kettel (Cacabus); 11. des Arnold Schoonhoven; darauf folgt 12. de Vita Liduwinae oder Lydovigis (Umarbeitung einer älteren Biographie). Den Schluß bilden 6 geistliche Briefe (Epistolae) und 10 Orationes piae, endlich folgen noch 13 Cantica spiritualia. Zu diesen von Sommalius gesammelten Schriften kommt noch das Chronicon montis s. Agnetis, als dessen Verfasser sich Th. selbst nennt und in welcher er die Geschichte des Agnetenklosters von 1386—1471 erzählt; Rosweyde hat es in seiner Ausgabe des Chron. Windeshemense (Antwerp. 1621, II) abgedruckt.

Zu diesen längst bekannten Schriften kommen noch hinzu: 1. die in flämischer Sprache erhaltene Abhandlung Von Goden woerden to horen, ende die to sprecken, welche Malou (Recherches S. 389), dann Hoffmann v. Fallersleben (Germania XV, 365) und Hirsche I, 291 veröffentlicht haben; 10 weitere Cantica spiritualia, welche Spitzen (Nalezing of mijn Thom. a Kemp., Utr. 1881, S. 85) herausgegeben hat. Entschieden unecht sind 1. das Alphabetum fidelium und Confessionale compendiosum (ed. d'Anglars, Paris 1837); 2. Capita quin-

decim inedita (ed. J. F. C. Meyer, Lübeck 1845); 3. Liber quidam secundus Tractatus de Imitatione Christi (ed. Th. A. Liebner, Göttingen 1842; vgl. über diesen Quedlinburger Fund: Nolte in Zeitschr. für kathol. Theologie VII, 2—68. Wien 1855).

Die Echtheit der Abhandlungen: Soliloquium animae; De tribus Tabernaculis; De Elevatione mentis; De vera compunctione ist s. Zt. von Mooren (S. 164 f.) angefochten, aber neuerdings durch Hirsche (I, 310) siegreich vertheidigt worden.

Das Hauptwerk unseres Th. ist indessen die hinsichtlich ihrer Echtheit so viel umstrittene Nachfolge Christi, dasjenige Handbuch des inneren geistlichen Lebens, in welchem sich der ascetische Geist und die Erfahrung des Mittelalters auf dem Gebiete des Seelenlebens gewissermaßen in einer classischen und in einer nach Inhalt und Form unübertroffenen Weise condensirt haben. Das Werk besteht aus vier Büchern, welche übrigens in den Handschriften niemals unter einem gemeinsamen Titel vereinigt waren. Die Titel der einzelnen Bücher sind: 1. Admoniciones ad spiritualem vitam utiles (25 Cap.); 2. Admoniciones ad interna trahentes (12 Cap.); 3. De interna consolatione (59 Cap.); 4. Exhortationes ad sacram communionem (18 Cap.). Das erste Capitel des ersten Buches trägt die Ueberschrift: De Imitatione Christi et contemptu omnium vanitatum mundi; sie gab später den Titel für das ganze Werk her, dessen vier Bücher in den Handschriften weder in derselben Reihenfolge, noch überhaupt vollständig zu erscheinen pflegen. Daß die Capiteleintheilung von Th. selbst herrührt, kann nicht zweifelhaft sein. Die Antwerpener Handschrift bietet sie ebenso, wie die auch den kleinen Schriften des Th. eigenthümliche Interpunction, zu welcher Komma, Kolon, Semikolon und Punctum verwendet werden.

Die Handschriften geben den Namen des Verfassers der Imitatio nicht immer an, doch nennen die meisten Th. als solchen. Der letzteren sind allein aus dem 15. Jahrhundert 48 bekannt, und davon fallen in die Jahre 1425—1488 12 oder 13 datirte. Andere Handschriften schreiben mit der den Librarii des Mittelalters eigenen Unzuverlässigkeit die Imitatio bald Gerson, bald dem hl. Bernhard, bald anderen Autoren zu. Gleichwohl galt allgemein die Imitatio bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts als das Werk des Th.; nur wenige Drucke gaben Gerson als Autor ein. Dann aber erhob sich eine Controverse über die Autorschaft des Buches, welche zu den berühmtesten Streitfragen der Litteratur gehört und auch heute noch nicht völlig ausgetragen erscheint.

Die erste Phase des Streites begann damit, daß im J. 1604 der Spanier Manriquez die übrigens hinfällige Behauptung aufstellte, die Imitatio werde bereits in einer Rede des hl. Bonaventura citirt. Zu gleicher Zeit wies der Jesuit Rossignoli auf eine Handschrift von Arona hin, welche einen Abt Gersen als Verfasser nannte, worauf dann der Benedictinerabt Constantin Cajetani 1614 in seinem Gersen restitutus und in dem Apparatus ad Gersenem restitutum, sowie in der Ausgabe von 1616 den Abt Johannes Gessen, in dem Druck von 1644 Johannes Gersen als Urheber der Imitatio erklärte. Man glaubte diesen Johannes Gersen als Abt im Stephanskloster zu Vercelli nachweisen zu können. Von da ab traten die Benedictiner für die Autorschaft dieses fabelhaften Abtes von Vercelli ein, der um 1240 gelebt und den Beinamen de Canabaco oder Cavaglia getragen haben soll, während die Augustiner und Jesuiten durchschnittlich für Th. kämpften. Eine Entscheidung der Congregatio de propag. fide von 1639 gestattete, daß das Werk unter dem Namen des Gersen gedruckt werden dürfe, während die aus Anlaß der Richelieu'schen Prachtausgabe von 1641 in Frankreich angestellten Untersuchungen zu dem Parlamentsbeschlusse von 1652 führten, wonach der Druck des Werkes nur unter dem Namen des Th.

gestattet wurde. Auf diese Entscheidung hatte ohne Zweifel die glänzende Vertheidigung eingewirkt, welche der belgische Jesuit Heribert Rosweyde in seinen Vindiciae Kempenses (im Anhang zu seiner Ausgabe der Imitatio, Antwerpen 1617, dann öfter nachgedruckt) veröffentlicht hatte und welche um 1649 durch Simon Werlin (Rosweydus redivivus) und 1651 Carré (Thomas a Kempis a se ipso restitutus, Paris), ferner durch Desnos und Boissy (1652) ergänzt wurde. In ein zweites Stadium gelangte die Angelegenheit im Zeitalter Mabillon's, wo die französischen Mauriner auf verschiedenen Gelehrtenversammlungen (1671, 1674, 1687) auf Grund der Handschriften sich gegen Th. erklären zu müssen glaubten. Während der Blick jener ausgezeichneten Gelehrten durch die Rücksicht auf die Interessen und den Ruhm ihres Ordens zu Gunsten des Abtes Gersen also gestört wurde, fand doch Th. auch jetzt neue Vertheidiger in Testelette (Vindiciae Kempenses, 1677) und schließlich auch in Ellies Dupin, welche sich nach längerem Schwanken endlich auch 1706 zu Gunsten des Th. aussprachen. Zwanzig Jahre ruhte dann der Streit, bis der Benedictiner Ehrhardt in seiner Augsburger Ausgabe von 1724 wieder für den Abt Gersen Partei ergriff; jetzt trat der Augustiner Eusebius Amort († 1775) als der energischste und glücklichste Vertheidiger des Th. auf, dessen Autorschaft er in einer Reihe von Schriften verfocht, welche auch heute noch ihren Werth bewahren: Informatio de statu totius controversiae (Aug. Vind. 1725); Scutum Kempense seu Vindiciae IV libr. de Im. (Col. 1728 und 1759 im Anhang zu Amort's Ausgabe von Kempis' Opera omnia); Deductio critica (Aug. Vind. 1761). Schließlich erklärten auch Joh. Zumgus (Vit. Thom. a Kemp., Venet. 1762) und Desbillons in seiner Ausgabe (Mannheim 1780) sich zu Gunsten des Th.

Wenn das 19. Jahrhundert hinsichtlich unserer Frage die alten Ordensrivalitäten verschwinden sah, so weist darum der fortdauernde Kampf um die Autorschaft der Nachfolge Christi keine größere Objectivität auf. Zeuge dafür ist der Umstand, daß auch jetzt noch die Franzosen meistens für Gerson, die Italiener für Gersen, die Niederländer für Th. eintreten. In Frankreich wurde die Autorschaft des großen Kanzlers Gerson zwar von zahlreichen Schriftstellern, wie Gence (1809), Barbier (1812), Leroy (1837), Mangeart (1838), Paulin (Paris 1839), Thomassy (1843), Vert (1854), Tamizey de Larroque (1862), Darche (1875) vertheidigt, aber mit so wenig Glück, daß viele Kritiker, wie Renan, Silvestre de Sacy (1854), die Ansprüche Gerson's aufgaben und sich auf die allgemeine Phrase zurückzogen: das Buch habe überhaupt keinen individuellen Verfasser, es gehöre der ganzen Menschheit, und das ganze Mittelalter habe daran gearbeitet. Günstiger schienen die Dinge für die Sache des Abtes Gersen zu liegen, welche in Italien zahlreiche Freunde fand, aber auch in Deutschland vertheidigt wurde. Den Gersenisten kam der Piemontese de Gregory in unerwarteter Weise zu Hülfe: derselbe hatte in Paris 1830 eine Handschrift der Imitatio erworben, welche 1550 einem italienischen Kanonikus, de Advocatis (de Avogadri), gehört hatte; Gregory identificirte nun mit einer Handschrift der Nachfolge diesen Codex, die nach einem Diarium der Familie Avogadri als Erbstück zum 15. Februar 1347 erwähnt wird (vgl. Ausg. de Gregory's der Nachf. Chr. Paris 1833 und dessen Histoire du livre de l'Im., Paris 1842). Dieser Fund, und die damit gegebene vermeintliche Entdeckung einer längst vor Th. geschriebenen Handschrift ermuthigte nicht bloß Italiener, wie Parenti (1844), Moroni (1845), Melzi (1852), Paravia (1853), Torri (1855), Veratti (1857), namentlich den Jesuiten Mella (Civ. catt. 1875), sondern auch Deutsche, wie Gregory's Uebersetzer Weigl (Sulzbach 1832) und neuestens den Wiener Benedictiner Cölestin Wolfsgruber (Katholik 1877; Ausgabe einer niederländischen Uebersetzung der Nachf. 1879; dann in seinem Hauptwerk: Giovanni Gersen, sein

Leben und sein Werk, Augsburg 1880) zur Vertheidigung des italienischen Abtes, der sich indessen gerade unter den Händen seiner neuesten Advocaten immer mehr als ein unhistorisches Gespenst herausstellte. Nur Hergenröther war kritiklos genug, um den Gerseniſten zuzustimmen (Kirchengeschichte I, 980), während die deutsche und niederländische Kritik im übrigen an Th. als Autor festhielt.

In diesem Sinne hatten sich unter den protestantischen Kirchenhistorikern Ullmann, Hase, Gieseler, Böhringer, Bähring, unter den Katholiken Silbert, Mooren ausgesprochen, ohne freilich den Argumenten Amort's irgend etwas wesentliches hinzuzufügen. In einen neuen Fluß kam die Thomistische Bewegung durch die Schrift des Bischofs Malou (Recherches historiques et critiques sur le véritable auteur de l'Im., zuerst 1849, 3. Aufl. Tournay 1858), welche als eine handliche und verständliche Zusammenfassung alles dessen was sich zu Gunsten des Th. sagen ließ, den Ansprüchen des letzteren auch in Frankreich und Italien zahlreiche Freunde zuführte. Malou's Arbeit wurde in mehrfacher Weise bestätigt und ergänzt durch die Aufsätze, welche H. Nolte in Scheiner und Häusle's Zeitschrift für die gesammte katholische Theologie (Wien 1853, V, 283; 1855, VII, 2—68) herausgab. Es traten dann für Th. u. A. Keppler (1880), Pucher, Schneemann, Grube (Historisch=politische Blätter, 1880—1883), in Italien Santini (I diritti di Tommaso da K., Roma 1879—1881), in England Kettlewell (Thom. a Kemp. and the brothers of com. life, London 1882, 2. Aufl. 1885) auf, während der Unterzeichnete (Allg. Zeit. 1872, Nr. 201) im allgemeinen dafür einstand, daß der Verfasser der Windesheimer Congregation angehören müsse. Ganz verfehlt war der Versuch Henri de la Borde's (Notice sur deux estampes de 1406 etc., Gaz. des Beaux Arts, 1869) und Loth's (Revue des questions historiques 1873—1874) auf Grund einer Handschrift der Bibliothèque Nationale in Paris (Cab. des Estampes, E a, 2) das Datum 1406 als Entstehungsjahr dieser Abschrift zu erklären. Loth meinte indessen an einem deutschen Augustiner aus der Mitte des 14. Jahrhunderts festhalten zu müssen. Unter dem Eindruck dieser Publicationen verhielten sich verschiedene Beurtheiler, wie Hölscher (1879), neutral. Dann aber trat die Angelegenheit wieder in ein ganz neues Stadium durch die Arbeiten des Hamburger Pastors Karl Hirsche (Prolegomena zu einer neuen Ausg. der Imitatio Christi nach dem Autograph des Th., 3 Bände, Berlin 1873—94) und des holländischen Pfarrers O. A. Spitzen (Th. A. K. als schrijver der Navolging van Christus (Utr. 1880); Nalezing (Utr. 1881), Nouvelle Defense de Thomas a. K., spécialement en réponse au P. Denifle (Utr. 1884), welchen Delvigne (Les récentes recherches sur l'auteur de l'imit. Brux. 1855—1876; 1877) und der Jesuit V. Becker (L'auteur de l'im. et les documents Néerlandais, La Haye 1882), in Deutschland vorzüglich Funk in Tübingen (Hist. Jhrb. 1881, S. 149—177; 481—511; 1884, S. 226—245) und Ludwig Schulze (Göttinger Gel. Anz. 1885, Nr. 15, S. 610 f.; besonders in dem die ganze Streitfrage zusammenfassenden vortrefflichen Aufsatze über Thom. v. K. in der Realencyklopädie f. protest. Theol. u. Kirche XV, 598—613) beitraten, während dem Th. ein neuer Gegner in Heinrich Denifle erstand, welcher (Zeitschr. f. kathol. Theologie 1882, S. 692—718; 1883, S. 692—742) zwar den Ursprung der N. Chr. gleichfalls in den deutschen Niederlanden sucht, aber gegen Hirsche und Spitzen auf Grund angeblicher Handschriften des 14. Jahrhunderts nicht Th., sondern einen andern unbekannten deutschen Geistesmann als Verfasser der Nachfolge erklärt.

Es ist heute vollkommen überflüssig, des Näheren auf die zu Gunsten von Gerson und Gersen erhobenen Ansprüche einzugehen. Die Unhaltbarkeit derselben ist auf den meisten Punkten bereits von Amort, neuerdings aber mit

Evidenz durch Spitzen, Hirsche und Schulze erwiesen worden. Für den Kanzler Gerson kann auch nicht ein einziges ernsthaftes Argument angeführt werden, weder eine nennenswerthe handschriftliche Bezeugung, noch Uebereinstimmung des Stils oder des allgemeinen schriftstellerischen Charakters, noch irgend ein Zeugniß seiner Umgebung und seiner Zeitgenossen: während gegen ihn, abgesehen von vielem andern, schon die große Zahl von Germanismen der N. C. und der Umstand spricht, daß der Verfasser der letztern unzweifelhaft Ordensgeistlicher war.

Nicht besser steht es mit dem Abte Gersen. So viel Mühe sich auch die Anwälte desselben, und insbesondere neuestens C. Wolfsgruber gegeben haben, um die Autorschaft desselben zu retten, so ist es ihnen nicht einmal gelungen, die Existenz eines Abtes Gersen von Vercelli zu erweisen. Derselbe taucht thatsächlich erst in einer apokryphen Abtsliste von 1645 auf. Das Gregory'sche Diarium ist eine zweifellose Fälschung, der Codex de Advocatis kann, auch nach Denifle's Zugeständnisse, nicht vor die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts gesetzt werden; ältere gute Handschriften, welche den Abt Joh. Gersen als Verfasser der N. C. nennen, gibt es nicht; wo ein Gersen in einer Handschrift erscheint, ist er offenbar aus der Verschlechterung von Joh. Gerson entstanden. Der Versuch, in der N. C. eine Reihe von Italicismen zu finden und die notorischen Germanismen wegzuleugnen, ist kläglich mißlungen.

In der That lassen die in der N. C. uns begegnenden Germanismen an dem deutschen bezw. niederländischen Ursprung des Buches nicht den leisesten Zweifel. Schon Eusebius Amort (Deduct. critica p. 162 ff.) hat die Liste dieser Germanismen zusammengestellt, Spitzen hat sie vermehrt. Dinge, wie exterius scire (I, 1), libenter habere (I, 6. 22) u. v. a., derartiges konnte nur ein Deutscher schreiben. Ebenso gewiß ist heute, daß der Verfasser der N. C. dem Kreise der Brüder vom gemeinsamen Leben und der Windesheimer Congregation angehört hat. Das geht nicht bloß aus den zahlreichen Anklängen an die zeitgenössischen Vertreter dieser Richtung und Schule, wie Groot, Flor. Radewejns, v. Heusden, Brinkerinck u. a. hervor; es erhellt auch aus einer Vergleichung der N. C. mit den von Th. herrührenden Biographien der Häupter jener Vereine, am deutlichsten aber aus der offenkundigen Benutzung des Briefes des Joh. v. Schoonhoven († 1431) in N. C. I, 20—24 und den nicht aus den Originalien, sondern aus demselben Zeitgenossen geschöpften Citaten aus Seneca und Ovid (I, 24. 13; I, 13. 56). Die häufige Bezugnahme auf die erwähnten Gemeinschaften durch das sie specifisch bezeichnende devoti ist ebenfalls nicht zu unterschätzen.

Kann danach gegenwärtig nicht mehr ungewiß erscheinen, welchem geistigen Milieu die Imitatio ihren Ursprung verdankt, so führen andere Erwägungen darüber hinaus auf Th. als den einzig möglichen Verfasser des Werkes. In erster Linie muß hier auf die merkwürdige Uebereinstimmung hingewiesen werden, welche zwischen der Imitatio und den unzweifelhaft echten kleinen Schriften des Th. hinsichtlich der Interpunction (wie sie vorzüglich in dem Antwerpener Autograph von 1441 hervortritt) und des zwar schon früher bemerkten, aber erst durch Hirsche in seiner Bedeutung gewürdigten und aufgewiesenen Rhythmus und Reim besteht: eine Eigenthümlichkeit, die sich in dieser Weise doch nicht, wie behauptet worden ist, auch bei anderen Schriftstellern der Zeit und namentlich nicht bei Gerson wiederfindet.

Gegen diese Gründe hat man geltend gemacht, daß die innere Uebereinstimmung zwischen den kleinen Schriften und der N. C. fehle. Während letztere das Werk eines einzigartigen religiösen Genies sei, sagt man, verriethen erstere zwar einen achtbaren, aber doch in nichts über das Maaß der Mittelmäßigkeit hinausgehenden Verfasser. Man hat auch darauf hingewiesen, daß

erstere von dem Mariencultus schweige, während die Opera minora von demselben voll seien. Das ist nun nicht ganz richtig. Imitat. IV, 17. 18 erwähnt Maria allerdings. Verschiedenheiten zwischen der Imitatio und den kleineren Schriften bestehen, aber sie werden aufgewogen durch die noch viel stärker hervortretende Uebereinstimmung, durch eine Reihe von in beiden vorkommenden Eigenthümlichkeiten, welche Amort, Hirsche und Spitzen unzweifelhaft nachgewiesen haben.

Diesen inneren Gründen steht eine sehr gewichtige äußere Bezeugung zur Seite. Noch zu Thomas' Lebzeiten nennen ihn ca. 50 Handschriften als Verfasser, darunter der Cod. Kirchhemius von 1425, der Hasak'sche von 1450, vor allem das Autographon von 1441 (s. o.). Die Unterschrift des letztern kann Th. nicht bloß als Copisten bezeichnen; gewisse Correcturen im Text sind nur erklärlich, wenn sie von dem Verfasser des Werkes selbst ausgegangen sind. Diese Punkte dürfen durch die Spitzen'sche Beweisführung als erledigt betrachtet werden (Nouv. Déf. p. 135 f.), welcher (S. 42) auch nicht ohne Erfolg die 1879 gefundene alte niederdeutsche Uebersetzung des ersten Buches der Imitatio aus den Emanuelshäusern zu Zwolle (von 1420?) zu Gunsten des Th. angerufen hat. Ebenso günstig ist das Zeugniß der ältesten Ausgaben, von denen diejenigen von 1472, 1481, 1485, 1486, von ausländischen die Venezianer von 1486, 1489, 1521, die Pariser von 1493 und 1500, die Lyoner von 1490 Th. als Verfasser nennen, während die Ausgaben mit Gerson's Namen seltener sind, Gerson vor 1500 überhaupt in Drucken nicht genannt ist. Bedeutsamer ist, daß eine Reihe von Zeitgenossen, darunter nahe Bekannte des Th. ihn als Verfasser der N. C. nennen: vorab sein Freund, der Augustinerpropst Johann Busch, welcher bis 1437 in Windesheim lebte, den Th. auf dem Agnetenberg aufsuchte und in seinem Chron. Windeshemense (I, 21, ed. Rosweyde, Antw. 1621; neue Ausg. von Grube, Halle 1886, p. 58), sagt: frater Thomas de Kempis vir probate vite, qui plures devotos tractatulos composuit, videlicet 'Qui sequitur me' de Imitacione Christi cum aliis. Ohne Grund hat man die Stelle als ein Einschiebsel zu erklären gesucht (vgl. jetzt Jos. Pohl im Programm des Gymnasiums zu Kempen, 1894). Weiter nennen Th. als Verfasser die deutsche Uebersetzung des Kaspar v. Pforzheim, 1448, der Prior Herm. Rheyd in Halle, welcher 1454 Th. kennen lernte ('frater iste, qui compilavit librum de Imitatione, dicitur sive nominatur Thomas, supprior in dictu montis s. Agnetis etc.' Amort, Ded. crit. 98. Mov. Certit. 49), Joh. Wessel, der gleichfalls Zwolle besuchte ('scribebat ea tempestate Thomas libr. de Imitatione etc.', Ullmann, Ref. II, 295); Wessel's Schüler und Biograph Hardenberg, der auch zum Agnetenberg wallfahrtete, wo ihm die Brüder domini Thomae Kempis . . . . opus aureum de Im. C. zeigten (eb. 295. 732); Joh. Mauburne (Joh. v. Brüssel, in s. Rosetum spirituale exercitiorum, Bes. 1491); der Autor der der Nürnberger Ausg. von 1494 vorgeschickten Vita (s. o.); der Carmelit Marcus Farinator (1472 oder 1475); Adrian de But (in s. Zusätzen zur Chronik des Joh. Brandon, 1480); Alb. Kühne in Duderstadt (De mentis elevat., Memmingen 1489); Peter Schott aus Straßburg, der Herausgeber von Gerson's Werken (1488), der Italiener Jak. Phil. Forestus (Suppl. Chron. 1503), endlich auch Trithemius (De script. eccl. c. 707), wenn derselbe auch in dem Catalog. ill. vir. Germ. die N. C. dem älteren Bruder des Th. zuschreiben will. Dieser Wolke von Zeugnissen gegenüber kann nicht in Betracht kommen, daß allerdings die 1474, also kurz nach Thomas' Tod erschienene Utrechter Ausgabe der kleinen Schriften die Imitatio nicht bietet; sie enthält auch andere echte Schriften des Th. nicht.

Die Abfassungszeit der N. C. kann mit Rücksicht auf Cod. Gaesdonck. (1426 oder 1427) nicht später als 1427 angesetzt werden; ob die Entstehung wenigstens des ersten Buches durch die 1879 von Spitzen gefundene Skutken'sche

Uebersetzung vor 1420 zu setzen ist, erscheint immerhin fraglich. Verschiedene Handschriften (ehemals in Melk, Ochsenhausen, Ewich) sollen das Datum 1421 getragen haben, doch sind dieselben nicht mehr erhalten. Das Datum 1384/5 der Handschrift von S. Paul ist, wie ich mich durch persönliche Untersuchung überzeugt habe, gefälscht (vgl. auch Academy 1890, 409); das gleiche gilt von allen angeblichen ältern Daten von Handschriften. Das Datum 1441 des Antwerpener Autographs kann nur den Abschluß der auch die kleinen Schriften umfassenden Handschrift, nicht den Beginn der Arbeit an der Imitatio bezeichnen. Das Zeugniß des Joh. Busch läßt die Entstehung der letztern jedenfalls nicht nach 1424 zu; dahingestellt bleibt, ob man diejenige des ersten Buches um 1416 anzusetzen hat. Ihr wäre nach Spitzen's Annahme diejenige des vierten gefolgt.

In dieser frühen Abfassungszeit liegt die einzige bisher nicht völlig gelöste Schwierigkeit, welche sich der Autorschaft des Th. entgegenstellt. Th. muß die N. C. in einem Alter von etwa 34—36 Jahren geschrieben haben, wenn nicht früher: es erhebt sich die Frage, ob dies möglich war. Daß ein Buch, welches die reichste Lebenserfahrung ausspricht, welches gewissermaßen die innere Erfahrung des ganzen christlichen Mittelalters zusammenfaßt, von einem verhältnißmäßig noch jungen Manne geschrieben worden sein soll, ist an sich höchst unwahrscheinlich und es wäre jedenfalls eine in der Geschichte der Litteratur fast einzig dastehende Erscheinung. Befremdlich ist, daß unter den Gegnern wie unter den Vertheidigern des Th. fast niemand die ganze Tragweite dieser Schwierigkeit erkannt hat: nur E. Amort (Ded. crit. p. 39) hat sie einigermaßen gewürdigt und mit Recht darauf hingewiesen, daß Th. selbst (Chron. s. Agn. II c. 11) seine Abhängigkeit von Florentius Radewijns betont, dessen Vorträge um 1414—15 in dem Kloster auf dem Agnetenberge nachgeschrieben wurden. Es ist oben auf die Abhängigkeit hingewiesen, in welcher sich Th. einer Reihe anderer zeitgenössischer Geistesmänner gegenüber bewegte: so namentlich gegenüber Schoonhoven, Joh. Huesden und Hendr. Mande. Die aufmerksame Lectüre der von Th. geschriebenen Biographien der ihm befreundeten Geistesmänner aus dem Umkreis der Brüder vom gemeinsamen Leben läßt in der That keinen Zweifel daran, daß Th. in Wirklichkeit fast mehr Compilator libri de Imitatione (so nennt ihn Herman von Halle geradezu 1454), als ein durchaus selbständiger Schriftsteller ist; und in dieser Thatsache wird die Erklärung jener Schwierigkeit zu suchen sein.

Es bleiben noch Denifle's Einwendungen zu erwähnen. Sie sind u. E. in allem wesentlichen durch Spitzen, Funk und Schulze widerlegt worden. Die Annahme, es existirten vor Thomas' Zeiten fallende Handschriften der Imitatio aus dem 14. Jahrhundert, ist durch keinerlei Beweis gestützt und muß vorläufig als rein arbiträr erscheinen; wie andrerseits der Versuch, die Bedeutung des Antwerpener Autographons von 1441 durch Bevorzugung des Textes einiger italienischer Handschriften herabzudrücken, allen Grundsätzen der philologischen Kritik ins Antlitz schlägt.

Die Ausgaben der N. C. haben zunächst Amort (Inform. controv. 190) und Panzer (ann. typogr. I. V.) verzeichnet; jetzt aber besitzen wir in des Jesuiten Aug. de Backer's Essai bibliographique sur le Livre de Imitatione Christi (Liège 1864) und in E. Fromm's Schrift: Die Ausgaben der Imit. Christi in der Kölner Stadtbibliothek (Köln 1886) vortreffliche bibliographische Hülfsmittel. Kritischen Werth können jetzt nur mehr die Edd. von Rosweyde (Antw. 1617. 1691) und Hirsche (Brl. 1874) beanspruchen; werthvoll ist die phototypische Wiedergabe des Cod. Antw. von 1441 durch Ch. Ruelens (Lpz. 1879, Harrassowitz). Die Zahl der Ausgaben beläuft sich auf mehr als 2000.

Als älteste deutsche Uebersetzung der N. C. muß jetzt diejenige von 1434

angesehen werden (L. Korth, Mitth. aus dem Kölner Stadtarchiv XIII; Fromm, Deutsch. Reichsanz. 1886, 14. Dec.; ders. Ztschr. für Kircheng. IX, 606 f.); es folgt dann die Pforzheimer von 1448. Die beiden besten modernen deutschen Uebersetzungen sind die von Bischof Sailer (Mch. 1799 u. öfter, noch 1883) und G. Görres (neugedr. Tournay 1883). Die Reihe der italienischen Uebersetzungen beginnt mit 1488, der französischen mit 1493 (hdschriftlich 1447 u. 1462), der englischen mit 1502 bezw. 1503 (Atkynson; die drei ersten Bücher wiederholt 1504 mit Buch IV, übers. von Heinrich's VII. Mutter Margaretha); vgl. über die Uebersetzungen in andre Sprachen Backer S. 149 ff. Unter den französischen ist hervorragend diejenige Lammenais' (1824) und N. de Wailly's (Paris 1886). In classisches Latein übertrug die N. C. Seb. Castellio (Basel 1563). Von den illustrirten Ausgaben bezw. Uebersetzungen sind die Paris-Brüsseler von 1839, diejenige von Delaunay (Paris 1869), diejenige mit den Holzschnitten nach Führich (öfter aufgel., zuletzt Lpz. 1884) und die von Merkel (Kassel 1882) zu erwähnen. F. X. Kraus.

Thomas, ein deutscher Buchdrucker, der in Gesellschaft von mehreren anderen Deutschen am Ende des 15. Jahrhunderts in Sevilla die Druckerkunst ausübte. Seine Genossen hießen Paul von Köln (Paulus bezw. Paulo de Colonia), Johannes Pegnizer und Magnus. Wo und wie sich die vier zusammengefunden haben, ist unbekannt; mit einem Male tauchen sie im J. 1490 zusammen in Sevilla auf. So ferne diese Stadt der Wiege der Buchdruckerkunst lag, so war letztere ihnen dennoch schon dorthin vorausgeeilt; denn bereits in den Jahren 1476—86 waren von einigen Spaniern daselbst Bücher gedruckt worden. Drei Jahre wirkten die vier Deutschen zusammen, dann, von 1493 an, verschwindet Paul von Köln; die drei andern setzten aber ihre Thätigkeit fort, bis mit dem Jahr 1499 auch Th. verschwindet, worauf die beiden übrig gebliebenen noch zwei Jahre, bis 1501 einschließlich, weiter druckten. Dann geht auch ihre Spur verloren. Neunzehn Drucke sind bisher als Erzeugniß dieser Presse festgestellt; bei sechs davon sind alle vier Gesellschafter, bei acht sind Pegnizer, Magnus und Th., bei fünf nur die beiden ersteren betheiligt. Lateinische Werke fehlen unter diesen Drucken nicht ganz (die Bibel von 1491 ist übrigens wol unecht), aber sie sind merkwürdiger Weise gegenüber den spanischen in der Minderzahl. Von letzteren sind zu nennen ein Rechtsbuch von 1495, eine Cronica del Cid, eine Dichtung von Juan de Meno und Uebersetzungen von Classikern (Plutarch, Cicero und Seneca). Kenntlich sind die Drucke dieser Werkstätte, soweit sie keinen Namen nennen, durch die Unterschrift: por quatro compañeros alemanes bezw. tres comp. al. oder (seit 1500) comp al., sodann aber namentlich durch das Druckerzeichen. Dieses enthält nämlich in schwarzem Feld ein Kreuz mit vier nach oben sich verjüngenden Querbalken und darüber Zickzacklinien, in der untern Hälfte aber inmitten eines doppelten Kreises nach den Anfangsbuchstaben die Namen bezw. Vornamen der Drucker: PL (verschlungen) J, M, T (nach dem Abgang des Paul von Köln: J, M, T) und darunter zwischen den beiden Kreisen: ALEMANI. Was nun unsern Th. im besonderen betrifft, so ist sein Geschlechtsname lange Zeit unbekannt gewesen und noch Volger stellt die zuversichtliche Vermuthung auf, daß er mit dem Verleger Juan Thomas Favaro, einem Italiener, ein und dieselbe Person sei. Aber schon Hidalgo führt in der zweiten Auflage von Mendez einen Druck auf und Hazañas macht einen zweiten bekannt, in welchem der volle Name steht: Thomas Glockner. Damit ist nun aber freilich alles erschöpft, was wir über den Mann wissen. Wir können höchstens noch anführen, daß der Name Gl. damals in Gernsheim (P. Schöffer's Heimath!) vorkam; doch mag es auch an manchem andern Ort Gl. gegeben haben, wie dies z. B. von Wolfach sicher ist. — Fügen wir hier auch inbetreff der anderen Glieder

jener Druckgesellschaft, da sie an ihrem Ort keine Besprechung gefunden haben, das Wenige an, was über sie zu sagen ist, so kommt vor allem **Paul von Köln** in Betracht. Er ist augenscheinlich das Haupt der Gesellschaft gewesen; er heißt maestre, die andern seine compañeros oder socii. Wenn aber da und dort Drucke angeführt werden, die allein seinen Namen tragen, so wäre es falsch, daraus zu schließen, er habe auch allein gedruckt; es handelt sich dabei vielmehr nur um ungenaue Wiedergabe der betreffenden Schlußschriften. Bekannt ist über diesen Meister lediglich nichts. Daß der zweite Buchstabe in dem Monogramm des Druckerzeichens P L — wenn nicht etwa P C = Paulus de Colonia gemeint ist — seinen Familiennamen bedeutet, dürfte außer Zweifel sein. Aber mit Hülfe der bis jetzt bekannten Druckernamen des 15. Jahrhunderts läßt derselbe sich nicht feststellen. Sollte es sich etwa um einen Liechtenstein handeln, einen Verwandten des berühmten Venediger Druckers Hermann L., der ebenfalls aus Köln stammte? Nach dem Abgange Paul's tritt an die Spitze der Gesellschafter **Johannes Pegnizer**. Als seine Heimath ist in den Schlußschriften der Drucke Nürnberg angegeben; dem entsprechend heißt er öfter auch nur Johannes de Nuremberga. Möglicher Weise ist er identisch mit dem Johannes Pegenitzer de Norimberga, der in der Erfurter Universitätsmatrikel beim Jahr 1479 vorkommt. Wie Paul von Köln werden in den Bibliographieen, selbst noch von Mendez-Hidalgo, einzelne Drucke auch ihm ausschließlich zugeschrieben, aber gleichfalls nur infolge ungenauer Wiedergabe der Schlußschriften. Einmal allerdings erscheint Pegnizer ohne die andern Geschäftstheilhaber. Im Jahr 1496 finden wir ihn nämlich zusammen mit Meinard Ungut, dem Mitglied einer zweiten Druckgesellschaft Sevilla's, in dem kurz zuvor eroberten Granada. Von dem dortigen Erzbischof berufen druckten die beiden deutschen Meister nämlich daselbst des Francisco Ximenez Vida de Jesu Cristo. Doch scheint dies für Beide nur eine kurze Unterbrechung ihrer Thätigkeit in Sevilla gebildet zu haben. Weniger als von Pegnizer und kaum mehr als von Th. ist von dem vierten Gesellschafter, **Magnus**, bekannt; was man von ihm weiß, beschränkt sich auf seinen Familiennamen und seine Heimath. In einigen wenigen Drucken nennt er sich nämlich statt Magnus genauer **Magnus Herbst** de fils (d. h. Vils, ein an der bairischen Grenze gelegenes Städtchen Tirols). Indem die älteren Bibliographen statt Herbst Herbot schrieben, nahmen sie ihn mit dem Joh. Herbost (richtiger Herbort) „dictus Magnus“ von Seligenstadt zusammen, der zwischen 1475 und 1485 druckte; nach Mendez insbesondere wäre fils = sils und dieses Abkürzung für Silgenstadt. Es ist klar, daß für solche Identificirung kein Anhaltspunkt vorliegt. Ebensowenig aber darf dieser Magnus Herbst, wie von Kapp (Geschichte des deutschen Buchhandels I, 207) geschieht, mit dem Drucker Jakob Magnus von Straßburg verwechselt werden, den der Nürnberger Hieronymus Münzer 1494 in Granada traf.

Vgl. Fr. Mendez, Tipografia española, 2. ed. por D. Hidalgo, 1861 (s. Register). — Volger, Die ältesten Drucker und Druckorte der Pyrenäischen Halbinsel, im Neuen Lausitzischen Magazin, Bd. 49, 1872, S. 100 fg., 113 fg. — J. Hazañas y la Rua, La imprenta en Sevilla, 1892, p. 3 sqq.

K. Steiff.

Thomas Septemcastrensis, ein Buchdrucker, wie der Beiname sagt, aus Siebenbürgen, genauer aus Hermannstadt, der 1472 in Mantua thätig war und zwar in Verbindung mit Joh. Wurster aus Kempten. Wenn Deschamps recht berichtet, so waren die beiden von der Geistlichkeit nach Mantua berufen worden, doch gelten nicht sie, sondern ein Mantuaner Bürger oder aber zwei andere, ebenfalls 1472 daselbst eingetroffene Deutsche für die dortigen Prototypographen. Während nun aber Wurster in Mantua weiter druckte und 1475

in Modena die Buchdruckerkunst einführte, verschwindet Th. scheinbar, um erst 1481 und zwar ebenfalls in Modena wieder aufzutauchen. Auch hier erscheint er in Geschäftsverbindung mit einem andern, diesmal mit dem sonst nicht genannten Johannes Franciscus. Nur zwei Drucke, je einer aus den beiden Städten, sind von ihm bis jetzt bekannt. Es ist aber anzunehmen, daß er auch sonst gedruckt hat und seine weiteren Drucke nur noch nicht zum Vorschein gekommen bezw., weil ohne seinen Namen erschienen, noch nicht festgestellt sind. Die geplante Aufnahme sämmtlicher italienischer Wiegendrucke wird hierin vielleicht Wandel schaffen. Von der Person dieses Druckers ist außer seinem Heimathort zur Zeit nichts bekannt.

Vgl. Volta, Saggio sulla tipografia Mantovana del secolo XV, 1786, p. 15 sqq. — Hain, Repertorium bibliogr. Nr. 1, 294. — (Deschamps,) Dictionnaire de la géographie etc., 1870, col. 798 sq., 902 sq. — Burger, Monumenta Germaniae et Italiae typogr., Taf. 36, wo eine Typenprobe des Mantuaner Druckes gegeben ist. K. Steiff.

Thomas: Adolf Th., geboren am 9. Juni 1812 bei Freienwalde an der Oder, † am 15. März 1891 in Berlin. Sein Vater war Hüttenmeister an dem großen Alaunbergwerk bei Freienwalde, ein Mann von außerordentlichen Gaben, die er auf verschiedensten Gebieten in seinem Leben bethätigte, aber ein jähzorniger Charakter ohne jede Selbstzucht, Niemanden neben sich duldend, und deshalb auch nie lange in einer Stellung aushaltend. Seine Frau hatte er als ältestes von sieben Kindern aus dem Pfarrhause von Groß-Schönebeck sich geholt, verlor dieselbe aber nach 10jähriger Ehe, in der sie ihm sechs Kinder geboren hatte. Adolf Th. war der Aelteste, und sprach noch als Greis von dem Eindruck der Kindlichkeit, den ihm die Mutter hinterlassen, die selbst aus dem Kinderzimmer in die Ehe getreten, der beste Spielgefährte ihrer Kinder war. Der Schönebecker Großvater Pastor Walter hatte, obgleich er selbst noch sechs eigene Kinder hatte, seinen besonders begabten Enkel Adolf in seinem 6. Jahre zu sich genommen, um seiner Tochter die sich immer mehrenden Sorgen zu erleichtern. Sein Schwiegersohn hatte bald wieder die Hüttenmeisterstelle aufgegeben um in den Dienst des Fürsten Pückler-Muskau zu treten, an dessen gärtnerischen Anlagen er einen nicht unbedeutenden Antheil gehabt haben soll. Drei Jahre nur hatte der kleine Adolf im Hause des Großvaters sorglos zugebracht, als die Mutter starb und damit die Katastrophe über die Familie hereinbrach. Der Vater überwarf sich unmittelbar darauf mit dem Fürsten und brachte seine übrigen fünf Kinder unter dem Vorgeben, eine neue Stellung zu suchen, ebenfalls zu dem Großvater nach Schönebeck. Statt dessen verschwand er aber spurlos, ohne je etwas von sich hören zu lassen, und erst als sich seine sechs Kinder alle durch Noth und Entbehrungen zu tüchtigen Menschen emporgearbeitet hatten, fanden sie den Vater, der inzwischen ein hoher Siebziger geworden war, elend im Armenhause zu Halle wieder, nahmen ihn dort heraus und gaben ihn gemeinsam einer seiner Töchter, welche in Berlin dürftig existirte, in Pflege, wo derselbe im 84. Lebensjahre starb.

Als das Schönebecker Pfarrhaus nun plötzlich für zwölf Kinder zu sorgen hatte, mußten die Bissen täglich noch kleiner geschnitten werden. So wurde denn Adolf Th., als der Aelteste, in das Waisenhaus zu Halle gebracht, von wo aus er nach absolvirtem Abiturientenexamen mit sehr kargen Stipendien die Universität bezog. Seine schwankende Gesundheit, besonders die heftigen Kopfschmerzen, mit denen er bis über die Mitte seines Lebens behaftet blieb, schob er selbst auf die Entbehrungen seiner Kinderjahre, auf das Hungern auch im Waisenhause, und fröhliche Erinnerungen an seine Jugend fehlten ihm. Als er zuerst die Universität Greifswald bezog, erlaubten ihm seine Mittel auch nur

einen um den andern Tag Mittagbrod zu essen, auch mußte er sich aus demselben Grunde den Eintritt in die Burschenschaft versagen. Trotzdem aber wurde er in die Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt und zwar wurde er, da nichts Gravirendes gegen ihn aufzufinden war, nach dem eigenthümlichen Verfahren, das bei diesen Verfolgungen beobachtet wurde, vor die Alternative gestellt, entweder eine unabsehbar lange Untersuchungshaft oder eine sechswöchentliche Gefängnißstrafe in der Berliner Stadtvogtei durchzumachen. Durch die Erfahrungen, die er an mehreren seiner Freunde erlebt hatte gewitzigt, entschloß er sich, um möglichst bald wieder in den Besitz seiner Freiheit zu kommen, zu letzterer und ging nach Berlin. Ursprünglich hatte er sich der Philologie zugeneigt; als ihm aber beim Beginn der Studien die Schriften Schleiermacher's in die Hand fielen, war sein Entschluß unwiderruflich gefaßt, Theologe zu werden. Mit Begeisterung begann er das Studium und ersehnte den Augenblick herbei, Schleiermacher von Angesicht zu sehen und sein Schüler zu werden. Nun trieb ihn die Abbüßung der Strafhaft früher als er gedacht hatte nach Berlin, und die erste Nachricht die er erfuhr als er in die Hauptstadt einfuhr, war die Trauerkunde, daß Schleiermacher gestorben, die Stadt ihres ersten Kanzelredners und die Theologie eines ihrer Führer beraubt sei. Um so enger schloß er sich bei fortgesetztem Studium dem Kreise der Freunde und Schüler des Verewigten an und gehörte mit zu denen, die sein Andenken lebendig hielten und in seinem Geiste fortwirkten. Nach beendetem Studium hatte er kurze Zeit eine Hauslehrerstelle in Liebenwalde inne, von der er aber bald wegen der Erkrankung seines Großvaters nach Schönebeck geholt wurde, dem er als Hülfsprediger zur Seite stand, bis er 1841 als Pfarrer nach Herzsprung in der Uckermark berufen wurde. Eine sehr viel einträglichere Stelle, die ihm gleichzeitig von der Behörde angeboten wurde, lehnte er ab, da die Gemeinde einen streng lutherischen Geistlichen wünschte, und er derselben nicht aufgedrungen werden wollte. Dieser Verzicht gewann ihm aber die Achtung und Freundschaft des späteren Consistorialpräsidenten Grafen Voß, welcher sehr bald darauf die Berufung von Th. nach Fürstenfelde bei Küstrin, eine der bestdotirten Landpfarren veranlaßte, wo derselbe bis zu seiner Berufung nach Berlin 1859 blieb.

Unterdessen hatte unter Führung von Stahl und Hengstenberg die Orthodoxie in der Kirche ihr Haupt erhoben und die Schüler Schleiermacher's hatten derselben in ihrer berühmt gewordenen Erklärung vom 15. August 1845 den Fehdehandschuh hingeworfen, und eine eigene Zeitschrift zur Vertheidigung der bedrohten Union begründet, die von Eltester, Jonas, Pischon und Sydow herausgegeben wurde. Th. erwarb sich bald durch seine gründliche theologische Bildung, sein bei aller Entschiedenheit stets maßvolles Auftreten als Mitarbeiter derselben, sowie als Glied der damals alljährlich in Eberswalde tagenden Pastoralconferenz eine hervorragende Stelle. Auch als die Zeitschrift in die „Protestantische Kirchenzeitung" umgewandelt wurde, betheiligte er sich rege an derselben und wurde ein warmes Mitglied des Unionsvereins, denn die evangelische Union war ihm Herzens- und Gewissenssache; dem Liebeswerke des Gustav Adolf-Vereins widmete er einen großen Theil seiner Kraft, ebenso wie er dem „Evangelischen Bunde", diesem Bunde wider Rom und den Romanismus beitrat. Als Stahl in seinem Buche über „Die lutherische Kirche und die Union" von neuem zwischen den Anhängern dieser und seiner Partei das Tischtuch zerschnitt, indem er dem königlichen Friedenswerke, der Vereinigung von Lutheranern und Reformirten „zu einer neubelebten evangelisch-christlichen Kirche im Geiste ihres Stifters", die Alleinberechtigung des Confessionslutherthums schroff gegenüberstellte, trat Th. mit einer geharnischten Streitschrift auf den Plan, die

er selbst als ein Bekenntniß bezeichnet, und die er „Union, lutherische Kirche und Friedrich Julius Stahl“ (Berlin, Georg Reimer, 1860) benannt hat; dieselbe ist wegen ihrer begeisterungsvollen Hingabe an die Wahrheit und wegen ihrer tiefen idealen Auffassung der evangelischen Union von bleibenderem Werth als ein Flugblatt, das nur für den Tag seines Erscheinens Interesse hat. Noch mit der Abfassung dieser Schrift beschäftigt, erging vom Berliner Magistrat der Ruf an ihn, seine ländliche Pfarre mit der Kanzel der Nicolaikirche in Berlin zu vertauschen, welche einige Monate vorher durch den Tod von Jonas verwaist war, der Kanzel, auf der ehedem Spener und Paul Gerhardt gestanden hatten. Th. folgte dem Ruf und vertauschte seine ländliche Abgeschiedenheit mit dem Treiben der Hauptstadt, in der er von da ab noch 30 Jahre in Segen gewirkt hat. Er bezog eine schöne Dienstwohnung, das Parterregeschoß des großen Schindler'schen Waisenhauses, da mit dem Archidiakonat zugleich die Stelle eines Curators an dieser Anstalt verbunden war, und wahrlich einen liebevolleren Waisenvater konnte die Anstalt kaum haben. Um seine Kanzel scharte sich bald eine große Personalgemeinde aus den gebildeten Ständen, denen er die Schleiermacher'schen Anschauungen, aber ohne die bei vielen Anhängern Schleiermacher's damals übliche Polemik gegen die Orthodoxie mit warmer religiöser Begeisterung verkündete. Von seinen Predigten ließ er zwei größere Sammlungen im Druck erscheinen, 1864 und 1869 unter dem Titel „Glaube an Christus“ und „Leben in und mit Christo“, welchen letzten Band er in der Vorrede mit der Versicherung einleitet, daß er die Kanzel stets mit dem Bestreben betrete, das, was draußen als Streit der Parteien die Gemüther erhitze, so viel wie möglich fern zu halten, ohne jedoch seine Ueberzeugung zu verhehlen und über das schweigen zu können, was sein Auge auf dem Boden der kirchlichen Gemeinschaft als schädlich erkannt. So trat er aus dem Drange seiner Ueberzeugung 1868 noch einmal zu einem geistigen Ringkampf auf den Plan, wie ein Jahrzehnt früher gegen Stahl, so jetzt gegen die damals ausschließlich lutherische Genossenschaft der Berliner Pastoralconferenz, welche den ihr so verhaßten Protestantenverein in feierlicher Erklärung excommunicirt hatte; er folgte in dieser Schrift, der „Erklärung aus der Berliner Pastoralconferenz gegen den Protestantenverein“ (Berlin 1868) Satz für Satz in scharfer Abwehr wie in freudiger Darlegung des eigenen Standpunktes, der Angriffsschrift der Gegner. Bis in sein Greisenalter wich er nicht von seinem Posten. Noch im J. 1888 wies er auf der Berliner Stadtsynode den Angriff des Consistorialpräsidenten Hegel gegen die Männer der freien Theologie im Pfarramt mit Schärfe und Klarheit zurück. Durch das Vertrauen der Stadt war er als Bürgerdeputirter in die Armencommission berufen, stand viele Jahre an der Spitze des großen Legatenfonds von Berlin und unterzog sich länger als zehn Jahre der unsäglichen Arbeitslast, die dieses Amt bringt neben seinen andern Thätigkeiten. Am 30. December 1869 hat ihn die theologische Facultät Heidelberg zum Ehrendoctor ernannt.

Schweres Leid hat ihn in seinem Hause besonders in seinem Alter getroffen. Nachdem seine erste Ehe durch den Tod getrennt und er mit sechs Kindern zurückgeblieben war, schloß er einen neuen Ehebund, der ihn 19 Jahre voll beglückte; nach dem Tode der Gattin aber brach schweres Leid und Kummer über ihn herein. Tod und geistige Umnachtung raubten ihm mehrere seiner erwachsenen Kinder; aber auch in der herbsten Trübsal bewahrte sich Th. die friedvolle Heiterkeit eines kindlichen wahrhaft christlichen Gemüths, das dankbar jede kleinste Lebensfreude erfaßt, und nachdem er noch in frischer Kraft 1889 sein 50jähriges Jubiläum hatte feiern können, erlöste ihn Gott am 15. März 1891 von allem Erdenleid und rief ihn heim. M. Sydow.

Thomas: Christian Louis Th., angesehener sächsischer Schulmann und pädagogischer Schriftsteller, am 14. Februar 1815 in Pegau geboren, wurde 1832 Lehrer in Gottscheina, 1833 in Möckern, kam 1853 an die dritte Bürgerschule in Leipzig und ging 1855 an die fünfte Bürgerschule über. Von 1871 an war er Director der evangelischen Freischule in Leipzig. Neben seiner Amtsthätigkeit widmete er sich eifrig den Interessen des Lehrerstandes. So gründete er 1852 die Allgemeine Brandversicherungsgesellschaft sächsischer Lehrer, deren Statuten 1854 im Druck erschienen (2. Aufl. 1859). In weiteren Kreisen, auch über Sachsen hinaus, wurde sein Name bekannt durch seine mit den Directoren Berthelt, Jäkel und Petermann bei Klinkhardt in Leipzig herausgegebenen, in zahlreichen Auflagen verbreiteten Lehrbücher, die sämmtliche Gebiete des Volksschulunterrichts zum Gegenstande hatten. Erwähnt seien die „Lebensbilder I—IV“, „Erstes Lesebuch nach der Schreiblesemethode“, „Rechenschule“ (Aufgaben zum Tafelrechnen, 9 Hefte, zum Kopfrechnen, 2 Hefte), „Biblische Geschichte“ (in verschiedenen Ausgaben, mit und ohne Bilder) u. s. w. Außerdem besorgte er neue Auflagen des „Lehrbuchs der Erdbeschreibung von Zachariä“, gab Musäus' Volksmärchen der Deutschen und das „Illustrirte goldene Kinderbuch“ (in 6 Bänden, mehrfach neu aufgelegt) heraus. Er starb am 21. October 1878.

W. Haan, Sächs. Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1875, S. 338, wo sich ein Verzeichniß der Schriften findet. — F. E. Helm, Geschichte des städtischen Volksschulwesens in Leipzig. Leipzig 1892, S. 158.

Georg Müller.

Thomas: Jan Th., Maler, wurde zu Ypern am 5. Februar 1617 geboren. Er kam schon in jungen Jahren nach Antwerpen, wo er einer der eifrigsten Schüler von Rubens wurde. Im J. 1639 oder 1640 ließ er sich als Freimeister in die Antwerpener Lucasgilde aufnehmen und vermählte sich dann am 26. Januar 1642 mit Jacoba Maria Enobbaert. In der Zwischenzeit war er mit seinem Mitschüler Diepenbeck in Italien, wo er sich aber nur kurze Zeit aufhielt, um in den verschiedenen Städten die Werke der großen italienischen Meister zu studiren. Ungefähr im J. 1654 verließ er mit Weib und Kind Antwerpen, um Hofmaler bei dem Bischof von Metz zu werden, für den er mehrere große Altarbilder ausführte. Von Metz aus berief ihn Kaiser Leopold I. in gleicher Stellung nach Wien, wo er im J. 1662 von Cornille de Bie als lebend erwähnt wird und im J. 1673 starb. T. malte Bilder aus der heiligen Geschichte und Mythologie, doch gibt es auch Genrebilder von seiner Hand, unter denen namentlich die Darstellungen von Künstlerwerkstätten häufig wiederkehren. Von seinen Werken befinden sich fünf in seiner Vaterstadt Ypern, von denen das am meisten für Th. charakteristische „Heilige“ darstellt, „die den Heiland in einer Landschaft anbeten“. In Wien haben sich zwei Gemälde des Künstlers erhalten, ein „Bacchanale“ vom J. 1656 in dem kunsthistorischen Hofmuseum und ein „Chemiker in seiner Werkstatt“ in der Galerie Liechtenstein. Außerdem hat sich Th. auch in der Radir- und Schabkunst versucht und eine Anzahl Landschaften, mythologische Blätter und Porträts geschaffen, die von den Sammlern geschätzt werden.

Vgl. A. Michiels, Histoire de la peinture flamande. 2. édition. Paris 1869. VIII, 239—247. — F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool. Antwerpen 1883, S. 812, 813. — Ed. von Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß. Wien 1884. II, 492, 493.

H. A. Lier.

Thomas: Karl Gustav Adolf Th., Landschaftsmaler, wurde am 28. September 1834 in Zittau als Sohn eines Tischlermeisters geboren und gelangte im J. 1859 nach vielfachen Hindernissen in das Atelier Ludwig Richter's in Dresden. Nachdem er im J. 1864 ein Reisestipendium erhalten hatte, ging er, um Studien zu machen, nach Oberbaiern und Tirol. Auf der Rückreise verweilte er eine Zeit lang in München, wo er sich bei Adolf Lier und Friedrich Voltz weiter auszubilden bemüht war. In München entstand unter anderen seine Landschaft nach Motiven bei Brannenburg, die im J. 1866 in den Besitz der Dresdener Galerie überging. Nach Dresden zurückgekehrt, wählte er wie in seinen ersten Jahren die Motive für seine Landschaften meistens aus der näheren oder weiteren Umgebung dieser Stadt. Im Neuen Theater in Dresden malte er für das Treppenhaus eine historische Landschaft mit Bezug auf eine Scene aus Goethe's „Götz von Berlichingen". Seit dem Jahre 1884 wirkte Th. als Lehrer an der Simonson'schen Akademie in Dresden. Er starb daselbst plötzlich am 16. Januar 1887.

Auszug aus dem Nekrolog des Unterzeichneten in der „Kunstchronik", 1886/87. 22, 303—309. H. A. Lier.

Thomas: Johann Gerhard Christian Th., geboren am 5. Februar 1785 zu Frankfurt a. M.-Sachsenhausen als nachgeborener Sohn eines dortigen Kaufmanns. Nach beendetem Schulunterricht zuerst im Frankfurter Gymnasium, dann bei Rector Roth in Friedberg bezog er 1802 die Universität Gießen, später Würzburg, wo er mit Eifer Schelling hörte, und wurde 1807 Advocat in seiner Vaterstadt. 1809 wurde er vom Fürsten Primas zum zweiten Archivar ernannt und arbeitete dann in verschiedenen Zweigen der großherzoglich Frankfurtischen Verwaltung, besonders im Finanzwesen unter seinem Gönner Staatsrath Steitz. Bei der Wiederherstellung der freistädtischen Unabhängigkeit wurde er Rathsschreiber und 1816, nachdem er kaum das wahlfähige Alter erreicht, Senator. Als Mitglied des Senats betheiligte er sich nach und nach an den wichtigsten Geschäften des städtischen Verwaltungs- und Gerichtsdienstes; zwei Mal (1824, 1829) war er jüngerer, drei Mal (1832, 1835, 1838) älterer Bürgermeister. 1828 war er als Vertreter Frankfurts beim Abschluß des mitteldeutschen Handelsvereins, 1836 bei der Aufnahme seiner Stadt in den preußischen Zollverein in hervorragendem Maße thätig; 1832—1837 vertrat er Frankfurt im Bundestag, eine schwierige Aufgabe, da in dieser Zeit das Frankfurter Attentat und die dadurch hervorgerufenen Beschwerden der Regierungen den Vätern der Stadt große Besorgniß und Arbeit verursachten. Als jüngster Syndicus hatte Th. zugleich die Untersuchung gegen die Theilnehmer am Attentat und sonstige politisch Verdächtige zu führen, eine Arbeit, durch welche er sich wenig Dank, aber um so mehr Haß und Mißliebigkeit zuzog. Ein Schlaganfall entriß ihn plötzlich am 1. November 1838, als er sein letztes Bürgermeisteramt noch nicht zu Ende gebracht hatte, aus einer vielseitigen politischen und wissenschaftlichen Thätigkeit. — Die letztere hat zwar vielfach durch die erstere gelitten; während aber der Politiker nur für die Vaterstadt von Bedeutung war, darf der Gelehrte einen hervorragenden Platz unter den Männern der Wissenschaft beanspruchen. Die Geschichte des deutschen Rechtes und die Geschichte der Vaterstadt waren die Gebiete, denen er seine kärglichen Mußestunden widmete. 1826 besorgte er mit einem Freunde eine Ausgabe Tauler's, 1828 veröffentlichte er in Fichard's Wetteravia Aufsätze über Wetterauische Weisthümer und über das älteste Frankfurter Stadtrecht, 1831 eine Abhandlung über die Entstehung des deutschen Strafrechts in Schlosser-Bercht's Archiv. Seine beiden bedeutendsten Arbeiten erschienen nach seinem Tode. 1839 brachte das zweite Heft des Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst, herausgegeben

von einer von Th. mitbegründeten Gesellschaft von Freunden der vaterstädtischen Geschichte die „Frankfurter Annalen 793—1300", die erste kritische Sammlung von Notizen aus Quellenschriftstellern und Urkunden, grundlegend für die Forschung nach den geschichtlichen Anfängen und dem Wachsthum der Stadt. Thomas' bedeutendstes Werk „Der Oberhof zu Frankfurt a. M. und das fränkische Recht in Bezug auf denselben" wurde 1841 von Dr. L. H. Euler aus seinem Nachlasse herausgegeben; das Vorwort schrieb Jakob Grimm. Das Buch ist von mehr als localgeschichtlichem Werthe, da der Bezirk des Frankfurter Oberhofs einen bedeutenden Theil Westdeutschlands umfaßte. — Th. lebte in Frankfurt in einer edlen, anregenden Geselligkeit; er war enge befreundet mit J. F. Böhmer, dessen Kaiserregesten er ein eifriger Förderer war, mit J. K. v. Fichard, mit dem ihn nach politischem Hader die Gemeinsamkeit der historischen Studien wieder zusammengeführt hatte; den durchreisenden Fremden von Bedeutung eröffnete er gern sein gastfreies Haus. Eine innige Freundschaft verband ihn mit J. und W. Grimm, mit den Gebrüdern Boisserée, und auch Goethe, der Freund seiner Schwiegereltern Willemer, schätzte ihn hoch, weil er Marianne-Suleika ein treuer Freund, eine feste Stütze war. Th. war ein edler, trefflicher Mensch; in seinen politischen Anschauungen am Alten hängend, ein entschiedener Feind der jungdeutschen Bewegung, in den religiösen Ansichten ein überzeugter Anhänger des lutherischen Bekenntnisses, aber frei von confessioneller Engherzigkeit. Wir schließen mit den Worten Böhmer's: „In einer neugewordenen Zeit, deren Vorzüge er mit reicher Empfänglichkeit auffaßte, deren schlimme Seite er in ihrer ganzen Tiefe erkannte, war er aus Ueberzeugung des Verstandes und mit Wärme des Herzens der Art und dem Glauben der Väter treu geblieben. Mit Gewandtheit und Kenntnissen in allen Zweigen der Verwaltung, mit Charakterfestigkeit, wo es galt, das Recht, in dem er nach germanischer Weise auch zugleich die Freiheit erkannte, zu ehren oder zu erhalten, verband er jene erleuchtete Liebe zum Vaterland, welche ihren Gegenstand auch kennen wollte, und war aus diesem Grunde ein warmer Freund des deutschgeschichtlichen Studiums".

Thomas' zweite Gattin war Rosette Staedel geb. Willemer; die innige Freundschaft, welche der greise Goethe dieser ausgezeichneten Frau weihte, gibt ihr ein volles Anrecht auf einen Platz in diesem Werke. 1782 als Tochter des Bankiers Willemer in Frankfurt a. M. geboren, heirathete sie 1799 den Kaufmann J. M. Staedel, wurde aber schon 1802 Wittwe und leitete dann das Hauswesen des verwittweten Vaters. Hier lebte sie mit der etwas jüngeren Marianne Jung in schwesterlicher Freundschaft, die durch die Heirath der Freundin mit dem Vater nicht getrübt wurde. Die Besuche Goethe's auf der Gerbermühle bei Frankfurt (1814 und 1815) führten sie dem Dichter nahe; wie dieser sie schätzte, zeigt jedes Blatt seiner Briefe an Marianne und an Rosette selbst. 1819 schloß sie den überaus glücklichen Ehebund mit Th., dem sie geistig völlig ebenbürtig war. Sie überlebte den Gatten, dem sie vier Kinder geschenkt hatte, um mehrere Jahre; sie starb am 16. März 1845.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 1838, Theil II, S. 901 ff. (von Böhmer, vollständiger in dessen Briefen und kleinen Schriften, herausg. von Janssen, Bd. II, 469 ff., Freiburg 1868). — Heyden, Gallerie berühmter Frankfurter. Frankfurt 1861, S. 151. — Böhmer, Regesta imperii, die Urkunden Ludwig's des Bayern. Frankf. 1839, S. XVI. — Sulpiz Boisserée. Stuttg. 1862. — Janssen, J. F. Böhmer's Leben, Briefe rc. Freiburg 1868. — Creizenach, Briefwechsel Goethe's mit Mar. v. Willemer. 2. Aufl., Stuttg. 1878. — Frankfurter Neuphilologische Beiträge. Frankf. 1887, worin E. Stengel einen Brief von Thomas an J. Grimm, interessant für des ersteren Anschauung über die revolutionäre Bewegung auf den Hochschulen, und einen

Brief Rosettens an denselben, ein herrliches Zeugniß von ihrer und ihres Gatten zartsinniger Freundschaft für die Brüder Grimm, mittheilt. — Mehrere Briefe und amtliche Schriftstücke von Thomas sind aus dem Nachlaß ins Frankfurter Stadtarchiv gekommen; seine und seiner Frau Briefe an die Brüder Grimm werden in der kgl. Bibliothek zu Berlin aufbewahrt.

R. Jung.

Thomasius: Christian Th., hervorragender Förderer der deutschen Cultur, dem Fache nach Jurist, wurde geboren zu Leipzig am 1. Januar 1655 als Sohn des Philosophen Jakob Th. (s. u. S. 107), des Lehrers von Leibniz. Der Knabe durcheilte die ersten Stufen der Bildung mit der Raschheit und dem Glanz, welche stets die Merkmale seines Talents geblieben sind. So außerordentlich jung zum Universitätsstudium gelangt, nutzte Th. diesen Vorsprung, um sich zunächst überall, in der Physik, Mathematik, Geschichte umzusehen, Philosophie aber eingehender zu betreiben, ehe er ein Fachstudium ergriff. Eben damals erschien S. Pufendorf's Jus naturae et gentium; die systematische Vollständigkeit desselben fesselte unsern jungen Magister der Philosophie (seit 1672, Baccalaureus seit 1671); den von der Leipziger Orthodoxie verworfenen Pufendorf'schen Ideen wußte er logisch nichts entgegenzusetzen; aber noch stand er zu starr im Banne der Tradition und der Erziehung, als daß er deshalb jene Ideen anzunehmen gewagt hätte; so zweifelte er einstweilen lieber an seiner Verstandeskraft, als an der alten Lehre. Deshalb, um diese Schwierigkeiten zu bewältigen, welche auf die Vorstellungen von Recht und Sittengesetz zurückführten, wandte sich Th. nunmehr der Jurisprudenz zu, bei welcher er als bei seiner Berufswissenschaft verblieb. In Leipzig hörte er namentlich bei C. Ziegler und bei J. Schilter; 1675 bezog er die Universität Frankfurt a. d. Oder, wohin ihn der Ruf eines Rhetius und Stryk führte. Von dem Unterricht auch dieser Männer nicht voll befriedigt, ging er alsbald dazu über, selbst juristische Privatvorlesungen zu halten, wobei er sich bereits bemüht haben will, positives und natürliches Recht zu verbinden, ersteres durch letzteres zu verbessern. So lernte er, wie er selbst sagt, lehrend und erwarb 1679 das Doctorat, nachdem er 1678 pro licentia unter Rhetius disputirt hatte. — In diese Frankfurter Jahre fällt aber die große Krisis von Thomasius' innerem Leben. Ausführungen von Gegnern Pufendorf's hatten ihn zunächst befriedigt und zu weiterem ruhigen Verharren in den alten Geleisen bewogen: sie schienen ihm das zu leisten, wozu er selbst nicht im Stande gewesen war, eine Widerlegung der Pufendorf'schen Ketzereien. Da schlug in diese Anschauung, welche mehr dem Wunsche entsprang, sich überzeugen zu lassen, als der Ueberzeugungskraft jener Ausführungen, hinein mit der unwiderstehlichen Gewalt freier Sprache, entrüsteter Satyre, sittlichen Ernsts und logischer Klarheit Pufendorf's Apologia. Indem Th. durch diese Schrift voll hingerissen wurde, ward ihm mit einem Schlage klar, auf wie ungenügender Grundlage all sein Wissen und Glauben bisher beruht hatte: sein Verstand, an dem er gezweifelt hatte, weil er ihm die Richtigkeit der von seiner Umgebung verketzerten Ansichten vorführte, hatte Recht behalten; Alles, was man ihm dagegen gesagt, gepredigt, als Heilswahrheit eingeprägt hatte, erwies sich als Trug oder Irrthum. Alles, was man ihn gelehrt hatte, war ein Chaos von positiven Kenntnißbrocken, ohne Klarheit, Ordnung noch Begründung. Aus dieser Erkenntniß entsprang der feste, klare Entschluß, fortab sich nur noch auf den eigenen Verstand zu verlassen, diesen als Maßstab an alle Dinge zu legen und keiner noch so alten Schulmeinung, keiner noch so ehrwürdigen Ueberlieferung, keinem noch so fest gewurzelten Vorurtheil Rechnung zu tragen. Das Vorurtheil namentlich, das praejudicium, ist seitdem Thomasius' böser Traum, den er fortwährend von sich und der Menschheit abzuwälzen, es ist sein

Feind, den er überall zu suchen und zu bekämpfen bemüht ist. Damit hat sein Leben seinen Zweck, sein Geist seine endgültige Richtung gewonnen; von allen Seiten strömten ihm nun unablässig die Anregungen, die Gedanken, die Ausführungen zu, auf allen Gebieten, durch alle Schlupfwinkel verfolgt er das Vorurtheil, in Vorlesung, Rede und Druck, in gelehrter und populärer Form, mit sprudelnder Fruchtbarkeit. Namentlich tritt ihm die Bedeutung der geschichtlichen Untersuchung in den Vordergrund, um durch dieselbe den Wechsel aller Dinge, die Haltlosigkeit aller Vorstellungen von der gerechten Grundlage des Bestehenden, die vielen Erfolge von Gewalt und List darzuthun, um durch Vertiefung der geschichtlichen Erkenntnisse die Ehrfurcht vor dem geschichtlich Gewordenen zu beseitigen. Als ein wohlbeanlagter und wohlerzogener Leipziger Professorensohn und Professuranwärter war er in Frankfurt eingezogen; als der Christian Thomasius unserer Culturgeschichte verließ er es, als Rationalist und Aufklärer, kampflustig und siegvertrauend.

Es beginnt nun, nach einer kurzen holländischen Reise (1679) und nach einigen Jahren äußerer Ruhe, innerer Sammlung — während derselben practicirte Th. zu Leipzig, namentlich als Vertheidiger in Criminalsachen, hielt Privatvorlesungen im üblichen Stil, und schrieb einige bloß fachmäßig gelehrte juristische Werke, in deren Vorreden es wetterleuchtet — die Glanzepoche seines Lebens; die sechs Jahre von 1684—1690 sind es, innerhalb deren Th. von dem Sitze allen akademisch-orthodoxen Zopfes, von Leipzig selbst aus, seine schmetternden Schwertschläge gegen Pedantismus, Scholastik, Orthodoxie, Buchstabenwissen, Geisteserstarrung führte, mit Berserkergrimm nach allen Seiten gleichzeitig einhauend, nichts und Niemand schonend, allein gegen alle. Nicht der fein geschliffene, funkelnde, spitze Paradedegen eines Voltaire vibrirt hier im Wechsel tief durchbohrenden Ausfalls und glänzender Parade; ein gewaltiger Flamberg, ein mächtig Gewappen aus der Rüstkammer der deutschen Gelehrsamkeit und Ueberzeugungstreue wird hier geschwungen, in ungefügen Hieben, mit beiden Händen geführt, saust es auf Richtungen und Köpfe der Gegner herab, die Vertheidigung stets in Form eines neuen Angriffs. Grob, breitspurig, mit den verletzendsten Persönlichkeiten durchsetzt, ungeschickt da, wo sie einen leicht humoristischen Ton anschlagen will, unerfreulich mindestens, wo sie das Witzeln gallischen Esprits nachahmen möchte, ist die Polemik des Th. aus dieser seiner ersten Epoche; aber durchschlagend; und zaghaft anfangs, dann bewundernd, schließlich mitgerissen folgte die Leipziger akademische Jugend, folgte bald ganz Norddeutschland diesem Kampfe. Th., durch den Tod seines Vaters von jeder Rücksicht befreit, eröffnete diesen durch Vorlesungen über das Naturrecht und durch eine Dissertation über die Bigamie (1684), welche, mit der extremsten naturrechtlichen Richtung, noch über Pufendorf hinausgehend, als naturrechtlich erlaubt hingestellt wird. Diesem Vorspiele folgte 1687 die Herausgabe eines Lehrbuchs des Naturrechts, welches in fast allen Punkten mit Pufendorf übereinstimmt und diesen namentlich gegen des Th. früheren Lehrer, den Leipziger Professor Val. Alberti, vertheidigt, die „Institutiones Jurisprudentiae divinae"; und der Anschlag an das schwarze Brett der Universität eines deutschen Programmes: „Discurs, welchergestalt man denen Frantzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll". Natürlich, wie sofort bemerkt sei, insofern, als sie gute Manieren, Kunst seinen Lebensgenusses mit allseitigem, unpedantisch den Kern der Dinge erfassendem Wissen und mit reicher Welterfahrung verbinden — nicht, indem man ihnen blindlings in Moden, Leichtsinn, Sünden nachfolgen solle. Dieser Anschlag und der sich daran anschließende Vortrag über des Spaniers Gracian Grundregeln, „vernünftig, klug und artig zu leben" war eine unerhört revolutionäre That in doppelter Beziehung. Sowol wegen

des Stoffes — wann waren jemals sonst derartige ungelehrte, scheinbar frivole Dinge an das schwarze Brett, auf das Katheder getragen worden? — wie wegen der deutschen Sprache. Und zwar bricht hier Th. mit der lateinischen Gelehrtensprache in vollem Zweckbewußtsein; er weiß wol, daß er in seiner deutschen Sprache, wie ihre Anwendung an sich schon die schärfste Kriegserklärung gegen allen scholastischen Zunftbetrieb ist, so auch die mächtigste Stütze für diesen Krieg finden wird. Nicht nur Freiheit der Bewegung, Kraft und Natürlichkeit des Ausdruckes wird ihm sein, an Luther's Werken genährter, an Chr. Weise sich zunächst anschließender deutscher Stil von selbst gewähren: sondern seine deutschen Worte werden sich an ganz Deutschland wenden, sie werden ihm Zuhörer und Leser aus allen Kreisen, über die mit gelehrten Vorurtheilen angefüllten Universitätszirkel hinaus zuführen, sie werden ihm die frischen Empfindungen und den nationalen Enthusiasmus der Jugend gewinnen, namentlich auch der Jugend aus den vornehmeren, der pedantischen Schulgelehrsamkeit verächtlich gegenüberstehenden Ständen. Freilich wendet sich bloß scheinbar an letztere seine Logik von 1688, durch ihren Titel: „Introductio ad Philosophiam Aulicam seu primae Lineae libri de prudentia cogitandi et ratiocinandi“; das Werk ist nicht etwa wirklich für Hofleute bestimmt, sondern für Studirende, die sich eben gleichzeitig durch dasselbe an einen eleganten, weltmännischen Ton und entsprechende Auffassung gewöhnen sollen. Der Sorge für die praktische Ausbildung der Studirenden dienen eine ganze Reihe gleichzeitiger Programme und öffentlicher Vorlesungen, über philosophische und juristische Stoffe; alle legen sie den Ton darauf, daß mit hohlen Formeln, mit der Ueberlieferung bloß theoretischen Wissens in zahllosen Einzelheiten und in dialektischer Verknüpfung, wie sie bis dahin üblich waren, zu brechen sei, daß vielmehr die Rücksicht auf praktische Verwendbarkeit des Gelernten an erste Stelle treten müsse; so wenig man tanzen lerne durch Besuch von theoretischen Vorträgen über die Tanzkunst, so wenig lerne man logisch denken, ethisch handeln, juristisch Geschäfte führen durch die hergebrachten Collegien über Logik, Moral, Jurisprudenz; praktische Anleitung zu geben sei auch hier Hauptaufgabe des Lehrers. Namentlich in den juristischen Vorlesungsprogrammen ist hier schon (wie an anderer Stelle eingehend nachzuweisen hier vorbehalten bleiben muß) die ganze spätere fachwissenschaftliche Lehre des Th. im Keime enthalten. All dies war ihm aber damals nur Nebenarbeit; in erster Linie steht das entscheidende Werk der Jahre 1688 und 1689, das Werk, mit welchem Th. sich an das ganze deutsche Publikum in freiester, originellster Form wendet, seine deutsche Monatsschrift, wie sie diese beiden Jahre hindurch erschien, unter vielfach wechselndem Titel (zuerst: „Scherz- und ernsthafter, vernünftiger und einfältiger Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen erster Monat oder Januarius, in einem Gespräch dargestellt von der Gesellschaft derer Müßigen“). Ebenso wechselt die Form ab, bald haben wir Dialoge vor uns, bald witzelnde Erzählungen, bald wild polemische Ausfälle, bald ruhige Aufsätze, namentlich Berichte über die moderne Litteratur, die schöne sowol wie die gelehrte, die ausländische wie die inländische; stets aber ist der Geist aller dieser Ausführungen derselbe. Den Angriffen gegen theologische Intoleranz, gegen aristotelische Scholastik, gegen gelehrten Pedantismus ganz im allgemeinen entspricht die lobende Hervorhebung der Moral des Confucius, der Epicuräischen Philosophie, der Romanlectüre als eines nicht zu unterschätzenden Bildungsmittels. Alle diese Dinge werden immer wieder, von allen Seiten her, frisch vorgenommen, im Anschlusse bald an ein neues Buch, bald auch an ein Ereigniß des Tages; Th. hat sich hier die Waffe des Journalismus nicht nur neu geschaffen, sondern sie auch bereits mit vollendeter Meisterschaft zu führen gewußt; ebensowenig hat er freilich den

bedenklichen in ihm schlummernden Tendenzen widerstanden, der Neigung zu Uebereilungen, Uebertreibungen, namentlich aber auch zur rücksichtslosen Ausbeutung der Skandalsucht des Publikums auf Grund unverbürgter, persönlich gehässiger Gerüchte. Diese Anspielungen und Insinuationen gegen seine Feinde würden wir heute kaum mehr zu erkennen in der Lage sein, wären wir nicht anderweitig darüber genauest unterrichtet, namentlich durch des Th. eigene spätere Vertheidigungsversuche; er ist danach entschieden gelegentlich zu weit gegangen, indem er einzelnen seiner Gegner gemeine Delicte beimaß, zwischen welchen und einem zelotisch-verfolgungssüchtigen Obscurantismus denn doch noch ein gewaltiger Abstand besteht. Solcherlei ist gewiß nicht zu entschuldigen; wenn aber darüber hinaus gegen Th. von berufenster Seite die Anklage erhoben worden ist, er sei mit seinem ganzen Kampfe gegen die aristotelisch-scholastische Unterrichtsmethode der Philosophen wie gegen die auf der Concordienformel aufgebaute pseudo-lutherische Intoleranz der Theologen im Unrecht gewesen, da nun einmal die Universität Leipzig auf diese Concordienformel und auf jenen Aristotelismus begründet und verpflichtet gewesen sei: so soll und kann dieses Argument lediglich ein formal-juristisches Urtheil begründen. Gerade darin, daß er sich über solche Bedenken wegsetzte, daß er alle jene Ketten und Riegel mit Einem Ruck sprengte und seinen freien Flug nahm hinaus in die Weite, die er damit seiner Nation eröffnete: gerade darin besteht des Th. That; nicht bloß die formale Gesetzwidrigkeit muß ihm deshalb nachgesehen werden, sondern auch manche sachlich ärgere Uebertreibung, begangen im Kampf gegen das Autoritätsprincip, so namentlich die geschmacklose Herabsetzung der ganzen Antike. Nur vor zwei Punkten ist auch in seinen kühnsten Tagen Thomasius' Sturmgeist stets stehen geblieben: vor der reinen, im Sinne des ersten Jahrhunderts aufgefaßten christlichen Religion, und vor der durch den Herrscher ausgeübten politischen Staatsallmacht. An jener hielt er ebenso unbedingt mit gläubigem Gemüth, namentlich gegen den Spinozismus, wie an dieser aus doctrinärer Einsicht fest; in beiderlei Beziehung auch positiv kennzeichnend für die erste deutsche Etappe des Aufklärungszeitalters.

In der Stellung, welche er als der Autor der Monatsschrift, als der Begründer des deutschen Aufklärerthums und Journalismus einnimmt, lebt Th. hauptsächlich im Gedächtnisse der Nation weiter, ein zorn- und witzsprühender Eiferer gegen alles Niedrige und Beschränkte, gegen allen Schulen- und Regelzwang, mehr niederreißend, als aufbauend, mehr Vertreter des sog. gesunden Menschenverstandes und Agitator als Gelehrter, trotz aller gelegentlich dabei an den Tag gelegten Gelehrsamkeit. Indessen ist diese Vorstellung eine durchaus einseitige, eben nur für diese erste Periode zutreffende; Th. ist vor allem ein impulsiver, stets durch die Stimmung und Aufgabe des Moments beeinflußter Charakter gewesen; und im J. 1690 traten zwei hervorragend wichtige Ereignisse in sein Leben ein, welche zu einem neuen Entwicklungsstadium führten. Das eine die Berührung mit dem in Leipzig verfolgten Pietismus, dessen juristische Vertheidigung er übernahm; zu dem persönlichen Einflusse eines Spener und Francke mochte die innere Neigung zum Rückschlag kommen, der Hang nach Bescheidenheit und Ruhe nach der Keckheit und dem Lärm der letzten Jahre; entscheidend war aber wol das Bedürfniß des gläubigen Gemüthes, an Stelle des beseitigten orthodoxen Dogmenglaubens etwas anderes Positives zu setzen. So ward Th. selbst Pietist und, da er eine einmal eingeschlagene Richtung regelmäßig bis ins Extreme verfolgt, auch Separatist und Mystiker, letzteres hauptsächlich im Anschlusse an Poiret. Der pietistischen Stimmung entsprießen namentlich eine ganze Anzahl von Schriftchen, in welchen Th. sich selbst und anderen ins Gewissen redet, in dem bekannten zerknirschten und starke Schelt-

worte anwendenden Ton; namentlich bereut er nun die gehässigen Uebertreibungen seiner bisherigen Polemik, und der Vorsatz, solche Persönlichkeiten zu meiden, ist ein dauernder Gewinn, welchen er aus dieser pietistischen Krisis zieht. Weniger glücklich sind die durch die pietistische Selbstbetrachtungs- und Selbstzergliederungsneigung hervorgerufenen Ideen über die Möglichkeit, menschliche Charaktere nach bestimmten Formeln gewissermaßen mathematisch auf ihre Componenten zu bestimmen und danach die zukünftigen Handlungen dieser Menschen zu berechnen. Der pietistische Ton klingt uns schon aus dem Titel einer damals von Th. herausgegebenen Zeitschrift („Historie der Weisheit und Thorheit", 1693) entgegen. Der Inhalt dieser Zeitschrift aber hängt wol noch mehr mit einem gewissen Separatismus zusammen, soferne nämlich die kirchengeschichtlichen Beiträge überwiegen, welche regelmäßig die officielle Kirche als durch philosophische Einflüsse auf Abwege gerathen, die großen Ketzer dagegen als Repräsentanten wahren Christenthums darstellen. Es handelt sich da geradezu um Vorarbeiten zu Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte (1699), einem Werk, zu dem Th. in naher Beziehung steht, ohne daß bisher seine Mitarbeiterschaft im einzelnen genügend nachgewiesen wäre. Der Mysticismus endlich veranlaßte ihn zu metaphysischen Grübeleien, mit welchen er ein seiner ganzen Denkart dauernd verschlossenes Gebiet betrat; sein pneumatischer „Versuch vom Wesen des Geistes" (1699) ist wol das unerfreulichste, halt- und werthloseste seiner Werke. — Jedoch war dafür gesorgt, daß er nicht in solchen Dingen oder in pietistischer Frömmelei unterging, schon durch das andere entscheidende Ereigniß des Jahres 1690: die Verlegung seines Wohnsitzes und seiner Thätigkeit von Leipzig nach Halle. Dort war, nachdem er sich mit aller Welt überworfen hatte, nachdem auf vielseitige und fortgesetzte Klagen auch scharfe obrigkeitliche Maßregeln gegen sein Wirken in Wort und Schrift ergriffen worden waren, nicht mehr seines Bleibens; so verließ er seine Vaterstadt (die durch ihn selbst aufgebrachten, seitdem herrschenden Anschauungen von einer eigentlichen „Vertreibung" und „Flucht" sind übertrieben) am 18. März 1690, wurde in Berlin, wo er sich gute Beziehungen vorzubereiten gewußt hatte, wohl aufgenommen, mit Rathstitel und Gehalt ausgerüstet und mit der Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, nach Halle entlassen. Aus diesen Vorlesungen ist die juristische Facultät, der Kern der Universität Halle hervorgegangen. In den ersten Jahren mußte Th. den Schülern, welche er um sich nach Halle berief, Alles in Allem sein. Und er ward dieser Aufgabe gerecht im höchsten Maße; er hielt ihnen nicht nur Vorträge über die gesammte positive Rechtswissenschaft nach einem eigenen Plane, in welchem besonders die Geschichte des Rechts und seiner Quellen eine hervorragende Rolle spielt; dazu fügte er nicht nur Vorträge über das Naturrecht nach seinem Lehrbuche, nicht nur encyklopädisch-philosophisch auf alles dies vorbereitende Vorlesungen; sondern er nahm auch praktische Uebungen in dem Gebrauch der deutschen Sprache, in der Logik und Rechtsanwendung mit ihnen vor, ja kümmerte sich um ihre Manieren, ihren äußeren Anstand; so bot er ihnen nicht nur in seiner einzigen Person eine ganze philosophische und eine ganze juristische Facultät, sondern selbst den Lehrmeister in Dingen, welche Schule und Elternhaus verabsäumt hatten. Als der gewaltige Erfolg dieser Bemühungen die feierlich-förmliche Errichtung der Universität Halle 1694 zur Folge hatte und nun eine ganze Reihe weiterer Lehrkräfte ihm gesellt wurden, namentlich in der Stellung als Ordinarius der juristischen Facultät und Director der Universität der große Civilist S. Stryk (s. A. D. B. XXXVI, 698 fg.), schon seit Ende 1692, gewann Th. daraus wiederum neuen Vortheil, nicht nur nach der Seite der Entlastung von der übermäßigen Lehrthätigkeit, sondern auch nach der Seite posi-

tiver Anregung und sorgfältiger Schulung in Angelegenheiten der Spruchpraxis und der Geschäftsverwaltung. Mehr als bisher findet sein Geist nun Bethätigung auf dem Felde der Fachwissenschaft; aus der Menge der Programme und Dissertationen treten drei Vorstellungsreihen als hauptsächlich leitende hervor: Erstens die Ueberzeugung von der Bedeutung der Geschichte, ohne welche die Jurisprudenz blind ist; Th. versteht da von der Entwicklung durch Alterthum, Mittelalter, Receptionsepoche, neuere Zeit hindurch ein zusammenhängendes Bild in vielfach treffenden Zügen zu entwerfen. Zweitens der scharfe Widerspruch gegen die herrschenden Vorstellungen von der Trefflichkeit des Römischen Rechts und von seiner Gültigkeit in Deutschland; vielmehr wimmele es von Mängeln (naevi) und kaum ein Zwanzigstel oder ein Zehntel des Corpus jur. civ. sei bei uns wirklich in Geltung; im übrigen herrsche bei uns Naturrecht und unser, diesem weit näher stehendes, einheimisches Recht; namentlich auf letzteres geht dabei Th. immer mehr ein, gibt zu ihm eine Reihe bedeutender Einzelbeiträge, und zeigt dabei seinen genialen Scharfblick in der Auswahl der Punkte, auf welche er jene, an sich ja zweifellos stark übertriebene Grundanschauung anwendet. Drittens im Kirchenrecht die Ausbildung der einseitigst territorialistischen Lehre, nach welcher allein dem Herrscher in allen nicht unmittelbar zum Glauben gehörigen Dingen, d. h. auf dem ganzen Gebiete der sog. adiaphora, und in allen eines äußeren Zwanges bedürftigen Anlässen die unumschränkte Gewalt zukommt, während die Geistlichkeit nur auf dem Gebiete des Glaubens und nur durch Ueberredung zu wirken berufen ist; selbst die Strafe des Bannes, der Excommunication, ist nur der Landesherr zu verhängen befugt; jede andere Auffassung wird als 'papistisch' gebrandmarkt und da, wo sie sich in der Geschichte geltend macht, auf Ränke der papistischen Politik zurückgeführt. Spuren solcher auch im Protestantismus zurückgebliebenen papistischen Auffassung nachzuweisen macht sich Th. zur besonderen Aufgabe und findet solche am stärksten im Eherecht. Dem Fürsten aber empfiehlt er weiteste Toleranz zu Gunsten aller auf dem Boden des Christenthums stehenden confessionellen Schattirungen (über Pufendorf's Toleranz hinaus, hinter Locke's ganz allgemeiner Toleranz zurückbleibend); und gegen die Auffassung der Ketzerei als eines strafbaren Verbrechens richtet er zwei seiner treffendsten, kräftigsten und erfolgreichsten Dissertationen (1697 „An haeresis sit crimen“ und „De jure principis circa haereticos ex hypothesi juris clericalis“). Zusammengefaßt, wennschon bloß in der Form kurzer Inhaltsangabe über zu haltende Vorlesungen, findet man alle diese Anschauungen des Th. in seinem „Summarischen Entwurf der Grundregeln, die einem studioso juris zu wissen nöthig“ (Halle 1699). Ein letztes Resultat derselben Gedankenrichtung endlich, namentlich auch durch Stryk's Einfluß gefördert, ist die Abhandlung „De crimine magiae“ (Nov. 1701, in zwei deutschen Uebersetzungen erschienen 1704 und 1706): hier verwirft Th. nicht bloß, wie schon früher mehrfach geschehen war, die Beweisbarkeit, sondern, zum ersten Male, die Möglichkeit des Teufelbündnisses und aller damit zusammenhängenden Spuk- und Wahnvorstellungen, welche zu so vielen Greueln Veranlassung gegeben hatten; alle körperliche Wirksamkeit des Teufels wird geleugnet und als wahre Knechte des Teufels werden die mit Geist und Willen ihm verfallenen, die Verbrecher und Sünder, bezeichnet; die einfache Abschaffung aller Hexenprocesse wird im Endergebniß kategorisch gefordert.

Mit dem Beginn des 18. Jahrhunderts stellten sich Reibungen ein zwischen Th. und dem in der theologischen Facultät der Universität Halle zur Herrschaft gelangten, daüber auch seinerseits zu einer formelgläubigen Hieratik erstarrten Hallischen Pietismus. Diese Reibungen verblieben keineswegs bloß auf dem Gebiete geistlicher Ermahnungen und akademischer sowie litterarischer Aus-

sprachen, sondern führten auch zu Klagen und Gegenklagen nach Berlin, wo man im wesentlichen zu Gunsten friedlichen Ausgleiches entschied, indem man Th. vom theologischen Gebiet abzulassen, den Theologen aber sich persönlicher Angriffe gegen Th. zu enthalten befahl: natürlich beiderseits ohne viel Erfolg. Der Kampf hat sich litterarisch sowol wie in der angedeuteten Form officieller Beschwerden bis 1713 hingezogen, in welchem Jahre Th. zum letzten Male wegen einer „Diss. de concubinatu“ Verfolgungen ausgesetzt schien, die indessen bald wieder abgewendet wurden. Entschieden war eigentlich der Sieg des Th., wenigstens in amtlicher Beziehung, schon seit 1709, als man ihm, um ihn zur Ablehnung einer Rückberufung nach Leipzig zu veranlassen, den preußischen Geheimrathstitel verliehen und die Nachfolge in Stryk's Stellungen versprochen hatte; in dieselben ist er denn auch 1710, mit Stryk's Tode, eingetreten. — Hand in Hand mit diesen äußeren Vorgängen vollzog sich die Loslösung des Th. aus den pietistischen und mystischen Anschauungen selbst. Half ihm die Verkehrtheit jener erkennen das kopfhängerisch-heuchlerische Gebahren, wie es sich namentlich im Haller Waisenhause einnistete und seinem pädagogischen Ideal so direct widersprach, so zerflog der Zauber der Mystik vor der Klarheit eines Locke, mit dessen Studium er sich nun ernstlich befaßte. Ueberhaupt aber konnte man wol von vornherein vermuthen, daß dies ganze pietistische Wesen, so ernsthaft Th. es damit zunächst nahm, doch für ihn nur eine Durchgangsphase sein konnte; diese Phase führte ihn von dem überschwellenden Sturm und Drang der Jugend durch eine seiner gesunden Lebenslust widersprechende Contrition hinüber zu dem ausgeglichenen Gleichmaaß eines reifen Mannesalters, welches natürliche Heiterkeit und Lebhaftigkeit mit Ernst und Würde in Auftreten, Sprache und Gesinnung zu verbinden weiß. Dementsprechend steht nun Th. auf der Höhe seiner wissenschaftlichen Leistungen; es ist die Periode, in welcher sich alle verschiedenen von ihm angesponnenen Gedankenfäden in allseitiger Durchführung und besonnener Formulirung zu Einem Gewebe vereinigen. In der Philosophie des Naturrechts emancipirt er sich von Pufendorf („Fundamenta Juris naturae et gentium“, 1705), indem er als den großen Unterschied zwischen Recht und Moral die Erzwingbarkeit der Rechtssatzungen proclamirt und daraus namentlich die Unhaltbarkeit des Begriffes eines jus divinum positivum universale ableitet. In der Rechtsgeschichte läßt er, besorgt durch seinen Lieblingsschüler Georg Beyer (s. A. D. B. II, 596), die mustergültige „Delineatio historiae juris civilis“ (1704) erscheinen; deren äußere Methode kurzer Schlagsätze, der sog. positiones, ist seinem Vorlesungsdictat entnommen, an welches sich dann seine mündlichen Ausführungen knüpften, von Seiten seiner Schüler aber ist diese Methode der Positionen für alle solche lehrbuchartigen Schriften (Compendien) aufgenommen. Im Privatrecht führt er nicht nur den Kampf gegen die Gültigkeit des Römischen Rechts in Deutschland weiter durch, sondern gelangt auch im Gegensatze zu diesem dazu, ein vollständiges System des deutschen Privatrechts aufzuführen, welches dann in G. Beyer's, als erstes Lehrbuch über diesen Gegenstand bekannter „Delineatio juris Germanici“ (1718) stark benutzt ist; dieses deutsche Recht ersetzt mit Vortheil das früher von Th. unbefangen aus Haß gegen das Römische Recht ins positive Recht hinübergezogene Naturrecht. Die hier gewonnene Einsicht in die Bedeutung des heimischen Rechtes überträgt Th. auf das Feudalrecht („Selecta Feudalia“, 1708, mit dem Abdruck des Auctor vetus de beneficiis), ferner auch auf Staats- und Strafrecht. Studien zu der Geschichte des letzteren führen einerseits zu der Carolina und den Fehmgerichten, andererseits zu der päpstlichen Gesetzgebung, namentlich Innocenz VIII. zurück; daraus geht dann schließlich die Einsicht hervor in den Zusammenhang der schlimmen Trias: Inquisitionsproceß, Folter, Hexenverfolgung. Mit sicherem

historischen Griff weiß Th. diese Dinge zu verbinden, und namentlich die Ausführungen gegen die Folter gehören wieder zu denjenigen, an welche sein Name aufs dauerhafteste geknüpft ist („Disp. de tortura in foris Christianorum proscribenda", 1705). Bei dem hiermit zugleich schon berührten Gebiete des Kirchenrechts beschränkt Th. sich jetzt nicht mehr auf die Vertretung der landesherrlichen Rechte und auf die Bekämpfung der bei Geistlichen aller Kirchen grassirenden Herrschsucht, sondern geht dazu vor, das ganze kanonische Recht von diesen Gesichtspunkten aus durchzuarbeiten, namentlich seitdem dasselbe in den Bereich seiner pflichtmäßigen Vorlesungen fällt (seit 1710 als Ordinarius der Facultät); dadurch führte er eigentlich zuerst das kanonische Recht in ein Kirchenrecht in unserem Sinne über und bereitete den Boden, auf welchem sein großer Schüler J. H. Böhmer wirken sollte; freilich legte er dabei auch den Grund zu einer der leidigsten Neigungen des Aufklärungszeitalters, der, alle möglichen historischen Vorgänge aus Intriguen der Päpste (arcana papatus) und der Clerisei herzuleiten. — Die großen Schriften, in welchen wir neben zahllosen Dissertationen u. s. f. diese Ausführungen finden, sind: „Cautelae circa praecognita Jurisprudentiae" (1710); „Cautelae circa praecognita Jurisprudentiae Ecclesiasticae" (1712); „Notae ad singulos Institutionum et Pandectarum titulos, varias juris Romani antiquitates, inprimis usum eorum hodiernum in foris Germaniae ostendentes" (1713), das umfangreichste juristische Werk unseres Autors, welches für seine Behauptung von der geringen Geltung des Römischen Rechts in Deutschland den Inductionsbeweis durchführt; weiterhin die Ausgabe von Lancelottus' „Institutiones juris canonici" mit einer Auswahl von Noten Anderer und zahlreichen eigenen Noten (4 Bände, 1713—17); und endlich die „Historia contentionis inter imperium et sacerdotium", mit Betonung namentlich der Litterärgeschichte, als einer auch sonst von Th. wesentlich berücksichtigten und geförderten Wissenschaft. — In den Jahren 1713—1717 treten schließlich in den Kreis der Fragen, mit welchen Th. sich beschäftigt, auch gesetzgeberische ein, auf Anregung von Seiten der Staatsregierung her. Obschon er die Schäden in Recht und Rechtspflege seiner Zeit scharf erkennt und bitter beklagt, steht Th. im wesentlichen, nach einem ersten, etwas lebhafteren Anlauf (Vorwort zu den Notae etc., 1713), auf einem skeptischen Standpunkt („Bedenken" v. 1717, mitgeth. in den Juristischen Händeln, Theil 4, Handel 4, und zwei Dissertationen v. 1717: „De emendatione administrationis justitiae etc." und „De charactere et circumspectione Medici ad curandam taediositatem processuum adhibendi"). Er meint schließlich, nicht durch eine übereilte Gesetzgebung, welche noch so schön klingen möge, aber nichts ändern werde, sondern nur durch Hebung des Niveaus des allgemeinen Wissens bei juristischen Professoren, Studenten, Geschäfts- und Staatsmännern werde sich eine wahrhafte Besserung erzielen lassen; dazu aber bedürfe es mehrerer Generationen; bis dahin möge man die Gesetzgebung ruhen lassen; und dann werde man kaum mehr neuer Gesetze bedürfen. Mit diesen Auseinandersetzungen verbinden sich Studien zur Geschichte der Universitäten (Ausgabe des sog. Testamentes von Melchior v. Ossa, 1717, mit Noten und mit Anhang: „Ein kleiner Versuch von Annalibus, 1409—1629", Leipzig und Wittenberg betreffend).

Welcher Unterschied zwischen dem jugendfeurigen Reformator und dem Th., der sorgfältig auseinandersetzt, ein Institut als verkehrt, fehlerhaft erkennen berechtige noch nicht dazu, es abzuschaffen oder zu verbessern, ehe man wisse, ob diese Operation bei diesem Stadium der Krankheit nicht zu schwer sei! Man sieht, wie sich der Uebergang ins hohe Alter vollzieht. Der Eintritt in dasselbe charakterisirt sich durch ein bequemeres Sich-gehen-lassen in Form und Inhalt. Der immer schon reichlich breite Stil des Th. fließt jetzt ganz auseinander, in

endlose Länge und Ausführlichkeit; die immer schon häufigen Wiederholungen zeigen zu ihrer Entschuldigung nicht mehr neue Einkleidung noch Variirung des Gedankens; die Neigung, in einer für das 18. Jahrhundert so kennzeichnenden Weise uns von sich selbst zu unterhalten, führt zu autobiographischen Aufsätzen, die allerdings reiches Urkundenmaterial, aber auch unendlich viel todtes Detail enthalten, weniger wol aus Selbstgefälligkeit, als aus Bequemlichkeit, da Th. die Mühe nicht aufwendet, das Bedeutsamere auszuwählen; und in derselben Weise werden jetzt früher liegen gebliebene Arbeiten, Berichte über früher geführte Processe u. dgl. veröffentlicht. Dieser Ton herrscht namentlich in den beiden letzten großen Sammelwerken, den „Ernsthaften, aber doch muntern und vernünftigen Thomasischen Gedanken über allerhand auserlesene juristische Händel" (4 Bde., 1720 und 1721) und den „Vernünftigen und christlichen, aber nicht scheinheiligen Thomasischen Erwägungen über allerhand Gemischte Philosophische und Juristische Händel" (3 Bde., 1723—1725), in letzteren noch weit mehr als in ersteren. Indessen behalten trotz aller dieser Mängel namentlich die Erzählungen über Rohheit oder Leichtsinn der Richter in einer Reihe von Hexenuntersuchungen ihren Werth. Ebenso werthvoll ist, wegen des reichen litterärgeschichtlichen Materials, die „Paulo plenior Historia juris naturalis" (Halle 1719). Als im J. 1723 der große Kampf zwischen den Pietisten und Wolf tobte, blieb zwar Th. diesem Streit fern, da ihm keiner von beiden Theilen sympathisch war, auch Wolf nicht, dessen mathematisch-demonstrative Methode ihm, dem Feinde aller „—aner", als eine neue Auflage scholastischer Dialektik verhaßt war; aber sein ganzer Ingrimm gegen die Pietisten zeigt sich doch in der außergewöhnlich scharf-verbissenen Satire, der Diss. „An poenae viventium eos infamantes sint absurdae et abrogandae", aus dem April dieses Jahres. Dagegen ist eine letzte Vertheidigungsschrift für Toleranz aller christlichen Confessionen unter einander in auffallend mildem, behaglichem Tone abgefaßt, angefüllt mit freundlichen persönlichen Anspielungen auf edelgesinnte Bekannte des Autors aus den verschiedensten Kreisen, einschließlich selbst der Jesuiten. Dieses „Gespräch vom Simultaneo" (erschienen 1725, geschrieben wol schon 1720) führt uns in des Th. Heim ein, in welchem er, unter der Larve eines tolerant denkenden katholischen Regierungsbeamten („Geschäftsmannes", wie man das damals nannte) dargestellt, einen ihm befreundeten Jesuiten empfängt; in der Schilderung der tüchtig ihrem Hauswesen vorstehenden, dasselbe unter Entfaltung eines behaglichen Wohlstandes leitenden, aber auch zwischen den Männern verständnißvoll und geistreich vermittelnden Hausfrau hat da Th. der Gattin, welche ihm seit 1680 treu in allen Schicksalen zur Seite stand, ein für Beide gleich ehrendes Denkmal gesetzt. Und als seine „Gemischten Händel" wieder von allerlei Seiten Anfechtung erfuhren, da hat der alte Kämpe sich noch einmal zu einer Kraft und Schonungslosigkeit der Erwiderung aufgeschwungen, welche seine Gegner nicht mehr von ihm erwartet haben mochten, ja welche geradezu in Ton und Inhalt an die ersten Jugendwerke erinnert. Dieser „Anhang zu den Thomasischen Gemischten Händeln" (v. 1726) ist aber seine letzte Druckschrift geblieben; seine letzte Disputation hatte er am 3. November 1725 abgehalten; seine Lehrthätigkeit war er schon seit mehreren Jahren wesentlich einzuschränken genöthigt gewesen; am 23. September 1728 ist er gestorben, überlebt von der Ehefrau, von einem Sohne, Christian Polykarp, von zwei Töchtern, fünf Enkeln und zwei Enkelinnen.

Th. ist kein tiefer Philosoph und Denker, kein gelehrter Forscher und Sammler gewesen, sein Blick haftet meist bloß am unmittelbar Praktischen, sein Verstand leugnet kurzweg alle Probleme, denen er nicht gewachsen ist; der Dauer seiner einzelnen Werke steht ihre geringe formale Durcharbeitung und ihre Zersplitte-

rung im Wege. Aber er ist ein Mann von sprudelndem Ideenreichthum, von intuitiv selbst bei historischen Fragen der richtigen Lösung zustrebender Genialität; und seine Werke, häufig denselben improvisirten Charakter tragend wie seine Lehrvorträge, haben, wie diese auf eine zahlreiche Zuhörerschaft, so auf das Publicum ihrer Zeit im weitesten Maaße gewirkt: durch den Reiz einer frischen Unmittelbarkeit, durch die Gewalt einer mächtigen Persönlichkeit. Er hat in einzelnen Specialwissenschaften, dem deutschen Privatrecht, dem Kirchenrecht grundlegend und pfadweisend gewirkt; in anderen, dem Naturrecht, dem Strafrecht Epoche gemacht; er hat auf die Bedeutung der Kirchen-, Litterär- und Rechtsgeschichte hingewiesen, für seine Zeit treffliche Uebersichten über sie gegeben, auch im einzelnen manche wichtige Beiträge zu der Kenntniß dieser Gebiete geliefert; aber weit über alle diese hinaus gehen seine erzieherischen Verdienste. Um ihn schließen sich die Schüler in immer weiteren Kreisen. Zunächst die verhältnißmäßig starke Anzahl derjenigen persönlichen Schüler, welche unter seiner Leitung zu bedeutenden Gelehrten und Schriftstellern herangewachsen sind, wie, um nur einige zu nennen, Beyer, Titius, Stolle, Gerhard, Joh. S. Stryk, v. Meyern, Gundling, Schmauß, Leyser, Heineccius, J. H. Böhmer, denen der spätere große Curator von Göttingen, der Frhr. v. Münchhausen, gesellt sein mag. Sodann die weit bedeutendere Anzahl derjenigen Zuhörer, welche seine Anschauungen mitgenommen haben ins praktische Leben, in die Gerichts- und Regierungsstuben; hat man doch nicht mit Unrecht einzelne Seiten in dem Charakter des liberalen und nationalen, praktischen und berufseifrigen preußischen Beamtenthums auf diese seine Hallische Schule zurückführen können. Und schließlich die ganze unendliche Anzahl aller Zeitgenossen, welche aus den Schriften des Th. Anstoß erhalten haben zu freiem, selbständigem Denken, zu frischer, fröhlicher Lebensthätigkeit, zur Abwendung von pedantischer Schulfuchserei und von kleinlicher Verzagtheit, zur Verabscheuung von Obscurantismus und Intoleranz. In allen diesen hat Th. fortgewirkt, weit mehr als in seinen Druckwerken, die, nicht einmal zu einer großen Ausgabe gesammelt, vielfach zerstreut und dem nicht fachmäßigen Leser heute schwer zugänglich sind. (Einzelne Sammlungen sind u. a.: „Allerhand bisher publicirte kleine deutsche Schriften“, 1701; „Orationes academicae“, 1723; „Programmata Thomasiana“, 1724; „Dissertationes academicae“, 4 Bde., 4°, Halle 1773—1780.)

H. Luden, Chr. Thomasius nach seinen Schicksalen u. Schriften dargestellt, Berlin 1805 (heute ungenügend). — Wohlverdientes Denkmal dem Herrn Christian Thomasius aufgerichtet 1729 d. P. v. Ludewig, Nachruf. — Consilia Halensia III, Einleitung, 1—96. — Distel in d. Ztschr. f. d. gesammte RW. 10, 440. — Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, 1 u. 2. — Schrader, Gesch. d. Universität Halle I, Buch 1 u. 2. — Landsberg, Zur Lebensgeschichte des Chr. Thomasius, Festgabe zur Haller Säkularfeier, 1894. — Biedermann, Deutschland im 18. Jahrh. II, 353 bis 368. — Schlosser, Gesch. d. 18. Jahrh. II, 603—613. — Hettner, Litteraturgesch. d. 18. Jahrh., Thl. 3, Buch 1, 90 fg. — Jul. Schmidt, Gesch. des geistigen Lebens in Deutschland I, 160 fg. — v. Raumer in d. Neuen Allg. Archiv f. d. Gesch. d. Preuß. Staates I, Heft 3, 185 fg. — Dernburg, Thomasius u. d. Stiftung d. Universität Halle, Rede, geh. am 12. Juli 1865. — Prutz, Gesch. d. Journalismus I, 286—341.

Ernst Landsberg.

Thomasius: Gottfried Th., lutherischer Theologe, † 1875. Unter den Theologen, welche im neunzehnten Jahrhundert das lutherisch-confessionelle Bewußtsein innerhalb der evangelischen Theologie und Kirche wesentlich neu begründet und gestärkt haben, steht Th. obenan. Neben Höfling, Harleß, Hofmann

und Delitzsch hat er der Erlanger theologischen Facultät diejenige Richtung gegeben, welche ihr noch bis zur Gegenwart eine starke Anziehungskraft nicht bloß auf die bairische Landeskirche, sondern auch auf die lutherischen Landeskirchen Norddeutschlands verleiht. Th. stammt aus einem trefflichen bairischen Pfarrhause, dessen Frömmigkeit, Anspruchslosigkeit und Pflichttreue ihn durch sein ganzes Leben geleitet hat. Am 26. Juli 1802 erblickte er da zu Egenhausen im bairischen Franken das Licht der Welt. Von seinem Vater, der nicht bloß in der kirchlichen Wissenschaft, sondern auch in den Schriften der Alten wohlbewandert war, erhielt er bis zum 16. Jahre Unterricht, besuchte dann das Gymnasium zu Ansbach und studirte von 1821—1825 Theologie und Philosophie in Erlangen, Halle und Berlin. Schleiermacher und Neander auf der einen, Hegel und Marheineke auf der andern Seite, aber auch den jugendlichen Pietisten Tholuck ließ er auf sich wirken, gewann aber schon damals die Ueberzeugung, daß Conventikel, die gerade in den frommen Kreisen Berlins gepflegt wurden, der Kirche keinen Nutzen bringen; denn, so äußerte er sich, „wer sich dem allgemeinen entzieht, der kann nur schaden". Von Schleiermacher lernte er in der wissenschaftlichen Darstellung der Glaubenslehre alles auf Christum beziehen oder, umgekehrt gesagt, von ihm ableiten; von Hegel nahm er den Sinn für das Allgemeine, wodurch er sich in der Dogmengeschichte über die Neander'sche Kirchengeschichtsbehandlung erheben sollte, und im Gegensatz zu allem, auch noch so gut gemeinten Pietismus lebte er sich in die geschichtlich erwachsene Kirche ein, in die lutherische Confessionskirche, aus deren Glaubensbewußtsein er lehren, predigen und schriftstellern wollte. Seinen Wunsch, in das akademisch-theologische Lehramt einzutreten, konnte er zunächst nicht erfüllt sehen, sondern war erst 17 Jahre im praktischen Kirchenamt thätig; wir finden ihn zunächst in einer Landgemeinde zwischen Erlangen und Nürnberg im Amte, sodann 1829 als dritten Pfarrer an der Kirche zum hl. Geist in Nürnberg und zwei Jahre später ebendaselbst bei St. Lorenz; dazu kam ein sehr fruchtbarer Religionsunterricht, den er auf besonderen Wunsch des hochangesehenen Schulmanns Karl Ludwig Roth am Nürnberger Gymnasium ertheilte. Studien auf dem Gebiete der Dogmengeschichte und Patristik, auf Grund deren seine vorzügliche Monographie „Origenes. Ein Beitrag zur Dogmengeschichte des dritten Jahrhunderts" (1837) entstand, lenkten (neben einem von ihm verfaßten sehr gern gebrauchten Religionslehrbuche für Gymnasien) die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf ihn; so kam es, daß er am 11. März 1842 zum ordentlichen Professor der Dogmatik in die theologische Facultät der Universität Erlangen berufen wurde. Als Professor und Universitätsprediger, auf dem Katheder und auf der Kanzel fand er jetzt die Stätten für eine volle ganze Lebensarbeit. Als Docent, der alles aus tiefster sittlicher Ueberzeugung vortrug, wurde er bald eifrig gehört, obgleich er über rednerisch hervorragende Mittel nicht verfügte, ja sogar nicht selten an kleinen Schwächen, wie Zerstreutheit oder momentaner Verwirrung, litt, die aber nicht bloß von den Studirenden gern ertragen, sondern alsbald zu den geradezu beliebt gewordenen Eigenthümlichkeiten des verehrten Lehrers gerechnet wurden. Als Prediger anspruchslos und ohne Phrase, sprach er stets ernst und wahrhaftig, im edelsten Sinne erbaulich. Von schriftstellerischen Arbeiten hat eine auf dem dogmatischen, eine andere auf dem dogmengeschichtlichen Gebiete geradezu grundlegend gewirkt. Jene ist seine Dogmatik, welche unter dem Titel „Christi Person und Werk, Darstellung der evangelisch-lutherischen Dogmatik vom Mittelpunkte der Christologie aus", I. bis III. Theil. 1852—1861 (seitdem in 3. Auflage) erschien. War sie nach Schleiermacher's Glaubenslehre überhaupt die erste vollständige und ausführliche Dogmatik der erneuerten protestantischen Theologie in Deutsch-

land, so war sie außerdem die erste der lutherisch-confessionellen Richtung, und noch wegen ihrer inneren Eigenthümlichkeiten ist sie selbst in der Geschichte der Dogmatik ein viel genanntes Buch geworden und geblieben, weil in ihr der Standpunkt der modernen „Kenotik" zum ersten Male energisch geltend gemacht wird. Im Anschluß an Phil. 2, 5 ff., wo von der Selbstentäußerung (κένωσις) Christi die Rede ist, spricht man nämlich in der Dogmatik von der Kenosis der Person Christi, und zwar lehrte Th. eine wirkliche Selbstentäußerung des ewigen Logos in dem Vorgange der Menschwerdung: der Logos behalte zwar seine ihm immanenten Eigenschaften der absoluten Macht, Heiligkeit, Wahrheit und Liebe, begebe sich aber seiner relativen Eigenschaften, der Allmacht, Allgegenwart und Allwissenheit. Das zweitwichtigste Werk aus Thomasius' Feder ist seine Dogmengeschichte, welche unter dem Titel „Die christliche Dogmengeschichte als Entwicklungsgeschichte des kirchlichen Lehrbegriffs" 1874 ff. in 2 Bänden (in zweiter Auflage besorgt von Bonwetsch und Seeberg) erschien. Damals existirte auf dogmengeschichtlichem Gebiete innerhalb der erneuerten Theologie keine ausführliche Darstellung dieser Disciplin; schon deshalb wurde sie vielseitig mit Freude begrüßt, und der in ihr einheitlich durchgeführte Plan, den Nachweis zu liefern, wie die Christenheit als Kirche ihren Gemeinglauben zum Lehrbegriff ausgestaltet, verschaffte ihr viele und dankbare Leser. Die innere Nothwendigkeit, nach welcher sich in der Thomasius'schen Darstellung das Dogma entfaltet, ist freilich selbst wieder eine dogmatische Voraussetzung, welche der Verfasser aus seiner Dogmatik an die Dogmengeschichte herangebracht hat. — Nachdem Th. 1872 das Amt eines Universitätspredigers niedergelegt hatte und mit dem Charakter eines Geheimen Kirchenrathes ausgezeichnet worden war, hielt er noch regelmäßig und mit voller geistiger Frische Vorlesungen, bis er nach kurzer Krankheit am 24. Januar 1875 starb.

Als Schriften von Th. sind außer den drei genannten Hauptwerken noch zu nennen: „De controversia Hofmanniana" (Erlangen 1844). „Dogmatis de oboedientia Christi activa historia" (III particulae 1845/46). „Das Bekenntniß der ev.-luth. Kirche in der Consequenz seines Princips" (1848). „Das Wiedererwachen des ev. Lebens in der luth. Kirche Baierns" (1867). „Das Bekenntniß der luth. Kirche von der Versöhnung und die Versöhnungslehre D. Hofmann's" (1857). „Praktische Auslegung des Colosserbriefes, Zeugnisse von der Gnade Gottes in Christo" (1847). „Predigten", fünf Sammlungen (1852 bis 1860); gesammelt nach der Ordnung des Kirchenjahres 1861; neu aufgelegt 1876. Briefe von ihm in Zeitschr. f. Protestantismus u. Kirche 1875, I, 113 ff. und II, 113 ff.

Vgl. D. v. Stählin's Artikel in Herzog's Realencyklopädie XV (1885), 623—635. Dazu die dort citirte Gedächtnißrede Zezschwitz' auf Th. und drei Nekrologe: in Allg. Ztg. 1875, Nr. 59; in Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung 1875, Nr. 14 und in Zeitschr. für Prot. u. Kirche 1876, II, 23 ff.

P. Tschackert.

Thomasius: Hieronymus Th. (Thomae, Thomas), Dichter und Jurist des 17. Jahrhunderts, stammte aus Augsburg, wo er um 1640 geboren sein wird; er bewahrte der Vaterstadt, deren hervorragenden Mitbürgern seine meisten Werke gewidmet sind, stets eine treue Anhänglichkeit, obgleich er die Erfahrung gemacht zu haben scheint, daß die mercatores für die literatos nicht die rechte Achtung besäßen. Am 27. Juli 1660 wurde Th. in Gießen immatriculirt und bestand am 13. Januar 1668 ebendort das examen rigorosum, das ihm die Würde eines Licentiaten beider Rechte eintrug. Unter dem Strauß von Thesen, die er seiner 'Disputatio inauguralis quae est de confessionibus' anschloß, findet sich das große Wort: Jurisprudentia longe nobilior est Metaphysicâ; dagegen

zweifelt der von Berufsgefühl geschwellte Jurist doch, ob es recht sei, daß poetae nulla immunitatis praerogativa iuvantur: er betont, daß sogar ein Rechtsgelehrter aus den Alten viel Weisheit lernen könne: bei dieser These geriethen sich Poeten- und Juristenstolz des Autors ein wenig in die Haare. Ein Urtheil über den Werth der rechtswissenschaftlichen Arbeiten Thomasius', in denen die Mitglieder der damaligen juristischen Facultät Gießens oft preisend citirt werden, steht mir nicht zu. Außer jener Dissertation liegen mir vor 'Themata ex auth. Sacramenta puberum . . . in examine rigoroso analytice resoluta', die über die Form und Heiligkeit des Eides bekannte Dinge und Zeugnisse (griechische Belegstellen nach lateinischen Uebersetzungen) fleißig zusammentragen. Diese Heiligkeit praktisch zu bewähren hatte Th. schmerzlichen Anlaß, als er am 19. September 1669, damals schon mit der Tochter eines Frankfurter Buchhändlers verheirathet, bei Mainz in die Hände von Räubern fiel, die dem eidlich zum Schweigen Gezwungenen nicht nur ein ungeheures Lösegeld abnöthigten, sondern sogar seine bürgerliche Ehre und Rechtschaffenheit schwer verdächtigten. Aus dieser tragoedia erwuchs, charakteristisch genug, kein Poem, sondern eine juristische 'Commentatio de vi compulsiva' (Gießen 1670); das Dichten lag damals schon hinter ihm. In Gießen erschien endlich auch sein 'Schardius redivivus' (1673), ein Neudruck von Simon Schard's Historicum opus (Basel 1594), in dem Th., soviel ich sah, nur eben die vier Bandregister des Originals zu einem Gesammtregister kürzend vereinigt, sonst nichts geändert hat: es ist also Renommage, wenn er den Leser rhetorisch fragt, utrum ille (Schardius) colligendo an ego renovando scriptores hos de Germania maiorem laborem et industriam impenderimus. Von seinem späteren Leben ist mir nichts bekannt.

Schon als 14—15jähriger versuchte sich Th., durch 'des hochfliegenden H. Andreae Gryphy' Beispiel begeistert, in geistlichen Liedern auf die christlichen Hauptfeste; dürftige und charakterlose Reime, die eben nur bezeugen, daß schon der Knabe von der formellen Gewandtheit der Zeit zu profitiren wußte. Er hat diese Jugendreime aufgenommen in den Anhang seiner 'Teutscher Gedichte Frü-Früchten, Oder Sonn- und Fest-Tags Andachten' (Gießen 1662; Widmung vom 10. Jenner d. J.). Diese enthalten Lieder über die sämmtlichen Sonntagsevangelia und verrathen eine stark fortgeschrittene technische und stilistische Uebung. Th. versificirt nicht, wie man das im 16. Jahrhundert that, das ganze Evangelium, sondern greift irgend ein geeignetes Motiv heraus, dessen Stimmungs- oder Anschauungsgehalt er reich auszuführen sucht. Er bevorzugt Naturbilder, namentlich wilde Scenen, Sturm und Gewitter, die Zeichen des jüngsten Tages und Aehnliches, was volltönige Worte und kräftige Farben brauchen konnte. Die Parabel von den Arbeitern im Weinberge gibt ihm Anlaß, die vier Tageszeiten auszumalen, und den Spruch 'Schauet die Lilien auf dem Felde!' benutzt er, um auch der schönen Zyperissen, der braunbräunlichen Narzissen und der prangenden Tulipanen zu denken. Solch üppig geiles Detail liebt ja das Jahrhundert. Daß Jesu Todesgang mit höchst unlutherischer Sentimentalität dargestellt wird, ist ebenfalls Mode: aber es verräth eine gewisse Anschauung, wenn Th. die in den Fenstern stehenden Frauen weinen läßt. Sein Geschmack ist viel schwächer als sein Geschick. Schon das Flitterwerk der complicirten Strophen, der Reimkünste und Reimformeln, der onomatopöetischen Floskeln ist des Gegenstandes unwürdig. Aber wenn er uns das Paradiesesleben ausmalt als 'in Zimmern voll von Gold bey Malvasier', wenn er Boreas und Zephyr, Chloris, Febus und Luna Christo dienen läßt, wenn er den Cerberus von Pluto's Schwelle auf Herodes loshetzt, wenn er zur Umschreibung des Begriffes 'überall' eine Menge antiker geographischer Namen häuft, so ist das ein um so größeres Vergreifen im Stil, als neben diesem Bombast derbe und

burschikose Ausdrücke wie 'tolles Schwein', 'burschieren' u. s. w. munter einher gehn. Die Manier, die dreitheilige Odenform für Gespräche zu verwerthen, so daß Satz und Gegensatz sich auf die Sprechenden vertheilen, der Nachsatz dem Dichter zufällt, belebt zuweilen diese bei aller Forcirung der poetischen Mittel nothwendig einförmige Evangelienpoesie, die, inhaltlich ohne jeden Reiz, doch beweist, daß Th. die für sinnliche Wirkungen üppig ausgebildete stilistische Technik der Zeit wohl kennt, über deren Stellung in der kirchl. Litteratur R. v. Liliencron's Liturg.-musik. Gesch. d. ev. Gottesdienste S. 133 ff. zu vergleichen ist. Seine stilistische Gewandtheit zeigen diese, in geflissentlich gehobenem Tone gehaltenen Lieder sogar mehr als Thomasius' Drama 'Titus und Tomyris oder Traur-Spiel, Beygenahmt Die Rachbegierige Eyfersucht', Giessen 1662 (Göttinger Exemplar) oder schon 1661 (Hamburger u. Weimarer Exemplar), jedenfalls vor den 'Früfrüchten' gedruckt. In diesem Alexandrinerstück, daß sich gleichfalls genau an die Technik des Andr. Gryphius anschließt (so in den eingelegten lyrischen Maaßen, in den allegorischen Reihen), mißlingen ihm die ruhigen Partien vollständig, sind trivial, plump und breit; aber auch die stärker bewegten, hochpathetischen Stücke, wie etwa die Vision des betrogenen Titus, klingen gequälter als die Lyrik der 'Früfrüchte'. Um so größeres Interesse bietet das Stück inhaltlich. Behandelt es doch denselben Stoff wie Shakespeare's blutig wüster Erstling! Freilich nicht aus Shakespeare hat Th. geschöpft. Man hat richtig bemerkt, daß 'Titus und Tomyris' namentlich im ersten und letzten Act die auffälligste Aehnlichkeit mit des Holländers Jan Vos 'Aran en Titus of Wraak en Weerwraak' von 1641 verräth. Freilich das Dutzend wörtlicher Anklänge, das sich aufstechen läßt, beschränkt sich auf nichts beweisende Gemeinplätze, und die Abweichungen Thomasius' von Vos sind fast erheblicher, als die Verschiedenheiten zwischen Vos und Shakespeare. Das aber bleibt bestehn, daß sehr charakteristische Züge in Aufbau und Motivirung dem Holländer und dem Deutschen gemein sind: ich erinnere, von gemeinsamen Auslassungen absehend, daran, wie die Gothenkönigin erst durch die angedrohte Opferung ihres Buhlen Aran bewogen wird, des Kaisers Liebeswerben zu erhören; ich erinnere an Aran's Eifersucht und seinen Flammentod, an die Erscheinungen der gemordeten Titussöhne, die freilich bei Th. in anderem Zusammenhang auftreten als bei Vos; ja schon der Name 'Aran' zeugt. Aber daneben theilt Th. Motive mit Shakespeare oder einem Drama der englischen Comödianten gegen Vos: so ist der gefälschte Brief, der Titus' Söhne zu Mördern stempelt, bei Th. und Shakespeare von diesen, bei Vos an sie geschrieben; so bringt bei Th. und in der 1620 gedruckten deutschen Tragödia Aran selbst höhnend die vergeblich geopferte Hand dem betrogenen Vater zurück, während Vos und Shakespeare das einem Boten überlassen; so hält Th. (und jene Tragödia) die unglückliche Camilla von der Abschlachtung ihrer Schänder fern, während sie bei Vos in grausiger Scene ihr Blut im Becken auffängt u. s. w. Th. wird nicht das Vos'sche Drama selbst gelesen, sondern auf Grund einer frei schaltenden Aufführung das seine entworfen haben. Von seinen Personennamen stimmt, abgesehen von Vos' Titelhelden Titus und Aran, kein einziger zu dem Holländer; doch könnten es gelehrte Einfälle Thomasius' gewesen sein, die ihn veranlaßten, die Gothin Thamera in jene skythische Tomyris, den blutigen gothischen Prinzen Quiro (Chiron) gar zu einem Ulphilas (armer Bischof!) umzutaufen und den historisch unerweislichen Kaiser Saturninus in den aus Geschichte und Sage sattsam bekannten Octavian zu verwandeln, neben dem dann Lepidus (bei Vos Bassian) und Antonius (bei Vos Markus) nicht fehlen durften.

Andre Umwandlungen, die Th. mit seinem Stoffe vornahm, gingen tiefer. Ihn reizen nicht die gehäuften Greuel: im Gegentheil; so verlegt er des Lepidus Ermordung, die Mißhandlung der Titustochter hinter die Scene und verzichtet auf

das gräßliche Motiv des Thyestesmahles am Schluß. Er sieht in 'Titus und Tomyris' eine lehrreiche Charaktertragödie und will die Hauptgestalten menschlich begreiflich machen. Da hat er denn für den Erzteufel Aran, der bei ihm nicht einmal Mohr, sondern nur heroisch tapferer Feldherr ist, wenig übrig: dieser und die Gothenprinzen, die bei Th. nur aus Vaterlandsliebe freveln, treten stark zurück. Die treibende Trägerin der Intrigue ist ausschließlich die ehrgeizige Tomyris, eine verführerische Valandinne, die alle Pläne entwirft, vor Nichts zurückschreckt und durch die Macht der Liebe den guten schwachen Gatten völlig um den Finger wickelt. Octavian, dessen übereilten Zorn Th. dadurch besser motivirt, daß er die eigenen Söhne des Kaisers als Opfer der angeblichen Mörder, der Titussöhne, hinstellt, ist für Th. der Typus eines vertrauensvollen, redlichen Mannes, der, wenn ihn sein Weib wieder einmal irregeleitet hat, von Gewissensbissen zermartert wird, der, nichts weniger als Tyrann, in seiner Arglosigkeit von den schlimmsten Greueln gar nichts merkt und von lauter Selbstvorwürfen zuletzt so mürbe ist, daß des jungen Titus Dolch seinem Selbstmord nur um ein Kleines zuvorkommt. Und Titus endlich ist nichts weniger als der Shakespearische Kraftmensch, ist geradezu eine Bankban-Gestalt von Lammsgeduld, ein treu ergebener Vasall, dem Alles recht scheint, was sein Kaiser thut, der mannhaft allen rebellischen Einflüsterungen seines hitzigen Bruders Antonius widersteht und nur zum Schluß, in einer bei diesem Manne unglaubwürdigen Erregung, Tomyris ersticht. Der Ausführung dieser drei Figuren, die ihm besonders am Herzen lagen, hat Th. ungefähr zwei Dutzend neuer kleiner Scenen gewidmet, geschwätzig leere Monologe und Dialoge, hier, wo ihm ein Vorbild fehlt, ohne jede dramatische Kraft. Aber sie bereiten die Schlußmoral vor:

Hier lehrnt ihr die ihr stehet
Nehst unter Jupiter; was euch vor Straff bereit,
Wenn ihr eur Reich beherrscht mit Vngerechtigkeit.

Diese gründliche didaktische Verwässerung und Abschwächung des brutalen Stoffes wird durch Thomasius' platte Sprache durchweg unterstützt, und selbst ein vortrefflich erfundenes Motiv, wie die Erscheinung der wirklichen Gerechtigkeit nach der Mummenschanzscene, in der Tomyris die Maske der Gerechtigkeit getragen hat, versagt bei der matten Ausführung. Gervinus hat Th. in den Kreis der lohensteinischen Schreckenstragödien gestellt. Mit Unrecht, wie schon die Zeit seines Stückes wahrscheinlich macht. Auch als Dramatiker huldigt er Gryphius' milderer, steiferer und politischerer Art; ein Schüler Lohenstein's hätte aus den Greueln der Titusnovelle viel mehr zu machen gewußt.

Von einem Erfolge, von Aufführungen des Trauerspiels ist mir nichts bekannt. Im Nachwort kündigt Th. noch mehr dergleichen Schriften, zunächst ein, wol nie gedrucktes, Prosawerk an 'Den verführten Freyherrn oder den Laster-Spiegel': der Wortlaut macht es nicht einmal sicher, ob ein Drama gemeint sei. Themis mit ihren nahrhafteren Reizen scheint den Poeten seinen Jugendplänen schnell abwendig gemacht zu haben.

Creizenach, in den Berichten der Sächs. Gesellschaft d. Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Classe, Bd. 38, S. 93—107. — Mittheilungen Professor Behaghel's und Dr. Ebel's in Gießen. Roethe.

Thomasius: Jakob Th. (Thomas), hervorragender Philosoph und Schulmann des 17. Jahrhunderts. Er gehörte einer ursprünglich im Fränkischen heimischen Familie an und wurde am 27. August 1622 in Leipzig als der zweite Sohn des Rechtsgelehrten Michael Th. geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er wol durch Hauslehrer, später aber, in den Jahren 1638—1640, wurde er auf dem Gymnasium zu Gera gebildet. Als achtzehnjähriger Jüngling bezog er zu Ostern 1640 die Universität seiner Vaterstadt, siedelte jedoch

noch in demselben Jahre mit seinem jüngeren Bruder Johannes nach Wittenberg über, um dort bei Buchner, Scharff, Sperling, Spengler, Albert, Nikol. Pompeius philosophische, philologische und mathematische Vorlesungen zu hören. Seine Universitätsstudien beendigte er in Leipzig und wurde daselbst 1642 Baccalaureus, 1643 Magister der Philosophie. Vom letztgenannten Jahre an hielt er philosophische und philologische Vorlesungen und betheiligte sich auch nach der Sitte der Zeit fleißig an den öffentlichen Disputationen. Da er den theologischen Studien ebenfalls mit großem Eifer und Fleiß obgelegen hatte, so predigte er nicht selten während des Gottesdienstes. Wenn er später an der Universität nicht bis zum Professor der Theologie aufgerückt ist, so liegt der Grund gewiß nur in der ihm eigenen Bescheidenheit. Seiner öffentlichen Thätigkeit nach gehörte er nur seiner Vaterstadt an. Im J. 1646 wurde er als Assessor in die philosophische Facultät aufgenommen, neben seiner akademischen Thätigkeit aber verwaltete er einige Jahre hindurch ein Schulamt an der Nicolaischule, und zwar 1648—1650 als Tertius, 1650—1653 als Conrector. Als Conrector gab er 1651 sein erstes größeres Werk, das Buch des Horatius Tursellinus De Latinae linguae particulis vermehrt und verbessert für den Schulgebrauch heraus. Von 1653—1670, wo er Rector der Nicolaischule wurde, widmete er seine ganze Kraft der Universität, die damals unter den deutschen Universitäten die erste Stelle einnahm und in den letzten wie in den ersten Decennien des Jahrhunderts 3000, mitunter 4000 Studenten zählte. Zur damaligen Blüthe der Universität trugen besonders bei der Theolog Johann Hülsemann aus Esens in Ostfriesland († 1661), der Jurist Benedict Carpzov († 1666), der Botaniker und Arzt Michael Ettmüller († 1683, erst 38 Jahre alt) und endlich als Philosoph Jakob Th. selbst. Durch seine gründliche Gelehrsamkeit, durch Lauterkeit des Charakters und Hingebung an seinen Beruf erwarb sich Th. bald allgemeine Achtung und Verehrung. Als im September 1652 der Professor der Moral Friedrich Leubnitz, der Vater des Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz, starb, wurde er dessen Nachfolger. In der Rede, mit welcher er am 27. April 1653 sein Amt antrat (sie führt unter den gedruckten Reden den Titel „Pro Aristotele, quod jure suo usus fuerit, negans idoneum Ethicae auditorem esse juvenem"), beklagt er die nach der Ueberschätzung des Aristoteles eingetretene, noch andauernde Vernachlässigung dieses Philosophen und erklärt mit Entschiedenheit, bei seinen Vorlesungen über die Ethik dem Aristoteles, den er auch sonst den Meister der Philosophie nennt, als Führer folgen zu wollen: Sed hic seculi nostri morbus, ut iam multi eruditionem in eo ponant, si quis Aristotelem possit de ponte, tanquam sexagenarium, dejicere. Ego vero, Auditores Honoratissimi, id mihi in Ethica Professione credo negotii datum esse, ut moralem doctrinam, quam inter veteres optime digessit Aristoteles, ex ejus Nicomacheis exponam, ita tamen, ut . . . si veriora interdum proferri ab illustratis majori lumine poterunt, (ut poterunt certe,) salva viri autoritate ab ejus abire sententia liceat. Nur drei Jahre hindurch, 1653 bis 1656, bekleidete er die Professur der Ethik, 1656 wurde er Professor der Dialektik und 1659 Professor der Eloquenz, welches Amt er 25 Jahre lang bis zu seinem Tode inne gehabt hat. In den Jahren 1661—1663 zählte zu seinen Zuhörern der Mann, der später durch die Universalität seines Geistes bei seinen Zeitgenossen allgemeine Bewunderung genoß und neben Christian Thomasius auf die Wissenschaften wie auf die öffentliche Meinung den größten Einfluß ausübte, Gottfried Wilhelm Leibniz. Sehr bald wird der Lehrer die bewundernswerthen geistigen Gaben des Jünglings erkannt haben, denn er spendete ihm, dem Siebzehnjährigen, als derselbe am 30. Mai 1663 sein Baccalaureatsexamen machte, in den die Disputation De principio individui einleitenden Worten

hohes Lob: Placuit doctissimo Juveni Gottfredo Guilielmo Leibnüzio argumentum, in quo et ingenium, et industriam, jam per hanc sane virescentem adhuc aetatem difficillimis iisdemque prolixissimis controversiis parem, exerceret (Praefationes p. 247). Andrerseits bekannte Leibniz auch später noch, daß er dem Lehrer viel geistige Anregung verdanke, besonders weil dieser auch die Geschichte der Philosophie vorgetragen habe. Es ist nicht möglich, einen klaren Einblick in die innere Geschichte der Leipziger Universität in dieser Zeit und somit auch in die akademische Wirksamkeit des Th. zu gewinnen, da das vorhandene hierauf bezügliche Material noch der Bearbeitung harrt. Th. selbst hat als Inhaber verschiedener akademischer Aemter (er war Collegiat des kleinen Fürstencollegs seit 1654, Decemvir seit 1672, fünf Mal Decan der philosophischen Facultät, Rector 1669) mehrfache Aufzeichnungen gemacht, die doch wol noch vorhanden sind und dann für die Geschichte der Universität überhaupt wie für die Kenntniß der Wirksamkeit des Th. im besonderen sicher einen hohen Werth besitzen. Die große Zahl von Werken, die dieser in den Jahren 1653 bis 1670 verfaßte und zum ersten Male herausgab, lassen diesen Zeitraum als die Jahre seiner frischesten Kraft erscheinen und gestatten einen Schluß auch auf die segensreiche Lehrthätigkeit als auf den eigentlichen Beruf des unermüdlich thätigen Mannes. Th. hat in dieser Zeit die wichtigsten seiner Schriften verfaßt, das „Breviarium Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum“ (1658); „Doctrina imperii Romano-Germanici hodierni tabulis comprehensa“ (1659); „Philosophia practica continuis tabulis comprehensa“ (1661); „Schediasma historicum, quo occasione definitionis, qua philosophia dicitur γνῶσις τῶν ὄντων, varia discutiuntur ad historiam tum philosophicam tum ecclesiasticam pertinentia“ (1665, in der 2. Auflage von 1699 betitelt „Origines historiae philosophicae et ecclesiasticae“), dann am Ende dieses Zeitraumes, im J. 1670, die viel gebrauchten Lehrbücher Physica perpetuo dialogo ... adornata, Erotemata logica pro incipientibus, Erotemata rhetorica, Erotemata metaphysica pro incipientibus mit einem Anhange über die Geschichte der Metaphysik, endlich auch das „Specimen tabularum novarum in Hugonis Grotii de iure belli et pacis libros“. Seine Thätigkeit steigerte sich noch dadurch, daß er bei den öffentlichen Disputationen oftmals den Vorsitz führte. Durch Milde, Ruhe und Unparteilichkeit zeichnete er sich hierbei aus und ermahnte zur Ruhe und Verträglichkeit auch die streitenden Parteien. Einem besonders hitzigen Opponenten, dem Ungar Georg Lani, rief er einstmals während einer Disputation die Worte zu: Vir clarissime, tranquillo animo disputandum est, fervor et ira confundit conceptus etiam maxime sanos. Den Disputationen, bei denen er den Vorsitz führte, pflegte er vorbereitende Worte vorauszuschicken, in denen er sich über philosophische, geschichtliche, mehrfach auch über gemeinnützige Gegenstände verbreitete. Gegen Ende seines Lebens, im J. 1681, gab er unter dem Titel: „Praefationes sub auspicio disputationum suarum in academia Lipsiensi recitatae“ 85 solcher Einleitungen zu Disputationen heraus. Diese legen Zeugniß ab von der gründlichen, umfassenden Gelehrsamkeit ihres Verfassers sowie von dem regen Interesse, welches derselbe den Zeitfragen entgegenbrachte. Eine damals eifrig behandelte Frage, die über die beste Staatsform, wird auch in diesen Einleitungen erörtert, in andern verdiente Männer, Friedrich Leubnitz, Joh. Ben. Carpzov, der Kurfürst Moritz, Joachim Camer rius gefeiert; die meisten behandeln natürlich philosophische Gegenstände. Es kann hier nur kurz auf den Werth dieser Praefationes hingewiesen werden; von ähnlicher Bedeutung sind die 21 „Orationes partim ex umbone templi academici partim ex auditorio philosophico recitatae varii argumenti“ (Lipsiae 1683). Zur Schulthätigkeit, jedoch unter Beibehaltung seiner akademischen, kehrte Th. im J. 1670

zurück. Im Frühjahr des genannten Jahres erledigte sich nämlich durch die Ernennung des M. Friedrich Rappolt zum Professor der Theologie das Rectorat an der Nicolaischule. Th. bewarb sich um dieses Amt, erhielt es und trat es am 13. Mai 1670 an. Mit rühmlichem Eifer ging er sogleich daran, die an der Schule eingerissenen Uebelstände zu beseitigen. In mehreren Denkschriften legte er seine Vorschläge zur Hebung der Schule und des städtischen Schulwesens überhaupt dar, unter denen besonders die bemerkenswerth sind, welche die Beschränkung der classischen Lectüre betreffen. Die Officia Cicero's und Virgil hält er für zu schwer, gegen Terenz macht er moralische Bedenken geltend, während er inbezug auf das Griechische die Lectüre des griechischen Neuen Testamentes verlangt, ohne aus sittlichen Gründen die griechischen Redner und Dichter (Hesiod, Theognis, Phocylides) zu verwerfen. Der Rath der Stadt genehmigte im ganzen und großen die Vorschläge des Rectors und gab ihm einen Beweis seiner Anerkennung und seines Vertrauens dadurch, daß er ihn nach dem Tode des Rectors Georg Cramer († 15. Febr. 1676) zum Rectorate des andern, viel stärker besuchten städtischen Gymnasiums, der Thomasschule, berief. Am 10. April 1676 fand die Einführung des Th. in dieses neue Amt statt, welchem er bis zu seinem Tode mit der ihm eigenen Treue und Gewissenhaftigkeit vorgestanden hat. In einer Denkschrift vom Juli 1676 schlug er auch für die Thomasschule eine Beschränkung der classischen Lectüre und Einführung der biblischen Dramen des Niederländers Kornelis van Schoon (Schonaei Terentius Christianus) vor, wozu der Stadtrath wieder seine Zustimmung gab. Th. hat nicht, wie behauptet worden ist, die Classiker gänzlich aus dem Kreise der Schullectüre verbannt und dies auch nicht beabsichtigt. Daß er in seinen späteren Lebensjahren eine große Abneigung gegen die Classiker gehabt habe, ist eine unhaltbare Annahme, denn im J. 1675 hat er eine Ausgabe der Briefe des jüngeren Plinius veranstaltet, die ein Werk bewundernswerthen Fleißes und gründlicher Gelehrsamkeit ist und die liebevolle Hingebung des Herausgebers an diesen Schriftsteller genugsam bekundet. Ueberhaupt stützt sich die Meinung, daß Th. schließlich einen förmlichen Widerwillen gegen die classischen Autoren gefaßt habe, lediglich auf eine Stelle der Leichenpredigt des Pastors Joh. Ben. Carpzov auf Th., welche auszugsweise in Christian Gerber's Historie der Wiedergebohrnen in Sachsen, Anhang (Dresden 1730) S. 148 erhalten ist; die Leichenrede selbst, die doch sicher im Druck erschienen ist, läßt sich nicht mehr auffinden. Diese Stelle lautet: „Bei ihm traff das Sprichwort nicht ein: Je gelehrter, je verkehrter; sondern je gelehrter er war, je mehr erwieß er seine Gottseligkeit, und stuncken ihn der heydnischen Autorum Schrifften, die er alle mit Fleiß vor diesem durchgestanckert hatte, einige Jahre her gleichsam an, gleich als ob er mit dem alten gelehrten und wohl-belesenen Hieronymo wäre im Traum dafür gewarnet worden. So gar kunte er weder in Oratorischer noch in Poëtischer Rede die Nahmen der Heydnischen Götter vertragen. Er wolde nichts mehr lesen, da nicht Jesus stunde, nichts mehr schreiben, daß nicht Jesu dabey gedacht wird, nichts mehr hören, da man nicht auch von Jesu hörete". Eine Rede, zumal eine panegyrisch gehaltene Leichenrede, wird man nur mit großer Vorsicht als eine geschichtliche Quelle benutzen dürfen; im gegenwärtigen Falle mahnt das Wortspiel im Anfange der Stelle zu besonderer Vorsicht. Carpzov hat offenbar den Th. lediglich als einen frommen, gläubigen Christen hinstellen wollen; hätte sich in diesem wirklich eine gewisse Abneigung gegen die Classiker entwickelt, so würde er sicher nicht Professor der Eloquenz geblieben sein, als welcher er doch in beständiger, enger Berührung mit den alten Schriftstellern bleiben mußte.

Als Schulrector hat Th. die Reden, Briefe und Gedichte Muret's (1672),

die Briefe des Plinius (1675), Boxhorn's Briefe und Gedichte (1679), Vossius' Rhetorices contractae libri quinque (1682), in demselben Jahre auch die Briefe und Vorreden des Paulus Manutius herausgegeben. Es ist schon hervorgehoben worden, daß die Ausgabe der Briefe des Plinius ein Werk treuen Fleißes ist; die umfangreichen Prolegomena enthalten das Leben des Plinius, eine Widerlegung der Ansicht, daß derselbe Christ gewesen sei, drei auf ihn bezügliche Inschriften und eine große Anzahl von Zeugnissen, die den Plinius betreffen, vom Alterthum an bis auf die neuere Zeit. Gewidmet hat er dieses Werk dem Zwickauer Rector Christian Daum, der ihn mit litterarischen Hülfsmitteln unterstützt hatte, und mit dem ihn innige Freundschaft verband. Als ein Denkmal dieser Freundschaft sind zahlreiche Briefe von Th. an Daum noch vorhanden. Von dem sonstigen Briefwechsel des Th., soweit er erhalten ist, sind besonders die in der Zittauer Rathsbibliothek befindlichen Briefe an den Bautzener Rector Johann Theil werthvoll. Andere noch vorhandene Aufzeichnungen, von ihrem Verfasser Acta Nicolaitana und Acta Thomana betitelt, behandeln die Verhältnisse der Nicolai- und der Thomasschule, sind jedoch nicht bloß für die Geschichte dieser beiden Lehranstalten, sondern für die Schulgeschichte überhaupt sowie für die Culturgeschichte von hervorragender Wichtigkeit. An den Acta Thomana hat Th. geschrieben, bis er bei Beginn seiner letzten Krankheit vor Schwäche die Feder nicht mehr führen konnte; in diesen trotz ihrer trümmerhaften jetzigen Gestalt immer noch umfangreichen Aufzeichnungen hat er aufbewahrt, was ihm während seiner Amtsführung als Rector der Thomasschule als denkwürdig und für die spätere Zeit wichtig erschien. Durch dieselben lernen wir ihn als einen pflichttreuen, unparteiischen Rector kennen, der seinen Amtsgenossen gegenüber verträglich und frei von jeglicher Anmaßung, den Schülern gegenüber liebevoll und nachsichtig war, ohne daß ihm die Energie fehlte, wo es nöthig war, volle Strenge anzuwenden. Lehrern und Schülern konnte er wegen seiner lauteren, ungeheuchelten Frömmigkeit, strengen Gewissenhaftigkeit und unermüdlichen Arbeitslust als Muster und Vorbild dienen. Auch in Zeiten der Gefahr und Noth, so z. B. im J. 1680, als die Stadt und damit auch die Schule von der Pest schwer heimgesucht wurde, zeigte er sich aufopfernd und in jeder Hinsicht fürsorgend für die ihm anvertrauten Schüler. Daß er, ein Mann von seltener Gelehrsamkeit und Klarheit des Geistes, als Lehrer äußerst segensreich gewirkt hat, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Leider war sein Körper den großen Anstrengungen, die er demselben zumuthete, auf die Dauer nicht gewachsen. Frühzeitig stellten sich körperliche Leiden ein, zu deren Heilung oder Linderung auch Bäder, z. B. im Sommer 1677 der damals eben neu entstandene Gesundbrunnen bei Pegau an der Elster aufgesucht wurden. Einer Krankheit, welche gegen Ende des August 1684 begann, erlag Th. am 9. September 1684, wo er unter den Gebeten und Gesängen der ihm Nahestehenden entschlief, 62 Jahre und 13 Tage alt.

Th. war zwei Mal verheirathet. Am 26. September 1653 vermählte er sich mit Maria Weber, der Tochter des damals bereits verstorbenen Archidiakonus an der Nicolaikirche Jeremias Weber. Dieser Ehe entsproßten drei Kinder, Christian, der dem Namen Thomasius den größten Glanz verliehen hat, geb. am 1. Jan. 1655, † in Halle als Geheimer Rath am 23. Septbr. 1728, Gottfried, der einen Zweig der Familie wieder nach Franken verpflanzte, geb. am 22. März 1660, † als Dr. med. und Arzt in Nürnberg, und Johanna, welche den Professor der Poesie Joachim Feller heirathete, geb. am 7. April 1663. Wenige Tage nach der Geburt dieser Tochter, am 20. April, starb die Mutter und so erreichte die glückliche Ehe nach nicht ganz zehnjähriger Dauer ihr frühes Ende. Die Rücksicht auf seine in so zartem Alter stehenden Kinder bewog den Wittwer,

sich nach kurzer Zeit wieder zu vermählen. Er heirathete am 9. September 1664 die kinderlose Wittwe des Rectors der Nicolaischule M. Joh. Hornschuch, Maria Elisabeth, geb. Eichhorn. Diese neue Ehe war mit sieben Kindern, sechs Töchtern und einem Sohne, gesegnet. In dem Sohne, Michael, geb. am 29. Januar 1674, † am 28. Februar 1739, lebte der Leipziger Zweig der Familie fort, unter den Töchtern ist hervorzuheben Maria Elisabeth, geb. am 29. Juni 1665, † als Gattin des Professors Adam Rechenberg am 6. Februar 1684.

Quellen und Arbeiten über Thomasius: Die programmata funebria universitatis für ihn und mehrere Glieder seiner Familie, in der Leipziger Universitätsbibliothek befindlich. — Christian Gerber, Historie der Wiedergebohrnen in Sachsen, Anhang (Dresden 1730), S. 138—168. — E. Dohmke, Die Nicolaischule zu Leipzig im siebzehnten Jahrhundert, Progr. 1874. — R. Beck, M. Christian Daums Beziehungen zur Leipziger gelehrten Welt während der sechziger Jahre des XVII. Jahrhunderts (2. Teil), Progr. des Zwickauer Gymnasiums 1894. — R. Sachse, Jakob Thomasius, Rektor der Thomasschule, Progr. der Thomasschule zu Leipzig 1894. — Die meisten der Schriften des Thomasius befinden sich in der Universitätsbibliothek zu Leipzig.

Rich. Sachse.

Thoming: Jakob Th. (Thomingus), sächsischer Rechtsgelehrter, geboren zu Schwerin, nach Stintzing 1518, nach den auf dem Grabsteine enthaltenen Angaben am 1. Mai 1524; † am 15. August 1576 zu Leipzig. Th., nach vollendeten Rechtsstudien am 6. Mai 1554 mit fünf anderen Juristen zum Doctor jur. promovirt, wurde 1558 Rathsherr und Proconsul der Stadt Leipzig, zugleich Beisitzer des Schöppenstuhles. Damals war im Rathe wie Schöppenstuhle zwischen den Doctoren und ungelehrten Beisitzern ein heftiger Kampf um die Herrschaft entbrannt. An der Spitze der Doctoren stand Th., an der Spitze der Laienschöffen Bürgermeister Hieronymus Reuscher, welchem 1574 die Verdrängung der Doctoren gelang. Nach dem Ableben von Modestinus Pistoris (1565) erhielt Th. das Viceordinariat, und stieg nach dem Tode Ulrich Mordeisen's (6. Juni 1574) zum Ordinarius empor, welche Würde er zwei Jahre bekleidete, da er schon 1576 in einem Alter von 52 Jahren, 3 Monaten und 14 Tagen vom Tode ereilt wurde.

Als Docent verfolgte Th. eine praktische Richtung, welcher er auch in seinem Werke „Modus et ratio discendae jurisprudentiae“ (Reusner, Cynosura 1588, I, 131—158) Ausdruck verlieh, indem er dort empfiehlt, nach Erwerbung allgemeiner Rechtskenntnisse sich einem praktischen Rechtskundigen anzuschließen, und auf diese Weise mit theoretischer Fortbildung die praktische Einführung zu verbinden. Thoming's praktische Richtung gab Anlaß, daß er an der Revision des kursächsischen Civilrechtes hervorragenden Antheil erhielt. . . . Die wiederkehrenden Beschwerden über Verwirrung des Rechtszustandes in Sachsen veranlaßten den Kurfürsten August gegen Ende der 60er Jahre des 16. Jahrhunderts von den Rechtsfacultäten zu Leipzig und Wittenberg Gutachten zu fordern. Verfasser des Leipziger Gutachtens ist unser Th., welcher auch zur gemeinsamen Berathung dieser Gutachten, den 1571 nach Leipzig und 1572 nach Meißen berufenen Conventen anwohnte. Die Ergebnisse dieser Berathungen sind erhalten in den dreibändigen, sogenannten: „Consultationes Constitutionum Saxonicarum“, deren erster Band 1599 in Folio zu Frankfurt a. M., deren zweiter 1600 gleichfalls in Folio zu Mainz, und mit verändertem Titel Ursellis (?) 1601 (Editio secunda Frankf. 1608. fol.), und deren dritter Band auch zu Frankfurt in fol. 1606 erschien. In den beiden ersten Bänden finden sich unter anderem die „Casus Thomingi“ (Gutachten und Entscheidungen Thoming's), indeß der

letzte Band den schon früher gedruckten Quästionensammlungen von acht Juristen entnommen ist, und Thoming's „Decisiones quaestionum illustr." enthält. Diese Decisionen hatten nach des Vaters Tod die beiden Söhne, Jakob und Nikolaus, 1579 in 4° herausgegeben, während dessen Eidam Straßburger 1606 in Leipzig eine neue, vermehrte Auflage in 4° veranstaltete; eine Folio-Ausgabe verließ 1608 in Frankfurt a. M. die Presse. Eine neue Bearbeitung des ganzen Consultationenwerkes unternahm in fünf Büchern der Frankfurter Syndikus Peter Frider, Francof. ad Moen. 1616. fol. — Von kleineren Arbeiten erwähnen wir das über die Statuten der Stadt Breslau mit dem ihr zukommenden jus statuendi erstattete Gutachten.

Th. starb, wie bereits erwähnt, am 15. August 1576, in den besten Mannesjahren, da er ein Alter von nur 52 Jahren, 3 Monaten und 14 Tagen erreichte. Die überlebende Wittwe Marie und die Kinder errichteten dem Dahingeschiedenen auf dem alten Gottesacker zu Leipzig ein Denkmal, dessen Inschrift in Kürze seine Verdienste hervorhebt. Ihm zur Seite liegt Thoming's 1577 verstorbene Tochter Marie.

Stepner, Inscriptiones Lipsienses. Lps. 1675. — R. Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft I, 128. 145. 528 u. f., 552 u. ff.

v. Eisenhart.

Thomsen: Christian Nikolaus Theodor Heinrich Th., gelehrter Theolog. Er war geboren in der Stadt Schleswig am 21. December 1803 als der Sohn eines Lehrers an der Bürgerschule daselbst, besuchte die Domschule der Vaterstadt und studirte dann Theologie und Philosophie auf den Universitäten Kiel und Berlin von Ostern 1822—1828. Er ward dann Lehrer an dem Taubstummeninstitut in Schleswig bis 1832. In diesem Jahre promovirte er in Kiel zum Dr. philos. Seine Inaugural-Dissertation: „Systematis Leibnitziani in philosophia maxime expositio" Slesw. 1832, 189 S., bezeugte schon ein umfassendes und tiefgehendes Wissen, von Bedeutung ist namentlich der Appendix theologica S. 156—189. Ostern 1833 habilitirte er sich als Privatdocent an der Kieler Universität und Ostern 1835 bestand er das theologische Amtsexamen in Schleswig mit dem ersten Charakter. 1841 ward er prof. extraord. der Theologie, 1844 prof. ord. Die Kieler Facultät creirte ihn 1841 zum Dr. theol. 1860 erhielt er den Charakter Kirchenrath. Er starb am 22. December 1872. Als Privatdocent, obwohl er anfangs mit dem Ausdruck sehr zu ringen hatte, auch überhaupt einen anziehenden Vortrag sich nicht aneignen konnte, hat er, ganz unbemittelt, sich doch rühmlichst Bahn gebrochen und ist als Manuducteur vielen Studirenden nützlich geworden. Seine Privatissima wurden fleißig benützt. Sein Wissen umfaßte das ganze theologische Gebiet im reichsten Maaße, doch beschränkte er seine Vorlesungen meist auf die historische Theologie, deren Quellen und Litteratur er sorgsamst durchforscht hatte. Es ist nur wenig, was er veröffentlicht hat, indem der bescheidene Mann sich selbst nimmer genügte und es immer besser machen wollte. Was von ihm dem Druck übergeben worden ist, ist für seine Zeit immer von Bedeutung gewesen. In Pelt's Mitarbeiten erschien von ihm ein Artikel über das seiner Zeit Sensation erregende Buch von Dr. R. Rothe: Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung I, 4 und III, 3. Ferner: Die Schleiermacher'sche philosophische Grundansicht, auch separat gedruckt 1840. Der Verfasser spricht hierin seine Ansicht über das Verhältniß zwischen Theologie und Philosophie dahin aus, daß eine Theologie, die über ihr Verhältniß zu den Forderungen heutiger Philosophie kein Bewußtsein hätte und sich darum nicht bekümmerte, mindestens als Theologie gar nicht vorhanden wäre. Eine gründliche Beruhigung über unsere kirchlichen Zustände sei heut zu Tage

nur denkbar im Zusammenhang mit theologischer Verständigung nach Seiten der grundwissenschaftlichen Fragen hin. Bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier Schleiermacher's hielt Th. die akademische Festrede, die gedruckt vorliegt (1868). Er zählt Schleiermacher zu den Reformatoren nach der Reformation in Theologie und Kirche. In den Studien und Kritiken 1845, Hft. 3 erschien von ihm ein Beitrag zur Theorie und Geschichte der Mystik. Zu Piper's evangelischem Kalender 1850, S. 92 lieferte er den Artikel S. Anschar. Zum Königsgeburtstag 1854 erschien seine akademische Rede: „Imago Christiani III“. Seines Collegen Mau Schrift: Die schleswig-holsteinische Sache, gab er nach dessen Tod 1850 mit Vorrede heraus, und im theol. Litteraturblatt zur allg. Kirchenzeitung 1851, Nr. 1 widmete er ihm einen Nekrolog. Von Natur zurückhaltenden, bescheidenen Wesens, trat er doch muthig hervor, wo es galt seine theologische oder politische Ueberzeugung zu vertheidigen. Seine fortgesetzten Studien hatten ihn immer mehr der freieren Richtung genähert, er blieb dabei eine fromme und liebevolle Seele und begeistert für seinen Beruf, in demselben treu und thätig, wie Wenige.

Alberti, Schlesw.-Holst. Schriftstellerlexikon II, 465; Forts. II, 312. — Carstens, Geschichte der theol. Facultät zu Kiel 1875. S. 94. — Kieler Universitätsschriften 1873: Worte beim Begräbniß, von Lüdemann.

Carstens.

Thomsen: Johann Hinrich Th., Dichter. Er war geboren im Dorfe Kius, Kirchspiel Ulsnis in Angeln 1749 als armer Leute Kind. Mit guten Anlagen und wißbegieriger Natur brachte er es durch Selbststudium dahin, daß er zunächst als Schulmeister in seinem Dorfe angestellt werden konnte. Er lernte nun die Tochter eines benachbarten Gutspächters kennen, es entstand eine gegenseitige Liebe, aber die Eltern des Mädchens, das als reich an Geist und Gemüth geschildert wird, untersagten die Verbindung mit dem Dorfschulmeister und zwangen sie zur Heirath mit einem angesehenen Kaufmann in der Stadt. Sie starb bald darauf, wie es heißt vor Gram. Diese unglückliche Liebe erweckte insbesondere unsern Th. zur Poesie, er sang Elegien an seine Dora. Durch einen Freund wurden diese im Göttinger Musenalmanach von 1771 (S. 94 und 129) gedruckt. Hierdurch wurde der Generallieutenant v. Dewitz auf dem benachbarten Gute Loitmark auf den Dichter aufmerksam und nahm sich seiner an. Er gab ihm Zutritt zu seiner ausgezeichneten Bibliothek und unser Dichter studirte nun in all seiner freien Zeit in die Nächte hinein, und brachte es als Autodidakt dahin, Horaz und Virgil, Homer und Theokrit in der Ursprache zu lesen. Auch Englisch lernte er auf diese Weise und Young ward sein Lieblingsdichter. Daneben trieb er mit besonderem Eifer noch Mathematik. Auf Empfehlung seines Gönners v. Dewitz ward er noch 1772 Inspector und Oberlandmesser der Hahn'schen Güter in Mecklenburg. Leider war sein Leben nur von kurzer Dauer. Er starb schon 1777 auf dem Gute Basedow, erst 28 Jahre alt. Die gar zu eifrigen Studien und der Schmerz um seine Liebe hatten seinen Körper geschwächt. Er war geschätzt und geliebt von vielen, die ihn kennen gelernt. Seine Dichtungen wurden gedruckt in dem Göttinger Musenalmanach, in J. H. Voß' Musenalmanach, im Hamburger von 1781 und im Wandsbecker Boten. Der größere Theil ist wohl ungedruckt geblieben. H. Jessen gab Proben seiner Dichtkunst heraus 1783. Es sind 10 Gedichte, aber die geplante Sammlung seiner sämmtlichen Gedichte ist nicht erschienen. Er stand in Briefwechsel mit J. H. Voß und Gleim, und letzterer widmete ihm mit einem sinnigen Vers seine Oden aus dem Horaz.

H. Jessen, J. H. Thomsen, nebst Proben seiner Dichtkunst. Koph. 1783. — Schmid, Nekrolog S. 680. — Carstens in Biernatzki's Volksbuch 1850

S. 92. — K. Goedeke, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung II, 963. Hannover 1859. — Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter u. Prosaisten von den ältesten Zeiten bis zum Ende des 18. Jahrh. S. 536. Leipzig sa.

Carstens.

Thorbecke: Andreas Heinrich Th., einer der bedeutendsten unter den Forschern und Kennern auf dem Gebiete der arabischen Litteratur, welche in unserem Jahrhundert sich ausgezeichnet haben, kann erst jetzt in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt werden, nachdem durch die Katalogisirung seines Nachlasses durch Müller und Socin, welche in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1891 (XLV, P. 465) veröffentlicht ist, eine Einsicht in die Art und Ausdehnung seiner Arbeiten eröffnet ist. Denn leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, das Werk seines Lebens zum Abschlusse zu bringen, und seine Wittwe hat, um seine Arbeit nicht verloren gehen zu lassen, den richtigen Ausweg ergriffen, sie der deutschen morgenländischen Gesellschaft zu übergeben, welche Thorbecke's Sammlungen unter gewissen nothwendigen Vorsichtsmaßregeln der Benutzung aller Arabisten zur Disposition stellt, die sich dabei allerdings zu verpflichten haben, die Art und das Maaß der Benutzung genau anzugeben. Th. ist zu seinen wissenschaftlichen Reichthümern nur durch eine von Anfang an zielbewußt gelenkte Thätigkeit gekommen, die durch eine bei uns ungewöhnliche Lebensentwicklung bedingt war, so daß in seinem scheinbar so einfachen Lebenslaufe die Momente erkannt werden müssen, die ihn in eigenthümlicher Weise beeinflußt und befähigt haben.

Th. wurde am 14. März 1837 in Meiningen geboren, wo sein Vater, dessen Eltern von Holland nach Deutschland zurückgekehrt waren, eine Tabaksfabrik gegründet hatte. Im J. 1843 kehrte dieser nach Mannheim in das schon von seinem Vater betriebene Geschäft zurück; hier erhielt der Knabe in der Volksschule und im Lyceum seinen ersten Unterricht. Der vorzeitige Tod des Vaters (18. November 1846) versetzte die mit sechs unmündigen Kindern zurückbleibende Wittwe, Amalie geb. Ausfeld, in eine schwierige Lage, durch die sie sich veranlaßt sah, ihre vier Söhne der Salzmann'schen Erziehungsanstalt Schnepfenthal zu übergeben, mit deren Leitern (Karl Salzmann und seit 1848 Wilh. Ausfeld) sie in verwandtschaftlicher und freundschaftlicher Beziehung stand. Hier entwickelte sich Th. sehr rasch und glücklich bis 1851, wo er wieder in das Mannheimer Lyceum eintrat. Ein besonders hervorragender an dieser Schule thätiger Gelehrter, Ebner, unterwies ihn schon auf der Schule in den Anfangsgründen des Arabischen und las mit ihm Hebräisch. Als er 1854 die Universität bezog, durfte er indessen aus praktischen Gründen seiner Neigung für die orientalischen Sprachen nicht folgen, sondern mußte classische Philologie studiren. So wurde er in Erlangen Schüler Döderlein's und Nägelsbach's, später 1855 in Göttingen K. Fr. Hermann's und Schneidewin's in so ausschließender Weise, daß er selbst H. Ewald in Göttingen nicht gehört hat. Der fast gleichzeitige Tod der beiden großen Philologen, zu deren Gedächtniß das Seminar Usener's Quaest. Anaximeneae herausgab, wobei Th. mit unterzeichnete, veranlaßte ihn Göttingen mit Berlin zu vertauschen, wo er von Ostern 1856—57 sich an Böckh, Ritter und Gerhardt anschloß. Nachdem er dann noch den Sommer in Jena und das ganze folgende Jahr in Heidelberg studirt hatte, bestand er im Herbste 1858 das philologische Staatsexamen in Karlsruhe und erwarb im Frühling 1859 die philosophische Doctorwürde in Heidelberg. In diesem vollkommenen Abschluß des Studiums der classischen Philologie, in der er methodisch und kritisch ausreifte, bevor er zu den morgenländischen Studien überging, wird man den eigentlichen Grund seiner späteren Tüchtigkeit erblicken müssen, da er nun nicht mehr hin und her tastend, sondern mit philologisch klaren Zielen an den neuen

Gegenstand treten konnte, zu dem man in jener Zeit meist von theologischen Vorstudien aus gelangte, wobei das Arabische sich nicht sofort als Mittelpunkt zur Hauptsache machen läßt.

Zunächst begab sich Th. nach einer kurzen Hauslehrerepisode in Hamburg 1860 zu M. J. Müller nach München, doch mußte er hier seine Studien noch öfter aus praktischen Rücksichten unterbrechen, sodann brachte er 1864—66 bei Fleischer in Leipzig zu, wo seine Richtung ihren eigentlichen Stempel erhielt. Erst nach einer Frist von zwei Jahren habilitirte er sich dann in der philosophischen Facultät in Heidelberg, so daß zwischen seinem philologischen Staatsexamen und seiner Habilitirung ein volles Jahrzehnt vergangen ist. Auch dies ist ein im deutschen Gelehrtenleben seltener Umstand, er begann die Laufbahn mit einunddreißig Jahren, und zwar sofort mit der ausgesprochenen Richtung auf die historische Erforschung des Arabischen, von der Sprache der alten Dichter an bis zu den heutigen Vulgärdialekten, von denen er dann wieder reiches Licht für die vergleichende Betrachtung der übrigen semitischen Dialekte ausgehen lassen wollte. So concentrirte er seine Arbeit einerseits auf die alten Dichter und auf diejenigen neueren, in denen das Araberthum noch ziemlich unverfälscht zum Ausdruck gekommen ist, andrerseits auf das Vulgärarabische, und dehnte auf diesen Gebieten seine Lectüre und seine Sammlungen in einer Weise aus, die ihres gleichen nicht hatte und die sich nicht auf gedruckte Texte beschränkte, sondern wobei er aus zahlreichen von ihm selbst abgeschriebenen und collationirten Handschriften seinen Stoff entnahm. Das Müller-Socin'sche Verzeichniß zählt allein für die alte Poesie 81 Nummern von durchgearbeiteten Sammlungen — unter denen z. B. das Kitâb el agâni allein 21 Bände füllt — und einzelnen Dichtern auf, darunter eine Sammlung von Redschezversen (etwa Alexandrinern zu vergleichen), die auf etwa 5000 Zetteln eingetragen ist. Bei dieser philologischen Behandlung der alten Poesie mußte sich ganz von selbst eine lexikalische Sammlung entwickeln, aber Th. hat diese nicht gelegentlich, sondern mit systematischer Consequenz hergestellt, so daß seine lexikalischen Materialien auf einer so umfassenden Lectüre beruhen, daß sich nicht leicht ein anderer gleich ausgedehnter Studien wird rühmen können. Hier Einzelnheiten anzuführen würde für Nichtorientalisten zwecklos sein, um ihnen eine Vorstellung von der Ausdehnung dieser Arbeit zu geben, genügt es zu bemerken, daß die Quellenverweisungen der lexikalischen Notizen sich auf 136 arabische und 155 abendländische Schriftsteller beziehen. Diese Nachweisungen sind einerseits in seinem Handexemplare von Freytag's arabischem Lexikon, andrerseits auf etwa 100 000 Zetteln eingetragen, beides zusammen bildet eine untheilbare Einheit, über die Art indessen, wie diese in der Bibliothek der deutschen morgenländischen Gesellschaft aufbewahrten Schätze nutzbar gemacht werden können, ist eine bestimmte Ansicht noch nicht geäußert.

Die Muße, diese ungeheure Arbeit zu bewältigen, bot ihm das von ihm über Alles geliebte Heidelberg, wo er im Januar 1873 zum Extraordinarius ernannt wurde, wo aber seine Lehrkraft nur wenig in Anspruch genommen war. Seit dem 4. Januar 1869 mit Emma Bassermann vermählt führte er hier ein glückliches Forscherleben, dem es allerdings auch an den unvermeidlichen Bitternissen des akademischen Lebens nicht gefehlt hat, sofern trotz seiner großen Gelehrsamkeit die Vorschläge ihn nach Tübingen, München, Breslau, Wien zu berufen, sämmtlich nicht zur Ausführung kamen. Hier entstand denn nach seiner Habilitationsschrift „Antarah ein vorislamischer Dichter", in der er das Leben und die Dichtungen dieses Beduinen von Anfang an bis zur Entstehung des Antarahromans an der Hand aller Ueberlieferungen verfolgt, seine hochgelehrte Ausgabe von Hariri's Durrat al ġawwâṣ (Taucherperle), Leipzig 1871, einer

Schrift, welche die sprachlichen Irrthümer der Gebildeten geißelt. Ihr folgte die Ausgabe von Ibn Duraid's Kitâb al malâḥin, einer Sammlung doppelsinniger Redensarten, vermittels deren man beim Schwure täuschen kann (Festschrift für die Philologenversammlung in Karlsruhe. Heidelberg 1882). Ebenfalls in Heidelberg entstand die Ausgabe des Theiles von Tabari's bei Brill in Leiden erschienenen Großen Chronik, welchen Th. übernommen hatte, nämlich die Geschichte der Jahre 40—65 der Hidschra, d. i. der Anfang der zweiten Abtheilung des Werkes.

Das Jahr 1885 brachte Th. endlich eine Berufung nach Halle, zuerst noch als Extraordinarius, doch trat er am 9. November 1887 in die ordentliche Professur ein. In dieser Zeit erschien seine Ausgabe von Miḫâ'îl Sabbâg's „Grammatik der arabischen Umgangssprache in Syrien und Aegypten" (Straßburg 1886), dem ältesten Versuch, das moderne Arabisch grammatisch zu beschreiben, den der 1816 in Paris verstorbene Syrer Sabbag verfaßt hatte, und der bis dahin ungedruckt in der Münchener Bibliothek lag. Noch in Heidelberg hatte er auch die schwierigste seiner Arbeiten, die Ausgabe der alten Gedichtsammlung der Mufaḍḍalijât begonnen, deren erstes und einziges Heft 1885 erschien, deren Fortsetzung aber der Tod ein Ende bereitet hat. Neben diesen Werken schrieb er noch viele eingehende Recensionen über neu erschienene Werke der arabischen Litteratur, die in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft abgedruckt sind, hier aber nicht einzeln verzeichnet werden können. Im Herbst 1889 wurde er nach Heidelberg zurückgerufen, aber ehe er die Professur übernehmen konnte, setzte der Tod seinem arbeitsreichen Leben am 3. Januar 1890 ein Ziel, während er bei seinen Geschwistern in Mannheim die Weihnachtsferien zubrachte. Ein stilles Gelehrtenleben, das nur im engen Kreise der eingeweihten Mitarbeiter richtig gewerthet, äußern Erfolg und Anerkennung wenig gefunden hat, war abgerissen, Deutschland hatte einen seiner bedeutendsten Orientalisten, seine Freunde einen ihnen werthen und liebenswürdigen Charakter verloren. Merx.

Thorbecke: Franz Th., der jüngste Bruder des Vorigen, geboren am 16. Januar 1843 zu Meiningen, † am 1. August 1892 in Arosa (in der Schweiz), hat als Großindustrieller und Politiker in weiten Kreisen tiefgehende Wirkung geübt. Wie seine Brüder in Schnepfenthal erzogen, hatte er, mit der Grundlage einer gelehrten Bildung ausgerüstet, sich dem Berufe des Kaufmanns zugewendet. Wenn schon die Lehrzeit in Bremen seinen Blick für die entscheidenden Bedingungen des Welthandels geschärft hatte, so erweiterte seinen Gesichtskreis noch mehr ein mehrjähriger Aufenthalt in Rotterdam und Lissabon, wo er einer großen Fabrik, die Portugal mit Tabak versorgte, in leitender Weise vorstand, und sich durch Reisen, die ihn bis nach Marokko führten, noch mehr zu bilden wußte. Durch die Erkrankung seines älteren Bruders Karl (1838—74) aus einer vielversprechenden Laufbahn nach Mannheim zurückgerufen, trat er mit diesem an die Spitze der mütterlichen Tabaksfabrik, und verstand es, derselben durch seine rastlose, zielbewußte Thatkraft und den raschen und sicheren Blick für die Lage des Marktes und die Bedürfnisse der Consumenten einen großen Aufschwung zu geben. Zugleich war er energisch dafür thätig, der vielfach bedrohten Tabaksindustrie Schutz und Ruhe zu schaffen und durch Gründung einer umfassenden Vereinigung der Interessenten, ihren berechtigten Forderungen eine wirksame Vertretung zu sichern und doch diese Forderungen mit den finanziellen des Reichs in den nöthigen Einklang zu bringen. Denn einen Theil seiner reichen Kraft stellte er mit der ganzen Hingabe seines Wesens in den Dienst der öffentlichen Angelegenheiten, auch dabei nur das Wohl des großen Ganzen im Auge. In allen Fragen, die in den beiden letzten Jahrzehnten das

Wohl Mannheims bewegten, in allen Fragen des politischen Lebens war sein beredter Rath und seine wohldurchdachte Meinung für große Kreise von bestimmendem Einfluß, und das um so nachhaltiger und entscheidender, als er in der selbstlosesten Weise nie an sich selbst dabei dachte, weder nach einem städtischen Amte geizte, noch die Ehrenstellung eines Abgeordneten für sich in Anspruch nahm. Was er galt bewies die große Theilnahme, die sich von allen Seiten, auch bei seinen politischen Gegnern, kundgab, als er, der eben das 100jähr. Bestehen seines Geschäftes gefeiert hatte und in voller Begeisterung für den größten Staatsmann Deutschlands von einer Fahrt nach Kissingen, die er geleitet, zurückgekehrt war, in der Vollkraft seines Lebens und auf der Höhe des Wirkens, in Arosa bei Chur durch einen Herzschlag seinen Freunden und seiner Familie entrissen wurde. A. Th.

Thorild: Thomas Th., ein geistvoller Denker, den man wegen seiner bahnbrechenden Bedeutung für die nationale Entwicklung der schwedischen Litteratur den Lessing Skandinaviens nennen darf, welcher jedoch seit seiner Uebersiedlung nach Schwedisch-Pommern im J. 1794 mit seinem Leben und Wirken Deutschland angehört, wurde geboren am 18. April 1759 auf dem Gute Blåsupp im Kirchspiel Svarteborg in Bohusland als Sohn eines Kronlehnsmannes und starb am 1. October 1808 als Bibliothekar und außerordentlicher Professor der Philosophie zu Greifswald. Seine akademischen Studien vollendete er auf der Universität zu Lund, begab sich sodann nach Stockholm und begann daselbst früh seine schriftstellerische Thätigkeit. Zwei Gedichte: „Die Leidenschaften“ und „Der Ackerbauer“ reichte er zur Preisbewerbung bei der Gesellschaft Utile dulci ein; doch ward ihm nach dem maßgebenden Urtheile Kellgren's nicht der erste Preis zuerkannt, und persönliche Gereiztheit darüber mag bei dem später ausbrechenden Streit mit jenem Vorkämpfer des französischen Geschmacks über die Entwicklung der heimathlichen Litteratur mitgewirkt haben. Jedenfalls hat er in höherem Grade als irgend einer seiner Zeitgenossen eine neue Epoche in der Welt des Geistes für Skandinavien vorbereitet, als typischer Ausdruck jener gährenden, von reformatorischen, theils durch Rousseau, theils durch Ossian und Klopstock beeinflußten Zeitideen. Vereint traten Kellgren und Leopold gegen den jugendlichen Widersacher der französischen Geistesherrschaft auf; aber wie Lessing in Deutschland über Gottsched und dessen Anhänger, so triumphirte Th. in Schweden über den leeren Formalismus der Gegnerschaft. In seinen schriftstellerischen Leistungen trat jedoch, je entschiedener er sich den politischen und socialen Fragen zuwandte, der Dichter mehr und mehr hinter den Denker zurück. Zugleich erwarb er als Kritiker durch seine Streitschriften um so größere Bedeutung. Im J. 1784 begründete er die Zeitschrift „Der neue Kritiker“ und gab später die „Kritik über Kritiker nebst Entwurf zu einer Gesetzgebung im Reiche des Genies“ heraus. Er beschränkte sich jedoch nicht auf das litterarische Feld, vielmehr suchte sein für alles Edle und Gute schwärmender, gegen alles Niedrige und Gemeine von dem bittersten Haß erfüllter Geist auch in der Politik und im Staatsleben neue Bahnen zu eröffnen. Erklärte er doch selber, daß er nur den einen großen unveränderlichen Gedanken hier im Leben hege, die ganze Natur zu erklären und die ganze Welt zu reformiren. Da er nun verzweifelte, solches in der Heimath durchsetzen zu können, beschloß er 1788 nach England zu gehen. Zuvor wünschte er den Doctorgrad zu erwerben, indeß nach einer glänzenden, am 22. März 1788 vor dem Könige selbst abgehaltenen Disputation, überwarf er sich mit der Facultät und verließ Upsala, ohne sein Ziel erreicht zu haben. In Großbritannien angelangt, ging er an die Ausführung des abenteuerlichen Planes, eine Weltrepublik zu errichten, in welcher Gelehrte die legislative, Helden die executive Gewalt haben sollten. Obwohl er zu diesem

Zweck in der Landessprache, die er mit staunenswerther Schnelligkeit sich angeeignet hatte, mehrere Schriften und ein allgemein anerkanntes Gedicht auf Cromwell verfaßte, gelang es ihm jedoch auch dort nicht, einen Kreis „wirklich freier Männer" um sich zu sammeln. Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte er 1790 in die Heimath zurück und nahm seine publicistische Thätigkeit für die angestrebten hohen Ziele wieder auf, indem er mehrere politische, im freimüthigsten Sinne gehaltene Schriften herausgab. Wegen einer derselben, „Die Ehrlichkeit" betitelt, verwies ihn, als Apostel französischer Revolutionsideen, die Vormundschaftsregierung während der Minderjährigkeit Gustaf's IV. Adolf auf vier Jahre aus dem Lande. In der Folge begab er sich mit einem Reisestipendium ausgerüstet, welches ihm die Gunst des einflußreichen Reuterholm verschafft hatte, über Kopenhagen nach Deutschland, hielt sich längere Zeit in Hamburg und Lübeck auf und wählte sodann Greifswald zum bleibenden Wohnort. Damit begann die zweite Epoche seines wechselvollen Lebens. Der politischen Schriftstellerei entsagend, gedachte er nunmehr die deutsche Philosophie zu reformiren. Nach zweijähriger Verbannung ward er begnadigt und 1794 als Bibliothekar an der Universität Greifswald angestellt, mit welchem Amt er bald eine akademische Lehrthätigkeit zu verbinden strebte. In Greifswald erfolgte auch die kirchliche Einsegnung seiner Ehe mit Gustava Koßky, welche ihm aus Schweden nach dem Continent gefolgt war. Im J. 1797 promovirte er nachträglich zum Doctor der Philosophie. Mit einer außerordentlichen Professur betraut, las er vornehmlich über schwedische Geschichte, Litteratur und Sprache, sowie über Einleitung in die Studien und erwarb sich auch in der neuen Heimath allgemeine Anerkennung. Kosegarten nennt ihn einen Philosophen von lebendigem und scharfsinnigem Denken. Mit hervorragenden Geistern Deutschlands knüpfte er ein näheres Verhältniß an und ward von Reinhold, Jacoby und Herder (vgl. dessen Nachlese hist. Schrift. 1820, VIII, 439 ff.) wegen seiner tiefsinnigen Speculation hoch geschätzt. Schriftstellerisch war er nach wie vor sehr productiv. In den Jahren 1797—1804 erschien eine Reihe lateinischer Promotionsschriften verschiedenen Inhalts. Sein Hauptwerk war: „Maximum seu Archimetria" (Berlin 1799), eine Mathematik des Wissens, welche den wahren Werth aller Dinge in theoretischer und praktischer Hinsicht aufzuzeigen sucht. Das lateinisch geschriebene Werk begleitete ankündigend und erläuternd eine deutsche Flugschrift: „Die Gelehrtenwelt" mit dem Motto: Sapere aude (Berlin, 2 Thle.). An den großen Zeitereignissen nahm er fort und fort lebhaften persönlichen Antheil. In freier oder gebundener Rede richtete er an Alexander I. von Rußland, Papst Pius VII. und die französische Akademie der Wissenschaften verschiedene Schriften, die zum Theil in das 1801 erschienene Werk „Orpheus sive Panharmonion, literae saeculares pro humanitate" aufgenommen sind. Seine letzten Lebenstage wurden durch die französische Invasion verkümmert, welche die stille Werkstatt seiner Gedankenwelt mit Kriegslärm erfüllte. Bestattet liegt er in einer Familiengruft, welche außer ihm auch Frau und Tochter, sowie den Schwiegersohn Florello und die früh verstorbene Enkelin umschließt, auf dem Friedhofe des Pfarrdorfes Neuenkirchen unweit Greifswald. Seinen Grabstein schmückt die selbst gewählte Inschrift: O viva viva divinitas, meae animae anima, tibi fui tibi sum.

Thorild's gesammelte Werke, Upsala 1819—1824, neue Ausgabe von P. Hanselli 1873. — Verlds literaturens historia af Arvid Ahnfelt II, 594 ff. Stockholm 1875. — Nektar och Gift af Arvid Ahnfelt, Stockholm, I, 1—46. — Greifswalder Sonntagsbl. 1883, Nr. 4—18: Thomas Thorild, der skandinavische Lessing, ein schwedisch-deutsches Lebens- und Charakterbild.

Häckermann.

Thorismund, amalischer Ostgothenkönig c. a. 415—417, Sohn und Nachfolger des Königs Hunimund, eines Sohnes von Ermanarich. Seit 375 standen die Ostgothen zwar noch unter eigenen amalischen Königen, aber diese mußten die Oberherrschaft der Hunnen anerkennen: Versuche, sie abzuschütteln, scheiterten (s. Winithar): nur die den Mongolen sich fügenden Könige vermochten sich zu behaupten. Th. erfocht im zweiten Jahre seiner Herrschaft einen glänzenden Sieg über die Gepiden, starb aber bald darauf durch einen Sturz vom Pferd. Wenn die gothische Ueberlieferung das Volk diesen König so tief betrauern läßt, daß es 40 Jahre hindurch keinen Nachfolger wählt, auf daß sein Andenken unter ihm fortlebe, bis der junge Walamer (s. diesen), der Sohn seines Vetters Wandalar (s. diesen), herangereift sei, so verräth schon die für solchen Zweck viel zu lang bemessene Frist, daß die Sage hier etwas verhüllt: wahrscheinlich die Unterbrechung der Königsreihe durch unmittelbare Herrschaft der Hunnenchane, die so lange keine Könige der Ostgothen duldeten.

Quellen und Litteratur: s. Theodemer, Walamer und Widemer; vgl. den Stammbaum der Amaler: Könige der Germanen II. Dahn.

Thorismund, Westgothenkönig, 451—453, (ältester?) Sohn und Nachfolger des Königs Theoderich I, der in der Schlacht auf den mauricianischen Feldern gegen Attila (451) fiel. Noch auf dem siegreich erstrittenen Schlachtfeld erhob ihn das Volksheer, der sich in dem Kampf heldenhaft hervorgethan hatte, durch Wahl in den altgermanischen Formen zum König, womit sich die feierliche Bestattung seines Vaters verband: daß die in ihre Wagenburg zusammengedrängten Hunnen diese Feier nicht zu stören wagten, galt als besonders hoher Ruhm. Des Aëtius' ränkevoller Staatskunst gelang es, den jungen Helden, der den greisen Vater durch völlige Vernichtung Attila's rächen wollte, von diesem Vorsatz abzubringen und zu schleuniger Heimkehr nach Toulouse zu bewegen, um etwaigen Versuchen seiner dort zurückgebliebenen Brüder Theoderich, Friederich, Eurich (unsicher bezeugt sind zwei weitere: Retimer und Himmerith), sich vor ihm der Herrschaft zu bemächtigen, zuvorzukommen: der Römer fürchtete, nach völliger Vernichtung der Hunnenmacht die Westgothen in Gallien allzumächtig werden zu sehen. Th. eilte so sehr, daß er sogar auf seinen Antheil an der reichen hunnischen Beute verzichtete: der Sage nach soll ihm Aëtius als Abfindung eine kostbare Goldschüssel aus diesen Schätzen überlassen haben, die daher als ein Kleinod gothischen Ruhmes galt (s. Svinthila). Die Warnung vor den Brüdern sollte sich übrigens bald als nicht grundlos erweisen: wenigstens ward Th. schon zwei Jahre später von Theoderich und Friederich ermordet: als Beweggründe werden bald seine tyrannische Härte, bald seine römerfeindliche Haltung angegeben. Wie er mit Aëtius über die Hunnenbeute in Streit gerathen sein soll, versuchte er — vergeblich — Arles den Römern zu entreißen, was schon sein Vater wiederholt angestrebt hatte: aber er scheint noch weitere Angriffe auf den römischen Besitz in Gallien geplant und an seinem Recht, die äußere Politik seines Reiches zu leiten, strenger festgehalten zu haben, als es damals schon die alte Volksfreiheit ertragen mochte. Da verbanden sich jene Brüder, die an der Wahl auf dem Schlachtfeld nicht theil genommen hatten, daher durch diese sich mehr überrascht als verpflichtet halten mochten, mit den römisch Gesinnten und den durch des Königs Strenge Erbitterten und ließen ihn durch einen Diener Askalkun (vielleicht Mißverständniß des gothischen skalks, Knecht?) tödten. Der Mörder wartet einen Tag ab, da der Held wegen Aderlasses den Schwertarm (?) nicht brauchen konnte, entfernt vorher alle Waffen, stürzt dann, Gefahr meldend, herbei, führt aber in Wahrheit die Verschwörer selbst in das Gemach: der König erschlägt in Ermanglung des Schwertes mit einem Schemel mehrere der Angreifer und fällt erst nach tapferer Gegenwehr.

Diese Ausschmückung durch sagenhafte Züge kehrt bei Ataulf's und Alboin's Ermordung ähnlich wieder: aber das Ganze muß keineswegs ungeschichtlich sein.

Quellen und Litteratur: s. unter Theoderich I. und II. Dahn.

Thoriswinth (Turisinth), König der Gepiden (c. a. 540 seq.), gerieth in Streit mit den benachbarten Langobarden, wohl auch weil diese den von den Gepiden gedemüthigten Herulern Aufnahme gewährt hatten. Nach der Sage zerstreut ein plötzlicher Schrecken die beiden Heere gerade vor Beginn der Schlacht: die beiden Könige, Th. und der Langobarde Audoin, allein bleiben mit ihren Gefolgschaften auf dem Feld: sie erkennen darin die Warnung des Himmels vor dem Blutvergießen und schließen Waffenstillstand auf zwei Jahre, einstweilen ihre Streitigkeiten beizulegen. Allein dies gelingt nicht: nun sucht Th. vergeblich hunnische Hülfsschaaren gegen die Uebermacht der verbündeten Langobarden und Byzantiner zu gewinnen, ebenso vergeblich, letztere auf seine Seite zu ziehn: weil slavische Räuber gegen reiches Fahrgeld von Gepiden über die Donau in das Römergebiet geführt worden waren, schickte Justinian den Langobarden ein Hülfsheer, das unter Amalafrid, dem Sohne des Thüringerkönigs Hermanfrid, und der Amalungin Amalaberga (s. beide) mit den Langobarden vereint die Gepiden schlug (551) und zum Frieden zwang: ja, sie schickten nun Hülfsschaaren an Narses für die Bekämpfung der Ostgothen unter Totila, der durch den Speer des Gepiden Asbad fiel. Bald aber kam es wieder zum Bruche mit Byzanz: Th. weigerte sich, im Einvernehmen mit seinem Volke, einen zu ihm geflüchteten langobardischen Königssohn, Hildichis, an den Langobarden Audoin, und — später — an die Hildichis ebenfalls feindlichen Byzantiner auszuliefern: er verlangte als Gegenleistung von Audoin die Auslieferung eines umgekehrt von den Gepiden zu den Langobarden geflüchteten gepidischen Königssohnes, Ostrogotha, Th. hatte den schutzlosen Knaben, den Sohn des verstorbenen Gepidenkönigs Elemund, verdrängt. Zwar die beiden Völker weigerten solche Verletzung des heiligen Gastrechts: aber die beiden Könige verständigten sich über den gemeinsamen Vortheil und jeder ermordete heimlich seinen Gast. Damals wohl sollte das Band zwischen beiden Königshäusern dadurch gefestigt werden, daß Th. Audoin's Sohn Alboin zum Waffensohn annahm (adoptio per arma), was dadurch eine sagenhafte Färbung gewinnt, daß Alboin Thoriswinth's Sohn Thurismod (Thorismuth) in jener Schlacht von 551 mit eigner Hand erschlagen hatte. Gleichwohl nimmt Th. Alboin gastlich auf und seufzt nur, als dieser auf Thurismod's Platz in der Halle sich niederläßt: ja, er schützt gemäß dem heiligen Gastrecht den Erleger seines Sohnes, als sein anderer Sohn, Kunimund, die Langobarden höhnt und die Hallegenossen diese auf ihre schmähende Erwiderung erschlagen wollen. Mit den Waffen Thurismod's beschenkt entläßt er Alboin zu seinem Vater. Bald darauf starben Th. und Audoin: ihre Söhne, Kunimund und Alboin erneuten alsbald den alten Haß, Kunimund fiel, wie Thorismuth, von Alboin's Schwert, der Stamm der Gepiden ward mit Hülfe der mongolischen Avaren ausgemordet: nur ein kleiner Rest flüchtete unter Reptila, Thoriswinth's Großneffen, mit dem gepidischen Königsschatz nach Byzanz.

Quellen und Litteratur: s. Könige II, 18—28; auch die Artikel: Alboin, Audoin, Kunimund. Dahn.

Thouret: Nikol. Friedr. Th., Maler und Baumeister, geboren am 2. Juni 1767 in Ludwigsburg, † am 17. Januar 1845 zu Stuttgart, war der Sohn eines herzoglichen Kammerlakaien. Wie andere Söhne seiner Dienerschaft nahm Herzog Karl Eugen von Württemberg den jungen Th. in seine Militärakademie, später hohe Karlsschule auf, wo er von Ende 1778 bis Anfang 1788 von den Professoren Guibal, Harper und Hetsch zum Maler ausgebildet wurde. Mit dem Titel eines Hofmalers und einem Reisestipendium von 400 fl.

aus der Anstalt entlassen, studirte der junge Künstler noch vom Jahre 1788—91 in Paris und vom Jahre 1793—96 in Rom. Hier aber ging er unter dem Einflusse seines Freundes, des bekannten Karlsruher Architekten Friedrich Weinbrenner (1766—1826), zur Baukunst über. Von dem zweiten Nachfolger Herzog Karl's, Friedrich Eugen, wurde Th. nach seiner Rückkehr zur Leitung des Ausbaues von Schloß Hohenheim verwendet. Hier lernte Goethe bei seinem Stuttgarter Aufenthalte im Spätherbst 1797 die Kunst und die Persönlichkeit des Meisters schätzen und veranlaßte seine Beiziehung zur Wiedereinrichtung des im J. 1774 ausgebrannten Weimarer Residenzschlosses. Zweimal, vom Juni bis October 1798 und wieder vom December 1799 bis Februar 1800, verweilte Th. in Weimar, und leistete dort unter Mitwirkung von anderen Stuttgarter Künstlern nützliche Dienste sowohl im Schlosse als bei einem Umbau des Theaters. Goethe stand, wie seine Tagebücher und Briefe ausweisen, während dieser Zeit mit ihm auch in brieflichem Verkehre. Dagegen scheint sich Th. (vgl. Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten sonst und jetzt S. 321 u. Litt. Nachlaß der Frau Karoline v. Wolzogen I, 466) mit dem Geschäftsleiter des Bauwesens, Geh. Rath v. Wolzogen, weniger gut vertragen zu haben; er kam außer Verwendung, ehe der Schloßbau zu Ende geführt war.

Nach dem Tode Herzogs Friedrich Eugen im J. 1797 wurde Th. von dessen Sohn und Nachfolger Herzog (später Kurfürst — König) Friedrich mit dem Auftrag betraut, das dem Ludwigsburger Residenzschlosse gegenüberliegende Parkschlößchen Favorite (1718 durch Paolo Retti vollendet) ganz neu einzurichten, und wurde dafür im J. 1800 durch die Ernennung zum Hofbaumeister belohnt. Seine Kräfte zersplitterten sich aber an allerlei kleineren Aufgaben seines Amtes, Aus- und Umbau der fürstlichen Schlösser und Gartenanlagen zu Stuttgart, Ludwigsburg, Monrepos, Freudenthal, Solitude u. a., Erfindung von Hof- und Jagdfesten, Ausstattung von Opern und ähnlichen Geschäften. Er galt bei Hof als ein Mann, dessen bewegliche Phantasie und unerschöpfliche Arbeitskraft alles möglich zu machen wisse.

Unter König Wilhelm I., dessen Baulust erst später erwachte, schied Th. im J. 1818 aus seiner Hofstellung aus und sollte hauptsächlich als Lehrer im Staatsdienste verwendet werden. Er erhielt in demselben Jahre als Mitglied einer neu eingesetzten königl. Kunstcommission den Titel eines Professors der Baukunst, den ihm Goethe vorgreiflich schon in seinen Tagebüchern und Briefen von 1797 an zu geben pflegte. Den Titel Oberbaurath erhielt er erst im J. 1842. Einen Anfang seiner Lehrthätigkeit bildete die Uebernahme des geometrischen und architektonischen Zeichnens am Gymnasium und der Realschule zu Stuttgart. Seine eigentliche Bestimmung aber sollte eine Professur an der neu zu errichtenden Kunstschule sein, die jedoch erst im J. 1829 zu Stande kam. Th. erhielt neben dem Bildhauer Dannecker, der an die Spitze gestellt wurde, die Function eines stellvertretenden Mitgliedes der Direction. Seine Hauptlehrthätigkeit entwickelte er aber nicht in der Kunstschule, sondern nach damaliger Sitte auf seinem Baubureau, wo er als vielbeschäftigter Staats- und Privatbaumeister junge Techniker heranzog, ohne übrigens „Schule“ zu machen.

Von seinen öffentlichen Bauten sind zu nennen: das dem Grafen v. Zeppelin auf dem alten Ludwigsburger Friedhofe von König Friedrich errichtete Mausoleum (1802—06), das für seine Zeit sehr zweckmäßig angelegte Katharinenhospital in Stuttgart (1820—27), der, freilich nach heutigen Begriffen höchst bescheidene Cursaal in Cannstatt (1825—26) und das von allen seinen Arbeiten künstlerisch am sorgfältigsten durchgeführte neue Badgebäude in Wildbad (1839 bis 47). Die Privatgebäude, deren er in der württembergischen Hauptstadt eine große Anzahl gebaut hat, sind jetzt, wie z. B. der große Bazar in der Königs-

straße, meist so stark verändert, daß man sie kaum mehr mit seinem Namen in Verbindung bringen darf. In seinen früheren Bauten zeigt Th. eine ganz der Weinbrenner'schen Schule entsprechende Vorliebe für derbe dorische Formen und überrascht bei seiner phantasievollen Natur durch die große Dürftigkeit der decorativen Ausstattung, welche freilich zum großen Theile durch die ängstliche Sparsamkeit seiner staatlichen und bürgerlichen Bauherren bedingt war. Später, wie bei dem Wildbader Badgebäude, ging er zum romanischen Stil und, zumal in seinen Privathäusern, auch zur italienischen Renaissance über. Zu bedauern bleibt für alle Zeit, daß es dem kenntnißreichen und schaffenslustigen Meister nicht vergönnt sein sollte, seine Kunst an einem großen Theater- oder Concertgebäude, worauf seine Gedanken und Studien bis zu seinem Alter unablässig gerichtet waren, zu erproben.

Sein Sohn Paul Th. (geboren 1814, † 1874) hat sich als vorzüglicher Theatermaler in Stuttgart und darüber hinaus einen rühmlichen Namen erworben.

Vgl. den Nekrolog (von K. Grüneisen?) in der Schwäb. Kronik, Jahrg. 1845, S. 122. — Wagner, Gesch. der hohen Karlsschule (Reg.). — Schöll, Weimars Merkwürdigkeiten einst und jetzt S. 304 und 321. — Egle, Beiträge zur Gesch. der neuer. Architektur in Württemberg, in den Sitz.-Protok. d. Vereins f. Baukunde in Stuttgart 1879, Halbj. I, 41. — Wintterlin, Württemb. Künstler in Lebensbildern S. 172 ff.

Wintterlin.

Thrafstila, Gepidenkönig, c. 490; die Macht des Volkes hatte sich durch den Sieg über die Söhne Attila's am Netad (453) bedeutend gehoben, zumal seit dem Abzug der Ostgothen von der Donau nach Thrakien: sie hatten das wichtige Sirmium (Mitrovitsch in Ungarn) zur Hauptstadt gewonnen; daher konnten sie nicht wünschen, daß der Amaler Theoderich ein mächtiges Reich ihrer alten Feinde, der Ostgothen, in ihrer Nähe errichte. König Th. versuchte Theoderich den Weg über Sirmium zu verlegen: lange schwankte die Schlacht: nach schwerem Kampfe entschied die persönliche Tapferkeit Theoderich's den Tag (a. 489); nun schlossen sich viele Gepiden dem Sieger an und zogen mit ihm nach Italien. Th. scheint von einem Theile seines Volkes verlassen worden zu sein: wenigstens erscheint bald (c. a. 505) darauf neben seinem Sohn und Nachfolger Thrasarich ein zweiter Gepidenführer Gunderich, mit dem sich jener gegen die Ostgothen zu verbünden trachtet: allein so lange Theoderich lebte scheiterten diese Strebungen: er schickte seine Grafen mit einem Heer und Th. räumte Sirmium ohne Widerstand; erst später, zur Zeit der Bedrängniß der Ostgothen durch die Byzantiner, breiteten sich die Gepiden wieder aus und besetzten abermals Sirmium.

Quellen und Litteratur: s. bei Dahn, Die Könige der Germanen II, 1861, S. 18; — Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 1881, S. 569.

Dahn.

Thrämer: Theodor v. Th., hervorragender Pädagog, Sprachforscher und Streiter für evangelisches Deutschthum, geboren am 9. December 1809 auf der Landpfarre Eeks bei Dorpat als dritter Sohn des aus Sachsen-Weimar (Hayn) eingewanderten Pastors Johann Th. und der Deutschlivländerin Friederike geb. Oeding. Nach des Vaters frühem Tode († 1814) in Dorpat erzogen studirte er 1827—31 mit außergewöhnlichem Erfolge (drei Preismedaillen) an der baltischen Universität Theologie und zwar in engem Anschluß an den durch Lehrgabe und Glaubenswärme hervorragenden Prof. Kleinert. Nach bestandenem Examen stellte ihm der damalige russische Unterrichtsminister Fürst Lieven, der — selbst evangelisch — auf den jungen Theologen aufmerksam geworden war,

zur Fortsetzung seiner Studien aus eigenen Mitteln ein mehrjähriges Reisestipendium zur Verfügung. Th. besuchte nun 1832—35 eine Reihe deutscher Universitäten, wobei jedoch, wie aus dem mit Fürst Lieven lebhaft unterhaltenen Briefwechsel hervorgeht, weniger die theologischen Hörsäle als der Verkehr mit der akademischen Jugend, besonders den Theologen, ihn anzogen. Letztere kämen, schreibt er einmal, aus den Vorlesungen mit vollem Kopf und leerem Herzen ins Amt. Diese Wahrnehmung trieb ihn zu einer Art missionarischer Thätigkeit unter den Studenten und die während jener Jahre an mehreren Hochschulen entstandenen Vereinigungen für theologische Leseabende, Sonntagsschulen, Krankenpflege rc. sind direct und indirect ein Werk des jungen Balten gewesen. Längeren Aufenthalt nahm er in Berlin, Bonn und München. An letzterem Orte fesselte ihn besonders G. H v. Schubert durch Vorlesungen und durch persönlichen Verkehr. Hier auch schloß er mit v. Usedom, dem späteren preuß. Gesandten, Freundschaft und gab im Bunde mit ihm den ersten Anstoß zu der 1837 erfolgten Uebersiedlung der Zillerthaler nach Schlesien. 1835 nach Dorpat zurückgekehrt sah Th. seinen Plan, sich an der Universität zu habilitiren, durch persönliche Einflüsse und die im allgemeinen der Zulassung von Inländern damals ungünstige Strömung so sehr erschwert, daß er sich dem praktischen Schulfach zuwandte. Die Art der Begabung wies ihn entschieden an die Universität, doch pädagogisches Talent und Liebe zur Jugend haben ihn auch in der Schule Erfolg und Befriedigung finden lassen. 1837 wurde er am Dorpater Gymnasium Oberlehrer der deutschen und lateinischen Sprache, 1846 ebendaselbst Oberlehrer der Religion. Die in diesen Stellungen vertretenen Grundsätze entwickeln zwei kleine Abhandlungen: „Der Unterricht in der Muttersprache" (Dorpat 1839) und „Der sogen. höhere Religionsunterricht" (Reval 1849). In beiden Schriften tritt der selbständige Geist des Verfassers deutlich hervor, verlangt doch die erstere im Sprachunterricht des Gymnasiums für die Muttersprache den Vorrang, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch im Interesse der fremden Sprachen, insofern die befürwortete Methode des Sprachunterrichts „die Muttersprache zur Sprachmutter werden lasse". Ebenso war ihrerzeit etwas neues die Forderung der zweiten Abhandlung, den höheren Religionsunterricht nicht auf der sogen. populären Dogmatik sondern auf geschichtlicher Grundlage aufzubauen. Und reformatorisch ist, wo sie immer einsetzte, Thrämer's ganze Lebensarbeit geblieben. — 1841 vermählte er sich mit Mathilde Lossius, der Schwester von Eduard Lossius (s. A. D. B. XIX, 217); in seinem Amte durchlief er 1837—52 die Rangclassen bis zum Collegienrath. Die 15-jährige Thätigkeit in Dorpat war erfolgreich und weitreichend: als Lehrer übte Th. auf die Jugend, namentlich auf ernst angelegte Naturen einen großen, die Schulzeit weit überdauernden Einfluß; mit den Studirenden hielt er Fühlung durch vielbesuchte offene Abende; besonders aber unter den Berufsgenossen entwickelte er eine Thätigkeit, die in die baltische Pädagogik ein frisches, bald auch von Deutschland mit Genugthuung bemerktes Leben brachte: 1844 gründete er in Dorpat die Pädagogische Gesellschaft, welches Beispiel bald in andern Städten Nachfolge fand; 1846 gab er der Lehrerwelt der drei Ostseeprovinzen ein gemeinsames Organ in seinen mit den Waffen wissenschaftlicher Gründlichkeit, muthiger Initiative und, wo es noth that, beißenden Witzes kämpfenden „Blättern für Erziehung und Unterricht" (als Beilagen zum „Inland" 1846 bis 48). In diesen Blättern veröffentlichte er u. A. folgende Abhandlungen: 1846 einen temperamentvollen Angriff auf das Fremdwörterunwesen in der deutschen Sprache unter dem Titel „Ein Rechtshandel aber nicht für Rechtsgelehrte allein"; 1847 „Das öffentliche Schulwesen in Rußland seit Peter d. G." (ins Holländische übersetzt in den N. Bijdragen, Mastricht 1854); 1848 „Ge-

schichte des deutschen Sprachstudiums und insbesondere seiner Unterrichtsmethodik seit der Reformation" (lebhaft anerkannt in Jahn's Jahrbb. für Phil. u. Päd. Bd. LIV, 322—25, Nacke's pädag. Jahresber. v. 1851, S. 47 ff. 2c.). 1849 verwandelte Th. die pädag. Beilagen in die selbständige Zeitschrift „Das Erziehungs- und Unterrichtswesen in den russ. Ostseeprovinzen" (3 Jahrgänge 1849—51). Hierin (und auch separat 1850 bei Hartmann in Leipzig) erschien sein „Entwurf einer deutschen Sprachlehre, Theil I Satzlehre", in welchem das Verfahren der Vorgänger bis auf Becker und Götzinger kritisch behandelt und zugleich ein neues System der Satzlehre scharfsinnig entwickelt wird (vgl. die Besprechungen in Jahn's Jahrbb. Bd. LXII, 329—31, in der sächs. Schulzeitung 1850 S. 621 2c.). Th. stellt dem deutschen Sprachunterricht als hohes Ziel eine nationalpatriotische Aufgabe. Die Satzlehre soll auf der Schule nicht als selbständiges Lehrfach, sondern nur als Vorstufe neben und mit der Stillehre getrieben werden; Stillehre ist in allen Classen die Hauptsache, durch sie wird der jugendliche Geist in Zucht genommen, das Nationalbewußtsein und jenes edle Selbstgefühl geweckt, welches das Fremde, unserer Natur und Sprache zuwiderlaufende abwehrt. Die Bestrebungen Thrämer's für Hebung und Vertiefung des deutschen Sprachunterrichts fanden die Zustimmung Jakob Grimm's (vgl. des letzteren Bemerkungen bei Thrämer, Deutsche Stillehre 1857 S. III), in seiner Heimath bewirkten sie die Umgestaltung des Schulreglements von 1820, das einen systematischen Unterricht in der deutschen Grammatik untersagt hatte. Ueberhaupt bezeichnet die besprochene Wirksamkeit Thrämer's einen Aufschwung des baltischen Sprachwesens: weder vor noch nach ihm ist es einem anderen gelungen die erziehlichen Interessen der drei Ostseeprovinzen um einen Mittelpunkt zu sammeln, geschweige denn öffentlich vom Gesichtspunkt des Deutschthums aus zu vertreten. Aber gerade darum sollte sein Wirken in der Heimath ein jähes Ende finden. Er gerieth wegen eines an die in der russischen Diaspora lebenden Deutschen gerichteten Mahnwortes mit der russischen Censur in Conflict und die Folge war das von ihm selbst nachgesuchte Ausscheiden aus dem russischen Staatsdienste. —

Anfang 1853 siedelte er nach Preußen über um fortan auf günstigerem Boden seinem Ideal deutscher Volkserziehung zu dienen. Als gutes Wahrzeichen klang ihm des alten Freundes Usedom (dazumal preuß. Gesandten in Rom) Willkommgruß entgegen: „Du mußt bei uns bleiben und uns den Segen Deines aufrichtigen und aufopfernden Herzens bringen". Den geeigneten Boden fand Th. in dem 1853 zu Berlin versammelten Kirchentage. Hier trat er mit einer Ansprache auf, deren Gedankengang, anknüpfend an die Mittheilungen zweier deutscher Geistlichen aus Paris und Lyon über die traurige Haltung der in der Diaspora lebenden Deutschen, den Nachweis führte, daß die nationale und sittliche Verkommenheit draußen lediglich die Folge der im Mutterlande selbst so wenig geübten Treue in Dingen des nationalen und göttlichen Berufs wäre, und daß eine Besserung nur durch eine entschieden nationale und evangelische Erziehung der Jugend bewirkt werden könne. Seine Worte zündeten, ihr Ergebniß war der am 1. November 1853 gegründete „Allgemeine deutsche Schulverein für innere Mission", zu dessen Stamm Mitglieder wie Ahlfeld, Kramer (Halle), Blochmann, Klix, Wangemann, Fürbringer, der conservative Kämpe Kleist-Retzow u. A. gehörten (vgl. Briefwechsel des ev. Schulver. von 1855, S. 13 ff., Hessisches Kirchenbl. 1866, 20. u. 27. Oct., Ev. Monatsbl. für die deutsche Schule 1881, S. 7 ff.). Diesem Verein hat Th. mit großem organisatorischem Geschick, rastloser Energie und nach allen Seiten eingreifender Anregung bis zu seinem Tode selbstlos als „Ordner" gedient, ein Zeugniß dafür ist der „statt Handschrift gedruckte Briefwechsel des Vereins" mit seinen vom Ordner

aufgestellten Thesen, darangeknüpften Circularcorrespondenzen und Voten (1853 bis 1859 drei Bände). Anfangs in locale Zweigvereine zerfallend erhielt der Verein 1857 eine nach Berathungsgegenständen in 9 Sectionen getheilte Gliederung. Aus der Arbeit für die erste Section ging ein eigenartiges Buch des Ordners hervor: „Des deutschen Volkes Art im Gegensatz zu romanischer und slavischer Volksthümlichkeit" (Leipzig 1858). In den einleitenden Grundzügen einer schriftgemäßen Seelenlehre wird ein dualistisches Princip aufgestellt, insofern Th. die Seelenanlagen nach ihrer Richtung auf Innerlichkeit oder Aeußerlichkeit unterscheidet; dem entsprechend zerfallen ihm auch die Völker in solche mit vorwiegend innerlicher oder äußerlicher Beanlagung (lehrende oder waltende Völker); das deutsche Volk wird der ersteren Gruppe zugewiesen und demnach als sein weltgeschichtlicher Beruf im wesentlichen der lehrende erkannt. (Ueber den lebhaften durch diese Schrift hervorgerufenen Meinungsaustausch vgl. Briefw. des Schulver. 1859—61). — Ein anderes Werk, das kurz vorher erschienen war, setzt die bereits in Dorpat (vgl. o.) angelegte Sprachlehre fort; es ist dies der treffliche, gegen die überhandnehmende Verwilderung gerichtete „Grundriß der deutschen Stillehre in Beispielen. Gesammter Lehrgang der 5 oberen Gymnasialclassen" (Rogasen 1857). Das parallel gehende ausführliche Buch „Deutsche Stillehre auf psycholog. Grundlage" war bis zum 5. Bogen gedruckt, als der Tod den Verfasser abrief; das erschienene behandelt die beiden ersten Capitel des knappen Grundrisses. Letzterer war rasch vergriffen, eine 2. Auflage bereitete Fr. Bauer vor, starb aber vor der Ausführung, doch hat er in seine neuhochdeutsche Grammatik das eigenartige System der Thrämer'schen Satzlehre aufgenommen. Von letzterer handelt auch die kleine Schrift: „Anleitung zu einer fruchtbaren Behandlung der deutschen Satzlehre als Vorstufe der Stillehre — nach Thrämer's Tode herausgeg. von J. S. Bürger" (Militsch 1861). — Der äußere Lebensgang Thrämer's seit der Uebersiedelung nach Deutschland eilte einer frühen Vollendung zu. 1855 trat er in den preußischen Schuldienst als Oberlehrer an den Francke'schen Stiftungen und der höheren Töchterschule in Halle; nebenher las er ebendaselbst vor jungen Lehrern über die Methodik des deutschen Unterrichts. 1856 folgte er einem Rufe nach Rogasen (Prov. Posen), wo kurz vorher eine höhere Lehranstalt specifisch lutherischer Richtung gegründet worden war. Als Leiter dieser Anstalt wirkte Th. zwei Jahre mit der gewohnten Hingebung und hob dieselbe während dieser Zeit zur Stufe eines Gymnasiums empor. Allein die unsicheren Grundlagen dieses Privatunternehmens, namentlich aber das Verhalten seines Gründers und Administrators, der auf die pädagogisch-didaktische Leitung der Schule einen Einfluß beanspruchte, den Th. als Director nicht zugestehen konnte, veranlaßten letzteren 1858 zum Rücktritt. Er rüstete sich eben Rogasen mit einem für die Leitung seines Schulvereins geeigneteren Wohnorte zu vertauschen, als plötzlich am 30. September 1859 den noch nicht fünfzigjährigen ein Herzschlag ereilte. In den schweren persönlichen Erfahrungen der beiden letzten Lebensjahre war der stetig aufblühende Schulverein sein Trost und seine Freude und diese Schöpfung hat ihren Urheber überdauert, sie blüht noch heute als der älteste, in seinen Zielen umfassendste aller evang. Schulvereine Deutschlands. Ein Mitarbeiter desselben faßt im evangel. Monatsbl. f. d. deutsche Schule 1881 S. 6 die Wirksamkeit des Gründers in den Satz zusammen: „Th. war ein wahrer Apostel des evangelischen Deutschthums". L. Wiese wirft in seinen „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" II², 149, wegen ungenügender Information die einheitliche Grundlage seines Lebens und Strebens verkennend, Th. zwar Polypragmosyne vor, bricht aber diesem Vorwurf selbst die Spitze ab, indem er mit Wärme „die lebendige Kraft, die von ihm ausging", hervorhebt.

Dem entworfenen Lebensbild würde ein wesentlicher Zug fehlen, wenn man die künstlerische Seite dieser eigenartigen Natur überginge. In dem Gelehrten und Pädagogen schlug ein Dichterherz, das sowol in Worten wie in Tönen zu sprechen wußte. Doch hielt Th. mit den Erzeugnissen seines Gemüthslebens zurück: von Dichtungen veröffentlichte er nur einige Balladen im „Inland" (hervorragend darunter „Der Hagmaier", 1846), von zahlreichen musikalischen Compositionen nur „Sieben Lieder für eine Singstimme" (Leipzig b. Whistling). Mit Recht rühmt an diesen Heinr. Löwe (in einem Brief v. 1847) „die seltene und erquickende Frische der Empfindung, die humanistisch hochgebildete Form und Auffassung". In der kleinen Sammlung sind „Mitternacht", W. Müller's „Braut auf Rügen", Reinick's „Zwiegesang" Perlen deutscher Tonkunst. Nach des Componisten Tode erschien „Der Wittwe Sohn" von Chamisso für Bariton und Clavierbegleitung bei Trautwein in Berlin. In das Gebiet der musikalischen Unterrichtsmethodik hat Th. durch zwei Abhandlungen „Ueber die nothwendige Verbesserung des Musikunterrichts" (1846 u. 48 in Reval bei Kluge), sowie durch „Thesen und Vorschläge" (in der Neuen [Leipz.] Zeitschr. f. Musik XXIX, Nr. 5, 7 u. 27) eingegriffen und sich damit in der Geschichte der Musik neben Marx einen Platz erworben (vgl. Brendel, Gesch. d. Mus., 6. Aufl., S. 623).

Eduard Thrämer.

Thrän: Georg Karl Ferdinand Th., Dombaumeister in Ulm, ward geboren am 4. December 1811 in Freudenstadt, der württembergischen Oberamtsstadt auf dem Schwarzwald. Seine Eltern waren Georg Friedrich Matthias Th., Diakonus an der Stadtkirche in Freudenstadt, und Friedrike geb. Haspel, Tochter eines berühmten Arztes in Schwäbisch Hall, welcher Leibarzt des Prinzen Paul von Württemberg gewesen war, so lange dieser ins Exil im Stift Comburg verbannt war. So schreibt Ferdinand Th. selbst in einer von ihm verfaßten Lebensbeschreibung auf $5^1/_2$ Foliobogen, welche im folgenden wörtlich benutzt werden soll, weil sie für seinen Bildungsgang und für seinen Charakter von Werth ist. Er hat sie vier Jahre vor seinem Tode geschrieben und „Nekrolog" betitelt. Wie seine noch lebende Tochter dem Schreiber dieses Artikels sagte, hatte Herr Rector Fr. Pressel in Heilbronn den Wunsch ausgesprochen, davon Einsicht nehmen zu dürfen, und dieser Wunsch wurde erfüllt. Im 5. Heft der Münsterblätter erschien dann „Thräns Lebensgang, von ihm selbst erzählt", ein Abdruck dieses Nekrologs, aber mit bedeutenden Auslassungen, Abkürzungen von Stellen, welche die Herausgeber glaubten nicht veröffentlichen zu sollen. Und dieser Nekrolog wurde also von der Redaction zu ihrem Zwecke verwendet, wie die Tochter schreibt, ohne daß die Familie davon in Kenntniß gesetzt wurde. Mit Zustimmung derselben wird nun im folgenden ebenfalls diese Autobiographie wiedergegeben, mit den nöthigen Zusätzen.

Mein Vater (so fährt Th. fort) wurde 1811 Diakonus an der Stadtkirche in Freudenstadt. Im September 1819 wurde er als Pfarrer nach Gelbingen, Diöcese Schwäbisch Hall, versetzt, und zwar auf sein Ansuchen, weil meine Eltern den Wunsch hatten, ihrer Heimath und den Ihrigen näher zu sein. Den ersten Schulunterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen erhielt ich von meinem Vater. Am 17. März 1821 starb er. Ich besuchte von nun an das Gymnasium in Schwäbisch Hall, aber nur kurze Zeit, weil ich noch in demselben Jahre von meinem Oheim, dem damaligen Straßenbauinspector Bühler in Weingarten, Oberamt Ravensburg, an Kindesstatt angenommen wurde. War ich früher nach dem Vorgang meines Vaters zur Theologie bestimmt, so änderte sich jetzt meine Laufbahn: ich trat zum Baufach über. In nicht ganz drei Jahren war ich ausgebildet, und zwar in dem Grade, daß ich als Dirigent der Bauschule für Architekten und Werkmeister, welche Bühler gegründet hatte, vor-

stehen konnte. In diesem Inspectionsbezirk war reiche Gelegenheit zu Erlernung der Feldmeßkunst, des Tracirens von Straßen, der technischen Behandlung von Flußcorrectionen, des Nivellirens mit Instrument und Barometer. Mein Lehrer und Erzieher verwendete mich auch zu Privataufträgen, wie folgt. Zu Anfang der dreißiger Jahre bildete sich in Ulm eine Actiengesellschaft zur Erbohrung von artesischen Brunnen auf der rauhen Alb. Ich hatte die Pläne zu entwerfen zur Bohrhütte, zu den Arbeitswerkzeugen, deren es viele waren, in natürlicher Größe, hatte alle Bohrregister zu führen. In drei Orten wurde gebohrt, in Luizhausen, Nerenstetten, Niederstotzingen, alle im Oberamt Ulm, aber ohne Erfolg. Das Jahr 1831 war für mich verhängnißvoll. Anfangs August war ich nach Berg, Oberamt Ehingen, beordert zur Aufnahme der dortigen Donaubrücke, Jochbrücke, an deren Stelle eine steinerne gebaut werden sollte. Während dieser Arbeit brach das Nervenfieber bei mir aus und zwar rigourös. Am 27. September, Abends 6 Uhr, erwartete man meinen Tod: aber es trat eine Krisis ein, ich genas. Die Jahre 1833 und 1834 treffen mich als Bauführer mit Ausführung von steinernen Dohlen, Durchläßen und hölzernen Brücken in den Straßenbauinspectionen Ulm und Biberach. Meine praktischen Kenntnisse erlernte ich bei dem Bau der Donaubrücke (Ludwig-Wilhelmsbrücke) in Ulm, wo ich drei Jahre beim Zimmerhandwerk stund, eingeschrieben auf den Zimmermeister Honold in Neuulm. Ebenso bei dem Bau der Brücke über die Donau bei Wiblingen. Bei solchen Bauwesen stehen die Betheiligten mehr oder weniger in Gefahr, das Leben einzubüßen. Mir drohte es mehrere Male. An der Ulmerbrücke stürzte ich beim Balkentragen mit meinem Kameraden in die Donau; wir mußten herausschwimmen und eilten in den goldnen Ochsen zum Abtrocknen. Ein andermal stürzte ich in die sehr tiefe Baugrube am bairischen Widerlager; ich wurde mit sogenannten Stichern herausgeholt. — Und an der Wiblinger Brücke war es ein wahres Wunder, daß ich nicht durch ein aus der Höhe von 40 Fuß herabstürzendes Hebeisen förmlich gespießt wurde. Im Jahre 1835 wurde ich von Herrn Oberbaurath v. Etzel senior aufgefordert, das Staatsexamen mitzumachen. Dieses dauerte vom 15. Juni an drei Wochen; ich erhielt das Zeugniß II. Classe, Prädicat gut. Wir waren zu vier: Closs, jetzt Oberbaurath; Etzel, der verstorbene Oberbaurath; Düngen, Titulaturbaurath, und ich. Nach erstandenem Examen machte ich einen Besuch bei Oberbaurath Thouret (Examinator), um mich zu erkundigen, auf welches Resultat ich meine Hoffnungen bauen könne; der erwiderte mir, ich könne beruhigt nach Hause gehen. Ich hatte auch das Glück, die Hauptaufgabe, diesmal ein Zuchthaus für beide Geschlechter, von allen Candidaten am besten zu lösen, weil ich das Kreissystem anwendete. Mit mancherlei Arbeiten wurde die andere Hälfte des Jahres 1835 und der Winter und theilweise die Frühjahrszeit 1836 ausgefüllt. — Im J. 1836 begannen die Vorarbeiten zur Erbauung der Eisenbahnen. Dem Baurath Bühler wurde der Auftrag ertheilt, die Möglichkeit der Ausführung einer Eisenbahn zu untersuchen und nachzuweisen. Ich wurde dazu verwendet, ein Nivellement herzustellen von Friedrichshafen über Ulm bis Canstatt. Nach dessen Vollendung kamen die Detailvermessungen. Ich erhielt folgende Districte: 1) von Friedrichshafen bis Ravensburg, 2) von Waldsee bis Oberessendorf, 3) von Erbach bis Obersulmetingen, 4) von Erbach bis Ulm, 5) von Ulm bis Bollingen, 6) von der Thierhalde bis Geislingen, Ueberkingen um den Weigoldsberg herum nach Altenstadt, 7) von Großeislingen bis Faurndau, 8) von Plochingen bis Eßlingen. Ich kann sagen, daß ich derjenige bin, welcher den ersten Pfahl zur Eisenbahn in Württemberg, und zwar an der Ziegellände bei Ulm, geschlagen hat.

Als ich in Waldsee stationirt wurde, erhielt ich ein Regierungsdecret vom

16. December 1836, des Inhalts, daß ich von S. Majestät dem König als Straßenbau-Inspections-Verweser der Inspection Ulm ernannt sei, — fünf Jahre dauerte dieses Provisorium, — mit 600 fl. Gehalt*). — Laut Regierungsdecret vom 16. August 1841 wurde ich für die Inspection Ulm, bestehend aus den Oberämtern Ulm, Blaubeuren, Geislingen, Göppingen, Kirchheim definitiv mit 800 fl. Gehalt ernannt. War diese Inspection durch große Ausführungen von Straßencorrectionen bedacht, als: die Ulm-Blaubeurer Route, die Frauensteige bei Ulm, Flußcorrectionen (der Böfinger Donaudurchstich unterhalb Ulm), so wurden mir auch die Donaucorrectionen bei Wiblingen übertragen, weil der Beamte in Ulm näher war, als der in Ehingen. Die weitere Zugabe erhielt ich durch die Filialinspection Weißenstein von Groß-Süßen bis Böhmenkirch.

Am 7. April 1842 verehelichte ich mich mit Elisabeth geb. Pfeiffer, Tochter des Weinhändlers Pfeiffer in Neu-Ulm. Von dieser Ehe lebt eine Tochter, vier Kinder sind sehr bald gestorben.

Nicht allein die Strapazen des Dienstes (im Monat mindestens 12 Tage zu Pferd, wobei ich das Unglück hatte, in 8 Jahren 11 Mal mit dem Pferd zu stürzen, doch jedes Mal unverletzt davon kam: — die Pferdsration war zu gering, als daß man sich mit einem gut zugerittenen Thiere hätte versehen können —), sondern mehr noch die grobe Behandlung von Seiten meiner Vorgesetzten, Bauräthe und Oberbauräthe (namentlich Knoll . . .) veranlaßte mich eine andere Existenz zu suchen. Sie fand sich bald. Die Stadt Ulm hatte seit vielen Jahren keinen Stadtbaumeister. Unglücklich ausgeführte Bauten veranlaßten die Collegien, einen solchen anzustellen. — Diese Gelegenheit war mir günstig: nach Beseitigung einiger Intriguen, wie denn solche Wahlen nicht ohne diese ablaufen, wurde ich mit großer Stimmenmehrheit gewählt. Mein Gehalt war 1050 fl. — und Diäten auswärts pro Tag 6 fl. Am 30. Mai wurde ich laut Stiftungsrathsbeschluß § 146 als Stadtbaumeister angestellt, die Instruction in 17 §§ mir eingehändigt und die Beeidigung auf dem Rathhaus in der Sitzung vorgenommen.

Der Beginn der Restauration des Ulmer Münsters fiel gerade in diese Zeit; dies war auch ein Hauptmotiv für mich, meine Stellung zu wechseln.

Für diesen Bau war ein eigener Münsterbaumeister in der Person des † Professors Mauch (er starb in Stuttgart am 13. April 1856) an der polytechnischen Schule in Stuttgart bestellt, und ich hatte laut § 10 meiner Instruction die Verbindlichkeit, die Restauration unter seiner Leitung zu führen. War aber die Wahl dieses Mannes nur auf dem Wege der Intrigue zu Stande gekommen, so war sie auch nicht haltbar. Seine Unwissenheit mir gegenüber (in Baufragen) und seine Unverschämtheit in der Honorarforderung für seine geleisteten, oder vielmehr nicht geleisteten Dienste dem Stiftungsrath gegenüber veranlaßte schon nach einem Jahr seinen Rücktritt. Er forderte nicht weiter fürs erste Jahr, Besoldung und Diäten, als 936 fl., und erhielt sie auch. Ich war eigentlich ungeachtet der Anstellung des Professors Mauch schon vom Beginn der Restauration (den 21. August 1844**) 1 Jahr, 2 Monate und 10 Tage selbständiger Baumeister am Münster.

*) Die Restauration des Fischkastens (des berühmten Marktbrunnens beim Rathhaus in Ulm), ausgeführt 1840, fällt ebenfalls in die Zeit der Straßenbauinspection. (In der Beilage zum Nekrolog, welche Fräulein Elisabeth Thrän eigenhändig geschrieben hat.)

**) „Ferdin. Thrän's Bauthätigkeit am Münster beginnt nicht 1845 nach dem Rücktritt Mauch's, sondern 1844 auf Grund der Wahl zum Stadtbaumeister, 30. Mai 1844. Entlassung aus dem Staatsdienst 4. Juli 1844. Der Bitte um frühere Enthebung vom Dienst

Im J. 1847 begann ich ein Werk herauszugeben unter dem Titel: „Denkmale altdeutscher Baukunst, Stein- und Holzsculptur aus Schwaben, herausgegeben von G. Karl Ferdinand Thrän, Stadtbaumeister in Ulm. 1847." Im September erschienen die ersten Hefte, deren ich es bis zu I. II. und III. brachte. Das Werk fand sehr guten Absatz, bis der Revolutions-Februar 1848 in Paris ausbrach, und von dort auch Deutschland in diesen Strom fortgerissen wurde. Mein ganzes Unternehmen gerieth ins Stocken; aber die Bezahlungen der Kosten für Lithographien, Papier, Druckschriften 2c. wurden gefordert; ich wurde für alle diese Punkte eingeklagt, und kam in Besoldungs-Abzug jährlich mit 333 fl. 10 kr. Meine Besoldung betrug also noch 3 Jahre lang nur 666 fl. 40 kr. Dies war die Hauptursache, daß ich nie ein Vermögen erwerben konnte und nur eine Fahrniß im Werth von circa 7000 (6060) fl. besitze, zu welchem Anschlag dieselbe in der Aachen-Münchener Feuerversicherung ist*).

Am 10., 11. und 12. August 1848 wurden 2 Baumeister berufen: Bauinspector Rupp von Reutlingen und Oberbaurath v. Gaab von Stuttgart, um über die Stellung der neuen Orgel ein Gutachten abzugeben, auch sollten sie die bisherigen Restaurationsarbeiten begutachten. So entstand das herrliche Institut der Herren Beiräthe, welches nebenbei betrachtet, so unnöthig ist als ein Kropf am Halse einer schönen Frau. Dies war der Stand der Münsterrestauration in meinem Wirkungskreis.

In einer Stadt wie Ulm, die so lange keinen eigenen Baumeister hatte, steigerten sich die Bedürfnisse in der Technik, Canalbauten, Anlage von Trottoirs, Brunnenwerk, Hochbauten in 105 Gebäuden, welche die Stadt Ulm hat, namentlich auch auswärts in ihrem ehemaligen Gebiete auf württembergischem und bairischem Territorium, Schulhäuser, Pfarrhäuser. Es waren dies die Orte: a) in Württemberg: Scharenstetten, Kirche; Oppingen, Zehntscheuer; Mähringen, dito und Pfarrhaus; Jungingen, Pfarrhaus; Ettlenschieß, Zehntscheuer; Ulm, Gurrenhof; Ersingen, Kirche, Pfarrhaus, Pfarrscheuer und Schulhaus. b) in Baiern: Pfuhl, Pfarrhaus; Leipheim, Decanathaus; Bubesheim, Pfarrhaus; Steinheim, Kirche und Pfarrhaus. Im Anfang des Etatsjahres fand die regelmäßige Visitation dieser Gebäude in Gemeinschaft mit dem betreffenden Verwalter statt. Anno 1857 fand eine Aenderung meiner Stellung statt. Der verstorbene Stadtschultheiß Schuster beabsichtigte die Gasbeleuchtung in Ulm einzuführen. Ich war nicht gegen die Sache, wol aber gegen die Art und Weise ihrer Einführung. Dies gab Zwist. Ich verabscheute den Weg der Corruption: ich mußte also um jeden Preis von meiner Stelle als Stadtbaumeister entfernt werden. Die Procedur war aber für mich nur vortheilhaft. Ich erhielt eine abgesonderte höchst angenehme Stellung, einen Beruf, den nur wenige Baumeister aufzuweisen haben, und Gehaltszulage von 1050 fl. auf

als in solchen Fällen gesetzlich vorgeschrieben, wurde nicht entsprochen, weshalb der Beginn der Münsterrestauration noch in die Zeit fällt, in welcher Thrän noch die Geschäfte der Straßenbauinspection zu besorgen hatte. Antritt des Stadtbaumeisteramts October 1844. — Aelteste Notizen im Schreibkalender: 1844, Juni 26—29 Mauch in Ulm. Untersuchung, Kostenanschläge, Kranzbelegung am Thurm. — 27. Juli Fortgangsbericht. — 21. August zum erstenmal Hand werkthätig am Thurm selbst angelegt, weshalb dieser Tag als der Beginn der Münsterrestauration zählt. — 24. Aug. Fortgangsbericht". — „Am 17. Juli 1845 Erklärung an Mauch, daß er (Thrän) keine Fortgangsberichte mehr an ihn schicken werde. Und damit hatte seine Leitung ein Ende." So schreibt seine Tochter Elise nach Auszügen aus seinem Tagebuche.

*) Die Taxation der Feuerversicherung war wol zu hoch: sie wurde so gemacht, weil mein Vater sehr viele Werke, alte Bilder 2c. besaß, die unersetzlich gewesen wären. Anmerkung von Elise Thrän.

1550 fl. und 60 fl. Miethzinsentschädigung. Von Seiten der Stadt wurde mit mir am 25. November 1857 von beiden Collegien ein perfecter Dienstvertrag abgeschlossen, der alle Verhältnisse regelte, so daß ich jetzt nur noch das Münsterbauwesen allein zu besorgen hatte. Im J. 1860 erhielt ich einen weiteren Auftrag. Die St. Valentinscapelle, das sog. Schmalzhäuschen neben dem Münster (ein Privateigenthum), wurde von der Stadt angekauft um 3000 fl. Da ich als Dombaumeister keine Verbindlichkeit hatte auch dieses Bauwesen zu übernehmen, so wurde ich laut Stiftungsrathsbeschluß vom 24. Mai 1860, § 179, I befragt „ob ich geneigt seye, die Restauration dieser Capelle zu übernehmen". Ich erklärte mich bereit dazu. Es wurden zwei Voranschläge gefertigt, ein größerer mit 1979 fl. 30 kr., und ein kleinerer mit 1240 fl. 22 kr. Polier Wagner am Münster hat sie gefertigt, nicht ich, ich unterschrieb nur vdt. Thrän, ohne mich über ihre Zuverlässigkeit auszusprechen. Am 17. September 1861 mußte ich sie dem Vorstand des Stiftungsraths Stadtpfarrer Ruß übergeben. Am Donnerstag, den 17. Juli 1860, wurde mit der Restauration begonnen, und im Januar 1863 laut Regierungsdecret vom 7. Januar 1863 wieder sistirt. — Dies war der Anfang der Chicanen. — Am 26. Juni 1863 durfte wieder begonnen werden. — Am 13. Juli 1865 waren verbaut 1464 fl. 34 kr.; bis dahin verwilligt 1621 fl. 50 kr., also gut 157 fl. 10 kr. Im J. 1863 wurde Oberjustizrath Heim zum Stadtschultheiß erwählt. Am 30. Juli 1864 waren Se. Majestät der König Karl von Württemberg Vormittags 11 Uhr im Münster; ich erhielt in seinem Beisein durch den Cabinetschef Staatsrath Freiherrn v. Egloffstein die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Die Veröffentlichung in den Regierungsblättern erfolgte aber erst am 8. November 1864, nachdem ich selbst die nöthigen Schritte dazu einleiten mußte, weil Intriguen vorgekommen sind. Vom 14./15. December 1864 erhielt ich ein Schreiben von rc. Heim mit der Drohung der Beschlagnahme meiner Besoldung brevi manu vorerst circa 600 fl. Sie war aber bereits vollzogen. Meine Mutter hat aber mit ihrem Vermögen für mich Garantie geleistet; sie hatte vor kurzem ein kleines Erbe erhalten. Ich wendete mich an das k. Oberamtsgericht Ulm — aber vergebens —, dieser bedauernswürdige Richterstand konnte mir keine Genugthuung verschaffen. Ein Schreiben von Heim, d. 19./20. December 1865 setzte mich in Kenntniß, daß die Collegien alle Kosten genehmigt haben, excl. der Wetterfahne. Der auf einem Misthaufen spazieren gegangene Verstand ist indessen wieder glücklich retournirt, und laut Beschluß vom 13. Juli 1865 § 139 weitere 300 fl. genehmigt. Von diesem Datum an ist nichts mehr an der Valentinscapelle geschehen. Ich habe in meinem Münsterkasten einen ziemlich starken Band mit dem Titel: Fascikel für empfangene Grobheiten. Der Actenband über diese Capelle übertrifft aber alles. Der Unverstand — bäurische Rohheit —, der Zorn mir diese Arbeit übertragen zu müssen, weil sie keinen andern haben, kannte keine Grenzen. So ist vielleicht seit Jahrhunderten kein Baumeister behandelt worden. Oberitalien weist ein Beispiel auf aus den zwanziger Jahren. Ein Baumeister, der Erfinder einer ausgezeichneten Brückenconstruction, wurde aus Neid von seinen Collegen für einen Narren erklärt und ins Tollhaus gesperrt. Mit dem Schluß vom Jahre 1866 baue ich 23 Jahre an diesem Dom. Die größten ausgeführten Werke sind Restaurationen und Neubauten: a) oberste Kranzgallerie, b) theilweise das oberste 40' hohe Stockwerk, c) der Unterbau der Orgel, d) die Riesenorgel mit 100 Registern (deren Gehäuse), e) Unterfangen des Hauptportals, f) die Brautthüre, g) Strebepfeiler je 70' hoch auf den Seitenschiffen, 18 Stück, h) Strebebogen, 15 Stück, i) Restauration der Sockelfelder zwischen den Strebepfeilern, südlich. Während meiner Laufbahn als k. Straßenbauinspector hatte ich eine Praxis von Privatgeschäften

bei Gemeinden: a) in Göppingen, das Oberamtsgefängniß, b) in Uhingen OA. Göppingen, eine steinerne Brücke, c) in Ober-Lenningen OA. Kirchheim, eine hölzerne Brücke mit steinernen Widerlagern, d) in Bartenbach, Correction des Kirchhofs, e) in Ulm als Stadtbaumeister, das Gasthaus zum goldnen Ochsen, das Wohnhaus des Majors v. Bach vor dem Gögglinger Thor, f) das Gasthaus zum Mohren, g) die neue Kirche in Urspring OA. Ulm, h) Restauration der Kirche in Suppingen OA. Blaubeuren, i) Kirchthurm in Radelstetten, k) Chorrestauration in Lonsee, — und sonstige Aufträge, als Kirchenrestaurationen in Luizhausen, Weidenstetten, welche aber wegen der Charakterlosigkeit des Bezirksvorstandes . . . ins Stocken geriethen. In Baiern wurde ich berufen nach Nördlingen, wegen Gurtenbrüchen in den Schiffen der Kirche im April 1866; nach Weißenhorn, wegen des Einsturzes der Kirche, im März 1866. Jetzt ist das Ulmer Münster meine einzige Aufgabe.

Ulm, den 30. December 1866.

Während meiner Dienstzeit als Stadtbaumeister wurde ich auf städtische Kosten mehrmals auf Reisen geschickt. I. Im August 1847 nach Mainz zur deutschen Architektenversammlung. Von da aus besuchte ich Köln, im Rückweg Straßburg und Freiburg. II. Im Sept. 1853, 11.—17. nach Nürnberg, Verein für Geschichte und Alterthum. III. Vom 27. Oct. bis 4. Nov. 1853 eine zweite Reise nach Köln, Speier, Würzburg in Brunnenwerksangelegenheiten. IV. Eine Reise nach Augsburg zum Architektenverein, 10. Sept. 1857. V. Im Nov. 1857 reiste ich nach Mainz, um die Zerstörungen der Pulverexplosion zu besichtigen; auch nach Frankfurt, um die Goldverzierungen für das Theater in Ulm auszusuchen. VI. 2. Dezb. 1857 eine Reise nach Basel, um die dortige Gasbeleuchtungsanstalt einzusehen; der Rückweg ging über Straßburg und Pforzheim nach Ulm. VII. 25.—25. Sept. 1858 nach Stuttgart. Versammlung der Architekten und Ingenieure. Ende des Jahres 1866.

So schrieb Th. selbst, die Urschrift bewahrt seine Tochter; eine später von ihm selbst gefertigte Reinschrift wurde ausgeliehen, aber nicht zurückgegeben, und ist verloren. Man sieht aus diesem Nekrolog, wie es das höchste Ziel seines Lebens war und blieb, am Ausbau des Ulmermünsters mitwirken zu dürfen. Schon im J. 1827, als er mit seinem Oheim Bühler nach Ulm kam, hingen seine Blicke oft am Münster, was Bühler stets durch Ohrfeigen zu unterdrücken suchte, „denn", sagte er, „das Münsterhocken tauge zu nichts: Thrän habe jetzt seinen Hochbau zu studiren". So sagte Bühler, nicht aus Mangel an Kunstverständniß, sondern weil Th. als ältester Sohn einer vermögenslosen Pfarrerswittwe keine Mittel besaß, sich Lieblingsstudien hinzugeben, sondern möglichst früh eine Stelle im Staatsdienst zu erringen suchen mußte; und wahrlich, ein Bühler hat einst die Wahrheit gesprochen (so schreibt Elise Thrän in ihren Bemerkungen zum Nekrolog), denn das Münsterhocken hat zu gar nichts getaugt, als zu einer armseligen Existenz: nicht einmal zu einem ehrenden Grab, wie es anfangs ihm bestimmt zu sein schien!

Th., nachdem er Stadtbaumeister, und vorher Straßen(Landstraßen)bauinspector gewesen, begann den Bau am Münster, allerdings ohne eine förmliche Vorschule für das Studium der Gothik genossen zu haben. Er hat sie aber doch studirt, war ein Autodidact, ein selfmade man. Wer ihn würdigen will, wird hierauf ebenso das Bedeutende, das ihm eignet, als auch mögliche Fehlgriffe, und „den Eigensinn und den Trotz im Beharren" zurückzuführen haben. Er war überzeugt, daß er Recht habe. Daß er selber auch grob und derb sein konnte, zeigt sein Nekrolog unverhüllt. Der Streit Thrän's gegen Mauch, Haßler, Egle geht dahin: er war der Ueberzeugung, daß das Münster als spätgothischer Bau zu betrachten sei und nur die ersten Anfänge noch in die Frühgothik gehören;

daher vertheidigte er die von ihm an Stelle des früher vorhandenen Daches hergestellte Plattform über dem Hauptportal, überhaupt das unbedeckte Galleriesystem, und wies auf die vielen Vorbilder hin, die vom Elsaß bis Antwerpen zu sehen seien, und die bestimmten Merkmale, die am Münster selbst zu finden waren: die Portale mit Plattform und Gallerie. Diese Ansicht wurde von Egle mit aller Energie bekämpft. Man wußte endlich nichts besseres mehr zu entgegnen, als wir seien nicht in Italien. Antwerpen ist auch nicht in Italien, erwiderte Th. und ließ sich nicht eines Besseren belehren, er blieb bis an seinen Tod seiner Ueberzeugung treu, die auf das Studium seines ganzen Lebens gegründet war, und die seine Gegner als Trotz und Eigensinn bezeichnen. Die Bibel, die Legende, die Symbolik, die Grundzüge, auf denen die Gesetze der christlichen Baukunst beruhen, und auf welche die alten Meister ihre herrlichen Münster gebaut haben, sie hielt mein Vater (so schreibt Fräulein Thrän) gleich seinen alten Vorgängern hoch, seine Nachfolger, und überhaupt viele Baumeister der Neuzeit lachen über solche Einseitigkeiten. Nicht klüger zu sein, nichts Besseres leisten zu wollen, als die alten Meister, sondern einzudringen in ihr Fühlen und Denken, die Steine wieder da und so einzufügen, wie sie die Merkmale für denjenigen, der sie versteht, klar und deutlich hinterlassen haben, — das waren die Grundsätze, nach welchen Ferd. Th. vom 21. August 1844 bis 13. Februar 1870 am Ulmer Münster gebaut hat.

Die Gallerie und Plattform über dem Hauptportal wurde von Scheu wieder abgenommen. Das nunmehr wieder hergestellte schräge Dach findet sich schon in der Abbildung in Sebastian Fischer's Chronik. Weitere Veränderungen machte Dr. v. Beyer, der jetzige Münsterbaumeister. Die unterfangenen Pfeiler sind unverändert: an diese konnten die Gegner keine Hand anlegen. Die Orgel sammt Unterbau wurde 1882 hinweggeschafft und gänzlich erneuert. An den Strebebogen wurden theilweise ebenfalls Veränderungen vorgenommen, ob mit Recht oder Unrecht bleibe dahingestellt. Die durchbrochene Ornamentik am unteren Theil derselben wurde ausgefüllt, um sie zu verstärken. In den Münsterblättern schrieb Egle, die Strebebögen seien von Th. zu leicht construirt. — Der erste Strebebogen wurde von Th. schon im J. 1857 gebaut, und damals hatte der schon im J. 1855 zum technischen Beirath gewählte Hofbaumeister Egle nichts dagegen eingewendet. Ueber die Streitfrage wegen des unbedeckten Chorumgangs mit den symbolischen Wasserspeiern wurde ebenfalls noch vor Thrän's Tode debattirt. Der bedeckte Chorumgang wurde ausgeführt von Scheu.

Schon zu Anfang der zweiten Hälfte der sechziger Jahre stellte Th. den Antrag, daß Ulm auch gleich Köln durch eine Lotterie die Mittel zum Weiterbau sich verschaffen solle. Der erste Antrag wurde abgelehnt, man fand eine Lotterie für eine Kirche unpassend, doch ließ er sich nicht so leicht aus dem Felde schlagen: er schrieb darüber in die Ulmer Schnellpost, um das Interesse der Bürgerschaft für die Sache zu wecken, und seine wiederholten Anträge fanden endlich die Genehmigung (erste Münsterlotterie 1867). Daß, nachdem die Kölner Thürme vollendet waren, auch schließlich das protestantische Preußen noch die Erlaubniß zum Verkauf der Loose ertheilte, und unsere Lotterie im Maßstab der Kölner Lotterie betrieben wurde, das ist ein Verdienst des Herrn Oberbürgermeisters v. Heim, aber daß wir überhaupt eine Ulmermünster-Lotterie bekamen, das ist Th. zu verdanken, obgleich es auch in den Münsterblättern, Heft 5, S. 22 heißt: die von Heim „geschaffene" Münsterlotterie. Auch Haßler hatte vorher durch seine Schriften für das Münstercomité, und durch seine Rundreisen das allgemeine Interesse für die Restauration erweckt. Th. selbst hat nie geltend gemacht, daß man es nicht anerkannte, daß er es war, welcher die erste Anregung zu der bedeutenden Vermehrung der Geldmittel gegeben hatte. Man hatte ihm gegenüber auch so

vieles andere vergessen. Zum Beispiel bei der Beglückwünschung des neugewählten Stadtschultheiß Heim hatte ihm dieser eine Gehaltserhöhung verheißen, aber das Versprechen war nicht gehalten worden. — Sein Bild ist in einem Holzschnitte dem oben angeführten Abdruck seines Lebensgangs in den Münsterblättern, Heft 5 beigegeben: es macht aber einen unerfreulichen, ganz andern Eindruck, als die Photographie, welche noch im Besitz seiner Familie ist. Am 13. Februar 1870 starb er nach kurzer Krankheit an Lungenentzündung. Die Beerdigung fand am 16. Februar statt: Diakonus List hielt die schöne Leichenrede, welche dann auch von Gebrüder Nübling gedruckt wurde; die städtischen Behörden legten einen Lorbeerkranz am Grabe nieder. Die allgemeine Theilnahme, die Kundgebungen der Presse in Prosa und Poesie zeugten von der Volksthümlichkeit, die der Meister besessen hatte. Die Arbeiter der Bauhütte bewahrten ihm ein dankbares Andenken, denn er war stets wohlwollend gegen sie gesinnt und in mannichfacher Hinsicht für sie besorgt. Sie erhielten auf ihren Wunsch von seiner Wittwe ebenfalls seine Photographie — Unter seiner langjährigen Leitung des Münsterbaus ist nicht ein einziger erheblicher Unglücksfall vorgekommen. — Der hervorragendste Zögling der Münsterschule, der talentvolle, liebenswürdige Maler Friedr. Dirr, geb. in Erbach OA. Ehingen, welcher leider früh im Kampfe mit der Noth des Lebens erlag, hing zeitlebens an seinem Lehrer wie an einem Vater, denn Th. wußte eine Künstlernatur voll Feinfühligkeit und Echtheit wol zu schätzen: er liebte ihn wie einen Sohn. Beesenmeyer.

Thrasamund, asdingischer Vandalenkönig, 496—523, Sohn des Genzo, eines Sohnes des Begründers des afrikanischen Vandalenreiches Geiserich (Genserich). Dieser hatte, als der erste aller Germanenkönige, darin auch von Theoderich und Karl dem Großen nicht erreicht, die Verderblichkeit des Fehlens bestimmter Thronfolgeordnung in dem germanischen Königthum erkannt und durch Einführung des von den einheimischen Berbern entlehnten Grundsatzes des Seniorats abgeholfen, wonach ohne Rücksicht auf Linie und Grad stets der älteste Mann des Königshauses auf den Thron berufen ward, was auch die Herrschaft von Waffenunreifen möglichst ausschloß. Demgemäß war Th. seinem älteren Bruder Gunthamund (484—496) gefolgt: nach Genserich der bedeutendste Vandalenkönig, hob er, durch Schönheit, Geist und Bildung ausgezeichnet, das schon gesunkene Reich nochmals zu Glanz und Macht, zumal durch die weise, die einzig richtige Staatskunst engsten Anschlusses an die Ostgothen in Italien, die natürlichen Verbündeten des so waglich in Afrika aufgebauten Vandalenreiches, zu dessen Verderben der Nachfolger Thrasamund's sich mit den Ostgothen verfeinden sollte. Th. suchte die Verbindung mit dem glänzenden Amalerreich und Theoderich vermählte ihm, seinem Verschwägerungssysteme gemäß, seine Schwester Amalafrida (beide waren verwittwet). Als Brautschatz schenkte der König seiner Schwester das für die Vandalen so wichtige Vorgebirge Siciliens, Lilybäum, und gab ihr ein Ehrengeleit von 6000 Kriegern mit; er wehrte einen Angriff der Westgothen auf die Vandalen ab: Th. pflegte eifrig die Freundschaft mit den Amalern z. B. durch Bischof Ennodius von Pavia, er sandte Theoderich's Eidam, Eutharich, zu den von diesem als Consul abgehaltenen Spielen werthvolle seltene Wüstenthiere Afrikas. Als er den Zorn Theoderich's gereizt hatte durch Aufnahme Gesalich's, jenes Bastards Alarich's II., der (a. 507) dem Enkel Theoderich's, Amalarich, die Westgothenkrone entreißen wollte, bemüht er sich, den Amaler, der ihm sehr vorwurfsvoll geschrieben hatte, mit höchstem Eifer zu versöhnen durch Entschuldigungen und Geschenke: letztere weist Theoderich zurück, erstere nimmt er an: „es genügt, wenn sich ein König entschuldigt“. Th. eiferte, wie sein großer Schwager, für die Antike: offenbar der gebildetste und für Kunst und Wissen begabteste aller Asdingen, stellte er die Stadt Aliana

wieder her, schmückte sie mit neuen Gebäuden, zumal mit Warmbädern, die in einem Jahre fertig gestellt werden mußten: auch sonst erhielt und erneute er zerfallende Werke antiker Kunst: seine Leutseligkeit wird gepriesen. Auch mit Kaiser Anastasius hielt er gutes Einvernehmen: die gemeinsame Neigung zum Arianismus begünstigte das. Aber freilich dieser Eifer für den Arianismus verleitete den König, die thörichte Verfolgung der Katholiken, die Hunerich begonnen, fortzusetzen, wenn auch in viel feineren, milderen Formen. Aehnlich wie Julian der Abtrünnige die Christen überhaupt, suchte Th. nicht durch Strafen die Katholiken zu seinem Glauben zu zwingen oder doch nur ausnahmsweise: so verbannte er wieder, wie Hunerich, den sehr bedeutenden Bischof Eugenius von Carthago, verbot die Neubesetzung durch den Tod erledigter Bisthümer, und schickte, als die Bischöfe von Byzacena dies Verbot verletzten, deren 120 in Verbannung nach Sardinien: regelmäßig aber belohnte er nur die Uebertretenden reichlich mit Aemtern und Schätzen, erließ sogar Verbrechern, traten sie über, die Strafen, während er die Glaubenstreuen übersah oder zurücksetzte. Er studirte eifrig die Streitfragen beider Kirchen, durch seinen Geist und seine Bildung in der Eristik, Dialektik und Rhetorik der Zeit die Katholiken zu widerlegen und zu beschämen, wie er denn ihrem größten Bibelkenner, Sanct Fulgentius von Ruspe, wiederholt Fragen vorlegte, wobei er aber zu lebhaftem Vergnügen seiner katholischen Unterthanen sammt seinem arianischen Bischof Pinta von Fulgentius in schriftlicher Antwort beschämt wurde. So ernst war es ihm mit Bekämpfung des Katholicismus — der allerdings für diese arianischen Germanenstaaten eine stete Todesgefahr bedeutete —, daß er sich sterbend von seinem Nachfolger, Vetter Hilderich, schwören ließ, den Verfolgten nie während seiner Regierung ihre Kirchen und Privilegien wieder zu geben. Der fromme Hilderich half sich durch eine der beliebten heiligen Betrugsarten: nicht während seiner Regierung, gleich nach Thrasamund's Tod, noch vor seiner Thronbesteigung, rief er die katholischen Priester zurück, übergab ihnen wieder all ihre Kirchen und ließ einen neuen Bischof von Carthago wählen. Während Thrasamund's immer glänzende Stellung nach Außen und im Innern nur durch einen Sieg der Mauren getrübt worden war, führte Hilderich alsbald den Untergang des Reiches herbei, durch sein Streben, das weise Thronfolgegesetz Geiserich's zu Gunsten seines Sohnes zu brechen, durch die sklavische Unterordnung unter Byzanz und durch die unsinnige Verfeindung mit den Ostgothen: auf bloßen Verdacht hin ließ er Thrasamund's Wittwe, Theoderich's Schwester, im Kerker erdrosseln und ihre 6000 Gothen hinmorden: demgemäß wurden die Ostgothen auf Sicilien die besten Helfer Belisar's.

Quellen und Litteratur: s. Könige der Germanen I. 1861; s. auch die Artikel Geiserich, Hilderich, Theoderich der Große; s. den Stammbaum der Asdingen in Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 180. Berlin 1881. Dahn.

Thrasarich, Gepidenkönig, ca. 500, Sohn und Nachfolger des Thrafstila, der von dem Ostgothen Theoderich auf dessen Wanderzug nach Italien geschlagen und vielleicht in der Schlacht getödtet worden war (489). Die Gepiden hatten den Gothen den Weg verlegen wollen: auch später noch verband sich Th. mit einem andern Führer gepidischer Schaaren, Gunderich (nicht seinem Bruder), gegen Theoderich, der ihn aber durch ein Heer unter mehreren Gothengrafen, darunter Tuluin (s. diesen), zwang, Sirmium ohne Schwertschlag zu räumen (c. a. 504). Th. wird nicht mehr genannt: die Gepiden um Sirmium unterwarfen sich Theoderich: bei anderen ihrer Gaue bestand jedoch ihr selbständiges Königthum fort.

Quellen und Litteratur: s. unter Theoderich dem Großen. Dahn.

Thudichum: Georg Th., geboren am 29. März 1794 zu Eudorf bei Alsfeld in Oberhessen, † am 27. December 1873 zu Darmstadt, Uebersetzer des Sophokles sowie der griechischen Lyriker und Elegiker, Verfasser einer biblischen Geschichte. Die Familie Thudichum stammt aus Schwaben, und zwar aus Marbach am Neckar; Friedrich Valentin Th., mit dem Hause Schiller befreundet und durch die Mutter entfernt mit ihm verwandt, wanderte im J. 1778 aus Württemberg aus, weil ihm eine freimüthige Schrift über die Offenbarung Johannis den Eintritt in den württembergischen Kirchendienst verschlossen hatte, wurde Pfarrer zu Eudorf und dann Inspector (Decan) in Nidda, wo er 1818 gestorben ist. Sein Sohn Georg widmete sich der Theologie und Philologie, machte im J. 1814 als freiwilliger Jäger den Feldzug gegen Napoleon I. mit, wurde 1818 dritter Pfarrer an der unirten Gemeinde zu Büdingen und zugleich Lehrer am dortigen Gymnasium, seit 1829 Director desselben, 1842 auswärtiges Mitglied des Oberstudienraths zu Darmstadt, trat im J. 1863 in Ruhestand und lebte die letzten zehn Jahre zu Darmstadt. Dreierlei verschiedenen Bestrebungen hat Th., theils gleichzeitig, theils nach einander seine Kräfte gewidmet, soweit die regelmäßigen großen Anforderungen des amtlichen Berufes dazu Zeit übrig ließen: der Verdeutschung griechischer Dichter, religiösen und kirchlichen Angelegenheiten und der Politik.

In Gießen hatte ihn sein Lehrer und nachheriger Freund Friedrich Gottlieb Welcker für das griechische Alterthum begeistert, und ihn dann in dem Vorhaben, eine neue Uebersetzung der Tragödien des Sophokles, die damals dem deutschen Leser nur in den jetzt vergessenen Uebertragungen von Stolberg und Solger zugänglich waren, zu liefern, aufgemuntert und mit gutem Rath unterstützt. Die ersten drei Stücke erschienen 1827, die vier übrigen 1838 im Druck, und fanden allgemeine Anerkennung, wenn auch wegen der beigefügten gelehrten Anmerkungen und des sehr hohen Verkaufspreises langsameren Absatz; erst 1855 kam es zu einer zweiten, vielfach veränderten Auflage, und erst nach Thudichum's Tod, seit 1875, ist die Uebersetzung durch Aufnahme in Philipp Reclam's Universalbibliothek in Aller Hände gelangt. Einer Aufforderung von Professor Teuffel in Tübingen folgend, übersetzte Th. sodann in den Jahren 1857—1859 und dann noch 1870 für die Metzler'sche Sammlung die griechische Anthologie und die griechischen Lyriker oder Elegiker, Jambographen und Meliker, sowie die Homeridischen Dichtungen, womit eine wichtige Seite des griechischen Geisteslebens zum ersten Mal auch den Nichtgelehrten erschlossen worden ist.

Bei aller Vorliebe für die großen Schöpfungen der Alten, bei aller Begeisterung und Verehrung für die deutschen Dichterfürsten, namentlich für Goethe, mit dessen Werken er auf das genaueste vertraut war, stand doch allezeit im Mittelpunkt seines Denkens und Empfindens die Religion, wozu ihn nicht bloß sein anfänglicher amtlicher Beruf und die Ueberlieferungen der Familie — denn auch seine mütterlichen Vorfahren Löber waren durch viele Geschlechter hessische evangelische Pfarrer gewesen —, sondern auch eigenes Herzensbedürfniß und die Ueberzeugung hinführten, daß „Erkenntniß und Verehrung Gottes“ jeden wahren Fortschritt der Menschheit bedinge. Seine Leitsterne auf diesem Gebiet waren erst Herder, dann Schleiermacher, in dem er „den größten Mann der Zeit“ erblickte, daneben Luther. Der Streit der evangelischen Confessionen über einzelne Lehrsätze und die damit gepaarte Unduldsamkeit erschienen ihm als sittliche Verirrung, das Recht der freien Forschung galt ihm, dem gründlichen Philologen, auch gegenüber der heiligen Schrift als unveräußerliches Menschen- und Christenrecht; auch dem Scharfsinne von David Strauß ließ er volle Gerechtigkeit widerfahren obwohl er seine Folgerungen ablehnte. Als nun seit 1840 in Preußen, und bald darauf auch in Kurhessen die Wortführer der orthodoxen Richtung zu

Einfluß gelangten, hielt es Th. für die nächste wichtigste Aufgabe, den künstlichen Lehrgebäuden der Katechismen und Bekenntnisse mit der Bibel selbst entgegenzutreten, diese zum Mittelpunkt des Religionsunterrichts zu erheben, und zwar für die Jugend in der Form eines Bibelauszuges. Einen solchen veröffentlichte er daher im J. 1847 unter dem Titel: „Die biblische Geschichte. Ein Lesebuch für Schule und Haus." Büdingen, Heller'sche Buchh., 508 S., ließ ihm auch 1852 einen „Kurzen Inbegriff der biblisch-christlichen Wahrheiten, nebst Anweisung zum Lesen der biblischen Geschichte" folgen. Das Werk ist dann später im J. 1870 unter dem Namen „Schulbibel" in wenig veränderter Gestalt zu Heidelberg neu aufgelegt worden. Einmal schien sich eine willkommene Gelegenheit zur praktischen Durchführung dieser Gedanken bieten zu wollen, als Th. im J. 1848 zum Mitglied der Commission für Entwerfung einer Presbyterial- und Synodalverfassung und zum Präsidenten einer Commission für Reform des Volksschulwesens ernannt worden war, das Ministerium Jaup ihn auch für die Stelle des Directors des Oberstudienraths in Aussicht genommen hatte; allein unter dem folgenden Ministerium Dalwigk verschwanden alle Aussichten dazu. Als dann aber mit dem Regierungsantritt König Wilhelm's I. von Preußen sich in allen deutschen Gauen neues Leben regte, stellte sich Th. an die Spitze der Bewegung für Synodalverfassung in Hessen, veröffentlichte auch 1862 „Grundzüge einer evangelischen Kirchenverfassung", welche tausendweise verbreitet wurden und im Volke zuerst genauere Kenntniß von dem Ziele der Reformbestrebungen vermittelten, auch in vielen Stücken in die hessische Kirchenverfassung von 1874 übergegangen sind. Der Satz der Grundzüge § 11: „in Sachen des Cultus und der Lehre darf einer Gemeinde wider ihren Willen auch von der Gesammtkirche Nichts aufgedrungen werden" hat nicht bloß in die hessische, sondern in die meisten neueren evangelischen Kirchenverfassungen Eingang gefunden.

Th. war von Jugend auf Anhänger constitutioneller Freiheit und nationaler Einigung, wie sich das für einen freiwilligen Jäger von 1814 von selbst verstand. Im J. 1832 wurde er von der liberalen Partei zum Deputirten in die II. Kammer der Landstände gewählt, erhielt aber keinen Urlaub, und entging nur durch große Vorsicht und durch den Schutz des Fürsten v. Ysenburg der Gefahr, politischen Angebereien zum Opfer zu fallen. Im J. 1848 widerstand er den Radicalen; bei den Wahlen zum Frankfurter Parlament fiel auf ihn die gleiche Stimmenzahl wie auf den radicalen Dr. Heldmann, zu dessen Gunsten dann das Loos entschied; dagegen erhielt Th. im Herbst 1849 ein Mandat zur I. hessischen Wahlkammer und im Herbst 1850 ein solches zur II. Kammer, welche jetzt das Ministerium v. Dalwigk sich gegenüber sah, das systematisch auf einen Conflict ausging, da es gegen den klaren Wortlaut der Verfassung eine fünfte provisorische Verlängerung des Budgets verlangte, während es zugleich sich weigerte, über die bisherigen Ausgaben und den künftigen Bedarf irgend welche nähere Auskunft zu geben. Th. stimmte gegen die Verlängerung, wofür ihm aber dann der Minister lange Jahre hindurch seine Ungnade durch Vorenthaltung der von den Ständen bewilligten Besoldungsaufbesserung hat empfinden lassen. Im Herbst 1862 wurde Th. vom Wahlbezirk Büdingen von neuem in die II. Kammer gewählt, suchte nunmehr seine Pensionirung nach, um nicht durch Urlaubsverweigerung am Eintritt in die Kammer verhindert werden zu können, hat als Angehöriger der liberalen Mehrheit das Regierungssystem Dalwigk's bekämpft und gehörte in Allem, was Kirchen- und Schulangelegenheiten anbelangte, zu den Führern der Partei. Obwohl auch noch nach 1866 der Politik Bismarck's eine Zeit lang nicht recht vertrauend, söhnte er sich allmählich ganz mit ihr aus und begrüßte in der Einigung Deutschlands

die mit Gottes Hülfe erreichte Verwirklichung der Sehnsucht seiner Jugend, machte sich auch in seinem 78. Lebensjahre noch auf, um in Begleitung seines Sohnes Friedrich das wiedergewonnene Straßburg und Elsaß zu besuchen, dessen Verlust im J. 1815 die Jünglinge der Befreiungskriege niemals hatten verschmerzen können. — Seine Gattin Friederike, geb. Baist, folgte ihm 1879 in den Tod nach; die sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, befinden sich gegenwärtig (1894) noch alle am Leben.

S. den eingehenden Nekrolog in Darmstädter Zeitung vom 13. Januar 1874, verf. von F. Zimmermann. — Friedr. Thudichum, Geschichte des Geschlechts Thudichum. Tübingen 1893 und persönliche Erinnerungen.

Friedrich Thudichum.

Thugut: Johann Amadeus Franz de Paula (nicht Franz Maria) Th., geboren am 31. März 1736, † am 28. Mai 1818. Die Jugendgeschichte Thugut's ist ein Gegenstand der Sagenbildung geworden, und zwar knüpft sich diese an seinen Namen. Bekannt ist die Erzählung, wonach die große Kaiserin Maria Theresia eines Tages in der Stiegenhalle der Wiener Hofburg einen ausgesetzten Säugling gefunden und sich mit den Worten: „Thugut soll der Name dieses Wurmes sein" erbarmt habe; derselbe habe gut gethan, denn er sei der spätere Freiherr Franz Maria v. Thugut gewesen. Eine andere Sage lautet dahin, daß die Kaiserin, bei Maria Taferl über die Donau setzend, den Fährmann um den Namen des klug in die Welt schauenden, am Steuer sitzenden Jungen fragte und dieser achselzuckend zur Antwort gab: „Der hat keinen Namen, ist ein Findelkind, ein Thunichtgut!" Und die Kaiserin erbarmte sich des Waisenknaben und nannte ihn Thugut. Eine dritte Sage endlich läßt unsern Th. als Tunicotta und als den Sohn eines armen Schiffers an der Donaulände in Linz 1736 das Licht der Welt erblicken. Den beiden ersten Sagen liegt die Thatsache zu Grunde, daß sich Maria Theresia des Knaben annahm, den beiden letzten, daß die Familie wirklich früher Thunichtgut hieß, wie aus Thugut's Verlassenschaftsabhandlung hervorgeht. Darnach war Thugut's Urgroßvater, Andreas Thuenitguet, Schulmeister in Stein, fürstlich Schwarzenberg'sche Herrschaft Krumau, im Budweiser Kreise. Von diesem stammten, aus zweifacher Ehe, durch zwei Söhne getheilte Linien ab, von denen die ältere heute noch eine endlose Reihe als Schuster, Bauern, Leinweber abgezweigt hat, während unser Minister der durch die zweite Heirath jenes Andreas begründeten Linie angehört. Thugut's Großvater Urban starb 1744 als Landmann zu Neustift bei Stein. Die Angabe, daß dieser dem Kaiser Karl VI. Dienste geleistet habe, läßt sich nicht erhärten. Urban wird in den Sterbematrikeln des Pfarramtes Stein schon als Thugut aufgeführt. Auch die ältere Linie änderte ungefähr zu derselben Zeit ihren Namen in dieser Weise. Urban's einziger Sohn, der Vater des Ministers, hieß Johann. Am 9. Februar 1716 verehelichte sich dieser „wohledelgestrenge Herr Johann Philipp Thugut, der römisch-kaiserlichen Majestät Universal-Bancalitäts-Registraturs-adjunct" in Gundramsdorf bei Wien mit Eva Maria, der leiblichen Tochter eines wohlhabenden Müllermeisters und Rathsbürgers Namens Sebastian Mösbauer. Der spätere Minister erblickte als jüngster Sohn seines Vaters am 31. März 1736 zu Linz das Licht der Welt, und empfing in der Taufe die Namen Johann Amadeus Franz de Paula — nicht Franz Maria — Th. Sein Vater, damals k. k. Kriegszahlmeister, scheint sich um den kaiserlichen Hof Verdienste erworben zu haben. Denn als er (1760?) starb, nahm sich die Kaiserin Maria Theresia seiner Wittwe und der fünf hinterlassenen Kinder an, und ließ sogar den jüngsten und begabtesten Sohn in der neu gegründeten orientalischen Akademie als einen der ersten Zöglinge ausbilden. Wir besitzen aus dieser Zeit noch eine eigenhändige Prüfungsarbeit desselben:

arabische Sprüche mit beigefügter lateinischer Uebersetzung. Am 1. Januar 1754 wurde er gleichzeitig mit Bernhard Jenisch zum orientalischen Sprachknaben ernannt und als solcher der Internuntiatur zu Constantinopel attachirt. Wir treffen ihn hier (seit December 1757) auf dem bescheidenen Posten eines Dolmetsches mit einem Jahrgehalt von 1000 Gulden. Seine leidende Gesundheit zwang ihn indeß, Constantinopel zu verlassen. Er wurde nun einige Zeit in Siebenbürgen als sprachlicher Vermittler zwischen den dortigen Behörden und denjenigen der angrenzenden türkischen Länder verwendet. Da er, wie Kaunitz sich ausdrückte, nicht nur verschiedene Sprachen, sondern auch gute Studia und Fähigkeit besaß, schlug der Staatskanzler vor, ihn zum Hofdolmetsch zu ernennen, zugleich aber, da er als solcher nicht ausreichend beschäftigt sein würde, als jüngsten Hofsecretär in der Staatskanzlei anzustellen.

Th. befand sich in dieser Stellung, als er in Beziehungen gerieth, die unläugbar einen tiefen Schatten über seine späterhin so ruhmvolle Laufbahn werfen und sich wie ein unheimlicher schwarzer Faden viele Jahre lang durch sein vielbewegtes Leben ziehen. Ludwig XV. von Frankreich unterhielt an den Höfen Europas neben den officiellen diplomatischen Vertretern geheime Agenten, deren Aufgabe es war, an den betreffenden Orten Verbindungen anzuknüpfen, und dadurch den fremden Staatsgeheimnissen auf die Spur zu kommen. Dies war auch in Wien der Fall, wohin sich zu diesem Zwecke 1766 ein gewisser Barth begab, der daselbst die Bekanntschaft Thugut's machte. Letzterer fand sich zu einer geheimen Correspondenz bereit, die den König so befriedigte, daß er ihm seit 1768 eine Pension auswarf und das Brevet eines Oberstlieutenants verlieh, kurz, ein Jahreseinkommen von 13 000 Livres und im Nothfall ein Asyl in Frankreich zusicherte. 1769 wurde Th. an Brognard's Stelle zum Geschäftsträger an der Pforte ernannt. Als solcher setzte Monsieur Freund — das war sein nom de guerre — die Correspondenz mit dem Hofe von Versailles fort, und zwar auf dem Seewege, um vor Entdeckung sicherer zu sein. Uebrigens darf zur theilweisen Entlastung Thugut's bemerkt werden, daß jene Correspondenz ziemlich belanglos gewesen zu sein scheint, daß er in derselben von den beiden Ministern Choiseul und Kaunitz, die er gleichzeitig bediente, jedenfalls dem letzteren Rechnung trug und Oesterreichs Interesse höher als jenes Frankreichs stellte. Als er in Pera eintraf, fand er Oesterreichs Einfluß daselbst auf ein Minimum reducirt. Erst nach und nach gelang es ihm, denselben bei der Pforte wieder zu befestigen. Derselbe äußerte sich zuerst in der Convention, die er zur Geheimhaltung derselben in der Nacht vom 6. auf den 7. Juli 1771 in einem Landhause, welches der Gemahlin des Kaimakams, einer Schwester des Großherrn, gehörte, mit der Pforte abschloß, derzufolge Oesterreich die Abtretung der sogenannten kleinen Walachei und eine Kriegsentschädigung von 11 Mill. zugesagt wurde, wogegen der Wiener Hof sich verpflichtete, entweder durch Verhandlungen oder durch Drohungen, ja selbst mit Waffengewalt der Pforte zu einem annehmbaren Frieden mit Rußland, mit welchem sie damals im Kriege lag, zu verhelfen und Polens Unabhängigkeit zu wahren. Die Kaiserin Maria Theresia war zwar nicht ganz einverstanden mit dem Vertrage; sie nehme, bemerkte sie, nicht gerne Geld von diesen Leuten. „Sonsten," setzte sie aber hinzu, „finde das Thugutt sich wohl aufgeführet nach seinen (des Fürsten Kaunitz) anleitungen." Zum Lohn für seine erfolgreichen Dienste wurde Th. auf Antrag des Staatskanzlers zum österreichischen Internuntius ernannt und in den Ritterstand erhoben. Bald fand er Gelegenheit, sich noch größere Verdienste zu erwerben. Statt dem, seinen eigenen Interessen entsprechenden, und daher sicherlich aufrichtigen Wunsche gemäß der Pforte zu einem leidlichen Frieden verhelfen zu können, sah sich der Wiener Hof vielmehr durch die Haltung Rußlands und

Preußens genöthigt, seine Politik völlig zu ändern. Nachdem er dem Vertrage über die erste Theilung Polens beigetreten war, mußte er auf die beiden anderen Theilungsmächte Rücksicht nehmen und war nicht mehr im Stande, die Pforte bei den Friedensverhandlungen mit Rußland so nachdrücklich zu unterstützen, wie dies der, übrigens österreichischerseits formell nicht ratificirten Convention vom 6. Juli 1771 entsprochen hätte. Schon im Januar 1772 mußte Th. der Pforte den vorläufigen Abschluß eines Waffenstillstandes und die Berufung eines Friedenscongresses empfehlen. Bald fiel ihm die noch heiklere Aufgabe zu, den türkischen Staatsmännern klar zu machen, weshalb Oesterreich sich von der Theilung Polens nicht ausschließen, und die Pforte bei den Friedensverhandlungen nur moralisch unterstützen könne, eventuell die Convention gänzlich aufzuheben bereit sei. In heimlicher, nächtlicher Zusammenkunft mit den Pfortenministern (8. und 9. Mai 1772) entledigte sich Th. seines Auftrages, der bei einer zweiten Zusammenkunft in der Nacht vom 6. auf den 7. Juni in ganz unerwarteter Weise dahin erwidert wurde, daß sich in Anbetracht der Verhältnisse der Sultan mit dem Angebot friedlicher Förderung seiner Interessen begnüge, und daß er, falls er durch letztere im Besitz der Donaufürstenthümer und der Tataren verbleibe, die Convention als verbindlich ansehen wolle, wo nicht, wenigstens auf die Rückerstattung der bereits bezahlten Summe von 3 Mill. Piaster verzichte. Am 10. Juni 1772 kam ein Waffenstillstand auf 6 Wochen zwischen der Pforte und Rußland zu Stande. In Fokschani sollte über den Frieden verhandelt werden. Außer zwei türkischen Bevollmächtigten reisten dahin auch Th. und Zegelin als Vertreter der vermittelnden Mächte. Die Pforte warf für Th. 25 000 Piaster aus zum Ersatz der Reisekosten und hinlänglich Ambra, Aloë, Scherbet und eingemachte Früchte, um die Reise zu versüßen. Th. erzählte später gerne, wie er den einen der beiden türkischen Bevollmächtigten auf dem ganzen Wege mit Lesen eifrig beschäftigt fand, und als er ihn fragte, was er denn eigentlich lese, zur Antwort erhielt: er wolle sich über die Grundsätze europäischen Rechtes unterrichten, um den Kunstgriffen der russischen Botschafter um so sicherer begegnen zu können. Er — Th. — habe erwartet, eine Uebersetzung Machiavelli's oder des Hugo Grotius in den Händen des Türken zu finden, aber zu seinem Staunen eine Uebersetzung des Neuen Testamentes gesehen. — Der Congreß wurde am 19. August eröffnet. Die russischen Bevollmächtigten protestirten gegen die Zulassung Thugut's und Zegelin's. Auch zerschlugen sich die Verhandlungen an der Tatarenfrage. Th. kehrte nach Constantinopel zurück, während auf Rußlands Verlangen, das den Abbruch des Congresses mißbilligte, ein neuer zu Bukarest zusammentrat, zu dem jedoch Th. nicht geladen wurde. Da indeß die Pforte die guten Dienste Oesterreichs bald wieder in Anspruch nahm, wollte Kaunitz dies Ansinnen benützen, um den Endzweck der durch die Verhältnisse hinfällig gewordenen Convention von 1771 — die friedliche Erwerbung der kleinen Walachei — auf anderem Wege zu erreichen. Er schlug vor, der Pforte für diesen Landstrich eine ansehnliche Geldsumme anzubieten, welche sie in den Stand setzen würde, sich billigere Friedensbedingungen von Rußland zu erkaufen. Doch sprach sich Kaiser Joseph dagegen aus und bezeichnete vielmehr jenen moldauischen Landstrich — die spätere Bukowina — den er auf einer Bereisung Siebenbürgens kennen gelernt hatte, als eine für Oesterreich wünschenswerthe Acquisition. Th. fiel die Einleitung und Durchführung der Verhandlungen über die Erwerbung dieses Gebietes zu. Es fehlte nicht an Gegenbemühungen. Von dem preußischen Gesandten Zegelin, von dem russischen, Repnin und von dem Hospodar der Moldau, Ghika, gingen dieselben aus. Auch wurde Th. kurz vor Abschluß der betreffenden Convention von einer so bedenklichen Erkrankung befallen, daß er nur seine Aufgabe vollenden wollte,

um sodann aus dem Staatsdienste zu scheiden. Aber bis dies geschehen sollte, entwickelte er eine fieberhafte Thätigkeit. Ueberzeugt, daß bloße Verhandlungen mit den Türken nicht zum Ziele führen würden, ertheilte er seinem Hofe den von diesem auch befolgten Rath, das beanspruchte Gebiet vor allem zu besetzen, um sodann die Pforte zu friedlicher Cession des occupirten Landstrichs zu bewegen. Andrerseits kam ihm das Mißtrauen der Pforte wider Ghika, der diese gegen Oesterreich aufzustacheln suchte, zu Statten, sowie auch, daß Ghika's Schwiegervater, Jakobaki Riso, Oesterreich günstig gestimmt war und in diesem Sinne auch zuletzt seinen Schwiegersohn beeinflußte. Thugut's Scharfsinn und Gewandtheit wußte schließlich alle Hindernisse zu besiegen, und am 7. Mai 1775 kam die Convention zum Abschluß, durch welche die Bukowina an Oesterreich gelangte.

Obgleich Thugut's Gesundheit durch den langen Aufenthalt in Constantinopel und durch aufreibende Dienstleistung gelitten hatte, so ließ er sich doch bereit finden, dem Wunsche des Kaisers Folge zu leisten, und noch ferner auf seinem Posten auszuharren; nur erbat er sich einen vorübergehenden Urlaub. Auch Kaunitz ließ seiner hervorragenden Begabung Gerechtigkeit widerfahren, meinte aber, man werde sich von Th. nur dann ersprießliche Dienste versprechen dürfen, wenn man ihn richtig zu leiten verstehe. Denn mit sehr großen Eigenschaften verbinde er überaus große Fehler des Temperaments, welche bei solchen Menschen, wenn sie nicht mit Geschicklichkeit gelenkt würden, oft in sehr gefährliche Fehler des Charakters ausarten. Uebrigens bat Kaunitz die Kaiserin, Th. aus diesem Anlasse das Commandeurkreuz des St. Stephansordens zu verleihen. Es ist bezeichnend für die Kaiserin und für ihre Beurtheilung der Geschäfte, in denen Th. gebraucht worden war, daß sie meinte, auch das Ritterkreuz dieses Ordens sei eine ausreichende Belohnung. Nur ungern gab sie endlich nach. „Finde es stark," resolvirte sie, „gleich comandeur, nachdeme der Kayser darzu inclinirt, werde es gehen lassen. wegen seiner Hieherkunft ist es erlaubt."

Seine geheimen Beziehungen zu Versailles unterhielt Th. auch noch zu dieser Zeit. Man war dort ebenso zufrieden mit ihm, wie in Wien. Einen Augenblick peinlichster Aufregung verursachte ihm der Tod Ludwig's XV. und der damit erfolgte Zusammenbruch des „geheimen Cabinets". Der neue Minister Vergennes war wohl in die früheren Geheimnisse eingeweiht, aber ein Feind der Bestechungen und noch mehr war dies bei Ludwig XVI. der Fall. Dürfen wir Soulavie Glauben schenken, so besorgte Th. namentlich, daß die junge Königin hinter seine Schliche kommen und ihn ihrer Mutter verrathen könnte. Doch sandte St. Priest, der französische Botschafter in Constantinopel, zu dem Th. in nahen Beziehungen gestanden hatte, an die ihm vorgesetzte Behörde ein Memoire zu Gunsten Thugut's, in welchem er an die demselben gemachten Versprechungen erinnerte und ankündigte, daß derselbe demnächst von Constantinopel abberufen werden und nach Frankreich kommen werde, wo er in die Dienste des Königs zu treten wünsche. Er betrachte es als sein Glück, in Frankreich unter einem Ministerium, das ihn kenne, zu stehen. Vergennes erwiderte: Th. könne auf Geheimhaltung, Erfüllung der ihm gemachten Zusagen, und falls er nach Frankreich komme, auf gute Aufnahme rechnen. Nicht so der König, der wohl die von seinem Vorgänger gegebenen Versprechungen erfüllen zu wollen erklärte, aber es ablehnte, ihn in seinen Dienst zu nehmen und erst nach längerer Zeit sich bereit fand, ihm die Verleihung des Postens eines Brigadiers, d. h. die damit verbundenen Bezüge, für die Zukunft in Aussicht zu stellen.

Mit der Grenzberichtigung, welche die Erwerbung der Bukowina erheischte, schloß Thugut's diplomatische Thätigkeit in Constantinopel. Er trat zunächst

eine Urlaubsreise nach Frankreich und Italien an, auf der er sich jedoch gleichfalls einiger diplomatischer Aufträge zu entledigen hatte. Der französischen Regierung sollte er die mißliche Lage der Pforte vorstellen und sie zu deren werkthätiger Unterstützung anregen, zugleich aber für den schon damals gewärtigten Fall eines baldigen Sturzes des türkischen Reiches, die Gesinnungen des französischen Hofes sondiren. In Florenz sollte er für die Herstellung des Friedens mit den Barbaresken thätig sein. In Paris, wo er im Juli 1777 eintraf, fand er das Ministerium so sehr von dem Zwiespalte mit England in Anspruch genommen, daß es den Verhältnissen des Orients fast gar keine Aufmerksamkeit schenkte. Von glücklicherem Erfolge war seine Mission nach Florenz begleitet. Uebrigens scheint Th. in Paris auch seine persönliche Angelegenheit betrieben zu haben. Wenigstens wissen wir, daß damals (1777) der König seine Zufriedenheit über die ihm bisher von Th. geleisteten Dienste aussprach und sich zwar weigerte, ihn sofort als Brigadier anzustellen, aber dies für den Fall des Ausbruches eines Krieges in Aussicht stellte. In diesem Zusammenhange erscheint auch das Gesuch Thugut's im eigenthümlichen Licht, der noch vor Abschluß des Teschner Friedens um die Erlaubniß bat, nicht mehr auf seinen Posten in Constantinopel zurückkehren zu müssen, vielmehr, wenigstens einstweilen, in den Ruhestand treten zu dürfen. Das hinderte ihn indeß nicht, der Kaiserin im bairischen Erbfolgekriege neue und wichtige Dienste zu erweisen.

Bekanntlich war Maria Theresia diesem Kriege abgeneigt, zumal sie aus den Berichten ihres Sohnes aus dem Feldlager ersah, was dabei auf dem Spiele stand. Daher faßte sie (1778) den Entschluß, von dem sie ihren Sohn erst nachträglich in Kenntniß setzte, unmittelbar mit dem Könige von Preußen zu verhandeln. Zum Unterhändler ersah sie auf den Rath ihres Staatskanzlers Th., der sich mit einem russischen Passe unter dem Pseudonym eines russischen Legationsraths Rosdolf über Neiße und Glatz in das preußische Hauptquartier begab, das sich damals zu Welsdorf im Königgrätzer Kreise Böhmens befand. Er traf daselbst am 16. Juli ein und überreichte schon am folgenden Morgen Friedrich II. ein eigenhändiges Schreiben der Kaiserin, worauf er die Friedensvorschläge der letzteren umständlich entwickelte. Am nächsten Tage händigte ihm der König einen Brief an die Kaiserin, einen von ihm selbst unterzeichneten Paß zur Rückreise nach Wien und außerdem ein Papier ein, auf welchem er zu den Vorschlägen der Kaiserin vorläufig vier weitere Punkte eigenhändig gesetzt hatte, während er die Vorschläge selbst vorläufig nicht erwiderte, sich vielmehr hinter der Abwesenheit seiner Minister verschanzte. Am 18. Juli verließ Th. den König mit dem Eindrucke, daß derselbe den Frieden wolle; am 21. Juli erstattete er Kaunitz seinen Bericht und dieser unmittelbar der Kaiserin. Es handelte sich nunmehr um die Fortsetzung dieser Verhandlungen. Maria Theresia wollte fernerhin nur im Einvernehmen mit ihrem Sohne vorgehen; dieser aber lehnte es ab, an Verhandlungen theilzunehmen, die man, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, begonnen habe. Er erklärte, daß er Th., wenn derselbe in seinem Lager erscheine, nicht empfangen werde. Da traf ein neues Schreiben des Königs mit Gegenvorschlägen ein, welche die Hoffnung einer baldigen Verständigung auszuschließen drohten und daher auch die schon ausgearbeitete Instruction, mit welcher Th. zum König zurückkehren sollte, hinfällig machten. Da Joseph auch jetzt der Kaiserin jeden Rathschlag versagte, blieb ihr nichts übrig, als auf eigene Verantwortung zu handeln. Sie wollte jetzt jeder Erwerbung entsagen, wenn auch Friedrich für sich und seine Erben auf Ansbach und Baireuth verzichte. Sie sandte Th. neuerdings nach Welsdorf, wo derselbe am 10. August eintraf. Aber der König erklärte den Vorschlag als unannehmbar. Selbst als Th., hierin eigentlich seinen Auftrag überschreitend, auf seine früheren Instructionen

zurückgriff, und dem König die Vortheile vor Augen stellte, welche für ihn in dem eventuellen Austausch der fränkischen Fürstenthümer gegen die Lausitz lägen, meinte zwar Friedrich, er spiele die Rolle eines Versuchers nicht übel, wies ihn aber zuletzt an seine Minister, die damals zu Braunau weilten, wohin sich Th. auch wirklich begab, um indeß nach fruchtlosen Verhandlungen am 16. August auch diesen Ort mit der im Gegensatz zu früheren Eindrücken gewonnenen Ueberzeugung zu verlassen, daß es dem König um eine friedliche Vereinbarung nicht mehr zu thun sei.

Nach Constantinopel kehrte Th. nicht mehr zurück. Zwar wünschte die Kaiserin, daß er seinen dortigen Posten wieder einnehme, um die wichtigen Interessen wahrzunehmen, die daselbst für Oesterreich auf dem Spiele standen, und Th. erklärte sich zuletzt auch bereit, sich noch auf ein oder zwei Jahre nach Constantinopel zu begeben. Allein Kaunitz machte aufmerksam darauf, daß ein so kurz bemessener Zeitraum zur Erreichung der Zwecke, welche der Kaiserin vorschwebten, nicht ausreiche und setzte es durch, daß zum Internuntius Herbert ernannt wurde, während Th., der die kurze Zeit des ihm zu theil gewordenen Ruhestandes zu einer Reise nach Belgien und Holland benützte, hauptsächlich in der Absicht, sein noch in der Levante und in einigen anderwärtigen Hafenplätzen befindliches, übrigens wenig beträchtliches Vermögen an sich zu ziehen, nachdem sein Ansuchen, ihn nach Paris zu senden, unerhört geblieben war, bald nach Abschluß des Teschener Friedens an Stelle Reviczky's zum Gesandten in Warschau ernannt wurde. Damals (1780) wurde die Pension, die er aus Frankreich bezog, in eine lebenslängliche Rente von jährlich 13 000 Livres verwandelt. Aber auch jetzt scheint Th. dem Gedanken nicht völlig entsagt zu haben, den Zwiespalt seines Gewissens in der allein möglichen Weise durch den Uebertritt in den französischen Staatsdienst zu lösen. 1783 zum Geheimen Rath ernannt, nahm er neuerdings Urlaub und ging nach Paris, wo er vier Jahre verblieb. Er knüpfte hier zahlreiche Verbindungen an. Er lernte Gérard de Rayneval, La Marck, Mirabeau und dessen Secretär Pellenc, Augeard, den Secrétaire des Commandements der Königin, den später so berüchtigten Marquis Poterat kennen und verkehrte auch mit Lafayette. Von besonderem Werth wurde ihm die Freundschaft Mercy's, dem er in aufrichtigster Verehrung sich hingab. Zu Ende des Jahres 1787 kam er als bevollmächtigter Minister nach Neapel, wo u. a. Gyrowetz von demselben zu einem der durch den damaligen Legationsrath Hadrava veranstalteten Concerte, dem auch Goethe beigewohnt haben soll, geladen wurde. Th. hatte sich in Neapel einer schwierigen Aufgabe zu entledigen. Sein Vorgänger, Graf Richecourt, war infolge eines unliebsamen Auftrittes mit der Königin Caroline abberufen worden. Die Wahl des Kaisers war auf Th. gefallen, „der ein Mann von Geist und Kenntnissen ist und im Stande sein wird, der Königin Rathschläge zu ertheilen, wenn sie anders geneigt sein wird, ihn zu hören“. In der That versäumte Th. im Sinne seines Monarchen keine Gelegenheit, wo er der Königin gute Rathschläge ertheilen, ihre Hitze dämpfen und sie von unklugen Schritten — namentlich gegenüber Spanien — abhalten konnte, während die Königin Th. in ihr Vertrauen zog, da sie schon damals den Wunsch hegte, ihre beiden ältesten Töchter an die beiden ältesten Söhne ihres Bruders Leopold zu vermählen. Doch gerieth Th. dadurch in immer schärferen Gegensatz zu Acton, der seinerseits alle Minen springen ließ, um Th. aus dem Sattel zu heben. Uebrigens lenkte schon damals Th. die Aufmerksamkeit der diplomatischen Welt auf sich. „Das ist ein Arbeiter, den man beobachten muß“, schrieb der französische Gesandte Noailles an seinen Hof. 1789 verließ Th. den Gesandtschaftsposten in Neapel. Zu Anfang des Jahres 1790 wurde er als königl. Commissär nach Bukarest ent-

sendet, um dem Namen nach die Verwaltung der Walachei zu übernehmen, in Wirklichkeit, um sich seiner bei den künftigen Friedensverhandlungen zu bedienen. Joseph II., erzählt Zinzendorf, habe beim Abschied seine Hand ergriffen und gesagt: „La paix, la paix, la paix." Th. befand sich, so erzählte später sein Freund Dietrichstein, zu Giurgewo gerade zur Zeit (9. Juni), als die Türken aus der Citadelle den Ausfall machten, der das Ende der Belagerung herbeiführte. Während Coburg abwesend, die obersten Befehlshaber getödtet und alles in Schrecken und Verwirrung befangen war, behielt Th. allein Ruhe und Geistesgegenwart; er zog seinen Galanteriedegen, ermuthigte die Seinigen und gab die treffendsten Anordnungen. Zu Ende des Jahres 1790 treffen wir ihn in Wien, wo er nun offenbar Boden zu neuer Thätigkeit zu gewinnen suchte. Er wußte sich bei Spielmann in Gunst zu setzen, obgleich er dessen Politik (den Congreß von Reichenbach) nicht billigte und beglückwünschte (12. December) Mercy aus Anlaß des Haager Tractates. „Obgleich", setzt er hinzu, „ich bei meiner Ankunft in Wien vorhatte, nur kurze Zeit daselbst zu verweilen, hielten mich verschiedene Umstände wider Erwarten zurück und ich werde nicht vor dem 26. oder 27. d. M. abreisen können." Er wollte zunächst nach Italien gehen, um sodann zur besseren Jahreszeit zu Mercy zu eilen. Die angedeuteten „Umstände" hielten ihn noch in den ersten Monaten des Jahres 1791 in Wien fest. Th. verließ erst um den 8. April Wien und reiste zunächst nach Paris, ohne aber, wie es scheint, den Zweck seiner Reise dahin, sein Vermögen, das großentheils in französischen Staatspapieren angelegt war, herauszuziehen, erreicht zu haben. Er setzte sich mit Mirabeau in Verbindung und nahm später dessen Secretär Pellenc aus Mercy's in seinen Dienst.

Im September 1791 ging er nach Brüssel, mit der Absicht, sich von da nach Italien zu begeben, woran ihn jedoch zunächst eine Krankheit hinderte. Er beschloß daher in Brüssel zu bleiben, um womöglich von dort aus seine Geldangelegenheiten in Frankreich zu betreiben, ja um, sofern es die Umstände ermöglichen würden, zu diesem Zwecke noch einmal selbst nach Paris zu gehen. Auch von seiten des Hofes trug man sich (Ende Januar 1792) mit der Absicht, Th. nach Paris zu senden, um den König und die Königin vertraulich von den Plänen des Kaisers in Kenntniß zu setzen. Doch kam es nicht mehr dazu. Noch am 18. März 1792 begegnen wir ihm in Brüssel, von wo aus er den Grafen Colloredo anläßlich der Thronbesteigung Franz II. zu seiner Ernennung zum Cabinetsminister beglückwünschte. Bald nach Ausbruch des Krieges mit Frankreich, im Mai, reiste er nach Wien, wo er am 7. Juni ankam und u. a. in Mercy's Namen über die Lage in Belgien berichten und den Fürsten Kaunitz über verschiedene Dinge unterrichten sollte, die schwer der Feder anzuvertrauen waren. Er fand wohl die Gelegenheit einer langen Unterredung mit Kaunitz, aber er klagt in einem Schreiben an Mercy (21. Juni 1792) über den langsamen Gang der Geschäfte und über die „erstaunliche Gleichgültigkeit gegen alles, was Frankreich betreffe, trotz der begründeten Ursache, die man habe, die dortigen Vorgänge auf das aufmerksamste zu verfolgen". In Wien sollte er auch die Wiederanstellung des Grafen La Marck in der kaiserlichen Armee betreiben. Er fand aber die Stimmung dem Grafen nicht günstig. Aus Paris wußte er damals nichts über den Stand seiner Angelegenheiten. Kruthofer ließ nichts von sich hören. In der Hauptsache richtete er in Wien damals nur wenig aus. Der junge König befand sich in Ungarn, wo er gekrönt wurde, und reiste bald darnach zur Kaiserkrönung nach Frankfurt. Th. konnte also die maßgebenden Personen über Staatsangelegenheiten nur flüchtig sprechen. Doch entnahm er diesen Gesprächen allenthalben den Wunsch, daß Mercy mit allem betraut werde, was auf die künftige Pacification mit Frankreich Bezug habe. Er theilte dies

Mercy am 4. Juli mit dem Beifügen mit, man halte für nothwendig, denselben mit dem Herzog von Braunschweig in Verbindung zu setzen, es werde vermuthlich all dies zu Frankfurt und bei der Entrevue mit dem König von Preußen beschlossen werden. „Unser neuer Herr“ (Franz II.), bemerkt er, „ist geliebt über alle Begriffe und hat nach dem Urtheil der ganzen Welt ausgezeichnete Eigenschaften, die für die Zukunft zu den größten Hoffnungen berechtigen. Leider verursachen in diesem Augenblick die unglaubliche Anhäufung der Geschäfte, der Kampf der Parteien und andere Umstände unvermeidlich in den Dingen und Maßnahmen eine solche Complication und einen derartigen Wechsel, daß man sich schwer von dem Ganzen eine klare Vorstellung machen und auf nichts von einem Tage zum andern zählen kann.“ Während Th. noch in Wien weilte, sprach man davon, daß sich Kaunitz zurückziehen wolle. Th. meinte, das sei wohl nur momentane Stimmung, wie schon früher zu verschiedenen Zeiten, und werde hoffentlich vorübergehen. „Sollte aber“, bemerkte Th. in einem Briefe an Mercy vom 2. August, „wider alles Erwarten eine Aenderung im Ministerium eintreten, so ist die wahrscheinlichste Vermuthung momentan die, daß Fürst Starhemberg, unter Beibehaltung seines gegenwärtigen Platzes oder unter Verzicht auf denselben zu Gunsten Colloredo's, die auswärtigen Geschäfte übernimmt und daß Cobenzl zum Kanzler für die Niederlande und Italien ernannt werden wird.“ „Ew. Excellenz“, schließt er, „werden, wenn Sie diesen Brief erhalten, bereits unterrichtet sein von dem Ausgang, den in Polen die von den Nachäffern der französischen Revolution gespielte Farce gehabt. Der Beitritt des Königs zur Conföderation von Targovice und die Unterwerfung unter den Willen der Kaiserin scheint dort alle weitere Feindseligkeit beenden zu sollen. Es ist ein schönes Beispiel, das uns die Russen geben und ich wünsche, daß unsere Unternehmungen sofort von demselben Erfolge gekrönt seien“ (2. August 1792). Endlich, am 7. September 1792, konnte Th. Mercy mittheilen, daß letzterer beauftragt sei, sich unverzüglich zur combinirten Armee zu begeben, um mit allen in die französische Politik einschlägigen Verhandlungen betraut zu werden. Er selbst sei beauftragt, Mercy hierbei zu unterstützen und ihn nöthigen Falls zu vertreten. Spielmann, der sich damals von Wien ins Hauptquartier des Königs von Preußen begab, sollte auf der Rückkehr in Luxemburg mit Mercy zusammentreffen. Die Vollmacht für Mercy und Th. datirt vom 4. September. Th. selbst traf anfangs October in Luxemburg ein, nachdem er unterwegs Gefahr gelaufen, zu Speier den Franzosen in die Hände zu fallen, und nahm nun an den Verhandlungen theil. Schon damals zeigte er sich von dem tiefsten Mißtrauen gegen Preußen erfüllt. Einen Frieden mit Frankreich hielt er unter diesen Umständen für wünschenswerth, aber für unmöglich, da er den Verlust der Niederlande nach sich ziehen würde. Unter diesen Umständen empfahl er den Krieg fortzusetzen, zugleich aber andere Mächte als Gegengewicht gegen Preußen zu gewinnen. Er selbst sehnte sich wieder nach einer größeren Thätigkeit. Er verließ Luxemburg, unterwegs erfuhr er (6. November) von der Niederlage der Oesterreicher bei Mons (Jemappes) und begab sich daher nach Lüttich und von da nach Mastricht, wo er mit Mercy zusammentraf, der ihn aufforderte, sich neuerdings nach Wien zu begeben, um dort von den letzten politischen Vorfällen mündlich Bericht zu erstatten. Obgleich damals leidend, so daß er unterwegs zu Kassel einige Tage verweilen mußte, ging er nach Wien, wo wir ihn am 27. December 1792 antreffen. „Am zweitnächsten Tage meiner Ankunft hatte ich“, schreibt er an Mercy (27. December 1792), „die Ehre, mich dem Kaiser zu Füßen zu legen. Se. Majestät richtete mehrere Fragen an mich und schien genau unterrichtet

über die Hauptursache der Unglücksfälle in den Niederlanden und fest entschlossen, denselben in Zukunft zu begegnen. Ich glaube, daß dieser Entschluß unabänderlich ist, um so mehr, als die Festigkeit, die der Kaiser in der Regel in seinen nach reiflicher Ueberlegung gefaßten Entschlüssen zeigt, nicht die geringste seiner ausgezeichneten Eigenschaften ist."

Th. wurde bereits am 19. Januar 1793 zum österreichischen Armeediplomaten in den Niederlanden bestimmt. Es scheint, daß sein wachsender Einfluß Spielmann und Cobenzl lästig wurde und daß sie ihn deshalb entfernen wollten. Allein es sollte anders kommen. Am 23. Januar 1793 kam zwischen Preußen und Rußland der Tractat über die zweite Theilung Polens zu Stande, bei welchem Oesterreich mit leeren Händen ausging. Denn, statt wie Preußen einen sofortigen Landerwerb in Polen einzuheimsen, wurde ihm freigestellt, durch den belgisch-bairischen Tausch eine gleiche Entschädigung zu erlangen oder sich von Frankreich eine solche zu erkämpfen. Auf den Kaiser machte diese Ueberraschung den peinlichsten Eindruck. Der Vicekanzler Cobenzl und der Staatsreferendar Spielmann, denen dieser Mißerfolg zur Last fiel, hatten ihre Rolle ausgespielt, während sich das Vertrauen des Kaisers Th. zuwendete. Schon am 24. Februar erging an den Vicekanzler ein von Th. selbst entworfenes kaiserliches Handschreiben, durch das diesem zur Vorbereitung auf seine Mission der Einblick in alle diplomatischen Actenstücke gestattet und zugleich angeordnet wurde, daß er bis zu seiner Abreise allen Ministerialconferenzen beizuwohnen habe. Unter andern war dies am 11. März der Fall, als es sich um den Entwurf der Instruction für Mercy handelte, der nach London gesandt werden sollte, um eine Allianz mit England zu Stande zu bringen, die einer der Theilnehmer — Rosenberg — unter den gegenwärtigen Umständen als „summum bonum" bezeichnete. Th. schloß sich der Anschauung Rosenberg's und des Cabinetsministers Colloredo an, derzufolge bei der Abneigung Englands gegen den bairischen Tausch, dieser nicht mehr als Basis jener Entschädigungen betrachtet werden dürfe, welche der Kaiser zu fordern berechtigt sei. Er legte darüber dem Kaiser selbst eine Denkschrift vor, und wurde am 18. März beauftragt, ein vertrauliches Handschreiben des Kaisers an Mercy zu verfassen, dem ein Promemoria beigeschlossen ist, in welchem er bereits das Programm seiner eigenen künftigen Politik entwirft. Der Kaiser — hieß es in demselben — wolle keineswegs der Verbindung mit Rußland und Preußen entsagen; wohl aber gegen deren bedenkliches Einverständniß durch die Allianz mit England ein Gegengewicht schaffen. Letztere könne in näherer oder fernerer Zukunft zu einer Tripelallianz zwischen Oesterreich, Rußland und England erweitert werden, deren Mittelpunkt natürlich der Kaiser, und die von allen denkbaren Allianzen die dauerhafteste sein würde. Das bairische Tauschproject sollte von der Entschädigungsfrage getrennt behandelt, und — falls England nicht die förmliche Garantie übernehme — für den Moment fallen gelassen werden, mit dem ausdrücklichen Vorbehalt des Rechtes, bei passender Gelegenheit auf dasselbe zurückzukommen. Die Entschädigung sollte auf Kosten Frankreichs erfolgen.

Am 25. März überreichten die Vertreter Rußlands und Preußens in Wien den Theilungsvertrag, dessen Inhalt noch die schlimmsten Erwartungen übertraf. Am 27. erhielten Cobenzl und Spielmann ihre Entlassung. Th. trat an die Stelle des erstern als „Generaldirector der auswärtigen Angelegenheiten", ein Titel, der wohl mit Rücksicht auf Kaunitz geschaffen wurde. Ein Handschreiben des Kaisers zeigte diesem den Wechsel mit dem Bemerken an, daß Th. sich in Kaunitzens Schule und nach dessen Grundsätzen gebildet zu haben rühme, und daß dies zu den Hauptgründen seiner Ernennung gehöre. Cobenzl's Sturz war wohl verdient und es war daher eine arge Selbsttäuschung, wenn sich derselbe

als das Opfer einer Cabale betrachtete, die von dem Cabinetsminister Collorebo und dem Oberstkämmerer Rosenberg ausgegangen sei. Eine andere Frage ist, wer auf Th. hinwies. Rosenberg ist davon auszuschließen (s. u.); sonst werden noch Mercy und (Graf) Colloredo, auch der alte Kaunitz genannt. Nicht ohne Einfluß dürfte aber — wenn auch gewiß nicht direct auf den Kaiser — das hochinteressante Memoire eines Ungenannten vom 1. Februar 1793 (bei Vivenot, Gesch. Quell. II, 46 f.) gewesen sein, das neben Mercy und Ludwig Cobenzl, damals Botschafter in Petersburg, Th. als den einzigen „homme d'esprit" bezeichnet. Der offenbar sehr hochstehende, wohlunterrichtete und einsichtsvolle Verfasser — gewiß aber war es nicht, wie Vivenot vermuthet, der damals ganz einflußlose Prinz von Ligne, gegen den auch die stilistische Fassung spricht — hebt zwar als einen Charakterzug Thugut's dessen Unlust, sich mit Staatsgeschäften abzugeben hervor, führt aber dieselbe auf die geringe Meinung zurück, die er von seinen Auftraggebern hege, die ihn oft als einen Visionär betrachten, während er viel weiter blicke als sie, und schließt mit der Bemerkung, daß man ihn Mercy, mit dem er auf dem besten Fuße stehe, beigesellen möge, da man niemanden mit mehr Beruhigung als ihnen das Heil des Staates anvertrauen könne.

An Thugut's Erhebung knüpften sich große Erwartungen. Manche erblickten in ihm endlich „den Anker, das Palladium, den Achilles der österreichischen Politik" (Casti). Ohne Zweifel war Th. eine höchst ungewöhnliche Erscheinung, damals vielleicht der einzige Mann, welcher den Schwierigkeiten der Lage gewachsen war. Schon das war epochemachend in einem Staate wie Oesterreich, daß ein Mann bürgerlicher Abkunft bloß durch Talent und Verdienst sich auf einen Posten emporschwang, der bisher nur Mitgliedern des hohen Adels zugänglich schien. Gesellschaftlich vereinsamt, hatte er gerade von dieser Seite manche Anfechtungen zu erleiden. Die in ihren Erwartungen Getäuschten vereinigten sich bald wider ihn zu einer mächtigen Ligue, der vor allem der niederländische Hofkanzler Trauttmansdorff und der Reichsvicekanzler Fürst Colloredo angehörten. Aber auch die Fürsten Rosenberg und Starhemberg waren ihm abgeneigt. Zu seinen Gegnern zählten ferner der alte Feldmarschall Lacy, dem er dies reichlich dadurch vergalt, daß er ihn von der Kenntniß aller wichtigeren Staatsgeschäfte ausschloß, der geistvolle Fürst von Ligne und — mit Ausnahme La Marck's — fast der ganze in österreichischen Diensten stehende niederländische Adel. Als seine Gegnerin betrachtete er auch die Erzherzogin Christine, die freilich mit größerem Rechte ihn zu ihren Gegnern rechnete, wozu der Umstand den Anlaß gab, daß ihr Gemahl, der Herzog Albert von Sachsen-Teschen, als sich Th., hierin von der Königin von Neapel unterstützt, bei Kaiser Leopold um den Rang und die Uniform eines Generalmajors bewarb, sich dagegen aussprach. Dazu kamen endlich auch alle diejenigen, welchen die Art der Geschäftsführung Thugut's zu Klagen Anlaß gab, da sie nun nicht mehr, wie zuvor, ihren persönlichen Einfluß im auswärtigen Amte geltend machen konnten, zumal Th. unverheirathet war und seit er Minister geworden, auch den Besuch von Gesellschaften vermied. Th. duldete keinen derartigen Einfluß. Er hielt allein den Faden der Geschäfte in den Händen, Jenisch und Deiser allein genossen sein Vertrauen. Er selbst trug die Expeditionen zum Kaiser oder zu Graf Colloredo, so daß in seinem Bureau keine Spur derselben zurückblieb. Trauttmansdorff sprach daher gelegentlich gegen den Kaiser die Besorgniß aus, daß, wenn der Minister erkranke, niemand ihn werde ersetzen können. Man klagte über den Despotismus des „Großvezirs", der alles an sich reißen, dabei aber für nichts die Verantwortung tragen wolle. Man verstieg sich zu der Behauptung, er sei ein Jesuit und, je nach der Parteistellung der betreffenden Verläumder, er sei von England oder vom Convent

bestochen. „Il est sûr“, fügt Zinzendorf bissig hinzu, „qu'il y auraient des moyens de le gagner, en le laissant jouir de ses rentes viagères.“ — Doch fehlte es nicht an billigeren Beurtheilern seines Wirkens. Zu seinen älteren Freunden gehörte vor allem Mercy, zu dem er fast in dem Verhältniß eines gelehrigen Schülers stand. Der englische Oberst Crawford sprach in Ausdrücken der Hochschätzung von ihm und der langjährige englische Gesandte in Wien, Sir Morton Eden, nannte ihn den Pitt Oesterreichs. Zu seinen Freunden zählte auch, im Gegensatz zu seinem Vater, Graf Louis Starhemberg, seit 1793 Botschafter in London, Bellegarde, nicht einer der glücklichsten, aber einer der gesinnungstüchtigsten Generale Oesterreichs, vor allem aber jener Graf Franz Dietrichstein, „vielleicht der unabhängigste Charakter der gesammten österreichischen Aristokratie“, für den Th. noch nach seiner Abdankung ein Gegenstand fast enthusiastischer Verehrung war, so daß er aus diesem Anlasse sogar dem Staatsdienst für immer entsagte und den Generalcharakter ablegte, wie er denn auch ihm, als er starb, in seiner eigenen Familiengruft eine Grabstätte bereitete. Wichtig war es für Th., daß er sich auch die Gunst der einflußreichen Kaiserin erwarb, die Hauptsache aber, daß er sich zum Kaiser richtig zu stellen und denselben von dem hohen Werth seiner Dienstleistung zu überzeugen verstand, indem er sich ganz und voll seinem Berufe hingab und zwar in einer Weise, die auch uns mit seiner leider nicht makellosen Vergangenheit einigermaßen versöhnt. Was übrigens diese betrifft, so wurde sie bald offenkundig, da, wie wir sehen werden, man französischerseits durch die Enthüllung derselben seinen Sturz zu erzielen suchte. Auch dem Kaiser konnte sie nicht verborgen geblieben sein. Es ist unter diesen Umständen die von anderer Seite ausgesprochene Vermuthung nicht eben rundweg abzuweisen, daß Th. gelegentlich vor seinem kaiserlichen Herrn eine Art Generalbeichte abgelegt und von diesem die Absolution erhalten habe.

Was sein politisches System betrifft, so kann dasselbe in dieser biographischen Skizze nur kurz berührt werden. Wie er selbst indirect seine Erhebung zum Director der auswärtigen Angelegenheiten der zweiten Theilung Polens verdankte und dieser für Oesterreich so nachtheilige Vertrag ein Werk Preußens war, war fortan in ihm der Haß gegen diese Macht, welche auch sonst ihm allenthalben den Plänen Oesterreichs hemmend entgegen zu treten schien, ebenso unauslöschlich, als der Haß gegen die Umsturzpläne des jakobinischen Frankreich. Demnach äußerte sich diese vorwiegend conservative Politik als Antagonismus gegen das Vordringen Preußens einer- und wider den von Frankreich her drohenden Umsturz andrerseits. Ihren positiven Inhalt aber nahm sie aus sich selbst. In letzterer Hinsicht stellt sich Th. als ein Zögling der Josephinischen Schule dar. Auch er zeigte sich erfüllt von der Idee allseitiger Unabhängigkeit und geographischer Abrundung Oesterreichs, für dessen moderne Großmachtstellung er mit der Virtuosität eines geriebenen Diplomaten und mit dem Eifer eines Enthusiasten den Grund zu legen suchte. Gleich Joseph II. strebte auch Th., wenigstens anfangs, die Erwerbung Baierns an. Zwar mußte er, dem Wunsche des neuen Bundesgenossen England gemäß, auf den Plan eines Eintausches von Baiern gegen das durch die Schlacht bei Neerwinden wiedergewonnene Belgien verzichten. Da ihm aber zugleich die Aussicht auf Englands eventuelle Zustimmung zur Erwerbung Baierns eröffnet wurde, falls diese im Umtausch mit den auf Frankreichs Kosten zu erzielenden Eroberungen bewerkstelligt werden könnte, so war Th. in erster Linie neben der Ausdehnung der österreichischen Niederlande bis an die Somme, zugleich auf die Zurückwerfung Frankreichs bis auf die Grenzen vor dem pyrenäischen Frieden bedacht, und es ist daher die übrigens auch durch den österreichischen Feldzugs-

plan von 1793 widerlegte Behauptung, es sei Th. mit der Erwerbung des Elsaß nicht Ernst gewesen, ebenso falsch als die Meinung, er habe sich um jeden Preis Belgiens zu entledigen gesucht, dessen Besitz er vielmehr durch die Gewinnung einer festen Barrière zu sichern wünschte. Allerdings hatte er kurz vor seiner Berufung in das Ministerium gegen Crawford den Besitz Belgiens als einen Schaden für Oesterreich bezeichnet, weil es in seiner Entlegenheit ohne Hülfe anderer Mächte schwer zu behaupten und der Kaiser daher für seine Erhaltung genöthigt sei, jenen Mächten Concessionen auf Kosten seiner Würde und seiner Interessen zu machen. Aber Crawford selbst fügt vorsichtig hinzu, es stehe dahin, ob Th. auch als Minister derselben Ansicht sein werde. Auch hatte er allerdings jede Betheiligung Oesterreichs an der Bezahlung jener Subsidien, von denen Preußen seine fernere Theilnahme an dem französischen Kriege abhängig machte, ebenso wie die von Coburg und Mack dringend verlangte Verstärkung der in Belgien stehenden Truppenmacht abgelehnt. Aber die finanzielle Lage Oesterreichs war, wie aus internen Berichten und aus den nachfolgenden Anlehensverhandlungen in England hervorgeht, in der That eine äußerst bedrängte, während andrerseits die Recrutirung in den Erblanden bereits auf die größten Schwierigkeiten stieß. Freilich war im ersteren Falle das tiefeingewurzelte Mißtrauen gegen Preußen mit im Spiele, das als unzuverlässiger Alliirter zu betrachten sei, der desto mehr schaden könne, je mehr man ihn dazu in den Stand setze. Doch war Th. kein principieller Gegner der belgischen Kaiserreise, die bekanntlich trotz des damals erfolgten Aufstandes Kosciuszko's nicht unterblieb. Die plötzliche Ankunft des Erzherzogs Karl in Wien hatte ihn allerdings sehr verstimmt, doch nur weil dieselbe durch den ihm so widerwärtigen Mack veranlaßt wurde, den er schon damals durch Waldeck ersetzt wissen wollte. In welcher Gesinnung Th. seinem kaiserlichen Herrn nach den Niederlanden folgte, geht aus zwei bisher nicht veröffentlichten Briefen desselben an Mercy hervor, der gleich Mack die unverzügliche Verstärkung der belgischen Armee urgirt hatte. Am 25. März theilt er demselben mit, daß die Reise des Kaisers für die ersten Tage des nächsten Monats definitiv beschlossen sei. Er hoffe ihn bald zu sehen und bitte ihn daher inständig, sein Urtheil über die Dinge bis zu ihrem Wiedersehen zu vertagen. Er werde sich sodann leicht überzeugen, daß vieles, was ohne Zweifel zu wünschen wäre, nicht möglich und daß, wie das Sprichwort sage, nicht alles, was glänze, Gold sei. Bestimmter lautet das zweite Schreiben vom 1. April 1794, wie folgt: „Graf Colloredo übernahm es, Ihnen diesen Brief zu übergeben. Ew. Excellenz werden in ihm einen Mann kennen lernen, der durch die Grundsätze der strengsten Rechtlichkeit und durch seine treue Anhänglichkeit an die Interessen der Monarchie mit vollem Recht sich das Vertrauen eines Monarchen erworben hat, dessen Herz er seit seiner Kindheit zur Tugend formte. Ich muß hier noch bis zum 9. bleiben, um mehrere Geschäfte zu erledigen, deren Zahl die unerwarteten Unruhen in Polen noch vermehren. Ich wage die inständigste Bitte zu erneuern, halten Sie mit Ihrem Urtheil zurück, bis ich Ihnen den wahren Stand der Dinge auseinandersetzen kann. Niemand ist mehr als ich überzeugt, daß man die größten Anstrengungen machen muß. Auch bin ich mit Ew. Excellenz von dem Nutzen überzeugt, den 50—60000 Mann Preußen gewähren würden, hätte man sich mit einem Hofe, wie dem von Berlin, über ein Abkommen einigen können. Nehmen Sie hinzu, daß physisch gesprochen, wir keinen Heller haben und daß die von Malmesbury vorgeschlagene und zu London formell verworfene Convention sich nicht mit dem Rest unserer politischen Geschäfte verbinden ließ. Es ist beklagenswerth, daß trotz dem, was Se. Majestät selbst hier Mack gesagt hat, dieser General sich in den Kopf setzte, seinen Plan auf Annahmen und Vor-

aussetzungen zu stützen, von deren Unsicherheit er von vornherein in Kenntniß gesetzt war, während er das Project der Vendée, dessen Vortheil Sie seit langer Zeit zu erkennen schienen, unterschätzt .... Es scheint ein eigner Unstern über dem Beginn unserer Feldzüge zu walten, denn voriges Jahr war es die schöne Proclamation und die Verhandlungen mit Dumouriez. Uebrigens gebe ich zu, daß unsere Lage keine freundliche ist. Doch wenn ich Ew. Excellenz auf alle Ihre Fragen werde geantwortet haben, so werden Sie sich überzeugen, daß, da man die Uebel nicht heilen kann, man darauf verzichten muß. Man muß machen, was man kann, und ich gestehe Ew. Excellenz, daß ich mir nicht vorzustellen vermag, daß es nicht noch Mittel gibt, und daß man nicht durch Ausdauer noch eine Auskunft finden wird, um wenigstens zu einer erträglichen Lösung zu kommen. Uebrigens bitte ich Sie noch einmal, meine Ankunft abzuwarten, ehe Sie aburtheilen."

Es wird nun weiterhin behauptet, Th. habe in Belgien die militärischen Fortschritte zu hemmen gesucht und sei Schuld an der länger währenden Unthätigkeit der kaiserlichen Hauptarmee bei Cateau gewesen. Auch die Vorgänge am zweiten Schlachttage von Tourcoing werden mehrfach ihm aufs Kerbholz geschrieben. In Wirklichkeit saß er die ganze Zeit über zu Valenciennes und fand oft wochenlang keine Gelegenheit, den Kaiser, der damals ganz in den Krieg aufgehen zu wollen schien, zu sehen oder auch nur an ihn Bericht zu erstatten, konnte also auch nicht auf die militärischen Actionen Einfluß nehmen, die er sogar auf das tiefste beklagte und eben anläßlich der Schlacht bei Tourcoing als eine „guerre de petits paquets de canaux et de broussailles" bezeichnete. Auch die Behauptung, daß er mit Frankreich Friedensverhandlungen angeknüpft habe, ist falsch. Denn wohl dürfte die Unterredung zwischen ihm und dem angeblichen Grafen Montgaillard wirklich stattgefunden haben, aber letzterer war gar nicht Agent Robespierre's und hat selbst, was übrigens auch De Pradt bezeugt, jede Friedensverhandlung mit dem revolutionären Frankreich als aussichtslos hingestellt. Nicht Th., sondern Trauttmansdorff war es, der den Kaiser für den Frieden mit Frankreich zu stimmen suchte und ihm empfahl, die Truppen aus den Niederlanden abzuziehen und den Grenzen der alten Erblande zu nähern. Auch Mack war jetzt ähnlicher Ansicht. Bei einer Conferenz, die zu Tournai in Gegenwart des Kaisers stattfand, kam es zwischen diesem und Mercy zu einem heftigen Wortwechsel. Mack, so wurde in der Folge dem Grafen Zinzendorf von glaubwürdiger Seite erzählt, habe bei jener Unterredung den Vorschlag gemacht, dem feindlichen Commandanten Friedensanerbietungen zu machen und zwar mit der größten Publicität, um den Convent, falls er dieselben ablehne, ins Unrecht zu setzen. Th., den der Kaiser zuerst um seine Meinung befragte, habe sich hinter Mercy verschanzt, der sich zuvor äußern möge, da er Frankreich genau kenne. Da habe aber Mack erklärt, daß das jetzige Frankreich ihm besser als beiden bekannt sei, und als Th. hierauf einwarf, daß der Kaiser nicht einmal einen Waffenstillstand ohne Zustimmung seiner Verbündeten schließen könne, habe sich Mack darüber „moquirt". Der Kaiser aber sei der Ansicht Mack's beigefallen und habe Th. beauftragt, die Zustimmung der Verbündeten zur Anknüpfung von Friedensverhandlungen zu erwirken. Infolgedessen hätten die beiden Minister die Abreise des Kaisers betrieben, der sich dazu auch in der That am folgenden Tage entschloß. Es mag dahingestellt bleiben, ob der Kaiser wirklich den Auftrag zu Friedensverhandlungen gab. Sicher aber ist, daß Mercy und Th. dagegen stimmten und daher auch nicht so unwahrscheinlich, daß sie in der Besorgniß, Mack möchte den Kaiser für seine Ansicht gewinnen, diesen zur Abreise aus Belgien zu bewegen gesucht haben. Gelang ihnen dies, so erreichten sie damit auch das andere

Ziel — die Entfernung Mack's, der diesmal sein Verbleiben bei der Armee ausdrücklich von der Anwesenheit des Kaisers abhängig gemacht hatte. Der Aufstand Kosciuszko's, der sich von Woche zu Woche ernster gestaltete, legte den Gedanken der Rückkehr des Kaisers nach Wien ohnedies so nahe, daß es den beiden Ministern nicht schwer fallen mochte, den Monarchen von der Nothwendigkeit dieses Entschlusses zu überzeugen. Am 29. Mai gab der Kaiser denselben öffentlich bekannt. Am folgenden Tage wurde Mack seiner Stelle enthoben und Waldeck zu seinem Nachfolger ernannt. In diesem Sinne war Waldeck allerdings eine Creatur Thugut's, die sich aber als Werkzeug seiner Pläne völlig unbrauchbar erwies. Von vornherein ein Anhänger der Richtung, welcher der Besitz der Niederlande werthlos erschien, hat vor allem Waldeck den Verlust derselben verschuldet. Ein tapferer Haudegen, zugleich aber ein ziemlich eng veranlagter Kopf, suchte er zwar anfangs das Feld gegen die Franzosen zu behaupten, als aber dann — infolge der Abreise des Kaisers und später Thugut's, der nicht mehr Gelegenheit gefunden hatte, mit ihm sich mündlich auseinander zu setzen — durch längere Zeit keine schriftliche Weisung an ihn eintraf und er sich nur auf vorsichtig umschriebene Aeußerungen Mercy's angewiesen sah, glaubte er, wie er in der Folge selbst reumüthig bekannte, daraus schließen zu müssen, daß die Räumung Belgiens in der Absicht des Kaisers liege und richtete darnach seine überstürzten Rückzugsbewegungen ein, bis ihn ein bisher nicht aufgefundener Brief Thugut's, dessen Inhalt sich aber aus einem noch nicht veröffentlichten Schreiben des letzteren an Mercy klar ergibt, eines besseren belehrte. Daher auch die aufrichtige Entrüstung, welche Th. über den fortgesetzten Rückzug der belgischen Armee empfand. Hingegen soll allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß Th. in der Frage über die Verwendung der preußischen Armee im J. 1794 nicht von Eigensinn und Leidenschaftlichkeit frei zu sprechen ist, die aber einmal in dem von ihm angenommenen System begründet war. Coburg und Waldeck wurden auf Wunsch der Engländer des Commandos enthoben. Man wollte Lacy den Oberbefehl übergeben; Th. sprach sich dagegen entschieden aus, er bat sogar um seinen Abschied, falls dies geschehe; auch gegen die Combination Erzherzog Karl-Mack kämpfte er vorzüglich deshalb, weil beide zur Partei Lacy's gehörten. Der Befehl ging schließlich an den politisch farblosen Clerfayt über, dem Beaulieu als Generalquartiermeister zugesellt wurde.

Th. kehrte nach Wien gerade zur Zeit zurück, als der greise Haus-, Hof- und Staatskanzler Kaunitz aus dem Leben schied. In den aristokratischen Kreisen Wiens nannte man verschiedene Candidaten für diesen Posten: Lacy, Trauttmansdorff, den älteren Metternich und Chotek. Auch der Cabinetsminister Colloredo soll sich Hoffnung gemacht haben. Statt dessen trug auch diesmal der Bürgerliche den Sieg davon: wenige Tage nach dem Tode Kaunitz' (13. Juli 1794) wurde Th. unter dem Titel eines „Ministers der auswärtigen Geschäfte" die „einstweilige Vertretung der sämmtlichen zur Stelle eines geheimen Hof-, Staats- und Hauskanzlers sonst gehörigen Verrichtungen" übertragen. Als solcher brachte er vor allem den Vertrag mit Rußland und Preußen über die dritte Theilung Polens zu Stande. Während nämlich der unglückliche Verlauf des Krieges mit Frankreich nicht nur die Hoffnung auf irgend welche Eroberungen nach dieser Seite hin und damit zugleich die Aussicht auf die Erwerbung Baierns zerstörte, sondern zuletzt auch den Verlust der Niederlande nach sich zog, strebte Th. mit größerem Glücke eine Ausgleichung des Mißverhältnisses an, welches in der einseitigen Vergrößerung lag, die Preußen bei der zweiten Theilung Polens zu theil ward. Daher suchte Th. seit dem Antritt seines Amtes die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland neuerdings zu jener „feenhaften" Innigkeit

zu gestalten, wie dieselben zur Zeit Joseph's II. bestanden hatten. Hingegen ist es unrichtig, wenn behauptet wird, daß Th. einen Krieg mit der Pforte gewünscht habe. Ausdrücklich bezeichnet er vielmehr den Bruch mit dieser Macht, ehe der Krieg mit Frankreich beendet sei, als das größte Unglück, ja er erklärte (10. April 1794) geradezu einen Krieg mit der Pforte als die einzige Eventualität, welche den Kaiser zum Frieden mit Frankreich zwingen würde. Ebenso falsch ist die Angabe, daß er den Aufstand Kosciuszko's mit Freuden begrüßt habe, da derselbe die Gelegenheit zu einer dritten Theilung Polens bieten werde. Richtig ist bloß, daß jener Aufstand ganz neue Ziele in den Vordergrund rückte, daß Th. die Consequenzen dieses Ereignisses sofort erkannte, namentlich daß bei dem Drängen Preußens eine neue Theilung nicht zu vermeiden sei, bei der Oesterreich nicht wie bei der früheren leer ausgehen dürfe. Es war dem österreichischen Gesandten in Petersburg, Ludwig Cobenzl, vorbehalten, den Mißgriff seines Vetters Philipp durch ein Abkommen mit Rußland — die dritte und letzte Theilung Polens — wett zu machen, deren Bedeutung nicht nur in dem beträchtlichen Ländererwerbe Oesterreichs, dem die Palatinate Krakau, Lublin, Chelm und Sandomir zufielen, sondern auch in dem Umstande lag, daß das minder reich bedachte Preußen seinen Widerstand dagegen ebensowenig, wie zwei Jahre zuvor Oesterreich aufrecht zu erhalten im Stande war. Ja noch mehr. An das Hauptabkommen (3. Januar 1795), welches über den Rest Polens verfügte, schloß sich in der Form einer geheimen Declaration ein Schutz- und Trutzbündniß der beiden Kaiserstaaten, welches sich in erster Linie gegen Preußen zuspitzte, zugleich aber in der orientalischen Frage sich als eine zweite Auflage der einst von Katharina und Joseph gehegten Entwürfe darstellt, indem es im Falle eines neuen Krieges mit der Pforte die Gründung eines aus Moldau, Walachei und Bessarabien bestehenden russischen Fürstenthums und die Zuwendung Bosniens und eines Theiles von Serbien, sowie der venetianischen Küstengebiete an den Kaiser in Aussicht nahm. — Den Angelpunkt der österreichisch-englischen Politik jener Jahre bilden die Anlehensconvention vom 4. und der Allianzvertrag vom 20. Mai 1795, den Höhepunkt der Erfolge Thugut's die österreichisch-russisch-englische Tripelallianz vom 28. (17.) September 1795.

Der kurmainzische Friedensantrag und das Reichsgutachten vom 22. December 1794, vor allem aber der Separatfriede von Basel veranlaßten Th., auch zu der Reichspolitik Stellung zu nehmen, zu deren officiellem Vertreter, dem Reichsvicekanzler Colloredo, Th. als Träger der österreichischen Staatspolitik wiederholt in Gegensatz kam. Als Organ dieser Verhandlungen im Reiche, wobei es ihm vor allem darauf ankam, die kleineren Reichsfürsten von einem nicht durch das Reichsoberhaupt, sondern durch die Vermittlung Preußens anzubahnenden Friedensschlusse mit Frankreich zurück zu halten, diente ihm der in den Irrgängen des alten Reichsrechtes vielbewanderte Graf Lehrbach, der zu diesem Zweck zum „Generaldirector der geheimen Hof- und Staatskanzlei“ ernannt wurde, doch in voller Unterordnung unter Th. verblieb.

Daß, wie man behauptet hat, Th., während er die gegen Frankreich gerichtete österreichisch-englisch-russische Allianz betrieb und den Reichsfriedensschluß mit Frankreich zu hemmen suchte, insgeheim mit Frankreich über die Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers gegen die Ueberlassung Baierns verhandelt habe, ist an sich nicht wahrscheinlich, aber auch nicht nachweisbar. Für die angeblich durch Carletti vermittelten Anerbietungen an den Convent und die darauf anspielende Aussage Merlin's von Thionville bei dem Hüninger Gastmahl, ist die Aeußerung Merlin's von Douai an den letzteren vom 20. September 1795 entscheidend: „L'Empereur cependant . . . comme tu sais, n'a pas encore fait un pas pour la paix.“ Auch die lange Waffenruhe am Rhein

vom October 1794 bis September 1795 kann nicht Th. in die Schuhe geschoben werden. Vielmehr beweist die von Vivenot veröffentlichte Correspondenz, wie unzufrieden der Kaiser mit der Unthätigkeit Clerfayt's war, und diese Briefe des Kaisers sind fast alle von Th. eigenhändig entworfen. Wenn sodann Wurmser den Befehl des linken Flügels der nunmehr unter zwei Commandanten getheilten Rheinarmee übernahm und den unschlüssigen Clerfayt mit zu glänzenden Siegen fortriß, so war diese Wahl gerade Thugut's Werk. Dagegen soll nicht bestritten werden, daß Friedenssondirungen stattgefunden haben. Die Fäden derselben leiten nach der Schweiz und Dänemark. Dort sollte Degelmann, der durch den Baseler Bürgermeister Burckhardt mit Bacher über die Auslieferung der Kriegsgefangenen, sodann auch über den Austausch der Tochter Ludwig's XVI. gegen die staatsgefangenen Conventsmitglieder verhandelte, diese Gelegenheit benützen, um die Gesinnungen der leitenden Staatsmänner Frankreichs zu sondiren. Dänemark wurde von der Wiener Regierung als jener neutrale Hof ausersehen, durch den man die ersten Reichsfriedensanträge an Frankreich gelangen ließ. In das Ende des Jahres 1795 fällt auch die Mission Theremin's an Degelmann, der ausweichend beschieden wurde, und jene Poterat's nach Wien, wo er sich vergebens bemühte, Th. zu einem Separatabkommen zu bewegen. Wie einst zu Tournai vertrat auch diesmal Th. die Verpflichtungen des Kaisers gegen seine Verbündeten. Als das Gespräch sich auf die Rheingrenze und die Säcularisationen wandte, sprach Th., wie Poterat sich ausdrückt, mit Emphase von Moral und Gerechtigkeit und von den strengen Pflichten des Kaisers als Reichsoberhaupt; unmöglich könne er einwilligen, daß man die geistlichen Fürsten und andere Reichsstände ihrer Besitzungen beraube. Poterat will darauf erwidert haben, nachdem man vor kurzem Polen getheilt und die Beute ohne Gewissensbisse in Besitz genommen habe, seien dergleichen Redensarten nicht mehr angebracht; er setzt aber hinzu, Th. sei bei seinem Widerspruch verharrt, auch die triftigsten Gründe hätten ihn nicht bekehrt. Poterat reiste unverrichteter Dinge ab. Delacroix, der französische Minister des Auswärtigen, versuchte ein Pressionsmittel; er setzte Poterat von gewissen Papieren in Kenntniß, die man in Paris besitze, und deren Veröffentlichung für Th. compromittirend sei. Offenbar bezogen sich die Papiere auf die einst von Th. genossene französische Pension. Poterat theilte dies Th. „halb freundschaftlich schmollend, halb drohend“ mit; Th. würdigte ihn keiner Antwort. Gewiß gab es damals in Wien eine starke Friedenspartei. Wie Morton Eden bemerkt, war eigentlich nur mehr Th. für den Krieg, und selbst dieser, den der Prinz von Ligne deshalb mit Anspielung auf den „Friedensfürsten“ spottweise als „baron de guerre“ bezeichnete, trug der allgemeinen Stimmung Rechnung, obgleich er die Schwierigkeiten, zu einem Frieden zu gelangen, für unüberwindlich hielt. Als (1796) der Wiederausbruch des Krieges bevorstand, ließ er durch Degelmann versichern, daß die Geneigtheit des Kaisers zu billigen Verhandlungen unverändert dieselbe sei. Denn freilich konnte nur von einem ehrenvollen Frieden die Rede sein. Wie Lucchesini berichtet, hatte er dem Grafen St. Priest und andern fremden Gesandten geradezu gesagt, daß so lange er Minister bleibe, kein anderer Friede geschlossen werden würde; denn er habe dem Kaiser erklärt, in dem Augenblicke, wo andere eine furchtsame und niedrige Maßregel anrathen könnten, würde er den Platz verlassen, auf den er gegen seinen Willen erhoben sei. Daher konnte Eden im Juni 1796 an Auckland schreiben: „So lange Th. im Amte bleibt, fürchte ich keine Aenderung des Systems.“ Auch der Kaiser, wenngleich er in so bedenklicher Lage zuweilen den Rath anderer Minister zu hören verlangte und obgleich Colloredo, Lacy, Rosenberg für den Frieden stimmten, hielt an der Ansicht Thugut's fest. Als der neapolitanische Minister Gallo nach Basel reiste, um mit Barthélemy

Friedensunterhandlungen zu eröffnen, gab Th. Degelmann bekannt, daß der Kaiser die Reise bedauere und fest entschlossen sei, auf Verhandlungen ohne Zuziehung Englands niemals einzugehen und trug ihm auf, sich aller Friedensanwürfe zu enthalten. Und als der Geheime Rath Zwanziger aus Nürnberg im Auftrage Clarke's von Paris nach Wien kam, um den Hof durch die Aussicht auf die Erwerbung Baierns neuerdings zu ködern, als ein Courier Bonaparte's plötzlich in Wien mit der Drohung erschien, daß man, falls Zwanziger's Antrag abgelehnt werde, den Hafen von Triest zerstören wolle, ließ Th. den Courier nicht einmal vor, gab auch Bonaparte keine Antwort, hingegen Zwanziger eine Erwiderung, die ebenso würdig als entschieden lautete. „Der Kaiser", hieß es in derselben, „fahre fort, offen und ehrlich den Frieden zu wünschen, aber er wolle ihn auf einer gerechten Grundlage, vereinbar mit seiner Würde und den Verpflichtungen gegen seine Verbündeten." „Man sei", hieß es mit Bezugnahme auf jenen Courier, „über die beigefügte Drohung überrascht; der kaiserliche Hof habe geglaubt, man würde in Paris nicht verkennen, daß Drohungen, wenn auch auf schwache und kleine Fürsten von Einfluß, doch niemals einer Macht wie Oesterreich gegenüber das Mittel sein könnten, die Geister zu versöhnen. Der Antrag Zwanziger's sei unannehmbar und würde selbst in dem Falle verworfen sein, wenn ihn Moreau, wie man sich in Paris voreilig geschmeichelt zu haben scheine, unter den Mauern von Wien hätte überbringen können." „Ein unerträglicher Stolz herrscht in allem, was dies österreichische Ministerium vornimmt", sagte Carnot ärgerlich dem Freiherrn v. Sandoz. Als Malmesbury im Herbst sich nach Paris begab, weigerte sich Th. durchaus, auch seinerseits Bevollmächtigte zu senden oder Malmesbury eine Vollmacht für den Kaiser zu übertragen, wobei ihn allerdings in erster Linie die Besorgniß leitete, der Unterstützung der russischen Kaiserin verlustig zu gehen, die endlich nach langen Verhandlungen das Eintreffen eines mächtigen russischen Hülfscorps auf dem Kriegsschauplatze in sichere Aussicht stellte. Der plötzliche Tod der Kaiserin änderte die Sachlage völlig. Th. erkannte sofort die ganze Tragweite des Ereignisses, aber er gab sich noch nicht besiegt. Bald darnach (Anfang des Jahres 1797) fand zu Vicenza eine Unterredung zwischen Clarke und St. Vincent statt. Sie blieb ohne Ergebniß. Th. lehnte die Abtretung des linken Rheinufers, die Trennung von England, die Anerkennung der Republik ab. Selbst als man versuchte, gleichsam über den Kopf Thugut's hinweg, sich durch Mitglieder der kaiserlichen Familie (Karoline von Neapel, Ferdinand von Toscana) dem Kaiser unmittelbar zu insinuiren, selbst als Clarke den letzten Trumpf ausspielte, indem er den Großherzog von Toscana von jenen für Th. compromittirenden Schriftstücken in Kenntniß setzte, ja selbst als der Feind nur mehr wenige Stunden von der Hauptstadt entfernt war, als in dieser selbst das nach Frieden dürstende Volk gegen Th. eine drohende Haltung zeigte, bewahrte er unerschütterliche Ruhe und hielt an der Ansicht fest, daß Bonaparte's schnelles Fortschreiten diesen selbst in die größte Gefahr setze, drängte aber zugleich auf die entschiedensten Mittel der Abwehr und auf das Inslebentreten der Insurrection, trotz des Widerspruches, den Lacy aus militärischen, die anwesenden ungarischen Magnaten aus politischen Gründen dem Massenaufgebot entgegensetzten. Erst der bekannte Brief Bonaparte's an Erzherzog Karl hatte die Anknüpfung der Friedensverhandlungen und die Präliminarien von Leoben zur Folge, welche innerhalb der Grenzen der Möglichkeit die Integrität des deutschen Reiches (resp. des linken Rheinufers) wahrten, für den Verlust von Belgien und Mailand Ersatz auf Kosten Venedigs in Aussicht stellten. Daß Th. wirklich die Integrität des Reiches am Herzen lag, zeigt der Unmuth, mit welchem ihn die Nachgiebigkeit erfüllte, die bei den fortgesetzten Verhandlungen zu Montebello der eine der

Bevollmächtigten De Gallo, ohne dazu autorisirt zu sein, in diesem Punkte gezeigt hatte. Er befahl dem Gesandten, streng an den Präliminarien festzuhalten und versagte der Uebereinkunft vom 24. Mai, wonach der in Aussicht genommene Friedenscongreß ohne Betheiligung der Verbündeten des Kaisers, lediglich mit den Reichsständen stattfinden sollte, die Genehmigung. Er suchte die Verhandlungen zu Udine hinauszuzögern, da er noch immer hoffte, daß der Kampf der Parteien in Frankreich eine für Oesterreich günstigere Wendung bringen könne. Bonaparte wußte dies wohl, wenn er an Talleyrand schrieb: „Die gegenwärtige Geschichte des Wiener Hofes liegt in den zwei Worten: der Kaiser und die Nation wollen den Frieden, Th. will den Frieden nicht, aber er wagt nicht, den Krieg zu wollen. Durchhauen Sie mit dem Degen alle Sophismen, in die er sich einzuwickeln sucht, zeigen Sie ihm den Krieg wie das Haupt der Meduse und wir werden Herrn Th. zur Vernunft bringen." Aber erst als der 18. Fructidor die letzte Hoffnung Thugut's zu nichte machte, gab er in der Frage des linken Rheinufers nach, jedoch nur schweren Herzens, wie dies die von L. Cobenzl geführten Verhandlungen zeigen, die zum Frieden von Campo Formio führten. Es kann demnach nicht von einer „fieberhaften Lüsternheit" Thugut's nach dem venetianischen Besitz die Rede sein. Allerdings fühlte er sich in erster Linie als österreichischer Minister, der aber doch die deutschen Interessen nicht etwa geringschätzte und dieselben so lange sie seiner Ueberzeugung nach mit denen Oesterreichs vereinbar waren, nachdrücklich genug vertrat. Mit größtem Widerstreben, nur dem ausdrücklichen Befehl des Kaisers folgend, unterzeichnete er den Vertrag, „der Oesterreich aus seinen vorgeschobenen Positionen in Italien hinter die Etsch, auf die terra firma Venedigs zurückwarf". Er bezeichnete ihn als „einen unglücklichen Frieden, der durch seine Schändlichkeit in den Jahrbüchern Oesterreichs Epoche machen werde, wofern, was sehr zu befürchten sei, die Jahrbücher Oesterreichs nicht bald selbst verschwinden werden". Um so tiefer betrübte es ihn, zu sehen, daß die Wiener hell aufjauchzten vor Freude, von den Leiden und Lasten des Krieges endlich erlöst zu sein. „Niemand", klagt er, „sorgt um die Ehre der Monarchie, noch was aus ihr in zehn Jahren geworden sein wird, wenn man nur jetzt auf die Redoute laufen und in aller Ruhe seine Backhähndel verspeisen kann. Wie soll man mit solchen Gefühlen der Energie eines Bonaparte Widerstand leisten, der mit frischem Muth allen Gefahren Trotz bietet? Friede, Friede! Wo ist er? Ich sehe seine Sicherheit auch in diesem Vertrage nicht." In der That war die Friedensepoche kurz und ein neuer Kampf, der Coalitionskrieg von 1798—1801 stand bereits an der Schwelle, in den Oesterreich an der Seite Rußlands und Englands eintrat und der zum Ausbruche kam, da man sich über die neue Ordnung der Dinge in Italien nicht zu einigen vermochte. Die Erwartungen, welche Th. an die neue Coalition knüpfte, sollten trotz der anfänglichen Waffenerfolge dies- und jenseits der Alpen nicht in Erfüllung gehen. Rußland fiel fast in dem Augenblicke ab, als Bonaparte aus Aegypten zurückkehrte und das Kriegsglück neuerdings an seinen Siegeswagen fesselte. Die Schlacht bei Marengo begrub Thugut's Hoffnungen. Die Friedenspartei in Wien, die jetzt an dem von Th. vergebens zurückgedrängten Erzherzog Karl eine mächtige Stütze fand, erhob immer drohender ihr Haupt. Noch sträubte sich Th. gegen jede Ueberhastung eines entehrenden Friedens. Er war über die Eigenmächtigkeit des Diplomaten St. Julien erbittert, der sich ohne Ermächtigung zum Abschluß von Präliminarien hinreißen ließ, die Oesterreich bei dem verbündeten England bloßstellten. Als dann — am 20. September 1800 — auf Rath Lehrbach's, ohne Vorwissen Thugut's, der Parsdorfer Waffenstillstand abgeschlossen wurde, kam es in der Conferenz zu einer stürmischen Scene, da Th. die Verpflichtungen geltend machte, die man

durch den Vertrag vom 20. Juni 1800 gegen England eingegangen war. Er gab seine Entlassung. Sein Gegner Lehrbach wurde zu seinem Nachfolger ernannt. Doch statt des Eintagsministers Lehrbach wurde schon am nächsten Tage Ludwig Cobenzl als Vicekanzler zum Leiter der auswärtigen Geschäfte im Verein mit dem Cabinetsminister Colloredo ernannt. Nach wenigen Tagen wurde Cobenzl nach Luneville zur Unterhandlung mit Joseph Bonaparte abgeschickt und nun war es thatsächlich wieder Th., der, „ohne Titel zwar und hinter den Coulissen" die Geschäfte besorgte. Mit dem Tage von Hohenlinden traf Thugut's System der letzte entscheidende Schlag. Der Kaiser vermochte ihn nicht mehr zu halten. Th. trat definitiv zurück. Er gab die Leitung an Colloredo ab, dem bald darnach einer der Führer der Friedenspartei, Trauttmansdorff, zugesellt wurde. Noch hoffte Th. daß ihm die Leitung der italienischen Hofkanzlei übertragen werde, doch seinen Gegnern genügte die Entlassung aus seiner früheren Stellung nicht, sie behaupteten, er leite die Geschäfte nach wie vor, besitze noch immer das Vertrauen des Monarchen. Sie ruhten nicht, bis der Kaiser jenes Billet erließ, demzufolge Th. Wien sofort verlassen sollte. Franz stellte ihm frei, nach den neuen venetianischen Provinzen als Gouverneur zu gehen oder sich gänzlich von den Geschäften zurückzuziehen. Mit Heldenmuth wehrte sich Th. gegen diese Zumuthung, „warum", sagte er, „will mich der Kaiser, nachdem ich ihm mit so viel Eifer gedient, bis auf den Tod betrüben, nur allein, um dem ungerechten Hasse meiner Gegner zu genügen?" Er will gehört, will jener Gunst theilhaftig werden, die selbst dem Verbrecher gestattet ist. Und er ging als Sieger aus diesem Kampf hervor. Doch lehnte er nunmehr jede weitere Verwendung im Staatsdienst ab. Mit Wünschen für eine bessere Zukunft Oesterreichs, dessen Steuer er so lange gelenkt, schied er aus dem Dienst. Am 27. März hatte er die letzte Audienz beim Kaiser, worauf er sich nach Preßburg zu bleibendem Aufenthalt begab.

Th. ist nicht wieder auf die politische Bühne hinausgetreten. Aber sein Schatten wurde noch lange gefürchtet; man vermuthete, mit dem Cabinet Colloredo bleibe auch Thugut's Einfluß aufrecht. Seit seiner Entlassung lebte Th. in Preßburg, später in Wien, von einer sehr mäßigen Pension (7000 fl.), die auf Güter in Kroatien angewiesen, und von den Zinsen eines bescheidenen Vermögens, dessen Verwaltung treuen Händen anvertraut war. Er hielt ein Haus und gab kleine Diners, bei denen sich ein ausgewählter Kreis von ungarischen Adligen einzufinden pflegte, die es gut aufnahmen, daß er sich das Indigenat verschafft hatte. Er erlebte noch den Sturz Napoleon's und den Sieg jener Ideen, für die er selbst vergeblich gekämpft hatte. Am 28. Mai 1818 schied er an Altersschwäche aus dem Leben.

Th. war ein Mann von mittlerer Größe, in vorgerücktem Alter sehr gebückt. Hormayr in seiner bekannten Skizze bezeichnet seine Gesichtszüge als „die eines faunischen Mephistopheles" und meint: „in einem Wachscabinet hätte kein Oesterreicher in dieser Figur einen Landsmann vermuthet, weit eher einen Geheimschreiber Ludwig's XI., des Ludovico Moro-Sforza, des Cesare Borgia oder einen der vertrautesten Emissäre Louvois' oder der chambre ardente." Und auch der Prinz von Ligne bemerkt: „Wenn Heinrich IV. nicht König von Frankreich und Navarra, sondern König der Juden gewesen wäre, wenn statt eines freien, liebenswürdigen und heiteren Lächelns, Bitterkeit und Spott, Uebermuth und Verachtung auf seinen Lippen gewohnt hätten, so würde der Freiherr v. Thugut ihm geglichen haben." Eine interessante Originalzeichnung, die aus dem Nachlasse seines Freundes, des Fürsten Franz Joseph v. Dietrichstein, stammt, zeigt ein ungewöhnlich mageres Gesicht und zahlreiche Falten, welche schmerzliche Erregungen und Enttäuschungen in dasselbe gruben. Der Ausdruck

angespannter, innerlich aufreibender Kraftanstrengung ist unverkennbar. Die großen Augen treten etwas hervor. Die hohe Stirn ist stark modellirt. Eine mächtige Adlernase, der es doch nicht an der Feinheit des Schwunges fehlt, ergänzt den bedeutenden Eindruck eines Antlitzes, das Zinzendorf einmal mit einem Ecce homo-Bild vergleicht, in dem aber eher eine Resignation von jener bitteren Art gelegen ist, die sich im Gefühl der eigenen Ueberlegenheit auf sich selbst zurückzieht und über den Mangel jeder Hoffnung mit seinem Spotte tröstet. „Seine Stimme war", wie Hormayr sagt, „bestimmt, aber nicht unangenehm, der mündliche, wie der schriftliche Vortrag akademisch correct, folgerecht, klar und präcis — seine Verbesserungen in fremden Concepten überraschend lehrreich, nie frivol, nie kleinlich oder von Besserwisserei inspirirt; eine reine und wohldurchgeführte Dialektik, so besonnen als nachdrücklich, ohne Schmuck, das Gespräch aber reich an kaustischem Witz und nicht ohne Coquetterie." Des Französischen war er, wie die meisten österreichischen Diplomaten jener Zeit, weit mächtiger als des Deutschen, wie denn auch seine ganze Bildung eine französische war. Die römischen Classiker kannte er sehr gut und recitirte gern noch in höherem Alter Stellen aus denselben. Für die morgenländischen Sprachen, die er als junger Mann erlernt, bewahrte er sich zeitlebens ein reges Interesse, wie denn gerade durch ihn und den ihm befreundeten Internuntius Herbert der Geschichte und der Litteratur des Morgenlandes in Joseph v. Hammer ein neues Gestirn aufging. Er lebte äußerst einfach. Die Tafel hatte für ihn keinen Reiz. „Ein Glas Wasser und sieben Pflaumen waren sein unverbrüchliches Abendessen, sein Schlaf war kurz, aber noch im hohen Greisenalter so sanft, wie der eines Kindes." Er bewohnte nicht einmal die Staatskanzlei (in letzter Zeit hatte er ein Haus in Währing gemiethet), sondern fuhr, wie uns ein Zeitgenosse (Ferning) erzählt, Morgens um 11 Uhr dahin, blieb bis 3 Uhr Nachmittags und kehrte von Abends 6 Uhr bis gegen Mitternacht zu seinem Beruf zurück. Mit den Audienzhabenden pflegte er sprechend auf- und abzugehen. Von dem gewissenhaften Fleiß, mit welchem Th. alle einlaufenden Berichte seines Ressorts, auch die minder belangreichen, stets rechtzeitig erledigte, kann sich jeder Forscher auf dem Wiener Staatsarchiv leicht überzeugen. Wenn es daher bei Hormayr heißt, es hätten sich bei Thugut's Austritt über 170 unerbrochene Estafetten und über 2000 unentsiegelte Briefe vorgefunden, eine Beschuldigung, die in Fürst Metternich's Autobiographie wiederkehrt, kann dies nur auf falschen Informationen, wenn nicht auf purer Verläumdung beruhen. — In seinen letzten Lebensjahren verkehrte er zu Wien in einem kleinen Kreise gesinnungsverwandter Freunde, meist Literaten. „Bei dem kurzen, aber niedlichen Mahl war die Unterhaltung lebhaft, artig, unbefangen. Beim Kaffee kamen wohl auch wissenschaftliche Discussionen zum Vorschein, erst sehr lebhaft, dann immer lauer und leiser. Bald schlummerte die ganze Gesellschaft vernehmlich. Der Herr vom Hause blieb, anstandshalber, am längsten wach, unterlag aber auch zuletzt der narcotischen Versteinerung. Gegen die Stunde des Leopoldstädter Volkstheaters ließ der Kammerdiener die Thür unsanft ins Schloß fallen — und plötzlich erstanden die Siebenschläfer zu den Späßen des Casperle."

In dem Nachrufe, den Graf Franz Dietrichstein seinem Freunde im Oesterreichischen Beobachter widmete, spricht er am Schlusse die Hoffnung aus, daß Thugut's große Eigenschaften die Geschichte würdigen werde, indem sie mit Gerechtigkeit die Aufgabe schildere die er zu lösen, die Schwierigkeiten, mit welchen er zu kämpfen hatte, den Zweck, der ihm vor Augen schwebte und sein beharrliches, wenn auch nicht immer vom Glück gekröntes Streben nach großen und würdigen Resultaten. Diese Hoffnung sollte indeß lange nicht in Erfüllung gehen. Noch über das Grab hinaus war der Haß gegen ihn lebendig, dessen

Entstellungen selbst in bedeutende Geschichtswerke Eingang finden konnten, dies um so mehr, je länger der Forschung der Einblick in die Werkstätte dieses eigenthümlichen Geistes, in seine Briefe und Correspondenzen versagt geblieben ist. Erst die letzten Jahrzehnte haben diesen Schleier in überraschender Weise gelüftet; namentlich war es v. Vivenot beschieden, fast ein Leben an die Aufgabe einer Ehrenrettung Thugut's zu wenden, den er in seinem fruchtlosen Kampf für eine halb verlorene Sache nicht ganz mit Unrecht einem Helden der antiken Tragödie vergleicht. Vielleicht wäre dieser erste Versuch, einem Manne gerecht zu werden, dessen Bedeutung nicht an seinen Erfolgen zu messen ist, der aber, was Talent, unerschütterlichen Muth und stolzes Bewußtsein der Größe des ihm anvertrauten Werkes betrifft, immerhin zu den hervorragendsten Staatsmännern Oesterreichs zu zählen ist, von nachhaltigerem Erfolg begleitet gewesen, hätte demselben jenes weise Maßhalten zur Richtschnur gedient, welches die Arbeiten seines Gesinnungsgenossen Hüffer in so hohem Grade bevorzugt. Wir selbst wollen diese vielleicht schon zu ausführlich gewordene Skizze mit den Worten schließen, in denen Th. seinen eigenen Epilog sprach: „Je me glorifierai toujours de la haine, des inquiétudes et des injures des Français, Prussiens et autres ennemis de l'Autriche, et je n'envierai jamais ceux qui s'honorent de mériter la bienveillance et les éloges de nos ennemis.“

Litteratur: Die bekannten Werke von Hormayr (Lebensbilder I), Arneth (über Maria Theresia), Häusser, v. Sybel, Hüffer, Langwerth v. Simmern, Vivenot (Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen), Fournier und Wertheimer, Albert Sorel (namentlich auch dessen Aufsatz in der Revue historique 1881), Graf Thürheim, Ludwig Fürst Starhemberg, 1889 und die von demselben edirte Correspondenz Mercy's mit L. Starhemberg; ferner die Quellenpublicationen von Vivenot: Thugut, Clerfayt, Wurmser, Wien 1869. Vertrauliche Briefe von Freih. v. Thugut. 2 Bde. Wien 1872. — Zur Geschichte des Rastatter Congresses. Wien 1871. — Thugut und sein politisches System (Arch. f. Kunde österr. Gesch.-Quellen XLII. XLIII). — Vivenot-Zeißberg, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik Oesterreichs I—V. Außerdem unedirte Briefe u. dergl. des k. u. k. Haus-, Hof- u. Staatsarchivs in Wien. v. Zeißberg.

Thulden: Theodor v. Th. (die Schreibung Thulden scheint richtiger zu sein als Tulden), Maler, wurde im August 1606 in Herzogenbusch geboren (getauft daselbst am 6. August). Seine künstlerische Erziehung erhielt er in Antwerpen, wo er bis zum Jahre 1622 Schüler eines gewissen Abraham van Blijenberch war. Später fand er Aufnahme in die Schule des Rubens. Im J. 1627 wurde er als Meister in die Antwerpener Lucasgilde aufgenommen, als deren Decan er im J. 1638 erscheint. Nach Vollendung seiner Studien wandte er sich nach Paris, wo er im J. 1632 einen Cyclus von Bildern aus der Geschichte des heiligen Johannes von Malta für die Kirche der Maturins oder Trinitarier malte. Diese Bilder sind sämmtlich zu Grunde gegangen, doch können wir uns wenigstens einen Begriff von ihnen machen, da sie Th. später selbst radirte. Nach Beendigung dieser Arbeit radirte er in Fontainebleau die von Nicolo dell'Abate nach F. Primaticcio's Zeichnungen ausgeführten Odysseebilder, eine Folge von 58 Blättern, die er dem Herzog von Liancourt widmete (1633). Nach Antwerpen zurückgekehrt, verheirathete er sich am 24. Juli 1635 mit Maria van Balen, der Tochter des Malers Henrik van Balen. Als in demselben Jahre Rubens die Zeichnungen zu den Triumphbögen für den Einzug des Cardinal-Infanten Erzherzog Ferdinand entwarf, betheiligte sich Th. an dieser Arbeit und gab dann ein Prachtwerk von 49 von ihm selbst radirten Blättern darüber heraus, das die Jahreszahl 1641 trägt, aber erst 1642,

mehrere Monate nach dem Tode des Cardinal-Infanten, dem es gewidmet ist, erscheinen konnte. Im J. 1647 finden wir ihn wieder in Paris, damit beschäftigt, für die bereits erwähnte Kirche der Trinitarier „die Dreifaltigkeit", „die Himmelfahrt Mariä" und „die Ausgießung des heiligen Geistes" zu malen, Bilder, die gegenwärtig in den Museen zu Grenoble, Angers und Le Mans aufbewahrt werden. Im J. 1648 wurde er nach dem Haag berufen, um im Oraniensaal des neu erbauten Schlosses „Huis ten Bosch" eine Anzahl Scenen aus dem Leben des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien zu malen, unter denen die Darstellung des waffenschmiedenden Cyklopen am berühmtesten geworden ist. Nach Abschluß dieser Arbeiten zog sich Th. in seine Vaterstadt Herzogenbusch zurück, wo er um das Jahr 1676 starb. — Th. war ein sehr fruchtbarer und vielseitiger Künstler, Maler und Radirer in einer Person. Er hat Historienbilder, Porträts, Bauernscenen und Kirchweihen gemalt und sich vielfach auch in religiösen Darstellungen versucht. In seinen früheren Werken erweist er sich als ein würdiger Schüler von Rubens, später verfällt er einem gewissen Manierismus. Seine Bilder sind in den meisten größeren Galerien Europas zu finden, am häufigsten aber in Belgien. Dort, in der Michaeliskirche zu Gent und in der Jesuitenkirche zu Brüssel, muß man auch seine Hauptwerke suchen: in Gent „das Martyrium des heiligen Hadrian" und in Brüssel „den Empfang der Maria durch Christus im Himmel". Großer Berühmtheit erfreuen sich auch die nach Thulden's Entwurf von J. de la Baer ausgeführten Glasmalereien in der südlichen Capelle Notre Dame de Délivrance der Cathedrale Ste. Gudule zu Brüssel.

Vgl. Catalogue du Musée d'Anvers. 2. édition. 1857. 245—248. — A. Michiels, Histoire de la peinture flamande. 2. édition. VIII, 116—137. Paris 1869. — H. Hymans, Histoire de la gravure dans l'école de Rubens. (Register.) Bruxelles 1879. — F. J. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool S. 771—777. Antwerpen 1883. — F. Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der großherzoglichen Gemäldegalerie zu Schwerin S. 637. 638. Schwerin 1882. — E. v. Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses: Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß II, 493—496. Wien 1884. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 1, 460. 461. Leipzig 1888. — A. Rosenberg, Der Kupferstich in der Schule und unter dem Einflusse des Rubens (Die Rubensstecher). (Register.) Wien 1888—92. H. A. Lier.

Thulemeyer: Heinrich Günther v. Th. (Thulemar), Historiker und Rechtsgelehrter, um 1642 zu Lippe oder Lippstadt geboren, 1714 in Frankfurt a. M. gestorben. Ueber sein Leben ist nur wenig bekannt. Er besuchte das Bremer Gymnasium und studirte einige Zeit unter Johann Strauch (s. A. D. B. XXXVI, 529) in Jena. 1681 (nach Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg II, 191 schon 1680) wurde er als Professor der Geschichte und Beredsamkeit nach Heidelberg berufen und erwarb sich in demselben Jahre mit einer Dissertation „de nuptiarum sacrilegio" den Gröninger Doctorhut. Wegen seiner juristischen Studien wurde er auch zum außerordentlichen Professor der Jurisprudenz und zum Rath im kurpfälzischen Ober-Hof- und Ehegericht bestellt. Nach der Zerstörung Heidelbergs durch die Franzosen übersiedelte Th. nach Frankfurt a. M. „Hier fing er bald an, eine glänzende Rolle zu spielen, die sich jedoch bei dem letzten Auftritte in Verdruß und Schande verwandelte." Kaiser Leopold ernannte ihn 1691 zum Rath und adelte ihn, Christian V. von Dänemark machte ihn zum Rath, Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen-Eisenach zum Geheimrath, der Fürst von Nassau-Siegen zum Regierungspräsidenten und die Aebtissin von Herford zum Kanzler. Th. behielt seinen Wohnsitz in Frankfurt,

der damaligen Centrale Westdeutschlands; er leistete von dort aus den Fürstlichkeiten Agentendienste und verfaßte staatsrechtliche Deductionen in ihrem Auftrage. Uebermäßiger Aufwand und große Reisen, die er für seine Mandanten unternahm, verzehrten seine Einkünfte und das beträchtliche Heirathsgut seiner Frau, einer geborenen Schönemann aus Frankfurt. Seine Bemühungen um den einträglichen Posten eines Reichshofraths oder eines Reichskammergerichtsbeisitzers schlugen fehl. In der Bedrängniß wandte sich Th. 1712 oder 1713 an Villars, den Befehlshaber der französischen Rheinarmee, und erbot sich zu convertiren und in die Dienste Ludwig's XIV. zu treten. Als aber ein Schreiben von ihm an den Marschall aufgefangen worden war, worin er den Waffen des Reichsfeindes Sieg wünschte, wurde er in das Frankfurter Gefängniß geworfen. Seine Papiere, die mit Beschlag belegt wurden, ergaben allerdings keine neuen Belastungsmomente wider ihn, dennoch blieb er verhaftet, da er seine Schulden nicht bezahlen konnte und sogar im Verdachte einer Wechselfälschung stand. Ein Fluchtversuch, den er am 11. November 1713 unternahm, mißlang. Aus Rücksicht auf Thulemeyer's Alter und Gebrechlichkeit verwandelte aber der Magistrat der Reichsstadt die Haft in Hausarrest. Dort ist er (9. September?) 1714 gestorben.

Th. gehört zu den Polyhistoren. Mit einer umfassenden Gelehrsamkeit und einem ungewöhnlich starken Gedächtnisse ausgerüstet, schrieb er mit der gleichen Leichtigkeit über die staatsrechtlichen Fragen seiner Zeit, über deutsche, schweizerische, türkische und tartarische Verfassungsgeschichte, über die Genealogie des carolingischen Hauses, über die Entstehung des Hosenbandordens, über antike Statuen und geschnittene Steine, über hebräische Münzen u. s. w. Auch als Herausgeber juristischer Sammlungen, so z. B. der Reichskammergerichtsentscheidungen, ist er sehr thätig gewesen. Daneben unterhielt er noch eine lebhafte Correspondenz mit „großen und gelehrten Leuten"; der Briefwechsel allein soll ihn jährlich mehrere hundert Thaler gekostet haben. „Unfehlbar würde er seine Talente noch besser gezeigt haben, wenn er, von hohen Ehrenstufen entfernt geblieben und zufrieden mit dem Mittelstande, aufmerksamer auf die Ordnung seines Haushalts gewesen." Ein großer Theil seiner Schriften hat mehrere Auflagen erlebt; sie haben aber keine nachhaltige Wirkung auf die Wissenschaft gehabt. Seine ganze litterarische Production entbehrt der Tiefe, seine Editionen sind unzuverlässig; die Sucht, damit schleunig Geld zu verdienen, tritt überall nur zu deutlich hervor. Oefters begnügt er sich, die Ergebnisse von Vorarbeiten in breiter Darstellung wiederzubringen und ganz wenig eigenes hinzuzuthun. So fußt seine Untersuchung über die Grenzen der kaiserlichen Appellationsinstanz im wesentlichen auf Samuel Stryk. In seinen Ansichten über das deutsche Staatsrecht neigt Th. sich mehr zu N. H. Gundling, als zu J. P. v. Ludewig, der die reichsständische Selbstherrlichkeit schon aus dem 10. Jahrhundert datiren wollte; eine entschiedene Stellung zu dem erbitterten Streite der beiden hallischen Professoren hat er aber nicht genommen. Ludewig lobt Thulemeyer's Fleiß in dessen Untersuchung über die Entstehung des Kurcollegiums, meint aber, der Verfasser hätte sich nicht gar zu weit vertieft. Von der zweiten großen Schrift Thulemeyer's auf diesem Gebiete, über die goldene Bulle, urtheilt Moser, es wären darin „verschiedene curieuse und sonderlich auch zur Historie der goldenen Bulle wohl dienende artige Sachen zusammengetragen, die man zu der Zeit, als das Buch herauskam, theils garnicht gewußt, theils nicht so in einem einzigen Bande zusammen gehabt habe, wie denn auch alle folgenden Publicisten viele Jahre mit seinem Kalbe gepflügt hätten", aber der wissenschaftliche Werth würde durch Flüchtigkeit und Mangel an Kritik beeinträchtigt.

Thulemeyer's Biographie und das Verzeichniß seiner Schriften bei Jugler, Beyträge z. jurist. Biographie Bd. 3. Stück 1. Leipz. 1777. Otto Krauske.

Thulemeier: Wilhelm Heinrich v. Th., preußischer Minister. Geboren am 6. Januar 1683, † am 4. August 1740. Sein Vater war Steuersecretär, später Director der Kriegs- und Domainenkammer in Minden. Th. begann seine Beamtenlaufbahn als Jagdsecretär in diesem Fürstenthum, wurde aber bald, 27. August 1703, beurlaubt, um die Erziehung eines Grafen von Lippe-Schaumburg zu leiten. Er folgte dann einem Rufe seines mütterlichen Oheims, des preußischen Ministers Heinrich Rüdiger v. Ilgen (s. A. D. B. XIV, 16), und diente diesem mehrere Jahre als Secretär. Auf dessen Verwendung wurde er am 21. Februar 1711 Geheimer Secretär bei der königlichen Staatskanzlei in Berlin. Am 20. April 1714 wurde er zum Hof- und Legationsrath ernannt und erhielt die Anwartschaft auf die preußische Expedition in der Geheimen Kammerkanzlei. Zwei Jahre darauf übernahm er diese Stellung, die er schon mehrmals als Vertreter ihres eigentlichen Inhabers, des Hofraths und Geheimen Etatssecretärs Dietrich Dieckhoff, versehen hatte. Auf besonderen Befehl des Königs wurde er von Ilgen auch zur Arbeit „in politicis“ herangezogen. Im Anfange desselben Jahres, 7. und 27. Januar 1716, war ihm die Aufsicht über das Staats- und Cabinetsarchiv und die Censur der Berliner Zeitungen übertragen worden. Er mußte in diesem Amte, laut seiner Bestallung, die Gazetten, „ehe und bevor sie gedrucket werden, gehörig censuriren, damit nichts Ohnverständiges oder zu Unsern und Unserer Alliirten Nachtheil Gereichendes hineingesetzet werde“. Zur Belohnung seiner „ersprießlichen, nützlichen und angenehmen Dienste, die er mit aller Treu, Fleiß und Dexterität zu besonderem (königlichen) Vergnügen, insonderheit in Staatssachen“, geleistet, erhob ihn Friedrich Wilhelm I. am 24. April 1719 „aus eigener königlicher Bewegung“ zum Geheimen Justiz- und Kammerrath und erließ ihm die Chargengebühren, die sonst bei jeder Beförderung an die sogenannte Marinecasse gezahlt werden mußten. Ein neues Zeichen seines Vertrauens zu Th. gab der König 1723, als er ihn zu sich nach Potsdam berief, um insgeheim das Reglement des General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domainendirectoriums nach dem königlichen Entwurfe aufzusetzen.

Bei der Bildung des Cabinetsministeriums, im December 1728, empfahl Ilgen, welcher damals in Britz auf dem Todtenbette lag, Th., „der in Public- und auswärtigen Sachen schreibt, weil er der dazu erforderten Sprachen am besten kundig ist“, und den Geheimrath Konrad Canngießer als Expedienten für die auswärtigen Angelegenheiten, „als zwei Leute, die, wie ich vor Gott sagen kann, wohl die geschickteste sein, die ich zu ihrer Arbeit in der Welt auszufinden wüßte“. „Diese beede Leute“, fuhr der Minister fort, „werden . . . dasjenige, wozu ich sie . . . vorschlage, gewiß mit behöriger Dexterität, Geschicklichkeit und Treue verrichten, und bliebe alsdenn die Sache in dem train, worin sie jetzund ist, und worin bisher alles dergestalt gegangen, daß man, meines geringen Urtheils, Gott dafür zu danken hat.“ Dem Vorschlage gemäß wurde Th. zum ersten expedirenden Secretär für die politischen Angelegenheiten außerhalb des Reiches ernannt — ein Posten, der etwa dem eines heutigen Unterstaatssecretärs entspricht — und außerdem am 13. Decbr. 1728, fünf Tage nach der förmlichen Constituirung des Cabinetsministeriums, mit dem erblichen Adel beschenkt. Die Cabinetsminister mußten mit ihm „die auswärtigen Affairen allein tractiren“. Th. nahm Dank seiner langen Geschäftserfahrung eine ungewöhnlich freie Stellung seinen Vorgesetzten gegenüber ein, deren einem, dem Generallieutenant Adrian Bernhard v. Borcke (s. A. D. B. III, 156), nach seinen eigenen Worten „an solchem Talente sehr viel fehlte, als zu dergleichen Departement erfordert wird“, und von denen der andere, Friedrich Ernst Freiherr zu In- und Knyphausen, die

meiste Zeit im Auslande als Diplomat geweilt hatte. In den Traditionen der Ilgenschen Politik trat Th. gegen Knyphausen, dessen Sympathieen bei den Westmächten waren, für den Anschluß an Oesterreich ein. Bei den Zwistigkeiten mit Hannover 1729 hielt er es sogar mit der Kriegspartei.

Am 27. November 1731 wurde er für seine „fleißigen und unverdrossenen Dienste", die er „mit rühmlicher Dexterität in den geheimbten und interessantesten Angelegenheiten nicht ohne Nutzen zum allergnädigsten Vergnügen Tag und Nacht geleistet, wie die davon vorhandene vielfältige Proben zeigen, . . . aus eigener königlicher Bewegung zu wohlverdienter Belohnung" zum Etatsminister und Wirklichen Geheimen Rath bei dem Departement der auswärtigen und secreten Affairen bestellt. Er mußte aber daneben noch seine alte Arbeit in der Geheimen Kanzlei und dem Geheimen Archive weiter fortführen. Sein Gehalt betrug im ganzen 3687 Thaler 4 Groschen.

Bei der zurückhaltenden, allzu gefügigen Art Borcke's und der noch geringen Erfahrung des jungen Heinrich von Podewils (s. A. D. B. XXVI, 345), welcher erst 1730 für Knyphausen in das Cabinetsministerium berufen war, wurde Th. auch ohne sein Zuthun alsbald die Hauptperson in seinem Departement. Er stand im Rufe, „ein sehr geschickter Mann, ein lebendiges Archiv" zu sein und galt bei den fremden Höfen für den einsichtigsten und kenntnißreichsten der preußischen Cabinetsminister. „Zu den auswärtigen Geschäften schien er gleichsam geboren zu sein", rühmt ein Nekrolog, „war dabei in seiner Arbeit unverdrossen und ließ keine Sache liegen". Friedrich Wilhelm zog ihn allein zu Verhandlungen heran, die vor allen anderen Ministern verborgen gehalten wurden. Die knappe, scharfe Form der Thulemeier'schen Denkschriften fand den besonderen Beifall des Herrschers; der Kronprinz Friedrich meinte freilich, sie wären in schlechtem Französisch und mit dem Stile eines Lastträgers aufgesetzt. Th. ist der Verfasser der „Correspondence entre deux amis, l'un Prussien et l'autre Espagnol", die im October 1738 zur Darlegung der rechtlichen Ansprüche Preußens auf die Jülich-Bergische Erbschaft erschien. Trotz seines unbestreitbaren Einflusses auf den Gang der preußischen Politik darf Th. doch nicht als ihr eigentlicher Lenker bezeichnet werden. Seit Ilgen's Tod entschied Friedrich Wilhelm I. in den meisten Fällen nach dem eigenen Gutdünken. „Die Blackscheißer", äußerte er sich zu einem mißliebigen Berichte von Podewils und Th., „sollen schreiben, was ich befehle, und sollen mir keinen Rath erteilen".

Durch die veränderte Haltung Oesterreichs, das sich nicht mehr an die Bedingungen von 1728 binden wollte, wurde Th. von seiner früheren Politik abgedrängt. Er erklärte zwar: „Ich bin ein guter Preuße, und deshalb bin und bleibe ich gut kaiserlich"; in Wahrheit widersetzte er sich aber den Bemühungen von Podewils zur Herstellung des alten engen Einvernehmens mit dem Hause Habsburg und strebte vielmehr, die mittlere Linie zwischen den westlichen Staaten und den beiden Kaisermächten inne zu halten. Als die österreichisch-russische Diplomatie für die Anerkennung August's III. als polnischen Königs einen Theil von Westpreußen in Aussicht stellte, widerrieth Th. nachdrücklich die Annahme des trügerischen Angebots, weil Preußen dadurch „an seinem eigenen Schaden und Verderben" arbeiten würde. In demselben Sinne empfahl er 1734 den Pacificationsplan der Westmächte.

„Th. ist falsch und doppelzüngig", schrieb der österreichische Gesandte zu dieser Zeit in sein geheimes Tagebuch, „er wird aber die politische Triebfeder der künftigen Regierung sein". Die Vorhersage traf nicht ein. König Friedrich gestattete den Ministern noch weit weniger Selbständigkeit als sein Vater. Als Th. dem jungen Könige zur Nachgiebigkeit gegen den Lütticher Bischof rieth, der die aufsässigen Herstaller unterstützte (vgl. Droysen V. 1, 87 f.; Preußische

Staatsschriften I, 11 f.), da Preußen sonst Kriegsgefahr laufen würde, empfing er zur Antwort: „Lorsque les ministres raisonnent des négociations, ils sont des habiles gens, mais lorsqu'ils parlent de la guerre, c'est comme quand un Iroquois parle de l'astronomie“.

Die Erzählung, daß Th. aus Kummer über diesen unverdient harten Bescheid vom Schlage gerührt worden wäre, ist falsch. Er starb erst sieben Wochen später, ohne vorher krank gewesen zu sein. Sein plötzliches Abscheiden wurde allgemein bedauert. „Ich beklage einen großen Verlust“, schrieb Friedrich an die Wittwe, „wobei Ich einen meritirten, treuen Diener eingebüßt“. In Th. verlor das Departement der auswärtigen Angelegenheiten und der Staat einen jener talentvollen Männer, die gleichsam geräuschlos und ohne je bedeutend hervorzutreten, durch Eifer, Geschick und Arbeitskraft als feste Stützen einer Verwaltung dienen. Seine freundliche Dienstwilligkeit gegen jedermann und seine Gastfreiheit wurden noch lange nach seinem Tode gerühmt. Die Grabschrift preist per triginta annorum intervallum suam in rebus politicis peritiam, in conjectandis futuris sagacitatem, in consultandis prudentiam, in agendis dexteritatem. — Th. war mit einer reichen Hannoveranerin vermählt und hinterließ außer seinem Sohne Friedrich Wilhelm, der später ebenfalls Staatsminister wurde, noch eine Tochter.

Genealogisch-Historische Nachrichten. Theil 16. Leipzig 1740. — (Benekendorff) Karakterzüge aus dem Leben König Friedrich Wilhelm's I. nebst verschiedenen Anecdoten. Berlin 1787 f. — Klaproth-Cosmar, Der preußische und brandenburgische Wirkliche Geheime Staatsrath. Berlin 1805. — Seckendorff, Journal secret. Tübingen 1811. — Förster, Friedrich Wilhelm I. Potsdam 1834 f. — Droysen, Geschichte der preußischen Politik IV, 2, 3, 4 und V, 1. — Isaacsohn, Geschichte des preußischen Beamtenthums. Theil 3. Berlin 1884. — Koser, Die Gründung des auswärtigen Amts durch König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1728 in Band 2 der Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. — Acta Borussica. Abtheilung 1, I. Berlin 1894. — Dazu handschriftliches Material aus dem Geheimen Staatsarchive zu Berlin. Otto Krauske.

Thumann: Dr. Karl Borromäus Th., Generalvicar von Bamberg, wurde geboren zu Bamberg am 13. September 1820, wo er auch die gewöhnliche Studienlaufbahn durchlief. Nach Absolvirung des Gymnasiums und des Curses der Philosophie bezog er die Universität München zum Studium der Theologie und promovirte daselbst mit der Note „ausgezeichnet“. Am 2. März 1844 wurde er zum Priester geweiht und hierauf Vicar in Zeuln, aber schon am 14. October 1846 trotz seiner Jugend zum Subregens des Georgianums berufen. Nach dem Abgang Dirnberger's nach Eichstätt als Domdecan wurde Th. am 8. October 1855 zum Director des Seminars und ord. Professor der Pastoraltheologie an der Universität München ernannt. In ersterer Eigenschaft erwarb er sich in der ökonomischen Leitung des Hauses viele Verdienste und fertigte als Mitglied des Verwaltungsausschusses der Universität viele gediegene Referate. Ein Nervenleiden zwang ihn, die anstrengende Stelle niederzulegen und am 29. Mai 1863 wurde er zum Domcapitular in Bamberg ernannt, wo er als Generalvicar am 15. Mai 1874 noch nicht 54 Jahre alt starb. Von wissenschaftlichen Arbeiten ist von ihm nur eine kleinere Schrift vorhanden: „Die Bestandtheile des Menschen und ihr Verhältnis zu einander nach der Lehre der katholischen Kirche“. Bamberg 1846. Knoepfler.

Thumb von Neuburg: Konrad Th., württembergischer Staatsmann. — Konrad Th. ist einem ursprünglich oberschwäbischen Adelsgeschlecht entsprossen. Sein Vater Hans, mit der 1502 verstorbenen Hildegard v. Stein vermählt,

stand erst in württembergischen, dann in bairischen Diensten; er lebte bis 1482. Konrad, 1465 geboren, kam früh an den Hof des Grafen Eberhard des Aelteren (oder im Bart), der auf ihn offenbar große Stücke hielt und ihm eine Gemahlin aussuchte: Margarethe, die Tochter des Georg Megentzer v. Felldorf. Th. hatte Eberhard im Bart, in dessen Schule sein von Natur scharfer Verstand sich entwickelte und dessen diplomatische Geschicklichkeit ihm zum Vorbild diente, viel zu danken. Als 1487 Eberhard der Jüngere das Dominicanerinnenkloster Kirchheim u. T. vergewaltigte und im Februar des folgenden Jahrs Eberhard der Aeltere den bedrängten Nonnen zu Hülfe eilte, war Th. bei dem Unternehmen betheiligt. 1495 folgte er seinem Herrn nach Worms, wo am 21. Juli auf dem Reichstag Württemberg zum Herzogthum erhoben wurde. Später begegnen wir ihm als Burgvogt zu Neuffen und auf der Achalm. Nach dem Tod seines Gönners 1496 diente Th. Herzog Eberhard II. als Rath, kündigte jedoch diesem unwürdigen Fürsten mit den meisten andern Räthen April 1498 die Dienstpflicht auf; im Mai des genannten Jahrs sandten ihn die württembergischen Stände an König Maximilian mit einem Schreiben, worin die Uebergabe der Herrschaft an den jungen Ulrich angeregt war. Nachdem Eberhard's Absetzung wirklich erfolgt war, nahm Th. an der Regentschaft als „Kammermeister" theil. Strebsam, gewandt, klug und in der Wahl der Mittel nicht eben bedenklich, gewann er immer mehr Einfluß, der sich noch steigerte, als der König 1503 Herzog Ulrich für volljährig und regierungsfähig erklärte. Auch an andern Höfen stand Th. in Gunst: der Kaiser machte ihn zum besoldeten Rath, und der Baiernherzog Albrecht suchte ihn seiner mit Ulrich verlobten Tochter Sabine wegen in sein Interesse zu ziehen. In Ulrich's siegreichem Feldzug gegen die Pfalz, 1504, leistete Th. wichtige Dienste; zum Entgelt schenkte der Herzog seinem „Marschall" Schloß Stettenfels mit Dorf Gruppenbach, ein der Pfalz im Krieg abgenommenes Lehen. 1507 wurde für den Günstling das Erbmarschallenamt errichtet und im selben Jahr vom Kaiser bestätigt; es war als Lehen an die Herrschaft Stettenfels und Gruppenbach geknüpft. Auch sonst erweiterte Th. mit Unterstützung des Herzogs seinen Hausbesitz bedeutend; namentlich kaufte er allmählich das Dorf Stetten im Remsthal mit Zubehören zusammen. In diesen Tagen von Ulrich's Glück stand auch der Erbmarschall auf der Höhe seiner Macht. Bei Ulrich's Hochzeit am 2. März 1511 spielten er und seine Sippschaft eine große Rolle. Er hatte damals zwei erwachsene Söhne und 4 Töchter. Als die wachsende Steuerlast, die Folge der fürstlichen Verschwendungssucht, allmählich große Unzufriedenheit beim Volk erzeugte, richtete sich der Unwillen mehr gegen des Herzogs Räthe als gegen diesen selbst. Vor allem war Konrad Th. verhaßt. Man sagte im Lande, er „habe den Herzog am rechten Ohr und wende ihn, wie er ihn haben wolle". In der That war der Erbmarschall zwar energisch und rücksichtslos im Interesse seines Fürsten thätig, übte aber keinen günstigen Einfluß auf diesen aus und bekräftigte ihn namentlich in seiner autokratischen Ueberhebung. Ueberhaupt macht Th. in seinem ganzen Thun und Lassen den Eindruck eines weder charaktervollen noch gewissenhaften Selbstlings. Auf dem Tübinger Landtag im Juni 1514 fehlte es nicht an heftigen Angriffen gegen ihn und die übrigen Räthe des Herzogs. Mit diesem erschien der Erbmarschall am 28. Juni persönlich zu Tübingen. Ulrich trat für seine Diener ein, so daß sie im Nebenabschied als entschuldigt angenommen wurden. Als der Aufruhr im Remsthal fortdauerte und der Herzog bei Schorndorf mit Lebensgefahr unter die Empörer trat, war Konrad Th. an seiner Seite.

Im Jahr 1514 hatte sich des Erbmarschalls um 1490 geborene Tochter Ursula mit dem fränkischen Ritter Hans v. Hutten, der seit 1511 als Stallmeister am württembergischen Hof weilte, vermählt. Th. verleugnete bei der

Wahl des Schwiegersohns seine Schlauheit nicht: Hutten gehörte einer angesehenen Familie an, war wohlhabend und stand zum Herzog in sehr intimen Beziehungen. Indessen machte der Gang der Ereignisse seine Berechnungen zu Schanden. Das junge Paar wohnte im sogenannten Marschallenhaus, wo Ulrich als häufiger Gast aus- und einging, wie auch schon früher. Sein Wohlgefallen an der schönen Ursula steigerte sich allmählich zu leidenschaftlicher Begierde, es kam zum Conflict, zur Katastrophe: der Ermordung Hutten's. Welche Rolle Ursula's Vater in der Tragödie gespielt hat, ist nicht ersichtlich. Das strenge Ehrgesetz hätte jedenfalls dem Schwiegervater des Getöteten geboten, sich von dem Herzog abzuwenden. Th. folgte vielmehr der Stimme der Klugheit und ließ in seinem Verhältniß zu letzterem vorderhand keine Aenderung eintreten. Als die Hutten-schen dies sahen, überschütteten sie die der Wahrscheinlichkeit nach unschuldige Ursula und ihren Vater, die sie anfangs geschont hatten, mit Schmähungen. Aber auch Ulrich ließ bald darauf den Erbmarschall fallen, dem er als Hutten's Schwiegervater nicht mehr trauen mochte. Auch war er mit seinem Verhalten bei den Vorgängen, die den Blaubeurer Vertrag vom 18. October 1516 begleiteten, unzufrieden. 1518 wurde Th. in Stuttgart festgesetzt, dann nach Hohen-Neuffen geführt, von da wieder in das Stuttgarter Schloß zurück, wo er bis zum Ausbruch des Kriegs mit dem schwäbischen Bund gefangen lag. Damals befreite ihn Ulrich, der auch die zweifelhaften Freunde nicht entbehren konnte. Der Erbmarschall mußte gleichzeitig mit seinem Fürsten dem Herzog Albrecht von Baiern den Absagebrief schicken und ersteren nach Hohen-Tübingen begleiten. Als Ulrich das Schloß verließ, nahm Th. bei dem Abt in der Reichenau Zuflucht. Nach des Herzogs völliger Vertreibung kehrte er jedoch in das Land zurück, söhnte sich mit dem schwäbischen Bund aus und trat in das neue Regiment ein. Als Ulrich im August 1519 sein Land vorübergehend wieder eroberte und in Stuttgart einzog, entfloh sein ehemaliger Günstling mit den übrigen Mitgliedern der Regierung. Nach des Herzogs abermaliger Verjagung, zu der Th. selbst kräftig mitwirkte, gehörte er als Rath der neugebildeten österreichischen Regierung an und war hauptsächlich bei Ordnung finanzieller Angelegenheiten thätig, bei welcher Gelegenheit er mit der Herzogin Sabina in Conflict gerieth. Da sein Besitzthum in den Kriegszeiten Schaden gelitten hatte, richtete er nun sein Augenmerk darauf, den Verlust wieder zu ersetzen, was ihm auch durch bedeutende Gütererwerbungen gelang. 1522 machte ihn Pfalzgraf Ludwig zu seinem besoldeten Rath. Th. starb am 26. März 1525 zu Tübingen, nachdem ihm seine Gattin am 28. Mai 1522 im Tod vorangegangen war. Beide wurden in der Thumbschen Familiengruft zu Köngen beigesetzt.

Ernst Boger, Geschichte der freiherrlichen Familie Thumb v. Neuburg (1885), S. 69—100. — Vgl. außerdem die Geschichtswerke über die betr. Periode. R. Krauß.

Thumb-Neuburg: Karl Konrad Freiherr v. Th., dramatischer Schriftsteller, wurde am 28. Januar 1785 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater damals Oberstlieutenant in herzogl. württembergischen Diensten war, erhielt seine erste Bildung durch Privatlehrer und kam, nachdem im J. 1798 der Tod ihm beide Eltern geraubt hatte, in eine Privaterziehungsanstalt zu Dessau, die zwar auf Basedow's Grundsätze erbaut worden war, aber nicht in seinem Geiste geleitet wurde. Die strenge Disciplin und der treffliche Unterricht in dieser Anstalt äußerten eine sehr günstige Wirkung auf den Knaben, der 1800 in ein Forstinstitut zu Dessau übertrat, da er sich nach dem Willen seines Vormundes der Forstwissenschaft widmen sollte. Da ihm hier mehr Freiheit in der Bewegung zugestanden wurde, so benutzte er jede Gelegenheit, seiner Neigung für die Bühne folgen zu können, für welche ihn seit dem 9. Lebensjahre, nach dem ersten Be-

such eines Theaters, eine förmliche Leidenschaft erfaßt hatte. Sowohl in Dessau, als auch in Leipzig und Berlin war er ein häufiger Gast des Theaters. Im Jahre 1803 kehrte er nach Stuttgart zurück, wurde bald als kurfürstlicher Jagdjunker angestellt, trat aber 1805 zur diplomatischen Laufbahn über und erhielt als Gesandtschaftscavalier seine erste Verwendung bei der kurfürstlich württembergischen Comitialgesandtschaft zu Regensburg. Neun Monate später ging er als Legationssecretär nach Wien, nahm aber im April 1809 seine Entlassung und kehrte in seine Heimath zurück. Bald nach seiner Verheirathung mit einem Freifräulein v. Tessin verließ er seinen Landsitz Unter-Boihingen und zog mit seiner Gattin nach Tübingen, wo er den Herbst und Winter 1812—1813 eifrig den Wissenschaften oblag und die Vorlesungen verschiedener Professoren hörte. Dann nahm er seinen dauernden Wohnsitz in Stuttgart, den er nur verließ, um größere Reisen zu unternehmen, und widmete sich mit besonderer Vorliebe der dramatischen Dichtkunst. Ein angesehener zeitgenössischer Dichter nennt den Schriftsteller Th. „einen feinen Aesthetiker, der sich durch eine fließende und correcte Sprache und durch einen leicht und gewandt sich rundenden Dialog auszeichne". Von seinen zahlreichen Bühnenstücken, meist Bearbeitungen fremder Stoffe, sind nur etwa die Hälfte im Buchhandel erschienen; z. B. „Viola, oder Liebe um Liebe. Schauspiel" (1813); „Zwei Theaterstücke (Täuschung und Wahrheit — Die Heimlichkeiten)" (1814); „Der Redselige oder die beiden Posten. Lustspiel" (1816); „Beiträge für die deutsche Schaubühne (Die Familie Anglade — Catharina von Curland)" (1818); „Zwei Bühnenstücke (Christiane von Wolfenbüttel — Ehestandsrepressalien)" (1820); „Die neue Schauspielerschule. Lustspiel" (1821); „Neue Bühnenstücke (Das Geschenk des Fürsten — Das Gewissen — Die vergessene Schildwache — Sie müssen sich schlagen)" (1824); „Neueste Bühnenstücke (Alte Zeit — Neue Zeit — Der wahrhafte Lügner — Die alte böse Frau — Braut und Bräutigam in verschiedenen Gestalten — Das Dachstübchen)", (1825). Dagegen rührt das ihm zugeschriebene Lustspiel „Das Recept für Magen und Herz" (1826) nicht von ihm her. Mit der Würde eines königlich württembergischen Erbmarschalls und Kammerherrn beehrt, starb Th. am 28. November 1831.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1831, S. 996 ff.

Franz Brümmer.

Thumbshirn: Wilhelm Th., ein Sohn Paul's v. Th. und Margarethens von Königsfeld, trat in seiner Jugend in kaiserliche Kriegsdienste, zog wider Frankreich und nahm an der Schlacht vor Pavia (1525) als Hauptmann theil, half 1527 Rom erobern. Während des schmalkaldischen Bundes diente er dem Kurfürsten zu Sachsen, Johann Friedrich, rückte mit dessen Schwager, Herzog Wilhelm zu Jülich und Geldern, gegen Karl V. zu Felde und siegte 1543 bei Sittard. Eine goldene Denkmünze in Triangelform (kursächsisches Wappen a. d. e. S., a. d. a. S. die Worte: „Am Osterabend 1543 sind die Burgundischen durch Wilhelm Thumbshirn, den Geldrischen Obristen, vor Sittard geschlagen, und hier das Feld erobert worden, laus deo") wurde darauf geprägt.

Wieder nach Kursachsen zurückgekehrt, half er 1547 Leipzig belagern und wäre hier beinahe gefangen worden. Näheres erzählt Heidenreich im Chron. Lips. p. 121. Am 3. April darnach eroberte er Chemnitz und siegte noch in demselben Jahre gegen Erich d. J., Herzog zu Braunschweig, bei Drachenburg an der Weser. Hierauf ist ebenfalls eine goldene Münze (a. d. e. S. die Schlacht, a. d. a. die Worte: „Durch die Kraft des Lammes Gottes sind die Feinde bei Drachenburg geschlagen, Montags nach Exaudi 1547. Gott allein die Ehre! Als Wilhelm Thumbshirn dieselbe Zeit Obrister war") geprägt worden. Als der Kurfürst schließlich unterlag, wurde Th. von der Amnestie ausgeschlossen und brachte einige Jahre

„im Elende“ zu, bis er mit dem Kaiser ausgesöhnt wurde. Am 3. Sept. 1551 starb er zu Zwickau. Aus seiner Ehe (mit Margarethe v. Könneritz) war 1535 der als Rath Kurfürst August's zu Sachsen und Hofmeister dessen Gemahlin bekannt gewordene Abraham entsprossen, welcher am 2. April 1593, in dritter Ehe (Eva v. Ende, Barbara v. Breitenbach und Christine Pflug), unter Hinterlassung zahlreicher Nachkommen, das Zeitliche gesegnet hat.

Zedler's Univ.-Lex.; von Langenn, Moritz; Kneschke, Deutsches Adelslex.; v. Liliencron, Histor. Volksl. IV, Namensverzeichn. v. Domshirn; Böttiger-Flathe, Sächsische Geschichte, v. Weber's und Ermisch's Archiv für Sächs. Gesch. und das königl. sächs. Staatsarchiv bieten weiteres Material. Theodor Distel.

Thümen: Heinrich Ludwig August v. Th., preußischer Generallieutenant, am 30. December 1757 auf dem väterlichen Gute Stücken im Kreise Zauche-Belzig, Regierungsbezirk Potsdam, geboren, wurde schon 1769 bei dem in Potsdam garnisonirenden Infanterieregimente Kronprinz als Junker eingestellt, trat aber erst im März 1771 thatsächlich in den Dienst und ward am 6. September 1775 zum Fähnrich ernannt. Der bairische Erbfolgekrieg gab ihm bald Gelegenheit seine guten soldatischen Anlagen, sowie Einsicht und Entschlossenheit zu bekunden; in die Friedensverhältnisse zurückgekehrt, war er eifrig bestrebt seine militärischen Kenntnisse zu vermehren; eine gute allgemeinwissenschaftliche Bildung, welche er genossen hatte, begünstigte ihn dabei. Am 5. August 1781 wurde er zum Secondlieutenant ernannt, 1787 verheiratete er sich mit der Tochter eines Kaufmann Fischer in Potsdam und wurde dann in Anerkennung seiner Brauchbarkeit als Officier mit großem Vortheile als Stabscapitän in das in Heilsberg in Ostpreußen stehende Füsilierbataillon von Dessauniers Nr. 11, im Juni 1795 aber, nachdem er kurz vorher zum Major aufgerückt war, in das Infanterieregiment Herzog von Holstein-Beck Nr. 11 zu Königsberg i. Pr. versetzt. Im Herbst 1797 begleitete er den Herzog, seinen Chef, an den kaiserlichen Hof von St. Petersburg; ein Jahr später ward er selbst Chef des Füsilierbataillons v. Eichler. Der vorzügliche Zustand, in welchem er dieses im Jahre 1802, als König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander von Rußland in seiner Garnison Memel eine Zusammenkunft hatten, den beiden Monarchen vorführte, trugen ihm den Orden pour le mérite ein. Am 18. Januar 1805 erfolgte seine Beförderung zum Commandeur des Infanterieregiments Graf von Kunheim Nr. 1 in Berlin, am 20. Juni des nämlichen Jahres die zum Oberstlieutenant. An der Spitze seines Regiments machte er den Herbstfeldzug vom Jahre 1806 mit. In einem Gefechte bei Schwartau, kurz vor der Blücherschen Capitulation, gefangen genommen und auf Ehrenwort entlassen, lebte er sodann, da er eine zahlreiche Familie hatte, sein geringes Vermögen verzehrend, in sehr ärmlichen Verhältnissen zu Berlin, bis er, von namhaften höheren Officieren dringend empfohlen, am 7. April 1809 als Commandant von Spandau wieder angestellt wurde. Am nächstfolgenden 20. August wurde er Oberst. Mit den Schicksalen von Spandau blieben seine Erlebnisse sodann drei Jahre lang eng verbunden. Zunächst wurde er am 21. November 1812 von seinem Posten abberufen. Mißhelligkeiten mit dem Marschall Augereau und Klagen über ihn, denen der König unter den damaligen Verhältnissen sein Ohr nicht verschließen durfte, veranlaßten seine Enthebung, welche übrigens in den gnädigsten Worten ausgesprochen wurde. Vier Wochen später, als schon die kommenden Ereignisse ihre Schatten vorauf warfen, ward er zur Aufstellung neuer Truppenkörper nach Marienwerder entsandt.

Bei Ausbruch des Krieges, am 31. März 1813, zum Generalmajor ernannt, erhielt er am 1. April den Befehl Spandau zu belagern. Es konnten dazu nur schwache Kräfte und unzureichende Angriffsmittel zur Verfügung ge-

stellt worden. Trotzdem gelang es ihm, nachdem ein am 20. unternommener Sturm abgeschlagen war, den feindlichen Commandanten, General Bruny, zur Uebergabe zu bestimmen und am 27. April zog er in die Festung ein. Es war eine tüchtige Waffenthat, aber „vielleicht hat nie ein General für die Wegnahme einer sehr wichtigen Festung nach einer Beschießung von nur fünf Tagen mit einem verhältnißmäßig ganz geringen Verluste weniger Lob und Dank geerntet als General v. Th., dabei des Umstandes gar nicht zu gedenken, daß die Belagernden an Kopfzahl wirklich um ein ganzes Dritttheil schwächer waren als die Belagerten" (Beiträge zur Geschichte des Jahres 1813 [vom General v. Prittwitz], Potsdam 1843). Als Chef einer Brigade, d. h. einer aus allen Waffen zusammengesetzten Truppenabtheilung, welche beim Wiederbeginn der Feindseligkeiten nach Ablauf des Waffenstillstandes den Namen „Division" erhielt, dem General v. Bülow unterstellt, machte er sodann dessen Zug an die Elbe und die Gefechte bei Kalau und Luckau, am 3. und 4. Juni, mit, erhielt das Eiserne Kreuz 2. Classe, und leitete während des Waffenstillstandes die Besetzung des durch die Nuthe und die Notte gebildeten Vertheidigungsabschnittes zwischen Zossen und Trebbin. Hier bestand er am 21. August ein Gefecht bei Trebbin, am 22. ein solches bei Wendisch-Wilmersdorf und Wittstock, mußte infolge des letzteren den Rückzug antreten, welcher in großer Ordnung vor sich ging, und hatte am 23. großen Antheil an dem Siege bei Großbeeren. General v. Boyen zollt in seinen Erinnerungen Thümen's Einsicht und dessen an diesem Tage getroffenen Maßregeln große Anerkennung. Noch glänzender waren seine Leistungen am Tage von Dennewitz, dem 6. September, an welchem er dem hartbedrängten Tauentzien die erste Hülfe brachte und wesentlich zu glücklichem Ausgange des Kampfes beitrug. Auch bei dieser Gelegenheit rühmt Boyen Thümen's Thatkraft und sein persönliches Eingreifen. Seine Verdienste wurden später durch die Verleihung des Eisernen Kreuzes 1. Classe und des Eichenlaubes zum Orden pour le mérite anerkannt. Dann wurden seine Truppen zur Einschließung von Wittenberg herangezogen, eine Aufgabe, welche am 5. October, nachdem Bülow mit den übrigen Theilen des 3. Armeecorps abgerückt war, Th. allein zufiel. Er mußte jedoch bald darauf verzichten sie zu erfüllen. Am 11. October brach General Reynier mit großer Uebermacht aus der Festung hervor und drängte am 12. Th. durch ein Gefecht bei Coswig nach Roslau zurück, wo letzterer am Abend Tauentzien traf. Vereint traten beide noch in der Nacht den vielgetadelten Rückzug nach Berlin an. Da Th. dem General Tauentzien (s. A. D. B. XXXVII, 447) nicht unterstellt war, so trifft ihn der jenem gemachte Vorwurf ebenfalls. Daß sein Verhalten nicht die Billigung seines Kriegsherrn fand, wurde ihm dadurch fühlbar gemacht, daß jüngere Generalmajors zu Generallieutenants befördert wurden. Bei Leipzig mit Bülow's übrigen Truppen kämpfen zu dürfen, war ihm somit durch eigene Schuld versagt geblieben, dagegen hatte er an den späteren Erfolgen des 3. Armeecorps wieder vollen Antheil. Zu dem nach jener Schlacht nach den Niederlanden abmarschirten Corps herangezogen, wirkte er am 30. November bei der Erstürmung von Arnheim und, nach einigen kleineren im Januar 1814 vorgekommenen Gefechten, zu Anfang Februar bei dem erfolglosen Angriffe auf Antwerpen mit, dann rückte er unter Bülow nach Frankreich. Hier vermochten sein entschiedenes Auftreten und seine geschickten Anordnungen den französischen Commandanten, General Pommerein, ihm am 28. Februar die Festung La Fère mit ihren bedeutenden Vorräthen fast ohne Kampf zu übergeben. Zu der Kriegsbeute gehörten zwei große Wurfgeschütze, welche noch gegenwärtig im Kastanienwäldchen bei dem Zeughause in Berlin aufgestellt sind. Th. wurde jetzt unter ausdrücklicher Anerkennung seines Verdienstes zum Generallieutenant ernannt. Nachdem er sodann mit Auszeich-

nung an den Schlachttagen von Laon, dem 9. und 10. März, gefochten und an der Einschließung der Festung Soissons theilgenommen hatte, rückte er im April nach Paris und von hier wieder nach den Niederlanden. In der Heimath wurde sein Stabsquartier zunächst Frankfurt a. O. Als der Krieg vom Jahre 1815 bevorstand stieß die Mehrzahl der ihm unterstellten Regimenter zu dem unter York an der Elbe sich sammelnden 5. Armeecorps, Th. selbst erhielt den Auftrag mit den übrigen die an Preußen abgetretenen Theile des bisherigen Großherzogthums Warschau zu besetzen, welche dann die Provinz Posen bildeten. Er wurde hier der erste commandirende General, aber eingedenk einer von ihm ausgearbeiteten und im Jahre 1808 dem Könige eingereichten Denkschrift, in welcher der Grundsatz aufgestellt war, daß ein jeder General, wenn er sechzig Jahr alt geworden sei, seinen Abschied nehmen müsse, bat er, nachdem er dieses Alter selbst schon überschritten hatte, im Jahre 1819 um seine Entlassung, welche ihm unter Beilegung einer Pension von 3000 Thalern bewilligt wurde. Er zog sich auf eine von ihm von der Regierung erkaufte Besitzung (Erbpachtgüter Caputh und Neu-Langerwisch) bei Potsdam zurück und starb am 15. März 1826 auf dem Schlosse zu Caputh. König Friedrich Wilhelm III. legte 1814 Thümen's Namen einer Lünette der Festung Danzig bei.

In der von der historischen Abtheilung des preußischen großen Generalstabes unter Leitung des damaligen Majors Olleck im Beihefte zum Militär-Wochenblatt für 1859 veröffentlichten Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813 heißt es vom General v. Th. (S. 167): „Ein ausgezeichneter Soldat und brauchbarer General, der keinen Anstand nahm, sich bei jeder Gelegenheit mit militärischer Kürze und Bestimmtheit deutlich und unumwunden auszusprechen. In soldatischer Derbheit machte er keinen Anspruch darauf, durch Abgeschliffenheit der Formen zu glänzen. Allein Vertrauen und Achtung folgten ihm durch seine ganze militärische Laufbahn.“

Geschichte des Geschlechts v. Thümen von Major K. v. Thümen, 2. Theil, S. 133, Liegnitz 1889. — B. v. Quistorp, Geschichte der Nordarmee im J. 1813, Berlin 1893. B. Poten.

Thümig: Valentin Th., ein wenig bekannter Dichter geistlicher Lieder, der hier nur zu nennen ist, weil er zu den Dichtern gehört, die das bekannte Sterbelied: „Christus, der ist mein Leben“ unter Beibehaltung der ersten Strophe selbständig umgedichtet haben. Er wurde am 19. Januar 1599 zu Hof geboren, studirte zu Leipzig, ward hernach Diakonus und zuletzt Archidiakonus in seiner Vaterstadt. Außer dem erwähnten Liede hat er auch noch andere gedichtet, die aber nicht gedruckt zu sein scheinen. Er starb am 16. Juli 1638 an der Schwindsucht.

Vgl. Linke in den Blättern für Hymnologie, 1886, S. 109 f., wo auf die bei Thümig's Begräbniß gehaltene Predigt verwiesen ist. Linke hat auch das Lied mitgetheilt. l. u.

Thumm: Theodor Th. (Thummius), lutherischer Theologe, † 1630. Unter den orthodoxen Streittheologen innerhalb des Lutherthums auf dem Boden der Concordienformel hat Th. durch seinen Schulstreit mit den Gießener Theologen über die menschliche Natur Christi einen gewissen Namen erhalten. Ein Schwabe von Geburt, hat er sein ganzes Leben in seinem engern Heimathskreise zugebracht. Sein Vater Gottfried Th. war Geistlicher zu Hausen, einem Dorfe in der Diöcese Brackenheim in Württemberg, als ihm daselbst am 8. November 1586 sein Sohn Theodor geboren wurde. Seine Vorbildung erhielt dieser auf den Pädagogien zu Eslingen und Stuttgart und studirte zu Tübingen im dortigen Stift. Schon 1603 erwarb er sich die philosophische Magisterwürde, erhielt, nachdem er in Stuttgart das Consistorial-

examen bestanden hatte, hier seine erste Anstellung als Diakonus, kam sechs Jahre später nach Kirchheim unter Teck als Pastor und Superintendent und 1618 als ordentlicher Professor in die theologische Facultät zu Tübingen. Zwölf Jahre hatte er diese Stellung inne, als er 1630 den 22. October starb. Obgleich so sein Leben höchst einfach verlief, ist sein Name doch durch die von ihm geführte Polemik innerhalb des ganzen lutherischen Protestantismus bekannt geworden, was um so bemerkenswerther ist, als gleichzeitig der dreißigjährige Krieg die Geister doch mit anderen Dingen als mit theologischer Stubengelehrsamkeit beschäftigen mußte. Es handelte sich dabei um die theologische Schulfrage nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur Christi im sogenannten Stande der Erniedrigung. Auf Thumm's Seite standen die Tübinger Theologen Lucas Osiander und Melchior Nicolai; ihre Gegner waren die Gießener Theologen Balthasar Menzer und Justus Feuerborn. Beide Parteien standen auf dem Boden der Concordienformel, wonach die menschliche Natur des Gottmenschen durch den Vorgang der Incarnation des Logos Antheil bekommt an den Majestätseigenschaften der göttlichen Natur desselben. Die menschliche Natur des Gottmenschen besitzt also nunmehr die Eigenschaften der Allgegenwart, Allwissenheit, u. s. w.; in Bezug auf den Besitz (griechisch ktesis) war man so einig. Man fragte sich aber, ob resp. wie die Menschennatur Christi während ihres Erdenlebens d. i. im Zustande ihrer sogenannten „Erniedrigung" von dieser Eigenschaft Gebrauch gemacht habe. Die Gießener, welche sich für eine historische Erfassung des Erdenlebens Jesu Christi einen gewissen Sinn bewahrt hatten, behaupteten, daß die Menschennatur Christi auf den Gebrauch (griechisch chresis) ihrer göttlichen Eigenschaften verzichtet (Verzicht griechisch kenosis), die Tübinger dagegen, daß er heimlich (Verheimlichung griechisch krypsis) von ihnen Gebrauch gemacht habe. Die Gießener behaupteten demnach die Kenosis, die Tübinger die Krypsis der Chresis der göttlichen Eigenschaften der menschlichen Natur Christi. 1624 veröffentlichte Th. in diesem Streite zugleich im Namen der württembergischen Theologen seine Schrift: „Amica admonitio super decisione de quatuor per aliquot annos inter nonnullos Aug.-Conf. theologos agitatis controversis quaestionibus de omnipraesentia Christi . . . ad creaturas eiusdemque vera et profunda humiliatione et inanitione" (deutsch 1624). — 1625 folgte seine Edition der Acta Menzeriana. Der dreißigjährige Krieg erstickte doch die weitere Fortführung dieses Streites. — Mit nie wankender Charakterfestigkeit hat Th. sodann gegen die Jesuiten gestritten. Durch seine schroff polemische Schrift „Christlicher und wohlgegründeter Bericht auf die Frage: ob ein evangelischer Christ auf Begehren und Nöthigen weltlicher Obrigkeit mit gutem Gewissen zur päpstlichen Religion sich begeben könne" (1626) erregte er ihren Haß derart, daß es ihnen schließlich gelang, den Kaiser gegen den Verfasser einzunehmen, weil in dieser Schrift eine Stelle enthalten war, die als ehrenrühriger Angriff auf das katholische Kaiserhaus gedeutet werden konnte. Ein kaiserlicher Gesandter erschien am württembergischen Hofe und verlangte die Auslieferung des als gefährlich hingestellten Schriftstellers. Diesem Ansinnen wurde nun zwar nicht Folge gegeben; aber der Herzog hielt es doch für nöthig, den Professor Th. auf das Tübinger Schloß in Verwahrung setzen zu lassen. Diese Ereignisse gingen dem angegriffenen Manne so nahe, daß er zwei Jahre darauf, am 22. October 1630, starb. — Auch gegen den Calvinismus und gegen protestantische Sectirer hat Th. eine ganze Anzahl Schriften veröffentlicht. — In seinem theologischen Denken begegnet uns der Grundfehler aller altprotestantischen Orthodoxie: ihre Vertreter verwechselten die christliche Religion, den persönlichen Heilsglauben mit der schulmäßigen Formel für denselben. Daher das gehässige Sich-verketzern auf allen

Seiten, und auch Th. ist davon nicht freizusprechen, obgleich er unter den Streittheologen noch lange nicht der schlimmste war.

Als Schriften von Th. mögen außer den oben genannten noch hervorgehoben werden: „Misanthropia calvinistica“ (1620); „Tractatus theologicus de bello“ (1621); „Assertio sanae et orthodoxae doctrinae de exinanitione Christi“ (1622); „Scultetus iconoclastes“ (1621); „Synopsis doctrinae de aeterna salvandorum praedestinatione“ (1621); „De vera, reali et substantiali carnis et sanguinis Christi... in s. coena praesentia“ (1621); „Polytropia calviniana“ (1621); „Tractatus de bonis ecclesiae“ (1621); „Apodixis theologica, Deum essentia unum, personis trinum esse, contra Photinianos“ (1622); „Panurgia Satanae Gen. III“ (1621); „Majestas Jesu Christi contra Photinianos et Jesuitas“ (1621); „Impietas Photiniana“ (1623); „Controversia de traduce s. ortu animae rationalis“ (1622); „Explicatio terminorum et distinctionum in arduo articulo iustificationis gratuitae hominis peccatoris coram Deo occurrentium“ (1620—1623); „Tractatus de haereticis non occidendis“ (1622); „Tr. de usura licita et illicita“ (1622); „Impietas Weigeliana“ (1622); „Consideratio trium quaestionum: a) de efficacia verbi; b) de eius modo et ordine; c) de tribus partibus hominem essentialiter constituentibus, contra Weigelianos“ (1624); „Tractatio historico-theologica de festis Judaeorum et Christianorum“ (1624); „Apocalypticus character Anti-Christi, contra Casp. Lechnerum“ (1624); „Idololatria Lechneriana“ (1624); „Disquisitio de jubilaeo anti-christiano et indulgentiis“ (1625); „Repetitio sanae doctrinae de majestate Christi“ (1624); „Decas exercitationum theologicarum de praecipuis quibusdam religionis christianae capitibus“ (1624); „De igne purgatorii pontificii fatuo“ (1625); „Apologia contra injustas criminationes Laur. Foreri et Casp. Lechneri de crimine laesae maiestatis Caesareae“ (1626); „Tr. de triplici Christi officio, prophetico, regio et sacerdotali“ (1626); „Tr. de verbo dei scripto et non scripto, contra pontificios“ (1623); „Errores Balth. Mentzeri et A. Feurbornii“ (1625); „Examen defensionis Balth. Mentzeri“ (1625); „Tapeinosigraphia sacra s. de exinanitione Christi“ (1623); „Kurzer Bericht etlicher streitiger Fragen über die Gegenwart des Menschen Christi“ (1625). Dazu einige andere minder erwähnenswerthe Arbeiten; verschiedene Leichenpredigten und viele Dissertationen, aufgezählt bei Zedler (s. unten).

Vgl. Witte, Memoriae theol. Dec. VII, 968 sq. — Fischlin, Biographia praecipuorum Theologorum Wirtembergensium Part. II, p. 238 sq. — Zedler, Universallexikon XLIII (1745), S. 1927 ff. — Gust. Frank, Gesch. der prot. Theologie I (1862), S. 336 ff., wo auch die übrige Litteratur zum Streite der Kenotiker und der Kryptiker aufgeführt ist.

P. Tschackert.

Thümmel: Moritz August v. Th., ein begabter deutscher Dichter, dessen angeborene heitere Lebensauffassung, getragen von günstigen äußeren Verhältnissen, in seinen wenigen Werken wiederklingt. — Die Familie der v. Th. läßt sich bis ins 15. Jahrhundert als Besitzerin etlicher Güter in Leipzigs Nähe nachweisen. Moritz August v. Th. war der zweite Sohn unter neunzehn Kindern. Er wurde auf dem väterlichen Rittergute Schönefeld, dem letzten Reste des einstigen Familienbesitzes, am 27. Mai 1738 geboren. Sein Vater, Karl Heinrich v. Th., war königlich polnischer und kursächsischer Landkammerrath, die Mutter, Ludemile Charlotte Sabine, entstammte dem Geschlechte der v. Böhlau. Aber schon 1745 fiel das väterliche Stammschloß als ein Opfer des Krieges in preußische Hände, so daß sich Vater Thümmel mit einem geringen Vermögensreste nach Zwickau zurückziehen mußte. Hier erhielt der Knabe den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer. Nach zweijährigem Besuche der Klosterschule zu

Roßleben (1754—1756) bezog er bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges die Leipziger Universität. Wie so viele andere ward auch er seinem Berufsstudium, der Rechtswissenschaft, gar bald untreu und fühlte sich besonders wohl in dem Kreise junger Litteraten, die sich um Gellert scharten, unter denen er wieder vornehmlich zu Kleist, Rabener, Weiße und Bose in Freundschaftsbeziehungen trat. Gottsched, der als Prorector ihm das akademische Gelöbniß abnahm, scheint keinen Einfluß mehr auf ihn ausgeübt zu haben; desto freundschaftlicher gestaltete sich sein Verhältniß zu Gellert, der seinem talentvollen Schüler zeitlebens in gleich herzgewinnender Weise gegenüberstand. Die Sorge um einen Erwerb ließ Th. einen Augenblick daran denken, nach Beendigung seiner Studien sardinische Kriegsdienste zu nehmen. Gerne gab er den Plan auf, als seine Berufung zum Kammerjunker an den Hof des Erbprinzen, nachmaligen Herzogs Ernst Friedrich von Sachsen-Coburg, erfolgte (1761). Hier fand er seinen Jugendfreund Bose wieder, seit 1760 dort als Regierungsrath angestellt. Trotz seines geradezu demokratischen Sinnes und der ungeheuchelten Abneigung gegen jedes höfische Etiquettenwesen lebte sich Th. ziemlich rasch in dem neuen Wirkungskreis ein und half sich nach außen hin mit Humor, innerlich mit ironischer Verleugnung seiner Denkart über die Klippen des formelhaften Hofdienstes hinweg. Seine scharfe Beobachtungsgabe ging dabei auch nicht leer aus. Ihn befriedigte vor allem das Bewußtsein einer dauernden Stellung, in der es ihm möglich ward, seiner Familie materiell beizustehen, was er in anerkennenswerther Weise zeitlebens that. Wie ernst es ihm bei alledem um seine Pflichten gegen den fürstlichen Herrn war, geht zur genüge aus dem besonderen Vertrauen hervor, das man ihm bei häufiger Verwendung in diplomatischen Sendungen schenkte. Sein Interesse am Verwaltungswesen bekundete sich vollends durch die Gründung eines industriellen Unternehmens auf dem herzoglichen Kammergute Oeslau, einer Steinschneidemühle, die nach sechsjährigem Bestande in seinen Besitz überging (1771). Die Fabrik ward für die Bevölkerung eine Quelle des Erwerbes und zufolge der schönen Lage ein Lieblingsaufenthalt des alternden Dichters, den er sich im J. 1805 an den früheren Besitzer abzutreten genöthigt sah. Herzog Ernst Friedrich belohnte die treuen Dienste seines Kammerjunkers nach Uebernahme der Regierung durch dessen Ernennung zum geheimen Hofrath und Hofmeister, womit eine bedeutende Gehaltszulage verbunden war. Im J. 1768 machte er ihn zum wirklichen geheimen Rath und Minister. Aus dieser Stellung schied Th. im J. 1783 eines Mißverständnisses wegen auf eigenes Ansuchen aus und lebte von da an mit seiner ihm am 18. October 1779 angetrauten Gattin abwechselnd in Gotha oder auf seinem Gute Sonneborn. Seine Gemahlin war die Wittwe seines jüngeren Bruders Friedrich Christian (1745 bis 1778). In erster Ehe war sie, eine geborene Friederike v. Wangenheim, mit dem Oberkammerherrn v. Wangenheim verheirathet, der ihr seine beträchtlichen Güter im Gothaischen und in Surinam vererbt hatte, die aus der Hinterlassenschaft seiner ersten Frau auf ihn gekommen waren. Schon im J. 1776 hatte Thümmel's Vermögen auf seltene Weise einen ansehnlichen Zuwachs erfahren. Th. wurde zum Universalerben des 24 000 Thaler betragenden Vermögens eines alten Leipziger Rechtsgelehrten eingesetzt. Balz, so hieß der Mann, hatte den Studenten Th. wegen seiner Pünktlichkeit beim Begleiche von Schulden — wol als seltene Ausnahme unter seinen akademischen Genossen — derart ins Herz geschlossen, daß er ihm so hochherzig vergalt. Immerhin ein deutlicher Beweis für die einnehmenden Eigenschaften des Dichters, dessen klare, schalkhaft blickende Augen zu den heiteren Gesichtszügen vortrefflich passen und gleicher Weise wie die behagliche Fülle des Leibes zufriedene Gemüthlichkeit in einem beschränkten Wirkungskreis andeuten. Diese irdische Glückseligkeit eignete dem

Dichter ungetrübt bis zum Tode seiner Gattin (1799), die ihm zwei Söhne und eine Tochter geboren hatte. Den Rest seiner Jahre verlebte er in gleicher Abgeschiedenheit, unterbrochen durch kleine Reisen (1807 in Berlin), theils auf seinem Gute Sonneborn, theils in Gotha. Hoffeste führten ihn in seinem letzten Lebensjahre nach Coburg, wo er am 26. October 1817 sein Leben still und zufrieden beschloß. Seinem Wunsche, in freier Natur beerdigt zu werden, willfahrten seine Angehörigen. Sein Leichnam ruht in einem reizenden Plätzchen Erde bei Neuses, einem Dorfe in der Nähe Coburgs.

Th. begann seine litterarische Laufbahn mit einer Recension der Schrift Moser's: Der Herr und der Diener in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, eingeführt durch Weiße. Moser nimmt in dem Schriftchen Stellung gegen Nepotismus und Junkerthum an den deutschen Höfen jener Zeit und findet bei seinem Kritiker Beifall für die Form und vollste Zustimmung für die Sache. Ja man darf annehmen, daß die Gedanken Moser's es waren, die für den jungen Höfling in der ersten Zeit seines Dienstes katechetische Bedeutung gewannen. Von diesem Standpunkt aus beurtheilt er sich und seine Umgebung. Das zeigen seine Briefe an Weiße deutlich. Und als er im Spätherbst des Jahres 1762 seinen Freund Bose durch ein Beispiel davon überzeugen wollte, daß die deutsche Sprache wie die französische für poetische Prosa verwendbar sei, griff er ungescheut nach dem überkommenen Grundgedanken Moser's und paßte ihn, mit eigenen Beobachtungen verquickt, der gegebenen Form an. So entstand das heroisch-komische Gedicht in Prosa: „Wilhelmine", das in der ersten Fassung im Titel den Beisatz hat: oder der vermählte Pedant. Den Druck besorgte Weiße 1764. Der gewiß nicht seltene Vorgang, daß eine bescheidene Dorfschöne nach längerer Dienstleistung am Hofe sich an ihren hohen Protector mit der Bitte um Versorgung wendet und in ihrer peinlichen Lage sich ihres einstmals verschmähten Liebhabers erinnert, der Einfalt genug besitzt, sich, den in den Netzen erlernter Koketterie Gefangenen, für den Eroberer zu halten, bot den Rahmen für die reizende Dichtung. Die Rolle des naiven Liebhabers ist dem Pastor Sebaldus zugetheilt. Luther, der ihm im Traum erscheint, regt die im Ersterben begriffene Sehnsucht des guten Pedanten nach seiner Angebeteten in schulmeisterlicher Rede an. Die ruhig fortschreitende Handlung läßt Raum für satirische Meisterzüge, die ohne strafende Bitterkeit das Halbdunkel von gutmüthiger Beschränktheit und Frivolität zu einem fesselnden Sittengemälde aufhellen. Auf der gelungenen Darstellung beruht der Werth des Ganzen. Sie verhalf dem Namen des Dichters zu dauernder Anerkennung. Dem einmüthigen Antreiben der Freunde brachte Th. die Figur Luther's zum Opfer und legte deren charakteristische Worte in der Neubearbeitung für die zweite Auflage dem farblosen Amor in den Mund. Dem Dichter selbst blieb der dadurch entstandene Widerspruch nicht verborgen; er bereute seine Nachgiebigkeit noch in späten Jahren. Doch es versöhnte ihn die ungewöhnliche Aufmerksamkeit, die man seinem Erstlingswerk in Deutschland und bald nachher in ganz Europa entgegenbrachte, auch mit dieser Fassung, die allen späteren Drucken bis auf die neueste Zeit zu grunde liegt. Nicolai machte sich die Volksthümlichkeit der Wilhelmine zu nutze. Er schloß den Roman von Sebaldus Nothanker an die Handlung der Thümmel'schen Dichtung an. Für die Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert ist das Gedicht von symptomatischer Bedeutung. Es trägt den Stempel eines kecken Wurfes an sich, mit dem ein jugendlicher Verfasser im Beginne seiner Laufbahn die neue Richtung seines Strebens zu eröffnen sucht, aber noch zu tief im Althergebrachten wurzelnd auf halbem Wege stecken bleibt. Sein ringendes Trachten schreckt die Nachahmer nicht ab. Sie verflachen die Kunstgriffe der zufahrenden Hand zur Manier. Und so ging's

der Wilhelmine gewissermaßen wie dem Götz. Aber Th. blieb doch nur der Pfadsucher. Der Pfadfinder wurde Wieland, dessen Comische Erzählungen (1765) erst die neue Richtung der zeitgenössischen Epik deutlich inaugurirten.

Wieland's freiere Weise ermuthigte Th. sein nächstes Gedicht „Die Inoculation der Liebe" (1771) von dem discreten Tone der Wilhelmine zu befreien. Der etwas plumpe Scherz, einem Mädchen von einem Ritter statt der Blattern die Liebe „einimpfen" zu lassen, ist durch gewandte und beredte Darstellung zu einer zierlichen Erzählung gediehen. Der geringe Bodensatz von Frivolität vermengt sich darin mit dem Schaume seiner Tücke in den satirischen Anspielungen zu einem prickelnden Trunke labenden Humors. Die Pointe des Werkes knüpft an einen Gedanken Simon Favart's an und weist auf den Verkehr des launigen Dichters in dem Hause der verwittweten Kriegsräthin v. Würzburg hin. Unter den ständigen Mitgliedern der Gesellschaft, die sich dort versammelte, nennt, oder besser gesagt, verschweigt Thümmel's Biograph eine Karoline v. K****, die auf unseren Dichter den meisten Eindruck gemacht habe. Der Name der Heldin in der Inoculation der Liebe, die gleichfalls Karoline heißt, dürfte wenigstens eine dankbare Reminiscenz an das freundschaftliche Verhältniß zu jener andeuten, wovon in den Briefen an Weiße offen Bekenntniß abgelegt ist. Diesem Leipziger Freunde ist die komische Erzählung zugeeignet. Der Erfolg der Dichtung war ein ungetheilt guter. Wieland, der berufenste Beurtheiler auf diesem Gebiete, rühmt die Eleganz, die Leichtigkeit und den guten Ton des Ganzen. Im gleichen Jahre (1771) brachte der zweite Theil der Anthologie der Deutschen Sinngedichte Thümmel's, die zuvor schon im Göttinger Musenalmanach waren gedruckt worden. Sie tragen ganz das Gepräge ihrer Zeit und können ebenso wie die wenigen lyrischen Erzeugnisse des Dichters zu den gewöhnlichen Gelegenheitsdichtungen gereiht werden. Satire in jenen, kecker Humor in diesen verrathen den Dichter der Wilhelmine und Inoculation.

Es bleibt auffällig, daß Th. zwei Jahrzehnte hindurch dem regen Getriebe unserer Litteratur nur von ferne zusah. Eine Reise nach Wien, die er im Auftrage seines Hofes (1771) unternahm, bot ihm allerdings nicht Gelegenheit, mit den dortigen wahlverwandten Litteraten in die erwünschte Berührung zu kommen. Und schon im folgenden Jahre trat er in Begleitung seines Bruders und seiner späteren Gattin eine Reise nach Holland und Paris an. Er gab darüber ausführlichen Bericht in Briefen an den damaligen Erbprinzen Franz und seinen Freund Weiße. Zwei Jahre später (1775) besuchte er Holland neuerdings und hatte sogar die Absicht von da nach England zu reisen, wandte sich aber mit der gleichen Gesellschaft nach Frankreich, durchstreifte Burgund, drang bis Lyon vor und bereiste die am Rhone gelegenen Gegenden. Namentlich Avignon, Vaucluse und Montpellier fesselten ihn länger als die übrigen zahlreichen Ortschaften Südfrankreichs, das ihn bis zum Frühjahr 1777 beherbergte. Auf dem Rückwege von Paris nach Straßburg übersetzte er Marmontel's Oper „Zemire und Azor"; die Kritik stellte seine Uebertragung hoch über die beiden bereits vorhandenen. Der Druck geschah ohne sein Wissen (1776). Kleinere Reisen in Deutschland, die ins Jahr 1778 fallen, seine Verheirathung, der Rücktritt vom Staatsdienst und die vergebliche Bemühung, wiederum eine politische Stellung zu erlangen, nahmen neben der Bewirthschaftung seiner Güter die Folgezeit in Anspruch, bis er sich endlich entschloß, dem Drängen der Freunde nachzugeben und die Erfahrungen seiner französischen Reise öffentlich vorzulegen. Die gangbare Form der Beschreibung sagte ihm jedoch nicht zu. Es gährte vielmehr lange in ihm, bevor sein Geist die gesammelten Erlebnisse in so origineller Weise offenbarte, wie sie in den zehn Bänden seiner „Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" zur größten Ueberraschung der Mitwelt

in den Jahren 1791 bis 1805 im Druck erschienen. Theils in Briefform, theils als Tagebuchskizzen verbrämt der „joviale“ Reisende, wie man den Dichter am treffendsten zu bezeichnen beliebt, die Aufzeichnungen wirklicher Erlebnisse während seines Aufenthaltes in der Provence mit zwanglosen Randglossen über Land und Leute, ihre Cultur und Barbarei. Romantische Situationen wechseln mit gelehrten Auseinandersetzungen ab. Ein breiter Spielraum ist dem unlauteren Getriebe des Mönchthums und dessen energischer Zurückweisung vergönnt. Mit diesem Punkte hängt das innig zusammen, was man der Dichtung nicht ganz mit Unrecht vorzuwerfen pflegt, das verführerische Ausmalen lasciver Situationen. Briefe an Weiße sowie an Garve deuten an, es sei Thümmel's Absicht gewesen, durch derartige Beispiele das Laster zu bannen. Wer aber das Unsittliche in so verführerisch reizender Weise spiegelt, ohne auch nur mit einer Silbe es als Böses zu brandmarken, darf sich nicht wundern, wenn eine gelegentliche Abweisung des Ausschweifenden, die z. B. unser Dichter im letzten Theile der Reise als reuige Sühne in wenig ernsthafte Worte kleidet, eher als Bestärkung denn als Entkräftung seiner anfangs entwickelten Lebensanschauung aufgefaßt wird. Es geschähe jedoch Th. Unrecht, wenn unsere Worte als Verurtheilung eines moralischen Ketzers aufgefaßt würden. Nein, neckisch spielend treiben die Liebesscenen im Roman ihrer Spitze zu und da, wo es anscheinend keinen Ausweg gibt, springt des Dichters lebhafte Phantasie und des Sprachmeisters gewandte Kunst aus der zierlichsten Prosa der geschilderten Situation in ungezwungene Verse Voltaire'schen Gepräges um, die dem gespannten Leser durch einen billigen Scherz das Erröthen vor dem Autor ersparen. Erlebtes und Erträumtes, Wahres und Erdichtetes vermengt sich in Beschreibung und Charakteristik von Personen und Vorgängen. Werthvolle Documente echt dichterischer Begeisterung reihen sich an Bekenntnisse ernsten, zielbewußten Schaffens. So ist namentlich die Strophenreihe in der Mitte des vierten Bandes (Werke 1811, III, 399 ff.) ein klares Bekenntniß von des Dichters Fähigkeit, „eine offenherzige Beichte über seinen Beruf zur Dichtkunst“. Er steht weit über dem Durchschnittsmaße seiner Zeitgenossen, wenn er von sich gestehen darf, er habe sich nie anders als auf einem natürlichen Wege in das Paradies der Dichtkunst verstiegen, und man kann es dem sonst überbescheidenen Menschen Th. nicht übel deuten, wenn er, darauf gestützt, sich zu den inspirirtesten Dichtern zählt und ihn seine poetische Laufbahn und die Gunstbezeugungen der Musen mit Zufriedenheit erfüllen.

Mit wie großer Begeisterung auch das zeitgenössische Publikum jeden erschienenen Band der Dichtung aufnahm, mit seinem Lobe der Kritik vorgriff, so bemerkenswerth ist auch die Thatsache, daß gerade dieses bedeutendste Werk Thümmel's heute nahezu vergessen ist, während die Wilhelmine auch noch in Kreisen Anklang findet, die nicht nur ein litterarhistorisches Interesse daran befriedigen wollen. Die Muße der letzten Jahre benützte Th. zur Herausgabe seiner Werke, die in sechs Bänden in Leipzig bei Göschen erschienen (1811 bis 1812).

Auf dem Wege der Inoculation liegt Thümmel's posthumes Gedicht „Der heilige Kilian und das Liebespaar“, das F. F. Hempel in schöner Ausstattung nebst einem Anhang ungedruckter Jugenddichtungen im J. 1818 herausgab. Hier wie dort ein scherzhafter Gedanke zu einer delicaten Situation ausgesponnen, für deren Harmlosigkeit der Herausgeber im voraus mit der Kritik anbindet, ohne den erwünschten Erfolg zu erzielen. In diesem Falle läßt sich für den Dichter bloß das eine als Entschuldigung anführen, daß er das Gedicht an seinen Bruder Hans Wilhelm nur handschriftlich zu dessen Geburtsfest übersandte (1810), da er in berechtigter Scheu den Druck nicht wagte. Das konnte

sich der 72jährige denn doch nicht verstatten, wenn auch sein Biograph schonungsvoll eines innigen Verhältnisses des 69jährigen zu seiner verwittweten Nichte Cecilia v. Werthern, einer geborenen v. Ziegesar, gedenken muß, wovon werthvolle Documente in Briefen und lyrischen Gedichten auf uns gekommen sind. Die seltene Erscheinung eines so jugendfrischen Greises stellt der litterarhistorischen Forschung noch die Aufgabe, von der Ueberschätzung der Wilhelmine zu einer gerechten Würdigung der Reise überzugehen.

Der erwähnte Bruder Thümmel's, Hans Wilhelm, stand dem Dichter von allen Geschwistern zeitlebens am nächsten. Beide genossen die gleiche Erziehung, beide standen in Hofdiensten und beide erreichten ein hohes Alter. Hans Wilhelm v. Th. lebte von 1744—1824. Er kam als Page an den Hof von Gotha (1760), wurde 1765 Kammerjunker, 1772 Assessor beim Kammercollegium daselbst, 1783 nach Einsiedel's Rücktritt Vicepräsident des Directoriums der Altenburger Kammer. In den Jahren 1768—69 bereiste er mit einem englischen Adeligen Deutschland, die Schweiz und Italien und wurde demzufolge zum Reisebegleiter des Prinzen August nach Italien erkoren (1773). In Rom erfreute er sich des intimen Verkehrs mit Meister Rafael Mengs und widmete seine Aufmerksamkeit vornehmlich den architektonischen Reizen des Landes. Seit 1804 war er Minister und wirklicher geheimer Rath des Herzogs August. — In den Annalen der Gothaer Geschichte füllt seine segensreiche Thätigkeit eines der ruhmvollsten Blätter. Er durchkreuzte das Land mit Straßen, nahm neue Landesvermessungen vor und ließ auf Grund eingehender Terrainaufnahmen eine wichtige militärische Karte des Herzogthums anfertigen. Auf ihn geht die Gründung der Gothaer Landesbank zurück, die er als Kammerleihbank ins Leben rief. Der in jenen Zeiten seltene Tropfen demokratischen Oeles, mit dem er gleich seinem Bruder Moritz August gesalbt war, führte ihn darauf, den Herzog zu bewegen, daß er die sogenannten ungemessenen Frohnen der Bauern aufhob und neue Steuerbücher anlegen ließ. Sein verdienstlichstes Werk jedoch ist die Durchführung der Armenversorgung, an der er trotz des Widerstandes vieler seiner Amtsgenossen mit rühmenswerther Zähigkeit durch Jahre hindurch festhielt, bis ihm die Lösung der schwierigen Frage gelang. Nicht minder glücklich war er in der Erfüllung diplomatischer Missionen, die ihn mit hohen und höchsten Persönlichkeiten zusammenführten, ohne daß Erfolg und Herrengunst seine streng bürgerliche Gesinnung ins Wanken zu bringen vermocht hätten.

Außer einigen historisch-statistischen Schriften veröffentlichte er in den „Aphorismen aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen“ (Altenburg 1818) eine Reihe scharfer Beobachtungen seines bewegten Lebens, die klar im Inhalt und schlicht in der Form das sprechendste Zeugniß seines edlen Charakters sind. Selbstbewußt, aber ohne Ueberhebung deckt er in den wenigen Sprüchen die allgemein menschlichen Schwächen auf und besitzt Freimuth genug, die Großen dieser Welt in jeder Beziehung an erster Stelle zu lehrmeistern. Die erste Sammlung, bloß in hundert Exemplaren gedruckt, erfuhr eine kurze Fortsetzung (Nöbdenitz 1820). Beide Drucke liegen der vermehrten Sammlung von 1821 zu Grunde, die D. Jonathan Schuderoff in Ronneburg besorgte. Eine größere Anzahl sinnvoller Lehrsprüche bieten die „Nachgelassenen Aphorismen“ (Frankfurt a. M. 1827), denen eine kurze Biographie des Verfassers vorangeht. Beigedruckt ist aus dem Nachlasse des Ministers das herzlich unbedeutende „Elysium und Tartarus. Eine Fantasmagorie, eine Vision aus dem Jahre 1812“, das einer Wette des Verfassers mit Herzog August seine Entstehung verdankt. Th. wollte beweisen, daß ein Protestant auch fähig sei, eine bilderreiche Legende zu schreiben. Das ist durch die angeführte Skizze völlig mißlungen, dafür findet sich darin manches interessante Urtheil des Staats-

mannes über wichtige politische Persönlichkeiten der damals hochbewegten Zeit. — Von 1808 bis zur Auflösung des Rheinbundes besorgte Th. die Redaction des Gothaischen Hofkalenders.

Leben M. A. von Thümmel's von J. E. von Gruner, Leipzig 1819. — Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken. Neue Reihe. Band 1, Heft 4, S. 129 ff. — Briefwechsel Garves mit Weiße II, 168 f., 279 f., besonders 291 ff. — Schillers Briefe von Fritz Jonas III, 136. — Schillers Werke X, 478 f. — Schriften der Goethegesellschaft, VIII, Nr. 736, dazu Anmerkung S. 199 f. — Nicolai, Reisebeschreibung I, 88. — A. W. von Schlegels Kritische Schriften I, 309. — Jean Paul, Vorschule der Aesthetik, § 78. — Die sonstige Litteratur bei Goedeke. — Döring's Biographie ist nur ein Auszug aus Gruner.

Zu Hans Wilhelm v. Thümmel: Meusel V (1827). — Eine kurze Biographie geht den Nachgelassenen Aphorismen (1827) voran. — Goethes Werke, IV. Abthlg. XII, 103 ist ein interessantes Concept eines Briefes zum ersten Mal abgedruckt.

August Wilhelm v. Th., der Sohn Friedrich Christian's, Stiefsohn des Dichters Moritz August, ist geboren in Sonneborn bei Gotha im J. 1774, wurde Oberst der kgl. sächsischen Cürassiergarde und starb im J. 1814 an seinen bei Courtenay erhaltenen Wunden. Er blieb unvermählt. Sein zweibändiger Roman „Ferdinand" erschien zuerst 1803. Der Held, ein Tugendbold, wird von einer Leidensstation zur anderen geschoben. So oft auch eine Potiphar seinen gewundenen Lebenspfad kreuzt, vermag sie nichts über den greisen Jüngling, der im Schneckenhause posthumer Wertherstimmungen glücklich so weit geführt wird, daß der Autor ihn für würdig erachtet, ihm das Räthsel der Abkunft zu lösen und ihn mit einem Engel von Braut zu beschenken. Die stilistische Führung fordert den Tadel oft noch mehr heraus als die Charakteristik. Die grammatischen Fehler wurden in der Neuauflage (1808) meist verbessert. Verräth dieses Erstlingswerk auch nicht einen Hauch väterlicher Genialität, so bricht sich in dem dreiactigen Lustspiele „Die kleinstädtischen Freier" (Coburg und Leipzig 1807) das Bestreben Bahn, das Vorbild Kotzebue in der Komik der Charaktere und Situationen wie in der Plattheit der Ausdrucksweise zu erreichen. Durch nationale Gesinnung unterscheidet sich Th. vortheilhaft von seinem Muster. Die „Dramatischen Scenen zum geselligen Vergnügen" (ebd. 1804) dürften auf derselben Linie wie das genannte Lustspiel liegen. Sie waren mir unerreichbar.

Goedeke, Grundr. V, 394. — Die biographischen Daten verdanke ich gütiger Mittheilung der Mitglieder der Familie v. Thümmel in Gotha und Dresden. Richard Rosenbaum.

Thümmig: Ludwig Philipp Th., der intime Schüler und Schicksalsgenosse des Philosophen Christian Wolff, wurde geboren am 12. Mai 1697 zu Helmbrechts als Sohn des dortigen Pfarrers und nachmaligen Subdiakonus in Culmbach Georg Peter Th. Auf dem Lyceum zu Culmbach und der Fürstenschule zu Heilsbronn vorgebildet, begab er sich 1717 nach Halle, um bei Wolff, dessen philosophisches System ihn lebhaft anzog, persönlich zu hören. Wolff nahm in sehr wohlwollend auf, machte ihn zu seinem Famulus und suchte ihn in jeder Weise zu fördern. Nachdem Th. 1721 die Magisterwürde erworben hatte, begann er in Halle Vorlesungen zu halten, und zwar unter so großem Beifall, daß er schon zwei Jahre darauf, trotz der Opposition von Wolff's Gegnern, zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt wurde. Als nun aber 1723, infolge der fortgesetzten Machinationen Joachim Lange's und anderer

Widersacher, Christian Wolff die bekannte geharnischte Cabinetsordre erhielt, die ihn seines Lehramts entsetzte und ihm binnen achtundvierzig Stunden den preußischen Staat zu räumen befahl, floh Th. in Begleitung seines Meisters nach Marburg. Auf Wolff's dringende Empfehlung wurde er 1724 als Professor der Philosophie am Collegium Carolinum zu Cassel angestellt, setzte hier seine fruchtbare wissenschaftliche Schriftstellerthätigkeit weiter fort und verfaßte namentlich das zweibändige Werk „Institutiones philosophiae Wolffianae, in usus academicos adornatae“ (T. I. Francof. et Lips. 1725; T. II. ibid. 1726); ein Compendium, welches Wolff selbst als die beste und getreueste Darstellung seines Lehrgebäudes gerühmt hat. Th. starb, erst dreißig Jahre alt, zu Cassel am 15. April 1728.

Zedler's Universallexikon XLIII, 1809. — F. W. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte XVI, 167 ff. O. Liebmann.

Thun-Hohenstein: Josef Maria Graf Th.-H., Fürstbischof von Passau, geboren am 24. Mai 1713, † zu Mattighofen in Oberösterreich am 15. Juni 1763. Er erhielt 1739 bezw. 1741 Kanonikate zu Salzburg und zu Passau und ging dann als Auditor der Rota und Gesandter des Königs von Ungarn nach Rom. 1742 wurde er (von dem Erzbischof von Salzburg) zum Bischof von Gurk ernannt und am 18. Februar von Benedict XIV. consecrirt. Einige Tage später hatte er dem Cardinal-Staatssecretär im Auftrage Maria Theresia's eine Remonstration gegen ein Breve zu überreichen, worin der Papst Karl VII. als Kaiser anerkannt hatte. In der Diöcese Gurk wirkte er als eifriger Bischof, errichtete namentlich ein Priesterseminar zu Straßburg, dessen erster Vorsteher der Benedictiner Gregor Zallwein wurde. Am 10. November 1761 wurde er von dem Domcapitel zu Passau einstimmig zum Bischof gewählt. Am 23. Mai 1762 wurde er dort inthronisirt. Während seiner kurzen Regierung bemühte er sich namentlich um die Verbesserung des Schulwesens, auch um die Errichtung eines Priesterseminars, 1762 veröffentlichte er den ersten Band einer Uebersetzung des Neuen Testamentes mit Anmerkungen.

Wurzbach 45, 30. — Werner, Gesch. der kath. Theologie, S. 272.

Reusch.

Thun-Hohenstein: Graf Leo Th.-H., österreichischer Minister für Cultus und Unterricht und Politiker, entstammte einem der ältesten deutschen Adelsgeschlechter des österreichischen Kaiserstaates. Ursprünglich in Südtirol ansässig, kam es im 17. Jahrhundert nach Böhmen, wo Freiherr Christoph Sigmund v. Th. Schloß und Herrschaft Tetschen 1628 käuflich an sich brachte. Durch die Erwerbung der Herrschaft Hohenstein in Niedersachsen wurden die böhmischen Thun in den Grafenstand erhoben, und von diesem Besitze, der nicht lange in ihren Händen blieb, behielten sie Titel und Namen. Im Laufe der Zeit waren in Böhmen drei Majorate entstanden. Als dritter Sohn des Grafen Franz Anton und der Gräfin Theresia Maria, geborenen Gräfin Brühl in Sachsen, wurde auf dem Stammschloß Tetschen Graf Leopold am 7. April 1811 geboren; in der Familie kurz Leo gerufen, nahm er später bei der Firmung diesen Namen zu seinem Taufnamen hinzu, so daß er officiell Leopold Leo, gewöhnlich jedoch schlechtweg Leo genannt wurde. Außer den älteren Söhnen, dem Grafen Franz, bekannt als hervorragender Förderer der Kunst, Mitbegründer des Prager Museums und von 1853—1861 Kunstreferent im Ministerium für Cultus und Unterricht, und dem Grafen Fritz, der die diplomatische Laufbahn betrat und als Gesandter in Stockholm, München, Berlin und Petersburg rühmlich wirkte, entstammten dem schönen und glücklichen Ehebunde noch zwei Töchter, die Gräfinnen Anna Maria und Juza. Der Ernst, die Geschlossenheit des ganzen Wesens, der fortschrittfreundliche und auf werkthätige Menschenliebe gerichtete Sinn des Vaters,

die hohe Begabung, die tiefinnerliche Religiosität und Demuth der Mutter, erzeugten in Leo jene Energie und unbeugsame Ueberzeugungstreue, jenen streng christlichen Sinn und jenes unbedingte Pflichtgefühl, jenen ernsten, aber zugleich menschlich milden und gerechten Charakter, der durch einen idealen Zug verklärt, einen gewinnenden Zauber auf alle ausübte, die ihn näher kannten. Und bezeichnend für sein Wesen, das der zartesten Regungen fähig war, ist sein Verhältniß zur Mutter und zur jüngeren, geistvollen Schwester. Zum „prächtigen" Vater sah Leo frühzeitig mit Ehrfurcht und Bewunderung empor, sein ganzes Innere schloß er der Mutter auf, deren Herzensfreude und Gegenstand mütterlicher Sorge er besonders war, und so ungetrübt und herzlich das Verhältniß der Brüder untereinander war, so war es doch die jüngere Schwester, mit der er über alle Fragen, die ihn bewegten, oft und gern Gedankenaustausch pflog. Bei dem geringen Altersunterschied der Knaben wurden sie gemeinsam erzogen und unterrichtet, und obwohl sie alle sehr begabt waren, machte sich doch im Laufe der Jahre die geistige Ueberlegenheit und der tiefere Ernst des Jüngsten geltend. Willig erkannten sie ihm diesen Vorzug zu und räumten ihm in vielen Dingen die Leitung ein. Seit dem Jahre 1822 hatte der treffliche Pädagoge Johann Rohrweck, der später in Prag eine vielgerühmte Erziehungsanstalt errichtete und leitete, die Erziehung der jungen Grafen übernommen. Auch den Gymnasialunterricht erhielten sie unter seiner Leitung im Elternhause. Das Verhältniß zwischen Rohrweck und Leo war von einer Innigkeit und Dauer, die einerseits von dem Einfluß zeugen, den Rohrweck auf den jungen Grafen gewonnen, die aber auch den Charakter des letzteren im schönsten Lichte erscheinen lassen. Nach zwei Richtungen scheint Rohrweck besonders auf seine Zöglinge eingewirkt zu haben: daß er ihnen den Vorzug der Geburt und die Verpflichtung, diesen Vorzug in den Dienst der nothleidenden Menschheit zu stellen und zur Besserung ihrer Lage zu verwenden, zum Bewußtsein brachte, sowie daß er ihr Gerechtigkeitsgefühl zu Gunsten der Unterdrückten rege machte. Der ideale Sinn Leo's bereitete diesen Lehren den günstigsten Boden, so daß sie gerade bei ihm die tiefsten Wurzeln schlugen. Nachdem die jungen Grafen 1826 die Prüfung für die „Grammatikal- und Humanitätsclassen", sowie 1827 die über die beiden „philosophischen" Jahrgänge, die sie gleichfalls in Tetschen „privat" durchgemacht, mit bestem Erfolg abgelegt hatten, sollte nach dem Willen des Vaters der Studiengang abgeschlossen sein. Er wollte nicht, daß sie Staatsdienste nehmen, seine Söhne sollten unabhängig durchs Leben schreiten. Allein die Drohung Rohrweck's, unter solchen Umständen seine Aufgabe als beendet anzusehen und das Haus verlassen zu wollen, half der Gräfin ihren Gatten umstimmen. „Er trat eines Tages", erzählt Helfert, „in Rohrweck's Zimmer und sagte: ‚Also meine Söhne werden Jura absolviren.' Aber vergessen konnte er es nicht, daß der Erzieher seine Pläne gekreuzt hatte; außer den gewöhnlichen Begrüßungen bekam Rohrweck Jahre hindurch kein freundliches, aber auch kein unfreundliches Wort." Vom Wintersemester 1827/28 bis zum Sommersemester 1831 besuchten die jungen Grafen die Prager Universität; neben den juridischen Obligatfächern hörte Leo auch die anregenden Vorträge über Aesthetik des Professors Anton Müller; Musik, besonders Gesang, wurde eifrig gepflegt und die Liebe zu ihr behielt er bis in das höchste Greisenalter; von früher Jugend war auch das Studium der Geologie und der Botanik seine Lieblingsbeschäftigung, und er bewahrte das Interesse für die „scientia amabilis" bis ans Ende. Den Lehrjahren folgten für die Brüder die Wanderjahre von 1831—1835, die besonders von Leo zur Erweiterung des Gesichtskreises, Vermehrung und Vertiefung der Kenntnisse und Vorbereitung für den Eintritt ins praktische Leben redlich benützt wurden. Kleinere und größere Reisen, darunter ein mehrfacher

Aufenthalt in Dresden, wo er mit dem Freiherrn v. Beust, dem späteren österreichischen Reichskanzler, befreundet wurde, ein längerer Aufenthalt in England, wo der Besuch Londons und besonders der altberühmten Universitätsstadt Oxford einen wundersamen Eindruck machte und großes Interesse erregte, endlich ein mehrmonatlicher Besuch von Paris, lehrten manche Einrichtungen kennen, die dem Drange, „nach werkthätigem Eingreifen in das Leben, nach Möglichkeit Nützliches zu schaffen, das gemeine Beste zu fördern, Zustände, die ihm als unrechte oder bedauernswerthe erschienen, beseitigen zu helfen", von dem Leo schon lange beseelt war, den rechten Impuls gaben. Auch persönliche Beziehungen, die für die weitere Entwicklung bedeutsam waren, wurden theils neu angeknüpft, theils inniger gestaltet. Besonders zu nennen sind der Engländer James Hope, der später mit dem nachmaligen Cardinal Manning und andern Gesinnungsgenossen infolge des sogenannten Oxford movement aus der anglicanischen Kirche zur katholischen übertrat, der französische Schriftsteller Cousin und der Rechtsgelehrte Alexis de Tocqueville, dessen Werk: Du système penitentiaire aux États-unis et de son application en France (1832) ihm in die Hände kam und den Muth gab, dem Autor „geradezu zu schreiben" und ihn um die Erlaubniß eines Besuches zu bitten. Leo hatte nämlich dem Gefängnißwesen sein besonderes Augenmerk zugewendet, und in Paris sowohl wie früher in London waren die öffentlichen Wohlfahrtsanstalten, wie die Anstalten für die verwahrlosten Classen der Gesellschaft, für sittliche Hebung der Gefallenen, Erziehungshäuser, Taubstummenanstalten und Blindeninstitute der Gegenstand seiner besonderen Aufmerksamkeit. Bei den Gefängnissen interessirten ihn, wie er Rohrweck schreibt, „nicht so sehr die Details, als zu lernen, worin der Vorzug guter Gefängnisse besteht und wie man es anzufangen hätte, um nützliche Veränderungen herbeizuführen". „Ich habe nicht die Prätension, durch die Gelegenheiten, welche die Reise uns bietet, gleich zu einer praktischen Tüchtigkeit und Einfluß zu gelangen, wozu ich nicht vorbereitet bin. Alles was ich wünsche und erstrebe, ist sehen zu lernen in praktischen Dingen, in allem was zum öffentlichen Leben gehört; zu verstehen, welchen Einfluß gewisse Thatsachen, gewisse Institutionen und Gesetze auf das sociale Leben ausüben; zu erkennen, was man wird studiren und sich aneignen müssen nach der Rückkehr in die Heimath." Der Gedanke an politische Wirksamkeit hatte ihn damals schon mit Macht ergriffen, worunter er aber „nicht bloß Staatsdienst verstanden wissen will, sondern jede Art von Thätigkeit, die auf den Zustand des Vaterlandes oder vielmehr des Volkes, meiner Landsleute, einwirken kann". — Als Frucht seiner Studien über Gefängnißwesen erschien 1836 seine Schrift „Die Nothwendigkeit der moralischen Reform der Gefängnisse mit Hinweisung auf die zur Einführung derselben in einigen Ländern getroffenen Maßregeln beleuchtet", an der Sebastian Jenull, damals die erste Autorität im Criminalsache in Oesterreich, „die ruhige männliche Sprache, die lichtvolle Zusammenstellung der Systeme, die scharfsinnige Prüfung ihres Werthes, sowie die mit aller Klugheit, Vorsicht und Maßnehmung gemachten Vorschläge zur Aufnahme des Besseren" in einem Briefe an den jungen Autor rühmte. Damit hängen auch seine Bestrebungen zur Gründung des „Vereins zum Wohle entlassener Züchtlinge" zusammen, der nach langem Bemühen 1839 zu Stande kam und vornehmlich bezweckte, sie einem ehrlichen Berufe wieder zuzuführen; zur Ergänzung wurde 1841 eine „Anstalt zur Erziehung verwahrloster Kinder" gegründet. Trotz mancher herben Enttäuschungen, die man mit vielen Schützlingen erfuhr, ließ er sich in seinen Bemühungen für diese segensreichen Einrichtungen nicht irre machen. Auch sonst war er im Dienste gemeinnütziger Zwecke eifrig thätig: so war er „Consulent" eines Kreises menschenfreundlicher Damen, die sich der Prager Waisenanstalt annahmen, beabsichtigte

die Errichtung einer Speiseanstalt für Arme und betheiligte sich lebhaft an dem „Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Böhmen". Auch dem 1842 gegründeten „Verein zum Wohle hülfsbedürftiger Kinder" trat er als stiftendes Mitglied bei. Für diese humanitären Bestrebungen wußte er ebenso seine Geschwister anzuregen, wie sein Beispiel in den Kreisen des jüngeren Adels Nachahmung weckte.

Im damaligen Prag pulsirte ein lebhaftes geistiges Leben. Die beiden reichbegabten Stämme des Landes lebten in friedlichem, sich gegenseitig anregenden Wechselverkehr. Aber die Bildung trug einen durchaus deutschen Charakter, wie ja auch die wissenschaftlichen und litterarischen Bestrebungen Deutschlands schon durch die Nähe auf Böhmen eine mächtigere Wirkung ausübten als auf die entfernteren Theile Oesterreichs. Deutsch war die Sprache des Adels und der Gebildeten, das Böhmische war nicht nur von Regierungswegen aus Amt und Schule verbannt, sondern war auch als Bauernsprache verpönt. Gleichwohl wagten sich, anfangs schüchtern, dann immer drängender, die czechisch-nationalen Bestrebungen hervor, aber da zunächst das litterarische Interesse überwog und das politische zurücktrat, wurden sie von vielen Deutschen getheilt, und in dem „Žiska" Alfred Meißner's fand diese wohlwollende Gesinnung für die litterarischen Bestrebungen der Czechen auf Seite der Deutschen ihren poetischen Ausdruck. Auch Leo wandte frühzeitig seinen Eifer der Hebung der böhmischen Sprache zu. Zwar war auch für ihn das Böhmische eine fremde Sprache, die er erlernt hatte, wie das Französische und Englische, aber es stand ihm näher als diese, obwohl er sie im mündlichen und schriftlichen Gebrauch nicht in demselben Maaße beherrschte. Aber wenn auch nicht national als Czeche, betrachtete er sich doch politisch als Böhme. Seine glühende Heimathsliebe galt dem ganzen Lande, und er empfand schmerzlich die Ueberlegenheit des einen Stammes, des deutschen, und die völlige Unterwerfung des andern, des czechischen, was die Sprache betraf. Auch mag sein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl in ihm das Streben rege gemacht haben, das Seine beizutragen, das Unrecht, das an der von der Regierung zu wenig gepflegten, ja vernachlässigten böhmischen Sprache begangen wurde, zu beseitigen. Dazu kamen der Aufschwung, den in jener Zeit die böhmische Litteratur nahm, und die persönlichen Beziehungen mit Hanka, Jungmann, Palacký, Šafařik u. a. Am deutlichsten spricht sich dies ideale, aus den edelsten Motiven entsprungene Streben in dem Nachworte seines ersten schriftstellerischen Versuches im Jahre 1833, der nicht gedruckt worden ist, aus in den Worten: „Mögen sie (diese Blätter) wenigstens die Anhänger der Germanisirung davon überzeugen, daß die entgegengesetzte Ansicht auf durchaus tadellosem und edlem Grunde beruhen kann, und ebenso den warmen Vertheidigern der böhmischen Sprache beweisen, daß die, welche an ihren Bemühungen keinen Theil nehmen, dazu nicht bloß durch Gleichgültigkeit gegen das Wohl des Vaterlandes, sondern durch ganz entgegengesetzte Rücksichten sich veranlaßt und verpflichtet glauben können; beiden Theilen aber darthun, daß das Argument: wer böhmisches Brot ißt, soll auch böhmisch reden, gerade so viel und so wenig beweist als das: die Bauernsprache paßt nicht für Gebildete, sondern daß man seine Handlungsweise streng auf Gerechtigkeit gründen müsse, wo sie die herrschende werden kann . . ." Erst 1842 erschien dieser Aufsatz „in bedeutender Umarbeitung, vielmehr in ausgereifterer Ausgestaltung" unter dem Titel: „Ueber den gegenwärtigen Stand der böhmischen Litteratur und ihre Bedeutung". In dem schon 1841 geschriebenen Vorwort — die Druckbewilligung durch die Censur ließ etwas lange auf sich warten — bedauert er, daß man in den leitenden Kreisen nichts wisse „von dem, was in böhmischer Sprache erscheint, nichts von den ausgezeichneten Männern, die sich ihrer zu höheren Zwecken bedienen, oder sind ihnen ihre

Namen auch nicht ganz fremd, so kennen sie doch ebensowenig von den Tendenzen und dem Gehalte der Schriftsteller, wie von dem Inhalte und von den Wirkungen ihrer Werke, und so oft sie von einem böhmischen Buche reden hören, halten sie es im vorhinein für die todte Fehlgeburt eines krankhaft überspannten Nationalgefühls". Die Schrift erwarb ihm reiche Anerkennung im In- und Auslande. Da er seine Aufmerksamkeit auch der Lage der Slaven in Ungarn zuwandte, schickte er sie auch Franz Aurel v. Pulszky, und daraus entwickelte sich ein Briefwechsel, der zwar zu keiner Einigung der divergirenden Ansichten führte, aber für beide ritterlichen Streiter ehrenvoll war. Der nicht für die Oeffentlichkeit bestimmte Brief, mit dem Th. die Discussion für geschlossen erklärte, erzwang sich so sehr die Bewunderung des Gegners, daß Pulszky es sich nicht versagen konnte, ihm noch einmal zu schreiben und sein Bedauern auszudrücken, daß Th. dies letzte Schreiben als nicht für die Publicität geeignet erklärt hatte, „da gerade dieses ein Denkmal einer so humanen und liebenswürdigen Gesinnung ist, daß sie selbst seinen heftigsten Gegnern Achtung und Wohlwollen abzwingt" und ihm die Hand zu freundschaftlichem Drucke anbietet. Unter dem Titel: „Die Stellung der Slovaken in Ungarn" ließ Th. 1843 diesen Briefwechsel, vermehrt um einen „Rückblick" erscheinen, nachdem die Briefe bereits in er „Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn" (Leipzig, O. Wigand) erschienen waren. Den letzten Brief, den Th. selbst als Fehdebrief erklärte, und die Antwort Pulszky's hat erst vor kurzem Helfert aus den Thunischen Papieren veröffentlicht. Einige Aufsätze zur Slavenfrage erschienen auch in der „(Augsburger) Allgemeinen Zeitung" aus der Feder Thun's, und die Erfahrungen, die er im praktischen Dienst infolge der Vernachlässigung der böhmischen Bildung und Sprache machte, gaben ihm Anlaß zu einer Denkschrift „Ueber die Beziehungen des Wiederauflebens der böhmischen Sprache zu der österreichischen Regierung", die er 1842 maßgebenden Orts einreichte.

Auch die Hebung des heimischen Schulwesens und die Grundsätze, nach denen es eingerichtet sein sollte, beschäftigten ihn, und wie ein Aufsatz aus dem Jahre 1838 zeigt, lauteten seine Forderungen dahin: „Kindern, die keine andere Sprache können, werde der Unterricht ausschließend böhmisch ertheilt: sollen sie deutsch lernen, so geschehe es mittelst der böhmischen Sprache; man sorge für Lehrer, die ihrer Muttersprache vollkommen mächtig sind." Seine materielle Unterstützung ermöglichte es auch, eine böhmische Lehranstalt zu gründen und für sie ein eigenes Haus anzukaufen. Eine wichtige Voraussetzung für diese Bestrebung war aber die Schaffung eines tüchtigen Lehrerstandes; mit Eifer betheiligte er sich daher an der Errichtung der Anstalt zur vollständigeren Ausbildung der Lehramtscandidaten für Volksschulen. Die Anregung war aus dem Kreise des böhmischen Lehrerstandes selbst ausgegangen, eine Anzahl böhmischer Cavaliere und Kirchenfürsten hatten Beträge gezeichnet und 1844 wurde vom Kaiser der Plan einer „Privatanstalt zur Ausbildung von Volksschullehrern" genehmigt. Allein mit der bald darauf erfolgenden Abreise Thun's nach Wien gerieth die Sache ganz ins Stocken.

Th. war unterdeß schon lange im praktischen Dienst in mannichfachen Zweigen thätig gewesen. 1836 war er beim Prager Criminalgericht eingetreten, machte dann seine fiscalamtliche Conceptspraxis durch und erhielt 1840 eine überzählige Auscultantenstelle beim böhmischen Landrechte. Schon als er den Entschluß faßte, sich dem öffentlichen Dienste zu widmen, hatte er die künftige Civilpraxis im Auge, und wenn ihn auch seine Neigung, wie er gelegentlich Tocqueville in einem Schreiben bekannte, zur Justiz zog, da ein politischer Posten unter einer Regierung, mit deren System er sich nicht befreunden könnte, für ihn nichts lockendes, vielleicht sogar etwas bedenkliches habe, so könne er

doch nicht leugnen, daß die Verwaltung von viel größerer Bedeutung und Wichtigkeit sei; er sei bereit, fügte er hinzu, sich, da sein letztes Ziel dahin gehe, so viel als möglich zu lernen, in anderen Provinzen verwenden zu lassen, allein die Zeit seiner Hauptthätigkeit wolle er Böhmen widmen.

Neben gründlicher Vorbereitung für alle Zweige des Staatsdienstes versäumte er nicht, seine philosophischen und litterarischen Kenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, und er verfuhr dabei, wie die vorhandenen Aufzeichnungen, Auszüge aus Werken rc. zeigen, mit einer geradezu pedantischen Gewissenhaftigkeit. Mit den Gelehrtenkreisen Prags stand er in engen Beziehungen: so betheiligte er sich an den wöchentlichen Zusammenkünften bei dem gefeierten Herbartianer Exner, der als Professor der Philosophie an der Prager Universität und als Gelehrter einen über die Grenzen der Heimath hinaus reichenden Ruf besaß, und dessen Dienstagsgesellschaften eine kleine Akademie von Gelehrten vereinigten. Der Physiker Doppler, der Aesthetiker Johann Zimmermann, die Historiker Knoll und Palacký ragten unter ihnen besonders hervor; des letzteren deutsch-feindliche Geschichte Böhmens, die in diesem Kreise vor dem Erscheinen vorgelesen wurde, brachte allerdings zeitweilig Störungen des friedlichen Beisammenseins. An Exner hing Th. mit warmer Verehrung, in gewissem Sinne betrachtete er ihn als seinen Lehrer; er blieb mit ihm auch in späteren Jahren in brieflicher Verbindung, und dies, auf gegenseitiger Achtung und Werthschätzung beruhende Verhältniß, denn auch Exner schätzte Th. wegen seiner Fähigkeiten und seines lauteren Charakters, war bestimmend für die spätere gemeinsame Thätigkeit. Die geistige Bewegung, die von dem geistvollen Bernhard Bolzano ausging, erfaßte auch Th., wie aus seinem Briefwechsel mit seinem englischen Freunde Hope hervorgeht, gegen dessen ablehnende Haltung er bis zu einem gewissen Grade die Berechtigung, der Vernunft in Glaubenssachen ein Recht einzuräumen, vertheidigte.

Bereits im J. 1837 hatte Th. das Unglück, daß das Hörvermögen im rechten Ohr bedenklich abnahm; trotz mehrfacher, zum Theil schmerzhafter ärztlicher Eingriffe trat bald wirklich gänzliche rechtsseitige Taubheit ein.

Den politischen Dienst begann Th., wie erwähnt, beim böhmischen Landrecht. 1841 wurde ihm „aus besonderer Gnade“ eine überzählige Rathsprotocollistenstelle verliehen. 1842 zum überzähligen und unbesoldeten Kreiscommissär ernannt, wurde er zunächst dem Kouřimer Kreisamt, das seinen Sitz in Prag hatte, zugewiesen, nach zwei Monaten jedoch zu dem Rakonitzer nach Schlan und 1843 zum Königgrätzer übersetzt. In beiden Stellen hatte er zur vollsten Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und der Bevölkerung gewirkt. 1845 wurde er zum unbesoldeten Secretär bei der niederösterreichischen Landesregierung ernannt, fand jedoch seine Verwendung nicht bei dieser, sondern bei der Vereinigten Hofkanzlei, und zwar zuerst beim illyrischen Departement. Er suchte gleich einen „Meister“ für das Illyrische und arbeitete sich mit größtem Eifer in die ihm fernliegenden, unbekannten Verhältnisse ein; später war er beim Gemeindedepartement thätig, wo er neue Studien machte. Er erlebte jedoch bei den geistlos mattherzigen Zuständen in der Hofkanzlei manche bittere Enttäuschung, indem die eingehenden Vorschläge, die er über wünschenswerthe Aenderungen und Besserungen mühevoll ausgearbeitet hatte, einfach ad acta gelegt wurden; einen Trost hatte er nur daran, daß die Bemühungen älterer Beamten auch keinen besseren Erfolg erzielten.

In Wien pflog Th. neben ausgedehntem Verkehr in den Kreisen der Aristokratie, Umgang mit verschiedenen Männern, die „anregend und erfrischend auf ihn wirkten“, so bei dem Director des Staatsarchivs, Baron Clemens Hügel, „einem hochgebildeten, geistvollen Mann“, bei dem es immer anregende Gesellschaft gab, bei dem jüngeren Baron Sommaruga, dessen „Connexionen junge,

freisinnige, geistreiche Beamte, zum Theil Freunde von Professor Exner, Bolzano u. a." waren. In den juridisch-politischen Leseverein, der die geistige Elite des damaligen Wien umfaßte und in der Bewegung des Jahres 1848 eine hervorragende Rolle spielte, und dessen Mitglieder die meisten dieses Kreises waren, beschloß er einzutreten. Das Burgtheater und die Oper wurden fleißig besucht. Obwohl Thun's Gesichtskreis bei diesen Anregungen und diesem Verkehr sich bedeutend erweiterte und ihn in Wien mehr der österreichische Gedanke zu beherrschen begann, so blieb er doch auch hier zunächst Böhme, und er gab dieser Gesinnung stets unverhohlen Ausdruck. Auch in Wien beschäftigte ihn sein Interesse für die nationalen Fragen und besonders die slavische Litteratur, mit deren Vertretern im Norden und Süden des Reiches er theils persönlich, theils durch schriftlichen Verkehr in Berührung trat; die alten Beziehungen wurden natürlich lebhaft unterhalten.

Unterdessen war das Jahr 1846 herangekommen und mit ihm die Revolution in Galizien, das sich schon lange in politischer Gährung befand. Um die Ordnung im Lande wieder herzustellen, wurde der Gouverneur in Mähren, Graf Rudolf Stadion, als außerordentlicher bevollmächtigter Hofcommissär dahin entsendet. An demselben Tage, an dem Th. davon erfuhr, hatte er sein Gesuch um die Stelle eines Hofsecretärs überreicht, er stellte sich daher für Galizien zur Verfügung. „Von dem Resultate der Mission (Stadion's)", schrieb er seiner Schwester Juza, „hängt das Glück oder Unglück Galiziens und die Ehre der Monarchie nicht weniger ab, als es schien, daß sie von dem Feldzuge, zu dem es gar nicht mehr kam, abhängen werde. So gut es also in der Ordnung war, daß sich zu jenem Feldzuge Freiwillige meldeten, ebenso und noch mehr scheint es mir in Ordnung, daß man gleiche Bereitwilligkeit zeige, jetzt der Regierung zur Pacification des Landes seine Dienste anzubieten." Stadion, dem er seine Bereitwilligkeit mitgetheilt, hatte ihm zugesagt, daß er ihn „wahrscheinlich" mitnehmen werde, und am 22. Juli empfing er die Weisung, daß er „im Vertrauen auf seinen bisher bewiesenen Diensteifer und auf seine Geschäftsgewandtheit" als Regierungssecretär und Hülfsarbeiter Stadion beigegeben werde und daß er die Reise nach Galizien anzutreten habe. Th. hatte sich, als ihm die Aussicht winkte dahin zu gehen, sofort um einen Lehrer des Polnischen umgesehen, und er benützte die erste Zeit seines Aufenthaltes im Lande eifrig, sowohl diese Sprache als die ruthenische, in der er sich auch in die Geheimnisse der ihm fremden Schriftzeichen zu vertiefen hatte, zu erlernen; mit größtem Ernste suchte er sich auch mit Einrichtungen und Gewohnheiten des Landes vertraut zu machen, namentlich gaben ihm die religiösen Verhältnisse Anlaß zu eingehenden Studien. Der Arbeit gab es auch sonst genug. Aber Rudolf Stadion war der ihm gestellten Aufgabe nicht gewachsen. Zunächst wurde „im Interesse der öffentlichen Ruhe und im Interesse der Dominien" eine provisorische Landessicherheitswache organisirt und wurden kreisamtliche Expposituren errichtet. Die Durchführung dieser Aufgaben gab Leo — die Ausarbeitung der Systemaloperate war ihm übertragen worden — Gelegenheit, durch Reisen das Land und seine Verhältnisse kennen zu lernen, und er benutzte sie nicht bloß „zur theoretischen Bereicherung seiner Kenntnisse, sondern diese in seinem Berufe zu Nutz und Frommen des allgemeinen Besten praktisch zu verwerthen und zu verwenden", indem er auf Mittel und Wege zur Abhülfe erkannter Uebelstände bedacht war. Als er am 28. November das Decret des Obersten Kanzlers erhielt, laut welchem er zum Dienste bei der Vereinigten Hofkanzlei wieder einzurücken habe, stellte Stadion seiner „gediegenen Geschäftskenntniß", seinem „Eifer für alles Gute", sowie den „ausgezeichneten Eigenschaften" seines Charakters das glänzendste Zeugniß aus. Aber auch im Lande, in welchem er sich volles Ver-

trauen erworben hatte, sah man ihn ungern scheiden. Nach seiner Rückkehr nach Wien war er, wie es scheint, dem galizischen Departement zugetheilt.

In diese Zeit seines zweiten Wiener Aufenthaltes fällt seine Vermählung mit der feingebildeten Gräfin Karoline, der Tochter des Grafen Karl Clam-Martinitz, in dessen Hause er schon lange verkehrt hatte und mit dessen Sohn, Graf Heinrich Jaroslav, ihn innige Freundschaft verband. Der Clamische Familienkreis, insbesondere die geistvolle Gräfin, geborene Lady Selina Meade, Tochter Lord Guilford's, hatte auf Th., nach seinem eigenen Geständniß, einen „starken moralischen Einfluß" ausgeübt. Am 14. October 1847 wurde der Bund, der auf Jahre langer zarter Neigung und „auf der gegenseitigen tiefen Sympathie ihres Seelen- und Geisteslebens" gegründet war, geschlossen. Die Ehe blieb, um dies gleich hier vorwegzunehmen, kinderlos; aber an seiner Gattin gewann Leo eine Frau, die mit starkem Geiste und regstem Interesse an allem theilnahm, was ihren Mann beschäftigte, deren Denken und Fühlen vollkommen in dem seinigen aufging und die heute nur in der Erinnerung an ihn und an seine Wirksamkeit lebt.

Zur Ordnung der Verhältnisse in Galizien war inzwischen an Stelle des schwachen Grafen Rudolf, sein Bruder, der geniale Staatsmann Graf Franz Stadion, bis dahin Gouverneur des Küstenlandes, zum Gouverneur von Galizien ernannt worden. Th. hatte beschlossen, sich um einen sicheren Posten zu bewerben — er war bis dahin „überzähliger unbesoldeter Hofsecretär der Vereinigten Hofkanzlei" — und stellte sich Stadion nach seiner Ankunft in Wien vor. Dieser empfing ihn, obwohl er sonst für niemanden zugänglich war, sofort in freundlicher Weise und sagte, als Th. seine Bewerbung vorgebracht, er habe ihn dazu auffordern wollen, weil er ihn um des Dienstes willen jetzt in Galizien angestellt zu sehen wünsche. Th. erkannte Stadion, wie er in einem Briefe kundgibt, „in der vollen Einsicht der außerordentlichen Schwierigkeit seiner großen Aufgabe", aber auch „voll entschlossener Thatkraft und Vertrauen in die siegende Kraft guten Willens und gewissenhafter Einsicht". Am 30. October wurde Th. zum Gubernialrath bei der galizischen Landesstelle ernannt, und im November traf er mit seiner jungen Gattin in Lemberg ein. Die Behaglichkeit seiner Häuslichkeit wurde noch erhöht, als auch sein Freund und Schwager Heinrich, der der Landesstelle zugewiesen wurde, anfangs 1848 in Lemberg eintraf und in demselben Hause eine Wohnung fand. Doch die Ereignisse des bewegten Jahres warfen ihre Schatten voraus, und als die Nachrichten der Wiener Märztage in Lemberg eintrafen, war die Stadt in hellem Aufruhr. Zwar gelang es Stadion, durch Festigkeit und Energie der gesetzmäßigen Gewalt zum Siege zu verhelfen — er hatte die geforderte allgemeine Bewaffnung nicht gewährt, aber auch gewaltsame Maßregeln nicht angewendet —, jedoch die Bewegung griff im Lande immer mehr um sich, und Th. hatte eine dringende Mission in einige Kreisstädte Ostgaliziens erhalten. Angesichts der unsicheren Zustände veranlaßte er seine junge Frau, zu ihrer Mutter nach Wien zu reisen, er selbst begab sich nach Stanislau, um im Namen des Gouverneurs sogleich die nothwendigen Anordnungen zu treffen, um dem Gesetz volle Geltung zu verschaffen. Nach der Weisung Stadion's sollten die Nationalgarde, die sich eigenmächtig gebildet habe, sowie jene, welche dem ergangenen Verbote zum Trotz ihre Waffen bisher nicht abgelegt hätten, entwaffnet, und alle aus der Stadt ausgewiesen werden, die sich, ohne Geschäfte zu haben, nur zu dem Zwecke eingefunden hätten, um zur Bildung der Nationalgarde beizutragen. Mit größter Unerschrockenheit beharrte er auf der Durchführung dieser Maßregeln, trotz der gefahrdrohenden Haltung der aufgeregten Menge. Aehnliche Missionen, wie in Stanislau, hatte er in Zloczow, Zaleszczyki und Tarnopol zu erfüllen. Hier erhielt er am

17. April die Nachricht, daß er als Gubernialpräsident mit gleichzeitiger Ernennung zum Wirklichen Geheimen Rath nach Prag berufen sei. Zum Statthalter war Erzherzog Franz Joseph bestimmt worden; doch ging man davon später wieder ab, so daß eigentlich Th. Statthalter war. Die Veranlassung zu dieser Berufung ergibt sich aus dem von Pillersdorf und Ficquelmont ausgefertigten Decret, wo Pillersdorf Gelegenheit nimmt, „das vollste Vertrauen auszusprechen, daß Th. mit seiner, während der Dienstleistung bei der Vereinigten Hofkanzlei bewährten Einsicht, Ehrenhaftigkeit und genauesten Kenntniß der Zustände Böhmens, ihn in seinem Bestreben, die Constitution des Vaterlandes zum wahren Wohle der Völker Oesterreichs auszuführen, thätigst unterstützen und durch das Band gegenseitigen Vertrauens in den Stand setzen werde, den hochherzigen Gesinnungen für das Wohl seines (Thun's) Vaterlandes kräftigen Vorschub zu geben". Stadion sprach ihm in dem Enthebungsschreiben vom 15. „für die in jeder Beziehung ausgezeichnete dienstliche Verwendung den innigsten Dank und die vollste Anerkennung" aus. So sehr es seinem stets gehegten Wunsch entsprach, in Böhmen zu wirken, entfuhr ihm dennoch jetzt der Seufzer: „Wie viel lieber hätte ich noch ein paar Jahre unter Stadion gewirkt!" Und wie er sich der Schwierigkeit der Aufgabe, vor die er gestellt ward, bewußt war, verräth der Ausspruch, den er that, als er den Ruf seines Kaisers erhielt: „Wahrlich, in dieser Zeit arger Verwirrung kann doch niemand, dem der Eid des Staatsbeamten heilig ist, danach lüstern sein, einen solchen Posten zu übernehmen." Der Amtsantritt verzögerte sich; am 2. Mai übernahm Th. die Führung der Geschäfte.

Th. trat sein Amt in Prag, wie es in einem gleichzeitigen Bericht heißt, „zu einer Zeit an, als infolge der Feigheit und Lethargie Rudolf Stadion's" — er war nach dem Scheitern der galizischen Mission als Oberstburggraf nach Prag versetzt worden — „der Boden tief aufgewühlt, die Massen erregt und anarchische Zustände angebrochen, die Gemüther besonders dadurch ergrimmt waren, daß Fürst Windischgrätz, gegen welchen die Wiener Protest eingelegt hatten", auf seinen Posten zurückgekehrt war; „gegen diesen war ausschließlich die Prager Junirevolution gerichtet. Der halbrevolutionäre, von der Wiener Regierung halb anerkannte Nationalausschuß stand unter dem Einfluß der Straße und der ganz undisciplinirten Galerie. Die Straße war erregt, die Emeuten drängten sich, die Behörden waren lahm — in diesen Zuständen übernahm Th. aus den behandschuhten, parfümirten Händen Stadion's die Zügel der Regierung. Ein öffentlicher Anschlag, welcher die Verhängung des Standrechts in unmittelbare Aussicht stellte, brachte dem Volke Kenntniß von dem Amtsantritt Thun's".

Die Verhältnisse hatten in Prag denselben Verlauf genommen wie in Wien, dort wie hier hatte eine kleine aber ungemein rührige Partei sich der Agitation bemächtigt, nur daß sie in Prag einen national-czechischen Charakter trug; der Wiener Aula entsprach das Prager Museum, der Legion die „Svornost" (= Eintracht, in gewissem Sinne ein lucus a non lucendo). Bald nach der Uebernahme des Präsidiums gab Th. eine Probe seiner Festigkeit und Unerschrockenheit. Es waren Gerüchte von beabsichtigten Demonstrationen aufgetaucht, so daß die Nationalgarde aufgeboten wurde. Th. trotzte jedoch der Gefahr, mit festem Schritte betrat er den Saal und befahl persönlich der massenhaft ausgerückten Garde abzurücken. Sein Muth imponirte der Galerie und keine Sitzung verlief ruhiger als diese. Ein Deutscher „aus dem Reiche" machte in einem Bericht in einer auswärtigen Zeitung die Bemerkung: „das ist der Mann, an welchem sich die Störenfriede die Zähne ausbeißen werden". Nach den Wiener Ereignissen des 15. Mai und der Flucht des kaiserlichen Hofes nach Innsbruck vereinigten sich die Regierungsfreunde und die Czechen in dem Rufe der Loslösung von

Wien. Th. berief den böhmischen Landtag auf den 7. Juni und erklärte, die „vom Kaiser ihm anvertraute Regierungsgewalt zur Aufrechterhaltung des Thrones und der Verfassung anwenden zu wollen“. Der Forderung aber sich czechische Vertrauensmänner zuzugesellen, setzte er die Erklärung entgegen: „Er werde vielleicht die Wiener Ministerialrescripte nicht annehmen können, aber auch ohne den Beirath des Nationalausschusses wissen, welche Maßregeln er zu ergreifen habe.“ Als aber infolge der Vorgänge am 26. Mai in Wien der Radicalismus zum Siege gelangt war und das Ministerium allen Halt verloren hatte, erklärte Th. am 29. Mai auf Drängen des Nationalausschusses, „die Hemmung des freien Verkehrs mit dem Ministerium und die notorische Unfreiheit desselben veranlasse ihn, einen verantwortlichen Regierungsrath für Böhmen, eine provisorische Regierung einzusetzen“. Unter Anhoffnung der a. h. Genehmigung wurde dieser aus acht Mitgliedern bestehende provisorische Regierungsrath im Einverständnisse der obersten Militär- und Landesbehörden auch sofort eingesetzt. Es wurden Abgeordnete nach Innsbruck geschickt, um die Zustimmung des Kaisers einzuholen. Sie wurde jedoch verweigert und damit dem Minister des Innern Recht gegeben, der schon am 1. Juni gegen die Bildung einer provisorischen Regierung protestirt und Th. aufgefordert hatte, ihr wenigstens bis zur Entscheidung des Kaisers keine Folge zu geben. Th. rechtfertigte sich damit, „den provisorischen Regierungsrath nur für solche den Wirkungskreis der Landesstelle überschreitenden inneren Landesangelegenheiten eingesetzt zu haben, welche durch die außerordentlichen Verhältnisse infolge der Ereignisse in Wien unverschieblich werden dürften“. Mit Kundmachung vom 29. Juni wurde der Regierungsrath, ohne in Wirksamkeit getreten zu sein, für aufgelöst erklärt.

Die schon vorhandene Spannung und Erregung der Gemüther, insbesondere das Selbstgefühl der czechischen Nationalgarde, wurde noch gesteigert durch den Slavencongreß, der anfangs Juni in Prag abgehalten wurde. Slaven aus allen Ländern, Russen, Serben, namentlich viele Polen kamen in Prag zusammen. Da die Czechen in einer Erklärung ihre treue Anhänglichkeit an die Dynastie versicherten und betonten, lediglich die Gleichberechtigung aller Nationalitäten in Oesterreich anzustreben, sowie die Integrität und Souveränetät des Kaiserstaates schirmen zu wollen, gelang es ihnen, in den adeligen Kreisen Anhänger zu finden. Th. billigte wol den Congreß als im Interesse Oesterreichs gelegen, unterließ es aber nicht, gegen die hervortretenden großslavischen Tendenzen seine warnende Stimme zu erheben. Durch den Ausbruch des Aufstandes am 12. Juni (Pfingstmontag), im unmittelbaren Anschluß an eine pomphaft inscenirte große Slavenmesse, fand der Congreß ein jähes Ende. Während dieses Aufstandes zeigte Th. die ganze Festigkeit und Unerschütterlichkeit seines Wesens. Auf die erste Nachricht vom Ausbruche desselben war er von der Prager Kleinseite nach der Altstadt, in der schon vielfach durch Barricaden die Communication verhindert war, geeilt. Von Studenten erkannt, die ihm mit gefälltem Bajonnet in den Weg traten, wurde er, nicht ohne Lebensgefahr, da einige kurzen Proceß machen wollten, umringt, in das Clementinum (Theil der Universität) geführt und als Geisel für zu erzwingende Zugeständnisse gefangen gehalten. Er erklärte jedoch als Unfreier nicht Chef der Regierung zu sein und sich zu keinerlei Kundgebung oder Handlung, die auf die öffentlichen Angelegenheiten Einfluß haben könnten, herbeizulassen. Von den Barricaden herab und auch von einer ins Generalcommando entsendeten Deputation würde gedroht, den Gouverneur aufzuhängen, falls nicht das Militär zurückgezogen wurde, wogegen Fürst Windischgrätz erklärte: wenn dem Grafen Th. ein Leids geschähe, werde er das Clementinum umzingeln und, was sich dort von Aufständischen befinde, über die Klinge springen lassen. Der Gefangene imponirte seinen Wächtern durch seinen Gleich-

muth, insbesondere durch die Ruhe, mit der er das ihm gebrachte Essen verzehrte. Auch seine Gattin bezeigte dieselbe Festigkeit. Als sie von der Gefangennehmung Thun's und von seiner Weigerung hörte, die von ihm verlangten Erklärungen und Forderungen an den Fürsten Windischgrätz zu unterschreiben, und daß man darum sie bestimmen wolle auf ihren Gemahl einzuwirken, daß er zu seinem und zum allgemeinen Wohle nicht länger anstehe zu erfüllen, was man von ihm verlange, erwiderte sie: „Wenn ich auch so gewissenlos sein könnte, meinen Mann von seiner Pflicht abwendig machen zu wollen, er würde gewiß nie anders als nach seinem Gewissen und nach seiner Ueberzeugung handeln", und dabei blieb sie trotz allen Zuredens und Drohens. Erst am 13. Nachmittags wurde Th. freigelassen, aber noch unmittelbar vor dem Verlassen des Haftzimmers gab er die Erklärung ab, daß er sich durch diese seine Loslösung zu keinerlei Zugeständniß verbunden halte und im Stande der Freiheit einzig nach der Lage der Umstände und dem Ermessen seiner Verpflichtungen handeln werde. Am Arme Palacký's verließ er das Clementinum, der ihm die Worte zurief, die jungen Leute verlangen von ihm nichts, als daß er sich nicht räche. „Ich räche mich niemals", lautete die Antwort Thun's, und diese Zusage hat er gehalten; als Minister verwandte er sich im Kronrath dafür, daß den Studenten das ihnen früher durch kaiserliches Wort verheißene Recht, Vereine zu bilden, zugestanden werde.

Von Anfang an schloß sich Th. auf das engste an den commandirenden General Fürst Windischgrätz an, der in jenen Tagen Proben wahrer Seelengröße ablegte, daß er durch die meuchlerische Ermordung seiner Gattin durch eine Kugel, die ihm selbst gegolten hatte, und die schwere Verwundung seines ältesten Sohnes Gefühle der Rache nicht aufkommen ließ. Dem Fürsten und der Fürstin von Jugend auf ergeben fühlte sich Th. auch als Chef der Civilverwaltung mit dem Vertreter der obersten Militärgewalt solidarisch verbunden. Dies brachte er auch zum Ausdrucke, als die von Wien abgesandten Hofcommissäre, Hofrath Kleczansky und General Graf Mensdorff, die Entfernung des Fürsten vom Generalcommando forderten. Obwol Th. die Ansicht des Fürsten nicht theilte, der erklärte, er könne keinem Ministerium das Recht zuerkennen, ihn eines Amtes zu entsetzen, das ihm der Kaiser verliehen, erblickte er in der Maßregel eine schmachvolle Undankbarkeit gegen den Commandirenden und befürchtete davon eine demoralisirende Wirkung auf die Truppen, die mit Begeisterung an dem Fürsten hingen. Er erklärte bei der Enthebung des Fürsten seine Hand nicht im Spiele haben zu wollen und fest entschlossen zu sein selbst zurückzutreten, wenn jener vom Commando verdrängt würde. Er sei bereit selbst zurückzutreten, wenn ihn die Hofcommissäre seiner Stelle entheben wollten. Davon wollten diese jedoch nichts wissen und der Fürst erklärte seinerseits im Falle der Enthebung des Grafen Th. das Commando, aber nur in die Hände des Kaisers zurückzulegen. Als neuerliche Verhandlungen der Hofcommission auf dem Rathhause dazu führten, daß sie in einer schriftlichen Kundmachung die Bereitwilligkeit des Fürsten zurückzutreten und die vorläufige Uebernahme des Generalcommandos durch den Grafen Mensdorff aussprachen, sagte Th. einer städtischen Deputation, die in ihn drang dahin zu wirken, daß dem Blutvergießen ein Ziel gesetzt werde: „Ich weiß es, meine Zukunft ist in meiner Heimath für immer verloren, die ich entfernt von hier, vielleicht in England, beweinen werde. Aber das ist nun leider klar, daß Ihre Bemühungen um Herstellung der Ruhe fruchtlos sind, und daß sich meine schöne Vaterstadt eher in einen Schutthaufen verwandeln lassen wird, als sich freiwillig zu ergeben und zur Ordnung zurückzukehren." Er versicherte, daß er nichts mehr zu befehlen habe und entschlossen sei, seine Stelle niederzulegen und entließ sie „sichtlich ergriffen mit Thränen

in den Augen". Die weiteren Verhandlungen der Hofcommission blieben ohne Erfolg und diese baten den Gubernialpräsidenten und den Commandirenden im Amte zu bleiben und nach ihrem Ermessen zu handeln. Die Aufständischen hatten die Waffenruhe gebrochen und nun mußte die Stadt ihrem Schicksal überlassen werden; am 7. Juni ergab sich die Stadt ohne Bedingungen dem Fürsten Windischgrätz. Mit Recht konnte Th. in dem „Offenen Schreiben an den Prager Bürger Herrn Johann Slawjk in Betreff der Ereignisse in der Pfingstwoche 1848 zu Prag" geltend machen: „Die Ruhe des ganzen Landes stand auf dem Spiele. Es mußte der Sache ein baldiges Ende gemacht werden; denn wo Aufruhr, die Freiheit höhnend, sich mit roher Gewalt hartnäckig behaupten will, da ist es nicht Milde, sondern Schwäche der Regierung, die friedlich Gesinnten seiner Tyrannei Preis zu geben; da ist es Grausamkeit, mit seiner Bekämpfung zu zaudern, weil die Aufgabe des Schwertes um so blutiger ist, je später es gezogen wird. Daß ich die zerstörte Ordnung lieber durch Vermittlung als durch Waffengewalt hergestellt hätte, das habe ich bewiesen, als ich am 23. Mai die Nationalgarde zurückziehen ließ, welche sich vor dem Sitzungssaale des Nationalausschusses aufgestellt hatte, weil augenscheinliche Vorbereitungen zu einem Aufstande getroffen waren; als ich am Pfingstmontage über Barrikaden auf das Altstädter Rathhaus zu eilen versuchte; als ich mich nach meiner Freilassung sogleich auf die von Militär entblößte Kleinseite begab und in dem Gubernialgebäude blieb, obgleich ich von mehreren Seiten aufgefordert wurde, mich insgeheim auf das Schloß zu flüchten und trotz dem Rufe: man solle mich zum Fenster hinauswerfen, der von der Gasse herauf erscholl. Ich rechne es mir nicht zum Verdienste, denn es war meine Schuldigkeit ..." Durch den Maiaufstand kam auch der Prager Landtag, der von Th. zuerst für den 7., dann für den 24. Juni einberufen war und den das czechische Volk und insbesondere die Adelspartei als Beginn der Föderativverfassung so eifrig gewünscht hatten, nicht zu Stande. Am 26. Juni sollte der Wiener Reichstag zusammentreten. Die gleichzeitige Tagung war von vornherein mit allem Nachdruck als unstatthaft erklärt worden. Die Prager Ereignisse hatten die Durchführung der Wahlen, die Th. vor Erlangen des kais. Patents ausgeschrieben hatte, vereitelt. Veranlaßt durch eine Eingabe der czechischen Parteiführer, den Landtag noch vor dem Reichstag, dessen Eröffnung endgültig für den 12. Juli angesetzt war, einzuberufen, richtete Th. an das Ministerium die Bitte den Landtag am 4. Juli eröffnen zu lassen, was als gänzlich unthunlich abgelehnt wurde. Erst am 9. Juli, nach einer weiteren energischen Aufforderung Pillersdorff's, wurde die Wahl der Reichstagsabgeordneten in Prag vollzogen.

Durch alle diese Ereignisse war jedoch die Stellung Thun's in Prag unhaltbar geworden; seine Volksthümlichkeit, zumal bei den Czechen, hatte er eingebüßt, da sie sich in ihren Erwartungen, er werde sich ihren über die von ihm begünstigte Hebung der böhmischen Sprache und Litteratur und völlige Gleichberechtigung der slavischen Stämme überhaupt hinausgehenden Aspirationen zugänglich erweisen, getäuscht sahen — unter sein Bild schrieb man die Worte: „wir haben uns geirrt" (Meylily jsme se) — und die Wiener Regierung ließ ihn fallen, wobei sie dem Druck folgte, den der Wiener Sicherheitsausschuß auf sie ausübte. Am 19. Juli wurde er über Antrag des Ministeriums — auf Pillersdorff war Doblhoff gefolgt — seiner Stelle als Gubernialpräsident in Böhmen enthoben. Da er viele Schmähungen in der Presse, nachdem seine Abberufung bekannt geworden war, erfuhr, richtete er an den Minister ein Schreiben mit der Bitte um Angabe der Gründe, die seine Abberufung veranlaßt hätten. Es dürfe darüber kein Zweifel bestehen, ob seine Absetzung in einer ihm zur Last gelegten Pflichtverletzung oder darin ihren Grund habe, daß

sein Benehmen sich mit den politischen Grundsätzen des Ministeriums nicht in Einklang befinde. Es müsse ihm Gelegenheit gegeben werden sich zu rechtfertigen oder seine eigenen politischen Grundsätze zu vertheidigen: er dürfe nicht grundlosem Verdacht ausgesetzt bleiben. Darauf erwiderte Doblhoff nur mit dem Hinweise, daß die Gubernialpräsidenten als politische Personen zu betrachten seien und daß mit dem Systeme, welches falle, auch nothwendig jene hochstehenden politischen Personen fallen müssen, welche im Sinne jenes Systems mit an der Regierung theilgenommen hätten. Daß Doblhoff selbst unter dem früheren Ministerium im Sinne jenes Systems an der Regierung theilgenommen hatte, ward freilich dabei übersehen. Th. lebte nun als Privatmann in Prag und wartete seine Zeit ab. Seine Bemühung ein Reichstagsmandat zu erlangen, schlug fehl und so widmete er sich ganz schriftstellerischen Arbeiten. Nachdem er in zwei Flugschriften, dem bereits erwähnten „Offenen Schreiben" und einem „Nachtrag zu dem offenen Schreiben" seine Erlebnisse in der Pfingstwoche geschildert und gegen Entstellungen richtig gestellt, schrieb er eine durchaus in gemäßigtem Sinne gehaltene Schrift „Betrachtungen über die Zeitverhältnisse, insbesondere im Hinblick auf Böhmen" und zwar wie jene in böhmischer und deutscher Sprache. Durch die Angabe auf dem Titelblatte der deutschen Ausgabe „aus dem Böhmischen" wird ausgedrückt, daß die Schrift, die die Berechtigung der nationalen Forderungen beweisen wollte, sich zunächst und vornehmlich an die slavischen Landsleute wenden sollte, um ihnen ihre Grenzen zum Bewußtsein zu bringen; deshalb wurde sie böhmisch, wenn auch, wie die Vorrede bekennt, mit Benutzung freundlicher Hülfe, geschrieben. Die Nationalität erscheint ihm als „eines jener Interessen, auf welche der Staatsgewalt kein Einfluß zusteht. Nationalität ist die Sympathie, die zwischen Stammgenossen besteht, die Anhänglichkeit an ihre Sprache und Sitten, und das Bestreben, in ihren Formen Antheil zu nehmen an allem, was die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts bietet. So wenig die Staatsgewalt sich anmaßen sollte, zu entscheiden, wo in der Wissenschaft die Wahrheit liegt, oder welche Religion die beseligendste ist, ebensowenig sollte sie Partei nehmen für die eine oder andere nationale Form, in der die Cultur der Menschheit sich bewegt". Nicht die nationalen Bestrebungen kann er als etwas Vorübergehendes ansehen, auch erscheint es ihm nicht unnatürlich, „daß ein Gefühl, das sich auf alle und vornehmlich auf die geistigen Interessen ganzer Volksstämme bezieht, politische Bedeutung gewinnt". „Nur in der ausschließlich politischen Richtung der Nationalität sehen wir das Vorübergehende der gegenwärtigen Erscheinungen" und er zeigt, wie schädlich es ist, nationale Fragen als ausschließlich politische zu behandeln. So richtig die Forderung nach Gleichberechtigung ist, so unvernünftig erscheint es ihm, wenn in Allem und Jedem unverzüglich factische Gleichstellung verlangt wird. „Wo immer es sich um wirkliches Recht handelt, da gelte gleiches Recht.... Wo es sich nicht um Rechte, wol aber um Förderung öffentlicher Interessen handelt, da werde die Sache gefördert, so wie es eben ihren eigenthümlichen Verhältnissen am besten zusagt, also nicht immer in der Weise „wie ein ähnliches Interesse derjenigen, die eine andere Sprache sprechen".

Bevor diese Schrift jedoch im Druck erschien, wurde Th. mit a. h. Handschreiben vom 28. Juli 1849 zum Minister für Cultus und Unterricht ernannt. Damit begann ein neuer Abschnitt voll rastlosen Schaffens, aber auch voll der schönsten Erfolge im Leben Leo Thun's und in der Geschichte der obersten Unterrichtsverwaltung, der bis zum 20. October 1860 dauerte. Anfang und Ende bedeuten für beide, den Minister und das von ihm geleitete Amt, einen wichtigen Einschnitt, indem am 20. October 1860 nicht nur Th. seine Thätigkeit als Minister beschloß, sondern auch das Ministerium selbst bald darauf als

solches zu bestehen aufhörte und erst 1867 wieder errichtet wurde. Der reichen Begabung, dem eindringenden Wissen, der Energie und Thatkraft Thun's eröffnete sich hier ein weites, reichen Ertrag verheißendes Arbeitsfeld und es mußte ihm wol zur Befriedigung gereichen als Vertreter eines so wichtigen Ressorts im Rathe der Krone zu wirken. Wie er jedoch über die damit übernommenen Pflichten gedacht haben mag, darf man wol aus einer für sein ganzes Wesen so bezeichnenden Aeußerung schließen, die sich in einem Schreiben aus dem Jahre 1846 findet: „Ich bilde mir nicht ein, jedenfalls zum Minister prädestinirt zu sein. Wenn auch mich manchmal nicht übel danach gelüstet, so sage ich mir doch nach jeder erneuten Selbstprüfung: nicht danach zu streben, daß ich es werde, ist meine Pflicht, sondern nur danach, daß ich, falls mir Gott etwas dergleichen beschieden haben sollte, mich dazu so brauchbar als möglich mache".

Um das volle Verständniß für den ungeheuren Fortschritt, den vornehmlich das höhere Unterrichtswesen und das geistige Leben in Oesterreich durch die „Aera Thun" gewonnen, zu ermöglichen, müssen wir wenigstens mit einigen Worten des kläglichen Zustandes gedenken, in dem sich das Bildungswesen in der ganzen vormärzlichen Zeit befand. Das Volksschulwesen hatte sich über die durch die große Kaiserin Maria Theresia durchgeführte Reform nicht nur nicht weiterentwickelt, sondern war eher weit zurückgegangen, die Lehrerbildung und Lehrerstellung lagen vollends im Argen. Das Gymnasium hatte die Organisation des alten Jesuitengymnasiums beibehalten und hielt mit seinen Leistungen dem Vergleich mit diesem durchaus nicht Stand. Es lehrte wol viel Latein, zielte jedoch nur auf Erlangung einer gewissen Sprachfertigkeit ab, damit die Schüler den in lateinischer Sprache an der Universität gehaltenen Vorträgen folgen könnten, verzichtete aber ganz darauf, durch die Lectüre in den Geist auch nur eines Autors oder einer Periode der Litteratur einzuführen. Im Griechischen begnügte man sich mit dem Lehren einer trostlosen Grammatik und dem Lesen einer accentlosen Chrestomathie. Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur gab es nicht, trotzdem Oesterreich von dem litterarischen Aufschwung durchaus nicht unberührt blieb und die Geister sich mächtig regten. Geschichte und Geographie, Naturwissenschaften und Theile der Mathematik wurden meist oberflächlich behandelt und eine Prüfung aus Naturgeschichte wurde nur von den vom Schulgelde Befreiten verlangt; seit 1819 blieben die Naturwissenschaften trotz der großen Fortschritte auf diesem Gebiete und der dadurch bedingten Erweiterung des Gesichtskreises vollkommen ausgeschlossen. Das Festhalten am Classenlehrsystem verhinderte von vornherein eine allseitige Anregung der Schüler. — Obwol sich Oesterreich rühmen konnte die erste technische Hochschule geschaffen zu haben, konnte der technische Unterricht doch nicht recht gedeihen, weil ihm die Voraussetzung, wie sie nur eine entsprechende Vorschule bieten kann, fehlte, denn der Realschulunterricht war über die ersten Anfänge nicht hinaus und es mangelte an der Verbindung mit der Technik. Am lebhaftesten spiegelten die Universitäten die Inferiorität des Bildungswesens wieder. Sie stellten ein zusammenhangloses Gemenge von theologischen, medicinischen und juristischen Fachschulen dar, die nur die Aufgabe hatten, dem Staate gute Beamte zu liefern, denn „wir brauchen nur gute Beamte, keine Gelehrten" und „die leitende Classe solle nicht mit Kenntnissen luxuriren" lautete die Losung. Ein gelehrtes Studium, das die Pflege der Wissenschaft als Selbstzweck betrachtet, gab es nicht und die Universität war ein Körper ohne Seele, da ihr das fehlte, was sie erst zu einer universitas litterarum macht: die philosophische Facultät. Was mißbräuchlich so genannt wurde, das zwei- oder dreijährige sogenannte philosophische Studium, ein Zwitterding zwischen Gymnasium und Universität, aber mit dieser vereinigt, verdiente diesen Namen nicht und war

nur ein dienendes Institut, da es die sechzehnjährigen, aus den Gymnasien kommenden Jünglinge auf die Fachstudien, die man auch Brotstudien nannte, vorbereiten mußte. Die Professoren hatten sich strenge an den vorgeschriebenen Lehrgang zu halten und waren an die k. k. Lehrbücher oder ihre von der Behörde geprüften und genehmigten „Hefte“ gebunden. Diese wurden meistens gedruckt den „Hörern“ in die Hände gegeben, die dann kaum mehr thaten, als sich aus diesen Handbüchern für die Semestral- und Annualprüfungen vorzubereiten. Selten kam es vor, daß ein Professor das Wagniß beging, das ihn um Amt und Brot bringen konnte, sich von diesem behördlichen Gängelbande frei zu machen. Sorge um Heranbildung eines wissenschaftlich und pädagogisch tüchtigen Lehrstandes oder akademischen Nachwuchses kannte man nicht; die Stellen wurden durch Concursprüfungen besetzt; selbständige wissenschaftliche Leistungen waren eher ein Hinderniß als eine Empfehlung für die Candidaten. Freilich fehlte es trotzdem nicht an hervorragenden Gelehrten, aber sie waren in ihrem Wirken gehemmt, auch nicht an tüchtigen Köpfen unter den Schülern, aber nur die bedeutendsten konnten unter der systematischen Unfreiheit gedeihen und verdankten, was sie wurden, eigener Arbeit und Selbstbildung. So unleugbar einzelne an sich Hervorragende gelegentlich aus dieser Originalität der Bildung Vortheile ziehen konnten, so groß bleibt doch die Versündigung, die man an der Allgemeinheit beging. Ueberall machte sich der Josephinische Utilitarismus geltend, wozu im Polizeistaat der Francisceisch-Ferdinandeischen Epoche der geistige Druck und die Bevormundung, die hermetische Abschließung Oesterreichs gegen jeden freien Hauch, der von außen kommen konnte, hinzukam. Nur die medicinischen Studien, die nicht staatsgefährlich schienen, nahmen einen bedeutenden Aufschwung. In den höheren Ständen des Adels und der Geistlichkeit fehlte es nicht an einsichtigen Männern, die diese Uebelstände erkannten und auf ihre Abstellung bedacht waren; an Vorschlägen kam ein reiches Material zusammen. Aber auch die oberste Studienbehörde, die von Maria Theresia eingesetzte Studienhofcommission, verschloß sich dieser Einsicht nicht. Allein sie war immer mehr verknöchert; sie veranlaßte wol Berathungen, konnte sich jedoch zu einem energischen Schritt, den Rath in die That umzusetzen, nicht aufraffen. Da kam das Sturmjahr 1848 und sein Frühlingswehen beseitigte die Commission, die ein Hemmschuh für alle Besserungen geworden war. Der Antheil der Aula an den bleibenden Errungenschaften der Märzbewegung kam in der Schaffung des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht zum Ausdruck; damit war die Bahn für eine gedeihliche Reform frei geworden. In rascher Folge wurden die vorbereitenden Schritte gethan. Franz Frhr. v. Sommaruga, der erste Unterrichtsminister, Ernst Frhr. v. Feuchtersleben, der feinsinnige Dichter, Arzt und Seelendiätetiker, und als dieser nach den Aufregungen des Octoberaufstandes zurückgetreten war, Dr. Jos. Alex. Helfert, als Unterstaatssecretär, vor allem der durch jenen als Ministerialrath berufene Exner, der sich schon im Vormärz durch treffliche Arbeiten zur Studienreform hervorgethan hatte, waren eifrig am Werke. Lehr- und Lernfreiheit, die von Studentendeputationen aus Prag und Wien verlangt worden war, wurde verkündet, den Lehrkörpern die Leitung der Schulen zugestanden, wissenschaftliche Sammlungen an den Schulen gegründet, das Volksschulwesen gehoben, vor allem die philosophischen Jahrgänge von der Universität abgetrennt und mit den sechs Gymnasialclassen zu dem achtclassigen, aus Ober- und Untergymnasium bestehenden Gymnasium vereinigt. Die Grundlagen der ganzen Unterrichtsreform wurden von Exner in dem „Entwurf der Grundzüge der Reform des öffentlichen Unterrichts“ festgelegt und dieser Entwurf bereits am 18. Juli 1848 veröffentlicht. Außer einer Reihe wichtiger Einzelverfügungen, die das Einsetzen einer gründlichen Reform vorbereiteten,

ist aus dieser Frühzeit noch die Berufung einiger bedeutender Gelehrter aus Deutschland, wie des Philologen Georg Curtius, des Physiologen Ernst Brücke u. a. zu erwähnen: für die Schulreform die bedeutsamste war die des Philologen Hermann Bonitz, damals Gymnasiallehrers in Stettin, den Exner 1842 in Berlin kennen gelernt hatte. Allein die Verhältnisse waren unsicher, da nach dem schon im Juli 1848 erfolgten Rücktritt Sommaruga's ein Provisorium das andere ablöste und zudem die aufgeregten Zeiten nur ein Stückwerk ermöglichten; erst mit der am 2. December 1848 eingetretenen großen Veränderung im Staatswesen und der Ende Juli 1849 erfolgten Ernennung Thun's zum Minister waren die Voraussetzungen für eine gedeihliche und energische Durchführung des Reformwerkes gegeben. Th. machte die Uebernahme des Amtes davon abhängig, daß die bis dahin vom Ministerium des Inneren verwalteten Cultusagenden mit denen des Unterrichtsministeriums vereinigt würden. Bei dieser Forderung mag ihn nicht nur seine streng kirchliche Gesinnung sondern auch die staatsmännische Erwägung geleitet haben, daß diese Agenden in einem Staate wie Oesterreich, mit seiner vorwiegend katholischen Bevölkerung, so sehr ineinandergreifen, daß ihre Scheidung zu großen Schwierigkeiten Anlaß geben mußte; die Vereinigung wurde genehmigt und Th. der erste Minister für Cultus und Unterricht in Oesterreich. Ob diese Verbindung an und für sich eine berechtigte oder heilsame ist, darüber mag das Urtheil verschieden lauten, daß sie aber, wenn man die Zeitverhältnisse, in denen Th. zu wirken berufen war, berücksichtigt und den ganzen Zeitraum seines Wirkens überblickt, eher genützt als geschadet hat, wird jeder Unbefangene zugestehen. Nach den Stürmen des Revolutionsjahres war die Zeit des Absolutismus und der Reaction gekommen, die zuerst durch den Militarismus, dann durch die Kirche den Staat wieder auf feste Grundlagen zu stellen suchte und die allzusehr auseinanderstrebenden Theile des Reiches durch die centralistische Verwaltung wieder zur Einheit zu verschmelzen unternahm. In dieser Zeit war Th. der rechte Mann am rechten Platze. Begabt mit reichem Talent, von frühester Jugend an bestrebt, seinen Wissenskreis zu erweitern, an seiner Selbstbildung rastlos arbeitend, sich nur im Höchsten Genüge thuend und von ernstestem Pflichtgefühl beseelt, ward er ein Mann von hohem Flug der Gedanken, universellen Kenntnissen, erstaunlicher Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Durchbildung. Mit allen Zweigen des Staatslebens innig vertraut und von einer seltenen Beherrschung aller praktischen Hülfsmittel der Politik, brachte er seiner Aufgabe vollste Hingebung und klarstes Verständniß entgegen. Energisches Wollen und zielbewußtes Handeln, das bei kleinlicher Bedenklichkeit nicht Halt machte, zeichneten ihn ebenso aus wie hohe Idealität des Denkens und Empfindens, und was daher an ihm bewundert wurde, das war die ganze geistige Potenz des Mannes. Zwar ermangelte er der schöpferischen Originalität und er gab sich daher willig dem Einfluß größerer Geister hin, aber er drückte allem, was er that und wofür er stritt, den geistigen Stempel seines eigenen Wesens auf. Hatte er aber einen Gedanken gefaßt, so war er auch der Mann ihn durchzuführen und ohne Rücksicht auf Beifall oder Widerspruch, auf Erfolg oder Mißerfolg dabei zu beharren; stets ließ er sich aber von sachlichen Motiven leiten, ohne persönlichen Raum zu geben. In religiöser Hinsicht Katholik von strengster Ueberzeugung und der Kirche treu ergeben, hatte er doch die größte Hochachtung vor der Wissenschaft und scheute sich nicht, gegen publicistische Angriffe aus dem eigenen Lager es auszusprechen, daß wissenschaftliche Arbeit dem Staate und der Religion nicht gefährlich sei: daß, wer an Christenthum glaube, auch an die siegreiche Macht der christlichen Wahrheit glauben dürfe und daß etwaige Ausschreitungen durch

die Wissenschaft selbst ihre Heilung finden; die Unterrichtsverwaltung habe nur zu sorgen, daß einseitige wissenschaftliche Richtungen an der Universität nicht ihres sachlichen Gegengewichtes entbehren. So war Th. auch hierin frei von jeder Starrheit, und wie er selbst vertrauten Umgang mit Männern pflog, die mit ihren Ueberzeugungen auf ganz anderem Boden standen als er — es braucht hier nur an die durch seinen auch in politischer Hinsicht interessanten Briefwechsel bezeugte, auf gegenseitiger Hochachtung und Werthschätzung beruhende Freundschaft mit dem freisinnigen Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün) erinnert zu werden — so ließ er sich auch bei Berufungen von Gelehrten und Lehrkräften nur von der Tüchtigkeit, ohne Rücksicht auf Confession und Abstammung leiten. In politischer Hinsicht streng conservativ, neigte er doch den Liberalen in der Forderung unbedingter Freiheit der Individuen und Volksstämme zu — in diesem Sinne kann man es verstehen, wenn Beust von Th. sagt, daß er früher liberal gewesen — freilich verkannte er die Tragweite der den einzelnen Königreichen und Ländern oder, wie man sie später nannte, den historisch=politischen Individualitäten auf Kosten der Reichseinheit zu machenden Zugeständnisse. Aber in einer centralistischen Regierung zu wirken berufen, stellte er das Reichsinteresse weit über das der einzelnen Theile, daher die unerbittliche Strenge, mit der er am deutschen Unterricht in Böhmen, Galizien und Ungarn als dem unerläßlichen Verständigungsmittel der Gebildeten festhielt. Erleichtert wurde Thun's Aufgabe durch seine hohe sociale Stellung, die viele Schwierigkeiten von vornherein fern hielt oder etwa auftauchende besiegen half. Ausschlaggebend für seine Beurtheilung ist endlich die unbestrittene Lauterkeit seiner Absichten. Dem inneren Menschen Th. entsprach auch sein Aeußeres. „Eine hohe, fast reckenhaft kräftige Gestalt, ein männlich schöner Kopf mit einem ernsten und doch eines Zuges von Wohlwollen nicht entbehrenden Antlitz, ein Organ von wohlklingender Tiefe, all das verbunden mit den einfachsten und doch edelsten Formen", so schildert Leopold v. Hasner, der spätere Unterrichtsminister und Schöpfer des Reichsvolksschulgesetzes, der nachmals sein größter politischer Gegner ward, aber stets mit ihm in achtungsvoller Freundschaft verbunden blieb, noch in hohen Jahren den entschieden günstigen Eindruck, den der „merkwürdige Mann" auf ihn machte, als er das erste Mal ihm entgegentrat. Und von dem Zauber, der von Th. ausging, spricht Eduard Hanslick mit bewundernden Worten: „Mit dem ernsten, dunklen Blick harmonirte die ernste, dunkle Stimme, ein Baß von seltener Tiefe, aber weichem Wohllaut. Gerade aus diesen Augen und aus dieser Stimme, deren düsterer Ernst so viele abschreckte, quoll eine fascinirende Macht. Ich hätte Leo Thun immer ansehen, seiner Stimme immer lauschen mögen".

Von dem ernsten Eifer, mit dem sich Th. den Agenden seines Ressorts widmete, gewinnt man wol schon durch die Einsicht in die Acten eine rechte Vorstellung. Seiner Art, den Dingen auf den Grund zu gehen, getreu, unterzog er alle nur einigermaßen bedeutenderen Stücke der genauesten Durchsicht; die meisten zeigen Spuren dieser eingehenden Revision, nicht wenige haben durch seine Aenderungen eine andere Gestalt gewonnen und nicht selten wurde das ursprüngliche Concept durch ein von ihm neu geschriebenes ersetzt. Aber damit ist die Sache nicht erschöpft. Denn das meiste — und sein Interesse erstreckt sich bis auf das scheinbar Unbedeutende — wurde in mündlichen Erörterungen erwogen, so daß verhältnißmäßig nicht soviel geschrieben wurde. Unter allen Agenden wandte jedoch Th. mit besonderer Vorliebe seine Thätigkeit dem mittleren und höheren Unterricht zu, daher führte die Thunische Aera auf diesen beiden Gebieten die größte Umgestaltung herbei. Und die Begeisterung, mit der der Minister sich an die Durchführung der großen Aufgaben machte, erfaßte die

Beamten, die mit immer mehr wachsender Verehrung an ihm hingen, allen voran der unermüdliche Exner, der das ganze Reformwerk leitete, und sein Beirath Bonitz. Mit einer so beispiellosen Raschheit wurden die geeigneten Maßnahmen getroffen, daß in kurzer Zeit nicht nur der Grund gelegt, sondern auch der Aufbau des Gebäudes vollendet und das Werk gekrönt werden konnte. Den Mittelschulen wurde durch den von Exner und Bonitz noch vor der Ernennung Thun's ausgearbeiteten und von diesem vollkommen gebilligten „Entwurf der Organisation der Gymnasien und Realschulen in Oesterreich", gewöhnlich kurzweg „Organisationsentwurf" genannt, im Anschluß an das Bestehende und unter Zugrundelegung der Anregungen österreichischer Schulmänner nach dem Muster bewährter auswärtiger, zumal preußischer Gymnasialeinrichtungen eine Gestaltung gegeben, die nicht nur den Bedürfnissen der Zeit genügte, sondern auch für die Zukunft eine Grundlage schuf, die allen Anstürmen bisher siegreich widerstand und je mehr sie sich einlebt, um so größere Gewähr dauernden Bestandes bietet. Mehr als es in Deutschland der Fall war, wurde hier das richtige Gleichgewicht zwischen den realistischen und humanistischen Fächern angestrebt „und zwar so, daß durch ihr Zusammenwirken auf den verschiedenen Stufen immer eine harmonische Ausbildung und allseitige Entwicklung der Geister erreicht werde". Und dieser Entwurf, der nicht Erstarrung beabsichtigt, sondern die Keime lebensvoller Fortentwicklung in sich birgt, hat in der Entwicklungsgeschichte des Mittelschulwesens der jüngsten Zeit über die Grenzen seines eigentlichen Wirkungskreises hinaus, vor allem in der preußischen Mittelschulreform des Jahres 1892, die verdiente Anerkennung gefunden. Bereits September 1849 wurde seine Einführung der kaiserlichen Genehmigung empfohlen und 1854 für ihn nach seiner Erprobung die a. h. Sanction erwirkt. Welch große administrative Arbeit nöthig war für diese neue Institution erst die Voraussetzungen zu schaffen, braucht kaum besonders betont zu werden.

Ein Uebelstand, der trotz aller früher darauf verwendeten Mühe nicht hatte behoben werden können, weil er im Wesen des früheren Studiensystems begründet war, waren die Lehrbücher, die „ein Spott von ganz Deutschland geworden waren"; auch hierin wurde Wandel geschaffen. Den nächsten Bedürfnissen wurde durch Einführung von in Deutschland erprobten Lehrmitteln abgeholfen, und die heimische Lehrerwelt zur Abfassung geeigneter Lehrbücher ermuntert. Schon im J. 1850 wurde die „Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien" vom Ministerium begründet, die nach allen Richtungen aufklärend, belehrend und anregend auf die Lehrerschaft wirkte.

Die Hochschulen erfuhren eine gründliche Umgestaltung. Die Organisation der akademischen Behörden wurde in einer Weise geregelt, daß die Freiheit der inneren Verwaltung der Universität, dieses Palladium der deutschen Hochschulen, dem sie ihre großartige Entwicklung verdanken, ebenso gewahrt wurde, wie dem Ministerium der ihm zustehende Einfluß gesichert ward. Durch die neue Studienordnung und Disciplinarvorschrift sowie die Einführung von Collegiengeldern wurde die verheißene Lehr- und Lernfreiheit erst recht zur That; aber auch die Stellung der Hochschullehrer wurde durch Regelung der Gehaltsfrage gesichert. Durch genaue Bestimmung über die Stellung, Rechte und Pflichten der Privatdocenten wurde für den Nachwuchs akademischer Lehrer vorgesorgt und diese wichtige Institution innerlich gefestigt. Die Einrichtung von Seminarien an den Universitäten, sowie die Einführung einer neuen Prüfungsvorschrift schufen die Vorbedingungen für die Heranbildung eines tüchtigen Mittelschullehrerstandes. Die Gründung des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, das erst unter Albert Jäger's, dann unter Th. v. Sickel's Leitung, allmählich zu einem Musterinstitut dieser Art wurde, bereitete den Boden nicht nur für fruchtbringende

Studien auf dem Gebiete vaterländischer Geschichte, die Th. wegen der Beseitigung der über Oesterreich verbreiteten Geschichtslügen sehr am Herzen lag, sondern auch für die lebhafte Betheiligung Oesterreichs an den großen Aufgaben der deutschen Geschichtsforschung. Den Bedürfnissen des Staates für die Heranbildung eines tüchtigen Beamtenstandes wurde durch Anordnungen über die Staatsprüfungen für die Studirenden der Rechts- und Staatswissenschaften entsprochen. Aber wie das weltliche bedurfte auch das theologische Studium einer gründlichen Reorganisation, und es erhielt sie, und zwar wurden nicht nur die theologischen Studien an den Facultäten und den Diöcesan- und Klosterlehranstalten geregelt, sondern es erhielt auch die evangelisch-theologische Lehranstalt durch eine Studienordnung und Disciplinarvorschrift die feste Gliederung einer Facultät. Ihre Vereinigung mit der Universität wurde jedoch nicht gestattet und ist auch heute noch nicht durchgeführt.

Die eigenartigen Verhältnisse Ungarns und der italienischen Provinzen fanden ebenso ihre eingehende Würdigung wie die der deutsch-slavischen Länder. In Ungarn wurde das Mittelschulwesen neu gestaltet, die Universität Pest neu organisirt und das Institut der Rechtsakademien neu geregelt und erweitert. Wie schlecht auch die Ungarn auf Th. wegen seiner allzu weit gehenden Unterstützung der Bachischen Germanisation zu sprechen sind, seine Verdienste um Hebung des Gymnasialwesens insbesondere sind nicht vergessen. „Vom politischen, confessionellen und nationalen Standpunkt hat man dieselbe mit Recht bekämpft", sagt Schwicker, „aber diese Tendenzen lagen dem Reformwerke keineswegs zu Grunde, sie waren ihm vielmehr von außen her aus politischen Gründen aufgenöthigt worden. Der Pädagoge jedoch kann sich über dieses Reformwerk nur günstig äußern. Die Principien desselben sind richtig und auch deren Ausführung war in den meisten Punkten eine glückliche. Die sich dagegen auflehnten, gehörten größtentheils dem früheren Schlendrian des ungarischen Gymnasialwesens an. Leider, daß die Politik auch diesen Opponenten zum Siege verhalf." Was hier vom Gymnasialwesen gesagt wird, gilt auch vom Hochschulunterricht. Und wie in Ungarn, so ist auch in den früheren italienischen Provinzen Oesterreichs die durch die Thunische Reform herbeigeführte Besserung der Unterrichtsverhältnisse in bleibender Erinnerung geblieben; auch auf die Entwicklung des Schulwesens im späteren Königreich Italien war sie als Vorbild von ebenso unverkennbarem als wohlthätigem Einfluß.

Die technischen Hochschulen nahmen dadurch, daß die Habilitirungsvorschrift auch auf sie ausgedehnt und eine neue Studien- und Disciplinarordnung geschaffen, endlich die Aufnahme in dieselben an Bedingungen geknüpft wurde, die eine geeignete Vorbildung der Studirenden bezweckte, einen höheren Aufschwung. Und wie die Gymnasien als Vorstufe der Universitäten, so fanden auch die Realschulen als Vorschulen der technischen Institute größere Beachtung. Aber wie die Gymnasien nicht nur für den Besuch der Universitäten vorbereiten, sondern eine abgeschlossene allgemeine Bildung vermitteln sollten, so hatten auch die Realschulen neben ihrer Aufgabe als Vorbereitungsschulen für die technischen Lehranstalten auch für die praktischen Bedürfnisse des Gewerbslebens zu sorgen. In Anerkennung dieser Wichtigkeit wurde eine Vermehrung der Realschulen sowie ein Plan zur Erweiterung des gewerblichen Unterrichts durch Hebung und Vermehrung der mit jenen verbundenen Handwerker-, Sonntags- und eigentlichen Fachschulen entworfen. Th. wandte diesem Gegenstand besondere Aufmerksamkeit zu und der betreffende Vortrag an den Kaiser muß als grundlegend bezeichnet werden für die Organisation dieses hervorragenden Zweiges der Unterrichtsverwaltung, dessen Ausgestaltung eine der bedeutendsten Errungenschaften der neuesten Zeit ist. Durch Errichtung von nautischen Schulen und Reorgani-

sirung des nautischen Unterrichts wurde den besonderen Bedürfnissen Dalmaziens und den Interessen des Reiches Rechnung getragen.

Die Volksschulen erfuhren zwar keine durchgreifende Umgestaltung, doch wurde durch eine sehr große Zahl von Verfügungen der Volksschulunterricht gehoben und die Lehrerstellung und vor allem die Lehrerbildung vielfach gebessert; die Schulen in Wien erfuhren eine neue Organisirung. Freilich hatte gerade der niedere Unterricht durch die Ungunst der Zeitverhältnisse am meisten zu leiden und konnte erst durch Schaffung der freien Schule einen bedeutenden Aufschwung nehmen.

In die erste Zeit der Thätigkeit Thun's fällt auch die Neuorganisation des Theresianums. „Aus Gründen der Oeconomie und der Unzulässigkeit gesonderter Standesinteressen" war bereits früher die Aufhebung dieser reich ausgestatteten großartigen Schöpfung der großen Kaiserin beschlossen worden. Stadion war es, der auf der Auflösung trotz alles Einspruches Exner's bestand und sich davon einen großen Effect versprach. Da aber die kaiserliche Entschließung diese Aufhebung nur im Grundsatze genehmigte und nähere Vorschläge über Bestimmung des Gebäudes, der Sammlungen u. a. abverlangte, so war die Erhaltung dieser Anstalt nicht nur möglich, sondern auch gesichert. Doch erfuhr sie eine gründliche Neugestaltung, die den großen Aufschwung, den sie seither genommen, erst ermöglicht hat. Zunächst wurde die Curatel dem Ministerium untergeordnet. Bald darauf wurden mit kaiserlicher Genehmigung die Bestimmungen über den Fortbestand der k. k. Theresianischen Ritterakademie unter der Benennung „Theresianische Akademie" als Erziehungsanstalt festgesetzt; sie sollte nicht nur Adeligen zugänglich sein, sondern das an ihr befindliche Gymnasium auch von Externisten besucht werden können und die Erziehung und der Unterricht weltlichen Lehrern anvertraut werden. Wie diese höchste Pflanzschule des Adels, für deren Fortbestand auch politische Erwägungen maßgebend waren, so erfuhr auch unter dem Einfluß des Ministeriums eine ihm nicht direct untergeordnete Anstalt eine gründliche Umgestaltung: die Orientalische Akademie. Aus einer Sprachschule wurde sie ein Musterinstitut für die Heranbildung von Consulareleven für den Orient.

Im Zusammenhang mit der Wirksamkeit der Unterrichtsverwaltung für Hebung des Unterrichts in allen seinen Zweigen stehen auch die Verfügungen, die den öffentlichen, staatlichen (Universitäts- und Studien- oder Lyceal-) Bibliotheken eine reichere Ausstattung und freiere Gestaltung gaben. Aber auch sonst hat sich Th. um die Hebung des geistigen Lebens in Oesterreich bleibende Verdienste gesichert, und zwar nicht nur auf dem Gebiete der Wissenschaft sondern auch auf dem der Kunst. Durch die Umgestaltung der Akademie der bildenden Künste aus einer Kunstbehörde und Kunstgesellschaft in eine höhere Kunstschule und die Wiedereinführung von Kunstausstellungen an derselben wurde dem künstlerischen Leben und Streben in Oesterreich ein neuer Impuls gegeben. Die Umgestaltung der Akademie wurde von dem, wie erwähnt, als Kunstreferent im Ministerium wirkenden Grafen Franz Thun, „diesem ausgezeichneten, für die Kunst in wahrer Begeisterung erglühenden Mann", wie Karl v. Lützow ihn nennt, durchgeführt. Hierher gehört auch die Mitwirkung bei der Erweiterung der Aufgaben und der inneren Gliederung der „Centralcommission für die Erhaltung und Erforschung älterer Baudenkmale", die durch ihre in den einzelnen Kronländern bestellten Conservatoren eine die antiquarische Forschung belebende und fördernde Thätigkeit entfaltet. Das Werk Thun's ist endlich auch die Organisation der 1851 ins Leben gerufenen „Centralanstalt für Meteorologie und magnetische Beobachtungen".

Damit wäre die Thätigkeit des Unterrichtsministers Th., insoweit

sie eine Reform des Unterrichtswesens herbeiführte, im wesentlichen gekennzeichnet. In der Hauptsache war sie im J. 1854 mit der Sanction des Organisationsentwurfes abgeschlossen. Von da an gerieth sie ins Stocken und beschränkte sich, insoweit nicht die durch das Concordat geschaffenen Verhältnisse Einbußen brachten, auf den Ausbau der ins Leben gerufenen Institutionen. Der Tod Exner's, der Seele der Reformthätigkeit, auf der einen, der durch die Zeitlage gehinderte Einfluß von Bonitz auf der anderen Seite, hemmten die Fortentwicklung. Die zweite Hälfte der Ministerschaft Thun's wird vornehmlich durch die Thätigkeit des Cultusministers ausgefüllt. Während aber dort Bleibendes geschaffen wurde, das dem leitenden Minister das uneingeschränkte Lob aller unbefangen Urtheilenden gesichert hat, hat die Folgezeit das Gebäude, das der Cultusminister aufgeführt hat, von Grund aus abgetragen. Für Th. erwies sich die Vereinigung der beiden Agenden insofern als nachtheilig, als im Urtheil der Zeitgenossen der Unterrichtsminister entgelten mußte, was der Cultusminister gethan. Während die conservative Partei ihn wegen seiner Kirchenpolitik mit bewundernder Verehrung feierte, klagte ihn alles, was sich zum Freisinn in Oesterreich bekannte, gerade deshalb hart an. Die Nachwelt muß, will sie gerecht urtheilen, die Ueberzeugungen des Mannes und die Zeitverhältnisse in Rechnung ziehen. Die Signatur erhielt die Zeit durch den Abschluß des Concordats mit Rom. Dieses brachte Bestrebungen der Kirche zu Ende, die auf dem constituirenden Reichstag von Kremsier (November 1848) ihren Anfang nahmen, durch Verkündigung der Grundrechte im Verfassungsoctroi (März 1849), die jeder vom Staate anerkannten Kirche und Religionsgenossenschaft volle Autonomie zusicherten, ihre Verstärkung erhielten und die dahin zielten, die Kirche vom staatlichen Einflusse zu befreien, die jedoch im Concordat dazu führten, daß der Staat zu Gunsten der Kirche sich wichtiger Prärogative entäußerte und unter die Herrschaft der Kirche kam. Im Einklange mit den Beschlüssen der Bischofsversammlung waren auf Grund zweier Vorträge Thun's an den Kaiser über die Verhältnisse der Kirche zum Staat und zum öffentlichen Unterricht anfangs 1851 der Kirche eine Reihe werthvoller Zugeständnisse gemacht worden; vor allem wurde das placetum regium, woran die katholischesten Monarchen stets mit größtem Eifer festgehalten hatten, preisgegeben. Die Summe aller jener und weiterer Zugeständnisse zog das Concordat. Sein eigentlicher Schöpfer war der Fürsterzbischof von Wien, der staatsmännische und gelehrte Cardinal Joseph Othmar v. Rauscher, der mit dem päpstlichen Pronuntius Viale Prelà die Verhandlungen führte. Die Mitwirkung Thun's als des leitenden Cultusministers war schon wegen der Durchführung des zwischen dem Kaiser von Oesterreich und dem Papst geschlossenen „feierlichen Vertrages" selbstverständlich; wenn er aber im verstärkten Reichsrath versicherte, daß „die Ueberzeugung von der Gerechtigkeit, welche durch das Concordat der katholischen Kirche gegenüber geübt worden ist, es stets zu den stolzesten und freudigsten Erinnerungen seines politischen Lebens mache, zu dieser Maßregel mitgewirkt zu haben", so hat er damit zu erkennen gegeben, daß es seinen innersten Ueberzeugungen entsprach und daß er die Verantwortung dafür vor der Geschichte übernehme. Ein Gegner des Josephinismus, der die „freiheittödtende" Omnipotenz des Staates, wie es in jener Rede heißt, in Anspruch nahm, betrachtete er Staat und Kirche als vollkommen gleichberechtigte Gewalten, und deshalb verlangte er für die Kirche die vollste Freiheit der Selbstverwaltung. Erst als diese gewährt worden, sei „die Bahn für die freiere Gestaltung auch auf anderem Gebiete geebnet" worden. „Die große principielle Bedeutung des Concordates" bestand nach ihm darin, „daß durch dasselbe die Geltung des kanonischen Rechts auf dem Gebiet der Kirche in jedem Theile Oesterreichs wieder Geltung hatte, daß in einer Zeit materia-

listischer Bestrebungen in Oesterreich die sittliche Idee wieder in den Vordergrund gestellt und ein feierliches Zeugniß für die ewige heilige Grundlage des Rechtes abgegeben werde am Vorabende einer Zeit, in der eben diese Grundlage mehr als je aus den öffentlichen Verhandlungen zu verschwinden schien". Durch das am 18. August 1855 abgeschlossene und mit kaiserlichem Patente vom 5. November kundgemachte Concordat erhielt aber die katholische Kirche nicht nur ihre volle Freiheit in Ausübung der ihr zustehenden, aus dem kirchlichen Verbande fließenden Rechte, besonders in Handhabung der Aufsicht und Disciplin über die den Bischöfen untergeordnete Geistlichkeit, in der Erziehung und Unterweisung der für den geistlichen Stand bestimmten Jugend, in der Anordnung der gottesdienstlichen Handlungen, es wurden nicht nur der Geistlichkeit die ihrem Stande entsprechenden Rücksichten und Vorrechte gesetzlich festgestellt und alle Beschränkungen hinsichtlich der Erwerbung von Eigenthum durch die Kirche aufgehoben, sondern es wurde auch der Einfluß der Kirchengewalt auf die Erziehung und den religiösen Unterricht der katholischen Jugend in seinem ganzen Umfange hergestellt und Schulen und Lehrer unter geistliche Ueberwachung gebracht. Die in die bürgerlichen Verhältnisse am tiefsten einschneidende Maßregel war die Einführung eines neuen Ehegesetzes, kraft dessen die Verhandlungen über Schließung und Trennung der Ehe, sowie über ihre Ungültigkeitserklärung den geistlichen von den Bischöfen bestellten Ehegerichten überwiesen wurden, welche nach den Vorschriften des kanonischen Rechtes, dessen Bestimmungen in das Ehegesetz aufgenommen wurden, Recht sprachen, während die Civilgerichte nur mehr über die bürgerlichen Wirkungen der Ehe entscheiden sollten; einschneidend war auch die Regelung der Begräbnißfrage. Auf welche Schwierigkeiten trotz des großen Entgegenkommens die Verhandlungen in Rom und in Wien stießen, erhellt aus den Berichten des Tiroler Geistlichen Alois Flir, der als Rector der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima, päpstlicher Hausprälat, Uditore della Rota von 1853—59 in Rom lebte. So schreibt er 1854: „der Erzbischof von Wien stellte den Grundsatz auf: die Kirche solle in allen kirchlichen Anstellungen frei sein und nur die Verpflichtung auf sich nehmen, keine Persönlichkeiten, welche das Vertrauen der Regierung aus Grund entbehren, anzustellen. Der Grundsatz wurde gestrichen, mit der Note: Josephinismum sapit. Erzbischof Rauscher läßt deshalb den Grundsatz nicht fallen, er gibt ihm nur ein anderes Kleid". Aber auch der Minister war Rom zu wenig willfährig, denn am 15. Januar 1855 weiß Flir zu melden: „Th. steht übrigens nicht so fest, als Du vielleicht aus der Bestätigung des Gymnasialstudienplans vermuthest. Denn eine kirchliche Partei dahier scheint seinen Sturz zu betreiben. Das Anbinden mit Deutschland will man eben nicht zugeben. Eine Parität dieser Art hält man für einen Verrath an der Kirche. Man will das Unterrichtswesen möglichst in kirchliche Hände legen. Daß Wien von Feinden gegen Thun wimmelt, ist bekannt. Es wurde mir gesagt, Thun wäre längst gefallen, wenn nicht Rauscher ihn gehalten hätte. . ." Einige Monate später schreibt er: „Ein Concordat wird sicher zusammengeschweißt. Hindernisse desselben treten übrigens in Oesterreich selbst von der kirchlichen Partei hervor. Der Primas von Ungarn bestürmte den hl. Vater und die Cardinäle, ja nur kein Concordat zuzugeben: die ungarische Kirche verliere dann noch die Freiheiten, die sie von Alters her besessen. Von Olmütz ist der Canonicus U. hier, um die gleiche Tendenz aus absolutem Eifer für die Kirche zu verfolgen." Da jedoch der Primas Szitowsky und der seither verstorbene Erzbischof von Olmütz „den Entwurf des Concordates in Wien gebilligt und mitunterzeichnet", mußte Th. im Auftrag des Kaisers jenem sein Mißfallen zu wissen machen. Aber auch Ketteler blickte mit Argwohn auf die Forderungen Oesterreichs; der Kaiser habe auch in dieser Angelegenheit seinen entschiedenen Standpunkt ein-

genommen und ausgesprochen: ‚Bis hierher, aber nicht weiter‘. Mai 1855 kam Erzherzog Ferdinand Max nach Rom, um im Namen des Kaisers den Dank für das Concordat abzustatten. „Dieser Dank“, schreibt Flir, „mag nicht ganz überflüssig gewesen sein. . . Die Ausfertigung der Urkunde wurde verzögert — obwol doch der hl. Vater selbst im Castel Gandolfo seine volle Zufriedenheit ausgesprochen hatte. Der Dank des Kaisers gibt nun der Urkunde hoffentlich einen Vorschub. Zugleich ersehen wir hieraus, daß in Wien keine Hindernisse mehr zu besorgen sind. Rauscher hat allerdings einige Punkte sub spe rati zugestanden: von Seite des Reichsrathes, vielleicht auch der Minister, wäre ein greller Widerstand zu vermuthen, aber der Kaiser scheint in dieser geistlichen Angelegenheit unbedingt dem Erzbischof zu vertrauen. Das kirchliche Leben wird im Kaiserstaat eine völlig neue Gestalt bekommen; aber der Episcopat und Clerus wird seine Freiheit mit großen Strapazen bezahlen.“

Während auf allen Vereinen der schwere Druck eines strengen Vereinsgesetzes lastete, wurden die Vereine der Katholiken, welche sich ohne Rechtsverbindlichkeit unter geistlicher Leitung zu Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe verpflichteten, davon eximirt, sodaß derlei Vereine nur der Genehmigung und der Oberleitung der Diöcesanbischöfe unterstanden, welcher den Landeschef bloß von der Entstehung und Organisation des Vereins in Kenntniß zu setzen hatte und selbst Beziehungen solcher Vereine zu gleichartigen ausländischen gestatten konnte.

Nicht im gleichen Maße wie der katholischen Kirche kam den Akatholiken die gewährleistete Autonomie zu statten. Zwar wurden auch den Evangelischen und Israeliten manche Freiheiten zugestanden, aber die volle Freiheit brachte erst eine spätere Zeit. Ja, den Israeliten wurde die seit 1848 thatsächlich bestandene vollkommene bürgerliche Gleichstellung wieder entzogen, indem mit kaiserlicher Verordnung vom 2. October 1853 die Beschränkung der Besitzfähigkeit provisorisch wieder hergestellt und eine definitive Regelung ihrer staatsbürgerlichen Verhältnisse als bevorstehend bezeichnet wurde. Und ganz im Sinne der Concordatszeit war es, daß sowol den Protestanten als den Israeliten gegenüber die orthodoxe gegen die freisinnige Richtung im Schoße dieser Religionsgenossenschaften begünstigt wurde.

Auf die schwierigen Verhältnisse, die durch das Concordat, das „gedruckte Canossa“, wie es später im Herrenhause der freisinnige Dichter Anastasius Grün (Graf Anton Auersperg) nannte, geschaffen wurden, kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur erinnert an die permanenten Streitigkeiten und Kämpfe, die es heraufbeschwor, die den gemäßigt liberalen Baron Pratobevera im Abgeordnetenhause veranlaßten, von der „Eiterbeule des confessionellen Haders“ zu sprechen, die beseitigt werden müsse. Am schwersten wurden die geistigen Interessen geschädigt und einsichtsvolle Patrioten mußten befürchten, daß alles mühsam Errungene auf dem Spiele stehe. Dieser Empfindung gab der auch von Th. so hochgeschätzte Dichter Grillparzer, gewiß kein Stürmer und Dränger im Sinne der liberalen Partei, aber ein „Josephiner“ im edelsten Sinne des Wortes, außer anderen beißenden Sprüchen in dem herben Epigramm Ausdruck: „An einen Unterrichtsminister. Einen Selbstmord hab' ich euch anzusagen. Der Cultusminister hat den Unterrichtsminister todtgeschlagen.“ Dieses vielcitirte, 1854 geschriebene geistreiche Wort wurde nicht zur vollen Wahrheit; vielmehr kann man es heute getrost behaupten, daß es das größte Verdienst des ausgezeichneten Mannes war, dem Hebung der Bildung und Christenthum auf gleiche Weise am Herzen lag, daß wenigstens das höhere Unterrichtswesen durch die Ungunst der Zeit keinen allzugroßen Schaden litt. Mit der ihm eigenen Energie wachte er über seinem Werke und war wol bereit, der Kirche und den Bischöfen Zugeständnisse zu machen, die dem Geiste der Organisation nicht zuwider waren,

aber die Organisation selbst blieb ungefährdet gerade durch die Thätigkeit Thun's. Sowol vor als nach Abschluß des Concordats wurden protestantische Lehrer und Gelehrte an Gymnasien und Universitäten berufen, schon aus dem einfachen Grunde, weil die Forderung des Concordats, daß nur katholische Lehrer angestellt werden sollten, nicht erfüllt werden konnte. Mit allem Nachdruck wurde Bonitz, gegen dessen Einfluß von kirchlicher Seite mächtig angekämpft wurde, in seiner Stellung geschützt und diese werthvolle Lehrkraft Oesterreich erhalten — erst 1867 unter der provisorischen Leitung des wieder errichteten Unterrichtsministeriums durch Anton v. Hye nahm Bonitz hauptsächlich infolge der durch den Ausgang des Krieges von 1866 geänderten Verhältnisse seinen Abschied —, gegen die Forderung der Bischöfe, an den Universitäten wieder die (geistlichen) Directoren einzuführen, verhielt sich Th. durchaus ablehnend, und als im J. 1857 für die mit der kaiserlichen Sanction des Organisationsentwurfs für 1858 in Aussicht genommene Revision des Gymnasiallehrplanes Vorschläge auftauchten, die durch Beschränkung des griechischen Unterrichtes, Entfernung der naturwissenschaftlichen Gegenstände aus dem Untergymnasium und eine Erweiterung des lateinischen Unterrichtes in der Weise, daß gegen den klaren Ausspruch des Gesetzes alles Gewicht darauf zu fallen hätte, das ganze Werk in Frage stellten, da säumte Th. mit der rückhaltslosen Offenheit und durchaus sachlichen Behandlung aller Gegenstände, die ihm stets eigen war, nicht, die Vorschläge der Gymnasialzeitschrift mit der Aufforderung zu übermitteln, darüber die Meinungen der Lehrerwelt einzuholen. Die eingehende Discussion über die Vorschläge hatte zur Folge, daß die Gefahr beseitigt und von einer Revision keine Rede mehr war. Die eben skizzirten Vorschläge waren hervorgerufen worden durch das Verdict, das der Jesuitengeneral P. Beckx 1854 gegen die österreichischen Gymnasien gerichtet hatte. Bereits 1852 war die früher gegen die Orden der Jesuiten und Redemptoristen getroffene Verfügung außer Kraft gesetzt und dieselben in Oesterreich wieder zugelassen worden und schon am 20. November 1853 richtete der Unterrichtsminister an den Ordensgeneral der Jesuiten die Anfrage „ob die Gesellschaft Jesu in der Lage sei, bei Entwicklung ihrer Thätigkeit im Gymnasialunterrichte sich in jeder Beziehung nach den in den österreichischen Staaten bestehenden Vorschriften zu benehmen". Am 15. Juli 1854 wurde diese Anfrage entschieden verneinend beantwortet und Beckx, der sein Schreiben veröffentlichte, legte in ernster und würdiger Sprache die Gründe dar, warum der Orden den Organisationsentwurf nicht annehmen könne. Die äußere Organisation zwar greift er nicht an, wol aber richtet er sein Verdammungsurtheil gegen den Lehrplan, und zwar ohne sich um seine Begründung zu kümmern, sondern lediglich wegen seiner Abweichungen von der ratio studiorum der Jesuiten. Darunter begegnen auch die Vorwürfe, die in den obigen Vorschlägen ihren Ausdruck fanden. Th. blieb auch in dieser Frage seinem Standpunkt treu: es wurden zwar dem Orden weitgehende Concessionen gemacht, sodaß es bald einige von den Jesuiten errichtete Gymnasien gab, die das Oeffentlichkeitsrecht hatten und staatsbürgerliche Zeugnisse ausstellen konnten, ohne daß der Staat über sie ein Aufsichtsrecht hatte, aber „unverrückt hielt er an der Bedingung fest, daß, wenn die Jesuiten staatliche Gymnasien übernehmen wollten, sie die Bestimmungen des Organisationsentwurfes und der staatlichen Approbation ihrer Lehrer einhalten müßten und brachte dadurch die Bewegung zum Stillstande". Eine kräftige Unterstützung erfuhren diese auf Erhaltung des Gewonnenen gerichteten Bestrebungen durch den Verlauf des deutschen Philologentages, der, zum ersten Mal in Oesterreich, im J. 1858 in Wien abgehalten wurde; in begeisterter Rede, die geradezu zündend wirkte, schilderte Th. beim Festmahle die Bedeutung der Philologie und feierte „die Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in

Deutschland und Oesterreich als eine Idee, deren fortschreitende Entwicklung er mit freudiger Theilnahme beobachte". Und als bald darauf die Bischöfe der lomb.-venet. Königreiche an den Kaiser eine Beschwerde gegen die neue Gymnasialeinrichtung richteten und der Statthalter Erzherzog Ferdinand Max (der nachmalige Kaiser von Mexico), bereits eine Commission zur Berathung des Lehrwesens einberufen hatte, stellte Th. dem Kaiser die Consequenzen vor, wenn man in den Provinzen über allgemeine Maßregeln der Regierung tagen und klagen dürfe und die Commission wurde verboten. Man begreift es demnach, daß Rauscher, wie Flir am 15. Januar 1859 meldet, „vieles an den gegenwärtigen Zuständen des Studienwesens mißbilligt", und daß er Th. nur zu halten suchte, weil er seine Persönlichkeit liebe und es noch schlechter würde, wenn er zurückträte.

Mit dem unglücklichen Ausgang des italienischen Krieges von 1859 trat ein Wendepunkt in der inneren Politik des Kaiserstaates ein. Die absolutistisch-centralistische Regierung wurde durch das Octoberdiplom (20. October 1860) beseitigt und verfassungsmäßige Zustände angebahnt. Im Vordergrund stand die Regelung der ungarischen Frage und damit hing die Aufhebung einer Anzahl von Centralstellen, darunter des Ministeriums für Cultus und Unterricht zusammen. Mit Handschreiben vom 20. October 1860 wurde Graf Leo Th. seiner Stellung enthoben und ihm „in Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste" das Großkreuz des Leopold-Ordens unter gleichzeitiger Berufung in den ständigen Reichsrath verliehen. Die Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

Das weitere Leben Thun's wurde, soweit es der Oeffentlichkeit angehörte, durch seine parlamentarische und politische Thätigkeit ausgefüllt. Schon 1861 unter den ersten lebenslänglichen Mitgliedern ins Herrenhaus berufen und in demselben Jahre in den böhmischen Landtag, dem er in den Jahren 1861—1867, 1870, 1883—1889 angehörte, gewählt, nahm er in beiden Körperschaften eine hervorragende Stellung als Parteiführer ein: dort der conservativen, hier der feudalen und czechischen Partei. Aber durch den tiefen Ernst innerster Ueberzeugung, durch die vornehme Art des Vortrages, die nicht durch rhetorische Mittel blenden, sondern durch scharfe Argumentation und Beherrschung des Gegenstandes überzeugen wollte, vor allem durch die zwar sehr entschiedene, aber stets in den Gesetzen ritterlichen Anstandes sich bewegende, edle Kampfweise, wußte er sich die Hochachtung auch seiner politischen Gegner unvermindert zu erhalten und blieb bis ans Ende eine markante Erscheinung im politischen Leben, deren Aeußerungen Gewicht und Achtung behielten, auch wo man sie bekämpfen mußte. Mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit studirte er alle vorkommenden Fragen, wie unzählige Vorstudien und Bemerkungen, die sich in seinem Nachlaß fanden, beweisen. Für das parlamentarische Leben war er durch reiche Erfahrungen des Dienstes und des Lebens und vielseitig umfassende Kenntnisse, die er der bis in sein hohes Alter festgehaltenen Gewohnheit ernste Lectüre nur mit dem Bleistift in der Hand zu machen dankte, wie wenige vorbereitet. Von dem Ernste, mit dem er seine Pflichten als Parlamentarier auffaßte, zeugt eine Aeußerung in einer seiner ersten Reden. Es handelte sich um die Immunität der Abgeordneten des Reichsraths und der Landtage. Nachdem er einige Bedenken gegen die Regierungsvorlage, wie sie aus der Commissionsberathung hervorgegangen war, vorgebracht, heißt es daselbst: „Ein drittes Bedenken endlich, das mir vorschwebt, bezieht sich lediglich auf die Aufschrift des Gesetzentwurfes. Es heißt: „Gesetzentwurf hinsichtlich der Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit der Mitglieder des Reichsraths." Mir scheint diese Bezeichnung logisch nicht richtig . . . . aber der Ausdruck widerstrebt auch meinem Gefühl. Ich denke

mir: es ist eine Ehrensache für jeden Menschen, verantwortlich zu sein für alles, was er spricht und thut. Unverantwortlich sind nur Irrsinnige und Betrunkene, und wenn mir jemand sagt, daß ich für das, was ich spreche, nicht jedem, der ein Interesse hat, mich zur Verantwortung zu ziehen, wirklich verantwortlich bin, so würde ich es als eine Beleidigung ansehen."

In politischer Hinsicht verfocht er das Princip der nationalen Gleichberechtigung und der Autonomie der Länder gegen nivellirenden Centralismus, immer aber an der zum Wohl des Reiches nothwendigen Einheit festhaltend. Man müsse sich gegenwärtig halten, führte er im böhmischen Landtag aus „die Grenzen davon und die Nothwendigkeit, bei der Durchführung nie die praktischen Bedürfnisse aus den Augen zu verlieren; nie die Consequenz daraus zu ziehen, die allerdings von Fanatikern auf der einen oder der anderen Seite oft genug gezogen worden ist, daß die formelle Gleichberechtigung zur Herstellung gleicher Zustände in allen Beziehungen führen solle." Festhaltend an den alten ständischen Institutionen hielt er das „constitutionelle System" und die „parlamentarische Regierungsform" für aussichtslos in Oesterreich und, um seine Ansicht zu erhärten, übersetzte er 1863 die Schrift des Earl of Grey „Die parlamentarische Regierungsform betrachtet im Hinblick auf eine Reform des Parlamentes" und legte in einem Anhang seine Meinung „über die Aussichten der parlamentarischen Regierungsform in Oesterreich" nieder. Durch Aufenthalt im Lande und eingehendes Studium war er ein ebenso genauer Kenner wie großer Bewunderer der englischen Verfassung, aber er war sich bewußt, daß sie dort historisch erwachsen und sich nicht auf andere Länder mit anderen Verhältnissen einfach übertragen lasse. „Niemand, der Sinn für Freiheit und für politische Größe hat", heißt es in der Vorrede, „kann England betreten ohne erhebende Empfindungen und ohne den Wunsch, sein Vaterland ähnlicher Einrichtungen theilhaftig werden zu sehen." Es könne sich für Oesterreich, meinte er, nur darum handeln, allmählich die Voraussetzungen für eine parlamentarische Regierungsform zu schaffen. „Daß die Zeiten des absoluten Regiments auch in Oesterreich vorüber sind", davon ist auch er überzeugt, aber „nicht der Constitutionalismus, sondern die Befreiung von dem centralisirenden Beamtenregimente und der auf dasselbe gegründeten Omnipotenz der „Staatsgewalt" ist die große politische Angelegenheit, welche die nächste Zukunft bewegen wird." Die „beschränkte Monarchie", in der er im Gegensatze zur „Scheinmonarchie des constitutionellen Systems" das Heil Oesterreichs erblickte, schien ihm durch das Octoberdiplom gesichert, das „eine neue Verfassung für Gesammtösterreich in Aussicht stellte, eine Verfassung, die eine politisch-freie Bewegung auf Grundlage von repräsentativen Institutionen bieten sollte, die aber nicht eine Copie waren von Verfassungen, die anderswo bestehen, sondern die gegründet sein sollte auf die eigenthümlichen Zustände und hergebrachten Rechte der einzelnen Bestandtheile des Kaiserthums und die dadurch einen specifisch österreichischen Charakter erhalten sollte". Durch das Februarpatent von 1861, das dieses Diplom durchführen sollte, schien es ihm vernichtet, denn „die Februarverfassung hatte hauptsächlich den Charakter, ein Parlament zu schaffen für das ganze Gebiet des Kaiserthums Oesterreich . . . . zugleich mit einer gewissen nationalen Tendenz. Es lag in ihr die Tendenz, der deutsch-liberalen Partei das Uebergewicht zu verschaffen und dadurch auf parlamentarischem Wege ihr die Macht und einen großen Einfluß auf die Regierung des ganzen Reiches in die Hand zu legen." Die Schmerlingische Verfassung und besonders ihre Landes- und Wahlordnungen bekämpfte er auf das heftigste und seine Herrenhausreden trugen zur Erschütterung des Systems nicht wenig bei — und er begrüßte deshalb die Sistirungsmaßregel des Grafen Belcredi vom 20. September 1865. Die neue Regierung

schien ihm „an wahrem Freisinn der früheren nicht nachzustehen, an Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit und Verständniß der vielgestaltigen Eigenthümlichkeiten Oesterreichs ihr weit überlegen" zu sein. Das unglückliche Kriegsjahr 1866, das Oesterreich den Ausschluß aus Deutschland und trotz siegreicher Schlachten den Verlust einer blühenden Provinz brachte, führte in seinen Folgen den Sturz Belcredi's und die endliche Regelung der Verfassungsverhältnisse im Innern, zumal die Befriedigung Ungarns, dessen Sonderansprüche alle Schwierigkeiten verursacht hatten, herbei. Die Nachricht der unglücklichen Schlacht von Königgrätz und der auf sie unmittelbar folgenden Ereignisse erschütterten den glühenden Patrioten Th., der sonst in allen Aufregungen des öffentlichen Lebens sowie in persönlichen Verhältnissen jenen Gleichmuth beobachtete, der ihm bei seinen Verehrern den Namen eines „christlichen Stoikers" eintrug, auf das heftigste. „Ich habe", schreibt er seinem Freunde Anton Auersperg am 30. Juli 1866, „bittere Thränen geweint, vielmehr noch am 6. als am 5. Juli. Jetzt beschäftigt mich nur der Gedanke: Wie wird jetzt Oesterreich noch regiert werden können? . . . Oesterreich kann nach meiner Ueberzeugung nur mehr gerettet werden unter zwei Bedingungen, die leider beide sehr unwahrscheinlich sind, aber umsomehr von jedem aufrichtigen und halbwegs verständigen Oesterreicher mit aller Kraft angestrebt werden müssen: erstens: eine sehr kräftige freisinnige Regierung (darunter verstehe ich freilich, wie du weißt, etwas ganz anderes, als viele andere Leute) und zweitens aufrichtige Einigung der Völker und Entwicklung einer gesammtösterreichischen Gesinnung trotz und aus der Verschiedenheit nationalen und provincialen Bewußtseins. Von großer Wichtigkeit wird deshalb die Haltung der Deutschen in Oesterreich sein. Man sollte denken, daß sie den neuesten Thatsachen gegenüber, welche die Frankfurter Bestrebungen fortan unmöglich gemacht haben, genöthigt sein würden, sich mit ungetheiltem Herzen der österreichischen Einigung zuzuwenden Jetzt ist es doch wol offenbar, daß Schwarz-Roth-Gold nur mehr die Farbe einer deutschen Republik sein kann, die Oesterreichs Vernichtung voraussetzt. Wer nicht dies wünscht, sondern daß Oesterreich einst seine Stellung in Deutschland wieder erringe, der sollte anerkennen, daß es zu dem Ende vorerst erstarken muß und dazu nur nationale Versöhnlichkeit, nicht nationale Suprematiegelüste und der von ihnen unzertrennliche Hader führen kann. Wäre es doch nur möglich, den Keim zu einer großen österreichischen Partei zu legen! Aber freilich, ich kann nach wie vor kein anderes Programm für ausführbar und rechtlich zulässig erkennen, als: Einheit aus dem historischen P l u r a l i s m u s hervorwachsend und daher ein Parlament mit staatsrechtlichem Charakter oberhalb der Landtage. Erst dann und nur insoweit, als es durch den staatsrechtlichen Ausgleich mit allen Ländern ermöglicht wird, bis dahin — nach Umständen Surrogate ohne staatsrechtlichen Charakter zum Zwecke allseitiger Verständigung und Heranbildung einer öffentlichen Meinung und österreichischen Partei, aber monarchische Regierung." In seiner Antwort weist Anton Auersperg den Gedanken „Oesterreichs Stellung in Deutschland wiederzuerringen" entschieden zurück und betont nachdrücklich die Nothwendigkeit, das Gefühl nationaler und geistiger Zusammengehörigkeit der Deutschen in Oesterreich und Deutschland zu kräftigen und von Thun's Programmen erklärt er: „Die alten abgelebten Traditionen und das zähe Festhalten daran sind ja eben unser Unglück und werden es bleiben, wie ich fürchte." Er kann den von Th. empfohlenen Heilmitteln keine große Wirkung prognosticiren. „Das erste: eine ‚kräftige, freisinnige Regierung' klingt in dem Epitheton vortrefflich, wenn du aber erläuternd beifügst, daß sie nur eine monarchische (d. h. persönliche) sein kann, so muß ich bemerken, daß wir eine solche ja bis zur Stunde gehabt haben, daß sie in gewissem Sinne auch kräftig gewesen sei und daß sie niemand gehindert hätte, zugleich auch freisinnig zu sein,

daß sie aber demungeachtet die in Oesterreichs Annalen bis jetzt unerhörte Schmach der letzten Ereignisse von uns abzuwenden nicht vermochte. Das zweite Mittel parlamentarischer Einheit auf Grund des staatsrechtlichen Ausgleichs mit allen Ländern anbelangend, bin ich, obschon von Hause Idealist, dies doch nicht genug, um daran ernste Hoffnungen knüpfen zu können. Du selbst bist nicht so sanguinisch, die Verwirklichung so bald zu erwarten. Du schlägst mittlerweile dafür „Surrogate ohne staatsrechtlichen Charakter" vor, nun, ehrlich gestanden, gerade diese Surrogate haben uns in letzter Zeit so gründlich den Magen verdorben, daß wir, wenn uns endlich nicht gesündere und reinlichere Kost geboten wird, an galligem Erbrechen zu Grunde gehen müssen."

Nachhaltiger, als es 1860 der Fall gewesen war, zog man aus dem Unglück von 1866 die unvermeidlich gewordenen Consequenzen. Durch den Ausgleich mit Ungarn wurde dieses wol befriedigt, aber die bisherige Einheit des Kaiserthums Oesterreich gelöst, indem fortan die Länder der ungarischen Krone und die Erblande nur durch den Herrscher und eine Reihe Angelegenheiten, die Ungarn als gemeinsame anerkannt hatte, verbunden blieben. Das österreichische Parlament wurde, da es durch Sistirung infolge des Septemberpatentes (1865) beseitigt war, als es Juli 1867 wieder einberufen wurde, vor die vollendete Thatsache eines „vorläufigen" Abkommens, für das die Krone ihr Wort verpfändet hatte, gestellt, das es ratificiren sollte. In der Adresse, mit der das Herrenhaus die Thronrede beantwortete, wurde wol den „begründeten und schwersten Besorgnissen, zu denen die staatsrechtliche Zweitheilung des schon durch seine Lage im Herzen Europas dem Anprall aller politischen Stürme des Welttheils preisgegebenen Kaiserreiches in diesem Augenblick nach dem Verlust einer gesegneten Provinz und dem Ausscheiden aus dem deutschen Bundesvereine Anlaß gebe", Ausdruck verliehen, aber die Bereitwilligkeit ausgesprochen, an den infolge des Ausgleiches nöthigen Verhandlungen sich zu betheiligen und an dem Ausbau und der Befestigung der Verfassungsgesetze mitzuwirken. Obwol nun Th. „mit vielem, was der Adreßentwurf enthielt, theils vollkommen, theils wenigstens im wesentlichen einverstanden" zu sein erklärte, brachte er dennoch viele wesentliche Abänderungen in Antrag, die er in einer groß angelegten, leidenschaftslosen Rede, die unter dem Titel: „Die staatsrechtliche Zweispaltung Oesterreichs" (Wien 1867) im Druck erschien, begründete. Mit allem Nachdruck vertrat er vornehmlich den Standpunkt, daß man nicht danach strebe, Ungarn gegenüber ein separates constitutionelles Staatsgebilde herzustellen. Denn „festhalten wollen wir, wir alle vom Fürsten bis zum Bettler, Alle, die wir die Bevölkerung der nicht zur ungarischen Krone gehörigen Königreiche und Länder bilden, an dem Grundgedanken der Einheit Oesterreichs, des ganzen Oesterreichs, in dem wir geboren und aufgewachsen sind; an ihm hängt unser Herz, unser ganzes, ungetheiltes Herz". Aus rechtlichen und aus politischen Gründen vermöge er nicht anzuerkennen, „daß der jetzt tagende Reichsrath eine Reichsvertretung und folglich auch nicht anzuerkennen, daß er ein verfassungsmäßiger Reichsrath sei". Er und seine Gesinnungsgenossen seien nur erschienen, gehorsam dem kaiserlichen Rufe, „um über Alles das, worüber wir befragt werden, unsere aufrichtige Ueberzeugung auszusprechen . . . ohne ein anderes Mandat, nicht in Ausübung eines verfassungsmäßigen Rechtes, und was wir thun und sprechen mögen . . . es hat keine andere Bedeutung, als ein Ausdruck unserer persönlichen Ueberzeugung, und nicht eine verfassungsmäßige Wirksamkeit können wir dem beimessen, was daraus hervorgeht". Deshalb könne er sich auch „bei der Aufforderung, welche durch eine kaiserliche Botschaft heute an dieses hohe Haus gelangt ist, eine Deputation zur ungarischen Krönung zu entsenden, nicht dafür erklären", weil „eine solche Botschaft nur gewünscht werden kann und nur eine

Bedeutung hat, wenn der Reichsrath eben ein verfassungsmäßiger ist" und weil ihn als solchen anzuerkennen er mit seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung nicht vereinbaren könne. „Wohin ich mich umsehe", fährt er fort, „vergeblich suche ich nach klarem Rechte, überall treten mir nur Thatsachen entgegen und großentheils einseitig geschaffene Thatsachen. Thatsachen sind nun zwar von großem Belange für die Geschicke jedes einzelnen Menschen, und nicht minder für die Geschicke von Staaten und Völkern; allein von nicht minderem Gewichte sind Grundsätze, die auf ewiger Wahrheit beruhen." Den Dualismus selbst hält er wol für etwas berechtigtes, allein „die staatsrechtliche Zweitheilung Oesterreichs und somit das Gebilde, das heute vor unseren Augen schwebt, ist nicht das rechte Maß des Dualismus, das in der österreichischen Geschichte begründet ist und das die österreichische Staatseinheit vertragen kann".

Obwohl durch die Decembergesetze des Jahres 1867 die staatsrechtliche Zweitheilung und der verfassungsmäßige Reichsrath für „die Königreiche und Länder" gesetzlich fixirt waren, hielt Th. an seiner Auffassung mit Zähigkeit fest und er scheute sich nicht, aus dieser seiner Ueberzeugung die Consequenzen zu ziehen. Denn als er die Einladung zur ersten Herrenhaussitzung unter dem „Bürgerministerium" Auersperg erhielt, richtete er an den Präsidenten eine Eingabe, in der er sein Ausbleiben motivirte und die sich zu einem Protest gegen die Verfassung gestaltete. „Dieses Herrenhaus", führte er aus, „soll ein Bestandtheil eines Organs zur constitutionellen Vertretung aller derselben Königreiche und Länder sein, deren gesetzliches Recht sich nicht des Schutzes der Krone des heiligen Stephan erfreut. Aus Erklärungen, die ich bei wiederholten Anlässen öffentlich abzugeben genöthigt war, ist Euer Durchlaucht bekannt, daß die Art, wie ein solches Organ geschaffen worden ist, mit meinen Rechtsanschauungen in unlöslichem Widerspruche steht, und daß dessen Aufgabe, die staatsrechtliche Zweigestaltung durchzuführen und unheilbar zu machen, mir als eine für Oesterreich verderbliche erscheint. Obgleich es mir unter Verhältnissen, unter welchen ich alles, was mir heilig und theuer ist, unberechtigten Angriffen ausgesetzt sehe" — die Berathung der Gesetze, welche das Concordat beseitigen sollten, stand in Aussicht — „mehr als je höchst erwünscht wäre, an irgend einem Orte noch fernerhin meine Ueberzeugungen mit Benutzung der Vortheile parlamentarischer Verhandlung und des Privilegiums der Redefreiheit vertreten zu können, nehme ich doch Anstand, das hohe Haus durch mein Erscheinen in der morgigen Sitzung zu nöthigen, daß es in meiner Gegenwart die Frage erörtere, ob es die seinen Mitgliedern zugesicherten Rechte auch denjenigen zuerkennt, welche die Zulässigkeit dessen bestreiten, was es infolge der Staatsgrundgesetze als seinen Beruf in Anspruch nimmt . . . Ich bin überdies im J. 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt worden, welches ein Bestandtheil eines gesammtösterreichischen Reichsrathes sein sollte. Dieses Herrenhaus besteht nicht mehr. Die Versammlung, welche gegenwärtig denselben Namen trägt, ist etwas wesentlich anderes. Zum Mitglied einer solchen Versammlung bin ich niemals ernannt worden, und ich halte mich deshalb nicht einmal für berechtigt, in ihr einen Sitz einzunehmen." Auf den Beschluß des Herrenhauses, daß ein Einspruch gegen den Rechtsbestand der Verfassung nicht gestattet werden könne, und daß es nicht in der Lage sei, Th. aus seinem Verbande zu entlassen, da die Mitglieder vom Kaiser ernannt seien; Th. möge demnach, wenn er sich nicht mehr als Mitglied fühle, beim Kaiser um seine Enthebung einkommen, erschien er im Hause und erklärte, der Zumuthung um seine Enthebung einzuschreiten habe er nicht nachkommen mögen, weil dieselbe seiner ganzen Auffassung des Verhältnisses nicht entspreche, wohl aber habe er es für seine Schuldigkeit gehalten, dem Kaiser von der Erledigung seiner Eingabe Anzeige zu erstatten. Darauf

habe er folgendes Handschreiben erhalten: „Ueber Ihre Eingabe vom heutigen Tage sehe Ich Mich nicht veranlaßt, Sie von der Ihnen verliehenen Würde eines lebenslänglichen Mitgliedes des Herrenhauses zu entheben. Sie haben daher als solches Ihren Verpflichtungen nachzukommen.“ Infolge dessen halte er es für seine Pflicht, der Versammlung beizuwohnen. Auf seine Auffassung kam er trotzdem auch später wiederholt zurück. Und die Ueberzeugung, daß durch den Dualismus und den cisleithanischen Staat mit seinem souveränen cisleithanischen Parlament die Machtstellung des Reiches gelitten habe, wurzelte so tief, daß er 1877 in einer Schrift „Zur Revision des ungarischen Ausgleiches“ für seine Ideen eintrat, bei keiner Gelegenheit versäumte darauf zurückzukommen, und noch im J. 1888 in einer Rede — es war seine letzte —, die wegen des ernsten Schmerzes des greisen Patrioten einen starken Eindruck machte, Erwägungen Ausdruck gab, „die ihn schwer bedrücken“ und „die er nicht mit sich ins Grab nehmen möchte“. Die Rede richtete sich vornehmlich gegen die auf das kaiserliche Handschreiben an Beust vom Jahre 1868 zurückgehende Bezeichnung „österreichisch-ungarische Monarchie“ statt der früheren „Kaiserthum Oesterreich“, und die Aenderung des Sprachgebrauches k. u. k. für das Heer und die gemeinsamen Einrichtungen und die Hofämter statt der früheren k. k., das mehr dem Bewußtsein der Reichseinheit, die ihm höher stehe als die Staatseinheit, entspreche. Jenes Handschreiben sei nie gesetzlich fixirt worden, und der Vorgang des damaligen Ministers, den Namen des Souveräns mit einfließen zu lassen, wäre uncorrect gewesen. (Das Vorgehen Beust's in einer staatsrechtlich so bedeutsamen Frage tadelten seinerzeit auch entschiedene Centralisten und Liberale, wie z. B. v. Arneth.) Man befinde sich durch den Dualismus in einem „leidigen Provisorium der bedenklichsten Art“; diese Thatsache müsse man sich in allen Lagen vor Augen halten, für die Verbreitung der richtigen Anschauungen Sorge tragen und im allgemeinen Sprachgebrauch an der Bezeichnung „Kaiserthum Oesterreich“ für die Gesammtmonarchie festhalten. Geradezu leidenschaftlich bekämpfte er die Politik seines Jugendfreundes Beust, gegen den er sich gleich bei seinem Eintritt in die österreichischen Dienste ablehnend verhielt und dessen „liberale Schwindeleien“ er stets auf das schärfste verurtheilte. Die Großmachtsstellung Oesterreichs, die ihm so sehr am Herzen lag, schien ihm durch jene Politik arg gefährdet.

Viel heftiger als die durch den Ausgleich Ungarn eingeräumte Sonderstellung bekämpften Th. und die von ihm geführte czechisch-autonomistische Partei die durch die Staatsgrundgesetze in Cisleithanien geschaffene Verfassung, die den Erblanden die ersehnte Freiheit und Einheit brachte. Der Schwerpunkt des Kampfes lag im böhmischen Landtag, in dem Th. und sein Schwager Clam mit den Czechen für das „böhmische Staatsrecht“ fochten. Immer mehr trat der Gegensatz hervor, in dem sich Th. zum Deutschthum fühlte. Zwar versichert er in einem Briefe an Anton Auersperg aus dem Jahre 1867, „ich wünsche ebensowenig, daß Oesterreich slavisch werde, als daß noch länger es für patriotisch gelte österreichisch und deutsch für identisch zu erklären“. Als aber die Gegensätze zwischen den Deutschen und Czechen im Prager Landtag immer schroffer wurden, trat die Parteinahme für diese immer stärker hervor. Den Höhepunkt erreichten die Verfassungskämpfe im J. 1870, als die Landtagsmajorität die Vornahme der Wahlen für den Reichsrath trotz kaiserlicher Botschaft und kaiserlichen Rescripts beharrlich verweigerte, so daß der Landtag aufgelöst und directe Wahlen angeordnet werden mußten. Die Adressen, mit denen Botschaft und Rescript beantwortet wurden, vertrat Th. und schloß sich sammt seinen Gesinnungsgenossen der czechischen Declaration ganz an. Die Verwirklichung dieser Bestrebungen suchte Graf Hohenwart, der anfangs 1871 das Ministerium Potocki

ablöste, in den vom böhmischen Landtag aufgestellten „Fundamentalartikeln" zu bringen, durch die an Stelle des einen aus Herrenhaus und Abgeordnetenhaus bestehenden Parlaments für alle Königreiche und Länder außer Ungarn, die 17 Landtage treten sollten, die durch Delegationen gewisse Angelegenheiten, die man als gemeinsame anerkannte, zu berathen hätten. Für diese Gestaltung Oesterreichs suchte Th. in einer Rede im conservativen Verein in Graz auch bei den Clericalen Steiermarks Stimmung zu machen („Der Friede im Hause Oesterreichs", Graz, Kathol. Preßverein, 1872). Und als nach kurzem Bestand das Ministerium Hohenwart durch Beust und Andrassy gestürzt und vom verfassungstreuen Ministerium Auersperg abgelöst worden war, trat Th. mit allem Nachdruck für die Abstinenzpolitik der Czechen in die Schranken, und er verfocht sie auch gegen die maßvollere Stimme eines conservativen Parteigängers in einem Aufsatz: „Der Föderalismus im österreichischen Parteikampfe" (zuerst in den historisch-politischen Blättern, dann selbständig Graz 1875 erschienen). Dieser Aufsatz enthält sein politisches Credo: die Durchführung der föderalistischen Gestaltung Oesterreichs auf Grund des Octoberdiploms. Die böhmische Abstinenzpolitik sei ein Protest gegen den trans- und cisleithanischen Separatismus. Die legitime monarchische Autorität müsse aufrecht erhalten werden. Daher könne der Sieg über den zerstörenden Liberalismus nicht gegen und nicht ohne den Willen des Monarchen errungen werden. „Nur monarchische Thaten können Monarchien retten. Eine solche That war das Octoberdiplom; ihre Ausführung wurde unterbrochen, weil sie nicht genügend vorbereitet war. Es handelt sich darum, das Begonnene zu vollenden. Heil dem Monarchen und seinen Völkern, wenn es ihnen vergönnt ist, zu dem ersehnten Werke freudig und opferwillig mitzuwirken. Das ist die Lösung unserer Verfassungswirren, die wir anstreben, nach unserer Ueberzeugung die allein mögliche heilsame Lösung, die Rettung Oesterreichs."

Während aber Th. in den großen Verfassungsfragen für die Selbständigkeit der eigenberechtigten Königreiche und Länder gegen die Staatseinheit Cisleithaniens eintrat, bekämpfte er mit gleichem Nachdruck alle Bestrebungen, die die Einheitlichkeit Böhmens in Frage stellten: die Zweitheilung der polytechnischen Schule, der Universität in Prag und die von Herbst 1884 beantragte nationale Bezirksabgrenzung Böhmens, Bestrebungen, deren theilweise Verwirklichung, wie nicht geleugnet werden kann, dem Nationalitätenkampfe manches heftig umstrittene Kampfobject entzogen hat.

Die Decembergesetze des Jahres 1867 schufen jedoch nicht nur eine neue Verfassung, sondern stellten Oesterreich auf neue, freiheitliche Grundlagen: ihre Consequenz war vor allem die Einbringung eines neuen Ehegesetzes und eines Volksschulgesetzes, durch die die Bestimmungen des Concordats beseitigt wurden. An den Debatten, die sich im Herrenhaus an diese Vorlagen knüpften, betheiligte sich Th. und bekämpfte auf das entschiedenste die einseitige Lösung des zwischen dem Kaiser und dem heiligen Stuhle zu Stande gekommenen Vertrages. Diese Reden riefen in gewissen Kreisen eine große Wirkung hervor und brachten ihm, wie jene Vorträge an den Kaiser aus dem Jahre 1851, viele begeisterte Zustimmungskundgebungen aus dem In- und Auslande ein. Und als jene Vorlagen Gesetzeskraft erlangt hatten und der Kampf, insbesondere jener um die Schule, vom Parlament in die katholischen Vereine verlegt worden war, ward er nicht müde, mit der vollen Kraft seiner aus tiefster Ueberzeugung quellenden Beredsamkeit auf Katholikentagen und in den Versammlungen der Michaelsbruderschaft für die confessionelle Schule und gegen die Neuschule, wie sie zum Heile Oesterreichs durch das Reichsvolksschulgesetz begründet worden war, zu

kämpfen. Mit gleichem Nachdruck bekämpfte Th. die confessionellen Gesetze des Jahres 1873.

Thun's Streben war darauf gerichtet, eine große conservative Partei in Oesterreich zu begründen. Für diesen Zweck war ein großes conservatives katholisches Organ unerläßlich. Er betheiligte sich deshalb 1861 an der Gründung des „Vaterlandes", das in den politischen und confessionellen Kämpfen der letzten Decennien immer größere Bedeutung gewann. Diese Thätigkeit verursachte ihm, abgesehen von den materiellen Lasten, die meiste Arbeit und Ermüdung und machte ihm Sorge bis ans Ende. Er war der geistige Erhalter des Unternehmens, dessen große Bürde immer mehr auf ihn fiel. Durch das große Vertrauen, das man ihm entgegenbrachte, und seine ausgedehnten Beziehungen gelang es ihm, das Unternehmen trotz aller Schwierigkeiten über Wasser zu halten. Er schrieb auch selbst häufig größere und kleinere Aufsätze für das Blatt, die, wenn auch nicht von ihm gezeichnet, doch durch die Sachlichkeit und den ruhigen, vornehmen Ton meist den Urheber verrathen. Deshalb war er auch bereits im J. 1862 für eine freiere Bewegung der Presse eingetreten. „Wie heutzutage", führte er in einer Rede im Herrenhause aus, „nicht nur bei uns, sondern in ganz Europa, und infolge weltgeschichtlicher Ereignisse, die niemand ändern oder rückgängig machen kann, die Verhältnisse stehen, so muß gerade der Sache des Rechtes und der Wahrheit nicht mehr gedient werden durch Präventivmaßregeln, wohl aber kann sie heute noch siegen im offenen Kampfe, und das ist es, um was es sich handelt. Die Sache des Rechtes und der Wahrheit kann nur gefördert werden dadurch, daß alle diejenigen, in deren Herzen sie lebt, nie müde werden, überall, wo ihnen dazu Gelegenheit geboten ist, der Wahrheit das Zeugniß zu geben und mit männlichem Muthe einzutreten für ihre Ueberzeugung, ohne Rücksicht auf Gunst und Ungunst, ohne Rücksicht auf vorübergehende politische Constellationen. Das ist es, was wir brauchen, auf allen Gebieten des geistigen Lebens, und folglich auch auf dem Gebiete der öffentlichen Presse: eine rege, muthige, überzeugungstreue Thätigkeit im Sinne und im Interesse der conservativen Idee. Damit diese aber möglich ist, brauchen wir eine freie Bewegung der Presse."

Wie immer das Urtheil über den Politiker Th. ausfallen mag, das ja naturgemäß bedingt ist von dem Standpunkt, den der Beurtheiler selbst in diesen Fragen einnimmt, in obigen Worten hat Th. selbst sein ganzes öffentliches Wirken gekennzeichnet: er ist stets mit männlichem Muthe eingetreten für seine Ueberzeugung, ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst, ohne Rücksicht auf die jeweilige politische Constellation, und er konnte gelegentlich im böhmischen Landtag versichern: „ich habe nie ein Votum abgegeben, das ich nicht für wohlbegründet erachtet habe und ich werde nie ein Votum abgeben aus Parteirücksichten, trotzdem daß ich ein anderes für wohlbegründet erwarten würde". Nicht nur im politischen Kampfe sondern auch von späteren Beurtheilern wurde auf den Widerspruch im Wesen und Wirken Thun's hingewiesen, daß er als Minister Centralist und Germanisator, und später Föderalist und Parteigänger der Czechen gewesen. Th. selbst hat sich darüber mit begreiflicher Zurückhaltung ausgesprochen. „Wir hatten damals", erklärte er im böhmischen Landtag am 15. October 1884, „nicht ein constitutionelles Ministerium, wir waren Fachminister und sind gestanden unter dem Diensteid der Verschwiegenheit. Es sei fern von mir, über das, was da geschehen ist, Aufschluß zu geben, am allerwenigsten Aufschluß zu geben über mein Verhältniß zu meinen damaligen Collegen. Das eine aber darf ich sagen und kann ich sagen: in meinen Amtsdepartement war ich nicht ein rücksichtsloser Germanisator." Er verweist darauf,

daß er zuerst in Böhmen die böhmische Sprache in die Mittelschulen eingeführt, und daß er in Bezug auf die nationale oder Sprachenfrage im Unterricht nicht nur in Böhmen, sondern auch in andern Ländern niemals ein Germanisator in dem Sinne war, daß er dem Aufschwunge und der Entwicklung der Nationalsprachen und Culturstrebungen Hindernisse in den Weg gelegt oder diesen Aufschwung behindert hätte. Auf die großen Principien der damaligen Regierung, namentlich was Centralisationsfragen und Verfassungsfragen anbelangt, habe er keinen Einfluß gehabt. „Allerdings war es das erste Beispiel einer so centralisirten Administration des Unterrichtes in Oesterreich. Die Gründe, warum ich trotzdem die Aufforderung Sr. Majestät, ins Ministerium einzutreten, angenommen habe, kann ich Ihnen nicht auseinandersetzen. Habe ich sie angenommen, so habe ich etwas anderes als ein centralistisches Unterrichtsministerium allerdings nicht schaffen können. Ob das meinen eigentlichen Ueberzeugungen entsprach, ob ich mir nicht eine ganz andere Regelung des Unterrichtes eigentlich als das wünschenswertheste damals gedacht habe und vielleicht heute noch mehr denke als damals, ist eine andere Frage, die nicht zur Sache gehört." Man darf wohl annehmen, daß Th., der die Sache des Kaisers in Prag mit solchem Nachdruck vertreten, es für seine Pflicht hielt, als der Ruf des jungen Kaisers, der die Parole der Verjüngung Oesterreichs ausgegeben und in seiner Person verkörperte, an ihn erging, es für seine Pflicht hielt, dem Rufe Folge zu leisten und mitzuwirken an dem Versuche, durch stramme „Concentration der Regierungsgewalt" die auseinander strebenden Theile wieder fest zu fügen.

Wenn man, wohl mit Recht, im Hinblick auf die ganze öffentliche Wirksamkeit vom Grafen Leo Thun sagen kann: „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", so zeigen seine Persönlichkeit so viel edle, liebenswürdige Züge und sein Privatleben die erhabene Ruhe eines ausgeglichenen Wesens, daß wir am Schlusse, auf Grund von Mittheilungen von Personen, die ihm nahe standen, gerne noch bei ihnen verweilen.

Der Ernst und die Zurückhaltung seines Wesens ließen die große Einfachheit und Liebenswürdigkeit im intimen Umgang noch wohlthätiger erscheinen; ohne Eitelkeit und Leidenschaftlichkeit, wie ohne Menschenfurcht, physisch und moralisch von seltener Unerschrockenheit, war er voll zarter Aufmerksamkeit für die Seinen und für seine Umgebung. Ein großer Kinder- und Jugendfreund, war er für diese sehr anziehend, und wurde von Neffen und Nichten kindlich geliebt und verehrt. Wo es galt der Jugend eine Freude zu bereiten, da war er voll Leben und Interesse dabei. Für Naturgenuß außerordentlich empfänglich, liebte er besonders die Alpenländer: in der Zeit angestrengtester Arbeit waren eine Fahrt ins Gebirge oder Fußtouren, oft von mehreren Wochen, seine liebste Erholung. Eine große Vorliebe hatte er für Land und Leute in Tirol, dem „Juwel in der Krone Oesterreichs". Aber auch größere Reisen schufen Abwechslung: zu seinen freudigsten und genußreichsten Erinnerungen gehörten ein Winter in Italien und ein Besuch Roms (1869). Er wurde damals auch vom Papst Pius IX. sehr ausgezeichnet. Von den zur Zeit dort anwesenden Fremden wurde er für ihre jährliche Audienz zum Führer und Sprecher erwählt: seine französische Ansprache fand großen Beifall. Auch Papst Leo XIII. gedachte seiner als eines „vero campione" gelegentlich sehr ehrenvoll. England, das er schon in seiner Jugend liebgewonnen hatte, besuchte er später noch zweimal mit seiner Frau, ebenso die Schweiz, Holland, Belgien und Oberitalien. Die Empfänglichkeit für Litteratur und Kunst bewahrte er, so lange seine Kräfte reichten. Er las sehr viel und gern mit seiner Frau, sah gern classische Stücke, liebte besonders Grillparzer und fehlte selten bei großen Orchesteraufführungen. Mit der Zukunftsmusik Wagner's konnte er sich nicht recht befreunden; denn er ver-

mißte an ihr die ihm so wohlthuende Klarheit. Als das Florentiner Quartett nach Wien kam, konnte er es nicht oft genug hören. — Nach mehreren in Reichenhall, Salzburg, am Gmundener und Atter=See verlebten Sommern, verbrachte er später die Sommermonate in Tetschen, wo er eine am Waldesrand über der Elbe schön gelegene Villa bewohnte. Er hing mit Liebe an der alten Heimath, der Stätte seiner sonnigen Jugend, an dem schönen Land, vor allem dem herrlichen Walde, der den schon alternden Mann in langen Spaziergängen und auf der Jagd, der er mit Lust nachging, erfrischte und stärkte; und noch in den letzten Jahren fand er im Wald stundenlang ruhend Stärkung der schwindenden Kräfte. In der dortigen Gegend war er von jedermann geliebt und verehrt. Die tiefe Religiosität des Mannes vertiefte und verklärte sich gleichsam bei dem Greise, dessen Seele sich mehr und mehr den ewigen Dingen zuwandte. Die Anspruchslosigkeit seines Wesens war dabei so auffallend und wohlthuend, daß es jedem, er mochte seinen Anschauungen und Gesinnungen noch so fern stehen, geradezu Ehrfurcht einflößte. Das zeigte sich in ebenso erhebender wie überraschender Weise nach seinem am 17. December 1888 erfolgten Tode. Mit seltener Einmüthigkeit feierten die Blätter aller Richtungen die überragende Bedeutung der Persönlichkeit, die Verdienste des Unterrichtsministers und den verehrungswürdigen Charakter Thun's. Er war bis in sein höchstes Alter rastlos thätig, aber er hatte sich überarbeitet, auf die Vorstellungen des Arztes, sich zu schonen, hatte er stets nur die Entgegnung: „So lange ich kann, ist es Pflicht zu arbeiten", und er that es, bis er in wenigen Tagen einem Krankheitsanfall erlag — er war vollständig entkräftet. Er hatte schriftlich den Wunsch zurückgelassen, einfach und wo möglich außerhalb der Gruft bei Tetschen begraben zu werden. Pietätvoll erfüllte sein Neffe, der jetzige Statthalter von Böhmen, Graf Franz Thun, diesen Wunsch. In der äußeren Umfriedung der schönen gothischen (St. Johannes=) Kapelle, die sein Vater über der alten Gruft erbauen ließ, liegt er bestattet, in der herrlichen Landschaft, umgeben von den Waldbäumen, die er so sehr geliebt hatte. Der feierlichen Einsegnung der Leiche im St. Stephansdome zu Wien wohnte der Kaiser bei und ehrte so das Andenken an die treuen Dienste Thun's, dem er auch einige Jahre vorher das goldene Vließ verliehen hatte.

In seiner Gedenkrede entwarf der Präsident des Herrenhauses das folgende kurze Charakterbild, das wohl am besten sein Wesen kennzeichnet: „Die schönsten und edelsten Eigenschaften des Geistes und Herzens zeichneten den Grafen Leo Thun aus. Erfüllt vom wärmsten Patriotismus, war sein Leben seinem Vaterland und allem, was er als edel erkannte, gewidmet. Und wenn im parlamentarischen Leben eine jede mit voller Kraft der Ueberzeugung vertretene Ansicht Gegner findet, so wird dem Grafen Leo Thun gegenüber gewiß auch der Gegner erkannt haben, wie sehr in ihm das edelste Gefühl der Pflicht, für das einzustehen, was er als heilsam und gut erkannt, der Beweggrund seines Denkens seines Handelns und Wirkens war. Unmöglich kann ich hier unerwähnt lassen sein seltenes Rednertalent, durch welches er zum Ruhme und zur Zierde des Hauses beitrug, und mit welchem er sich immer auszeichnete und bewährte als tiefdenkender Staatsmann, als Mann von Edelsinn, charakterfester Ueberzeugung und bis in sein innerstes Wesen durchdrungen von einem warmen Gefühl für Religion und Moral, für alles Gute, Edle und Schöne."

Helfert, Graf Leo Thun, Lehr= und Wanderjahre, im kaiserlichen Justiz= und Verwaltungsdienst, in Galizien. Größtentheils nach Briefen und handschriftlichen Aufzeichnungen (drei größere Aufsätze im Oesterreichischen Jahrbuche, 1891 S. 123—212, 1892 S. 84—166, 1893 S. 57—146). — (Maurice Herczegy) Esquisse historique sur le ministre de l'instruction pub-

lique et des cultes à Vienne M. le Comte Leo Thun. Paris 1859 (werthlos). — Der k. k. Unterrichtsminister Graf Leo Thun, Grenzboten 1850, I, von M. — Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Exner und Hermann Bonitz. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Wien 1893. — v. Hartel, Festrede zur Enthüllung des Thun-Exner-Bonitz-Denkmals gehalten in der 1. Hauptsitzung der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Wien 1893. — Nostitz-Rieneck, Eine Episode aus dem Leben des Grafen Leo Thun. Graz 1894. — Wurzbach, Biogr. Lexikon XLV. — Schopf, Wahre und ausführliche Darstellung der am 11. März 1848 in Prag begonnenen Volksbewegung und der folgenden Ereignisse . . . Leitmeritz 1848. — (Helfert) Fürst Alfred Windischgrätz und Graf Leo Thun in den Prager Juni-Tagen 1848. Von einem politischen Mitkämpfer. S.-A. aus den hist.-polit. Blättern. München 1886. — Springer, Geschichte Oesterreichs II. — Helfert, Geschichte Oesterreichs seit dem Octoberaufstand III. — Rogge, Oesterreich von Vilagos bis zur Gegenwart. — Krones, Geschichte Oesterreichs. — Flir, Briefe aus Rom. Herausgegeben von Rapp. 2. Aufl. Innsbruck 1864. — Beust, Aus drei Vierteljahrhunderten. — (Lorenz) Die Gymnasien Oesterreichs und die Jesuiten. Leipzig 1859. — Hasner, Denkwürdigkeiten. Stuttg. 1892. — Hanslick, Aus meinem Leben (Deutsche Rundschau Bd. 74 [1893]). — Czoernig, Oesterreichs Neugestaltung 1848—58. Stuttgart 1858. — Schwicker, Die Gymnasien Ungarns. Budapest 1881. — Briefe des Grafen Leo Thun und des Grafen Anton Auersperg (Anastasius Grün). Mitgetheilt von L. A. Frankl in der Neuen freien Presse 1889 (8. u. 9. Januar). — Lützow, Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien 1873. — Bei meiner Arbeit wurde ich von Personen, die Thun sehr nahestanden, durch Ueberlassung von Briefen und Druckschriften, sowie durch werthvolle schriftliche und mündliche Mittheilungen aus ihrer persönlichen Erinnerung in gütigster Weise unterstützt, wofür ich auch an dieser Stelle den geziemenden Dank abstatte. Frankfurter.

Thüna: Friedrich v. Th. (Thune, Thun), kursächs. Rath und Vertrauter Friedrich's des Weisen, geb. um 1450, † Anfang 1535. Ueber seine Jugend und seinen Bildungsgang ist nichts bekannt; er erscheint seit 1489 als Amtmann zu Saalfeld, 1501 zu Altenburg, 1508 als Hofrichter ebenda, außerdem seit 1509 als Amtmann zu Weimar, wo er als Hauptmann auch dem Militärwesen vorstand, und übernahm dazu noch die Stellung eines kurfürstl. Rathes. Ueberdies lag die Verwaltung des eigenen Gutes Weißenburg (bei Orlamünde) und in den letzten Jahrzehnten seines Lebens auch die der ererbten Herrschaft Lauenstein (um Ludwigstadt in Oberfranken) auf seinen Schultern. Schon diese Häufung von Obliegenheiten läßt den kraftvollen und rührigen Mann erkennen. Das Bedächtige seines kurfürstlichen Herrn Friedrich's des Weisen, dem er in treuster Anhänglichkeit ergeben war, wollte ihm nicht immer in den Sinn. Als 1509 durch die Bürgerwirren in Erfurt die Interessen der beiden betheiligten Mächte Kurmainz und Kursachsen berührt wurden, griff Th. auf eigene Verantwortung zu Gunsten seines Herrn ein, indem er gemeinschaftlich mit Friedrich v. Beulwitz eine von den Erfurtern herbeigerufene kurmainzische Gesandtschaft im Kloster Georgenthal (bei Ohrdruf) überraschte und zur Rückkehr zwang, die begleitenden Erfurter aber gefangen nach Weimar führte. Die weiteren Maßnahmen Kursachsens in der Erfurter Angelegenheit entsprachen nicht diesem kühnen Anlauf. Thüna's Anregungen zu energischem Vorgehen, um Erfurt ganz unter sächsische Hoheit zu bringen, blieben ohne nachhaltige Wirkung, aber bis 1512 war er für seine Idee unausgesetzt thätig und zog sich dadurch den besonderen Haß der kurmainzischen Partei in Erfurt soweit zu, daß diese viele Beschwerdeschriften wider

Th. sowol beim Erzbischof wie bei Friedrich dem Weisen einreichte und seine Vorladung vor das Kammergericht verlangte. Th. wurde inzwischen von seinem Herrn vielfach zu diplomatischen Sendungen benutzt und begleitete den Kurfürsten als einflußreicher Vertrauter beim Besuche der Reichstage. Im J. 1521 finden wir ihn auch im Gefolge Friedrich's des Weisen zu Worms. Er wurde dort von seinem Herrn zum speciellen Schutze Luther's mit abgeordnet, begleitete den Reformator in die denkwürdige Sitzung vom 18. April und setzte ihn in den nächsten Tagen davon in Kenntniß, daß ihn der Kurfürst für einige Zeit in Sicherheit bringen und verbergen wolle. Zur Verhandlung über die durch Thomas Münzer in Allstedt hervorgerufenen Unruhen ward Th., der sich auch durch Beredsamkeit auszeichnete, nebst Hans v. d. Planitz 1524 vom Kurfürsten an den Dresdener Hof zum Herzog Georg entsandt. Während des Bauernkrieges 1525 empörten sich die Einwohner der Herrschaft Lauenstein, insbesondere die Bürger von Ludwigstadt gegen ihren Herrn, aber Th. der sonst gütig und wohlwollend war, zeigte sich hier unnachgiebig, indem er nicht nur die gestellten Forderungen nicht bewilligte, sondern auch der Stadt die Privilegien und Freiheitsbriefe entzog und vernichtete. Im folgenden Jahre hob Th. in Ludwigstadt die katholische Religionsübung auf und führte die Reformation ein. Die Lasten des Alters und der Pflichten bewogen Th. wiederholt bei Friedrich dem Weisen um Entlassung einzukommen, aber der Kurfürst mochte den treuen Diener nicht entbehren und wußte ihn zu halten. Erst unter Johann dem Beständigen scheint ihm der verdiente Ruhestand bewilligt worden zu sein.

v. Thüna, Friedrich von Thun, in der Zeitschrift des Vereins für thüring. Geschichte und Alterthumskunde XIV = N. F. VI, S. 325—374.

Mitzschke.

Thünen: Johann Heinrich v. Th. wurde am 24. Juni 1783 auf dem väterlichen Gute Kanarienhausen im Jeverlande geboren. Nach dem Tode seines Vaters kam er 1789 nach Hooksiel in das Haus seines Stiefvaters von Buttel und erhielt hier den ersten Schulunterricht. Mit vollendetem 13. Jahre wurde er auf die sogenannte hohe Schule in Jever geschickt, wo er sich mit besonderem Eifer dem Studium der Mathematik widmete. Im J. 1799 ging er als Zögling auf das Gut Gerrietshausen bei Hooksiel, um die Landwirthschaft praktisch zu erlernen, drei Jahre später auf die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Gr. Flottbeck, welche einige Jahre vorher von Lukas Andreas Staudinger begründet worden war; im Sommer 1803 hörte er Vorträge Thaer's in Celle, und ließ sich im October 1803 als studiosus oeconomiae an der Universität Göttingen immatriculiren. Er blieb da durch zwei Semester, gab dann die Universitätsstudien mit Rücksicht auf seine Verlobung auf, und beschloß sich in Mecklenburg oder Pommern als Gutsbesitzer niederzulassen. Im Januar 1806 verheirathete er sich mit Helene Berlin und erwarb im J. 1810 das Gut Tellow, auf dem er bis an sein Lebensende seinen Wohnsitz hatte. Er widmete sich fortan der Pflege seiner Wirthschaft und ökonomischen Untersuchungen. Durch seine Arbeiten war Th. in weiten Kreisen bekannt geworden; namentlich galt er als erste Autorität auf dem Gebiete der Landwirthschaft. Von öffentlichen Stellungen hielt er sich fern, auch gebot ihm sein Gesundheitszustand einige Zurückhaltung. An akademischen Würden erlangte er das Ehrendoctorat der Philosophie von der Universität Rostock im J. 1830. An der Frankfurter Versammlung, zu deren Mitglied er gewählt worden war, wollte er theil nehmen, wurde jedoch durch Unwohlsein verhindert. Im Lande erfreute er sich großer Achtung und Beliebtheit, welche namentlich während der Unruhen des Jahres 1848 hervortrat. Er starb in Tellow am 22. September 1850 am Schlagflusse.

Die wissenschaftlichen Arbeiten Thünen's erschienen von 1814 angefangen meist in den Annalen der Mecklenburgischen Landwirthschaftsgesellschaft und betreffen vorwiegend landwirthschaftliche Fragen, einzelne behandeln indessen auch nationalökonomische Probleme. In Buchform veröffentlichte Th. bloß sein Hauptwerk. Im J. 1826 erschien der erste Band desselben. Eine zweite Auflage des ersten Bandes wurde im J. 1842 veranstaltet. Unter dem Titel: „Bestimmungsgründe für Arbeitslohn und Unternehmergewinn" erschien im J. 1848 ein Bruchstück aus dem noch ungedruckten zweiten Theile des Hauptwerkes. Die erste Abtheilung dieses zweiten Bandes wurde im J. 1850 publicirt, die zweite Abtheilung und der dritte Theil sind erst nach Thünen's Tode erschienen (1863). Eine dritte Auflage des gesammten Werkes erschien im J. 1875 in Berlin.

Der erste Band des Thünen'schen Hauptwerkes hat den Titel: „Der isolirte Staat in Beziehung auf Landwirthschaft und National-Oekonomie oder Untersuchungen über den Einfluß, den die Getreidepreise, der Reichthum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben." Th. construirte den isolirten Staat, d. h. eine von keinem schiffbaren Flusse durchzogene, fruchtbare Ebene, aus gleichem Bodenbestand, in deren Mitte sich die einzige Stadt befindet, und die in eine uncultivirte Wildniß endigt, welche den Staat von der übrigen Welt trennt, zum Behufe der Feststellung des Einflusses, den die Lage der Grundstücke zum Markte auf die Grundrente und die wirthschaftlichen Betriebsformen ausübt. Th. glaubte, daß sich dieser Einfluß nicht unmittelbar aus der Erfahrung entnehmen lasse, da in der Wirklichkeit der ungleiche Reichthum des Bodens, die Existenz schiffbarer Flüsse und die ungleichen Entfernungen von den Handelsstädten mitwirken; soll die Bedeutung der Entfernung vom Marktplatze allein dargestellt werden, so müsse man sie „von dem Konflikt mit der Wirksamkeit anderer Faktoren befreien", und diesem Ziele dient eben die Fiction des isolirten Staates. Th. stellt nun fest, daß die Rente des Landes, d. h. jener Betrag, der nach Abzug der Zinsen vom Werth der Gebäude, des Holzbestandes, überhaupt aller Gegenstände, die vom Boden getrennt werden können, von den Gutseinkünften noch übrig bleibt, mit der Entfernung des Grundstückes vom Markte sinkt und endlich verschwindet, daß demnach die Bodencultur, welche für den Markt arbeitet, bei einem gegebenen Marktpreise in der Stadt, an einem bestimmten Punkte des isolirten Staates aufhören muß. Je höher dieser Preis, um so weiter erstreckt sich die cultivirte Zone. Die Landrente entspringt demnach nicht allein aus dem Vorzuge, den ein Gut vor einem andern durch die Beschaffenheit seines Bodens besitzt, sondern auch aus dem Vorzuge der Lage. Dieses Ergebniß kann nicht als neu bezeichnet werden, da Ricardo ausdrücklich auf den Vorzug der Lage hingewiesen hatte. Allein einerseits hat Th. das Gesetz unabhängig von Ricardo gefunden, andrerseits hat er es genau nachgewiesen, und durch höchst elegante Berechnungen, die sich wieder auf seine überaus gründliche Kenntniß der Landwirthschaft stützen, über jeden Zweifel hinweggehoben. Nicht in diesem Rentengesetze ist die Bedeutung des ersten Bandes des isolirten Staates zu suchen, sondern in zwei andern Entdeckungen. Th. hat zuerst nachgewiesen, daß ein Grundstück, das wegen seiner Entfernung vom Markte bei intensiver Bewirthschaftung keine Grundrente abwirft, bei einem minder intensiven Betriebe noch eine Rente bringen kann, daß im isolirten Staat in immer größerer Entfernung von der Stadt die Koppelwirthschaft die Fruchtwechselwirthschaft, und die Dreifelderwirthschaft die Koppelwirthschaft ablösen wird. Demnach kann von einem absolut richtigen System des landwirthschaftlichen Betriebes nicht die Rede sein, das richtige System hängt vielmehr ab vom Getreidepreise, d. h. je niedriger der Getreidepreis, umsomehr sinkt die Intensität des Anbaues und von der Fruchtbarkeit, da niedrige Kornpreise auf die Rente

so wirken wie geringe Fruchtbarkeit. Bei gegebenem Getreidepreis verlangt also der reiche Boden eine intensivere, der arme eine minder intensive Bewirthschaftung. Das ist die berühmt gewordene Thünen'sche Lehre von der relativen Richtigkeit der verschiedenen landwirthschaftlichen Betriebssysteme. Die zweite bedeutungsvolle Lehre betrifft die Standorte der verschiedenen landwirthschaftlichen Productionen. Abgesehen von jenen Beschäftigungen, welche sich in der Nähe der Stadt ansiedeln müssen, weil sie Güter erzeugen, die ihrer Beschaffenheit nach den Transport nicht vertragen, werden sich die Productionen so um die Stadt herum vertheilen, daß jene die nächstgelegenen sind, deren Erzeugnisse bei großem Volumen geringen Werth besitzen, jene die entferntesten, deren Erzeugnisse bei geringem Volumen hohen Werth haben, und zwar deshalb, weil jene den weiten Transport wirthschaftlich nicht so vertragen, wie diese. Nach dieser Lehre kann Th. in seinem isolirten Staate der Forstwirthschaft, der Getreideerzeugung und der Viehzucht ihre Standorte anweisen.

Diese Lehren, deren Bedeutung von den wissenschaftlichen Forschern auf dem Gebiete der Landwirthschaft sofort nach dem Erscheinen des ersten Bandes des Thünen'schen Hauptwerkes erkannt wurde, sichern Th. einen ersten Platz in der Wissenschaft. Wie immer er diese und auch die andern Ergebnisse seiner Studien gewonnen haben mag, sicher ist, daß er sie durch eine überaus sorgfältige Prüfung aller Einzelheiten des landwirthschaftlichen Betriebes erprobt hatte, ehe er sie der Oeffentlichkeit übergab. Es ist wichtig, hervorzuheben, daß Th. trotz seiner speculativen Kühnheit an dem Grundsatze festhielt, sich von der Wirklichkeit führen zu lassen, eine Thatsache, die man, nach seiner Construction des isolirten Staates zu schließen, vielleicht in Zweifel ziehen möchte. In Wahrheit sammelte er mit unglaublicher Geduld auf seinem Gute durch eine sehr detaillirte Rechnung das Material, und mit größter Skepsis maß er seine Entdeckungen an demselben, wie es ihm andererseits sicher zu neuen Einsichten verhalf. Aus seinen Briefen erhellt, daß er einzelne Probleme zehn und mehr Jahre bearbeitete, ehe er sie für gelöst ansah. Freilich genügte seine Erfahrung in der Landwirthschaft nicht immer, um die Probleme der modernen Großindustrie richtig zu beurtheilen.

Der zweite Band erschien, wie erwähnt, in zwei Abtheilungen; beide führen den Titel: „Der naturgemäße Arbeitslohn und dessen Verhältniß zum Zinsfuß und zur Landrente". Diese Untersuchung ist nicht so fruchtbar an wissenschaftlichen Ergebnissen wie das frühere Werk. Th. war einer der ersten deutschen Nationalökonomen, der die Bedeutung der heute sog. socialen Frage erfaßte. Schon im J. 1830 schreibt er, daß er einen furchtbaren Kampf zwischen den Capitalisten und Handarbeitern kommen sehe, „der zu seiner Entscheidung vielleicht ein halbes Jahrtausend voller Zerstörung und Elend bedarf". Es drängte ihn, festzustellen, ob die gedrückte Lage der Arbeiter eine in der Natur begründete Nothwendigkeit sei. Mit diesem Problem war er durch mehrere Jahrzehnte beschäftigt; so bemerkt er im J. 1843: „In unserer Gesellschaft ist ein ungeheurer Grundfehler, der durch kein Palliativmittel zu heben ist. Mich beschäftigt dieser Gegenstand nun schon seit einem Vierteljahrhundert". In sichtlichem Gegensatz zu Ricardo's natürlichem Lohn sucht er den naturgemäßen Lohn, und entwickelt ihn für den isolirten Staat in folgender Weise.

An der Grenze der cultivirten Ebene ist Land, von gleicher Fruchtbarkeit wie das der cultivirten Ebene, umsonst zu haben. Hier ist es also in die Wahl des Arbeiters gestellt, ob er für Lohn arbeiten oder mit Hülfe seiner Ersparnisse ein Stück Land urbar machen und für eigene Rechnung auf demselben thätig sein soll. Man nehme an, daß sich eine Anzahl von Arbeitern zu einer Gesellschaft verbindet, um an der Grenze des cultivirten Landes ein neues Gut

anzulegen. Die zu diesem Zwecke verbundenen Arbeiter theilen sich in zwei Gruppen, die eine macht das Land urbar, errichtet Gebäude u. s. f. Die andere bleibt bei der früheren Lohnarbeit, und unterhält die erste Gruppe aus jenem Ueberschuß, den ihr Lohn nach Abzug der zum Leben nothwendigen Beträge zurückläßt. Die Gesammtheit dieser Arbeiter nennt Th. „capitalerzeugende Arbeiter". Beträgt der Lohn 120, jener Ueberschuß 20, so müssen fünf Arbeiter je ein Jahr arbeiten, um die 100 zu erübrigen, welche Ein Arbeiter haben muß, der das Land urbar macht. Sind zur Anlegung des Gutes 12 Arbeiter nöthig, so verzehren sie die Ueberschüsse von 60 Arbeitern, und am künftigen Gutsertrage participiren 72 Menschen. Je größer der erwähnte Ueberschuß, um so weniger Menschen werden sich zur Anlegung eines solchen Gutes zusammenthun. Angenommen, der Ueberschuß steige von 20 auf 50, so verzehren jene 12 Arbeiter die Ueberschüsse von bloß 24 Personen, und am künftigen Ertrage sind bloß 36 Menschen betheiligt. Allein andrerseits sinkt der künftige Gutsertrag mit dem steigenden Lohne. Wird das Arbeitsproduct aus der Bewirthschaftung des bereits vollständig angelegten Gutes auf 300 angesetzt, so stellt sich der Gutsertrag bei einem Lohne von 120 auf 180, bei einem Lohne von 150 auf 150, bei einem Lohne von 180 auf 120, bei einem Lohne von 210 auf 90. Da bei diesen Lohnsätzen die Anzahl der Gutseigenthümer 72, 36, 27 und 22,9 beträgt, so erhält jeder derselben als Antheil vom Gutsertrage 2,50, 4,16, 4,44 und 3,91. Diese Capitalsrente erreicht also bei einem Lohnsatze von 180 das Maximum. Es entsteht nun die Frage, wie viel Lohn muß man dem Arbeiter geben, um ihn abzuhalten die Lohnarbeit zu verlassen und selbständiger Landwirth zu werden? Th. antwortet: soviel, daß er für seinen Lohnüberschuß das Maximum an Capitalsrente erhält. Da auch der capitalerzeugende Arbeiter das Maximum der Rente erstrebt, so kommt man zu dem Ausdruck: „Der Lohn muß so hoch sein, daß der Ueberschuß des Arbeiters, auf Zinsen gelegt, gleich der Rente des capitalerzeugenden Arbeiters wird". Der Arbeiter erhält aber die höchste Rente vom Lohnüberschusse, wie gezeigt, weder beim höchsten noch beim niedrigsten Lohne. Nennt man das Arbeitsproduct p, den Nothbedarf des Arbeiters a, den Lohnüberschuß y, und die Anzahl der Arbeiter, deren einjährige Arbeit erforderlich ist, um ein Landgut urbar zu machen, q, so beträgt die auf jeden einzelnen derselben entfallende Gutsrente

$$\frac{p-(a+y)}{2\,\frac{a+y}{y}} \quad \text{oder} \quad \frac{p-(a+y)\,y}{2\,(a+y)}$$

Diese Function erreicht nun, wie die Differentialrechnung zeigt, das Maximum, wenn $a + y = \sqrt{ap}$, das heißt, der naturgemäße Arbeitslohn ist, „die mittlere Proportionale zwischen dem Bedürfniß des Arbeiters und seinem Arbeitsproduct". Bei diesem naturgemäßen Lohn $\sqrt{ap}$ haben Arbeiter und Capitalisten ein gemeinschaftliches Interesse an der Steigerung der Production; solange der Arbeitslohn gleich $\sqrt{ap}$, ist der Arbeiter gegen Noth und Mangel geschützt.

Th. kommt also zu einer Harmonie der Interessen der Arbeiter und Capitalisten dadurch, daß er die Capitalisten und die Arbeiter als am Arbeitslohn und Capitalzins gleich interessirt hinstellt. Man hat diese sehr künstliche Construction auch für den isolirten Staat als unmöglich bezeichnet und die Richtigkeit des Ergebnisses in Frage gestellt. Darauf ist hier nicht einzugehen, weil Th. selbst ausdrücklich anerkennt, „daß in unsern europäischen Verhältnissen, wo kein herrenloses Land mehr zu finden und dem Arbeiter die Möglichkeit genommen ist, sich dem niedrigen Lohngebot seines Lohngebers durch den Anbau

eines bisher uncultivirten Stück Landes zu entziehen" die Concurrenz über die Höhe des Lohnes entscheidet. Demnach wäre der naturgemäße Arbeitslohn Thünen's selbst für den Fall seiner richtigen Berechnung doch ohne Bezug auf die wirkliche Lohnfrage und nur eine Construction für Verhältnisse, die in den civilisirten Staaten nicht vorkommen. Th. hat sich demnach auch keineswegs darauf beschränkt, den naturgemäßen Arbeitslohn für den isolirten Staat zu entwickeln, sondern er hat weitergehend auch noch angedeutet, wie die Arbeiterfrage in ihrer heutigen Gestaltung zu lösen wäre. Wie die Zustände jetzt beschaffen sind, liegt es nach seiner Ansicht im Interesse der Unternehmer und Capitalisten, den Lohn immer tiefer herabzudrücken; der Arbeiter wird auch durch Entdeckungen im Fabrikwesen nicht berührt, denn der ganze Zuwachs an Einkommen fällt den Unternehmern, Capitalisten und Grundbesitzern anheim. Ein Uebergang der Arbeiter zum Stande der Besitzenden sei wegen des bestehenden niedrigen Lohnsatzes nicht möglich, sie können kein Capital sammeln und ihren Kindern keinen Unterricht geben lassen, der diese zu einer höheren Stellung in der Gesellschaft befähigen würde. Wie ist aus diesem Zustande heraus zu kommen? Th. gibt folgende Antwort: In Wirklichkeit wird der Arbeitslohn durch die Concurrenz der Arbeiter regulirt; die Vermehrung der Arbeiter findet ihre Schranken im Mangel an Subsistenzmitteln; die Größe der Concurrenz ist also abhängig von den Kosten die es verursacht einen Arbeiter von seiner ersten Kindheit an bis zu dem Alter, wo er sich selbst ernähren kann, zu erziehen. Der Arbeitslohn ist also gleich dem Nothbedarf und den Zinsen von dem auf die Erziehung des Arbeiters verwendeten Capital. Untersucht man nun, welchen Einfluß die Erziehungskosten des Arbeiters auf den Arbeitslohn und auf die Rente ausüben, welche der Arbeiter für seinen Ueberschuß sich erwerben kann, so ergiebt sich, daß diese Rente ein Maximum ist, wenn der Arbeitslohn $= \sqrt{ap}$. In Worten ausgedrückt, die Höhe der Erziehungskosten erhöht den Lohn, und wenn die Arbeiter diese Kosten bis zu jenem Punkte steigern, wo ihre Arbeit das Maximum der Belohnung findet, so ist der Arbeitslohn gleich dem im isolirten Staate naturgemäßen Lohn. Die Arbeiter mögen also statt der größeren Zahl der Kinder der Welt besser unterrichtete und besser erzogene Kinder überliefern. Die Menschen müssen sich zur Beherrschung ihrer Leidenschaften erheben, dadurch gelangen sie zur Freiheit, zum Wohlstande, zum Glücke Aller. Th. erwartet also die Lösung der Arbeiterfrage durch die Beschränkung des Angebots von Arbeitskräften, und diese wieder von der Einsicht der Arbeiterschaft, die ihre Leidenschaften im eigenen Interesse beschränken soll.

Man kann auch diese Lösung nicht als richtig bezeichnen. Es zeigt sich jedoch, welche angestrengte Arbeit Th. an die Lösung der Lohnfrage wendete. Die Sympathien, welche er selbst der Arbeiterschaft entgegenbrachte, bewies er, indem er den Arbeitern in Tellow einen Antheil am Reinertrage dieses Gutes zuwendete. Uebrigens wäre es verfehlt, den zweiten Band des Thünen'schen Hauptwerkes allein nach dem Werthe der Formel des naturgemäßen Arbeitslohnes zu beurtheilen. Es finden sich vielmehr auch in diesem Bande einzelne sehr wichtige Entdeckungen. So hat Th. erfahrungsgemäß festgestellt, daß das Product des in einem großen Betriebe zuletzt angestellten Arbeiters geringer ist, als das der früher angestellten Arbeiter, und daß ebenso das Product des zuletzt angelegten Capitaltheilchens das geringste ist. Diese Lehre erklärt in allein befriedigender Weise, warum der Arbeitslohn und der Capitalzins sinken, wenn das Angebot an Arbeit und Capital steigt. Th. schließt daraus, daß in unserer Zeit eine Steigerung des Arbeitslohnes bei gleichbleibendem Werth der Producte eine Verminderung der anzustellenden Arbeiter bewirkt, und eine Steigerung des Werthes der Producte

bei gleichbleibendem Arbeitslohn die entgegengesetzte Wirkung hat. Da es im Interesse der Unternehmer liegt, die Zahl ihrer Arbeiter so weit zu steigern als aus der Vermehrung noch ein Vortheil für sie erwächst, so ist die Grenze dieser Steigerung da, wo das Mehrerzeugniß des letzten Arbeiters durch den Lohn, den derselbe erhält, absorbirt wird. Nicht minder wird das Capital insolange vermehrt, bis aus der Capitalvermehrung mehr keine erhöhte Rente hervorgeht. Da es für alle Arbeiter Einer Kategorie bloß Einen Lohn, und für alle Capitalien bloß Eine Rente geben kann, so gelangt Th. zu den beiden Sätzen „Die Nutzung des zuletzt angelegten Capitaltheilchens bestimmt die Höhe des Zinsfußes" und „der Arbeitslohn ist gleich dem Mehrerzeugniß, was durch den in einem großen Betriebe zuletzt angestellten Arbeiter hervorgebracht wird" oder „der Werth der Arbeit des zuletzt angestellten Arbeiters ist auch der Lohn derselben". Ferner hat Th. darauf hingewiesen, daß der Unternehmer, je nachdem ihm das vortheilhaft erscheint, Arbeit durch Capital und Capital durch Arbeit ersetzt, und daß „auf der Grenze, bis zu welcher Capital und Arbeit mit Nutzen zu verwenden sind, die Kosten der Arbeit durch die Menschen im Gleichgewichte sind mit den Kosten der Arbeit durch das Capital". Diese Lehren sind sehr werthvoll und wurden auch in den letzten Zeiten als solche anerkannt.

Es wäre möglich, auch noch andere Anregungen zu erwähnen, die Th. der Nationalökonomie gegeben, so sind z. B. seine handelspolitischen Ausführungen sehr interessant; ich verweise ferner auf seine Bemerkungen über den Einfluß der Erziehung auf das Arbeitsproduct, endlich auf die geistreiche Darlegung über den Menschen als Capital. Allein schon die vorstehende Wiedergabe der wichtigsten Lehren Thünen's zeigt, daß wir es mit einem der originellsten, vorurtheilslosesten und hervorragendsten Forscher auf dem Gebiete der Nationalökonomie zu thun haben, dem bezüglich der Bereicherung der Wissenschaft unter seinen Zeitgenossen bloß Ricardo an die Seite zu stellen ist. Wenn Th. die Wissenschaft nicht in dem Grade beeinflußt hat, wie es der Bedeutung seiner Leistungen entspricht, so ist daran vielleicht zum Theile die Schwierigkeit seiner Schriften schuld. Hätte er eine andere Form der Darstellung gewählt, so würde er in viel weiteren Kreisen bekannt und anerkannt sein als es wirklich der Fall ist.

Auf die land- und forstwirthschaftlichen Detailarbeiten Thünen's kann ich nicht eingehen. Ich mußte deshalb auch den dritten Theil des „isolirten Staates", „Grundsätze zur Bestimmung der Bodenrente, der vortheilhaftesten Umtriebszeit und des Werthes der Holzbestände von verschiedenem Alter für Kieferwaldungen" außer Betracht lassen.

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Thünen's befindet sich im Isolirten Staat, 3. Auflage, 2. Theil, 2. Abth., S. 440 ff.

Die wichtigste Quelle für das Leben Thünen's ist: J. H. Thünen. Ein Forscherleben von H. Schumacher. Rostock 1868. 2. Aufl. ebd. 1883.

Robert Zuckerkandl.

Thüngen: Johann Karl Reichsfreiherr (später Graf) v. Th., kaiserlicher Generalfeldmarschall, Inhaber eines Infanterieregiments, geboren am 5. Februar 1648, † am 8. October 1709, der Sohn des Wolfgang Albertus v. Th. Nachdem Hans Karl v. Th. zu Schweinfurt, Gotha und Coburg den Studien obgelegen, trat er in herzoglich lothringische Kriegsdienste, und ward unter dem der Krone Spanien überlassenen Regiment des Obersten Maras anfangs Fourier, bald darauf Fähndrich und nach drei Jahren Oberstwachtmeister. Im J. 1673 erhielt er das Commando über eine Truppenabtheilung, mit welcher er einen in Burgund ausgebrochenen Aufstand niederschlug, nachdem er dessen Anstifter, den Marquis v. Listenois, geschlagen und einige feste Schlösser gebrochen. Bald

darauf ward er Oberstlieutenant und Commandant zu Besançon, mußte aber diesen Ort im Mai 1674 an die Franzosen übergeben. Als Adjutant des Prinzen von Vaudemont kämpfte er in der Schlacht bei Senef, verließ jedoch kurz darauf den Waffendienst und begab sich auf seine Güter. Er trat aber schon nach einigen Jahren bei den fränkischen Kreistruppen als Oberstlieutenant wieder ein, und im J. 1676 wurde ihm das Commando in Würzburg überantwortet. Im selben Jahre erhielt er das Commando über ein Regiment und führte dasselbe in zwei Feldzügen gegen Frankreich, 1683 commandirte er als Generalfeldwachtmeister die Truppen des fränkischen Kreises und machte mit denselben die Belagerung und Erstürmung von Neuhäusel (7. Juli bis 19. August 1685) mit. Mit Bestallung vom 14. October 1684 war er auch zum kaiserlichen Generalfeldwachtmeister ernannt worden. Als solcher erhielt er im Herbst 1685 (14. November) ein kaiserliches Werbpatent, das von Bamberg und Würzburg überlassene Regiment im Reich auf 2500 Mann zu verstärken und wohnte 1686 der Belagerung von Ofen bei. Generalfeldmarschalllieutenant wurde er am 4. October 1688 „in gnädigster Ansehung seiner hiezu tauglichen Capacität, bei jetzigem türkischen Krieg insonderheit Attakir= und glücklicher Eroberung Neuhäusel und Ofen, und sodann bei heuriger Campagna unter der Direction und Commando Unseres Markgrafen zu Baden Liebden gegen den Feind in Bosnien praestirten guten Kriegsdiensten erwiesenen tapfern Valors und in Kriegswesen erlangten Erfahrenheit“. 1689 stand er vor Bonn und Mainz. 1690 ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zum Generalfeldzeugmeister und Obercommandanten über die Truppen und Festungen. 1692 befehligte er die Infanterie der Reichsarmee und wurde mit Patent dd. Laxenburg, 23. Mai, auch zum kaiserlichen Feldzeugmeister ernannt. Im J. 1696 beförderte ihn Kur=Mainz, und kurz darauf der Kaiser zum Generalfeldmarschall (Laxenburg, 9. Juni). In diesem Jahre fiel er einer französischen Partei aus Philippsburg in die Hände, als er in dem Lager des Markgrafen Ludwig von Baden gewesen, wurde aber nach vier Wochen gegen Erlegung von 5000 fl. freigelassen. Nach dem Frieden von Ryswik war Th. Commandant in Philippsburg (1698), und als der spanische Successionskrieg in Deutschland begann, stand er 1702 vor Landau und leitete den Angriff auf die Festung von der Nordwestseite. Im folgenden Jahre commandirte er in Philippsburg, rückte dann in die Stollhofner Linien und übernahm das Commando am Oberrhein. Er fungirte dann als Präses der Untersuchungscommission über FML. Graf Philipp Arco und GFW. Marsigli, wegen der am 8. September von diesen zu Alt=Breisach begonnenen Capitulationsverhandlungen, bevor noch alle Mittel der Gegenwehr erschöpft waren. Diese Commission begann anfangs December ihre Thätigkeit in Bregenz, ließ die vorgebrachte Rechtfertigung nicht gelten und über den Grafen Arco, wie über die Mitschuldigen, die volle Strenge der Kriegsgesetze walten. Arco wurde zum Tode verurtheilt und am 6. Juli 1704 zu Bregenz hingerichtet, Marsigli aller Ehren und Würden verlustig erklärt. 1704 befehligte Th. die Truppen am Oberrhein und in Schwaben; war dann als Bevollmächtigter bei den Verhandlungen wegen Auswechselung der in der Schlacht von Hochstädt am 15. September 1703 in Gefangenschaft gerathenen und in Ulm internirten 800 Preußen. Jedoch führten diese mit GL. Marquis d'Usson geführten Besprechungen zu keinem Ergebniß.

Am 2. Juli 1704 führte Th. zu Fuß im Treffen bei Donauwörth (Schellenberg) die kaiserlichen Grenadiere zum Angriff auf den Schellenberg und wurde bei dieser Attake verwundet. Als Ende August die alliirte Armee von Ulm abzog, übernahm das Corps Th. die Belagerung bis zu der am 11. September erfolgenden Capitulation. Nach der Einnahme von Landau, Trier und Trarbach erhielt er das Commando über die Postirungen am Rhein und am Neckar.

König Friedrich I. von Preußen verlieh ihm zu dieser Zeit den schwarzen Adler-Orden. 1705 sammelte Th. die Reichsarmee bei Lauterburg, leitete dann Ende September die Belagerung von Hagenau; 1707 befand er sich als Commandant in Philippsburg und übernahm trotz seiner Kränklichkeit das Armeecommando vom Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover. Th. starb am 8. October 1709 im Lager bei Speyer. Kaiser Joseph I. hatte ihn 1708 in den Reichsgrafenstand erhoben.

Th. gehörte zu den besseren Generalen seiner Epoche. Er war ein verständiger, ruhiger Truppenführer, der stets zielbewußt handelte und praktischen Blick bethätigte. Persönlich außerordentlich tapfer, haßte er die Franzosen mit deutscher Gründlichkeit.

In der letzten Zeit seiner militärischen Laufbahn wurde er ungemein von gichtischen Schmerzen geplagt, die ihn zeitweilig sogar an der Unterfertigung seines Namens hinderten und ihn oft wochenlang vom Dienste fern hielten.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Feldzüge des Pr. Eugen v. Savoyen, herausgegeb. v. d. kriegsgeschichtl. Abthlg. d. k. u. k. Kriegsarchivs. — Gauhen, Genealogisch-historisches Adelslexikon. II. Bd. 1747. C. v. Duncker.

Thüring: Johann Th. (oder Thuringus), aus Treben gebürtig (Trebensis liest man auf seinen Drucken). Da er von ca. 1617—1637 Schullehrer zu Witterstadt im Weimar'schen war, so kann man von den drei Orten die Treben heißen wohl den im Altenburgischen annehmen. Von seinen Compositionen sind bis jetzt bekannt 1) „Geistliche Gesänge und Motetten" mit 4 und 8 Stimmen. Erfurt 1621 (incomplet in der Stadtbibl. zu Leipzig). 2) „Sertum spirituale musicale", Geistliches musicalisches Kräntzlein mit 3 Stimmen. Erfurt 1634 bei Hopffen. (Ebendort vorhanden und im Germanischen Museum zu Nürnberg.) 5 mehrstimmige Gesänge befinden sich in Manuscripten der königl. Bibliothek zu Berlin, 2 Choräle im Gothaischen Cantionale, im 2. Theile von 1655, wieder abgedruckt in Schöberlein's Schatz des liturgischen Chor- und Gemeindegesanges, 3 Bände, Göttingen 1865—1872. Auch in Caspar Cramer's Animae von 1641 befinden sich einige mehrstimmige Tonsätze. Ueber seine Leistungen läßt sich noch kein Urtheil fällen, ehe sie nicht einer eingehenden Prüfung unterworfen sind. Die beiden Choräle bei Schöberlein schließen sich den Arbeiten seiner Zeitgenossen genau an.

Ein Zeitgenosse von Johann war Joachim Thüring, aus Fürstenberg in Mecklenburg gebürtig (Fürstenberga Megalburgica heißt es auf dem Titel seines Buches). Er war Theologe und ein Freund der schönen Künste, der sich auch eifrig mit der Theorie der Musik befaßte und zwei Werke in den Druck gab: „Nucleus musicus de modis seu tonis". Berolini 1622 (in Gotha vorhanden) und „Opusculum bipartitum de primordiis musicis, quippe 1°. De tonis sive modis" 2°. „De componendi regulis. Utrumque ex optimis tàm veterum quàm recentiorum musicorum . . ." Berolini 1625 typis G. Rungii, impensis et sumptibus Joh. Kallii. kl. 4°. 128 Bll. (Ebenfalls in Gotha und in der Bibliothek des Conservatoire zu Paris vorhanden.) Letzteres Werk ist ein Auszug aus deutsch und lateinisch geschriebenen Werken vor und zu seiner Zeit. Rob. Eitner.

Thurmann: Caspar Th., Rechtsgelehrter, geboren zu Rostock Januar 1641, † zu Hamburg am 4. December 1705. Thurmann's gleichnamiger Vater war Rathsherr in Rostock, seine Mutter Margaretha, eine Tochter des Kauf- und Handelsmanns Johann Zanders daselbst. Der Sohn genoß eine gründliche allgemeine und juristische Bildung, erlangte in Basel mit einer Disputation de fide das Licentiat und wurde 1660 gleichzeitig mit Samuel Stryk zu Frankfurt a. O. von Brunnemann in absentia zum Doctor beider Rechte

promovirt. Am nämlichen Tage feierte er in Rostock Hochzeit mit Anna Elisabeth, einer Tochter des Universitätsprofessors Friedrich Cothmann und Enkelin des mecklenburgischen Kanzlers Ernst Cothmann; verwittwet, war sie in erster Ehe mit dem Consistorialadvocaten Christoph v. Hillen verheirathet. Anna Elisabeth starb 1682; kurz darnach ernannte Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg Th. zum Regierungs- und Justizrath. Er verwaltete sein Amt mit regem Pflichteifer. Nach des Herzogs Tod legte er es freiwillig nieder und lebte als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt mit juristischen Arbeiten beschäftigt. Im December 1698 siedelte er auf Anrathen des ihm befreundeten Stryck nach Halle über, von hier zog er nach kurzem Aufenthalte nach Lübeck, dann nach Hamburg, wo er, fortwährend litterarisch thätig, wie bemerkt, 1705 das Zeitliche segnete. — Th. verfaßte neben kleinen Tractaten einige sogenannte „Bibliothecae" — Biblioth. Thurmanianae — (litterar-historische Arbeiten mit alphabetischer Stoffanordnung); wir besitzen von ihm „Bibliotheca Academica" (Vorrede von S. Stryck), „Duellica", „Canonica", „Statistica", welche insgesammt in 4° zu Halle erschienen; erstere drei 1700, die vierte 1701. Die beabsichtigte Herausgabe einer „Biblioth. juris univers." unterblieb; die Zeitgenossen waren über den Werth der zu erwartenden Arbeit getheilter Meinung.

Rostochium literatum 1700 p. 438 u. 39. — Zedler, Realencyklopädie XLIII, 1993.

v. Eisenhart.

Thürmer: Joseph Th., Architekt, Maler und Radirer, geboren am 3. November 1789 zu München, begann daselbst seine Studien unter Leitung des Professors Karl v. Fischer. Schon 1814 brachte Th. als Eleve der Akademie auf die Kunstausstellung die nach Façade, Grundriß und Durchschnitt ausgearbeiteten Projecte zu einer Kirche, einem Rathhaus und Lyceum. In jedem der folgenden Jahre zeigte er neue Entwürfe und Zeichnungen, sowohl von eigener Erfindung, wie auch perspectivische Ansichten von Domen und Kirchen (das Innere der Michaels- und Frauenkirche, der Dome zu Speier und Worms), mit vielen Nachbildungen von antiken Ornamenten, romanischen Säulen und Capitälen. Als weitere Resultate seiner fleißigen Wanderzüge und Reisestudien veröffentlichte er 1817 ein Heft mit malerischen, auf Stein gezeichneten Ansichten aus Maulbronn, Speier, Bamberg, Nürnberg, Schloß Eppstein und Bingen. In demselben Jahre erhielt Th. für den vollständig durchgearbeiteten Entwurf einer großen Residenz und eines Invalidenhauses den großen Preis der Akademie; dadurch gewann der unermüdliche Künstler die Mittel zu einer Reise nach Italien. In Venedig zeichnete er mehrere, mit Figuren und Schiffen staffirte Prospecte und betheiligte sich dann an der durch Baron v. Stackelberg betriebenen Eröffnung der etrurischen Gräber zu Tarquinii. In Rom fand Th. einen treuen, verständnißinnigen Kunstgenossen an J. G. Gutensohn, welcher damals schon das Material zu seinem 1822 mit J. M. Knapp herausgegebenen Werke über: Die ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms sammelte. Für Gutensohn betheiligte sich Th. an den „Römischen Denkmalen des 15. und 16. Jahrhunderts", welche jedoch erst später in 24 geistreichen theilweise von Th. radirten Blättern (Dresden und Darmstadt 1832) erschienen und in eine durch L. Gruner mit 8 Platten vermehrte Ausgabe (Fresco Decorationas and Stuccos of Churches and Palaces in Italy during the XV. and XVI. Centuries. London 1844) übergingen. Von Rom begab sich Th. 1818 mit Hübsch und Heger nach Athen, dessen Denkmale seine ganze Aufmerksamkeit fesselten. Da das von den vorgenannten Künstlern projectirte Reisewerk nicht zu Stande kam, radirte Th. seine Zeichnungen selbst und gab selbe auf 16 Platten als „Ansichten von Athen und dessen Denkmalen" (Rom 1823) heraus. Inzwischen

cultivirte Th. immer noch die Architektur als sein vorwiegendes Fach, wofür ihn auch der bairische Kronprinz Ludwig in besondere Affection und Aussicht genommen zu haben scheint; wenigstens dürfte das große Project eines „Gebäudes zur Aufstellung der Büsten berühmter Männer", welches Th. mit bis ins kleinste Detail gehenden Zeichnungen 1820 in Rom zur Ausstellung brachte, mit den Intentionen dieses großmüthigen Mäcen im Zusammenhange gestanden sein. Leider verscherzte der leichtlebige, bei einer Sitzung in der spanischen Galerie des Meister Raffaele Anglada etwas angeheiterte Künstler durch einen lasciven Witz die Gunst des feinfühligen Prinzen, welcher die vielseitige originelle Begabung Thürmer's sowohl als Architekt wie als Landschaftsmaler ausgiebig mit Aufträgen in Anspruch zu nehmen gesonnen war, aber ihn fortan völlig ignorirte. Gleichgeübt in treuer Darstellung architektonischer Gegenstände, wie in virtuoser Behandlung der Radirnadel, brachte Th. die „Ansicht der Villa Borghese" (Rom 1822) zur Ausführung, und mit Beihülfe von Ernst Fries, die nordöstliche, vom Thurme des Capitol genommene „Ansicht von Rom mit dem Campo Vaccino" (68 cm breit, 49 cm hoch, bezeichnet „E. F. u. J. Th. dis. inc. in Roma 1824"), eine bewunderungswürdig geätzte, mit großer malerischer Wirkung durchgeführte Radirung, welche nach den neuerlichen Ausgrabungen und der dadurch vielfach veränderten Scenerie, jetzt geradezu ein historisches Recht und gesteigertes Interesse beansprucht. Dazu gehört auch ein kleineres descriptives, gleichfalls von Th. in Umrissen radirtes Blatt. Diese vorgenannten Platten, wovon damals nur wenige Abdrücke in den Kunsthandel kamen, gelangten aus dem Nachlasse des Künstlers in den Besitz seines Bruders, eines in München angesessenen Friseurs, von welchem selbe (zugleich mit den 16 Platten der „Ansichten von Athen") zu Ende der fünfziger Jahre der Bildhauer und Kunsthändler J. O. Entres erwarb, welcher neue, vorzügliche Abdrücke davon veranstaltete, die sich theilweise noch im Besitze seines Sohnes, des Kunstbildhauers Guido Entres befinden, während die Originalplatten bei der im März 1868 veranstalteten Auction der kostbaren „Sammlung Entres" wieder in unbekannte Hand verschwanden. — Th., der eine neidenswerthe Thätigkeit und Stellung in seiner Heimath verscherzt hatte, wurde endlich 1827 als Professor der Baukunst nach Dresden berufen, wo er, später auch als Director der Akademie, durch seine Lehre einen wohlthätigen Einfluß übte. Er entwarf viele Pläne zu Gebäuden, von welchen beispielsweise die „Hauptwache" und „k. Post" zur Ausführung gelangten; erlag aber schon am 13. November 1833 auf einer Reise zu München einem rasch entwickelten Lungenleiden. Sein Porträt hat Vogel v. Vogelstein gezeichnet. Mehrere der von ihm und seinen Schülern ausgeführten Pläne und Aufrisse erschienen unter dem Titel „Architektonische Entwürfe und Details, herausgegeben von einem Vereine junger Künstler in Dresden" (zwei Hefte in Folio, zweite Auflage 1834 mit einer uns leider nicht zugänglichen Biographie Thürmer's von H. Haase). Th. übte unter dem unverkennbaren Vorbilde des früh verstorbenen Ernst Fries (1801—1833) die Landschaftsmalerei im großen historischen Stile und verdient deshalb nächst Rottmann und Preller eine ehrende Erinnerung. Auch im Genre scheint er sich versucht zu haben, eine „Italienische Lautenspielerin" kam nachträglich 1842 im Münchener Kunstverein zur Ausstellung; 1843 erfolgte daselbst eine Exposition seiner sämmtlichen Radirungen.

Vgl. Kunstblatt 1834 S. 32. — Raczynski, III, 362. — Nagler, 1848 XVIII, 444 ff. — Katalog der Kunstsammlung J. O. Entres Nr. 3931. München 1868. — Julius Schnorr v. Carolsfeld, Briefe aus Italien. 1886. S. 300. 432. 463. Hyac. Holland.

Thurn und Taxis: s. Taxis.

Thurn: Fidel v. Th., St. Gallischer Staatsmann, geboren am 26. Juli 1629, † am 10. März 1719. Er stammte aus einer wahrscheinlich italienischen Familie, die sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts im fürstlich St. Gallischen Städtchen Wil niedergelassen hatte. Sein Vater Ludwig († 1654), ursprünglich Apotheker, kam durch Handelsgeschäfte empor, kaufte unter anderm die toggenburgische Herrschaft Eppenberg und erlangte von Abt Bernard Müller für sich und seine Nachkommen das Adelsprädicat. Fidel v. Thurn erhielt seine Bildung an der Klosterschule in Rorschach und auf Universitäten, war zuerst in Wil als Kanzleibeamter thätig, bis er 1658 als „Landshofmeister" an die Spitze der fürstlichen Landesverwaltung trat, um dann mehr als 50 Jahre lang unter einer Reihe von Aebten die St. Gallische Politik zu leiten. In den Jahren 1659—1707 war er ununterbrochen entweder der einzige oder doch der erste Vertreter der Abtei auf den eidgenössischen Tagsatzungen und den Sonderconferenzen der katholischen Kantone. Gewandt in Wort und Schrift, scharfsinnig und rechtskundig, aber auch ränkesüchtig und herrisch, gelangte der „Baron" v. Thurn in jenen Zeiten politischer und confessioneller Zerfahrenheit zu einem tiefgreifenden Einfluß in eidgenössischen Angelegenheiten. Er betheiligte sich an den Unterhandlungen zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich und gehörte der großen, aus den Abgeordneten aller Kantone und zugewandten Orte bestehenden Botschaft an, die sich im Spätjahr 1663 zur Erneuerung des französischen Bündnisses nach Paris begab. Mit größtem Eifer beförderte er eine Zeit lang den französischen Soldbienst, der ihm reichliche Pensionen und Geschenke eintrug, und er scheute sich nicht, zuweilen hinter dem Rücken der Tagsatzung, ja auch der französischen Residenten, durch directe Correspondenzen mit dem Hofe zu Gunsten Frankreichs zu operiren. Reibungen mit Frankreich, Unregelmäßigkeiten in den Soldzahlungen und namentlich die Plünderung der St. Gallischen Herrschaft Ebringen im Breisgau durch französische Truppen veranlaßten ihn aber im J. 1677, eine völlige politische Schwenkung vorzunehmen und sich aufs engste an den deutschen Kaiser anzuschließen, von welchem er für sich, für seine Familie und für das Stift noch größere Vortheile erhoffen konnte. Leopold I. erhob ihn in den Freiherrenstand und Karl VI. ernannte ihn 1714 zum oberösterreichischen geheimen Rath. Bei all seinem ehrgeizigen Streben behielt er indessen unabläßig die Erweiterung der fürstlichen Macht des Klosters im Auge. Doch kann man nicht sagen, daß seine rastlose, offene und geheime Thätigkeit dem Stifte wirkliche Erfolge gesichert hätte. Er wußte unbedeutende Dinge durch diplomatische Intriguen zu großen Staatsactionen aufzubauschen, die dann häufig einen mißlichen Ausgang nahmen, weil er sich, nach einer Bemerkung von Ildefons v. Arx, zur Lenkung des St. Gallischen Staatsschiffleins „eines großen Steuerruders und Segels, wie sie mächtige Staaten führten, bediente". Es gelang ihm nicht, die sogenannte „Communell" im Rheinthal durchzuführen, d. h. die Ausübung der politischen Rechte, die zwischen der Abtei St. Gallen und den regierenden Kantonen in dieser Landvogtei getheilt waren, einer gemeinsamen Behörde zu übertragen. Zürich, Glarus und Appenzell wollten ihre alten Rechte nicht dem Ehrgeiz des fürstlichen Ministers und den Interessen der betheiligten katholischen Orte opfern und machten den ganzen Plan rückgängig (1676—1697). Im J. 1694 trat Th. von dem Amte eines Landshofmeisters zurück, blieb aber als des Stiftes „Erbmarschall" Mitglied der Regierung und wußte nach dem Tode des gelehrten Abtes Cölestin Sfondrati (s. A. D. B. XXXIV, 120) auch das Vertrauen seines gestrengen und leidenschaftlichen Nachfolgers Leodegar Bürgisser (1697—1717, s. A. D. B. III, 606) zu gewinnen. Im Einverständniß mit diesem Abte arbeitete er gegen das Ende des 17. Jahrhunderts an der Verschärfung der confessionellen Spannung in der

Eidgenossenschaft; er besuchte geheime Conferenzen der katholischen Orte, auf welchen die Rüstungen zu einem neuen Religionskriege berathen wurden. Nach seinem Plane sollte im J. 1700 eine Straße vom Toggenburg nach Utznach über den Hummelwald gebaut werden, um dem Stifte St. Gallen eine directe Verbindung mit den katholischen Kantonen der innern Schweiz zu sichern. Und als die Toggenburger sich gegen die neue Belastung auflehnten, geschah es auf seinen Antrieb, daß der Abt, ohne Rücksicht auf die Verträge des Stiftes mit der Eidgenossenschaft, ein Bündniß mit dem Kaiser schloß (28. Juli 1702). Aber der innere Krieg, der schließlich, 1712, aus den so eingeleiteten religiösen und politischen Verwicklungen hervorging, endete für die Abtei nicht glücklich. Gleich den katholischen Kantonen unterlag sie den Streitkräften Zürichs und Berns; sie mußte froh sein, daß ihre Territorialmacht dem äußern Umfang nach erhalten blieb und daß ihre Regierungsgewalt in der Grafschaft Toggenburg nicht völlig aufgehoben, sondern nur — zu Gunsten einer freieren Bewegung des Volkes — beschränkt wurde. Th. nahm in den Friedensverhandlungen, entgegen dem starrsinnigen Abte Leodegar, eine versöhnliche Haltung an und ebnete so dem folgenden Abte Joseph den Weg zum Ausgleich mit den reformirten Kantonen, wie mit dem Toggenburg. Er starb in Lindau, 90 Jahre alt, und wurde in der Pfarrkirche zu Rorschach, wo er sich bei Lebzeiten eine noch erhaltene Grabstätte hatte errichten lassen, beigesetzt. — Th. gehörte zu der nicht geringen Zahl talentvoller schweizerischer Staatsmänner des 17. und 18. Jahrhunderts, die eine umfassende politische Betriebsamkeit entfalteten und zeitweise wohl zu bedeutendem Ansehen gelangten, die aber kein reines Andenken hinterließen, weil sie sich über jedes moralische Bedenken hinwegsetzten und nur allzu oft die eidgenössischen Interessen ihren localen und persönlichen Zielen opferten.

Ein biographisches Werk über Th. fehlt bis jetzt. Zu vergleichen sind: Ildefons v. Arx, Geschichten des Kantons St. Gallen, 3. Bd. St. Gallen 1813. — Vulliemin, Geschichte der Eidgenossen während des 17. u. 18. Jahrhunderts, 3. Bd. Zürich 1845. — Eidgenössische Abschiede VI, 1 u. VI, 2. — Correspondenz der französischen Gesandtschaft in der Schweiz 1664—1671, herausg. von Paul Schweizer (Quellen zur Schweizer Geschichte IV, Basel 1880). — Schriften v. Thurn's, so seine (von Ild. v. Arx so genannten) „Politischen Betrachtungen und Aufsätze" liegen auf dem Stiftsarchiv St. Gallen.

J. Dierauer.

Thurn: Georg v. Th. und Valsassina, kais. österr. Feldzeugmeister, Großkreuz des Leopolds-, Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, geboren am 3. Januar 1788, † am 9. Februar 1866. Ein Sohn des am 8. Juni 1790 vor Giurgewo gefallenen Generalmajors Graf Franz Joseph Thurn, begann er im J. 1808 seine Militärlaufbahn beim Klagenfurter Landwehrbataillon, machte den Feldzug 1809 als Hauptmann mit, verließ aber nach dem Frieden den Dienst und trat 1813, als Oesterreich wieder waffnete, neuerdings, und zwar als Oberlieutenant bei dem 4. Jägerbataillon ein, ward jedoch bald darauf in das neu organisirte Fenner'sche Jägercorps eingetheilt. Er kämpfte im J. 1814 in Italien und erhielt für seine vorzügliche Verwendung das Ritterkreuz des Leopoldordens.

Im Feldzuge 1815 stand er beim Stabe des Neipperg'schen Corps in Verwendung und zeichnete sich an der Spitze der Avantgarde, welche aus zwei Zügen Lichtenstein- (Nr. 7) und einem Zuge Prinz Regent-Husaren (Nr. 5) bestand, bei Pesaro durch hervorragende Kühnheit derart aus, daß er in der Nacht vom 28. zum 29. April in die vom Feinde besetzte Stadt eindrang, 400 Gefangene machte und außerdem eine in der Nähe lagernde 10 000 Mann starke feindliche Armeeabtheilung durch dies Wagestück in Verwirrung brachte und zum Rückzuge

nöthigte. Diese tapfere That brachte dem Hauptmanne Grafen Thurn das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens.

Nach dem Friedensschlusse ward Th. zum Major beim Infanterieregimente König Wilhelm der Niederlande (Nr. 26) befördert und als erster Legationssecretär der k. k. Gesandtschaft zu St. Petersburg beigegeben; später versah er länger als ein Jahr die Functionen eines kaiserlichen Geschäftsträgers an diesem Hofe.

Im J. 1820 zum außerordentlichen Gesandten am königlich württembergischen Hofe ernannt, rückte er 1825 wieder zum activen Militärdienst ein, wurde dem General-Quartiermeisterstabe zugetheilt und vorerst in der kriegsgeschichtlichen Abtheilung, im Sommer 1828 aber als Director der Militär-Landesbeschreibung in Ungarn verwendet. Im October 1829 wurde er Oberstlieutenant im General-Quartiermeisterstabe und im folgenden Jahre Oberst und Commandant des Infanterieregiments Nr. 49. — Im Februar 1836 zum Generalmajor vorgerückt, kam Th. als Brigadier nach Tirol, 1838 nach Graz, wo er bis zu seiner Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär in Pest (1845) blieb, schon im darauffolgenden Jahre zum zweiten Inhaber des Infanterieregiments Nr. 34 (gegenwärtig Wilhelm II., deutscher Kaiser und König von Preußen) ernannt und im J. 1847 wieder nach Graz als Commandant einer Division übersetzt wurde.

Im J. 1848 erhielt Th. zuerst das Commando einer Division bei der am Isonzo concentrirten Reservearmee unter Feldzeugmeister Graf Nugent. Nach der Einnahme von Udine und der Ueberschreitung des Tagliamento beabsichtigte Nugent, den dringenden Weisungen des Feldmarschalls Graf Radetzky, sich mit ihm so rasch als möglich zu vereinigen, Folge zu leisten, erkrankte jedoch am 17. Mai und übergab das Commando an Feldmarschall-Lieutenant Graf Th., welcher sogleich die Einleitungen traf, um am 18. mit allen irgend verfügbaren Truppen den Marsch nach Verona antreten zu können. Die zum Marsche dorthin bestimmten Truppen erhielten am genannten Tage die Bezeichnung als 3. Armeecorps. Am 22. Mai schon, also 4 Tage nach dem Ausmarsche, erfolgte unter nicht gewöhnlichen Anstrengungen und ohne Verlust, die ersehnte Vereinigung mit der Hauptarmee bei Villanuova und San Bonifacio. Von hier mußte Th. schon am folgenden Tage gegen Vicenza zurückmarschiren, um sich wo möglich dieser Stadt durch einen Handstreich zu bemächtigen. Die bedeutend verstärkte feindliche Besatzung des Platzes hinderte das Gelingen des Versuches, zu welchem ihm nur drei Tage Zeit gegeben worden waren. Am 25. Mai rückte Th. mit seinem Armeecorps wieder in Verona ein. Er übernahm sodann das Commando einer Division beim 1. Reservecorps und erhielt am 29. Juli das Commando über das neu zusammengesetzte 4. Armeecorps, mit dem er am 1. August die Adda passirte. Für die Verdienste im Feldzuge des Jahres 1848 ward Th. durch die Verleihung des Ordens der Eisernen Krone I. Classe ausgezeichnet. Im Feldzuge des folgenden Jahres behielt Th. das Commando des 4. Corps. In der Schlacht bei Novara zeigte sich die Wirkung des raschen Vorgehens des Thurn'schen Corps über die Agogna bis unter die Mauern der Stadt Novara dadurch, daß der Feind durch die Stellung des Corps gezwungen ward, den Rückzug durch die engen Gassen Novaras auszuführen. Th. hatte ihm die Möglichkeit benommen, den außerhalb der Stadt führenden Circumvallationsweg zu benützen, und veranlaßte dadurch die Auflösung in den feindlichen Reihen. Der mit so großer Energie ausgeführte Angriff in des Feindes rechte Flanke hatte in der Schlacht von Novara wesentlich zum Siege beigetragen, und Feldmarschall-Lieutenant Graf Th. erhielt für diese schöne Waffenthat das Commandeurkreuz

des Maria-Theresien-Ordens. Thurn's Corps blieb nach dem Abmarsche der Armee aus Piemont zur Besetzung von Alessandria zurück. Er selbst erhielt im Mai 1849 das Commando des 2. Reservecorps, traf am 16. im Hauptquartier Casa Papadopoli ein, um die Belagerung von Venedig bei Haynau's Abgang zur Armee nach Ungarn zu übernehmen.

Th. ward dann zum Commandanten des 8. Corps, später zum Landes-Militärcommandanten in Innerösterreich, 1851 zum Feldzeugmeister ernannt. Bald danach wurde er Präsident des obersten Militär-Justizsenates und trat am 16. Juni 1860 in den Ruhestand. Bei dieser Gelegenheit ward ihm das Großkreuz des Leopold-Ordens verliehen. Er starb zu Wien am 9. Februar 1866; seine Leiche ward in der Familiengruft zu Bleiburg in Kärnten beigesetzt. Seine Antheilnahme an dem Feldzuge in Italien 1848 ist von ihm selbst in den „Beiträgen zur Geschichte des Feldzuges im Jahre 1848 in Italien" (Wien 1850) geschildert. Th. war mit einer geborenen Gräfin Chorinsky vermählt (1833), welcher Ehe ein Sohn und vier Töchter entstammten.

Hervorragend als Diplomat und Militär bleiben Thurn's Verdienste in den Jahren 1848/49 in dankbarer Erinnerung. Wer ihm ins Auge blickte, in das klare, milde und doch so feste, ernste Auge, wer den gütigen Mund zu Worten voll Feinheit und doch tiefer Gründlichkeit sich öffnen sah, wer den bis zum Ende festen Schritt des mittelgroßen zartgebauten, aber ausdauernden Körpers und seine in den schwersten Stunden unerschütterliche Geistesruhe beobachtete, der erkannte in ihm den willensstarken, thatkräftigen Mann und fand den Erfolg erklärlich, welcher im allgemeinen alle seine Unternehmungen begleitete. Das rechtsseitige Basrelief des Radetzkydenkmals in Wien stellt Th. an den ihm gebührenden Platz unter die Paladine des greisen Heldenmarschalls. Er erscheint dort neben den Generalen Heß, Schönhals, d'Aspre und Wratislaw, um den Feldherrn zu einer Berathung versammelt.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Duncker, Das Buch vom Vater Radetzky. Wien 1891. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterr. 45. Bd. (worin Genealogie, Stammtafeln und Familienverhältnisse erschöpfend angegeben). C. v. Duncker.

Thurneisser: Leonhard Th. zum Thurn, ein Hauptvertreter der medicinischen Theorieen des Paracelsus im 16. Jahrhundert, war der Sohn eines Goldschmieds zu Basel und geboren 1530. Er erlernte früh die Kunst seines Vaters, übernahm aber bald die Stellung eines Famulus bei dem Arzte Dr. Johann Huber in Basel, welchem er Arzeneien bereiten und die Schriften des Paracelsus vorlesen mußte. Erst 17 Jahre alt verheirathete er sich mit einer Wittwe; mittellos jedoch und unerfahren, wie er war, gerieth er in Schulden und Wucherern in die Hände, welche ihn so bedrängten, daß er 1548 heimlich seine Frau und seine Vaterstadt verließ, um zehn Jahre hindurch ein abenteuerndes Wanderleben als Goldschmied, Wappenstecher und Soldat zu führen. 1558 erschien er in Konstanz, wo er sich nach Auflösung seiner ersten Ehe wiederum verheirathete. Er zog mit seiner Frau nach Tarenz bei Imst in Tirol, legte hier ein Bergwerk und eine Schmelz- und Schwefelhütte an und sah seine Unternehmungen von solchem Erfolge gekrönt, daß er die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich auf sich lenkte. Auf Wunsch desselben unternahm er 1560 zum Zwecke seiner weiteren Ausbildung im Bergbau und Hüttenwesen eine Reise nach Schottland, Spanien und Portugal und schließlich nach dem Orient, von welcher er 1565 über Griechenland und Italien wieder heimkehrte. Seine bergmännischen Unternehmungen in Tirol waren inzwischen in Verfall gerathen. Er gab sie daher auf und wandte sich dem Studium der

Medicin, Alchymie und Astrologie im Sinne des Paracelsus zu. Ohne solide wissenschaftliche Vorbildung, vielmehr von Mystik und Aberglauben erfüllt, unternahm er es, jene Disciplinen in umfassenden Schriften zu bearbeiten. 1569 veröffentlichte er zu Münster in Westfalen seine Archidoxa, „in Summa alle verborgenen Mysteria der Alchemy und der 7 freien Künste" und 1570 sein Quinta Essentia, „d. i. die Höchste Subtilität, Kraft und Wirkung — der Medicina und Alchemia". Beide Schriften sind erfüllt von wirren Speculationen und seltsamen Absurditäten und dazu in einer schwer verständlichen Sprache geschrieben. Ihnen ließ er 1571 ein Werk mehr realistischen Inhaltes folgen, „Pison" genannt, welches in Frankfurt a. O. gedruckt wurde. Es handelte von „kalten, warmen, mineralischen und metallischen Wassern", im besonderen von den Flüssen und Mineralien in der Mark Brandenburg und war ganz dazu angethan, den Kurfürsten von Brandenburg Johann Georg, welcher es las, für den Verfasser einzunehmen, welcher von ungewöhnlichen mineralischen Schätzen in den Flüssen und dem Boden der Mark Kunde besaß. Dem Pison zufolge führte die Spree in ihrem Sande Gold, gab es in der Umgegend von Küstrin Alaun, Salpeter, Rubinen und Granaten, bei Bernau Saphire, bei Oderberg Schwefel und Blei und dergleichen mehr. Den Flüssen wurden nicht nur medicinische, sondern auch moralische Wirkungen zugeschrieben. Das Havelwasser z. B. sollte schwer und ungesund sein und Frauen, die davon tränken, böse und klatschsüchtig machen. Neben solchen phantastischen Behauptungen enthielt der Pison andererseits verständige Angaben über die Pflanzen und Gesteine der Mark. — Nachdem Th. der leidenden Kurfürstin Sabina durch eine von ihm verordnete Cur Linderung verschafft hatte, wurde er von dem Kurfürsten als Leibarzt mit einem damals sehr hohen Gehalte von 1352 Thalern in Dienst genommen und ihm ein Theil des leer stehenden grauen Klosters in Berlin zur Wohnung eingeräumt. Nun begann für ihn eine Periode ungewöhnlicher Erfolge durch seine Thätigkeit als Heilkünstler, Alchymist, Astrologe, Naturforscher und vor allem als Geschäftsmann. Sein Hauptbestreben ging dahin, seinen Ruf als Arzt durch gelehrte Schriften zu begründen und zu verbreiten. Zur correcten Herstellung derselben gründete er in Berlin sogleich eine Buchdruckerei mit einem gut gewählten und gut besoldeten Personal. Es war die beste seiner Schöpfungen, welche auch fortbestand, nachdem er Berlin längst verlassen hatte. Seine medicinische Praxis dagegen beruhte auf unwissenschaftlichen Lehren und willkürlichen Voraussetzungen und war Quacksalberei im übelsten Sinne des Wortes. 1571 verkündete er der Welt in einer Schrift „Praeoccupatio" die großen Erfolge seiner ärztlichen Diagnosen aus Harnproben. Die Schrift, welche jenen Titel mit dem Zusatze „das 59. Buch" führte, erzählte von Kranken in Frankfurt und Berlin, welche durch seine neue Heilmethode ihre Gesundheit wieder erlangt hätten, und deutete an, daß die vorhergehenden 58 Bücher mit ähnlichen Krankenberichten im Drucke bald nachfolgen würden. Sie sind jedoch niemals erschienen. Die neue Heilmethode, welche auch entfernt wohnenden Kranken die Möglichkeit gewährte, medicinische Diagnosen von Th. zu erlangen, rief, wie er vorausgesehen und gewünscht hatte, einen umfangreichen Briefwechsel fürstlicher und adliger Personen mit ihm hervor, zu dessen Bewältigung er 10 bis 12 Secretäre beschäftigte. Die Rathschläge, welche er ertheilte, ließ er sich theuer bezahlen, und nicht minder die den Kranken mitgesandten Arzeneien, welche unter seiner Aufsicht in einem von ihm gegründeten Laboratorium angefertigt worden waren und die seltsamsten Namen trugen. Nimmt man dazu, daß er sich auch auf das Nativitätsstellen verlegte, Talismane und Amulette verfertigte und verkaufte, alljährlich einen Kalender mit Prophezeiungen in die Welt sandte und endlich in der Archidoxa sich die Kunst zuschrieb, un-

edle Metalle in edle zu verwandeln und den Stein der Weisen herzustellen, so begreift es sich, daß er in wenigen Jahren nicht nur ein sehr berühmter, sondern auch ein sehr reicher Mann wurde. Nach dieser Seite seines Wirkens ist er den berüchtigten Wunderdoctoren und Wunderthätern beizuzählen, welche sich nicht scheuten, die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenossen zum eigenen Vortheile auszubeuten. Indessen würde man ihm doch nicht gerecht werden, wenn man in ihm nichts weiter sähe als einen Thaumaturgen und ärztlichen Charlatan. Er war ohne Zweifel auch bemüht, sein Wissen auf dem Wege der Naturbeobachtung zu vermehren, denn er betrieb anatomische und botanische Studien und legte Sammlungen von Mineralien, Pflanzen und Sämereien an. Sogar geographische und Sprachstudien beschäftigten ihn zeitweise, wie er sich denn nach 1578 von dem Berliner Propste Jakob Coler in der lateinischen Syntax unterrichten ließ. Von seinen mannichfachen Studien zeugen mehrere für seine Zeit bemerkenswerthe Schriften, vor allem seine „Historia sive descriptio plantarum omnium tam domesticarum quam exoticarum", ein mit vortrefflichen Pflanzenabbildungen ausgestattetes, leider unvollendet gebliebenes Werk, von welchem der erste Theil 1578 erschien. 1574 gab er ein „Onomasticon polyglosson" heraus, welches 1583 in einer umfassenderen Bearbeitung unter dem Titel „Melizah καὶ Ἑρμηνεία" veröffentlicht wurde. Sogar eine Chronik und eine Karte der Mark Brandenburg sind von ihm vorbereitet, aber nicht vollendet worden. Man ersieht daraus, wie seine Thätigkeit mit den Jahren eine mehr nüchterne Richtung einschlug und wissenschaftlich berechtigte Ziele verfolgte, aber zu einer vollen geistigen Gesundung brachte er es nicht mehr. Das Schwindelhafte seiner medicinischen Praxis war schließlich doch erkannt worden. Ein Mitglied der Frankfurter Universität Dr. Kaspar Hofmann griff 1576 sein Heilverfahren in einer später auch gedruckten Rede: De barbarie imminente mit überzeugender Kritik an und 1579 bezeichnete der Professor Franz Joel in Greifswald in einer Schrift: De morbis hyperphysicis et rebus magicis Th. geradezu als Betrüger und Zauberer. In einer heftigen schmähsüchtigen Gegenschrift suchte dieser sich zu vertheidigen, allein die öffentliche Meinung in Berlin war wider ihn. Er fühlte den Boden unter sich wanken und dachte an eine Uebersiedelung nach Basel. Im Herbste 1579 besuchte er seine Vaterstadt nach langer Abwesenheit wieder, erwarb hier das Bürgerrecht und durch Kauf eine umfangreiche Besitzung und verheirathete sich hier sogar zum dritten Male, da seine zweite Gattin inzwischen gestorben war. Diese dritte Frau indeß, die Tochter eines Baseler Patriciers Herbrott, führte seinen Ruin herbei. Nachdem er mit ihr nach Berlin zurückgekehrt war, um durch Auflösung seiner Geschäftsbetriebe seinen Abzug vorzubereiten, erwies sich, daß sie ebenso sittenlos wie ungebildet und ein Zusammenleben mit ihr für ihn unmöglich war. Er sandte sie daher ihrem Vater nach Basel zurück und sah sich bald in einen kostspieligen und langwierigen Eheproceß verwickelt, der mit seiner Verurtheilung und der Ueberweisung seines in Basel befindlichen Besitzes an seine frühere Gattin endete. Sein Wohlstand war dadurch zerrüttet, und nun konnte auch die unveränderte Zuneigung des Kurfürsten ihn nicht bewegen, noch länger in Berlin zu bleiben. Als er diesen im Sommer 1584 auf einer Reise nach Dresden begleiten sollte, benutzte er diese Gelegenheit zur Flucht nach Prag und dann nach Italien. Ueber ein Decennium hinaus führte er abermals ein unruhiges Wanderleben, dessen Verlauf sich jedoch der geschichtlichen Kunde entzieht, da fast jede sichere Nachricht darüber fehlt. Ein in Frankfurt am Main von ihm veröffentlichter Kalender auf das Jahr 1591 mit einer Vorrede über die Magie und „was davon zu halten sei", ist das letzte von ihm bekannte Werk. In einem Kloster zu Köln soll er 1595 oder 1596 sein Leben beschlossen haben.

Eine quellenmäßige Darſtellung ſeines Lebens und ein Verzeichniß ſeiner Schriften lieferte J. C. W. Moehſen in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte der Wiſſenſchaften in der Mark Brandenburg, S. 55—198.

J. Heidemann.

Thurneyſſer: Johann Jakob Th., Kupferſtecher, geboren 1636 zu Baſel, kam nach Straßburg zu Peter Aubry in die Lehre, worin er vier Jahre blieb. Dann ging er nach Lyon und Bourg-en-Breſſe und wurde an den Hof zu Turin berufen, wo er ein paar Jahre verweilte. Im J. 1662 nach Lyon zurückgekehrt, blieb er hier anſäſſig, bis ihn die Chicanirungen der Reformirten durch den „Sonnenkönig“ im J. 1681 zur Ueberſiedelung nach Baſel veranlaßten. Im J. 1695 erhielt er einen Ruf an den kaiſerlichen Hof zu Wien; er ließ ſeinen Sohn, der ebenfalls Johann Jakob hieß und Kupferſtecher war, aus Rom kommen und reiſte mit ihm nach Wien, wo er für Kaiſer Leopold I. mehrere ſeiner vortrefflichſten Blätter ſchuf. Von der Donauſtadt ſiedelte er nach Augsburg, deſſen Kunſtleben ihn angezogen hatte, über, doch ſehnte er ſich beim herannahenden Alter nach Hauſe und traf 1699 in Baſel ein, wo er 1718 verſtarb.

Thurneyſer's Kunſt iſt früher einigermaßen überſchätzt worden. Beſonders bewunderte man ſeine Blätter, die er in der eigenthümlichen Manier des Claude Mellan mit einer einzigen Spirallinie geſtochen hat. Doch iſt die Mehrzahl mit Kreuzſchraffirungen gearbeitet, und zwar war ihm hier offenbar François de Poilly Vorbild. Jedenfalls iſt er eines der früheſten Beiſpiele für den beherrſchenden Einfluß der franzöſiſchen Stecher in Deutſchland. Seine Technik iſt recht mannigfaltig und ſicher, doch macht ſich auch ein gewiſſer Mangel an Vertiefung in die jedesmalige Aufgabe geltend. Th. ſtach, zum Theil mit Hülfe ſeines Sohnes alles mögliche: Porträts, hiſtoriſche Bilder, Allegorien, Theſen, Titelblätter, Anſichten. In ſeinem Künſtlerlexikon theilt H. H. Füßli mit, daß ſein Vater ein Verzeichniß von Stichen Thurneyſſer's angefertigt hatte, worin 110 Blatt, darunter gegen 70 Bildniſſe, aufgeführt waren. Nagler beſchreibt im Künſtlerlexikon 59 Nummern. W. Schmidt.

Thurwieſer: Peter Karl Th., katholiſcher Theolog und berühmter Bergſteiger, geboren zu Kramſach im Unterinnthale (Tirol) am 30. Mai 1789, † zu Salzburg am 25. Januar 1865. Am Gymnaſium in Hall und im Prieſterhauſe zu Salzburg vorgebildet wurde er 1813 Prieſter und 1820 Profeſſor des altteſtamentariſchen Bibelſtudiums und der orientaliſchen Sprachen an der theologiſchen Facultät in Salzburg. Seine Bedeutung liegt nicht in ſeinem Fachſtudium, ſondern in ſeinen Leiſtungen als Bergſteiger und in zweiter Linie als Meteorolog. Th. kann für die Zeit von 1830 bis 1850 als der kühnſte und erfolgreichſte Beſteiger von Alpengipfeln gelten. Da er über die wichtigſten ſeiner Unternehmungen ausführliche Beſchreibungen veröffentlicht hat, die ſich durch Anſchaulichkeit und eine gewiſſe derbe Friſche auszeichnen und ſehr verläßliche barometriſche Höhenmeſſungen ausführte, ſo nimmt er in der Geſchichte der geographiſchen Erſchließung der Oſtalpen einen ehrenvollen Platz ein. Th. beſaß die Vertrautheit mit den Bergen und ihren Bewohnern, wie ſie einem Tiroler Bauernſohne natürlich iſt: auch die Art ſeines Intereſſes an den Hochalpen hatte ſtets etwas von dieſem volksthümlichen Zug. Bei hagerem und nicht ſehr kräftig ſcheinenden Körperbau war er doch von ſeltener Kraft und Ausdauer und hatte von ſeinen Knabenjahren die Gewohnheit ſtarker und häufiger Bewegung im Freien bewahrt. Er hat ſich über die Beweggründe zu ſeinen Bergreiſen wiederholt ausgeſprochen; es iſt ſchon ein recht bedeutender Antheil „moderner Auffaſſung“ feſtzuſtellen; einerſeits die Freude an der Naturſchönheit, andrerſeits die Luſt an der Ueberwindung von Gefahren und Schwierigkeiten. Die Gipfel des Kalkgebirges in der Nähe von Salzburg hat er überaus

häufig bestiegen; viele darunter wol als erster. Die berühmtesten seiner Unternehmungen sind: 1820 erstieg er den Ankogel bei Gastein, 1824 den Großglockner, 1826 die Ackerlspitze im Kaisergebirge, nach den damaligen Anschauungen eine sehr kühne Unternehmung, und den Hochkönig, 1830 das Birnhorn, 1834 den Dachstein und den Ortler, Leistungen, welche damals einen europäischen Ruf begründeten; 1836 den Habicht und den Fernerkogl im Stubai, 1846 den Großen Möncher im Zillerthale. Unter den Zeitgenossen, die von gleichen Interessen erfüllt waren, ist der hervorragendste Erzherzog Johann von Oesterreich, mit dem er in naher Verbindung stand. Das Verzeichniß der Thurwieserschen Ersteigungen ist übrigens nicht ganz authentisch festgestellt. Th. zu Ehren wurde einer der auffallendsten Gipfel der Ortlergruppe Thurwieser-Spitze genannt.

J. A. Schöpf, P. K. Thurwieser. Salzburg 1871. E. Richter.

Thürriegl: Josef Kaspar Th., geboren am 31. Juli 1722, entstammt einer Bauernfamilie aus Gossersdorf im Pfleggericht Mitterfels im Bairischen Wald. Nachdem er in der Dorfschule zu Konzell und in der Schreibstube des Bräuverwalters zu Gossersdorf nothdürftigen Unterricht erhalten hatte, wurde er als Schreiber am Pfleggericht Mitterfels verwendet. Als aber Baiern der Schauplatz des österreichischen Erbfolgekrieges wurde, trat der Neunzehnjährige in die vom Mitterfelser Eisenamtmann Johann Michael Gschray gebildete Freicompagnie als Freischütze ein und soll sich durch Klugheit und Muth so ausgezeichnet haben, daß ihm Beförderung zum Officier in der bairischen Armee angeboten wurde. Th. zog aber vor, in französische Dienste überzutreten; 1742 wurde er als Cadett in das aus Deutschen gebildete Regiment von der Marck aufgenommen, bald darauf zum Lieutenant befördert. Auf Empfehlung seines Oberstlieutenants v. Barreau wurde er von Marschall Moriz von Sachsen eine Zeit lang als Adjutant verwendet, 1743 aber in das Bureau des Generalstabs versetzt, wo ihm im Departement der Kundschafter die deutsche Correspondenz übertragen wurde. Er hatte für die Emissäre, die in Feindesland oder ins feindliche Lager gesendet wurden, die Instructionen auszuarbeiten; auch leistete er selbst während des Erbfolgekriegs und der darauffolgenden Friedensjahre der französischen Heeresleitung als „Agent" gute Dienste. In den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges folgte er in gleicher Eigenschaft den Armeen Richelieu's und Soubise's; 1760 wurde er zum Obristlieutenant befördert. Der Ruf, den sich seine Landsleute und ehemaligen Kampfgenossen, Gschray und Luckner, als Führer von Freischaaren erworben hatten, machte in ihm den Wunsch rege, ebenfalls ein Freicorps zu werben und zu befehligen. Als seine Vorgesetzten, wie er selbst versichert, sich weigerten, „ihn von der Correspondenz wegzuthun, weil er darinnen so sehr excellirte", wandte er sich an Oberst Gschray, von dem er wußte, daß er damit umgehe, den französischen Kriegsdienst mit preußischem zu vertauschen. Dem 68jährigen Gschray kam die Verbindung mit dem unternehmungslustigen und kriegstüchtigen Genossen sehr gelegen; er überredete Th., den französischen Dienst aufzugeben und gemeinsam mit ihm für König Friedrich ein Freicorps zu werben. Im März 1761 wurde durch königliches Patent Gschray zum Obersten, Th. zum Oberstlieutenant ernannt; beide sollten sechs Compagnieen Fußvolk und ebensoviel Compagnieen Reiterei anwerben und zur Disposition des Königs stellen, der für jeden Reiter 110 Thaler, für jeden Infanteristen 60 Thaler zu bezahlen hatte; als Werbe- und Sammelplatz war Minden in Westfalen, später Nordhausen bestimmt. Das gute Einvernehmen zwischen Gschray und Th. dauerte nicht lange. Da Gschray besorgte, daß sein Untergebener selbst nach dem Commando strebe, suchte er ihn bei Hofe anzuschwärzen. Th. zahlte mit gleicher Münze; er veröffentlichte, um „das

selbstsüchtige, verleumderische Gebahren seines Obersten zu entlarven, eine stark tendenziös gefärbte Schrift „Der glückliche bayerische Eisenamtmann oder merkwürdige Lebensgeschichte des Herrn von Gschray“. Die Klagen des Obersten, der dem Kameraden „unsäglichen Hochmuth und die Ambition, allein und als Chef zu commandiren“, vorwarf und ihn unerlaubter Verbindung mit den Franzosen bezichtigte, fanden um so leichter Gehör, als auch die militärischen Leistungen Thürriegl’s nicht den gehegten Erwartungen entsprachen. Am 20. August 1761 wurde Th. verhaftet und angeblich ohne verhört zu werden, als Gefangener auf die Festung Magdeburg gebracht. Erst im Januar 1763 wurde er, nach seiner Angabe, weil sich der König von der Ungerechtigkeit der Klagen Gschray’s überzeugt habe, aus der Haft entlassen, und die in Aussicht gestellte Beförderung soll nur wegen des bald darauf erfolgten Friedensschlusses unterblieben sein. Th. wandte sich nun nach Spanien; er wurde von König Karl III. zum Obersten ernannt, und bald darauf eröffnete sich für ihn ein neues Feld wichtiger Thätigkeit mit der Colonisirung der Sierra Morena. „Konnte Thürriegl nicht auf dem Schlachtfelde Lorbeer pflücken, öffnete ihm die Muße des Friedens Aussichten zu unsterblicherem Ruhme in der Urbarmachung der andalusischen Wüste“. Ob diese apologetischen Worte Schuegraf’s am Platze muß billig gezweifelt werden; Ettmüller glaubt sogar den schweren Vorwurf aussprechen zu dürfen, daß Th. seine deutschen Landsleute in leichtfertiger Weise durch übertriebene oder falsche Versprechungen zur Auswanderung verlockt und dadurch ins Verderben geführt habe. Ein endgültiges Urtheil über Thürriegl’s Handlungsweise wird erst dann zu fällen sein, wenn einmal das umfangreiche archivalische Material über die Colonisirung der Sierra Morena, das nach Herrn Dr. Karl Mayr-Deisinger’s Mittheilung im Staatsarchiv zu Simancas verwahrt ist, durchforscht sein wird. Nach der in der Heimath Thürriegl’s fortlebenden Tradition, die in der Schrift Schuegraf’s gläubig zu Grunde gelegt wird, wäre der ganze Colonisationsplan von Th. ausgegangen; zum Lohn für das glückliche Gelingen hätte ihn Karl III. zum „Vicekönig von Sierra Morena“ erhoben. Ob die erste Behauptung auf Wahrheit beruht, ist nicht festzustellen; die zweite ist jedenfalls unrichtig. Wahrscheinlich ging der Gedanke, den brachliegenden östlichen Theil der Provinz Andalusien im Flußgebiete des Guadalquivir mit deutschen Ansiedlern zu bevölkern, von dem Gouverneur Don Pablo Olivades aus, und nur zur Werbung bediente sich die spanische Regierung des gewandten Parteigängers Th. Schon unter Philipp III. war ein ähnliches Unternehmen geplant worden. Um den durch die Vertreibung der Moriskos herbeigeführten Ausfall zu decken, war die spanische Regierung 1610 mit der bairischen in Verbindung getreten, und in Baiern war man auch geneigt gewesen, diejenigen Personen, „so etwa geringer, aber nit malefizischer Verbrechen halber des Landes Baiern verwiesen“ werden sollten, als Colonisten nach Spanien abzuführen; der Plan scheint jedoch nicht zur Ausführung gelangt zu sein. Nach dem siebenjährigen Kriege aber gab es in Oberdeutschland viele Auswanderungslustige; es fiel also Th., der mit einem königlichen Patent ausgerüstet war und über reichliche Mittel verfügte, nicht schwer, die nöthige Zahl Ansiedler zu gewinnen. Er vertheilte einen Aufruf, betitelt „Glückshafen oder reiches Schatzkästlein, welches der spanische Monarch zum Trost und Nutzen aller Bauern, Taglöhner und Handwerksleute aufgeschlossen hat“, und fand namentlich in der Pfalz und im Elsaß starken Zulauf; auf einem in Mitterfels aufbewahrten Porträt Thürriegl’s findet sich von seiner eigenen Hand die — jedenfalls übertriebene — Angabe, er habe 7321 deutschen Familien in Spanien eine neue Heimath gegeben. Der Geworbenen, die ein „Neudeutschland“ unter ewig blauem Himmel gründen wollten, harrten aber in Spanien schwere Prüfungen. Im „Schatzkästlein“ waren

aus dem königlichen Patent nur die vortheilhafteren Bedingungen, unter denen den Ansiedlern spanischer Boden überlassen werden sollte, aufgenommen, dagegen war verschwiegen worden, daß die kleinen Gütchen nicht als Eigenthum, sondern nur zur Nutznießung überlassen sein sollten; außer den allgemeinen Steuern und Abgaben sollte nach Ablauf einiger Jahre auch ein Zehent erhoben werden; erst nach 10 Jahren durfte ein Colonist seinen Posten verlassen u. s. w. Welche Achtung die spanische Regierung den neuen Unterthanen zollte, bewies die Verfügung, daß zur Beförderung von Ehen in der neuen Colonie dem Gouverneur freistehe, Personen beiderlei Geschlechts aus den Zuchthäusern des Königreichs heranzuziehen. Die nach Spanien übergesiedelten Pfälzer und Schwaben konnten also nur als Hörige betrachtet werden und mochten wol nur mit Unmuth des Mannes gedenken, der sie in eine bisher nur von Banditen und Sumpffieber heimgesuchte Wüstenei gezogen hatte. Trotzdem nahm die Colonie, die im Umfang von etwa 25 Meilen eine Reihe von größeren und kleineren Flecken faßte, erfreulichen Aufschwung. Als die Deutschen sahen, daß sie auf ihrer Hände Arbeit angewiesen seien, ließen sie sich mit rastlosem Eifer die Urbarmachung angelegen sein, und das Aufblühen der verwilderten, aber fruchtbaren Ländereien lohnte ihren Fleiß. Ein Brief des Don Vicenzo Imperiali an den Herzog von Belfort vom 20. März 1776 schildert die glückliche Wandlung mit so glänzenden Farben, daß man nothwendig an Uebertreibung denken muß. Wo sich noch vor zehn Jahren wüstes Land weithin gedehnt habe, zeige sich jetzt das anmuthigste Landschaftsbild; wohlgebaute Flecken in großer Zahl seien von blühenden Aeckern und Fluren umgeben; die Hauptstadt la Carolina zähle zu den hübschesten Städten Europas; in chinesischer Art bemalte Häuser seien von einer Mauer mit acht Thoren umgeben; die nach deutscher Sitte gekleideten Bewohner trügen behaglichen Wohlstand zur Schau. „Ich glaubte, in den schöneren Zeiten des Saturn zu seyn . . . Kann man es leugnen, daß Don Olivades ein großer Mann sey, der zum Wohle Spaniens vieles unternommen und ausgeführt hat"? Nach Mittheilung eines deutschen Pastors, J. H. Pratje zu Beverstädt, dessen Aufsatz im Hannöverschen Magazin (Jahrg. 1779, Sp. 161, Don Paul Olivades' Verdienste um Spanien und die Sierra Morena nebst dem traurigen Schicksal desselben) auch diesen Brief enthält, brach 1778 eine schwere Verfolgung über die aufblühenden Colonieen herein; da die Bevölkerung großentheils dem evangelischen Bekenntniß angehörte, wollte der katholische Clerus den fremden Tropfen im spanischen Blute nicht länger dulden, die Ansiedler wurden auf jede Weise beunruhigt und gequält, Don Olivades selbst wurde (24. Novbr. 1778) vom Generaltribunal der Inquisition wegen Ketzerei zu lebenslänglicher Klosterhaft verurtheilt. Th. scheint in den Sturz des Gouverneurs verwickelt worden zu sein, wenigstens erhielt sich in seiner Heimath die Tradition, daß dem um Spanien so hochverdienten Manne durch Neid und Mißgunst die Frucht seines Unternehmungsgeistes entrissen worden sei. Ueber Thürriegl's Ableben haben wir keine Nachricht. Die Colonien der Sierra Morena bewahrten noch längere Zeit ihren deutschen Charakter. Allmählich verlor sich zwar der Gebrauch der deutschen Sprache, aber noch 1843 schreibt Theophile Gautier „die Bevölkerung der Carolina könne ihren germanischen Ursprung nicht verleugnen". Heute zählt Carolina nur noch ungefähr 3900 Einwohner, und nach Vivien de St. Martin (Nouveau dictionnaire de géographie universelle I, 623) hätte sich auch „der germanische Typus nunmehr vollständig verloren".

(Thürriegl,) Der glückliche bayerische Eisenamtmann oder merkwürdige Lebensgeschichte des Herrn v. Gschray nebst geheimen Nachrichten sowohl von dessen Anverwandten als auch dem Obristlieutenant Herrn v. Thürrigel, her.

von einem preuß. Stabsoffizier (1765). — Schuegraf, Biographien von berühmten Männern aus Baiern (1821), 61. — Augsburger Postzeitung, Jahrg. 1893, Nr. 182 und 211. — Ettmüller, Eine deutsche Kolonie in Spanien, Gartenlaube Jahrg. 1893, 692. Heigel.

Thus: Konrad Th., Rechtsgelehrter (Kanonist), um die Mitte des 14. Jahrhunderts in Baiern geboren, machte seine akademischen Studien muthmaßlich in Prag, wo er Weihnachten 1377 ad gradum baccalauriatus in der Artistenfacultät zugelassen, und 1391 als Canonicus ecclesiae S. Martini Minden in der Juristenfacultät bei der natio Saxonum inscribirt wird. Im Winter 1402 ging er nach Erfurt, wurde als doctor decretorum immatriculirt, und bekleidete 1403 das Rectorat. Im Erfurter Doctorenverzeichniß die sechste Stelle behauptend, wird er dortselbst „doctor utriusque juris“ genannt. Th. zählte zu den hervorragenden Kräften der jungen Hochschule, welche (1379 gestiftet und 1392 eröffnet) im 15. Jahrhundert für das Rechtsstudium von namhaftem Einflusse gewesen. Im Jahre 1406 wüthete zu Erfurt die Pest, und sollen (nach Motschmann's Erford. lit., 3. Samml.) von allen Professoren nur vier — darunter Th. — übrig geblieben sein. 1411 erhielt er einen Ruf nach Leipzig, und ging mit Jacob Rodewitz dorthin; der Ueberlieferung gemäß eröffnete er die Reihe der Leipziger Ordinarii (juris canonici). Daß er vorwiegend Kanonist gewesen, dafür spricht neben seiner Eigenschaft als Geistlicher der Umstand, daß damals in Leipzig eine angesehene Schule des kanonischen Rechtes mit drei Doctoren an der Spitze, bestand. Im September des vorhergehenden Jahres wird er „tum decanus majoris ecclesiae“ unter den bei einer Versammlung des Domcapitels zu Minden anwesenden Mitgliedern genannt. 1422 wurde Th., wahrscheinlich behufs Vornahme von Promotionen und Graderhebungen nach Rostock gerufen, und am 22. Mai immatriculirt. Im Studienjahre 1424/25 befand er sich wieder in Leipzig, wo er im Statutenbuche als Mitglied der baierischen Nation genannt wird. Zuletzt finden wir unsern Juristen in den Jahren 1430 und 1431 genannt. Im Winter des erstbezeichneten Jahres wurde zu Erfurt Hermanus Thus (vielleicht ein Neffe Konrad's) „propter doctorem Thus“ unentgeltlich inscribirt, und im Winter des folgenden Jahres fand aus demselben Grunde ein Inscriptionsgebührennachlaß statt.

Aus der Zeit des Thus'schen Ordinariates in Leipzig besitzen wir einen interessanten Brief von Carolus in Vesland, Canonicus Upsalensis, welcher anläßlich einer Studienreise nach Mitteldeutschland am Jacobitag (25. Juli) 1424 an Jacob Nicolai, Kanonikus in Upsala, aus Leipzig ausführlich über das juristische Studium und die Docenten an dieser Hochschule berichtet. (Abgedruckt im Göttingischen historischen Magazin von Meiners und Spittler, Bd. 3, S. 516 ff.)

Muther, Zur Gesch. der Rechtswissenschaft, S. 76 ff., 196, 211 und 12, 219 und die dort angeführten Quellen. — Stintzing, Gesch. d. D. RW. I, 32. — Ad. Stölzel, Gelehrtes Richterthum I, 93. v. Eisenhart.

Thusnelda — ihren und ihres Sohnes Namen hat nur der Geograph Strabo (7, 1, 4) aufbewahrt — ist die einzige Frau der germanischen Urzeit, über deren Schicksal uns Näheres überliefert ist. Unwillkürlich möchte man all die Vorzüge, die Tacitus in seiner Germania den deutschen Frauen beilegt, in der Persönlichkeit vereinigt denken, die jener als die edelste aus allen mit markigen Strichen heraushebt. Segestes, ein Häuptling der Cherusker, ihr Vater hatte sie mit einem Manne verlobt, der ihr gleichgültig war. Ihre Liebe gehörte dem Arminius, der zuerst in römischem Waffendienste die militärische Tüchtigkeit erprobt hatte, die ihn zum Befreier seines Vaterlandes machen sollte. Dem Arminius blieb keine andere Wahl als die Tochter seines Gegners zu entführen.

Zwar gelang es diesem, die Geraubte wieder in seine Hand zu bringen, aber anstatt sie mit eigener Kraft gegen Arminius zu behaupten, rief er den Landesfeind zu Hülfe, der denn auch den Segestes und seinen Anhang von der Umlagerung des Arminius befreite. Th. fiel in die Hände des Caesar Germanicus, der die edle Beute nicht wieder fahren ließ. Als sie ihm vorgeführt wurde, — wir wiederholen den Bericht des Tacitus — schritt sie mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt einher, ohne eine Thräne zu vergießen und ohne ein flehendes Wort zu sprechen. Sie hatte die Hände unter der Brust zusammengefalten und starrte stumm auf ihren schwangern Leib (Ann. 1, 57). So ertrug sie heldenmüthig die unermeßliche Schmach. Unterdessen setzte Arminius seine ganze Kraft und Leidenschaft ein, um das Unheil, das sein Volk getroffen hatte und noch weiter bedrohte, abzuwenden. Die Gefangenschaft seiner Gattin, „ihr der Dienstbarkeit preisgegebener Leib trieb ihn fast zum Wahnsinn". Aber Th. war nicht mehr zu retten. Sie wurde als Gefangene nach Rom gebracht und gebar dort einen Sohn, der nach Strabo Thumelicus hieß. Drei Jahre später am 27. Mai des Jahres 17, ward sie gefesselt mit ihrem Sohne, ihrem Bruder Segimund, der im J. 9 v. Chr. Priester an der Ara Augusti in der Hauptstadt der Ubier gewesen war, und vielen germanischen Edeln im Triumphe aufgeführt. Unter den Zuschauern befand sich, wenn wir Strabo glauben, ihr eigener Vater. Wann Th. gestorben ist, wissen wir nicht. Auch über das Loos des Thumelicus lassen sich nur Vermuthungen aufstellen. Dasjenige Buch der Annalen, in dem Tacitus erzählt hat, wie „des Schicksals Laune mit dem Knaben ihr Spiel getrieben", ist mit andern Büchern verloren gegangen. Wahrscheinlich hatte man ihn aufgespart, in der Arena als Fechter dem römischen Volke zur Augenweide zu dienen. Im J. 47, als die Cherusker einen König von den Römern erbaten, war von dem Geschlechte des Arminius nur Italicus, der Sohn des Flavus, am Leben (Tac. ann. 11, 16). Es ist eine wohlbegründete Annahme der Archäologen, daß uns ein Bild der schwergeprüften Frau aus dem Alterthum überkommen ist. In der „Loggia di Lanzi" zu Florenz befindet sich eine mehr als lebensgroße Marmorstatue, die durch den die ganze Gestalt erfüllenden Ausdruck der Schwermuth auffällt. (Göttling, Thusnelda und Thumelicus in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen 1850.) Das Gesicht ist von germanischem Schnitte, der Kopf ist wie unter der Wucht eines herben Geschickes gebeugt. Die linke Brust so wie beide Arme der schwermuthsvollen Gestalt sind entblößt. Wie dieser Umstand, so entspricht die ganze Gewandung der Schilderung, die Tacitus von der Tracht der germanischen Frauen entwirft. J. A.

Thym: Georg Th., Schulmeister und Dichter, geboren um das Jahr 1520 in Zwickau, † 1560, stammte aus guter Familie, die seit langer Zeit unter mannichfacher Veränderung des Namens (Thym, Thyme, Thieme) in jener Stadt angesessen war. Die Annahme, der Name Thym sei eine Gräcisirung des deutschen Wortes Klee, ist daher als irrig abzuweisen. Von dem Rector Petrus Plateanus auf der Zwickauer Rathsschule wohl vorgebildet, bezog Th. im Anfang des Jahres 1540 die Universität Wittenberg, die damals ja auf dem Gipfelpunkte ihres Ruhmes stand. Er schloß sich hier besonders an Ph. Melanchthon an, der ihn schätzte und von ihm sein Leben lang auf das innigste verehrt wurde. Er lebte in anregendem Verkehre mit Männern, wie Seb. Fröschel, Georg Rörer, Valentin Cordus; mit dem bekannten Komödiendichter Joachim Greff stand er in eifrigem Briefwechsel. Im J. 1544 übernahm Th. eine Stelle als Unterlehrer in Magdeburg, wo er der College Martin Agricola's war. Dann wirkte er als Schullehrer in Zerbst. Von hier wurde er im October 1547 auf Empfehlung Melanchthon's trotz seiner Jugend als Rector nach seiner Vaterstadt Zwickau berufen, wo er am 27. Februar 1548 sein Amt antrat, nachdem er zuvor am

21. November 1547 sich in Weimar verheirathet hatte und am 7. Februar 1548 in Wittenberg zum Magister promovirt worden war. Leider entsprach er als Schulleiter den auf ihn gesetzten Erwartungen in keiner Weise. Es fehlte ihm an Autorität bei Lehrern und Schülern; die Schulzucht verfiel in bedenklicher Weise. Schon nach kaum einem Jahre sah sich der Rath genöthigt, ihm seine Stelle zu Michaelis 1549 zu kündigen. Th. folgte einem Rufe, als Schulmeister nach Goslar zu kommen. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Wohl schon im J. 1554 übernahm er in Wernigerode das Schulmeisteramt, das er aber auch hier nur kurze Zeit inne hatte. Ende der fünfziger Jahre ging er nach Wittenberg, wo er eine Privatschule eröffnete und seinen eigenen Studien lebte. Von hier aus scheint er, jedoch ohne Erfolg, eine Anstellung in Halle gesucht zu haben. Am 21. December 1560 ist er gestorben; der Rector der Universität, Professor Schneidewin, hielt ihm eine Gedächtnißrede, und die Studenten folgten seinem Sarge. Die Achtung, die sich hierdurch aussprach, galt offenbar weit mehr dem Gelehrten und Schriftsteller als dem ausübenden Schulmanne. Zu letzterer Thätigkeit scheint er so gut wie gar keine Anlagen gehabt zu haben. Die Vorgänge in Zwickau, über die wir genauer unterrichtet sind, sowie der häufige Wechsel seiner Stellung, die ihn vor der Noth und Sorge des Lebens niemals geschützt hat, sind dafür ein deutlicher Beweis. Als Verfasser zweckmäßiger Schulbücher erfreute er sich eines guten Rufes; seine „exempla syntaxeos“ empfahl ein Melanchthon, dessen Bahnen er folgte, durch eine selbstgeschriebene Vorrede; andere grammatische Schriften von ihm würdigte er einer verbessernden Durchsicht. Außerdem ist Th. auch als Dichter in lateinischer und deutscher Sprache hervorgetreten, wie er denn auch als Schulleiter die Pflege der Schulkomödie sich angelegen sein ließ. Seine lateinischen Gedichte sind zumeist Gelegenheitsgedichte, die gewandte Handhabung der Sprache zeigen, aber keineswegs durch dichterischen Werth hervorragen. Letzteres ist auch bei seinen deutschen Gedichten nicht der Fall: den „zwölff Heuptartickeln des Bekendtnis unsers christlichen Glaubens“, einem in Verse gebrachten Handbüchlein der christlichen Lehre, und seinem Gedichte von Thedel von Wallmoden, das seinen Namen besonders bekannt gemacht hat. Er erhielt den schönen Sagenstoff, der nur hierdurch uns überliefert ist, aus der v. Wallmoden'schen Familie, der einer seiner Schüler in Goslar angehörte; aber nüchtern und hausbacken, wie er war, verstand er nichts weniger als den Vorwurf dichterisch zu gestalten. Eine dem Stoffe fremde, fromme Moral zwängte er in ihn hinein; für die Natur der Sage fehlte ihm jedes Verständniß. Künstlerisch ist sein Werk ohne Werth: doch scheint es bei den Zeitgenossen Anklang gefunden zu haben. Denn der zuerst 1558 in Magdeburg erschienene Druck ist 1559 in Straßburg und 1563 in Wolfenbüttel wiederholt worden.

Vgl. meinen Aufsatz: Georg Thym's Dichtung und die Sage von Thedel v. Wallmoden in der Zeitschr. des Harzvereins, 20. Jahrg. 1887, S. 329 bis 382 (Bibliographie der durchgehends seltenen Schriften S. 339 ff.) und meine Ausgabe des Gedichts von Th. v. W. (Nr. 72 der Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts von Niemeyer in Halle). — E. Fabian, Wiederaufrichtung der Zwickauer Schule nach dem Schmalkaldischen Kriege, in den Mittheilungen des Alterthumsvereins für Zwickau, Heft 2, 1888. P. Zimmermann.

Thym: Johann Friedrich Wilhelm Th., reformirter Theologe, † 1803. Th. wurde zu Berlin am 5. September 1768 geboren. Nachdem er seine theologischen Studien absolvirt hatte und Domcandidat zu Berlin geworden war, widmete er sich unter Leitung seines Schwagers, des verdienstvollen Pädagogen Oberconsistorialraths Gedike, welcher dort Director des Friedrich-Werder-

schen Gymnasiums war, dem pädagogischen Berufe. 1796 wurde er Professor der Kirchengeschichte und der biblischen Alterthümer bei dem königl. reformirten Gymnasium zu Halle. Der frühe Tod seiner Gattin ließ ihn den Wunsch äußern, in den Schooß seiner Familie zurückzukehren; daher siedelte er 1801 nach Berlin über, wo er als Professor an das Joachimsthal'sche Gymnasium kam. Aber nur kurze Zeit war ihm hier zu wirken beschieden; am 21. Mai 1803 endete ein Nervenschlag sein überaus thätiges Leben.

Schriften Thym's: „Versuch einer historisch-kritischen Darstellung der jüdischen Lehre von einer Fortdauer nach dem Tode, soweit sich die Spuren davon im alten Testamente finden" (Berlin 1795). — „Briefe, die Simplicität des Predigers betreffend" (Halle 1798). — „Theologische Encyklopädie und Methodologie" (ebend. 1798). — „Historisch-kritisches Lehrbuch der Homiletik" (Halle 1800). — „Historische Entwicklung der Schicksale der christlichen Kirche und Religion, für gebildete Christen", 2 Bände (Berlin 1801—1806). — Außerdem: „Ideen zu einer historisch-kritischen Darstellung der jüdischen Lehre von dem Zustande nach dem Tode, soweit sich die Spuren davon im alten Testamente finden", in Eichhorn's allg. Bibl. der bibl. Litteratur Bd. 5, St. 2 (1793). — „Erinnerungen über die Präliminarien einer Abhandlung über die Vernunftmäßigkeit der Schriftlehre von der Welterlösung" in Henke's Magazin für Religionsphilosophie, Band 5, St. 1 (1795). — „Zerstreute Bemerkungen über das Leben Mosis von Philo," ebendaselbst Bd. 5, St. 3 (1796). — „Ueber Simplicität im Predigen" in Teller's Neuem Magazin für Prediger.

Vgl. Meusel's Gelehrtes Teutschland VIII, 62; X, 744; XI, 721. — Hirsching (Ernesti), Historisch-litt. Handbuch XIV, 316, 1. Abth. (1810). — Döring, Heinr., Die gel. Theologen Deutschlands u. s. w. IV, 489 f. (1835). — Intelligenzbl. z. Neuen Lpz. Litteraturztg 1803, S. 4. P. Tschackert.

Thymich: Paul Th. (Thiemich, Thiemick), Operndichter des ausgehenden 17. Jahrhunderts, wurde am 17. Juni 1656 dem Zimmermann Paul Thiemigk zu Großenhain geboren, der Aelteste von sechs Geschwistern. Am 21. Mai 1669 trat der 13jähr. Knabe in das Alumnat der Thomasschule zu Leipzig ein, aus dem er aber vor der üblichen Zeit von 6 Jahren ausgeschieden ist. Schon im Wintersemester 1673/4 wurde er unter dem Rectorat Bened. Carpzov's an der Leipziger Universität immatriculirt. Den talentvollen Schüler nahm seine alte Schule am 5. Dec. 1681, nachdem er seine Studien beendet, in das Lehrercollegium auf. Schon als Collaborator ultimus hat der musikalisch Begabte gegen das Herkommen einen Theil des Gesangunterrichts ertheilen dürfen. Die Liebe für den Gesang verband ihn auch mit seiner Gattin, Magdalena Sophie geb. Schleiffenheimer, die er am 5. Februar 1683 heimführte: ihre Sangeskunst, die hoch gerühmt wird, scheint sie auch öffentlich, ja in Opern ihres Mannes, bewährt zu haben, wenn auch die Angabe, sie sei die erste Sängerin am Weißenfelser Hoftheater gewesen, lediglich auf falscher Combination beruhen wird. Dies selbe Jahr 1683 gab Th. günstigen Anlaß, seine poetischen Gaben zu zeigen: er hat für den tüchtigen Thomascantor Joh. Schelle, der die früher gebräuchlichen lateinischen Texte und italienischen Compositionen bei der Frühcantate durch deutsche Sprache und Musik zu verdrängen suchte, während des ganzen Jahres die nöthigen Arientexte verfaßt; er hat das Poem zu der Nachtmusik gedichtet, mit der die Leipziger Studentenschaft den vom Türkenkriege heimgekehrten Kurfürsten Johann Georg III. am 4. October 1683 feierte. Sommer 1685 wurde Th. bereits Collaborator primus und starb in dieser Stellung schon im Sommer 1694.

Im Jahre vorher, am 8. Mai 1693, hatte er die Genugthuung gehabt, das neuerbaute Leipziger Opernhaus mit seiner, von Nik. Strunck componirten Oper „Alceste" (verfaßt schon 1680 oder früher) eröffnen zu sehen. Das damals ge-

druckte Textbuch, von dem Wieland ein 1774 verbranntes Exemplar noch vorlag, als er 1773 im Deutschen Merkur „Ueber einige ältere deutsche Singspiele, die den Nahmen Alceste führen" berichtete, scheint nicht mehr vorhanden zu sein. Doch geben Wieland's ausführliche Auszüge die volle Gewißheit, daß Th. wesentlich des Italieners Aurelio Aureli Drama per Musica L'Antigona delusa d'Alceste übersetzt hat, dasselbe Werk, das auch Händel, nur mit ungleich größerer Freiheit und sichrerem Kunstverstande seiner „Alceste" zu Grunde legte. Thymich's Sprache ist breiter und geschmackloser als die Aureli's, mit schwülstigen Bildern („Admetus stirbet und verdirbt wie die verwelkten Amaranthen", „Wählet sich mein treues Herz die pechschwarzen Todesketten" u. s. w.) noch reicher ausstaffirt als die Verse des Italieners; dafür läßt Th. Andres fort, freilich viel zu schüchtern, so z. B. die Zweideutigkeiten Lillos über den sposo impotente Admet. Nicht, weil ihm die Komik an sich widerstrebte! Sind auch die satirisch-scherzhaften Anspielungen auf die Leipziger Gesellschaft, die Wieland zu wittern glaubte, lediglich aus dem Original übertragen, so hat doch Th. selbstthätig den Schluß durch unschickliche Späße verunstaltet, die Aureli, sonst den Clownscenen auch nur allzu günstig, mit richtigem Gefühle an dieser Stelle meidet. Aber das sind nur Kleinigkeiten: im wesentlichen ist Th. Uebersetzer und nichts weiter. Ob er in anderen Opern selbständiger war, kann ich nicht beurtheilen, da ich keine weiteren Dichtungen von ihm kenne: möglich, daß sich in den musikalischen Handschriften seiner Leibcomponisten, Nikol. Adam Strunck und Johann Philipp (von) Krieger der eine oder andere Thymich'sche Text noch findet. Ueber der Oper „Camilla, Königin der Volsker" (1694 in Weißenfels aufgeführt, wol in einer Composition Krieger's) starb Th. Zu dem Weißenfelser Hoftheater hatte er besonders enge Beziehungen: möglich, daß er schon zu Krieger's Opern Die glückselige Verbindung des Zephyrs mit der Flora (1687), Cecrops mit seinen dreyen Töchtern (1688), Die ausgesöhnte Eifersucht, oder Cephalus und Procris (1689) die Texte geschrieben hat, worauf eine Bemerkung Neumeister's hindeuten könnte; möglich ferner, daß die in Weißenfels aufgeführten Opern: Die befreyte Andromeda, Die nach dem Tode lebende Tugend oder der vergötterte Herkules (1692), Der sich selbst bezwingende Alexander (1693), die im Stoffe zu Opern Aureli's stimmen, gleichfalls durch Th. aus dem Italienischen übersetzt waren. Sicheres vermag ich nach dem mir bisher zugänglichen Material nicht zu sagen. Neumeister rühmt an Th. besonders die facilitas und suavitas der Diction, ein Urtheil, dem wir nicht beistimmen können, und beklagt schon 1695, daß seine Dichtungen nicht gesammelt und herausgegeben seien; er scheint besonders auf die komische Muse Thymich's Werth zu legen, und allerdings lassen auch die von Wieland ausgehobenen Proben seine platten Späße erträglicher erscheinen als seinen geschraubten Bombast.

Erdm. Neumeister, Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis huius seculi praecipuis (zuerst 1695), p. 105 der Ausgabe Leipz. 1706. — Wieland, Sämmtliche Werke, Bd. 26 (Leipz. 1796), S. 271—300. — Schletterer, Das deutsche Singspiel (Augsb. 1863), S. 219—222. — Rich. Sachse, Jakob Thomasius, Rektor der Thomasschule (Progr. von 1894. Nr. 543), S. 30 f. — Mittheilungen der Herren Prof. Elster in Leipzig, Rector Prof. Jungmann in Leipzig und Kirchner Rautenstrauch in Großenhain.

Roethe.

Thyracus: Hermann Th., katholischer Theolog, geboren zu Neuß im J. 1532, † zu Mainz am 26. October 1591. Er war einer der ersten Zöglinge des deutschen Collegs in Rom, wurde am 16. Mai 1556 in den Orden der Gesellschaft Jesu von deren Stifter aufgenommen, noch im selben Jahre Professor der Theologie in Ingolstadt, kam nach einigen Jahren nach Trier zuerst als

Professor, dann als Rector des Collegs, welchen Posten er mit dem des Collegs zu Mainz vertauschte, wo er auch Provincial der rheinischen Ordensprovinz war. Er hat nur einige Schriften hinterlassen, welche besonders gegen die Augsburgische Confession gerichtet sind.

Hartzheim, Bibl. Colon., p. 139. — de Backer II, 633. — Prantl, Gesch. d. Ludw. Max.-Univ. I, 226; II, 490. v. Schulte.

Thyraeus: Petrus Th., katholischer Theolog, geboren zu Neuß im J. 1546, † zu Würzburg am 3. December 1601. Er trat im Jahre 1561 in den Orden der Gesellschaft Jesu, in welchem er im Jahre 1583 das vierte Gelübde ablegte, wurde, nachdem er in den Ordenscollegien zu Trier und Mainz seit 1574 Lehrer gewesen war, im J. 1590 als Professor der Theologie nach Würzburg berufen. Hier wirkte er bis zu seinem Tode als Lehrer und Prediger mit großem Erfolge und gewann die Hochschätzung des Fürstbischofs Julius, des Stifters der Universität, welcher seinen frühen Tod tief beklagte. Als Schriftsteller hat er eine große Zahl von Büchern veröffentlicht, welche drei Richtungen angehören. Die eine umfaßt das Gebiet der Geistererscheinungen und Visionen aller Art, wie sie sich im alten und neuen Testamente als Engel, Teufel, unter eigener und fremder Gestalt, als Seelen Verstorbener darstellen, sowie die dem Tode vorhergehenden Schreckbilder. Eine zweite Classe seiner Schriften befaßt sich mit den besessenen Personen und Orten, sowie deren Exorcismus. Diese Schriften liefern eine so eingehende Behandlung des Thema, daß er als einer der fruchtbarsten Schriftsteller für die Cultur des Aberglaubens und der verkehrten Mystik erscheint. Im Zusammenhange damit stehen theils in diesen, theils in besonderen Schriften Erörterungen über den Cultus der Heiligen, die Fürbitte für Verstorbene und das Fegefeuer. Die dritte Classe von Werken gehört der Theologie im engeren Sinne (über die Eucharistie, das Bußsacrament, den Glauben) und dem Kirchenrechte an. In letzterer Hinsicht ist es die Gewalt der Kirche, die Freiheit der christlichen Religion, die Berufung und Sendung der Diener der Religion (gegen Calvin's Lehre), das Capitel der heimlichen Ehen, die er behandelt.

Eine Aufzählung seiner Schriften findet man bei Hartzheim, Bibl. Colon. p. 285. — Ruland, Series p. 25 sqq. Vgl. dazu Alegambe, Bibl. p. 401. — de Backer II, 633. — Foppens II, 1015. — v. Wegele, Gesch. d. Univ. Würzburg I, 277. v. Schulte.

Thys: Pieter Th., Thyß oder Thijs, früher gewöhnlich Tyssens oder Thyssens geschrieben, wurde im J. 1624 zu Antwerpen geboren. Er wurde im J. 1636 Schüler eines wenig bekannten Malers Namens Artus Deurweeweerders und im J. 1644 Freimeister der St. Lucasgilde. Sein Fach war die Historien-, namentlich aber die Portraitmalerei, für die er sich van Dyck zum Vorbild nahm, ohne ihn zu erreichen. Seine Fruchtbarkeit war sehr groß. Unter anderen ließ sich Prinz Wilhelm II. von Oranien mit seiner Familie von ihm malen. In der kaiserlichen Sammlung zu Wien, die auch drei Historienbilder von Th. besitzt, hängt eines seiner besten Bilder, das lebensgroße Kniestück des Erzherzogs Leopold Wilhelm, des Generalstatthalters der Niederlande. Die alte Pinakothek in München besitzt ein Bildniß David Teniers' des Jüngeren von seiner Hand. Am besten kann man ihn im Museum zu Antwerpen kennen lernen, wo er namentlich auch mit Historienbildern vertreten ist. Dagegen findet man seine beiden kirchlichen Hauptbilder, einen „Heiligen Rochus" und eine „Heilige Catharina" in der Hauptkirche zu Dendermonde. Th. blieb Zeit seines Lebens in Antwerpen ansässig und starb dort im J. 1677. Er besaß einen Sohn Pieter Pauwel, der gleichfalls Maler war, und dem Vater bereits am 27. März 1679 im Tode nachfolgte.

Vgl. F. Jos. van den Branden, Geschiedenis der Antwerpsche Schilderschool, Antwerpen 1883, p. 934—939, 1277, 1373. — E. R. v. Engerth, Kunsthistorische Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde, II, 499—501. Wien 1884. — F. v. Reber, Katalog der Gemälde-Sammlung der kgl. älteren Pinakothek zu München. Illustrirte Ausgabe, S. 182. München 1887. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 483. Leipzig 1888. — E. Fétis, Catalogue descriptif et historique des tableaux anciens, 6. édit. p. 519, 520, 8°. Bruxelles 1889.

H. A. Lier.

Thyselius: Benedict Th. (nicht Thysetius, wie Gerber schreibt, oder gar Thyssetius, wie man im Fétis liest). So lange man sein Druckwerk nicht kannte, war man eben genöthigt nur was ältere Schriftsteller sagen, nachzuschreiben, und da die junge Wissenschaft der Musikbibliographie ihr Bestehen erst nach Jahrzehnten zählt, so gibt es sehr viel aufzuräumen und zu berichtigen. Th. nennt sich einen Variscer, also einen Voigtländer aus Sachsen; im übrigen sind wir über sein Leben nicht unterrichtet, und das bisjetzt einzig bekannte Druckwerk von ihm gibt auch keine Auskunft. Wahrscheinlich befand er sich zur Zeit der Herausgabe noch ohne Amt, denn sonst hätte er dies sicherlich seinem Namen beigefügt. Der Titel lautet: „Tractationes musicae. Newe an lustigem text vnd lieblichen Concordanten christliche anmutige Gesänge zu lob vnd ehre Gottes . . . mit vier stimmen elaboriret und verfertigt, Durch . . . Wittenberg 1604 gedr. durch Lorentz Seuberlich, in vorlegung Paul Helwigs.“ Enthält 12 deutsche Gesänge. Leider sind bis heute nur der Tenor und Baß in der Bibliothek des Instituts für Kirchenmusik in Breslau aufgefunden.

Rob. Eitner.

Thysius: Antonius Th., reformirter Theolog, Professor zu Harderwick und Leiden, war am 9. August 1565 zu Antwerpen geboren, und erhielt dort seine vorbereitende classische Erziehung unter Leitung des vorzüglichen griechischen Sprachkenners Bonaventura Vulcanius. Diesem Lehrer folgte er 1581 nach Leiden und studirte hier unter Lambertus Danaeus Theologie. Als dieser aber schon im folgenden Jahre nach Gent zog, verließ auch Th. die Leidener Universität und trat nun eine mehrjährige Studienreise an, verweilte zu Neustadt, Frankenthal, Genf, wo er Beza's Unterricht genoß, besuchte weiter Lausanne, Bern, Zürich, Basel und Straßburg, und ging nach einem vierjährigen Aufenthalt zu Heidelberg, 1589 nach England, wo er zu Oxford und Cambridge William Whitaker und John Rienold hörte. Am 12. August 1590 kehrte er nach Leiden zurück und versah auf kurze Zeit den Predigtdienst zu Harlem. Da rief ihn seines Vaters Tod nach Frankfurt. Von da aus durchreiste er die norddeutschen Lande, hielt sich zu Danzig, Rostock, Stade, Emden und Groningen auf, wo er überall mit den gelehrtesten Männern verkehrte, und kam endlich 1594 nach Amsterdam. Hier trat er in diesem und dem folgenden Jahre als Hülfsprediger auf, schlug aber eine feste Anstellung in dieser Gemeinde aus, um wiederum zu reisen, diesmal nach Frankreich. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt, besonders zu Montpellier und Toulouse, finden wir den reiselustigen und Belehrung suchenden Mann um 1600 wieder zu Leiden. Dort erneuerte er die früheren freundschaftlichen Verhältnisse mit Gomarus, Trelcatius, Junius, Scaliger und Raphelengius, welche den höchst gelehrten und reichgebildeten Mann jetzt an einen Lehrstuhl zu fesseln versuchten. 1601 erhielt er auf Gomarus' Empfehlung die Lehrkanzel für Theologie zu Harderwick, welche er am 16. August antrat. Achtzehn Jahre verwaltete er dies Amt eifrig und treu und erwies sich nicht nur als ausgezeichneter Lehrer, dessen Unterricht für Wissenschaft und Kirchendienst das höchste Lob erwarb, sondern auch als bedächtiger und ge-

mäßigter, wiewol calvinistischer, Theolog. Diese Milde trat deutlich hervor als er den Arminius, dessen Ansichten er sich gleichwol später widersetzte, für eine theologische Professur zu Leiden empfahl, wie auch in der Mißbilligung der überaus harten Denkungsart des Gomarus. Th. konnte freilich nicht unbetheiligt bleiben an den remonstrantischen Streitigkeiten, deren Ausgleichung mittels einer Nationalsynode er schon um 1612 gewünscht hatte. Er trat als Vertheidiger des Calvinismus auf mit den Schriften: „Anglicana scripta de praedestinatione“, 1613, „Leere ende order der Nederlandsche, soo Duytsche als Waelsche Gereformeerden Kercken in een ligchaem vervat“, Amst. 1615 und „Responsio in Remonstrantium remonstrantiam“, 1617. Daher wurde er auch 1618 zur Dordrechter Synode abgeordnet, wo er sich manches Auftrags rühmlich entledigte, auch unter die Revisoren der Bibelübersetzung und besonders des Alten Testaments gewählt wurde. Ungeachtet seiner Abneigung gegen den Remonstrantismus, verleugnete er seine mildere Gesinnung dennoch nicht und Bogerman's Heftigkeit war ihm äußerst zuwider. Bald nach Beendigung der Nationalsynode nach Harderwick zurückgekehrt, erhielt er von den Curatoren der Leidener Universität einen Ruf als Professor für Theologie und trat dies Amt am 10. December 1619 mit einer „Oratio de theologia ejusque studio capessendo“ an. Neben Polyander, Rivet und Walaeus, mit welchen er 1625 eine „Synopsis purioris theologiae, disputationibus 52 comprehensa“ zu Leiden veröffentlichte, war er Jahre lang eine Zierde der Hochschule, bis er am 7. November 1640 starb. Zu Harderwick hatte er sich 1602 mit Johanna de Raadt vermählt, und sein Sohn Antonius Thysius war seit 1637 an derselben Universität Professor für Poesie und nachher an Stelle des verstorbenen Daniel Heinsius Historiograph der holländischen Staaten.

Meursius, Athen. Batav. p. 332—338. — Bouman, Gesch. d. Geldersche hoogeschool I, 35. — Glasius, Godg. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. J. C. van Slee.

Tiaden: Enno Johann Heinrich T., geboren am 18. Juli 1722 in Aurich, besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt, studirte 1741—1744 in Jena, wurde 1745 Rechtsanwalt, später Criminal- und Assistenzrath der ostfriesischen Regierung und starb in Aurich am 2. April 1781. Schon während seiner Studienzeit sammelte er Stoff für eine Gelehrtengeschichte Ostfrieslands, setzte später diese Arbeiten weiter fort und vollendete zwischen 1773 und 1781 handschriftlich ein Werk, das unter dem Titel „Das Gelehrte Ost-Friesland“ von seinen Erben in den Jahren 1785—1790 zu Aurich herausgegeben wurde, nachdem es sein Schützling Johann Konrad Freese zum Druck vorbereitet hatte. Es bringt die Lebensgeschichten der in Ostfriesland geborenen Gelehrten des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, die sich in den Wissenschaften einen Namen gemacht haben. Leider ist es nicht ganz vollständig, so vielen Werth der Verfasser gerade auf Vollständigkeit legte, auch nicht so zuverlässig, als man es wünschen möchte, obgleich T. ausgesprochenermaßen kritisch gesichtete Darstellungen liefern wollte. Doch enthält es eine Fülle schätzenswerther Nachrichten, oft aus verlorenen, oder schwer erreichbaren Quellen, auch viele dieser Quellen im Wortlaut. Es wird darum stets ein rühmliches Denkmal für den Sammelfleiß des Verfassers und eine Fundgrube für denjenigen bleiben, der über die älteren Gelehrten Ostfrieslands Aufklärung sucht.

Bartels, Ember Jahrbuch VII, 131—142. P. Wagner.

Tichatschek: Joseph Aloys T., der berühmteste deutsche Tenorist der vierziger Jahre und erste „Wagnersänger“, wurde am 11. Juli 1807 zu Ober-Weckelsdorf bei Adersbach in Böhmen geboren. Kleinen und engen Verhältnissen entsprungen, hätte sich ihm wohl schwerlich die Möglichkeit einer höheren Lauf-

bahn erschlossen, wenn nicht die Himmelsgabe einer schönen Knabenstimme ihm den Weg zum Gymnasium der Benedictinerabtei Braunau geebnet hätte, der er als Altist bei der Kirchenmusik Pflege und Bildung vergelten konnte. So vermochte T. im J. 1827 als Student der Medicin die Universität Wien zu beziehen, bald aber drängten ihn Neigung und Begabung auf andere Wege und ums Jahr 1830 wandte sich der sangesfrohe Jüngling dem Theater zu. Der Chorregent Weinkopf, der die außerordentlichen Stimmmittel Tichatschek's erkannt hatte, reihte ihn dem Chor des Kärnthnerthortheaters ein und am 16. Januar 1830 betrat er als Chorist zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter. Die natürliche Anlage und ein fleißiges Studium bei dem angesehenen Gesangsmeister Cicimara befähigten ihn schon nach kurzer Zeit zu höherer, solistischer Thätigkeit, so daß er ums Jahr 1834 in Graz sein erstes Engagement als Solosänger antreten konnte. Rasch entwickelte er sich hier zum treffsicheren Künstler, denn schon im Sommer 1837 sehen wir ihn ein Gastspiel am Wiener Hofoperntheater mit großen Ehren absolviren. Sein „Tebaldo“ in Bellini's „Montecchi und Capuletti“, vor allem aber seine Leistungen als „Sever“ (Norma) und „George Brown“ (Weiße Dame) fanden nicht nur den Beifall der Hörer, sondern auch die Anerkennung der Kritik. Mit gleichem Glücke stellt sich T. bald darauf auch in Prag und in Dresden vor, wo man den stimmgewaltigen Tenoristen alsbald dauernd für die Hofbühne verpflichtete. Mit diesem, am 1. Janur 1838 erfolgten Eintritt in den Verband des Dresdener Theaters, dem er länger als drei Jahrzehnte angehören sollte, vollzog sich eine der wichtigsten Wendungen in Tichatschek's Künstlergeschick, denn auf diesem Boden sollte er am Beispiel der genialen Schröder-Devrient sich zur höchsten Künstlerschaft heranbilden und hier auch sollten ihm in der Berührung mit der Kunst Richard Wagner's diejenigen Aufgaben erwachsen, in deren Bewältigung seine Eigenart zur vollsten Reife und zur größten Lebensthat sich entwickelte, sein Ruf zur entscheidenden, dauernden Bedeutung gelangte. Zunächst freilich fielen ihm andere Aufgaben zu und eine der ersten erfolgreichen Rollen, mit denen er sich den Dresdenern ins Herz sang, war die des „Raoul“ in Meyerbeer's „Hugenotten“, die dadurch und durch die „Valentine“ der Schröder zu einer der besten Leistungen der sächsischen Hofoper wurden. Daneben galten als besondere Paraderollen Tichatschek's: Masaniello, Robert, Talbot (Puritaner), Cortez, Tamino, Idomeneo, Rinaldo, Adolar, denen er auf zahlreichen Gastspielreisen auch in Berlin, Leipzig, München, Hamburg, Bremen, Lübeck und an andern Orten rauschende Erfolge verdankte. Seine eigentliche „Leibrolle“ und auch seinen größten Triumph fand T. aber in Richard Wagner's Rienzi, dem er am 20. October 1842 bei der ersten Aufführung zum glänzendsten Erfolg verhalf. Dankbar hat es Wagner allzeit anerkannt, daß die Hingabe und Begeisterung des beliebten Tenoristen seinem Werk schon vor der Aufführung die Wege bahnte und daß T., dieser „wahre Heros von Musikstimme“, durch den Glanz seiner Mittel und das Ungestüm seines Naturells wesentlich zu der glücklichen Entscheidung beigetragen habe. Wie sehr T. selbst die Rolle des römischen Volkshelden liebte und ihre Bedeutung für seinen künstlerischen Ruf zu schätzen wußte, beweist, daß er den „Rienzi“ im Januar 1863 als Rolle für sein 25jähriges Dienstjubiläum wählte; er hatte sie bis dahin 64mal gesungen. Ebenso erfolgreich, aber den Tondichter weniger befriedigend war die Art, in der T. am 19. October 1845 die Gestalt des „Tannhäuser“ zum Bühnenleben erweckte. „T.“, so schrieb später Wagner, „hatte nur Glanz oder Milde in seiner Stimme, nicht aber einen einzigen wahren Schmerzensaccent“, und es konnte ihm nicht gelingen, das Charakteristische der Anforderung zu fassen, die sich bei weitem mehr an seine Darstellungsgabe als an sein Ge-

sangstalent richtete. Wenn Wagner trotzdem seiner Verehrung für T. treu blieb, ja sogar, seinem eigenen Geständniß nach (Brief Wagner's an T. vom 18. Juni 1867), auch den „Lohengrin" für Tichatschek's ihm vertraut gewordene Stimme entworfen und ausgeführt hat, so zeugt dies mehr als alle Berichte für die außerordentliche Künstlerschaft Tichatschek's und seine besondere Eignung zum „Wagnersänger". Die erstere bekundet auch Otto Nicolai, der in seinem Tagebuch vom Jahre 1844 T. schlechtweg als den ersten deutschen Tenor bezeichnet, die letztere wird man vornehmlich in der musterhaften Aussprache und scharf gliedernden Vortragsart des Sängers zu erkennen haben. Nennt doch Wagner T. selbst einmal ein „wirkliches rhythmisches Gesangsgenie" und bekannte sich noch im J. 1867 tief ergriffen und gerührt von der edelst klangvollen, erhabenen Einfachheit, in der T. ihm die Gralserzählung vortrug. Bei derselben Gelegenheit hörte auch Peter Cornelius den Sechzigjährigen singen und urtheilte: „Da singt ein Mann, der ein ganzes Herz in jedem Ton hinaushaucht . . . Solche Accente bleiben eine Lebenserinnerung bis an den Tod! So ist die Antike, so ist Goethe, so ist der Baum, den der liebe Gott gemacht hat. Der alte, von einem tollen Leben zusammengerittene Knabe war ganz aus Schönpflästerchen und Pappendeckel zusammengeflickt — aber wenn er den Mund aufthat und sang, da war ewige Jugend und die Quellen rauschten . . . Das hatte dann nicht mehr Wagner componirt, sondern T. sang es". Wer im hohen Alter, nach einem arbeitsvollen Leben — T. war allein in Dresden während der Jahre 1838—1863 in 67 Rollen 1445mal aufgetreten — noch solcher Wirkung fähig ist, verfügte zweifelsohne nicht nur über ein tiefes künstlerisches Vermögen und außerordentliche Stimmmittel, sondern auch über eine außergewöhnlich gediegene Gesangsbildung. In der That wurde diese und vor allem die goldreine Intonation Tichatschek's in der Blüthezeit des Sängers auch allgemein anerkannt und erst in den letzten Jahren seiner Thätigkeit finden sich häufigere Hinweise auf gewisse Unarten, wie das Einschieben von Hülfsconsonanten und das Zerhacken melodischer Phrasen, Fehler, die leider ein Erbgut der deutschen Wagnersänger geworden sind. Andrerseits bürgt auch wieder die Weite seines Rollenbereichs, von den hohen Heldentenorrollen eines Masaniello und Rienzi bis zur Baritonpartie des Zampa (1847), von Boieldieu's George Brown bis zu Gluck's Achill, von Meyerbeer's Robert bis zu Wagner's Lohengrin für die außerordentliche Wandlungsfähigkeit seiner Gesangskunst. Den größten und besten Theil dieser großen Künstlerkraft hat T. dem sächsischen Hoftheater gewidmet, doch hat er durch einige Gastspielreisen nach England (1841), Schweden und Holland seinem Namen auch im Ausland Geltung verschafft. Tichatschek's Alter war durch Krankheit schwer getrübt; er starb zu Dresden am 18. Januar 1886.

Ueber T. vgl. R. Wagner, Gesammelte Schriften I, 21; IV, 336 f.; V, 122, 137, 175; VIII, 236. — Musikalisches Wochenblatt, Jahrgang 1870. — Signale für die musikalische Welt, Jahrgang 1886. — Allgemeine Musik. Zeitung passim. — Baireuther Blätter 1892, viertes Stück. — Eine Schrift: „J. T., eine biographische Skizze nach handschriftlichen und gedruckten Quellen. Leipzig, G. Heinze" war nicht aufzutreiben. Heinrich Welti.

Tichtl: Hanns T., Mitglied und Professor der medicinischen Facultät, praktischer Arzt und Akademiker in Wien, — in seinem ärztlichen Berufe, wie ein nachträglich aufgefundenes Bruchstück von Aufzeichnungen nachweist, bereits 1472 thätig, Verfasser eines zeitgeschichtlich interessanten Tage- und Vormerkbuches innerhalb der Jahre 1477—1494. Ueber seinen Lebensgang läßt sich nur Weniges beibringen. S. 26 seines Tagebuches (h. von Karajan im I. Bd. der Scriptores rer. austr. — 1. Abth. der Fontes rer. austriac. 1855) bezeichnet T. Oberösterreich als sein Vaterland. Z. J. 1482 (S. 15) finden

sich die Worte — hiermit schließe das sechste Jahr seines medicinischen Doctorates. Zum gleichen Jahre (S. 13) berichtet er Nachstehendes: „Den 22. Febr. 1482, 7 Uhr Abends leistete ich in der Wiener Hofburg dem unüberwindlichsten Kaiser Friedrich, Herzog von Oesterreich, den Eid als Professor des medicinischen Studiums. Dies Lehramt legte meinethalben in die Hände des Kaisers zurück der ehrwürdige und wackere Mann Meister Kristof Kchreizer, mein Vater, Lehrer und Leiter vor Allen" ..... Dann beschreibt er ausführlich die Eidesleistung und bemerkt, daß die sämmtlichen Doctoren der Facultät ihre Zustimmung schriftlich abgaben. So trat er im sechsten Jahre des medicinischen Doctorates in den Verband der Facultät, während er seit 1477, wie sein Tagebuch ausweist, die Praxis ausübte. Das Wiener Grundbuch erwähnt unter dem 3. Febr. 1483, daß „Meister Hanns Tichtel, leerer der Erzeney und Margreth, sein Hausfrou", „Nutz und Gewehre" eines Stadthauses erwerben. Seine litterarische Hinterlassenschaft — das oben angeführte Tag- und Vormerkbuch, in welchem die Einnahmen der medicinischen Praxis, persönliche Angelegenheiten und Zeitereignisse bunt durch- und nach einander laufen, ist eine nicht unwichtige Quelle zur Geschichte einer der bewegtesten Epochen Niederösterreichs, vornehmlich in den Jahren des Krieges K. Friedrich's mit K. Mathias Corvin, dem es gelang, die Eroberung Niederösterreichs großentheils zu vollenden, in Wien seinen Hofhalt aufzuschlagen und endlich auch Wiener-Neustadt zur Uebergabe zu zwingen. Diese Vorgänge beleuchtet auch T. mit patriotischem Schmerze, der sich besonders zur Zeit der äußersten Nothlage Wiens und Wiener-Neustadts 1485 und 1487 Luft auf Kosten des Kaisers macht. Um so treuherziger jubelt er, als König Max die Rückeroberung Wiens und die Räumung Niederösterreichs seitens der Ungarn bewerkstelligt. Er wird nicht müde den Namen Maximilian zu schreiben. Tichtl's zeitgenössische Notizen schließen 1493 mit der Angabe, daß am 12. October 1493 Maximilian von Wien gegen die Türken aufgebrochen sei. Das Tagebuch bricht mit dem Februar des Jahres 1494 ab. Ob dies mit dem Ableben Tichtl's zusammenhängt, oder ob wir — was wahrscheinlicher — sein Dasein noch weiter hinaus annehmen dürfen, entbehrt einer sicheren Entscheidung, überdies sei auch bemerkt, daß T. zu den eifrigsten Mitgliedern der von seinem Universitätscollegen Konrad Celtes gestifteten „Sodalitas Danubiana" zählte, wie dies sein Brief an den Genannten vom 6. Februar 1493 und andererseits eine Ode des Letzteren an T. (s. Odarum III, 3) bezeugen.

(Unvollständige) Ausgabe des Tagebuches bei Rauch, scrr. rer. austr. II, 533—563; neuere, kritische und komm. Ausgabe bei Karajan a. a. O. Fontes rer. a. I, 3—66. — Aschbach, Gesch. der Wiener Univ. II. a. 1877.

F. v. Krones.

Tidemand: Adolf T., einer der hervorragendsten Genremaler der Neuzeit, war, wenn auch Norweger durch Geburt und Erziehung, doch durch seine künstlerische Ausbildung und seinen langjährigen Aufenthalt am Rhein ein Deutscher geworden und unbeschadet seiner treuen Anhänglichkeit an seine nordische Heimath, würdigte er in vollem Maße die Vorzüge seines zweiten Vaterlandes, in welchem er so herzliche Freundschaft und reiche Anerkennung gefunden hatte.

Sein Vater war Kammerrath und Zolldirector in Mandal an der Westküste Norwegens, wo T. am 14. August 1814 geboren wurde. Seine ersten künstlerischen Studien machte er auf der Akademie zu Kopenhagen von 1832 bis 1837; dann siedelte er nach Düsseldorf über. Hier wurden unter Hildebrandt's und Schadow's Leitung seine außergewöhnlichen Anlagen in kurzer Zeit zur schönsten Entwicklung gebracht, so daß er schon nach vier Jahren als erste selbständige Arbeit ein bedeutendes Historienbild: „Gustav Wasa redet in der

Morakirche zu den Dalekarliern" vollendete und damit allgemeinen Beifall fand. Auf einer Reise nach München und von da nach Italien reifte seine künstlerische Anschauungsweise, was ihm bei seinen nächsten Arbeiten, die er im Auftrage des Königs von Schweden ausführte, sehr zu statten kam.

Doch auch noch weitere Bestellungen von Bildnissen für die Universität zu Christiania hielten ihn nicht ab, 1846 nach Düsseldorf zurückzukehren. Selbst der bedeutende Auftrag seines Königs, das Lustschloß Oskars Hall mit künstlerischem Schmuck zu versehen, konnte ihn nur vorübergehend 1848 seinem Vaterland wieder zuführen. Im Herbste 1849 schlug er dauernd seinen Wohnsitz in Düsseldorf auf und wurde hier nun in kurzem das Haupt eines Kreises von skandinavischen Künstlern, der namentlich durch die Anziehungskraft seines klangvollen Namens, sowie desjenigen seines Landsmannes Hans Gude eine von Jahr zu Jahr wachsende Zahl und Bedeutung annahm.

Hatte T. in den ersten Jahren seines Schaffens sich ausschließlich der Historienmalerei gewidmet, so brachte ihn eine eigenthümliche Schicksalstücke zu seinem Heile bald auf den Weg, der seiner individuellen künstlerischen Anlage entsprechend der eigentlich richtige war. Er hatte sich nämlich um die Ausführung eines Altarbildes für die Erlöserkirche in Christiania, wofür eine beträchtliche Summe ausgesetzt war, beworben, erhielt aber einen abschlägigen Bescheid, da der ehrenvolle Auftrag an Steinle in Frankfurt übertragen wurde. Um sich von der tiefgehenden Verstimmung, mit der ihn die offenbare Ungerechtigkeit dieses Mißerfolgs erfüllte, zu erholen, machte er eine Studienreise in das norwegische Hochgebirge. Hier nun ging seinem Künstlerauge ein neues glanzvolles Licht auf: Die Schönheit eines noch ungehobenen, unerschöpflichen Schatzes für die Malerei, nämlich die natürliche Urwüchsigkeit eines Volkslebens, das in seinen eigenartigen Sitten und Gebräuchen weltfremd und von der verfeinerten Cultur noch unbeleckt sich einen ganz besonderen Reiz bewahrt hatte. Und mit dem Eifer heller Begeisterung ging jetzt der muthige Entdecker daran, diesen Schatz der Welt, der seine Bedeutung bisher ganz unbekannt war, in naturgetreuen Bildern vor Augen zu führen.

So wurde der Künstler ein Pfadfinder, ein anfeuernder Führer, dem bald eine ganze Schaar junger vielversprechender Talente zu folgen bestrebt war. Er brachte mit regstem Fleiß eine Menge interessanter Studien zusammen, die er zu lebenswahren Compositionen vorzüglich zu benutzen wußte. Und immer wieder in den Sommermonaten eines jeden Jahres kehrte er zu dem köstlich klaren Born zurück, um sich an ihm erlabend zu frischer Arbeit neue Kraft zu holen. Dies unermüdliche, liebevolle und eingehende Studium von Land und Leuten ist es denn auch vor allem, was fast allen seinen Schöpfungen den Charakter einer außerordentlichen Wahrheit, Frische und Naturtreue verleiht. Von den Verehrern eines classisch akademischen Stils wurde ihm zwar ein Mangel an Schönheitsgefühl zum Vorwurf gemacht, aber sehr mit Unrecht. Mit der conventionellen abgestandenen Schablone konnte er allerdings für seine grobkantigen norwegischen Bauern nichts anfangen, doch die echte Schönheit der Natur spiegelt sich auch ungeschminkt und klar in seinen meisterhaften Schöpfungen. Ueberall zeigt es sich in den entzückenden Darstellungen, daß er seine urbiederen Charaktere mit scharfer Beobachtung dem Leben abgelauscht hat. Ihm genügte nicht eine oberflächliche Realisirung, die eine Vertiefung in das Wesen des darzustellenden Objects dünkelhaft verschmäht. Er legte den Hauptwerth auf eine seelenvoll innige Auffassung, womit er eine meisterhaft kraftvolle Individualisirung verband.

Eine große Anzahl bedeutender Werke zeugt von der Fruchtbarkeit seines künstlerischen Schaffens. Eines der hervorragendsten, welches hauptsächlich seinen

Ruf begründete, ist „Die Haugianer" betitelt (1848), und befindet sich in der städtischen Gemäldegalerie zu Düsseldorf; es stellt die Nachmittagsandacht einer religiösen Sekte in einem norwegischen Bauernhause dar und bringt durch die feierliche Schroffheit der begeisterten Schwärmer einen tiefernsten Eindruck hervor. In ähnlichem Geiste ist auch „Die Austheilung des Heiligen Abendmahls in einer Hütte" ausgeführt. Von gewaltiger Kraft und Leidenschaftlichkeit ist ein großes historisches Bild aus der altnorwegischen Sage „Zweikampf beim Hochzeitsmahl". In einem Gegenstück zu den „Haugianern", „die Fanatiker" wird der Glaubenseifer in seinen brutalen Verirrungen und Ausschreitungen geschildert, während in edler und würdevoller Auffassung die reine Gottesverehrung in dem großen Altarbilde „Die Taufe Christi durch Johannes", für die Dreifaltigkeitskirche in Christiania gemalt, verherrlicht wird. Derartige Kirchenbilder brachte er im Laufe der Jahre eine ganze Reihe zur Vollendung.

Von seinen Historienbildern ist namentlich noch „Die Landung des Obersten Sinclair, der ein schottisches Hülfscorps den Schweden zuführt, in Romsdaelen, 1612" zu erwähnen, das eine Episode der norwegischen Geschichte in recht lebhaften Zügen schildert. Aus der großen Anzahl seiner Sittenbilder, welche das norwegische Volksleben vor Augen führen, sind besonders hervorzuheben die bekannte „Brautschmückung" (1860), das umfangreiche, vortreffliche „Leichenbegängniß am Sogne Fjord" (1852), „Abend auf einem norwegischen Binnensee" (1851, Eigenthum der Berliner Nationalgalerie), „Nächtlicher Fischfang" (1851, Kunstverein in Wien), „Der verwundete Bärenjäger" (1856, Galerie des Belvedere in Wien), „Der Wolfsjäger" (Galerie Ravené in Berlin), ferner ein Cyklus von 10 Darstellungen für den Speisesaal des Schlosses Oskarhall bei Christiania, die in sinnigen und sehr poetisch gedachten Compositionen das ganze menschliche Leben schildern; nämlich: 1. Knabe und Mädchen auf der Senne, 2. Die Brautwerbung, 3. Der Brautzug in die Kirche, 4. Familienglück (Das erste Kind), 5. Familiensorge (Das kranke Kind), 6. Des Vaters Unterricht, 7. Nächtlicher Fischfang auf dem Fjord, 8. Der Mutter Unterricht, 9. Des jüngsten Sohnes Abschied, 10. Der einsamen Eltern Trost (Das Lesen der Bibel). Lithographisch gedruckte Nachbildungen dieses Cyklus mit erläuternden Gedichten von Wolfg. Müller sind zu einem interessanten Album vereinigt worden. Mit besonderer Vorliebe erzählte der Künstler von dem stillen Frieden eines ruhigen Lebens, wie solches in den meisten seiner kleineren Staffeleibilder in anmuthigster Weise zur Erscheinung kommt. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte ihn wieder ein bedeutender Auftrag des Königs von Schweden und Norwegen; in einem Colossal-Gemälde sollte er „Die Gründung Christianias durch König Christian IV." darstellen. Schon waren die farbenfrischen Entwürfe und die gründlichen Vorstudien dazu, welche ihn seit Jahren beschäftigten, fertig gestellt, da ergriff ihn eine tückische Krankheit, gegen die er schon längere Zeit angekämpft hatte. Am 28. Mai 1876 entriß ihn ein schneller Tod zu früh dem fruchtbringendsten Schaffen.

Als Mensch war T. von einer Liebenswürdigkeit, die unter Künstlern in neuerer Zeit immer seltener zu werden scheint. Er urtheilte jederzeit durchaus neidlos und unparteiisch, hielt sich von allen Streitigkeiten fern, aber in edler Milde war er stets zu helfen gern bereit. So erfreute er sich denn auch allgemeiner Beliebtheit und Verehrung. Nicht geringere Anerkennung und sympathische Aufnahme fanden andererseits seine künstlerischen Erzeugnisse, wie sich solches in zahlreichen äußeren Ehrenbezeugungen bekundete; war er doch Ritter vieler hoher Orden, so des preußischen Rothen Adlerordens, des norwegischen St. Olaf-Ordens, des schwedischen Wasa-Ordens und der französischen Ehrenlegion, Mitglied der Akademien von Christiania, Stockholm, Kopenhagen, Berlin,

Wien, Dresden, Amsterdam und Rotterdam. Bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Düsseldorfer Akademie 1869 erhielt er durch die Verleihung des Professortitels eine officielle Anerkennung, wie wesentlich er durch seine vorzüglichen Leistungen zum Ruhm der Düsseldorfer Kunstschule beigetragen. Auf mehreren großen Ausstellungen wurden seine Werke mit der Medaille ausgezeichnet: in Paris (1855), in Besançon, in Berlin, ferner in Wien (1873) u. s. w. Auch die Nachwelt wird seine bedeutenden Verdienste zu würdigen wissen.

Eduard Daelen.

Tieck: Dorothea T., älteste Tochter Ludwig Tieck's. Sie wurde zu Berlin im J. 1799 geboren. Durch ihre Mutter Amalie Alberti, welche wohl nach mehr als einem Jahrzehnt nach ihrer Verheirathung zur römischen Kirche übertrat, wurde sie noch als Kind veranlaßt gleichfalls katholisch zu werden, während der Vater trotz katholisirender Richtung, die nicht nur in den früheren Schriften z. B. in der Genoveva und im Octavian sich zeigt, sondern auch noch 1839 in der Novelle der Schutzgeist scharf hervortritt, protestantisch blieb. Dorothea war ein Mädchen von seltener Begabung und hervorragendem Wissenstrieb. Frühzeitig erlernte sie neuere Sprachen: französisch, englisch, italienisch, spanisch. Als die Tieck'sche Familie nach dem Tod des Grafen Finkenstein ihren festen Wohnsitz 1819 in Dresden aufschlug, wurde die zwanzigjährige Dorothea die dauernde litterarische Gehülfin ihres Vaters. Ihr Antheil an der Uebersetzung des Shakespeare und älterer englischer Schauspiele ist in dem Artikel Ludwig Tieck S. 251 f. angegeben. Doch wußten nur die näheren Bekannten von ihren Arbeiten, die unter ihres Vaters Namen in die Welt gingen. Auch aus dem Spanischen hat sie mehrere Uebersetzungen geliefert. 1827 erschien: Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obrégon. Aus dem Spanischen zum ersten Male in das Deutsche übertragen, und mit Anmerkungen und einer Vorrede begleitet von L. Tieck. 2 Bde. Breslau. (Die Vorrede wiederholt in Tieck's krit. Schr. II, 59). Die Uebersetzung ist Dorothea's Werk. Ebenso ist von ihr: Cervantes, Leiden des Persiles und der Sigismunda. Aus dem Spanischen übersetzt. Mit einer Einleitung von L. Tieck. 2 Bde. Leipzig 1837. Auch von den alten Sprachen erwarb sie bedeutende für eine Frau ungewöhnliche Kenntnisse, so daß sie Homer und Herodot, das Neue Testament, Livius, Horaz und Vergil in der Ursprache las. Insbesondere gefiel ihr die Aeneis, welche sie fünf Mal von Anfang bis zu Ende las. Von den italienischen Dichtern schätzte sie Dante, den sie ebenfalls wiederholt eifrig studirte, am höchsten; dem Ariost vermochte sie Tasso gegenüber kein Interesse abzugewinnen. Von den Spaniern beschäftigte sie sich viel mit Calderon. Tiefen Eindruck machte auf sie der Tod der Mutter im J. 1837. Sie fühlte sich seitdem als Fremdling im väterlichen Hause. So sehr sie ihren Vater liebte, empfand sie die Zugehörigkeit der Gräfin Finkenstein zu diesem tief und schmerzlich. So schreibt sie am 7. Januar 1839 an Fr. v. Uechtritz (Erinnerungen an Fr. v. Uechtritz, her. v. Sybel, S. 218): „Ich weiß nicht, worin es liegt, es ist aber, als wäre mit dem Scheiden der Mutter Alles weit schlimmer geworden, und doch wünsche ich sie nicht zurück. Weshalb sollte sie das auch noch empfinden, was mich so tief betrübt, und was sie nun im helleren Lichte sieht. Wenn ich daran denke, was mein Vater mit seinem großen Geiste für Deutschland und für künftige Geschlechter hätte sein können, wie er durch sein herrliches Gemüth die Seinigen hätte beglücken können, so ergreift mich bei diesem Gedanken eine Schwermuth, ein so tiefer Lebensüberdruß, daß ich schwere Kämpfe mit mir selbst durchzumachen habe, um das Gleichgewicht nur einigermaßen wieder herzustellen. Wie schrecklich sind die Folgen dieser unnatürlichen Verbindung für den armen Vater in seinem ganzen Leben gewesen. Seine schriftstellerische Laufbahn ist dadurch gehemmt, seine

schönste Kraft gebrochen worden, sie hat ihn verhindert, sich eine sorgenfreie Existenz zu begründen, alles häusliche Glück und Familienleben für immer zerstört, und welche bittere Früchte trägt sie nun seinen Kindern und ihm selbst in seinem Alter." — Die Briefe an Uechtritz, deren 21 gedruckt sind (a. a. O. S. 156—225), geben ein schönes Bild ihres edlen Charakters, ihrer hohen Begabung, ihrer Aufopferungsfähigkeit. Schwermüthige Entsagung durchdringt ihr ganzes Wesen, das von religiöser Heiligkeit wie verklärt erscheint. Sie würde, wie sie sagt, am liebsten ins Kloster gegangen sein, wenn sie nicht für den Vater zu sorgen hätte. Jeden Morgen um 6 Uhr ging sie in die Messe, sie leitete eine Schule, in der arme Mädchen aus den untersten Ständen unterrichtet wurden. Ihre letzte litterarische Arbeit war eine abkürzende Uebersetzung von Spark's Leben und Briefe Washington's, zu welcher sie Fr. v. Raumer veranlaßte. Sie starb am 21. Februar 1841 unvermählt zu Dresden.

Vgl. Köpke, L. Tieck, II, 58—62, 92—94 u. 99 f. — Erinnerungen an Fr. v. Uechtritz, her. v. H. v. Sybel, S. 154—228. — Ein Brief an Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen u. Briefwechsel II, 305—307.

Wilhelm Bernhardi.

Tieck: Christian Friedrich T., Bruder von Ludwig Tieck, wurde am 14. August 1776 zu Berlin geboren. Wie sein Bruder besuchte er das Friedrichs-Werder'sche Gymnasium, machte aber nur langsame Fortschritte. Dagegen regte sich frühzeitig bei ihm die Begabung für Zeichnen und Bilden, so daß der Vater es gerathen fand, ihn von der Schule fortzunehmen, als er 13 Jahre alt war. Er wurde am 18. August 1789 auf 6 Jahre bei dem Bildhauer Bettkober in die Lehre gegeben. Hier mußte er französische Kupferstiche nachzeichnen und dann nach Gyps zeichnen. Auch erhielt er einige Uebung im Formen, sowie in der mechanischen Behandlung des Steins. In seiner freien Zeit, die nicht selten auf die Nacht beschränkt war, suchte er sich durch Lesen fortzubilden. Schon im 15. Lebensjahr begann er auf der Akademie zu zeichnen, deren Rector seit 1788 J. G. Schadow war, doch blieb er seine Zeit bis zum 19. Jahr bei Bettkober. Gegen Ablauf seiner Lehrzeit erhielt er für eine Nachbildung des borghesischen Fechters eine akademische Preismedaille. Schadow, der auf ihn aufmerksam geworden war, förderte ihn mit Rath und That. Als König Friedrich Wilhelm II. von Preußen nach Abschluß des Baseler Friedens 1795 für die künstlerische Verherrlichung desselben einen Preis ausschreiben ließ, bewarb sich Fr. Tieck darum und gewann ihn durch ein Basrelief, welches darstellte, wie Amor dem Mars eine Flöte darbietet, während in dessen Helm ein Taubenpaar nistet. Er wohnte damals mit seiner Schwester Sophie und seinem Bruder Ludwig, der 1794 aus Göttingen gekommen war, zusammen. Ludwig übte einen bedeutenden Einfluß auf Friedrich's künstlerische Anschauungen aus. Dieser arbeitete nun in Schadow's Atelier und führte unter seiner Leitung einige Nachbildungen nach Schadow's Modell und nach antikem Muster in Marmor aus. Um die Mengs'sche Sammlung von Gypsabgüssen kennen zu lernen, unternahm er eine kurze Reise nach Dresden. In jener Zeit fertigte er auch einige Büsten und Porträtmedaillons, unter denen das von Wackenroder und das seiner Geschwister (1796) vorzüglich gelangen. Durch Verwendung Schadow's und Wilhelm's v. Humboldt bekam er behufs einer Studienreise nach Italien ein kleines königliches Stipendium. Dorthin wollten auch Wilhelm v. Humboldt und der freigebige Freund der Brüder Tieck, W. v. Burgsdorff. T. schloß sich ihnen an. Sie reisten 1797 über Dresden nach Wien, wo T. eine Büste der Gattin Füger's modellirte. Da der Krieg die Reise nach Italien unmöglich machte, gingen die drei nach Paris. Hier trat T. 1798 in das Atelier von J. L. David ein. Er war außerordentlich fleißig, zeichnete, modellirte und

malte. Er machte die Büsten der Frau v. Humboldt und einer Tänzerin, Clotilde, sowie des Grafen Schlabrendorf. Im J. 1800 trat er als Mitbewerber um den großen Preis der französischen Akademie auf. Sein Relief: Priamus zu den Füßen Achill's fleht um die Leiche Hector's wurde für würdig erachtet. Da er indeß als Ausländer den ersten Preis nicht erhalten konnte, so wurde dieser gar nicht ertheilt und T. erhielt den zweiten. Dieser Erfolg gewann ihm Anerkennung, und so geschah es, daß, als er im Sommer 1801 Paris verließ, und nach Weimar ging, Goethe ihm für die künstlerische Ausschmückung des dortigen Schlosses Beschäftigung verschaffte. Zunächst modellirte er eine Büste Goethe's, von der dieser selbst (Tag- und Jahreshefte 1801, Werke XXI, 74) sagt: „Meiner Büste durch T. mit großer Sorgfalt gefertigt, darf ich einschaltend an dieser Stelle wohl gedenken.“ T. hat diese Büste später in Marmor für die Walhalla des Königs Ludwig von Baiern wiederholt. Im J. 1820 haben er und Rauch noch einmal Goethe's Büste gefertigt (vgl. Goethe a. a. O. S. 267). In Jena trat er mit den Freunden seines Bruders, insbesondere mit den Schlegel in Verbindung. Die Frau des älteren, Caroline giebt ein Bild seiner damaligen Persönlichkeit. Sie schreibt am 16. November 1801 (Caroline, Briefe her. v. Waitz II, 137): „Von uns weg ging er zu Fuß . . . in seinem abgeschabten Rock, an dem kein Härchen mehr reibt, wenn man darüber hinfährt (unter uns, ich habe es probirt . . .), mit einem Stabe, in der Tasche nichts als eine Rolle Papier, die lang herausguckte, die Heerstraße hinauf . . . ganz dünn, und die blonden Haare ihm in's Gesicht flatternd.“ Von Goethe's Büste schreibt sie am 26. November (a. a. O. II, 143): „T. macht Goethe's Büste. Vortreffliche Aehnlichkeit ohne allen Schmuck.“ Und über seinen Charakter urtheilt sie am 10. December 1801 (a. a. O. II, 151): „Liebenswürdig genug — wenn auch nicht (so ist zu lesen anstatt: wenn auch nur) imposant — nicht wahr? Er ist eine leichte, aber wie ich glaube ehrliche Natur, nichts von den Nücken und Tücken des andern, mehr sichtbare Eitelkeit, alles unschädlich, weniger Reflexion Gottlob, und fast ein dichteres Talent.“ — Im Winter von 1801 auf 1802 befand er sich wieder in Berlin, wo er mehrere Aufträge erhielt. Er fertigte hier die Büsten der Gräfin Kalkreuth, der Tochter des Ministers Haugwitz, der Gräfin Voß und ihrer Tochter, der Frau von Berg und der Schauspielerin Unzelmann. Besonders die letztere gefiel allgemein. Auch hatte er Aussicht, den Auftrag einer Büste der Königin Louise zu bekommen, die es selbst gewünscht haben soll (Holtei, Briefe an T. III, 284), aber er lehnte es ab, weil er mit seinem Lehrer Schadow nicht in Wettbewerb treten wollte. Im Frühling 1802 ging er wieder nach Weimar, um sich den Arbeiten am Schloß zu widmen. Er fertigte hier drei große Basreliefs für das Treppenhaus. Auf dem einen sieht man den Fürsten auf dem Thron, dem die Stände Geschenke darbringen, das andere stellt den Fürsten als Beschützer der Künste und Wissenschaften dar, das dritte zeigt die Bestimmung des Hauses für Spiel und Fest und Bewirthung von Gästen. Sie sind in Gyps. Ebenso eine Menge kleiner Basreliefs in den Metopen des dorischen Frieses des Treppenhauses. Das Zimmer der Erbgroßherzogin schmückte er mit acht Basreliefs, welche die weiblichen Tugenden versinnbilden: Elektra trauert über der Asche des Orestes, Orest und Iphigenie auf Tauris, Admet und Alkeste auf einem von Ebern und Löwen gezogenen Wagen, Herakles führt Alkeste aus der Unterwelt, Antigone leitet den Oedipus, Ariadne überreicht dem Theseus eine Spindel, Helle und Phrixus reiten auf dem goldnen Widder, Omphale bekränzt den Herakles. — In die vier größeren Nischen der Treppe stellte er 8 Fuß hohe Statuen des Bacchus, der Pallas Athene, des Hermes und der Artemis. Für den Gesellschaftssaal arbeitete er vier lebensgroße Statuen von Musen, von denen zwei Porträtköpfe der Schauspielerinnen

Unzelmann und Jagemann tragen. Außerdem modellirte er zahlreiche Büsten, des Großherzogs, des Erbprinzen, der Großfürstin, der Jagemann, der Frau v. Seebach, der Gräfin Rheden, von F. A. Wolf, J. H. Voß, Herder, Clemens Brentano und Stoll. Sie wurden alle in Gyps geformt, eine des Fürsten von Reuß-Köstritz dagegen in Marmor. Auf die Vollendung des Schloßbaues und auf die Vermählung des Erbprinzen modellirte er zwei Medaillons, die in Bronce gegossen wurden. 1803 begab er sich zurück nach Berlin, wo er wieder sehr fleißig war, und wie A. W. Schlegel an L. Tieck schreibt (Holtei a. a. O. III, 286), mit Arbeiten, die, wie es schien, alle wohl gelangen, überhäuft war. Im J. 1805 reiste er über Wien nach München und von dort nach Italien, dem Lande seines Sehnens und Strebens. Er hatte hierzu vom 9. Juni 1805 ab, auf zwei Jahre ein Stipendium der Akademie von 200 Thalern erhalten. In Rom gab er sich zunächst ganz dem Studium hin, übernahm aber dann einige Arbeiten. So entstand in Rom die Büste Alexander v. Humboldt's, der eben aus Amerika zurückgekehrt war; ferner im Auftrag der Frau v. Stael, welche ihn in Paris kennen gelernt hatte, ein Basrelief für das Grabmal ihres Vaters, des Ministers Necker zu Coppet. Es ist in Marmor ausgeführt und stellt den Verstorbenen dar, wie er sich erhebt, um nach der vor ihm knieenden Tochter hinzublicken. An Marmorarbeiten lieferte er während dieses ersten römischen Aufenthalts noch die Büsten des Cardinal-Vicars della Somaglia und der Erzherzogin Maria Anna von Oesterreich. Im J. 1808 vollendete er auch die Colossalbüste Goethe's für die Walhalla. 1809 folgte er der Einladung der Frau v. Stael nach der Schweiz. Er traf einige Aenderungen an Necker's Basrelief, arbeitete die Büsten der Frau v. Stael und A. W. Schlegel's und des Stadtpräfecten von Genf, v. Barrente. Damals bekam er den Auftrag, eine lebensgroße Statue Necker's in Marmor zu bilden. Er ging dann zunächst nach München, wo damals sein Bruder Ludwig und seine Schwester Sophie sich aufhielten und modellirte fleißig Büsten, so die des Kronprinzen Ludwig von Baiern, der Frau v. Montgelas, des Präsidenten Jacobi, des Wasserbaudirectors Wiebeking, seines Bruders Ludwig und die des Philosophen Schelling. Dessen Frau Caroline bemerkt über ihn am 1. März 1809 (Briefe II, 361): „Von dorther (Coppet) erwartet man noch den Bildhauer Tieck, den ich sonst für den leichtfüßigsten von den Geschwistern gehalten, mir nun aber als der solideste vorkommt, denn er lebt doch von dem, was er erwirbt und borgte nur für seine Schwester. Seine erste Arbeit wird Schelling's Büste sein, die er schon lange auf eigene Hand hat machen wollen, nun wünschte sie aber der Kronprinz für seine Sammlung . . . Sie wird in Marmor ausgeführt, und er kann seine Kunst schon daran beweisen." Das Hauptergebniß des Münchener Aufenthalts bestand darin, daß er den Auftrag einer größeren Anzahl Marmorbüsten für die Walhalla erhielt. Er blieb in München bis 1811, ging dann noch einmal nach der Schweiz und dann wieder nach Rom, um für die Walhalla zu arbeiten. 1811 lernte er in Rom Chr. Rauch, der sein Nachfolger im Genuß des akademischen Stipendiums von 200 Thalern von 1807—1809 geworden war, kennen und beide nahmen eine gemeinsame Werkstatt. Es erschien ihnen bald nützlich, des Marmors wegen auch in Carrara eine Werkstatt anzulegen, und so siedelten beide dorthin über. Hier vollendete T. die Statue Necker's, über welche Rauch am 15. Mai 1811 an Schinkel schreibt (Eggers, Rauch I, 231): „T. hat ein schönes Modell der Statue Necker's für M. Stael vollendet, als Porträtstatue im Ganzen sowie dem Faltenwurf und Ausführung desselben kenne ich keine bessere Sculptur." Dann arbeitete er an den Büsten für die Walhalla, von denen er 23 gefertigt hat. Rauch war überzeugt, daß Tieck's Büsten die schönsten in der Walhalla sein würden (Eggers a. a. O. S. 135). Es sind die folgenden:

Wilhelm von Oranien, Moritz von Sachsen, Karl X. von Schweden, Wallenstein, Bernhard von Weimar, Johann Philipp Schönborn Kurfürst von Mainz, Landgräfin Amalie von Hessen, Moriz von Oranien, Ernst der Fromme von Sachsen, Herzog Karl von Lothringen, Admiral Ruyter, Zinzendorf, Hugo Grotius, Tschudi, Erasmus von Rotterdam, Lessing, Bürger, Herder, Goethe und Friedrich Barbarossa. Die letztere wurde 1835 durch eine von Schwanthaler ersetzt. Alle diese Büsten schuf er in den Jahren 1812 und 13. Später, 1832, fügte er noch Gneisenau, Rudolf von Habsburg und Jan van Eyk hinzu. Als Rauch 1813 Carrara verließ, blieb T. allein zurück. Nachdem 1815 die Rheinprovinz eingerichtet war, beschloß die preußische Regierung, die Kunstakademie von Düsseldorf wieder herzustellen, und durch Rauch's Bemühung wurde T. für die Stelle des Directors der Bildhauerschule, die anfänglich Rudolf Schadow hatte bekommen sollen, in Aussicht genommen. Allein soviel Eifer auch Rauch an die Ausführung dieser Idee setzte, T. war nicht zur Annahme zu bewegen. „Sie wissen, schreibt er, wie ich alle Professoren hasse, doppelt die einer Provinzialakademie. Dahin gehen hieße ja, niemals wieder etwas machen wollen“ (Eggers, Rauch I, 234). Der Hauptgrund war wohl, daß er glaubte, in Italien mehr Geld verdienen zu können, dessen er dringend bedurfte. Denn seit 1804 hatte er viele Jahre hindurch seine Schwester Sophie Bernhardi, die ihren Mann verlassen hatte und dann geschieden war, und völlig mittellos dastand, erhalten müssen. Seine Gutherzigkeit wurde von ihr ausgebeutet, bis sie eine zweite Ehe mit dem Baron von Knorring einging. Er war dadurch in Schulden gerathen, die ihn fortwährend gedrückt haben. In Carrara blieb T. bis zum Jahre 1819 und berichtete jeden Sonntag an Rauch, was gearbeitet und vorgefallen war. Rauch wünschte sehr, auch in Berlin mit ihm zusammen zu wirken, und hier traf T. mit einer Anzahl italienischer Gehülfen, die er aus Carrara mitbrachte, am 29. April 1819 ein, wo er mit Rauch eine Werkstatt im Lagerhaus erhielt. Im J. 1820 wurde er zum Professor an der Akademie ernannt und Mitglied des akademischen Senats. Besonders durch seine Büsten hatte T. Ansehen erlangt. Sie zeichneten sich durch charakteristische Auffassung aus, Tiefe des Ausdrucks verbanden sich mit Schönheit und Würde. Rauch gestand (Eggers, Rauch I, 167), daß er sich immer quäle, um die Anmuth und Idealität zu erreichen, welche T. seinen Büsten zu geben wisse. Rauch überließ öfter von seinen Aufträgen einen Theil dem Freunde. So gehören zum Denkmal der Königin Louise zwei Candelaber, der eine der des Todes durch die drei Parzen versinnbildet ist von Rauch, der andere, der des Lebens zeigt die drei tanzenden Horen und ist von T. (Eggers a. a. O. S. 150). Diese Candelaber fanden solchen Beifall, daß der französische Major v. Royer zwei zu Ehren der Kämpfer in der Vendée bestellte. Auch von diesen führte T. einen aus: er zeigt drei weibliche Figuren, welche Aschenkrüge tragen. Sie wurden 1823 nach Frankreich geschickt, sind aber dann verschollen (Eggers, Rauch I, 215 und II, 163). Auch die Arbeiten an dem großen Denkmal der Befreiungskriege auf dem Kreuzberg bei Berlin, dessen Entwurf von Schinkel herrührt, wurden zwischen Rauch und Tieck getheilt. Wartenburg, Leipzig, Paris und Belleallianee bekam Rauch, Großgörschen, Kulm, Großbeeren und Laon Tieck, der für diese vier wenigstens die Skizzen lieferte; Großbeeren, das Bild des Kronprinzen und Laon, das Bild des Prinzen Wilhelm, führte er auch selbst aus, während Großgörschen, das Bild des Prinzen von Homburg und Kulm, das Bild Friedrich Wilhelm III. von T. nur entworfen, von Wichmann aber modellirt sind (Eggers, Rauch II, 172 u. 174). Die Hauptarbeit indes, welche T. in Berlin auszuführen erhielt und an welche er gleich nach seiner Ankunft ging, war die Ausschmückung des von Schinkel erbauten Schauspielhauses. Die Gruppen an der Freitreppe,

Apollo auf dem von Greifen gezogenen Wagen, der Pegasus, die Reliefs am Fries, besonders das der Niobe sind die Hauptwerke außen, im Innern sind die 16 Karyatiden im Concertsaal sowie die sitzende Ifflandstatue bemerkenswerth. Sehr gelobt werden 15 Statuen in halber Lebensgröße, welche er für ein Zimmer der Kronprinzessin Elisabeth im J. 1829 vollendete. An der Fensterwand von links nach rechts stehen: Hoffnung, Ganymed, Heros, Diana, Endymion, Tänzerin, Eros mit Löwenhaut und Herakleskeule. Gegenüber: Bacchantin, Bacchant, Ariadne, Bacchus, Nymphe, Hirt, Muse, Orpheus. Auch die Büste der Kronprinzessin modellirte er und führte sie 1830 in Marmor aus; sie wurde außerdem von Fischer gegossen. In demselben Jahre vollendete er für die Stadt Ruppin eine Bildsäule des Königs Friedrich Wilhelm II., welche von Hopfgarten gegossen wurde. Von größeren Arbeiten sind noch zu erwähnen die Dioskuren auf dem Ueberbau des Museums in Berlin, drei Reliefs an dem von Schinkel gezeichneten Sarkophag Scharnhorst's auf dem Invalidenkirchhof in Berlin; der broncene Löwe auf dem Deckel ist von Rauch. Für die Nischen in der Façade des jetzt abgebrochenen Berliner Doms modellirte T. zwei große Engel, die in Kupfer getrieben wurden. Für das Grab der Frau Wilhelm v. Humboldt's copirte er Thorwaldsen's Statue der Hoffnung. Außerdem modellirte er zahlreiche Büsten und Medaillonporträts, so die Büsten von Niemeyer und F. A. Wolf für die Universität, sowie die von Rauch und Schinkel. Im J. 1836 schuf er eine unterlebensgroße Christusstatue mit der Weltkugel für eine Kirche und eine Klio mit dem Genius der Liebe. Letzteres Werk wird besonders geschätzt. Ebenso das Relief einer Caritas in Gyps. 1837 modellirte er einen Adler für das Denkmal Joseph's II., welches diesem die mährischen Stände bei Brünn setzten. Zu dem Denkmal Friedrich Wilhelm III. im Mausoleum zu Charlottenburg lieferte er eine Skizze. Das Kopernicus-Denkmal, welches ihm für die Stadt Thorn aufgetragen war, ist wenig gelungen, er selbst hat auch nicht eigentlich daran gearbeitet, obwohl es seinen Namen trägt. Es wurde 1848 vollendet. Eine seiner letzten Arbeiten war die Schinkelstatue in der Vorhalle des Museums, die er aber nicht ganz vollendete. In seiner letzten Lebenszeit wurde er gleichgültig und nachlässig. Erst in späten Jahren hatte er sich verheirathet, lebte aber in wenig glücklicher Ehe. Er starb am 12. Mai 1851. Rauch bemerkt in seinem Tagebuch (Eggers, Rauch IV, 347): „Montag Abend 1/212 Uhr endete an eigenthümlicher Schwäche, die ihn schon seit Jahren zur Arbeit unthätig (unfähig) machte, der vieljährige Freund und Werkstattsgenosse Professor Fr. Tieck . . . Was seine Trägheit, Arbeitsscheu und die Schuldenlast in den letzten Jahren aus ihm machten, worin er in jeden Begriff übersteigender Erniedrigung, äußerer Noth und Elend seine Tage endete, überlasse ich anderer Nachsicht und Aufklärung." Rauch hat eine gute Büste Tieck's 1825 gefertigt. Gemalt ist er 1836 von Vogel v. Vogelstein in Dresden. — Als Director der Sculpturen-Gallerie veröffentlichte T. 1835: Verzeichniß von Werken der della Robbia, Majolica, Glasmalereien u. s. w., welche in der Sculpturen Gallerie der Königl. Museen ausgestellt sind.

Vgl. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon. 1848. Bd. 28, S. 463—69. —Seubert, Allg. Künstler-Lexicon 1879, III, 426 f. — Nachrichten finden sich über ihn bei Köpke, Ludwig Tieck, 2 Bde. und Eggers, Chr. D. Rauch, 4 Bde. 1873 ff. Wilhelm Bernhardi.

Tieck: Johann **Ludwig** T. wurde am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, wo sein Vater das Handwerk eines Seilermeisters betrieb. Der Vater war ein verständiger und für seine Verhältnisse gebildeter Mann, der darauf bedacht war, seinen Kindern eine höhere Laufbahn zu erschließen. Er brachte den Sohn 1782 auf das Friedrichs-Werder'sche Gymnasium, welches seit 1779 unter der Leitung

des bedeutenden Pädagogen Friedrich Gedike stand. Ludwig trat in die Quinta ein, gelangte 1788 im Alter von 15 Jahren nach Prima und blieb in dieser Classe vier Jahre bis Ostern 1792. Das von Gedike eingeführte Abiturientenexamen bestand er genügend, außer in der Mathematik, in welcher er vollständig unwissend war. Frühzeitig entwickelte sich in ihm eine Neigung zur dramatischen Litteratur; schon bevor er in die Schule kam, hatte er Goethe's Götz gelesen. Alles dramatische, dessen er habhaft werden konnte, eignete er sich begierig an. An Belesenheit übertraf er seine Mitschüler bei weitem, dazu waren ihm schnelle Auffassung und Urtheilskraft eigen, in seinen deutschen Aufsätzen traten stilistische Gewandtheit und eine reiche Phantasie hervor. Doch fehlte es ihm an Methode und Stetigkeit; die Schulaufgaben wurden ihm oft langweilig, und er meinte wohl, seine Lehrer zu übersehen. Der Grund lag darin, daß er zu früh in Verbindungen gerieth, die seine Aufmerksamkeit von den Unterrichtsgegenständen abzogen und seinen Fleiß für die Schularbeiten beeinträchtigten. Ein Schulkamerad, Wilhelm Hensler, führte ihn in das Haus seines Stiefvaters, des Capellmeisters Reichardt ein. Hier wurde nicht nur Musik getrieben, sondern auch Theater gespielt, und bald ging der junge T., der für Schauspiele schwärmte, mit mehr Eifer daran, die Rollen für das Liebhabertheater auswendig zu lernen als die Aufgaben für die Schule. Dazu verschaffte ihm Reichardt ein Freibillet für das damals von Engel und Ramler geleitete Nationaltheater, und so wurde der junge Primaner ein ständiger Besucher des Schauspiels. Kunstgeschichtliche Anregungen, die aber auch der Schule fern lagen, empfing er durch Karl Philipp Moritz, den er ebenfalls durch Reichardt kennen lernte. Unter seinen Mitschülern waren es besonders Wilhelm Heinrich Wackenroder und Wilhelm v. Burgsdorff, mit denen er durch innige Freundschaft verbunden war. Schon auf der Schule begann T. sich in eigenen Dichtungen zu versuchen. Aus dem Jahr 1789 ist ein dramatisches Fragment, die „Sommernacht“, erhalten, welches die hingebende Verehrung des Verfassers für Shakespeare bekundet. Es wurde erst im J. 1851 durch E. v. Bülow im Rheinischen Taschenbuch veröffentlicht und in einem Sonderabdruck 1853 wiederholt (auch Nachgelassene Schriften II, 3—20). In das Jahr 1790 gehört „Das Reh“, ein Feenmärchen in vier Aufzügen, welches 1855 von Köpke in L. Tieck's Nachgelassenen Schriften I, 21—75 herausgegeben wurde. In demselben Jahr schrieb er „Das Lamm“, Schäferspiel in zwei Acten; „Niobe“, Drama in einem Act; „Der Gefangene“, Dramatische Schilderung in zwei Acten. Außerdem beschäftigte er sich mit einem Trauerspiel „Anna Boleyn“. Alles dies und vieles andere aus den Jahren 1789 und 1790 ist ungedruckt. Einer der jüngeren Lehrer am Gymnasium, Rambach, ermunterte nicht nur den dichterischen Trieb des Primaners, sondern benutzte ihn auch als Gehülfen bei der Anfertigung von Ritter- und Räubergeschichten, die er veröffentlichte. So hat T. an der Geschichte des bairischen Hiesel und an einem Roman: Die eiserne Maske, mitgearbeitet. Doch auch zu einer selbständigen dramatischen Dichtung regte ihn Rambach an: „Allamoddin“, Schauspiel in drei Acten (Schr. XI, 269). Für den Lehrer des Englischen, Seidel, übersetzte er Theile von Middleton's Leben des Cicero. Diese Lehrer machten sich die Begabung des Schülers nur dienstbar. Eine weit bedeutendere und zugleich fördernde Einwirkung auf seine Bildung und geistige Entwicklung übte A. F. Bernhardi aus, der gleichfalls zu den jüngeren Lehrern des Gymnasiums gehörte, nur vier Jahre älter als sein Schüler war, und bald aus seinem Lehrer sein Freund wurde. Nach Ablauf der Schulzeit, im Frühling 1792, bezog T., der durch die Vermittlung des Vaters seines Freundes Wackenroder ein Stipendium erhalten hatte, die Universität Halle, um dort angeblich Theologie zu studiren, mit der er sich jedoch in keiner Weise beschäftigte. Ueberhaupt

besuchte er sehr wenig Vorlesungen, außer bei F. A. Wolf. Die meiste Anziehung besaß wieder für ihn Reichardt, der Berlin verlassen hatte und in Giebichenstein bei Halle wohnte. Nur ein Semester blieb T. in Halle; im Herbst 1792 siedelte er zusammen mit seinem Freund v. Burgsdorff nach Göttingen über. Der Reichthum der dortigen Bibliothek an Werken der älteren englischen Litteratur verschaffte ihm genauere Kenntniß von Shakespeare und dessen Zeitgenossen. Ben Jonson begann ihn lebhaft zu interessiren, und er übersetzte dessen Volpone unter dem Titel „Die Fuchsprelle" (Schr. XII, 1 unter dem Titel „Herr v. Fuchs"). Von eigenen Dichtungen entstand damals vornehmlich die Erzählung „Abdallah" (Schr. VIII, 1), in welcher die orientalische Einkleidung nur als Maske für moderne Ideen, die ihren Ursprung aus Goethe's Werther und Schiller's Räubern herleiten, benutzt wird. Sie ist der Ausdruck von düsteren, ja verzweifelten Stimmungen, von denen T. öfter in seiner Jünglingszeit, besonders auch in Halle heimgesucht wurde. Auch das Trauerspiel „Der Abschied" (Schr. II, 273), welches auf Bernhardi's Wunsch, ein Stück mit nur drei Personen für eine Privataufführung zu besitzen, geschrieben wurde, sowie die Erzählung „Adalbert und Emma" (Schr. VIII, 279 unter dem Titel „Das grüne Band") sind im J. 1792 verfaßt worden. „Adalbert und Emma" machte auf seinen Freund Wackenroder keinen günstigen Eindruck; er fand wenig Vortreffliches darin, wohl aber die deutlichsten Spuren der Flüchtigkeit (Holtei, Briefe an Tieck IV, 226); über den „Abschied" dagegen schreibt er im Januar 1793 (a. a. O. S. 256): „Es hat mich gerührt, entzückt! Ganz in dem Goethenschen Geist des Werther's, der Stella gedichtet! Ganz Gemählde, treuestes Gemählde der erhabenen, aetherischen und schwärmerischen Gefühle, die wir so manchesmal in den Stunden der Seligkeit mit einander wechselten." Ein Urtheil, welches allerdings zu günstig lautet und höchstens in Bezug auf Stella Gültigkeit beanspruchen dürfte. Von „Allamoddin", der „Fuchsprelle" und dem „Abschied" hatte Wackenroder Abschrift genommen und diese Stücke 1797 bei einem Verleger untergebracht. So erschienen sie zusammen in Leipzig 1798. Zu den frühesten poetischen Erzeugnissen gehört endlich „Almansur", ein Idyll (Schr. VIII, 259), welches zu kurz war (18 S.), um besonders gedruckt zu werden, und daher von Bernhardi in seinen Roman Nesseln, den er 1798 unter dem Namen Falkenhayn herausgab, als Episode eingeschoben wurde. Daß sie nicht vom Verfasser der Nesseln geschrieben ist, wird ausdrücklich hervorgehoben: das Manuscript rühre von seinem Vetter her. T. hatte auch geglaubt, daß Bernhardi den „Abschied" für sein Werk ausgegeben hätte (so noch Köpke, L. Tieck I, 227), aber Wackenroder schreibt an T. am 5. März 1793 (Holtei, Briefe IV, 263): „Bernhardi hat sich nie der von Dir erwähnten List bedient, es für sein Werk auszugeben." — Einige Wochen vor Ostern 1793 verließ T. Göttingen, wo er auch die spanische Sprache erlernt hatte, und begab sich nach Berlin, um seinen Freund Wackenroder abzuholen, der zunächst in Erlangen juristischen Studien obliegen sollte. Sie brachten dort ein Sommersemester zu und besuchten auch fleißig die Umgegend. Vor allem übte Nürnberg auf sie einen nachhaltigen Einfluß aus, insbesondere auf Wackenroder, dessen schwärmerischer Sinn in altdeutscher Art und Kunst lebte und webte, und der seine Begeisterung auch auf seinen Freund übertrug. Im Herbst 1793 brachen beide nach Göttingen auf, wo sie die Universität ein Jahr lang besuchten. T. nahm seine Studien über die englische dramatische Litteratur von neuem auf, noch eindringender als bisher beschäftigte er sich mit Shakespeare; die Idee erfüllte ihn, über diesen größten aller Dichter ein großes Werk zu schreiben, dem eine Geschichte des älteren englischen Dramas als Einleitung vorangehen sollte. Seine Kenntniß des Dichters bewies er durch eine Abhandlung über „Shakespeare's

Behandlung des Wunderbaren" (Krit. Schr. I, 35), welche er für Schiller's Thalia einschickte, die dort aber keine Aufnahme fand. Er gab sie dann 1796 mit einer Bearbeitung des Sturms von Shakespeare für das Theater heraus. Doch bemühte er sich später vergeblich, eine Aufführung dieser Bearbeitung in Berlin zu erreichen. Ebenso bezog sich auf Shakespeare die „Beurtheilung der Kupferstiche nach der Shakespeare-Galerie in London" (Krit. Schr. I, 3), welche durch Heyne's Vermittlung in der Bibliothek der schönen Wissenschaften 1794 gedruckt wurde. Neben diesen mehr wissenschaftlichen Versuchen beschäftigten ihn dichterische Hervorbringungen. Er arbeitete an einem Trauerspiel „Karl v. Berneck" (Schr. XI, 1), an dem er jedoch fortwährend änderte und welches erst später (1797) abgeschlossen wurde. Seine Hauptthätigkeit aber galt einem Roman in Briefen: „William Lovell" (Schr. VI und VII), dessen ersten Band er 1794 vollendet hatte. Den Stoff zu dieser Dichtung hatte er dem Paysan perverti von Rétif de la Bretonne (vgl. über diesen Krit. Schr. II, 385 f.) entnommen. „Das Bestreben", sagt T. (Vorbericht zum VI. Bd. der Schriften S. XVI), „in die Tiefe des menschlichen Gemüthes hinab zu steigen, die Enthüllung der Heuchelei, Weichlichkeit und Lüge, welche Gestalt sie auch annehmen, die Verachtung des Lebens, die Anklage der menschlichen Natur: diese Aufgaben und finsteren Stimmungen, die nicht oberflächlich hingemalt sind, sondern mit Ernst aufgefaßt, waren wohl die Ursache, warum das Buch bei seinem Erscheinen nur wenige, späterhin aber viele Freunde und Leser fand . . . Menschenkenntniß, Leidenschaft, seltsame Situationen, große, ergreifende Momente, dies war das, dem der Verfasser fast unbedingt nachstrebte." „Lovell" ist ein düsteres Gemälde, welches vielfach Aehnlichkeit mit „Abdallah" aufweist und mit diesem denselben Mangel gemein hat, daß es mehr reflectirt als anschaulich geschrieben ist. Ueber seine Stimmung während der Abfassung schrieb T. am 31. März 1815 an Solger (Solger, Nachgel. Schr. I, 342): „Es (das Buch „Lovell") ist das Denkmal, das Mausoleum vieler gehegten und geliebten Leiden und Irrthümer, aber als es gebaut ward, war der Zeichner und Arbeiter schon von diesen Leiden frei; ich war fast immer sehr heiter, als ich das Buch schrieb, nur gefiel ich mir noch in der Verwirrung." Von „Lovell" war 1813 eine 2. Auflage erschienen. — Mit dem Schluß des Sommersemesters 1794 verließ T. Göttingen und die Universität. Ein Fachstudium hatte er nicht getrieben, einzig die Interessen der Litteratur hatten ihn erfüllt, er war entschlossen, sich der schriftstellerischen Laufbahn zu widmen. Den Wünschen der Eltern war dies ganz entgegen, der Vater hätte gern gesehen, daß der Sohn wenigstens einen akademischen Grad erlangt hätte. Aber schon von Göttingen aus hatte sich T. mit dem Haupt der von ihm so tief verachteten Berliner Aufklärung, mit Ch. F. Nicolai in Verbindung gesetzt, so daß er hoffen durfte, in Berlin von dem Ertrag seiner Feder leben zu können. Im Herbst 1794 befand er sich wieder in seiner Heimathsstadt. Nicolai zeigte sich nicht nur bereit, den „Abdallah" sowie andere Dichtungen von ihm in Verlag zu nehmen, sondern er überwies ihm auch eine Aufgabe, die ihn auf Jahre hinaus zu beschäftigen versprach. T. sollte die „Straußfedern" fortsetzen, ein periodisch erscheinendes Buch voll neuer Erzählungen, welches von Musäus 1787 begonnen und von Johann Gottwerth Müller bis zum 3. Band weitergeführt war. T. ging auf das Anerbieten ein und hat von 1795—1798 fünf Bände dieser Sammlung herausgegeben. Anfänglich arbeitete er nach französischen Vorlagen die Erzählungen: „Das Schicksal", „Die männliche Mutter", „Die Rechtsgelehrten". Da ihm aber diese Thätigkeit zuwider war und eigene Schöpfungen ihm weniger Mühe machten, so gab er, zuerst ohne Nicolai's Wissen, fortan nur eigene Dichtungen. So erschienen in den Straußfedern: „Die Brüder", „Der Fremde", „Die beiden

merkwürdigsten Tage aus Siegmund's Leben", eine Erzählung, die Nicolai so gut gefiel, daß er an Tieck's Autorschaft nicht glauben wollte, „Ulrich der Empfindsame", „Fermer der Geniale" (wurde 1837 ins Englische übersetzt), „Der Naturfreund", „Die gelehrte Gesellschaft", „Der Psycholog", „Die Theegesellschaft", „Die Freunde", „Ein Roman in Briefen", „Ein Tagebuch", „Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli". Mehrere Beiträge lieferte seine Schwester Sophie, einen Bernhardi. Obgleich Tieck's Erzählungen in den Straußfedern meist nachlässig behandelte, leicht hingeworfene Geschichten ohne tieferen Gehalt sind, in denen vornehmlich die Berlinischen Verhältnisse satirisch dargestellt werden, so tritt in ihnen doch bereits das Geschick und die Fruchtbarkeit des späteren Novellendichters deutlich zu Tage. Fast alle diese Erzählungen wurden später in den XIV. und XV. Band der Schriften aufgenommen, nur „Die Brüder" stehen VIII, 243, „Die Theegesellschaft" VII, 141 und „Tonelli" IX, 243. Und dies waren keineswegs die einzigen Arbeiten dieser Jahre. Im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks erschien 1795 (Bd. I, 197—203 u. 298—308) ein Märchen: „Die Sühne. Eine Scene aus dem Mittelalter" (Schr. XIV, 169 unter dem Titel „Die Versöhnung"). Durch die Vermittlung Bernhardi's, der ein College Rambach's, des Mitherausgebers des Archivs war, gelangte es in diese Zeitschrift. T. behauptete später (1828, Schr. XI, XXXV), daß ein Freund, d. h. Bernhardi, es für seine eigene Arbeit ausgegeben. Das Märchen ist aber mit F — — b unterzeichnet, während Bernhardi's Sechs Stunden aus Fink's Leben (Archiv 1796, I, 194—215 u. 354—372) die Chiffre G k haben. — In demselben Jahre gab T. anonym bei dem jüngeren Nicolai heraus: „Peter Lebrecht, eine Geschichte ohne Abenteuerlichkeiten", deren zweiter Theil 1796 erschien (Schr. XIV, 161 u. XV, 1). Den Stoff zu dieser Erzählung, welche dem älteren Nicolai ausnehmend gefiel, entlehnte der Verfasser einer französischen Novelle. Zu derselben Zeit führte er den „William Lovell" zu Ende, dessen 2. und 3. Band 1796 erschien (der erste war 1794 gedruckt). Ferner arbeitete er an Dichtungen, die 1797 unter dem Titel: „Volksmährchen, herausgegeben von Peter Leberecht" in 3 Bänden ebenfalls von dem jüngeren Nicolai verlegt wurden. Der erste Band enthielt den „Ritter Blaubart", ein Märchen in vier Acten (später im Phantasus zu fünf Acten umgearbeitet, zuletzt Schr. V, 1), der zugleich in einer Sonderausgabe mit einem Prolog in Versen erschien. Die Schönheiten dieser Dichtung hob A. W. Schlegel rühmend hervor. Nicht minder pries er die Gewalt der Darstellung im „Blonden Eckbert", einem von T. frei erfundenen Märchen (Schr. IV, 144). Endlich befand sich im 1. Band noch die „Geschichte von den Heymonskindern in zwanzig altfränkischen Bildern" (Schr. XIII, 1) nach einem jener alten Volksbücher, die T. als eine Fundgrube der Poesie hochschätzte. Der 2. Band enthielt: „Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence" (Schr. IV, 292), in welcher er indeß den schlichten und treuherzigen Ton der Volksbücher nicht zu treffen vermochte, sowie den „gestiefelten Kater" (Schr. V, 161). Der 3. Band bringt „Karl v. Berneck", Trauerspiel in fünf Aufzügen (Schr. XI, 1, doch fehlt hier der Prolog). Die Idee zu dieser modernen Orestes-Tragödie war ihm auf einer Wanderung im Fichtelgebirge aufgetaucht, die er mit Wackenroder 1793 unternommen hatte. Ferner findet sich im 3. Bd. „Die denkwürdige Geschichte der Schildbürger in zwanzig lesenswerthen Capiteln" (Schr. IX, 1). Zur Zeit ihres Erscheinens erregten die Volksmärchen, insbesondere „Blaubart" und „Der gestiefelte Kater" Aufmerksamkeit und fanden reichen Beifall; in einer Recension lobte A. W. Schlegel den Verfasser, der ihm damals persönlich nicht bekannt war, als einen Dichter im eigentlichen Sinn, einen dichtenden Dichter. Jedermann wollte den „gestiefelten Kater"

lesen, der auch in einer Sonderausgabe mit dem Zusatz auf dem Titel: Aus dem Italienischen. Erste unverbesserte Auflage. Bergamo 1797. Auf Kosten des Verfassers, erschien. Binnen kurzer Zeit wurden zwei Auflagen vergriffen, und der Herausgeber der Volksmärchen, dessen wirklicher Name nicht bekannt war, wurde ein berühmter Autor. Heute hat eine Dichtung, wie „Der gestiefelte Kater", nur noch litterarhistorische Bedeutung, weil ihr eigentlicher Reiz vornehmlich in satirischen Anspielungen auf Verhältnisse der Zeit ihrer Veröffentlichung beruht, es handelt sich um das Theater und die Kritik jener Tage, um vorübergehende Erscheinungen, denen die späteren keine allgemeine Theilnahme mehr abzugewinnen vermögen. Iffland und Kotzebue, und das Gefallen, welches das Publicum an ihren rührseligen Erzeugnissen fand, sind Gegenstand des Spottes. In ähnlicher Weise ist „Die verkehrte Welt" (Schr. V, 283) geschrieben, deren Verlag sowohl Nicolai wie Unger ablehnten, und die endlich, um nur in die Oeffentlichkeit gelangen zu können, woran dem Verfasser, der gerade diese Dichtung besonders hochschätzte, viel mehr gelegen war, als er später (vgl. Vorbericht zum 1. Bd. der Schriften S. XXIV) zugeben mochte, von Bernhardi in die Bambocciaden II, 103 ff. (1799) als eine Schrift ihres Herausgebers aufgenommen werden mußte. Auch in diesem fünfactigen Stück bildet das damalige Theater den ausschließlichen Mittelpunkt des Interesses. Endlich behandelte T. zu jener Zeit das Märchen vom Blaubart in Form einer satirisch-humoristischen Erzählung: „Die sieben Weiber des Blaubart, eine wahre Familiengeschichte, herausgegeben von Gottlieb Färber. Istambul bei Heraclius Murusi, Hofbuchhändler der hohen Pforte; im Jahre der Hedschrah 1212" (Schr. IX, 83). Das Buch wurde auf Anregung des Verlegers, des jüngeren Nicolai geschrieben und sollte, wie der Verfasser später erörterte (Vorbericht zum 6. Bd. der Schriften, S. XXV), „ein Tummelplatz für Schalkheit, Spaß, seltsame Begebenheiten, ja Kritik in dieser bizarren Form und Selbstparodie des Dargestellten werden. Aber jene Laune, die die Fäden eingeschlagen hatte, ermattete, und statt des bunten Teppichs, den er sich vorgesetzt hatte, war der Weber nachher zufrieden, wenn nur ein schlichtes und ziemlich einfaches Muster herauskam". Der Humor ist oft gesucht und künstlich, so z. B. wenn eines der Weiber eine Theegesellschaft für Damen gibt u. dgl. m. Aber wenngleich es nicht an Mängeln in dieser und in den vorher erwähnten Schriften fehlt, der Scherz bisweilen frostig, das Tragische nur gräßlich erscheint und die Ausführung nicht selten überhastet ist, so muß doch die Fülle der Phantasie, der Reichthum der Erfindung, die Leichtigkeit der Hervorbringung, die Flüssigkeit der Sprache, trotz einiger Incorrectheiten, die mit unterlaufen, das Geschick in der Anordnung des Stoffes, welches in mehreren Erzählungen hervortritt, Ueberraschung und Bewunderung eines so fruchtbaren Talents hervorrufen. Auch muß man sich gegenwärtig halten, daß der Verfasser diese zahlreichen Schriften in dem jugendlichen Lebensalter seines 21.—25. Jahres veröffentlichte. Außerdem arbeitete er während dieser Zeit an Werken, die erst später herauskamen, und betheiligte sich zugleich an der litterarischen Thätigkeit seines Freundes Wackenroder, dem der juristische Beruf keinerlei Befriedigung gewährte. Auf diesen hatte die ältere deutsche Kunst, wie er sie in Nürnberg kennen gelernt hatte, den tiefsten Eindruck gemacht, und er hatte den Empfindungen seines tiefen und innigen Gemüths in einigen Abhandlungen Ausdruck verliehen, welche 1797 von T. anonym unter dem von Reichardt vorgeschlagenen Titel: „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" mit einer Vorrede herausgegeben wurden. Eine spätere Titelausgabe nennt als Verfasser T. und Wackenroder, weil ersterer einige Abschnitte und Gedichte von sich eingefügt hatte. Ferner veröffentlichte T. aus Wackenroder's Nachlaß, der 1798 starb, „Phantasien über die Kunst

für Freunde der Kunst“ 1799. Die größere Hälfte der Aufsätze gehört T., der sie aber ebensowenig wie die Beiträge zu den „Herzensergießungen“ später in die Sammlung seiner Schriften aufnahm, weil sie fast ausschließlich auf Wackenroder's Anregungen beruhten. Im Geiste Wackenroder's und unter dessen Einwirkung schrieb T. den Roman „Franz Sternbald's Wanderungen, eine altdeutsche Geschichte“ (Schr. XVI), die 1798 erschien. Er selbst sagt im Nachwort: „Nach diesem Buche (den „Herzensergießungen“) hatten wir uns vorgenommen, die Geschichte eines Künstlers zu schreiben, und so erstand der Plan zu gegenwärtigem Roman. In einem gewissen Sinn gehört meinem Freunde ein Theil des Werkes, ob ihn gleich seine Krankheit hinderte, die Stellen wirklich auszuarbeiten, die er übernommen hatte. Der Leser verliert gewiß viel dabei, daß ich es ohne seine Beihülfe zu Ende führen muß.“ Bei der vielfach veränderten Ausgabe in den Schriften (1843) ließ T. dies Nachwort weg und fügte ein anderes hinzu, in dem er sagt: „Aus jener Nachrede haben viele Leser entnehmen wollen, als wenn mein Freund Wackenroder wirklich theilweise daran geschrieben hätte. Dem ist aber nicht also. Es rührt ganz, wie es da ist, von mir her, obgleich der „Klosterbruder“ hie und da anklingt. Mein Freund ward schon tödtlich krank, als ich daran arbeitete.“ Schon bei seinem ersten Erscheinen fehlte dem Roman der Schluß, und T. hat ihn auch nicht in der neuen Ausgabe hinzugefügt, sondern nur mit wenigen Worten die weitere Entwicklung angedeutet. Die Aufgabe des Romans war, die Ideen des „Klosterbruders“ lebendig in die Anschauung treten zu lassen. Auf die Anlage des Ganzen hat Goethe's Wilhelm Meister in unverkennbarer Weise eingewirkt. Noch verdient hervorgehoben zu werden, daß T. mit diesem Werk zuerst — abgesehen von der Bearbeitung von Shakespeare's „Sturm“ für das Theater — als Verfasser unter seinem eigenen Namen auftrat. — Im J. 1799 erschien eine Dichtung, die ihn drei Jahre hindurch beschäftigt hatte: „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack. Gewissermaßen eine Fortsetzung des „gestiefelten Katers“. Ein deutsches Lustspiel in sechs Aufzügen.“ Ein sehr umfangreiches Stück, welches in den Schriften den ganzen 10. Band (381 S.) füllt. Es ist, abgesehen von einer idyllischen Episode, die, wie Goethe sogleich bemerkte, sich leicht herausschälen läßt, eine Satire gegen die Aufklärung und ihre Vertreter. „Was wir mit dem Worte Aufklärung bezeichnen“, bemerkt T., indem er von der Entstehung des „Zerbino“ Nachricht gibt (Vorbericht zum 6. Band der Schriften S. XXXI ff.), „im schlimmen oder tadelnden Sinn, war von Berlin aus vorzüglich verbreitet worden, jene Seichtigkeit, die ohne Sinn für Tiefe und Geheimniß alles, was sie nicht fassen konnte und wollte, vor den Richterstuhl des sogenannten gesunden Menschenverstandes zog.“ Die Häupter der Aufklärung in Berlin treten darum besonders hervor; wenigstens die Zeitgenossen erkannten in Nestor den Buchhändler Nicolai, obwohl T. 30 Jahre nachher (1828 im Vorbericht zu Bd. 6, S. XXXIX) bestritt, daß es seine Absicht gewesen sei, Nicolai oder irgend ein Individuum bestimmt nachzuzeichnen. Stallmeister, der Hund (Tieck's Freund v. Burgsdorff besaß einen Hund dieses Namens), wurde für Gedike gehalten, Polykomicus für Kotzebue, Jeremias für Iffland; Eines bedeutete Gentz, Schalk den Satiriker Falk, ein Poet den Versemacher Schmidt-Werneuchen, Veit ist Veit-Weber, der große Geselle ist Große, Fontaine ist Lafontaine, der Müller ist Gottwerth Müller, Cramer, Spieß, Starcke, Feßler, Püster u. a. werden genannt, Herder's Parabeln und Engel's Philosoph für die Welt u. a. werden verspottet. Es ist klar, daß man beim Lesen des „Zerbino“ eines Commentars bedarf, und schon bei Tieck's Lebzeiten wurde dies nothwendig, wie dies daraus erhellt, daß er selbst in dem Vorbericht zum 6. Bd. eine Anzahl Stellen er-

läutert. Die Dichtung hat nur noch für den Litterarhistoriker Interesse. Sie wurde einzeln und zugleich im ersten Band der „Romantischen Dichtungen" herausgegeben, welcher außerdem noch den „getreuen Eckart" und den „Tannenhäuser" (Schr. IV, 172) enthielt. Die „Romantischen Dichtungen" erschienen 1799 u. 1800 bei Frommann in Jena, da sich T. mit Nicolai überworfen hatte. Seine persönlichen Verhältnisse hatten sich überhaupt geändert. Nicht lange nach seiner Ankunft in Berlin hatte er das elterliche Haus verlassen und mit seinem Bruder Friedrich, der sich zum Bildhauer ausbildete, und seiner Schwester Sophie, die sich als Schriftstellerin versuchte, eine eigene Wohnung gemiethet. Doch lebten die Geschwister nur einige Jahre zusammen, da sich Ludwig T. im J. 1798 mit Amalie Alberti, der Tochter eines Predigers in Hamburg, vermählte, welche er schon als Gymnasiast in Reichardt's Hause, dessen Verwandte sie war, kennen gelernt hatte. Um ihrer willen war er von Göttingen über Hamburg nach Berlin zurückgekehrt und hatte sich mit ihr bereits 1796 verlobt. Aus dieser Ehe hatte er in der zweiten Hälfte des Jahres 1799 eine Tochter, Dorothea. Kurz darauf, im October 1799 übersiedelte er mit seiner Familie nach Jena. Sein Bruder Friedrich war 1797 nach Paris gegangen, und seine Schwester 1799 an Bernhardi verheirathet. Außerdem bestimmte ihn zu dieser Ortsveränderung auch die Freundschaft, die er mit den beiden Schlegel geschlossen hatte. Den jüngeren, Friedrich, hatte er bereits 1796 kennen gelernt, der ältere, der für Tieck's poetische Erzeugnisse die lebhafteste und anerkennendste Theilnahme bewies, war 1798 auf einige Zeit nach Berlin gekommen und mit dem Dichter alsbald in den innigsten Verkehr getreten. Er meinte in ihm einen zweiten Goethe zu finden. So sagt er in einem Brief, der noch vor der persönlichen Bekanntschaft geschrieben ist (Holtei, Briefe an Tieck III, 226): „Im blonden Ekbert fand ich ganz die Erzählungsweise Goethe's in seinem Märchen im W(ilhelm) M(eister) u. s. w. Sie haben sich diesen reizenden Ueberfluß bei gleicher Klarheit und Mäßigung auf eine Art angeeignet, die nicht bloß ein tiefes und glückliches Studium, sondern ursprüngliche Verwandtschaft der Geister verräth. So auch mit den Liedern. Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe." Und bei Besprechung der „Magelone" meint er in demselben Brief (S. 227): „Doch sind die Lieder allerliebst, und auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den Traum S. 185, 186 könnte Goethe ebenso geschrieben haben." Schlegel wünschte für sein Athenaeum Beiträge von T., die dieser auch versprach, aber nie lieferte. Nur ungern beschäftigte er sich mit kritischen Arbeiten, und wenn er Recensionen schrieb, scheute er sich doch, sein Urtheil öffentlich zu vertreten. So erschien im Berlinischen Archiv der Zeit 1796 I, 194—215 eine Recension: „Die neuesten Musenalmanache" mit Gk unterzeichnet, und 1798 I, 301—336 eine zweite: „Die diesjährigen Musenalmanache und Taschenkalender" mit Morose unterzeichnet. Sie sind beide von T., und von ihm in die Krit. Schr. I, 75 und 98 aufgenommen. Er behauptet dort S. 90: „Uebrigens nahmen Mayer und Rambach . . . diese Aufsätze als von Bernhardi kommend in ihr Journal auf." Und Schr. XI, S. XXXVI sagt er: „Für jenen Freund und im Namen desselben habe ich nachher noch einige kritische Aufsätze in jener Monatsschrift (dem Archiv) gegeben." Man hat daraus geschlossen, daß Bernhardi diese Recensionen für seine Arbeit ausgegeben hätte, was aber mit nichten der Fall war. Diese Artikel sind anonym erschienen, kein Leser konnte auf Bernhardi fallen, dessen Vermittlung T. wünschte, um nicht genannt zu werden. — In Jena fand T. die vielseitigste Anregung. Seine Familie und die Schlegel'sche bildeten gleichsam einen Hausstand. Er lernte Fichte, Schelling, Brentano kennen. Von Bedeutung wurde die Freundschaft mit dem jungen Hardenberg (Novalis), in welchem er einen Ersatz für Wacken-

roder gewann. Gleich nach der ersten Begegnung wurden ihre gegenseitigen Beziehungen sehr inniger Natur. T. veranlaßte den Freund, sich mit Jakob Böhme's Morgenröthe zu beschäftigen, auf die er selbst vor kurzem gestoßen war, und die einen tiefen Eindruck in ihm hinterließ. In Jakob Böhme meinte er einen tiefsinnigen Philosophen, der zugleich von Poesie erfüllt sei, gefunden zu haben. Auch mit Herder, Goethe und Schiller trat er in persönliche Berührung, ohne daß sich indeß ein näheres Verhältniß gebildet hätte. Herder blieb kühl und ablehnend. Goethe zeigte sich nachsichtig und ermunternd. Als ihm T. seine neueste Dichtung „Leben und Tod der heiligen Genoveva", ein Trauerspiel (zuerst Romantische Dichtungen II, 2 ff., 2. Ausgabe Berlin 1821, zuletzt Schr. II, 1), zu der ihm das Volksbuch von der Pfalzgräfin Genoveva die Idee gegeben hatte, vor dem Druck an zwei Abenden vorlas, empfing Goethe einen günstigen Eindruck. Er sagt (Tag- und Jahreshefte 1799): „Tieck las mir seine Genoveva vor, deren wahrhaft poetische Behandlung mir sehr viel Freude machte und den freundlichsten Beifall abgewann." Schiller äußert sich mehrmals über T. in seinen Briefen an Körner. So sagt er einmal (IV, 151): „Er (Tieck) hat einen angenehmen romantischen Ton und viele gute Einfälle, ist aber doch zu hohl und dürftig. Ihm hat die Relation zu den Schlegel's viel geschadet." — Und ein anderes Mal (IV, 201), nachdem er Körner's günstiger Meinung über Genoveva zugestimmt hat, in der dieser echtes poetisches Talent fand, sowie Phantasie, inniges Gefühl und ziemliche Gewandtheit in Sprache und Versification, fährt er fort: „Er ist eine sehr graziöse, phantasiereiche und zarte Natur; nur fehlt es ihm an Kraft und an Tiefe und wird ihm stäts daran fehlen. Leider hat die Schlegel'sche Schule schon viel an ihm verdorben; er wird es nie ganz verwinden." In einem dritten Brief (IV, 211) heißt es: „Genoveva ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätzes wie alle seine Producte. — Es ist schade um dieses Talent, das noch so viel an sich zu thun hätte und schon so viel gethan glaubt: ich erwarte nichts Vollendetes mehr von ihm . . . Tieck besitzt übrigens viel litterarische Kenntnisse, und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen, wo man das Bedeutende und den Gehalt noch so sehr vermißt." Hätte T. diese Ansichten Schiller's gekannt, so wäre er wohl schwerlich zu dem Glauben gelangt, er hätte durch seine „Genoveva" Schiller beeinflußt. So schrieb er am 30. Januar 1817 an Solger (Solger, Nachgel. Schr. I, 501): „Vielleicht haben Sie die Genoveva später gelesen, wie manches, was durch sie gewissermaaßen entstanden ist; denn Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Werner'schen Thorheiten und das Heer jener katholischen Dichter, die nicht wissen, was sie wollen, sind alle später." Und im Vorbericht zum 1. Band seiner Schriften sagt er (S. XXXII): „Und ich irre wohl nicht, wenn der Dichter dieses Werks (Wallenstein) zu einigen Stellen der Maria Stuart, die bald darauf erschien, sowie zu der Jungfrau von Orleans zum Theil durch die Genoveva ist angeregt worden." — Trotz des freundschaftlichen Umgangs mit A. W. Schlegel hegte dessen Frau Caroline keine große Verehrung für T. So schreibt sie an ihren Mann am 6. Juli 1801 (Caroline, Briefe herausg. von Waitz II, 121): „Er gehört zu der Classe der Nebler und Schwebler" (ein Ausdruck Goethe's in: Der Sammler und die Seinigen, Brief 8, Abth. 2). Und am 10. December 1801 schreibt sie an denselben (Briefe II, 151), daß Friedrich Tieck nichts von den Nücken und Tücken des anderen hätte. — Außer der „Genoveva" enthielt der 2. Band der Romantischen Dichtungen noch „Leben und Tod des kleinen Rothkäppchens" (Schr. II, 327) und „sehr wunderbare Historie von der Melusina" (Schr. XIII, 67). Ferner gab er in Jena bei Frommann 1800 ein „Poetisches Journal"

heraus, von welchem jährlich vier Lieferungen erscheinen sollten. Aber schon nach der zweiten ging es aus Mangel an Abnehmern ein. In dieser Zeitschrift nahm T. einen Anlauf zu seinem Werke über Shakespeare, indem er „Briefe über Shakespeare“ (wiederholt Krit. Schr. I, 133) drucken ließ, welche jedoch über ihren eigentlichen Gegenstand sehr wenig enthalten. In demselben Journal veröffentlichte er eine Uebersetzung von Ben Jonson's „Epicoene oder das stumme Mädchen“ (Schr. XII, 155), sowie einige satirische Stücke: „Das jüngste Gericht, eine Vision“ (Schr. IX, 339) und „Der neue Hercules am Scheidewege“ (Schr. XIII, 267 unter dem Titel: „Der Autor“). Diese Dichtung, welche wiederum gegen die Aufklärung gerichtet ist und in der Nicolai unter der Maske des alten Mannes auftritt, enthält Tieck's poetisches Programm. Altfrank, als Vertreter und Verkündiger des Edlen der verkannten alten Zeit, sagt zum Autor, d. h. zu Ludwig T. (Schr. XIII, 323):

Und willst mal recht in die Tiefe schauen,
In allen Sinnen dich erbauen,
Den Wein des Lebens schlürfen ein,
So recht im Frühling heimisch sein,
Wo aus allen Blüthen Nachtigallen
Und tausendfach Gesänge schallen,
Unendlichfach die Geister quallen,
So hab' ich dir ja ein Buch erschlossen,
Wo schon manch Himmelsstunde hast genossen,
So gab ich dir außer Goethe
Auroram, jene Morgenröthe
Von jenem tief verkannten Helden,
Der in sich trug so viele Welten,
Des heilger unentweihter Mund
Der Gottheit Tiefe hat verkundt,
Den großen Deutschen Jacob Böhme.

Und weiter räth Altfrank dem Autor (S. 327):

Wenn dir die neue Zeit nicht gefällt,
So gedenk der braven alten Welt.
Mit Andacht geh zu den alten Ruinen,
Die auf den hohen Bergen verwittern,
Sie schaun dich an mit wehmüthigen Mienen
Und erzählen dir von Thaten und Rittern;
Besuche zumal die Wald Capellen,
Wo sich heilge Geschichten vor dich stellen,
Die alte katholische Religion,
Als sie noch schmückte ihren Thron,
Als schöner Eifer die Welt durchströmte,
Ein seelger Tod die Märtyrer krönte,
Als deutsche Freiheit noch stolzierte,
Vor ganz Europa hell prachierte,
Das alles magst du kühnlich preisen,
Verkündigen in vollen Weisen,
.... Willst du ein Deutscher sein geacht't,
Verkünd der Deutschen Stolz und Macht. —

Endlich befinden sich im poetischen Journal 20 Sonette an verwandte und befreundete Personen, die später zum größten Theil in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen wurden. Auch arbeitete er in Jena die Uebersetzung von Cervantes' Don Quixote (4 Theile, Berlin, Unger, 1799—1801) zu Ende, die er bereits 1798 angefangen hatte. Von dieser Uebersetzung berichtete er später am 1. September 1815 an Solger (Solger, Nachgelassene Schr. I, 374): „Mit der unbrauchbarsten Ausgabe, dem schlechtesten Wörterbuch, nachdem ich seit vielen Jahren kein Spanisch gelesen, unternahm ich damals diese Uebersetzung“. — Ende 1800 verließ er Jena und begab sich zunächst nach Hamburg, wo er ein ihm bisher unbekanntes Volksbuch über den Kaiser Octavian auffand. Er

ging dann wiederum nach Berlin, wo er einen ärgerlichen Streit mit Iffland hatte. Schon 1798 hatte er Grund gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein, weil er eine Oper Tieck's „Das Ungeheuer und der verzauberte Wald" (Bremen 1800, Schr. XI, 145) für die Aufführung angenommen hatte, sobald sie von Reichardt componirt wäre, später indeß wieder ablehnte. Jetzt aber machte Iffland ihn und seine Freunde auf der Bühne lächerlich. T. verfaßte hierüber eine polemische Schrift, ließ sie aber nicht drucken. Es sind dies die nicht ganz abgeschlossenen „Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit" (Nachgel. Schr. hsg. v. Köpke II, 35, wo aber S. 77 Walker für Walter und S. 78 Bilderstürmer statt Sittenstürmer, sowie Clorinde statt Lorraine zu lesen ist). Es ist erklärlich, daß unter solchen Umständen ihm der Aufenthalt in Berlin nicht gefiel; er wechselte wiederum und zog im Frühjahr 1801 nach Dresden. Aber er fühlte sich unglücklich und vermochte wenig zu arbeiten. Am 25. März desselben Jahres starb sein Freund Hardenberg, dessen litterarischen Nachlaß er mit Fr. Schlegel unter dem Titel „Novalis' Schriften" (2 Bde., 1802) herausgab. T. schrieb die Vorrede und gab als Anhang zum 1. Bande eine Uebersicht davon, wie Novalis die Fortsetzung des Osterdingen geplant hatte. Diese Ausgabe fand vielen Beifall, 1837 erschien die 5. Auflage. Einen 3. Band mit Nachträgen ließ T. 1846 durch E. v. Bülow besorgen. — Außer Novalis' Tod hatte er im J. 1801 noch einen anderen Verlust zu tragen; innerhalb einer Woche starben beide Eltern, erst die Mutter, dann in der Nacht vom 23. auf den 24. April (vgl. Caroline, Briefe II, 215) der Vater. — In Dresden schrieb er die düstere Erzählung „Der Runenberg" (Schr. IV, 214), welche aus den naturphilosophischen Anregungen, die er damals durch den Umgang mit Steffens erhielt, hervorgegangen ist und 1802 in dem zu Köln erschienenen Taschenbuch für Kunst und Laune gedruckt wurde. In demselben Jahr gab er mit A. W. Schlegel, der die Hauptarbeit leistete (vgl. Schlegel's Briefe an Tieck bei Holtei III, 262 bis 272), einen Musenalmanach bei Cotta in Tübingen heraus. T. lieferte als Beiträge eine schon früher verfaßte Romanze „Die Zeichen im Walde" und „Lebenselemente" (Gedichte I, 22 u. 122). Mehr gaben die beiden Schlegel; auch Bernhardi, dessen Frau Sophie und Schelling (Bonaventura) waren vertreten. T. war damals mit einem Werk beschäftigt, an welchem er 2 Jahre arbeitete. Es war auf Grund jenes Volksbuchs entstanden, welches er in Hamburg gefunden hatte. „Kaiser Octavianus, ein Lustspiel in 2 Theilen" (Schr. I, 1) erschien zuerst 1804 in Jena. Was er und seine Freunde unter romantischer Poesie oder vielmehr Poesie überhaupt verstanden, zeigte sich in dieser Dichtung verkörpert. Die Poesie muß in der Welt des Mittelalters lebendig gemacht werden. „Von Calderon für die allegorische Poesie begeistert", sagt T. (Vorbericht zu den Schr. Bd. I, XXXVIII f.), „versuchte ich es in diesem wundersamen Mährchen zugleich meine Ansicht der romantischen Poesie allegorisch, lyrisch und dramatisch niederzulegen. Der Prolog (der Aufzug der Romanze) war bestimmt, diese Absicht deutlich anzukündigen und die Romanze hier und im ersten Theil des Gedichtes, sowie Felicitas und die schöne Türkin in der zweiten Hälfte, sollten in Poesie und als lebende Personen, umgeben von anderen poetischen Charakteren, außer ihren Schicksalen zugleich die dichterische Ansicht der Poesie und Liebe aussprechen. Ebenso zieht sich die Allegorie und das Bild der Rose und Lilie durch das Gedicht." Die Romanze wird dargestellt als das Kind des Glaubens und der Liebe, letztere wieder als ein Sproß eines Eremiten und der Venus, welche jedoch keinen Einfluß auf die Erziehung der Liebe gewinnen sollte und darum in der Felsenklüfte Spalten eingeschlossen wurde. Glaube und Liebe haben als Diener und Dienerin den Scherz und die Tapferkeit. Der Prolog schließt mit der bekannten Strophe:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
die den Sinn gefangen hält,
wundervolle Märchenwelt
steig' auf in der alten Pracht.

Diese Strophe wird am Schluß des ganzen Werks glossirt. Das Stück selbst besteht aus zwei Theilen, deren erster einen einzigen Aufzug bildet (nicht fünf Acte, wie Haym, Romantische Schule, S. 855, irrig bemerkt), während der zweite Theil in fünf Aufzüge geschieden ist. Alle möglichen Versarten, besonders spanische nach Calderon's Vorbild und italienische, Sonette, Terzinen und Ottaven werden angewendet, auch der Reimvers des Hans Sachs fehlt nicht. „Es schien mir gut", sagt T. im Vorbericht zum 1. Band seiner Schriften (S. XXXIX), „fast alle Versmaaße, die ich kannte, ertönen zu lassen bis zu der Mundart und dem Humor des Hans Sachs, so wie mir auch die Prosa unerlaßlich schien, um den ganzen Umkreis des Lebens und die mannichfaltigsten Gesinnungen anzudeuten". Weiterhin (a. a. O. S. XLI) gibt er den Grund, aus dem Octavian die erste Stelle in seinen Werken einnimmt: „Ich stelle dieses Gedicht darum an die Spitze der ganzen Sammlung (meiner Schriften), weil es meine Absicht in der Poesie am deutlichsten ausspricht". Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Octavian nicht minder wie Blaubart, Zerbino, Genoveva und andere Dichtungen eine hervorragend poetische Begabung, reiche Phantasie, zartes Empfinden, erhebliche Gewandtheit in der Behandlung der Sprache bekunden. Wie die übrigen Dichtungen ist auch Octavian reich ausgestattet mit vielen einzelnen schönen Stellen, durch die der Leser betroffen und gerührt wird, auch die komischen Scenen sind oft vorzüglich gelungen, allein ebenso wie im Zerbino oder in der Genoveva werden die Schönheiten gleichsam erstickt durch eine Fülle des Unnöthigen; die fortwährenden Veränderungen des Schauplatzes, die zu absichtlich hervorgehobenen Gegensätze, die zu zahlreichen Personen, von denen man eine über der anderen vergißt, lassen es zu einem wirklichen Genuß, in welchem man sich trotz aller Einzelheiten doch des Ganzen bewußt bleibt, gar nicht kommen. Es ist, möchte man sagen, eine künstliche Unordnung darin. Der Leser wird in einzelne Stimmungen der Sehnsucht, Trauer, Reue, Ergebung versetzt, aber die ganze Handlung erfaßt ihn nicht, weil der Fortschritt beständig unterbrochen wird. Dies scheint aber auch der wohlüberlegte Wille des Dichters zu sein, der sich die Ansichten Fr. Schlegel's über das Wesen der Poesie angeeignet hatte oder wenigstens nach dessen Methode zu verfahren scheint. In diesem Sinne traf Schiller gewiß das Richtige, wenn er sagte, daß die Beziehungen Tieck's zu den Schlegel ihn ungünstig beeinflußt hätten. Was dagegen die Anhänger der Romantik als das eigentlich Charakteristische der Poesie angesehen wissen wollten, war im Octavian deutlich zur Anschauung gebracht. Man kann daher den Octavian gleichsam als das Evangelium der romantischen Schule bezeichnen. Obgleich er in der dramatischen Form abgefaßt ist, überwiegt das lyrische, allegorische, ja epische bei weitem, so daß er zu einer Aufführung auf der Bühne völlig ungeeignet ist. Es ist in der That auffallend, daß T., der sich so eingehend mit Shakespeare beschäftigt und einen erheblichen Theil seiner Thätigkeit dem Theater gewidmet hat, nicht im Stande gewesen ist, ein zur Aufführung geeignetes Drama zu dichten. Und doch trug er sich beständig mit Plänen dazu, ja 1813 kam ihm der Gedanke eine ganze Reihe geschichtlicher Schauspiele zu schaffen. So schreibt er im Februar 1813 an Solger (Solger, Nachgel. Schr. I, 269): „Doch sind Plane zu vielen Schauspielen aus der deutschen Geschichte in meiner Seele fertig, und ich werde diese mit besonderer Liebe ausarbeiten, um meinen Landsleuten zu zeigen, daß ich mich wohl zu ihnen rechne. Hab' ich doch fast zuerst mit Liebe von der deut=

schen Zeit gesprochen, als die meisten noch nicht an das Vaterland dachten oder es schalten". (Vgl. auch Schr. XI, LXXVII.) Es blieb indeß bei der Absicht. — Schon oft hatte es T. unangenehm empfunden, daß er ohne feste Lebensstellung von einem Ort zum andern wandere. Häufig befand er sich in Geldverlegenheit und mußte seine Freunde in Anspruch nehmen. Hardenberg schreibt ihm einmal (Holtei, Briefe an Tieck I, 309): „Das schlimmste, lieber Tieck, ist, daß Du keinen bestimmten Aufenthalt hast. Du könntest viel leichter Geld kriegen, wenn Du an einem Orte einheimisch wärest ... Ich versichere Dich, wenn Du nur eine kleine Stelle hättest, so wüßt' ich eine Menge Leute, die Dir Kredit geben würden, aber so darf ich nicht dran denken". Jetzt im J. 1801 versuchte er am Theater in Frankfurt a. M. die Stelle eines Regisseurs und Dramaturgen zu erlangen. Brentano und auch Frommann verwendeten sich für ihn. Aber Goethe, dessen wichtige Fürsprache T. nachsuchte, schrieb zurück (Holtei, Briefe an Tieck I, 239): „Was eine Empfehlung betrifft, so darf ich damit wohl nicht hervortreten, weil ich auf verschiedene an mich geschehene Anträge verweigert habe, an jenem Geschäft irgend einigen Antheil zu nehmen". Da kam ihm sein Jugendfreund v. Burgsdorff zu Hülfe. Er lud ihn ein, sich mit Frau und Tochter auf unbestimmte Zeit in Ziebingen niederzulassen, seinem Gute in der Neumark zwischen Frankfurt a. O. und Crossen. Bereits im Herbst 1802 begab sich T. mit Weib und Kind dorthin. Burgsdorff führte ihn in die Familie seines Oheims ein, des Grafen Finkenstein, welcher Madlitz bei Frankfurt a. O. besaß und von Burgsdorff auch noch Ziebingen kaufte. Er war Verehrer von Litteratur und Musik und kam dem Dichter und seiner Familie mit väterlichem Wohlwollen entgegen. — Schon seit einiger Zeit hatte sich T. mit der mittelhochdeutschen Dichtung vertraut gemacht, soweit es die damaligen Hülfsmittel erlaubten. Aus Bodmer's Ausgabe der Pariser Liederhandschrift (der sog. Manessischen Handschrift) veröffentlichte er im J. 1803 unter dem Titel: „Minnelieder aus der schwäbischen Vorzeit" die Bearbeitung von 220 Liedern. In der Vorrede (auch Krit. Schr. I, 185) zeigte er eine bedeutende Kenntniß des Stoffs. Hier sprach er S. VI aus, daß es ebenso vergeblich sein möchte, nach einem einzigen Verfasser der Nibelungen zu fragen, als der Ilias und Odyssee, und S. XXV meint er, daß sich der Leser des Zweifels nicht erwehren kann, ob diese Handschrift (die Pariser) auch wirklich von Manesse herrühren sollte. Lachmann, Vorrede zu Walther v. d. Vogelweide, hat diesen Zweifel bekräftigt. — So große Mängel Tieck's Bearbeitung der Minnelieder auch aufweist, so ist doch gewiß, daß sie außerordentlich fruchtbringend gewirkt hat; J. Grimm wurde durch sie zu seinen germanistischen Studien angeregt (vgl. Tieck, Krit. Schr. I, IX; L. Ranke, Nekrolog auf J. Grimm; Scherer, J. Grimm S. 12). Tieck's Buch ist gleichsam eine der Quellen des reichen Stromes der germanistischen Wissenschaft geworden, es ist auch das Vorbild der allerdings wissenschaftlich vollendeten Sammlung: Des Minnesangs Frühling von Lachmann und Haupt gewesen. Nur fehlte es T. sowol an gründlicher Gelehrsamkeit wie an kritischer Methode, aber er fand mit genialem Blick ein Gebiet, welches der Forschung die reichste Ausbeute gewährt hat, und dies Verdienst muß ihm gewahrt bleiben. In ähnlicher Weise wie die Minnelieder beabsichtigte er auch die Nibelungen zu bearbeiten, indeß kam er über den ersten Gesang nicht hinaus (v. d. Hagen, Neues Jahrb. d. berlin. Gesellsch. f. deutsche Sprache X, 1) und unterließ die Fortsetzung, da v. d. Hagen das Vorhaben ausführte. Während der Jahre 1804—1808 hat T. nichts veröffentlicht. Er verließ im J. 1804 Ziebingen für längere Zeit, um seiner Schwester Sophie zur Seite zu stehen, welche sich in der Ehe mit Bernhardi nicht glücklich fühlte und ihrem Mann heimlich entfloh, indem sie ihre beiden Söhne

mitnahm. Sie gingen zunächst nach München; da sich aber Sophie hier nicht sicher fühlte', reiste sie weiter nach Rom. T. konnte sie nicht begleiten, weil er schwer an der Gicht erkrankt darniederlag. Erst im Januar 1805 vermochte er ihr zu folgen. Auch sein Bruder Friedrich, die Brüder Riepenhausen, und ein in München neu gewonnener Freund, der Freiherr v. Rumohr, nahmen an der Reise theil. T. verweilte fast ein ganzes Jahr in Rom. Die dichterischen Früchte des italienischen Aufenthalts sind jedoch äußerst gering. Nur die „Reisegedichte eines Kranken" (Gedichte III, 98—280) hat er in Italien geschrieben. In Rom verwandte er einen erheblichen Theil seiner Zeit auf das Studium der mittelalterlichen deutschen Dichtung und fertigte viele Abschriften aus den Codices der Vaticanischen Bibliothek. Doch hat er von diesen Arbeiten litterarisch sehr wenig verwerthet; von dem Heldengedicht „König Rother", welches er ganz copirt hatte, ließ er ein Bruchstück der Bearbeitung in Arnim's Zeitschrift Trösteinsamkeit 1808 drucken (Schr. XIII, 171). Als T. im Sommer 1806 nach Deutschland zurückkehrte, glaubten viele, er sowol wie seine Schwester wären in Rom zur katholischen Kirche übergetreten. Jahre hindurch herrschten hierüber in den Kreisen selbst seiner nächsten Bekannten Zweifel, welche dadurch Unterstützung erhielten, daß später seine Frau und seine Tochter (Dorothea) sich zur katholischen Religion bekehrten, und auch dadurch, daß sich in Tieck's Dichtungen Stellen fanden, die auf eine Neigung zum Katholicismus schließen ließen. Selbst Caroline Schelling war noch im J. 1809 ungewiß. Sie schrieb damals im März, als T. und seine Schwester sich zum zweiten Male in München aufhielten (Caroline, Briefe II, 363): „Ob sie katholisch geworden sind oder nicht, kann ich nicht bestimmt beantworten, ist aber auch nicht nöthig, was den förmlichen Uebertritt betrifft". Das Gerücht war jedoch falsch, T. ist niemals Katholik geworden, obwol er der römischen Kirche vielfach in auffallender Weise Anerkennung gezollt hat. Im übrigen war er in kirchlicher Beziehung durchaus tolerant (vgl. hierüber besonders Köpke, L. Tieck II, 283 f.). Ebensowenig ist seine Schwester katholisch geworden. — Die Zeit vom Herbst 1806 bis zum Sommer 1808 brachte T. meist auf den Gütern seiner Freunde zu, bei Burgsdorff in Sandow und beim Grafen Finkenstein in Ziebingen, wo seine Familie auch während seiner italienischen Reise geblieben war. Da er nach einer festen Stellung strebte, begab er sich im Sommer 1808 über Dresden nach Wien, wo er eine solche beim Hofburgtheater zu finden hoffte. Aber es wurde nichts daraus. In Wien vollendete er den ersten Act eines Schauspiels, welches er in Dresden begonnen hatte, „Das Donauweib", führte aber diese Dichtung nicht weiter. Dieser erste Act wurde 1818 von C. Förster in der Sängerfahrt für Freunde der Dichtkunst und Mahlerei S. 7 ff. herausgegeben (zuletzt Schr. XIII, 193). — T. reiste dann wieder nach München, wo sich wieder seine Schwester aufhielt. Sie war 1807 von Bernhardi geschieden, der nur um seine Söhne zu holen, nach München kam. Er überließ ihr aus Mitleid den jüngeren, Felix, zur Erziehung, der sich später Theodor v. Knorring nannte, den älteren nahm er mit nach Berlin. T., der bei diesen Auseinandersetzungen seiner Schwester zur Seite stand, blieb in München bis zum Sommer 1810. Von neuem wurde er 1809 von gichtischen Leiden ergriffen, die lange andauerten und eine bleibende Krümmung des Oberkörpers verursachten. Von Arbeiten oder Studien war in München unter solchen Umständen nicht viel die Rede. Er lernte Baader, Wiebeking und H. F. Jacobi kennen und fand bei letzterem vielfache Uebereinstimmung mit seinen Ansichten über Philosophie. Auch dem Freund aus dem ersten Münchener Aufenthalt, Rumohr, begegnete er wieder. Sein Bruder Friedrich war ebenfalls in München angekommen. Dieser sowie seine Schwester Sophie und Bettina, die Schwester Brentano's, nahmen sich seiner in seiner Krankheit an.

Ueber die persönlichen Verhältnisse Tieck's und seiner Geschwister in jener Zeit finden sich Nachrichten in den Briefen Caroline's, die von Schlegel geschieden und mit Schelling verheirathet war. Ihr Urtheil ist noch ungünstiger als in Jena. So schreibt sie am 1. März 1809 (Briefe hsg. v. Waitz II, 360 f.): „Hier (nach München) kam sie (Bettina Brentano) ... her, um singen zu lernen und Tieck zu pflegen, der seit Weihnachten an der Gicht kläglich darnieder liegt und viel zartes Mitleid erregt ... Mit den Tieck's ist überhaupt eine närrische Wirthschaft hier eingezogen. Wir wußten es wohl von sonst und hatten es nur vor der Hand wieder vergessen, daß unser Freund Tieck nichts ist als ein anmuthiger und würdiger Lump, von dem einer seiner Freunde ein Lied gedichtet hat, das anfängt:

Wie ein blinder Passagier
Fahr' ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir.

.... Der arme Tieck erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer in seiner Unfähigkeit sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable — wenn Leute dabei sind. Bettina sagte ihm einmal, da von Goethe die Rede war, den T(ieck) gar gern nicht so groß lassen möchte wie er ist: Sieh, wie Du so da liegst, gegen Goethe kommst Du mir wie ein Däumling vor — was für mich eine recht anschauliche Wahrheit hatte.“ Im Sommer 1810 gebrauchte T. eine Cur in Baden-Baden und kam im Herbst in Ziebingen an, wo er seine Familie gelassen hatte und nun selbst bis zum Sommer 1813 blieb. Nach langer Pause ließ er im J. 1811 „Alt Englisches Theater oder Supplemente zum Shakspear“ in 2 Bänden erscheinen. Das Buch enthält die Uebersetzung von 6 Schauspielen, welche nach Tieck's Ansicht, für die er aber statt des Beweises auf sein künftiges Werk über Shakespeare verweist, von diesem Dichter herrühren. In demselben Jahre gab er die „Werke Friedrich Müller's“ in 3 Bänden heraus, ohne jedoch seinen Namen zu nennen, weil der Pfarrer Le Pique, ein Bekannter Müller's, die eigentliche Arbeit übernommen hatte. Es lag T. daran, hierdurch zu beweisen, daß er für seine Genoveva nicht die Dichtung Müller's benutzt habe, wie mehrfach behauptet war. Im J. 1812 veröffentlichte er als eine Weiterführung seiner Beschäftigung mit der deutschen Litteratur des Mittelalters „Frauendienst oder Geschichte und Liebe des Ritters und Sängers Ulrich von Lichtenstein von ihm selbst beschrieben. Nach einer alten Handschrift bearbeitet“. Wissenschaftlichen Werth hat dieses Werk nicht, aber es diente, wie die Minnelieder dazu, die Aufmerksamkeit auf die deutsche Litteratur des Mittelalters zu lenken. Auch mit einem eigenen dichterischen Product trat er jetzt hervor. Schon seit längerer Zeit hatte er den Plan gefaßt, nach dem Muster von Boccaccio's Decamerone eine Sammlung herauszugeben, welche aber nicht nur Novellen, sondern Dichtungen der verschiedensten Gattungen enthalten sollte. Statt der zehn Personen nahm er sieben, von denen jede sieben Dichtwerke vortragen sollte, an welche die übrigen ihre Erörterungen zu knüpfen hätten. Die Geschichte der sieben Personen selbst sollte eine eigene Erzählung bilden, die als die fünfzigste den Rahmen zu den neunundvierzig vorgelesenen bildete. Das ganze Werk bekam den Titel „Phantasus“. Es blieb aber unvollendet, von den neunundvierzig Dichtungen sind nur zwölf erschienen in drei Bänden 1812 bis 1817. Der größte Theil des Inhalts war bereits in den Volksmärchen oder in Einzelausgaben erschienen, so im 1. Band der blonde Ekbert, der getreue Eckart, der Runenberg, Liebesgeschichte der schönen Magelone, im 2. Band der Blaubart, die verkehrte Welt und der gestiefelte Kater. Neu waren im 1. Band die kleineren Erzählungen „Liebeszauber“ (Schr. IV, 245), „Die Elfen“

(Schr. IV, 365) und „Der Pokal" (Schr. IV, 393), im 2. Band „Leben und Thaten des kleinen Thomas genannt Däumling" (Schr. V, 487), im 3. Band endlich die dramatische Dichtung „Fortunat", ein Märchen in zwei Theilen von je fünf Acten (Schr. III, 1). Ueber letzteres Werk sagt T. (Vorbericht zum 1. Bd. der Schriften S. XLIII): „In diesen Schauspielen vom Fortunat habe ich mir wieder das Theater und dessen Wirkungen ganz gegenwärtig erhalten, und wäre unsere Bühne freier, die bei aller Ungezogenheit oft vielen Vorurtheilen fröhnt und eher frech als heiter sein darf, so würden mit Abkürzungen diese beiden phantastischen Dramen ihre Wirkungen gewiß nicht verfehlen". Aber T. selbst hat eine Darstellung dieser Dichtung nie erreichen können, und es besteht wol kein Zweifel, daß selbst für die Zeit, in welcher er diese Ansicht aussprach (1828), die Aufführung Fortunat's ein vollständiger Mißerfolg geworden wäre. Ueber seine eigene Werthschätzung der beiden Theile Fortunat's schreibt T. an Fr. v. Raumer 1817 (Lebenserinnerungen und Briefwechsel von Fr. v. Raumer II, 79): „Ich gestehe Ihnen unter uns, daß ich den zweiten Theil dieses Gedichts über den ersten setze, doch wird der erste die gewöhnlichen Leser mehr befriedigen". — Der Phantasus wurde 1844—1845 zum zweiten Male aufgelegt, ohne daß er einen Abschluß erfahren hätte. — Als im J. 1813 die Mark Brandenburg zum Kriegsschauplatz wurde, begab sich T. nach Prag, wo er wieder mit Brentano zusammentraf. Auch Niebuhr's Bekanntschaft wurde erneuert. Erst nach der Schlacht bei Leipzig kehrte er nach Ziebingen zurück, wo er, abgesehen von einigen Unterbrechungen, seinen dauernden Wohnsitz bis zum Jahre 1819 aufschlug. Neben der Arbeit am Phantasus beschäftigten ihn in dieser Zeit litterarhistorische Studien über die Entwicklung des deutschen Theaters, als deren Frucht er im J. 1817 zwei Bände unter dem Titel „Deutsches Theater" herausgab. Es ist eine Sammlung älterer deutscher Schauspiele, der 1. Band enthält zwei Fastnachtsspiele, sechs Stücke von Hans Sachs, fünf von Ayrer und den den englischen Comoedianten entlehnten Titus Andronicus. Im zweiten Band finden sich je ein Stück von Rosenplüt, Opitz und Lohenstein und vier von Andreas Gryphius. In den Einleitungen zu jedem Band (später in den Krit. Schr. I, 323) geht der Verfasser auf den Ursprung des deutschen Theaters ein, gibt einige Notizen über die Dichter und bemüht sich, den Einfluß der englischen Schauspiele auf die deutschen nachzuweisen. — Der Aufenthalt in Ziebingen wurde nur vorübergehend unterbrochen, wenn sich T. einmal nach Frankfurt a. O. oder Berlin begeben mußte. Doch im J. 1817 unternahm er eine größere Reise. Sein Freund Burgsdorff, der viel im Auslande gewesen und stets reiselustig und reisefertig war, hatte schon im Sommer 1803 dem Dichter das Vergnügen einer gemeinsamen Fahrt durch Böhmen und Franken nach der Pfalz und zurück durch Thüringen gewährt (dargestellt in der Novelle: Eine Sommerreise), jetzt machte er ihm den Vorschlag, ihn nach England zu begleiten. Mit Freuden nahm T. das hochsinnige Anerbieten an, welches ihm die Erfüllung eines lange gehegten, aber bei seinen beschränkten Mitteln unerfüllbar erschienenen Wunsches brachte, das Vaterland Shakespeare's aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Anfang Mai 1817 wurde die Reise angetreten. In London, welches Burgsdorff aus einem früheren Aufenthalt wohl bekannt war, besuchte T. fleißig die Theater und schrieb auf dem Britischen Museum alte englische Dramen aus seltenen Druckwerken und Handschriften ab. Die Freunde besuchten auch den Geburtsort Shakespeare's, Stratford am Avon. Anfang Juli traten sie die Heimreise an, welche sie über Paris nahmen. Hier verweilten sie einige Wochen und kehrten dann mit vielen Umwegen über Berlin nach Ziebingen zurück, wo sie im September wieder eintrafen. In seinen Reiseberichten an Freunde hatte

T. besonders eingehend von seinen Besuchen der Londoner Theater gesprochen. Viel später im J. 1826 benutzte er diese Briefe für eine Sammlung von Aufsätzen: „Ueber das englische Theater", welche er in den Dramaturgischen Blättern (2 Bdchn. Breslau, zuletzt Krit. Schr. IV, 315) veröffentlichte. — Nach der Rückkehr aus London und Paris empfand T. die Einsamkeit des Lebens in Ziebingen mehr als früher; er war im Umgang auf seine Angehörigen und auf die Familien Finkenstein und Burgsdorff beschränkt, dazu kamen noch Wilhelm v. Schütz, ein alter Schulfreund und Kadach, der Prediger des Ortes. Außerdem unterhielt er einen freilich nicht immer lebhaften Briefwechsel mit alten und neuen Freunden. Zu den letzteren zählten insbesondere Solger, Professor der Philosophie in Frankfurt a. O., später in Berlin, und Fr. v. Raumer, mit denen er durch wechselseitige Achtung und Neigung verbunden war. Ersteren hatte er 1808, letzteren 1810 kennen gelernt. Durch Solger wurde ihm die systematische Philosophie, gegen die er stets Abneigung gefühlt, etwas näher gebracht, durch Raumer gewann er Interesse an der geschichtlichen Entwicklung der Völker, das ihm bisher gleichfalls fern gelegen hatte. Dem Einfluß des letzteren, der seit 1811 Professor in Breslau war, hatte er es unzweifelhaft zu danken, daß ihm diese Universität 1816 die Würde eines Dr. phil. verlieh. — Nicht lange nach der Heimkunft aus England und Frankreich verlor T. seinen Gönner und väterlichen Freund. Der alte Graf Finkenstein starb am 19. April 1818 zu Madlitz. Die Verhältnisse für T. und seine Familie, welche aus der Frau und zwei Töchtern bestand, deren jüngere, Agnes, einige Jahre nach Dorothea geboren war, wurden durch diesen Todesfall wesentlich geändert. Obwol ihm Ziebingen, wo wenigstens seine Familie seit fünfzehn Jahren ansässig gewesen, zur Heimath geworden war, fand er nunmehr angemessen, es doch zu verlassen. Das Nächstliegende schien Berlin, aber hier mochte er damals nicht leben. Er wählte Dresden, welches ihm bereits bekannt war. Im Sommer 1819 fand die Uebersiedlung dorthin statt; die älteste unverheirathete Tochter des Grafen Finkenstein, Henriette, schloß sich seiner Familie an. In Dresden wurde T. bald der Mittelpunkt des litterarischen Lebens, dessen Kreislinie allerdings wenig ausgedehnt war. Die Dresdener Schriftsteller waren sämmtlich mit der Mittelmäßigkeit zufrieden, in der sie sich bewegten. Unter ihnen besaß Tiedge den bedeutendsten Namen, zu ihnen gehörte Friedrich Schulze, der unter dem Pseudonym Laun seine Romane veröffentlichte, ferner Friedrich Kind, Theodor Hell, Böttiger, den T. im gestiefelten Kater verspottet hatte, bald aber mit ihm auf freundschaftlichem Fuß verkehrte. Einige jüngere Schriftsteller brachten ihm eine Art schwärmerischer Verehrung entgegen, so v. d. Malsburg, der Calderon übersetzte, Graf Loeben, der als Isidorus Orientalis schrieb, Karl Förster, Uebersetzer des Petrarca und Tasso, Wilhelm Müller und andere. In der von Böttiger und Hell herausgegebenen Dresdener Abendzeitung ließ T. Besprechungen der Aufführungen der Dresdener Bühne drucken, die später (1826) in den „Dramaturgischen Blättern" gesammelt wurden. — Tieck's Bestreben war ursprünglich darauf gerichtet gewesen, nicht nur ein volksthümlicher Dichter zu werden, sondern auch die Poesie dem Volk nahe zu bringen, indem er Stoffe wählte, die nach seiner Meinung mit dem Volksgeist verwachsen waren. Aus diesem Grunde hatte er auf die Volksbücher und Märchen zurückgegriffen und das deutsche Mittelalter zu verherrlichen und zu beleben gesucht. Aber sein Streben hatte den erwarteten Erfolg in keiner Weise erreicht. Schiller war ein volksthümlicher Dichter geworden, T. wurde nur von einem kleinen Kreis gelesen, ja er zählte, als er nach Dresden ging, für das nicht ausschließlich litterarische Publicum fast zu den Vergessenen. Andere hatten die Richtung, welche er mit zuerst eingeschlagen, weiter verfolgt und boten der Lesewelt in allen mög=

lichen Versarten und in Prosa anstatt der Poesie willkürliche Phantasien, Visionen und Träume der übertriebensten Art. Mit T. selbst war ein Wandel vorgegangen, er wollte versuchen, die Gegenwart an Stelle des Mittelalters poetisch aufzufassen, und wählte hierzu das Gebiet der Novelle. Seine Ansicht über diese Gattung der Dichtkunst legte er eingehend dar im J. 1829 im Vorbericht zum 11. Bande seiner Schriften (Schr. XI, LXXXIV—XC). „Die Novelle, sagt er, sollte sich dadurch aus allen anderen Aufgaben hervorheben, daß sie einen großen oder kleinen Vorfall ins hellste Licht stelle, der, so leicht er sich ereignen kann, doch wunderbar, vielleicht einzig ist. Diese Wendung der Geschichte, dieser Punkt, von welchem aus sie sich unerwartet völlig umkehrt, und doch natürlich, dem Charakter und den Umständen angemessen, die Folge entwickelt, wird sich der Phantasie des Lesers um so fester einprägen, als die Sache, selbst im Wunderbaren, unter anderen Umständen wieder alltäglich sein könnte. . . . . Bizarr, eigensinnig, phantastisch, leicht witzig, geschwätzig und sich ganz in Darstellung auch von Nebensachen verlierend, tragisch wie komisch, tiefsinnig und neckisch, alle diese Charaktere läßt die ächte Novelle zu, nur wird sie immer jenen sonderbaren auffallenden Wendepunkt haben, der sie von allen anderen Gattungen der Erzählung unterscheidet. Aber alle Stände, alle Verhältnisse der neuen Zeit, ihre Bedingungen und Eigenthümlichkeiten sind dem klaren dichterischen Auge gewiß nicht minder zur Poesie und edlen Darstellung geeignet, als es dem Cervantes seine Zeit und Umgebung war". Und am Schluß der Auseinandersetzung meint er unzweifelhaft im Hinblick auf mehrere seiner eigenen Schöpfungen, „daß es dieser Form der Novelle auch vergönnt sei, über das gesetzliche Maaß hinweg zu schreiten, und Seltsamkeiten unparteiisch und ohne Bitterkeit darzustellen, die nicht mit dem moralischen Sinn, mit Convenienz oder Sitte unmittelbar in Harmonie stehen." Aus diesen Gesichtspunkten will er seine Novellen beurtheilt wissen, deren er während seines Dresdener Aufenthaltes in den Jahren 1822—1841 40 veröffentlichte. Sie zeichnen sich aus durch eleganten Stil, durch geistvolle und sinnige Betrachtungen, durch Anmuth in Schilderung und Erzählung. Störend wirken in ihnen die langen Gespräche, in denen vornehmlich ästhetische Kritik einen allzu breiten Raum einnimmt. Auf eine Beurtheilung im einzelnen kann hier nicht eingegangen werden. Veröffentlicht wurden sie zum großen Theil zuerst in Taschenbüchern, so in Wendt's Taschenbuch für geselliges Vergnügen, im Berliner Kalender, im Dresdner Merkur, in den Rheinblüthen, im Novellenkranz, in der Helena und besonders in der Urania. Einige sind einzeln herausgegeben. Die vollständigste Sammlung erschien 1852 bis 1854 in Berlin bei Reimer in zwölf Bänden. — Gleich die erste Novelle: „Die Gemälde" (1822), fand großen Beifall; die zweite: „Die Verlobung" (1823), welche den damals in der vornehmen Welt häufigen Pietismus geißelte, erfuhr sogar durch Goethe eine freundliche Besprechung (vgl. Werke XXVI, 240 und Zahme Xenien V, Werke III, 109 der 30-bändigen Ausgabe von 1857 bis 1858). In demselben Jahre erschienen auch „Die Reisenden" und „Der Geheimnißvolle". 1824 brachte „Musikalische Leiden und Freuden", 1825 „Die Gesellschaft auf dem Lande" und „Pietro von Abano", 1826 „Dichterleben", welches von Shakespeare handelt, und „Aufruhr in den Cevennen". Die letztere erregte großes Aufsehen, und begierig sah man der versprochenen Fortsetzung entgegen, welche aber niemals erfolgte, so oft ihn auch Freunde und Verehrer daran erinnerten. Man erblickte in ihr lange Zeit das Muster der geschichtlichen Novelle. 1827 lieferte T. nur eine Novelle: „Glück giebt Verstand". 1828 erschienen: „Der Gelehrte", „Der funfzehnte November", „Das Fest zu Kenilworth", „Der Alte vom Berge"; 1830: „Das Zauberschloß"; 1831: „Dichterleben, 2. Theil", „Die Wundersüchtigen", „Der wiederkehrende griechische Kaiser";

1832: „Der Jahrmarkt", „Der Hexen Sabbath", „Der Mondsüchtige"; 1833: „Die Ahnenprobe"; 1834: „Eine Sommerreise", „Tod des Dichters"; 1835: „Die Vogelscheuche", „Das alte Buch", „Der Wassermensch", „Der Weihnachtsabend"; 1836: „Eigensinn und Laune", „Uebereilung", „Der junge Tischlermeister". Die letztere, eine Nachahmung von Wilhelm Meister, hatte ihn schon 1800 beschäftigt. Jugenderinnerungen aus dem eigenen Leben sind eingeflochten. Im J. 1837 erschienen: „Wunderlichkeiten" und die „Klausenburg". Das Jahr 1839 brachte fünf Novellen: „Des Lebens Ueberfluß", „Liebeswerben", „Der Schutzgeist", „Abendgespräche" und „Die Glocke von Aragon". 1840 erschien der berühmte Roman „Vittoria Accorombona", welcher bereits 1841 eine zweite Auflage erlebte. Schon im J. 1792 war ihm diese Geschichte aufgefallen und immer hatte er sich seitdem mit ihr getragen. Auch eine Märchennovelle „Der Hüttenmeister" hatte er 1840 in Arbeit, doch kam er über einen kleinen Theil nicht hinaus. (Nachgel. Schr. II, 19—32.) Den Schluß bildete 1841 die kurze Novelle „Waldeinsamkeit". Die staunenswerthe Fruchtbarkeit, welche T. auf dem Gebiet der Novellendichtung entwickelte, überraschte ebensosehr seine alten Freunde, wie sie ihm neue Anhänger zuführte, welche mit der Richtung seiner älteren Poesien nicht immer einverstanden gewesen waren. Man fand, daß seine früheren dramatischen Dichtungen und Erzählungen im Vergleich zu den Novellen so von einander geschiedene Welten waren wie das Mittelalter und die neue Zeit (vgl. Braniß, L. Tieck und sein neuester Roman im Anhang zur 2. Auflage der Vittoria Accorombona II, 308). Für die öffentliche Meinung galt er neben Goethe als großer deutscher Dichter, nach dessen Tod als der einzige, in dem die Poesie gleichsam verkörpert sei. Indeß erfuhr er auch vielseitige Angriffe, die er auf seine Weise nicht unerwidert ließ. Insbesondere enthalten mehrere seiner Novellen polemische Ausfälle gegen das junge Deutschland und die Radicalen, so der Mondsüchtige, die Ahnenprobe, das alte Buch, die Vogelscheuche, Liebeswerben, Eigensinn und Laune. Die neueren Schriftsteller werden in der Novelle Liebeswerben z. B. deutlich als Lumpe und Gauner dargestellt. Es ist dieselbe Richtung, die im gestiefelten Kater und im Zerbino nur auf eine andere Art sich geltend gemacht hatte. — Tieck's litterarische Thätigkeit in Dresden blieb indeß keineswegs auf die Novellen beschränkt. In den Jahren 1821—1823 gab er eine Sammlung seiner „Gedichte" in drei Bänden heraus (eine zweite Titelausgabe erschien 1834, zuletzt Neue Ausgabe 1841). Verhältnißmäßig wenig neue oder wenigstens bisher ungedruckte Gedichte finden sich in dieser Zusammenstellung; die zahlreichen lyrischen Ergüsse, im Lovell, im Blaubart, in der Bearbeitung von Shakespeare's Sturm, im Zerbino, in der Magelone, in den Herzensergießungen, in den Phantasien über die Kunst, im Sternbald, in der verkehrten Welt, in der Genoveva, im Donauweib, im Octavian, im poetischen Journal, im Musenalmanach finden sich hier vereinigt. Bisher ungedruckt waren vornehmlich die Reisegedichte eines Kranken. Im J. 1821 gab er „Heinrich v. Kleist's hinterlassene Schriften" heraus. Er hatte den unglücklichen Dichter, der 1811 durch Selbstmord endete, im J. 1808 in Dresden kennen gelernt. Der Prinz von Homburg und die Hermannschlacht wurden dadurch wol der Vergessenheit entrissen. Im J. 1826 veröffentlichte er „Heinrich v. Kleist's gesammelte Schriften" in 3 Bänden. In der Einleitung gab er eine Wiederholung und Erweiterung des Abrisses über Kleist's Leben und Schriften, den er der Ausgabe der hinterlassenen Schriften vorausgeschickt hatte (wiederholt Krit. Schr. II, 1). In demselben Jahre gab er in Gemeinschaft mit Fr. v. Raumer „Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel" mit Einleitung und Nachwort in 2 Bänden heraus. Solger gehörte zu den eifrigsten Bewunderern Tieck's und hat ihn öfter in Ziebingen besucht. In sehr aus-

führlichen Briefen tauschten sie ihre Ansichten über Philosophie und Poesie aus. Oft ermuntert Solger den Dichter zum Schaffen, denn, wie er ihm am 28. Juli 1816 schreibt (Solger, Nachgel. Schr. I, 428) „auf Ihnen ruht das Heil der deutschen Kunst, Sie sind der einzige, der mitten in dem gefälschten Zeitalter in reiner poetischer Klarheit dasteht; Ihr Treiben ist das wahre und göttliche, denn es ist immer reiner und reiner aus dem ganzen Gewirre hervorgegangen.“ In T. erkannte er einen großen dramatischen Dichter. So schreibt er am 23. November 1816 (a. a. O. I, 468): „In anderen Ihrer Werke finde ich dagegen weit mehr den eigentlichen dramatischen Nerv, die wahre praktische Kraft. Unter allen dramatischen sind mir Blaubart und der gestiefelte Kater die liebsten; die verkehrte Welt würde ich diesen ganz an die Seite setzen, wenn sie mehr zusammengedrängt wäre und die vollendete Rundung des Katers hätte. Ich möchte fast sagen, jene meine beiden Lieblingstücke seien die vollkommensten Dramen im eigentlichen Sinne des Worts.“ Solger war bereits 1819 gestorben. Im J. 1822 nahm T. die Aufgabe in Angriff, dem Freund durch die Herausgabe des Briefwechsels und einiger Abhandlungen ein Denkmal zu setzen, welches zugleich auch ihn selbst verherrlichte. Waren diese Arbeiten aus den persönlichen Beziehungen hervorgegangen, welche T. zu Kleist und Solger besaß, so war es vornehmlich das Interesse an der Jugendepoche Goethe's, welches ihn veranlaßte, sich mit dem unglücklichen Dichter J. M. R. Lenz zu beschäftigen. Als Ergebniß seiner Bemühungen erschienen im J. 1828: „Gesammelte Schriften von J. M. R. Lenz, herausgegeben von L. Tieck“, 3 Bde., Berlin. Man muß zugestehen, daß diese Ausgabe den nothwendigen Anforderungen in keiner Weise entspricht, weil T. zu wirklich wissenschaftlichen Arbeiten nicht geeignet war. Nicht einmal das gedruckte Material über Lenz ist ausreichend benutzt. Dramatische Dichtungen, die anderen Verfassern, insbesondere Klinger, angehören, hat er irrig Lenz zugeschrieben. Die Einleitung (Bd. I, S. I—CXXXIX) erweist deutlich, daß er außer Stande war, seine Aufgabe in kritischer Methode zu behandeln. Er sagt S. II, daß Shakespeare und Goethe die Gegenstände seiner Liebe und Verehrung gewesen seien. „Wie ich seit vielen Jahren an einem Werke über den großen englischen Dichter arbeite, dessen Herausgabe nur noch durch Zufälle, Reisen, Krankheiten und andere Arbeiten ist verzögert worden, so habe ich auch seit mehr als zwanzig Jahren . . . meine Kräfte an einer Darstellung des deutschen Genius versucht . . . und ich hoffe auch dieses Werk nach jenem angekündigten noch beendigen zu können . . . Für den jetzigen Zweck sei es mir erlaubt, einiges aus jenem angedeuteten Werke . . . als leichte Skizze . . . vorzuführen.“ Es folgt nun in der Form der Einleitung zum Phantasus ein Gespräch zwischen fünf Freunden, die als der Orthodoxe, der Paradoxe, der Historiker, der Vermittelnde und der Fromme bezeichnet werden. Sie unterhalten sich über Goethe und seine Schriften, indem ein jeder von seinem Standpunkt aus seine ästhetischen Gedanken entwickelt. Dies Gespräch währt von S. II—CXIII; dann folgen S. CXIII—CXXIV etwas dürftige Nachrichten über Lenz, den Schluß S. CXXV—CXXXIX bildet ein Brief eines Freundes (Rehberg) „an Herrn L. Tieck“, in welchem dessen voraufgehende Einleitung mit Lobsprüchen überhäuft wird. Und doch war gerade aus dieser Einleitung klar zu ersehen, daß T. jenes Werk über Shakespeare, welches seine Freunde und Verehrer so sehnsüchtig erhofften, niemals schaffen würde und auch nicht schaffen konnte. Allerdings beschäftigte er sich fortwährend mit Shakespeare und den älteren englischen Dramatikern, allein trotz aller Notizen, trotz aller Versicherungen, die er öffentlich und privatim fort und fort wiederholte, daß das Werk nur noch der Herausgabe bedürfe, brachte er es doch nicht über zwei einleitende Capitel hinaus, die er um das Jahr 1820 schrieb und die sich in seinem Nach=

laß fanden (Nachgelassene Schriften hrsg. von Köpke II 94), in denen aber gerade von Shakespeare wenig die Rede ist. Es fehlte ihm vor allem an Stetigkeit. Er kannte diesen Fehler seines Charakters sehr wohl, schon im J. 1817 schrieb er an Fr. v. Raumer (Lebenserinnerungen u. Briefwechsel II, 77 f.): „Könnte ich doch nur Ihren oder unseres Solger stetigen und ruhigen Fleiß gewinnen: allein seit meiner frühsten Jugend ist dies eins meiner größten Leiden, daß ich nur selten meiner Laune gebieten kann, in Träumen, Plänen, Wünschen und oft unfruchtbaren Studien lebe und dann plötzlich wie im Sturme und zu viel arbeite. Wenn Sie einen Sohn haben, erziehen Sie ihn zur Ordnung. Aber es hilft auch nicht immer; denn bei mir ist von der Seite, von meinen Eltern und Vorgesetzten das Hinlängliche geschehen, und doch ist es der Mangel dieser Fähigkeit, welcher mir so oft mein Leben verkümmert hat." Ein ähnliches Bekenntniß legte er demselben Freunde am 6. December 1822 ab (das. S. 141): „Mein Bestreben mag ein nicht unlöbliches gewesen sein; aber wie Weniges und wie Geringes ist geschehen und ausgeführt gegen das, was meine jugendliche Phantasie von meinen Thätigkeiten erwartete. Und warum ist so vieles und vielleicht das Beste unterblieben? Wären es große Ursachen, eigentliche Schicksale, so könnte ich doch beruhigter sein: nein, Launen, Verwöhnungen, Aufschieben, Trägheit, Lust am Lesen, Schwelgen im Geist, Uebermut im Projectiren, Spielen mit dem Leben, und hauptsächlich jener verächtliche Kleinmuth, von dem Sie vielleicht gar keine Vorstellung haben, der mich immer wieder dahin bringt, mich und mein Leben auf Zeiten platt hinfallen zu lassen." Bei seiner Eigenheit, vieles anzufangen und unfertig liegen zu lassen, mit den Vorbereitungen nicht zu Ende zu kommen, ist die Fülle desjenigen, was er wirklich zu Stande brachte um so bewundernswürdiger. Sein hervorragendes Talent befähigte ihn eben nur zu schneller dichterischer Production, die geduldige, unermüdliche Forschung wollte ihm nicht gelingen. Das sind die eigentlichen Ursachen, die es ihm unmöglich machten, das Werk über Shakespeare und seine Zeit zu verfassen, so viel Einzelkenntnisse er auch allmählich sich angeeignet hatte, die sich aber nie zum Ganzen zusammenfügen wollten. Große Hoffnungen regten sich bei seinen Verehrern, als es bekannt wurde, daß er die Durchsicht der bereits von A. W. Schlegel übersetzten Schauspiele Shakespeare's übernommen habe, die noch fehlenden selbst übersetzen und alle mit Erläuterungen versehen werde, so daß eine mustergültige, vollständige deutsche Ausgabe der Dramen in Aussicht stand. Diese Ausgabe erschien in der That bei Reimer in Berlin in 9 Bänden 1825—1833 (Bd. I 1825, II und IV 1826, III 1830, V und VI 1831, VII und VIII 1832, IX 1833) unter dem Titel: „Shakespeare's dramatische Werke übersetzt von A. W. v. Schlegel. Ergänzt und erläutert von L. Tieck." Die Erläuterungen bestehen in Anmerkungen zu den einzelnen Dramen und sind dem III., IV., V., VII. und IX. Bande beigegeben. Sie sind oft sehr kurz — nur Macbeth (Bd. IX) ist einigermaßen ausführlich erörtert — versuchen die Abfassungszeit der einzelnen Dramen festzustellen und geben Wort- und Sinneserklärungen. Sieht man die einzelnen Bände durch, so fällt es auf, daß bei den Dramen nie bemerkt wird, ob die Uebersetzung von Schlegel oder von T. ist. Der Grund ist sehr einfach; T. hat nicht ein einziges der Stücke übersetzt und darum heißt es auf dem Titel: „ergänzt" von L. T. Nur die Anmerkungen sind Tieck's wirkliche Arbeit, während die Uebersetzung der von Schlegel ausgelassenen Dramen theils vom Grafen W. v. Baudissin, theils von Tieck's Tochter Dorothea herrührt. Von dem Antheil der letzteren sagt T. nichts, nennt aber am Schluß der Anmerkungen zu Bd. IX, S. 417, den Grafen Baudissin als Uebersetzer folgender Dramen: Heinrich VIII., Antonius und Cleopatra, Maaß für Maaß, die lustigen Weiber von Windsor, Othello, Lear,

Titus Andronicus, Komödie der Irrungen, Troilus und Cressida. Nicht erwähnt wird, daß Love's labour's lost größtentheils von Baudissin übersetzt wurde, einige poetische Stellen, die Sonette, sind von Dorothea Tieck. Mit dieser gemeinsam bearbeitete Baudissin auch Viel Lärmen um nichts, wo ihm nur die Prosatheile angehören, die Verse aber Dorothea. Die bezähmte Widerspänstige übersetzten beide, bei der Feststellung des Textes wurde von jedem das Beste ausgewählt. Ganz selbständig wurden endlich von Dorothea übersetzt: Die beiden Veroneser, Timon von Athen, Coriolan, Macbeth, Wintermärchen und Cymbeline (vgl. Erinnerungen an Fr. v. Uechtritz, hrsg. v. Heinr. v. Sybel S. 177). T. sah diese Uebersetzungen nur durch, der Rest ist von Schlegel. In gleicher Weise theilten sich Dorothea und Graf Baudissin in die Uebertragung von sechs älteren englischen Dramen, welche T. unter dem Titel „Shakespeare's Vorschule" in zwei Bänden herausgab (erster Theil 1823, zweiter Theil 1829), deren jedem eine längere Vorrede vorangeht, in denen T. Beiträge zur Geschichte des altenglischen Theaters bietet. Diese Vorreden wurden in den Krit. Schr. I, 240—322 wiederholt. Endlich gab er im J. 1836 heraus: „Vier Schauspiele von Shakespeare, übersetzt von L. Tieck." Es sind dies Dramen, welche nach Tieck's Meinung von Shakespeare verfaßt sind. Die Uebersetzung rührte zum Theil von Baudissin her. T. war überhaupt der Ansicht, daß Shakespeare eine weit größere Anzahl von Schauspielen verfaßt habe, als ihm in den Ausgaben der Werke zugetheilt werden. In einem Brief an Fr. v. Raumer vom November 1821 (Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel II, 131—136) gibt er in chronologischer Folge eine Zusammenstellung sämmtlicher Dichtungen, die nach seinem Urteil Shakespeare zugehören. Er bringt hier 67 verschiedene Werke des Dichters zusammen, während die Ausgaben nur 36—37 zählen. Aber den Beweis, daß Shakespeare der Verfasser der streitigen Dichtungen war, hat er nicht gebracht. Von einem dieser Stücke „Mucedorus" fand sich in seinem Nachlaß eine Uebersetzung, die 1893 (Berlin, Gronau) von Bolte herausgegeben ist. Als Frucht der Shakespeare-Studien sind noch zu erwähnen: „Ueber Lady Macbeth" (Fr. v. Raumer, Erinnerungen u. Briefwechsel II, 191—195 und Nachgelassene Schr. II, 154 ff.) aus dem Jahre 1825 und „Ueber Shakespeare's Sonette einige Worte nebst Proben einer Uebersetzung derselben" (Taschenbuch Penelope 1826, S. 314 ff.). Seine Tochter Dorothea hatte sämmtliche Sonette Shakespeare's übersetzt, von der hier mehrere ohne Nennung ihres Namens gegeben sind. — In Dresden fand T. endlich eine feste öffentliche Stellung. Schon oft hatten sich seine Freunde bemüht, ihm ein Amt zu verschaffen, insbesondere war Solger in Berlin für ihn thätig gewesen, aber sein Tod brachte die Unterhandlungen zum Stillstand. Im J. 1825, im Alter von 52 Jahren, wurde er nunmehr zum Dramaturgen am Dresdner Hoftheater mit einem Gehalt von 600 Thalern, welches später auf 800 erhöht wurde, und mit dem Titel eines Hofraths ernannt. Um nähere Kenntniß vom Zustand der Schauspielkunst zu gewinnen, unternahm er in demselben Jahre gemeinsam mit dem Intendanten des Dresdener Hoftheaters, v. Lüttichau, eine Rundreise durch Oesterreich und Deutschland. Seine Beobachtungen während derselben veröffentlichte er 1826 im 2. Band der dramaturgischen Blätter unter dem Titel: „Bemerkungen, Einfälle und Grillen über das deutsche Theater". (Wiederholt Krit. Schr. IV, 1—105.) Seine Stellung in Dresden war angesehen und genügte im allgemeinen seinen Wünschen. Auch äußere Ehre und Anerkennung fehlten ihm nicht, selbst mit den vornehmsten Kreisen, soweit sie litterarische Interessen vertraten, stand er in naher Berührung, der Prinz Johann zog ihn in seine Dante-Gesellschaft. Bald bekam er vortheilhafte Anträge. Der König von Baiern ließ ihm 1826 eine Professur der schönen Litteratur an der neuen Münchener

Universität mit 2500—2800 Gulden Gehalt anbieten (Holtei, Briefe an T. I, 7 ff. u. III, 216 ff.). Aber nach einigem Schwanken lehnte T. diesen Vorschlag ab, weil er sich darüber klar geworden war, daß er für einen methodisch auszuübenden Lehrberuf nicht tauglich sei. Er zog es vor die weniger einträgliche, aber doch seinen Neigungen mehr zusagende, unabhängige Stellung in Dresden zu behalten. Zudem knüpften sich an München für ihn viele unerfreuliche Erinnerungen, während er sich in Dresden bereits heimisch fühlte und in einem erfrischenden geselligen Verkehr lebte. Sein Haus war für Einheimische und Fremde ein Anziehungspunkt geworden, besonders seitdem er an einem bestimmten Abend der Woche sich als Vorleser von Dramen, bisweilen auch von Erzählungen und Gedichten hören ließ. Er hatte dies von jeher gethan und so den Trieb befriedigt, der ihm in der Jugend die Kunst des Schauspielers als die für seine Natur allein geeignete hatte erscheinen lassen. Damals hatte nur der entschlossene Widerstand des Vaters ihn genöthigt, der Bühne zu entsagen und sich mit Vorlesen zu begnügen. Nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Zeitgenossen besaß er hervorragende schauspielerische Begabung, und seine Meisterschaft im Vorlesen war so bekannt, daß die Fremden, welche Dresden besuchten, sich darum bemühten, einen Vorlesungsabend bei T. zubringen zu dürfen. Auch Caroline Schelling, die sonst seine Freundin nicht war, berichtet über die künstlerische Wirkung seines Vorlesens in München am 23. November 1808 (Briefe, hrsg. v. Waitz II, 355): „Statt des großen Spectacle hätten wir hier ein kleines aber exquisites, T. nämlich, der Lustspiele vorliest und uns schon manchen Abend in die Täuschung versetzt hat, als säßen wir vor einer Bühne, auf der alle Rollen aufs auserlesenste besetzt wären. Schon ehemals (in Jena) las er gut, aber jetzt ist es das Beste, was man in der Art genießen kann, und eigentlich etwas ganz einziges. Er macht die Stücke hier, indem er sie so liest.“ Ueber das Vorlesen in der Dresdener Zeit bringen Carus (Raumer, Hist. Taschenbuch 1845, N. F. VI, 193 ff.) und der Freiherr v. Friesen (L. Tieck. Erinnerungen, 2 Bde.) ausführliche Erörterungen. So gehören die Jahre, welche T. in Dresden zubrachte, zu den glücklichsten seines Lebens. Er stand auf der Höhe seines Ruhmes, mehrere seiner Novellen wurden ins Englische, Französische und Dänische übersetzt, König Ludwig von Baiern, der als Kronprinz einmal zu ihm gesagt hatte: „Heiße auch Ludwig, große Ehre für mich, auch so zu heißen wie ein ordentlicher Dichter“, ließ ihm durch seinen Gesandten am 31. Mai 1834 als Geburtstagsgeschenk den Civilverdienstorden mit einem eigenhändigen Schreiben überreichen, in dem es hieß: König Ludwig dem Meister Ludwig. Aber mit den Jahren wurde es doch einsam um ihn in Dresden, am 11. Februar 1837 starb seine Frau, am 21. Februar 1841 seine Tochter Dorothea. Auch viele seiner Freunde und Anhänger verlor er im Lauf der Jahre durch den Tod. Dazu wurde ein Theil der Dresdener Gesellschaft mit seiner Einwirkung auf die Theateraufführungen unzufrieden, man fand insbesondere, daß Schiller von ihm nicht gebührend geschätzt wurde. Unter solchen Umständen kam es ihm sehr erwünscht, daß wenige Tage nach dem Tode seiner Tochter Dorothea, König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ihn einlud, den Sommer in Potsdam zuzubringen. Gleich nach dem Regierungsantritt dieses Königs, der für Kunst und Wissenschaft Sinn und Neigung besaß und deren Förderung als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachtete, hatte ihm T. am 2. August 1840 seinen eben vollendeten Roman Vittoria Accorombona überreicht. Huldvoll und großmüthig verlieh ihm der König vom 1. Januar 1841 ab eine Pension von 1000 Thalern, ohne ihm irgend welche Verpflichtung aufzuerlegen. T. begab sich im Sommer 1841 nach Potsdam und blieb dort bis

zum November. Als er dann nach Dresden zurückkehrte, stand sein Entschluß bereits fest, nach seiner Heimath ganz zu übersiedeln. Denn König Friedrich Wilhelm hatte großherzig, um den Dichter jeder Sorge zu überheben, zu jenen 1000 Thalern noch 2200 hinzugefügt, die ihm vom 1. Januar 1842 ab als Gehalt bezahlt werden sollten. In demselben Jahre erhielt er den Rothen Adlerorden 3. Classe und den Titel eines Geheimen Hofraths. Auch die Friedensclasse des Ordens pour le mérite wurde ihm zu theil. Sogar für eine Wohnung in Potsdam wie in Berlin wurde Sorge getragen. Sein Amt sollte sein, dem Generalintendanten der königlichen Schauspiele behufs Einstudirung griechischer und Shakespeare'scher Dramen zur Seite zu stehen und die Aufführungen vorzubereiten. Er wurde auf diesem Gebiet Dramaturg der königl. Theater. T. hatte das achtundsechzigste Lebensjahr bereits überschritten, als im Herbst 1842 der Umzug nach Berlin vollendet war. Von einer ausgedehnten litterarischen Thätigkeit konnte nicht mehr die Rede sein, seine Schöpfungskraft war versiegt; nun hatte er im Alter die Fülle, was er in der Jugend gewünscht. Vor allem dachte er jetzt daran, die Sammlung seiner Schriften weiterzuführen. Bereits 1828 und 1829 hatte er von Dresden aus seine Dichtungen in drei Lieferungen von je 5 Bänden in Berlin unter dem Titel „Ludwig Tiecks Schriften" erscheinen lassen. Dem 1., 6. und 11. Band ging ein Vorbericht voraus, in welchem er Nachricht über Entstehung und Abfassungszeit der einzelnen Dichtungen gab. Diese Nachrichten bilden einen Abriß seiner litterarischen Selbstbiographie und sind darum von Werth, obwohl sie bisweilen nur Andeutungen enthalten, vieles verschweigen und manches unter dem Gesichtspunkt einer späteren Zeit betrachten. Ferner hatte er 1835 in Breslau „Gesammelte Novellen" in vier Bänden herausgegeben, deren zweite Ausgabe 1838—1842 auf 14 Bändchen angewachsen war. In Berlin setzte er nun 1843 die Sammlung der Schriften fort, indem als 16. Band Sternbald in neuer Bearbeitung erschien. Bis 1846 kamen noch 4 Bände heraus, sodaß die Schriften 20 Bände umfaßten. Nur die Dichtwerke fanden sich hier vereinigt. Seine kritischen Arbeiten stellte er 1848 zusammen unter dem Titel: „Kritische Schriften" Band 1 und 2 (Leipzig, Brockhaus). Sie enthalten abgesehen von den Aufsätzen aus seiner Jugendzeit die Vorreden und Einleitungen, welche den von ihm herausgegebenen Uebersetzungen und anderen Schriften vorangehen sowie einige Besprechungen von Büchern. Einen dritten und vierten Band fügte 1852 Eduard Devrient hinzu, der darin die bereits im J. 1826 zu Breslau in 2 Bändchen erschienenen „Dramaturgischen Blätter" wiederholte und alles das hinzufügte, was T. seitdem an Tageskritiken über die Dresdener Bühne und an Bemerkungen über verschiedene hervorragende Unternehmungen des Berliner Hoftheaters geschrieben hatte. Endlich beschloß T. die Sammlung seiner Schriften, deren 17.—20. Band noch den Nebentitel Novellen Band 1—4 führten, durch eine neue Ausgabe seiner sämmtlichen Novellen zu ergänzen. Sie ist auch in 12 Bänden erschienen, Band 5—12 haben den Nebentitel Schriften Band 21—28. Doch hat er die Vollendung dieser Ausgabe nicht erlebt, der I. Band kam 1852 heraus, Band II—IX im J. 1853 und Band X—XII im J. 1854. — Das Leben in der Heimath bot ihm in den ersten Jahren vielen Reiz, er wohnte abwechselnd in Potsdam, wo ihm der König eine Sommerwohnung zur Verfügung gestellt hatte, und in Berlin. Seine Kunst als Vorleser zeigte er vor der Hofgesellschaft, um ihn zu ehren, wurden der gestiefelte Kater und der Blaubart aufgeführt. Aber für diese Dichtungen hatte das Publicum kein Interesse mehr. Seine Häuslichkeit suchte er ähnlich wie in Dresden zu gestalten, und bald hatte sich um ihn ein Kreis von Freunden gesammelt, die seinem Vorlesen zuhörten, das er nicht missen konnte. Aber es wurde immer einsamer um ihn. Seine zweite Tochter

Agnes verheirathete sich 1843 nach Schlesien, seine vertraute Freundin, die Gräfin Finkenstein, die ihm auch nach Berlin gefolgt war, starb in seinem Hause im J. 1847. In den letzten Jahren hatte er vielfach von Krankheiten zu leiden, und nur wenige auserwählte Freunde, unter ihnen Rudolf Köpke, der sein Biograph geworden ist, durften ihn täglich besuchen. Das letzte, was er veröffentlichte, war eine Vorrede zu den Märchen von Wahl 1852, wie er deren so viele für die litterarischen Arbeiten seiner Freunde verfaßt hat. So schon 1826 zu einer Bearbeitung von Schnabel's Roman: Die Insel Felsenburg (Krit. Schr. II, 133), 1827 zu Alexander und Darius, Trauerspiel von v. Uechtritz (Krit. Schr. IV, 98), zu der Gedichtsammlung Braga von Dietrich (Krit. Schr. II, 119), 1827 zu Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obrégon, übersetzt von Dorothea Tieck (Krit. Schr. II, 59), 1831 zu F. L. Schröder's dramatischen Werken, herausgegeben von E. v. Bülow (Krit. Schr. II, 313), 1834 zu E. v. Bülow, das Novellenbuch (Krit. Schr. II, 375), 1836 zu Evremont, einem Roman seiner Schwester Sophie, die in zweiter Ehe mit einem Baron v. Knorring verheirathet gewesen und 1833 gestorben war; zu den Novellen und Erzählungen von Franz Berthold, und zwar 1839 zu König Sebastian von Franz Berthold (Krit. Schr. II, 389) und 1841 zu Gesammelte Novellen von Franz Berthold (Krit. Schr. II, 397). Franz Berthold war ein Pseudonym für Adelheid Reinbold, eine Schriftstellerin, die mit dem Tieck'schen Hause in Dresden nahe befreundet war, aber am 14. Februar 1839 nach kurzer Krankheit starb. 1842 schrieb T. ein Vorwort zu Friedrich Laun's gesammelten Schriften (Krit. Schr. II, 401) und zu Ungewitter, Volkssagen und Volkslieder aus Schweden (Krit. Schr. II, 411), 1843 zu Sämmtliche Tragödien des Sophokles von F. Fritze (Krit. Schr. II, 419), auch gab er in demselben Jahr die Gedichte von Karl Förster heraus. Von 1844 ist Goethe's ältestes Liederbuch, herausgegeben von Ludwig T., Neue Jahrbücher der berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache VI, 272. Im J. 1846 verfaßte er Vorreden zu den Norwegischen Volksmärchen, gesammelt von Aesbjörnsen und Moe, deutsch von Bresemann (Krit. Schr. II, 416) und zum dritten Theil von Novalis' Schriften, herausgegeben von T. und E. v. Bülow, 1848 zu Dilia Helena, Lieder und 1851 zu Lehmann, Streit und Friede, Gedichte. Noch im J. 1850 übersetzte er Sheridan's The Rivals. Diese Uebersetzung befindet sich in seinem Nachlaß. — T. starb zu Berlin am 28. April 1853 fast 80 Jahre alt. Sein Grab befindet sich auf dem Dreifaltigkeitskirchhof vor dem Halleschen Thor in der Nähe der Gräber Schleiermacher's und Karl Lachmann's. Sein von Vogel v. Vogelstein gemaltes lebensgroßes Oelbild ist in der National-Galerie zu Berlin, eine von seinem Bruder Friedrich gefertigte Büste steht in der Vorhalle der königlichen Bibliothek. Sein sehr reichhaltiger litterarischer Nachlaß wird in der königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt.

Vgl. Rudolf Köpke, Ludwig Tieck. Erinnerungen aus dem Leben des Dichters nach dessen mündlichen und schriftlichen Mittheilungen, 2 Bde. (Das Hauptwerk über T.) Leipzig 1855, F. A. Brockhaus. — J. L. Hoffmann, Ludwig Tieck. Eine litterarhistorische Skizze. Nürnberg 1856, Bauer und Raspe. — Hermann Freiherr v. Friesen, Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842, 2 Bde. Wien 1872, Braumüller. — Von den litteraturgeschichtlichen Werken, in denen T. behandelt wird, sind zuverlässig und belehrend: Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. Auflage 1873, Bd. IV, Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung und Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. — Vgl. auch Hettner, Die romantische Schule, 1850. — In den Denkwürdigkeiten und Tagebüchern der Zeitgenossen z. B. von Steffens,

Laun, Oehlenschläger, Karl Förster, Carus, Holtei, Strombeck, Immermann u. a. wird T. häufig erwähnt. Wichtiger sind die in Briefsammlungen zerstreuten Einzelnachrichten: Karl v. Holtei, Briefe an Ludwig Tieck, 4 Bde. Breslau 1864. — Fr. v. Raumer, Lebenserinnerungen und Briefwechsel, 2 Bde. Leipzig 1861, Brockhaus. — Caroline. Briefe herausgegeben von G. Waitz. 2 Bde. Leipzig 1871, Hirzel. — Erinnerungen an Fr. v. Uechtritz und seine Zeit. Mit einem Vorwort von Heinr. v. Sybel. Leipzig 1884, Hirzel. — Ferner sind zu erwähnen über T. als Vorleser: Carus, L. Tieck. Eine Geschichte seiner Vorlesungen in Dresden (Raumer, Histor. Taschenbuch 1845, N. F. VI, 193 ff.); Heinrich Schmidt, Erinnerungen eines weimarischen Veteranen S. 56 ff. Leipzig 1856. — In Zeitschriften: R. E. Hahn, Ein Abend bei Ludwig Tieck (Hackländer, Ueber Land und Meer 1863, Nr. 29); Stern, L. Tieck in Dresden (Dresdner Journal 1873, Mai); H. L. Fischer, Träume und Visionen in Ludwig Tieck's Leben und Schriften. Nach ungedruckten Briefen Tieck's (Vossische Zeitung 1886, Nr. 227, 10. Mai, Sonntagsbeilage); H. L. Fischer, Ludwig Tieck in seinem Verhältniß zu Friedrich Wilhelm IV. und zu der Hofbühne in Berlin. Mittheilungen aus den Acten des königl. Geh. Staatsarchivs zu Berlin (Vossische Zeitung 1885, Nr. 295, 28. Juni und Nr. 307, 6. Juli, Sonntagsbeilagen); H. L. Fischer, Ludwig Tieck und die Berliner Hofbühne. Mittheilungen aus den Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin (Berliner Nationalzeitung 1885, Nr. 470, 18. August und Nr. 482, 25. August); H. L. Fischer, Ein litterarischer Zwist auf der Berliner Hofbühne (Nationalzeitung 1886, Nr. 693, 14. December). — Hettner, Ludwig Tieck als Kritiker (Hettner, Kleine Schriften, nach dessen Tod herausgegeben S. 513 ff. Braunschweig 1884, Vieweg). — Minor, Ludwig Tieck als Novellendichter. Akad. Bil. 1884. I, 129, 193. — H. L. Fischer, Ludwig Tieck und Oehlenschläger nach Tieck's ungedrucktem Briefwechsel, Voss. Zeitung 1886, Nr. 3, Sonntagsbeilage; H. L. Fischer, Ludwig Tieck und Justinus Kerner, Allg. Zeitung 1886, Nr. 260. — A. Hauffen, Zu Ludwig Tieck's Nachlaß, Archiv f. Litteraturgesch. 1887, XV, 316. — M. O. Kaiser, Der Dualismus Tieck's als Dramatiker und Dramaturg, Leipz. Diss. 1887. — H. W. B. Zimmer, J. G. Zimmer und die Romantiker. Frankfurt a. M. 1888. — Schack, Ein halbes Jahrhundert Erinnerungen und Aufzeichnungen, 3 Bde. Stuttgart 1888. — B. Steiner, Ludwig Tieck und die Volksbücher. Ein Beitrag zur Geschichte der älteren romant. Schule. Berlin 1893, Vogt. — Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's, Bd. 1 u. 2. Leipzig 1893, Hirzel. — Gotth. Klee, Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen 1793 (Forschungen z. dtschn. Philol. Festgabe f. Rud. Hildebrand z. 70. Geburtstag). Leipzig 1894, Veit. — Gotth. Klee, Tiecks Leben u. Werke, 1894 (Meyers Volksbücher, Leipzig, Bibliograph. Institut). — Steig u. H. Grimm, Achim v. Arnim und die ihm nahestanden. Berlin 1894. Wilhelm Bernhardi.

Tiedemann: Dietrich T., eklektischer Philosoph und Geschichtschreiber der Philosophie, geboren am 3. April 1748 zu Bremervörde im Herzogthum Bremen als Sohn des rechtskundigen Bürgermeisters T. Nachdem er auf den Schulen in Bremervörde, in Verden und auf dem lutherischen Gymnasium (Athenäum) zu Bremen seine Vorbildung genossen hatte, bezog er 1767 die Universität Göttingen, wo er bei Kästner mathematische Vorlesungen hörte, von Weber in das Gebiet der Philosophie eingeführt wurde und sich im übrigen dem Studium der Theologie widmete. Durch seinen Jugendfreund Meiners, der mit ihm zusammen in Göttingen studirte, vielfach gefördert, gab er schließlich die theologische Laufbahn auf, versenkte sich statt dessen in die philosophische Litteratur und faßte zugleich, durch Reisebeschreibungen angeregt, den Plan, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben. Im J. 1769 übernahm er eine Stelle als Hof-

meister der Kinder des Barons Budberg in Livland, kehrte von dort 1774 nach Göttingen, wo inzwischen Meiners Professor geworden war, zurück und vervollkommnete in Heyne's philologischem Seminar seine Kenntniß der classischen Sprachen. Auf Heyne's Empfehlung wurde er 1776 zum Professor der lateinischen und griechischen Sprache am Collegium Carolinum in Kassel ernannt. Seine freie Zeit benutzte er hier zu erneutem eifrigem Studium der Philosophie und ihrer Geschichte; er neigte sich materialistischen Anschauungen zu, wurde aber durch Tetens in persönlichem und brieflichem Gedankenaustausch von diesen Ansichten gänzlich zurückgeführt. Kant's Kritik der reinen Vernunft interessirte ihn aufs lebhafteste, ohne ihn jedoch ganz für sich zu gewinnen und seinen, theils auf Leibnitzischer Metaphysik, theils auf Locke'scher Erkenntnißtheorie beruhenden Ueberzeugungen untreu zu machen. Im J. 1778 verheirathete sich T. mit Sophie Rothausen in Kassel. Als 1786 die Mehrzahl der Professoren des Collegium Carolinum an die Universität Marburg versetzt wurde, siedelte auch T. dorthin über, erhielt in Marburg die ordentliche Professur für Philosophie und wurde bald darauf zum Hofrath ernannt. Seine Vorlesungen an der Universität erstreckten sich über Logik, Metaphysik, Naturrecht, Moral und Philosophie der Geschichte. Aus seiner Ehe gingen vier Kinder hervor, von denen der älteste Sohn, Friedrich T. (s. u.), sich als Mediciner einen sehr geachteten Namen erworben hat. T. starb zu Marburg am 24. Mai 1803. — Von seinen sehr zahlreichen Schriften, die theils ins historische, theils ins theoretische Gebiet hineinfallen, mögen hier folgende hervorgehoben werden: „System der Stoischen Philosophie" (3 Theile, Leipzig 1776); „Untersuchungen über den Menschen" (3 Theile, Leipzig 1777—78); „Griechenlands erste Philosophen rc." (Leipzig 1780); „Hermes Trismegist's Poemander und Asklepias, oder von der göttlichen Macht und Weisheit" (Berlin u. Stettin 1781); „Theaetet, oder über das menschliche Wissen, ein Beitrag zur Vernunftkritik" (Frankfurt a. M. 1794); „Geist der speculativen Philosophie" (6 Bände, Marburg 1791—97); „Handbuch der Psychologie, herausgegeben mit einer Biographie des Verfassers von L. Wachler" (Leipzig 1804). In Tiedemann's handschriftlichem Nachlaß fanden sich außerdem reiche Materialien zu einer Geschichte der Menschheit vor.

F. W. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte XVI, 182, woselbst ein vollständiges Register von Tiedemann's Schriften. — K. W. Justi in den Hessischen Denkwürdigkeiten 4. Thl., 2. Abth., S. 46 ff. — Meusel's Gelehrtes Teutschland VIII ff. O. Liebmann.

Tiedemann: Friedrich T., berühmter Physiolog der Neuzeit, ist am 23. Aug. 1781 als Sohn des Hofraths und Professors der Philosophie T. (s. o.) zu Kassel geboren. Seinen Studien oblag er zunächst seit 1798 in Marburg, setzte dieselben 1802 in Bamberg hauptsächlich unter Marcus und später in Würzburg unter Thomann und Kaspar v. Siebold fort. Im J. 1804 erlangte er mit der Inauguralabhandlung „De cordis polypis" in Marburg die Doctorwürde und habilitirte sich ebendaselbst als Privatdocent der Physiologie. Nebenher hielt er auch Vorlesungen über vergleichende Osteologie und die damals gerade lebhaftes Aufsehen erregende Gall'sche Schädellehre. Zur weiteren wissenschaftlichen Ausbildung, besonders in der Anatomie, Zoologie und Physiologie, machte T. später wissenschaftliche Reisen, mit längerem Aufenthalte in Paris. Bereits 1805 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Anatomie und Zoologie an die Universität Landshut, wo er 11 Jahre lang eine außerordentlich segensreiche akademische wie schriftstellerische Thätigkeit entfaltete und durch zahlreiche, weiter unten anzuführende Forschungen und Entdeckungen zum Ruhme und Aufschwung der Landshuter Hochschule ungemein viel beitrug. 1816 ging er in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg, wo er auch noch die Vorlesungen über Physiologie übernahm. Krankheitshalber — T. litt seit 1835 am grauen Staar,

der später von Professor Chelius dem Jüngeren auf beiden Augen glücklich operirt wurde — trat er die Vorlesungen über Physiologie, vergleichende und pathologische Anatomie an seinen Schwiegersohn, Theodor Bischoff, ab, nachdem bereits 1822 die Zoologie Leuckart d. Aeltere übernommen hatte. Als Bischoff 1844 nach Gießen übersiedelte, veranlaßte T. die Erbauung eines anatomischen Theaters in Heidelberg, dessen Vollendung er noch erlebte. 1849 trat er gänzlich vom Lehramte zurück und siedelte nach Frankfurt a. M. über, wo er am 10. März 1854 noch das Glück hatte, sein 50jähriges Doctorjubiläum unter zahlreichen Ovationen von seiten seiner Freunde und Schüler begehen zu können. Im Sommer 1856 zog er sich nach München zurück, wo er am 22. Januar 1861 starb. — T. gehört zu den bedeutendsten Forschern der Neuzeit auf sämmtlichen, von ihm vertretenen Gebieten. Insbesondere ist es sein Verdienst, neben anderen hauptsächlich die exacte Richtung angebahnt, bezw. verfolgt zu haben. Am bekanntesten sind seine Leistungen auf dem Gebiet der Physiologie, speciell die (zusammen mit Gmelin veröffentlichten) Arbeiten über die physiologische Chemie, z. B. der Verdauung. In dieser Beziehung sind zu nennen: „Versuche über die Wege, auf welchen Substanzen aus dem Magen und Darmcanal ins Blut gelangen, über die Verrichtungen der Milz und die geheimen Harnwege“ (Heidelberg 1820); „Die Verdauung nach Versuchen“ (2 Bde., ebda. 1826). Von einem großartig und umfassend angelegten Werke „Physiologie des Menschen“ erschien nur 1830 Theil 1 (Darmstadt 1. Bd., auch ins Englische und Französische übersetzt) und 1836 (ebda.) Theil 3 u. d. T.: „Untersuchungen über das Nahrungsbedürfniß, den Nahrungstrieb und die Nahrungsmittel des Menschen“. Zu den frühesten, bezw. Erstlingsarbeiten Tiedemann's gehören zahlreiche Monographien vergleichend-anatomischen Inhalts (über die Anatomie der Strahlthiere, des Fischherzens, der kopflosen Mißgeburten), besonders die berühmte Schrift: „Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns im Fötus des Menschen nebst einer vergleichenden Darstellung des Hirnbaus in den Thieren“ (Nürnberg 1816; französisch: Paris 1823; englisch: Edinburg u. London 1826). Verwandten Inhalts sind die Abhandlungen: „Ueber das Hirn des Orang-Utangs und über das des Delphins verglichen mit dem Gehirn des Menschen“ (1825) und „Das Hirn des Negers verglichen mit dem des Europäers“ (englisch 1836 und deutsch Heidelberg 1837). — Ein vollständiges, bis zum Jahre 1844 reichendes Verzeichniß von Tiedemann's Arbeiten giebt Callisen's med. Schriftstellerlexikon. Hierzu käme noch die 1854 erschienene „Geschichte des Tabaks und anderer ähnlicher Genußmittel“ (Frankfurt). — Bezüglich der genaueren Würdigung von T. und seinen Verdiensten um die Wissenschaft verweisen wir auf A. Hirsch, Geschichte der med. Wissenschaften in Deutschland, ferner auf den „großen Häser“ und auf die gleich zu nennende Quelle bezw. die dort angeführten Litteraturnachweise. — Biogr. Lexikon V, 681. Pagel.

Tiedemann: Gustav Nikolaus T., badischer Revolutionär vom Jahre 1849, war am 17. Februar 1808 als ein Sohn des Physiologen Friedrich T. (oben S. 277) zu Landshut in Baiern geboren und zuerst in Bremen, wo ein Bruder seines Vaters als Kaufmann lebte, dann auf dem Lyceum zu Mannheim unterrichtet, trat, auf Anregung eines Oheims, des in letzterem Orte in Garnison stehenden Oberst v. Holzing vom Dragonerregimente v. Freystedt, am 1. October 1826 in das badische Kadettenhaus zu Karlsruhe und ward zwei Jahre später zum Officier in jenem Regimente ernannt, in welchem er seiner soldatischen Brauchbarkeit wegen bald Adjutant wurde. Einem längeren Aufenthalte in Commercy, wo ein Schwager jenes Oheims, Oberst Beaujolie, ein französisches Lanciersregiment befehligte, machte die Julirevolution ein Ende, worauf T. den Rest des ihm bewilligten Urlaubes in Hannover zubrachte. Nach Ablauf desselben wurde er in ein anderes, in Bruchsal stationirtes Dragoner-

regiment versetzt und auch hier bald wieder zum Adjutanten ernannt. Das Leben in der Kleinstadt behagte ihm aber nicht. Er erbat und erhielt von neuem Urlaub nach Hannover, wo er im königlichen Marstalle ritt, die Thierarzneischule besuchte und Englisch trieb. Auch sonst war er bestrebt, sich in dem Berufe, den er gewählt hatte, in dessen Verhältnisse er sich aber nicht zu fügen verstand, weiterzubilden. Unzufrieden mit demselben, überhebend und unverträglich, gerieth er bald in Zerwürfnisse mit Vorgesetzten und in Händel mit Kameraden, kam in das Staatsgefängniß zu Kißlau und sah sich 1833 genöthigt, seinen Abschied zu nehmen. Die unmittelbare Veranlassung dazu gab ein Vorgang, bei welchem er nicht verstanden hatte, die Standesehre zu wahren (Allgemeine Militärzeitung Nr. 63, Darmstadt 1893). Er trat nun als Unterofficier in griechische Dienste, wo der schöne, kräftige, in allen körperlichen Uebungen höchst gewandte, mit reichen Sprach- und anderen Kenntnissen ausgestattete Mann, als er sich bei der Unterdrückung eines Aufstandes in der Maina durch Energie hervorgethan hatte, bald Officier, Regimentsadjutant und demnächst Leiter der Kriegsschule im Piräus wurde. Aber im J. 1843 machte die Staatsumwälzung, welche die Fremden aus ihren Stellungen vertrieb, seiner dortigen militärischen Laufbahn ein Ende. Da er schon 1841 eine Griechin, Irene Xanthis, geheirathet hatte, blieb er im Lande und gedachte sich hier eine neue Existenz zu begründen. Er versuchte es als Sprachlehrer, als Buchhändlergehülfe, als Landwirth. Alles schlug fehl und 1847 kehrte er nach Deutschland zurück, in der Hoffnung im Post- oder Eisenbahndienste Verwendung zu erhalten. Aber es warteten seiner nur neue Enttäuschungen, er fand nirgends ein zusagendes Unterkommen, dazu litt seine Frau an Heimweh, und so entschloß er sich, im folgenden Jahre wieder nach Griechenland zu gehen. Im Mai 1848 schiffte er sich dorthin ein. Kurz vorher, am Ostermontage, dem 24. April, hatte er in Heidelberg die aufständischen Bauern aus dem Oberlande vermocht, die Waffen niederzulegen. Ein Jahr später ergriff er diese zu gleichem Zwecke selbst. Wiederum war ihm nicht gelungen, in seiner zweiten Heimath eine Lebensstellung zu finden, und bei Beginn des badischen Aufstandes finden wir ihn in Deutschland. Er gedachte in die Dienste Schleswig-Holsteins zu treten, aber die Vorgänge in seiner engeren Heimath führten ihn in die Reihen der Aufständischen, zu denen er dadurch eine Beziehung hatte, daß sein jüngerer Bruder mit einer Schwester von Hecker verheirathet war. Er stellte sich Brentano zur Verfügung, ward zum Major ernannt und zunächst nach Kaiserslautern entsandt, um das Zusammengehen mit den Aufständischen in der Pfalz zu fördern. Als die Feindseligkeiten begannen, gehörte er den Stäben von Sigel und Mieroslawski an, nahm an den Gefechten vom 13. bis 16. Juni in der Neckargegend theil, ging dann aber, weil er unwohl war, nach Karlsruhe. Als er dort die Entfernung unfähiger Abenteurer betrieb, mißfiel er Mieroslawski und wurde in Gewahrsam nach Rastatt geschickt, am 30. Juni aber, nachdem der Feind die Murglinie genommen hatte, durch Sigel, der sich selbst in Sicherheit brachte, zum Gouverneur dieser Festung ernannt. Seine Aufgabe als solcher war von vornherein eine hoffnungslose. Außerdem war er derselben nicht gewachsen, es fehlte ihm an Energie und an Vertrauen auf das Gelingen der Sache. Sein Generalstabschef schildert ihn in seinem Buche „Aus dem Leben eines Volkskämpfers von Corvin" (Otto v. Corvin-Wiersbitzki), Amsterdam 1861, als einen kleinen Geist und geschäftigen Pedanten, welcher sich wichtig machte, gebieterische Befehle gab und Vieles anordnete, aber nicht darauf hielt, daß etwas davon ausgeführt wurde. Doch gesteht er ihm auch gute Eigenschaften zu und bei dem von Corvin gefällten Urtheile darf nicht vergessen werden, daß dieser in hohem Grade eitel und selbstgefällig war und gern sein eigenes Licht leuchten läßt. Tiedemann's Thätigkeit bestand hauptsächlich darin, die Einwohnerschaft

und die Soldaten niederzuhalten, welche nach Uebergabe riefen, sowie in der Fürsorge für die Bedürfnisse der Truppen. Von einer activen Vertheidigung konnte bei der übelen Beschaffenheit der Besatzung kaum die Rede sein, bei einem am 8. Juli unternommenen Ausfalle wurde er leicht an der Schulter verwundet. Am 23. Juli ergab die Festung sich auf Gnade und Ungnade, 6000 Mann streckten die Waffen. T. hatte darauf gerechnet in das Ausland entlassen zu werden, er wurde aber vor ein Kriegsgericht gestellt, am 10. August zum Tode verurtheilt und am 11. erschossen. Er starb mannhaft, wie ein Soldat sterben muß. Viel Aufsehen machte damals ein von seinem Vater an ihn gerichteter Brief (abgedruckt in der Allgemeinen Zeitung Nr. 225 vom 13. August 1849), in welchem dieser ihn zur Umkehr mahnt, aber zugleich schreibt, daß er gegen guten Rath stets taub gewesen sei.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 27. Jahrgang, Weimar 1851, Nr. 183, 348 (zwei Lebensbeschreibungen, deren Verfasser auf verschiedenen Standpunkten stehen). — F. v. Weech, Badische Biographien, 2. Band, Heidelberg 1875. B. Poten.

Tiedemann: Karl Ludwig Heinrich v. T., preußischer Major und demnächst russischer Oberstlieutenant, ward am 3. April 1793 zum Fähnrich beim preußischen Infanterieregimente Nr. 55, damals v. Holwede und am 3. September 1794 zum Secondlieutenant ernannt. In dieser Eigenschaft gehörte er zu denjenigen Officieren, welche Scharnhorst seit 1801 zu Berlin in den Kriegswissenschaften unterrichtete und zwar war er einer der Lieblingsschüler des Meisters. Als dieser am 27. März 1802 dem Könige die besten der von seinen Hörern eingelieferten Ausarbeitungen überreichte, waren die von T. darunter, und als er in einem vom 29. November 1803 datirten „Verzeichniß der Officiere, welche sich in dem hiesigen Lehrinstitut durch Fähigkeit und Kenntnisse ausgezeichnet haben“ seine Schüler in vier Classen theilte, zählte er zur ersten nur Clausewitz und T.; von ihnen sagt er: „zeichnen sich durch Fähigkeiten, Beurtheilung, Fleiß und Kenntnisse ganz besonders aus“. Die Folge hat gezeigt, daß er Recht hatte. Am 28. Januar 1806 rückte T. zum Premierlieutenant auf, am 12. April des nämlichen Jahres wurde er zum Stabscapitän von der Armee ernannt. Am Kriege von 1806/7 nahm er als Generalstabsofficier theil, eine am 30. August 1806 aufgestellte Liste der letzteren nennt als solchen „den interimistisch zu Generalstabsdiensten angestellten Stabscapitän der Armee v. T.“ bei dem westpreußischen Corps des Herzogs Eugen von Württemberg; ein späterer, aber vor Beginn der Feindseligkeiten, von Scharnhorst unterzeichneter „Vorläufiger Entwurf zur Vertheilung der Generalstabsofficiere bei den Divisionen“ sagt, daß T. zum Dienste des Generalstabes bei der Armee gebraucht werden könne, er sei beim Reservecorps überflüssig, weil dort schon vier Generalstabsofficiere vorhanden wären. Im Juni 1807 befand T. sich als solcher beim russischen General Kamenskoi, dem Führer der Reservedivision des L'Estocq'schen Corps. Diesen bestimmte er am 8. Juni in Mehlsack auf eigene Verantwortung Bennigsen, der eine Schlacht annehmen wollte, zu Hülfe zu eilen, und demnächst vermochte er, in Verein mit Grolman, Kamenskoi, sowie Grolman's Vorgesetzten, den General v. Rembow, mittelst verwegenen Gewaltmarsches rechtzeitig die Walstatt von Heilsberg zu erreichen. Auch auf letzterer bewährte er sich. Am 19. Juli 1807 ward er wirklicher Capitän, am 20. October 1809 Major. In der Zeit der Wiederaufrichtung Preußens nach dem Tilsiter Frieden war er einer der thätigsten und einsichtigsten unter den Vorkämpfern für die im Heerwesen zu schaffenden Neuerungen und einer von denen, welche sobald als möglich wieder zum Schwerte zu greifen wünschten. Er gehörte zu den Eingeweihten und zu den Vertrauten der leitenden Staatsmänner. Schon im Herbst

1808, als Oesterreich zwischen Krieg und Frieden schwankte, war er mit einer Sendung zum Grafen Götzen in Schlesien und nach Wien beauftragt, welche Preußens Stellungnahme betraf (M. Lehmann, Knesebeck und Schön, Leipzig 1875, S. 52). Als am 15. October 1810 die Kriegsschule zu Berlin, die Vorgängerin der jetzigen Kriegsakademie, eröffnet wurde, lehrte T. dort Taktik und Strategie, auch war er Mitglied der Studiendirection der Anstalt. 1811 begleitete er Scharnhorst auf seiner russischen Reise. Dieser wünschte ihn zum Nachfolger von Boyen, der, als Preußen 1812 auf die Seite Frankreichs trat, nach Rußland ging, an die Spitze der 1. Division des Allgemeinen Kriegsdepartements treten zu sehen, damit diese hochwichtige Stellung ein ganz zuverlässiger und im Sinne der franzosenfeindlichen Partei wirkender Officier erhielte, aber T. war entschlossen, ebenfalls nicht in der preußischen Armee zu bleiben, wenn diese dem Kaiser Napoleon Heeresfolge leisten würde. Er erbat seinen Abschied, welcher ihm am 8. Mai 1812 bewilligt ward, trat in russische Dienste, wurde zum Oberstlieutenant ernannt und dem Gouverneur von Riga, General Essen, beigegeben. Es war eine unerquickliche Verwendung, denn sie stellte ihn seinen eigenen Landsleuten gegenüber und verleitete ihn, im Gefechte bei Schlock am 5. August unter dem Schutze der Parlamentärflagge eine Abtheilung der letzteren zum Verlassen ihrer Fahne und zum Eintritte in die russisch-deutsche Legion aufzufordern, wodurch er mit Recht York's Zorn und das Mißfallen seiner früheren Kameraden erregte. Boyen, der ihn in seinen „Erinnerungen" einen der edelsten und bestunterrichteten Officiere des preußischen Heeres nennt, entschuldigt Tiedemann's Handlungsweise mit den eigenthümlichen politischen Verhältnissen, welche damals vorlagen und bald nachher York bewogen, einen Schritt ganz ähnlicher Art zu thun, wie er T. gegenüber verdammt hatte. Aber vergebens bemühte dieser sich um einen anderen Wirkungskreis, namentlich in den Reihen jener Legion hätte er sich einen solchen gewünscht. Er sollte die Zeit, in welcher diese vor den Feind kam, nicht erleben. Das Treffen bei Dahlenkirchen am 22. August 1812 brachte ihm den Tod. Ob er denselben auf der Walstatt gefunden oder ob er einige Tage nachher in Riga gestorben ist, steht nicht fest. Gneisenau beklagte tief sein Hinscheiden. — T. hat über die von ihm in Riga geübte Thätigkeit ein vom 20. Juni bis zum 20. August reichendes Tagebuch geführt, welches nebst einigen anderen, ihn betreffenden Schriftstücken durch Max Lehmann im Augusthefte 1877 der „Jahrbücher für die Deutsche Armee und Marine" (Berlin) veröffentlicht ist.

Akten der preußischen Geheimen Kriegs-Kanzlei zu Berlin. — M. Lehmann, Scharnhorst, Leipzig 1886/87. B. Poten.

Tiedge: Christoph August T. (1752—1841), Dichter, wurde am 14. December 1752 zu Gardelegen in der Altmark geboren; er war der älteste Sohn des Rectors der gelehrten Stadtschule daselbst, Johann Konrad T., und seiner Gattin, der Tochter des Kaufmanns Zacharias Lempolius. Bereits als dreijähriges Kind saß er lauschend zu den Füßen der Mutter, die ihn in jenem Alter in angemessener Weise mit dem reichen Schatze von Fabeln und Märchen vertraut machte, der in ihrem Gedächtniß haftete. Aber auch seine Wärterin suchte nach ihrer Weise zur Bildung des Knaben beizutragen durch Erzählung schauerlicher Geschichten und sog. Ammenmärchen, die nur zu leicht das Gemüth des Kindes gefangen nehmen und mit Grausen erfüllen. Auch auf T. übten diese denselben Einfluß, machten ihn übermäßig scheu und furchtsam und verursachten so eine Schüchternheit und Aengstlichkeit in dem Knaben, die der Vater durch seine gewaltsamen Gegenmaßregeln nur noch verstärkte und dadurch zu dauernden Charaktereigenschaften seines Sohnes machte, der andererseits von der Mutter und den übrigen Hausgenossen in übermäßiger Weise verhätschelt wurde.

Dazu kam, daß der Knabe von den Pocken befallen wurde, durch diese seine kindliche Schönheit verlor und auch eine Lähmung des rechten Fußes davon trug, was ihn immer schüchterner und menschenscheuer machte und in den Ruf geistiger Unfähigkeit brachte. Auch in Magdeburg, wohin der Vater 1758 als Conrector des Gymnasiums versetzt worden war, besserte sich diese Gemüthsstimmung nicht; ja sie wurde eher bestärkt durch finstere, rauhe Lehrer, die dem Knaben sowol auf der Volksschule, wie auf dem Gymnasium entgegentraten. Auch der Vater zweifelte an den Fähigkeiten seines Erstgeborenen und nahm ihn deshalb nach wenigen Jahren vom Gymnasium, um ihn in der Häuslichkeit wenigstens zu einem Abschreiber heranzubilden. Durch lebhafte Declamation von Gesangbuchsliedern und Gellert'schen Gedichten, womit sich August in seinen einsamen Mußestunden die Zeit vertrieb, wurde er im November 1764 angeregt, selbst ein Gedicht auf den Geburtstag des Vaters zu verfassen, der nun eine günstigere Meinung von den geistigen Kräften seines Sohnes bekam und beschloß, ihn der wissenschaftlichen Laufbahn zurückzugeben. Von seinem Oheim, einem Candidaten der Theologie, in dem Versäumten unterrichtet und durch eigene Lernbegierde gefördert, konnte August schon bald selbst andere Knaben in dem Erlernten unterweisen und sich ein Taschengeld erwerben, das später der Familie wohl zu statten kam, als der Vater, durch Krankheit genöthigt, seine eigenen Privatstunden aufgeben mußte und dann im Herbst des Jahres 1769 starb. Durch dies Ereigniß gerieth die Mutter mit ihren sechs Kindern in ziemliche Noth, die nach Möglichkeit zu lindern, ihres Erstgeborenen eifrigstes Streben war. 1770 bezog T. dann die Universität Halle, um die Rechte zu studiren. Unter Mühen und Anstrengungen betrieb er hier seine Studien, setzte aber auch seine poetischen Versuche fort, von denen mehrere in die damals verbreiteten Musenalmanache und Zeitschriften aufgenommen wurden, und begann bereits sein größeres Gedicht „Urania“, veranlaßt durch seine eifrige Beschäftigung mit Metaphysik und die philosophischen Unterhaltungen mit seinen Freunden Ragotzky und Wessenberg.

Nach Abschluß seiner Studien ging T. 1777 nach Magdeburg zurück, wo er nun einen Theil seiner Zeit mit Uebungsarbeiten bei einem Advocaten zubrachte, den übrigen Theil aber, zur Erwerbung seines Unterhaltes und der Unterstützungen für seine Angehörigen, dem Ertheilen von Privatstunden, Uebersetzungen und Abschreiben juristischer Actenstücke widmete. Als ihm dann nach drei Jahren die Erlangung eines Justizamtes zunächst nicht glückte, übernahm er 1781 die Stelle eines Hauslehrers in der Familie des Kammerdirectors v. Arnstedt in Ellrich. Hier lernte T. bald auch Göckingk und seine Familie, die Dichterin Christine v. Hagen u. A. kennen und hatte die besondere Freude, Anfang des Jahres 1784 von Gleim eine Einladung nach Halberstadt zu erhalten, der er allerdings erst 1788 Folge leistete. Inzwischen machte er noch in Ellrich die persönliche Bekanntschaft des alten Vater Gleim und auch der Frau Elise von der Recke, die vom November 1784 bis zum Mai 1785 ihrer Kränklichkeit wegen auf Göckingk's Einladung in dessen Landhaus Wülferode lebte und auf T. gleich bei ihrer ersten Begegnung einen großen Eindruck machte, wenn auch nur als Frau von Geist und edlem Wesen, während ihre Freundin Sophie Becker auch sein Herz zu fesseln schien. In dieser Umgebung, die ihm die Arbeit zur Freude machte und seine Dichtungen eifrig förderte, konnte er sich nun eigentlich zum ersten Male wirklich glücklich fühlen; aber schon Ende des Jahres 1789 sah er sich, als Secretär bei dem Landrath v. Hagen in Eulenstedt, fast gänzlich von seinen Freunden und den Musen geschieden, so daß ihn das Gefühl jener Glückseligkeit, das ihn sowol in Ellrich wie in Halberstadt erfüllt hatte, wo er in stetigem Umgange mit Gleim, Klamer Schmidt, Stamford und vielen anderen

Männern dieses Kreises lebte, bald ganz verlassen hätte, wenn er nicht mit den Freunden fortwährend in reger Verbindung geblieben wäre. Aber T. hatte in dieser neuen Stellung mit Gegenständen zu thun, die ihm von Herzen verhaßt waren, wie z. B. die Kantonbereisungen und die Einlieferung der Rekruten an die Regimenter zu seinen Obliegenheiten gehörten, und so entsagte er denn und kehrte 1791 nach Halberstadt zurück, wo er nun als Mitherausgeber an der deutschen Monatsschrift theilnahm, bis er 1792 den Antrag annahm, Gesellschafter und Reisebegleiter eines jungen Herrn v. Stedern zu werden, der jedoch bereits nach achtzehn Monaten starb und eine kranke Gattin mit zwei Töchtern hinterließ. Von der Wittwe gedrängt, auch ferner im Hause zu bleiben und die Erziehung ihrer Kinder zu leiten, ließ sich T. bewegen, eine ihm schon zugesagte bedeutende Stelle in der Provinz auszuschlagen. Ein halbes Jahr später siedelte die Familie nach Magdeburg über und 1795 nach Neinstedt bei Quedlinburg, zuletzt nach Quedlinburg selbst, wo Frau v. Stedern 1797 starb. Die verwaisten Kinder wurden in eine Pension gegeben, und T., dem ihre Mutter eine kleine Präbende verschafft und ein Ruhegehalt ausgesetzt hatte, unternahm nun im März 1798 eine Reise über Berlin zu seinem jüngeren Bruder nach Frankfurt a. d. O., und dichtete in dieser Zeit bei einem Besuche des Schlachtfeldes seine bekannte „Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunersdorf". Im Herbst dieses Jahres begab er sich sodann nach Berlin, wo er unter Anderen auch J. J. Engel kennen lernte und eine Zeit lang die „Ephemeriden" herausgab. Von Wilhelm Gottlieb Becker, dem Herausgeber des „Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen", eingeladen, siedelte T. im Frühjahr 1799 nach Dresden über; hier nahm er nun auch nach wiederholten Anläufen seine „Urania" wieder vor und vollendete deren sechsten Gesang. Doch schon nach zwei Monaten ging er über Halle, wo er durch A. G. Eberhard mit seinem nachmaligen Verleger Schiff, dem Besitzer der Renger'schen Buchhandlung, bekannt wurde, nach Berlin zurück. Hier erneuerte er 1803 auch die Bekanntschaft mit Frau Elise von der Recke, die damals mit ihrer Stiefschwester, der Herzogin von Kurland, deren Leben T. später für Brockhaus' „Zeitgenossen" beschrieb, nach Berlin kam und T. alsbald zu sich einlud. Aus diesem Wiedersehen gestaltete sich eine unzertrennliche Freundschaft für das ganze Leben, an deren Reinheit wol nur müßige Schwätzer zu zweifeln unternahmen. Zunächst besuchte T. im Frühjahr 1803 mit der stets leidenden Frau die Bäder von Teplitz, Karlsbad und Franzensbrunnen, kehrte dann, nachdem er noch eine Donaufahrt bis Wien unternommen hatte, allein nach Berlin zurück und schloß sich erst im nächsten Jahre wieder der Badereise seiner Freundin an, die er dann auf ihren Vorschlag auch nach Italien begleitete, wo sie nicht nur den Rathschlägen der Aerzte zufolge die Bäder von Ischia und Neapel aufsuchten, sondern alle hervorragenden Orte und Sehenswürdigkeiten in Augenschein nahmen. Während eines hitzigen Nervenfiebers, das T. am 20. August 1805 in Neapel überfiel und etwa vier Wochen an das Krankenbett fesselte, zeigte sich ganz besonders die liebevolle Aufopferung und Freundschaft der Recke, die ihn mit unermüdlicher Sorgfalt und Ausdauer pflegte. Im Herbst 1806 kehrten sodann die Reisenden über die Schweiz nach Deutschland zurück und verweilten während des Winters von 1806 auf 1807 auf dem Schlosse zu Altenburg als Gäste des Herzogs August von Gotha. Die Sommer der folgenden Jahre wurden meist in Gemeinschaft in den böhmischen Bädern oder zu Löbichau verlebt, dem Lieblingsaufenthalt der Herzogin von Kurland, die dort stets einen Kreis bedeutender Männer um sich versammelte, die Winter bis zum Jahre 1818 in Berlin, später in Dresden, wo sich gleichfalls ein auserlesener Kreis bedeutender Geister um die Recke schaarte. Hier wohnte, nur durch eine Thür von dem Musen- und Freundschaftstempel dieser Frau getrennt, ihr treuer Freund und

Lebensgefährte T. „Jahre vergingen auf solche Weise in schöner Ruhe, aber auch in einer gewissen Einförmigkeit“. Mit liebevoller Sorge war Frau von der Recke darauf bedacht, ihrem Freunde und Schützling auch nach ihrem Tode ein sorgloses Leben zu sichern, und so konnte T., als sie am 13. April 1833 starb, durch ihr Vermächtniß im Genusse seiner und ihrer bisherigen Wohnung, an der nichts geändert werden sollte, und einer nicht unbedeutenden Rente, sowie gepflegt von der seiner Wohlthäterin innigst ergebenen Familie Pappermann, wenn auch einsam, so doch ohne äußere Noth die ihm noch beschiedenen Jahre verleben. Ein zahlreicher Kreis von Freunden und Freundinnen fand sich allabendlich bei dem Dichter ein, um ihm Zerstreuung zu verschaffen. Hatte er sich noch in den letzten Jahren vor dem Tode seiner Freundin, außer mit poetischen Kleinigkeiten, auf seines Freundes Eberhard Drängen mit der Abfassung seiner Selbstbiographie, die freilich Fragment blieb, und mit seiner letzten größeren Dichtung „Wanderungen durch den Markt des Lebens“ beschäftigt, so gab er sich nun fast nur noch der Unterhaltung mit seinen Besuchern hin. Ein Unfall, der dem Greis noch im Sommer 1838 begegnete und ihm außer einem Bruch des Nasenbeines auch eine Gehirnerschütterung zuzog, hatte nun eine Abnahme seiner geistigen Kräfte zur Folge; sein Gedächtniß wurde schwächer, „die Heiterkeit des Geistes, die sich so gern in schlagfertigen Bemerkungen, in Scherzen oder in Satire Luft machte, verlor ihre Schärfe, das Urtheil, die Spannkraft und selbst das sonst so voreilige Gemüth zog sich zurück hinter die Schranken einer theilnahmlosen Gleichgültigkeit“ (Falkenstein). Nachdem er im Sommer 1840 noch einmal eine Badereise nach Karlsbad unternommen hatte, verlebte er den folgenden Winter in guter Gesundheit, bis wenige Abende vor seinem Tode sich ein leichtes Unwohlsein einstellte, dem er in der Nacht vom 8. zum 9. März 1841, kurz vor Mitternacht, erlag. Am Morgen des 12. März wurde er unter großer Theilnahme auf dem Friedhofe zu Neustadt-Dresden ohne Sarg, wie er es gewünscht hatte, neben seiner ehemaligen Freundin zur Ruhe bestattet.

Der Ruhm des Dichters T. hat sich nicht lange zu erhalten vermocht. In seinen kleineren poetischen Sachen kam er nicht über seine Vorbilder Gleim, Göckingk, Klamer Schmidt und ihre Anhänger hinaus und nur einige wenige Gedichte, besonders aus dem Liedercyklus „Das Echo oder Alexis und Ida“ (Halle 1812) und aus „Aennchen und Robert oder der singende Baum“, sind durch anmuthende Melodien weiteren Kreisen bekannt geworden. Sein Hauptwerk „Urania“ (zuerst Halle 1801 erschienen), eine auf rationalistischer Anschauung aufgebaute poetische Behandlung der Kant'schen Philosophie, fand schon damals keinen allgemeinen Anklang, wenn sich auch manche sentimentale Natur nicht um des Ganzen, sondern nur um einiger ansprechenden Einzelheiten willen sehr für das Werk begeisterte und dasselbe 1838 ins Französische, später ins Ungarische und zum Theil auch ins Italienische (1854) übersetzt wurde. Eine Aufzählung von Tiedge's sämmtlichen Werken giebt Goedeke's Grundriß, 2. Aufl., 5. Bd., S. 455 fg. Längerer Beliebtheit als der Dichter scheint sich der Mensch T. erfreut zu haben. Schon Sophie Becker nennt ihn 1784 einen Mann, „der durch längere Bekanntschaft viel gewinnt“, und Anselm Ritter v. Feuerbach sagt später vonihm: „mit ihm fühlte ich mich zuerst wieder Mensch zum Menschen. Offen, herzlich, liebenswürdig. Seine Seele verklärt seinen mißgestalteten Körper“. Zum Andenken an T. wurde 1841 in Dresden von Freunden und Verehrern des Dichters eine Tiedge-Stiftung gegründet, aus deren Vermögen (1892: 663800 M.) Preise für dichterische Werke, musikalische Compositionen und Werke der bildenden Kunst verliehen, sowie Unterstützungen an hülfsbedürftige deutsche Dichter und Künstler oder deren Hinterlassene gezahlt werden.

Ueber Tiedge's Leben vgl. besonders: C. A. Tiedge's Leben und poetischer

Nachlaß. Herausgegeben von Karl Falkenstein. Bd. 1 u. 2 (Leipzig 1841) und die bei Goedeke noch angeführte Litteratur. Max Mendheim.

Tiefen: Johann v. T., Hochmeister des Deutschen Ordens vom 1. September 1489 bis an seinen Tod, 25. August 1497. Es ist der Eindruck vollster Tragik, den man empfängt, wenn man den Charakter und das Streben, das Vorgehen und das Geschick dieses vom aufrichtig besten Willen für Orden und Land beseelten, persönlich überaus würdevollen letzten unter den nichtfürstlichen Hochmeistern betrachtet. Einem schwäbischen Adelsgeschlechte entsprossen, vielleicht der Letzte seines Stammes, war er früh in den Orden getreten, hatte die Stufenleiter der Ordensämter von unten herauf erstiegen, war Großkomtur und zuletzt neun Jahre lang oberster Spittler gewesen, als er an die Spitze des Ordens gestellt wurde. So hatte er die politische Stellung des Ordensstaates nach außen hin richtig erkannt und unbefangen genug beurtheilen lernen um einzusehen, daß jeder Widerstand gegen die oberlehnsherrliche Macht des Polenkönigs aussichtslos und verderblich sein mußte. Darum leistete er ohne Zögern den durch den letzten Thorner Frieden aufgelegten Huldigungseid und war ebenso trotz der eigenen grenzenlosen Armuth stets bereit — zugleich zum Erweise, daß der Orden seiner Hauptaufgabe nicht vergessen, die Berechtigung seines Fortbestandes nicht verloren hätte — den Forderungen der schuldigen Hülfsleistung gegen die Russen sowie gegen Türken und Tataren nachzukommen, und gerade hierbei fand er schließlich nach schmählichen Enttäuschungen sein eigenes Ende. Ebensowenig konnte den Blicken des rechtlich denkenden Mannes die innere Zersetzung des Ordens selbst und die sträflich verkehrte, eigennützige und oft gewaltthätige Amtsführung der Mehrzahl der Brüder und der Ordensdiener entgehen. Er selbst lebte noch streng nach der Regel, auch nach der mönchischen Seite derselben hin, und verwaltete seine Aemter durchaus so, daß man noch in der herzoglichen Zeit nicht Rühmens genug davon machen konnte, aber, in den Gedankenkreis früherer Generationen gebannt und den neuen Sinn der Zeit verkennend, glaubte er in der Auffrischung und Aufbesserung der alten Regel und in der Einschärfung des Gehorsams gegen sie Heil und Rettung finden zu können. Darum war er während seiner ganzen Regierungszeit eifrig bemüht ein Generalcapitel, wie es seit vierzig Jahren nicht stattgefunden hatte, zu Stande zu bringen, doch wußten zumal die beiden andern Meister, der von Livland und der Deutschmeister, jeden Umstand, welcher ihrer Preußenreise entgegentrat, geschickt auszunutzen, so daß dieser sehnlichste Wunsch ihres Oberhauptes unerfüllt blieb. Das schlimmste Hemmniß bei allen Dingen war die untilgbare Finanznoth, und wenn sich auch das Land in den Friedensjahren zu heben und wol leistungsfähiger zu werden begonnen hatte, so waren doch die alten Kriegsschulden noch immer nicht ganz abgezahlt, und dazu verschlangen die unglücklichen diplomatischen Sendungen und Verhandlungen gewaltige Summen, und ganz besonders wieder, wie auch jetzt die Klagen der Ordensprocuratoren über ihren Mangel an klingenden Gründen beweisen, in Rom, wo es in den letzten Jahren galt die Anmaßungen und Anklagen des gefährlichsten benachbarten Feindes, des Bischofs von Ermland, mit Nachdruck zu bekämpfen. Lukas Watzelrode, der thorner Bürgerssohn, von welchem sein Amtsbruder, der masowische Bischof, dem Könige schreiben konnte, daß er „in der Gestalt des Schafes ein reißender Wolf" sei und später den Danzigern gegenüber sich ähnlich aussprach, trat, sobald er nach dem polnischen Thronwechsel von 1492 aus dem Feinde des verstorbenen Königs der ergebenste Freund des neuen geworden war, mit der Behauptung auf, daß die Ordensprivilegien, da alle Verhältnisse sich verändert hätten, kraftlos geworden wären, griff mit seiner geistlichen Aufsicht und Gerichtsbarkeit über die ihm zustehenden Grenzen hinaus und brachte endlich den Plan auf, der den Polen wol genehm sein konnte, die deutschen Ritter aus

Preußen fortzunehmen und zur Fortsetzung des Kampfes gegen Ungläubige und Heiden nach Podolien zu versetzen. Die Sache fand zwar eine Art von Ausgleichung, aber doch nur eine äußerliche, und die drohende Gefahr blieb bestehen. — Bis zur höchsten Tragik steigerte sich das Ende des greisen Hochmeisters. Gleich nach Pfingsten 1497 kam vom Polenkönige, der im Begriffe stand, einen Feldzug gegen die Türken und zugleich sei es zur Unterstützung oder zur Unterwerfung des Fürsten von der Moldau zu unternehmen, ein so gemessener Befehl zum Zuzuge nach Königsberg, daß der Meister nicht zu widerstehen wagte. Nachdem schleunigst ein Trupp von im Ganzen 1500 Leuten mit 400 reisigen und Wagenpferden mit äußerster Mühe zusammengebracht war, brach man schon am 1. Juni von Königsberg auf; beim Marsche durch Polen fand man das Land von den polnischen Truppen selbst verwüstet und erhielt auch vom Könige keine Beihülfe, denn, so schrieb dieser auf des Meisters Klagen, der Zug geschähe zur Vertheidigung der ganzen Christenheit, und darum mußte jeder das Seinige selbst beitragen; auch aus Preußen konnte nichts mehr herangezogen werden. Etwas besser ging es in dieser Beziehung in Galizien, aber während man schließlich bei Halitsch am Dnjester lagerte und über den Weiterzug mit den Polen endlose Verhandlungen führte, wurde der Meister von der rothen Ruhr schwer befallen. Zu jeder weitern Theilnahme unfähig, kehrte er selbst gegen den ausdrücklichen Willen des Königs nach Lemberg zurück, verschied aber dort trotz der besten Pflege am 25. August. In langsamem Zuge brachten wenige Begleiter den Leichnam nach Königsberg zurück, wo er in der Gruft der Domkirche bestattet wurde. Von dem Heere aber hat fast niemand die Heimath wiedergesehen.

Joh. Voigt, Geschichte Preußens IX (1839). — Thiel, in Zeitschr. f. d. Gesch. Ermlands I (1860). — Scriptores rerum Prussicarum V (1874). — Toeppen, Acten der Ständetage Preußens V (1886). — Caro, Geschichte Polens V, 2 (1888). K. Lohmeyer.

Tieftrunk: Johann Heinrich T., ein sehr thätiger, durch schriftstellerische Fruchtbarkeit, aber auch durch breite Redseligkeit bekannter Kantianer älteren Stils, geboren 1759 in Stove bei Rostock, wurde, nachdem er vorher Prediger und Rector der Schule zu Joachimsthal in der Uckermark gewesen war, 1792 als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Halle berufen, der er mehr wie vierzig Jahre als akademischer Lehrer angehört hat. Seine Schriften beziehen sich großentheils auf religionsphilosophische, theologische und ethische Themata, welche T. im Geiste Kant's und nach Maßgabe eines der kirchlichen Rechtgläubigkeit möglichst weit entgegenkommenden Rationalismus durchspricht. Auch andere Zweige der Philosophie, namentlich die Logik und die Naturphilosophie, sind von T. in eigenen Werken bearbeitet worden, die bei übermäßiger Deutlichkeit durch seine Sprachreinigungssucht ein nicht eben geschmackvolles „rein-deutsches" Gewand erhalten haben. T. starb am 7. Oct. 1837.

Meusel's Gel. Teutschl. VIII ff. — K. Rosenkranz, Gesch. d. Kantischen Philosophie. — Noack, Philosophiegeschichtl. Lexikon. O. Liebmann.

Tielke: Johann Gottlieb T., kurfürstlich sächsischer Hauptmann, ward am 2. Juli 1731 auf dem Schlosse Tautenburg bei Naumburg an der Saale, wo sein Vater als Amtmann das gleichnamige, dem Grafen Moriz von Sachsen zum Nießbrauche übertragene Kammergut verwaltete, geboren, gerieth durch den Tod seines Vaters in äußerste Armuth und war froh 1751 beim Infanterieregimente Herzog von Sachsen-Weißenfels als Gemeiner in den kursächsischen Heeresdienst aufgenommen zu werden. Da seine äußere Erscheinung, auf die man damals beim Soldaten großen Werth legte, sehr unansehnlich war, hatte dies Schwierigkeiten gemacht und war nur durch die Fürsprache eines Verwandten gelungen; T. that sich aber bald durch Anstelligkeit und Lernbegier hervor und

seine Geschicklichkeit im Zeichnen bewirkte, daß er 1753 zur Hausartilleriecompagnie in Dresden versetzt ward. Auf Kosten des Königs-Kurfürsten durfte er sich sodann zur Ablegung der Artillerieprobe vorbereiten, nach deren Bestehen er der damaligen Vorschrift gemäß zu den zünftigen Konstablern gehörte. Daneben ward ihm gestattet die in der Ingenieurakademie gehaltenen Vorträge zu hören. 1756 theilte er das Schicksal des gesammten Heeres in preußische Kriegsgefangenschaft zu gerathen, es gelang ihm aber, durch seine kleine Gestalt begünstigt, in der Verkleidung als Milchmädchen zu entkommen. Er ging nach Warschau, wurde durch die auf Grund der von den Kriegsschauplätzen eingehenden Nachrichten von ihm ausgeführte bildliche Darstellung der Ereignisse auf Plänen dem Kurfürsten bekannt, welcher ihn zum Feuerwerker beförderte, und ihn 1757 nach Schlesien entsendete, wo er an der Seite des Herzogs von Aremberg sich mit den sächsischen Prinzen Xaver, dem späteren Grafen von der Lausitz, und Karl, dem demnächstigen Herzoge von Kurland, bei der Belagerung von Schweidnitz befand. Im Gefolge des letzteren wohnte er dem Feldzuge von 1758 bei und war gegenwärtig als Küstrin beschossen, als die Schlacht von Zorndorf geschlagen und als Kolberg belagert wurde. 1759 ward er dem Generaladjutanten Oberst Graf Zamoisky beigegeben, welcher in das Hauptquartier des Feldmarschalls Grafen Daun ging; als Dresden von den Oesterreichern eingenommen war, brachte er die Nachricht davon dem Prinzen Xaver, auf dessen Empfehlung der Kurfürst ihn zum Stückjunker (unterster Officiersgrad) ernannte. 1760 gehörte er dem Gefolge der Prinzen Albrecht (späteren Herzogs von Sachsen-Teschen) und Clemens an, mit denen er sich wiederum beim österreichischen Heere befand, in der Schlacht bei Torgau ward er leicht verwundet, sein Pferd getödtet. Seine Einsicht und Geschicklichkeit machten ihn bei den Prinzen wohlgelitten, auf die Fürsprache derselben wurde er im nächsten Winter Souslieutenant. 1761 war er mit dem Prinzen Albrecht beim Heere in Sachsen, 1762 in Schlesien. Als nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges die sächsischen Truppen neuformirt wurden, erfolgte Tielke's Ernennung zum Premierlieutenant, 1769 ward er zum Stabscapitän befördert. Im Bairischen Erbfolgekrieg befehligte er eine Batterie, bald nachher ward er Compagniechef. Seine Garnison war meist Freiberg, dort ist er am 6. Novbr. 1787 gestorben. — T. war als militärischer Schriftsteller auf den Gebieten der Moralphilosophie, der Befestigungskunst und der Kriegsgeschichte thätig. Aus dem Bereiche des erstgenannten veröffentlichte er „Eigenschaften und Pflichten eines Soldaten zur Prüfung derer, die es sind, und derer, die in diesen Stand treten wollen, nebst einem Anhang aus Xenophons Rückzug der zehntausend Griechen. Von einem Officiere" (Dresden und Leipzig 1773) und „Gebete und Psalmen für Kriegsleute. Von einem Offizier" (Dresden 1779). Wichtiger sind seine kriegswissenschaftlichen Arbeiten, sein „Unterricht für Officiere, die sich zu Feldingenieurs ausbilden wollen, durch Beispiele aus dem 7jähr. Kriege erläutert. Mit 29 Pl." und seine „Beyträge zur Kriegskunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763. Mit ca. 50 Krtn. u. Plän." Jenes Buch, zuerst zu Dresden und Leipzig 1769 veröffentlicht, ward fünf Mal, zuletzt 1795, aufgelegt und 1789 durch C. Hewgill in das Englische übersetzt; dieses Werk, in sechs Bänden zu Freiberg 1775 bis 1786 erschienen, ward dort gleichzeitig (1777—1786) in französischer Sprache aufgelegt und 1787 auch von C. und R. Crawfurd in englischer herausgegeben. „Der Feldingenieur", die erste auf Grund selbständiger Ansichten mit Urtheil und Geschick von einem Deutschen, die bis dahin nur französischen Vorbildern gefolgt waren, verfaßte Schrift über den Gegenstand, handelt in drei Abschnitten von Märschen und Lägern, von der Feldarbeit und vom Aufnehmen; die „Beyträge", in gewisser Beziehung eine Ergänzung und Fortsetzung des Feldingenieurs, berichten im 1. Stücke über das

Treffen bei Maxen, im 2. über den Feldzug von 1758 (A. D. B. XXXVII, 183) im 3. über den von 1761, im 4. über die Belagerung von Schweidnitz durch die Oesterreicher, im 5. über den Feldzug von 1761 des Herzogs von Württemberg in Pommern; daneben stellt das 5. Stück Betrachtungen über die Feldbefestigungskunst an, welche im 6. fortgeführt werden. Tielke's militärische Schriften machten großes Aufsehen und erregten in König Friedrich dem Großen den lebhaften Wunsch den Verfasser in den preußischen Dienst herüberzuziehen. Er ließ T. glänzende Anerbietungen machen, dieser hielt sich aber für verpflichtet im sächsischen Heere zu verbleiben und lehnte ab, wie er schon 1758 das Anerbieten des Generals v. Stoffeln ausgeschlagen hatte, welcher ihm vor Kolberg eine vortheilhafte Anstellung in russischen Diensten versprach. — Bei Tielke's Tode war noch ein anscheinend nicht unbedeutender handschriftlicher Nachlaß vorhanden, von welchem zur Zeit nur ein auf der königlichen Bibliothek aufbewahrter Band Gedichte bekannt ist; das übrige scheint verloren gegangen zu sein (s. unten: Hauptmann Schneider).

Ueber Tielke's Leben und Schriften, Freiberg 1797. — Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Berlin 1824. — Militär-Wochenblatt, Berlin 1886, Sp. 557 (von E. Graf Lippe-Weißenfeld). — Forschungen z. Brandenburgischen u. Preußischen Geschichte, 3. Bd., 2. Hälfte, S. 165, Leipzig 1890 (von Hauptmann Schneider, Tielke's Urgroßsohn).

B. Poten.

Tiersch: Otto T., Lehrer und Musiktheoretiker, wurde am 1. September 1838 zu Kalbsrieth im Weimarischen geboren und trat nach genossener Vorbildung in das Seminar zu Weimar ein, um sich zum Lehrer auszubilden. Hier empfing auch sein schon frühe bekundetes Interesse für Musik durch den Unterricht des bekannten Orgelvirtuosen und Componisten, Prof. Töpfer, nachhaltige Anregung und sein Talent für Musik große Förderung, so daß diese Kunst bald in den Vordergrund seiner Studien trat. Nachdem er seit 1858 in seiner thüringischen Heimath als Lehrer gewirkt, ging er 1861 als Privatlehrer nach Berlin und trat hier 1866 in den Gemeindeschuldienst. Seine Persönlichkeit fand im Kreise seiner Amtsgenossen sehr bald gerechte Würdigung, und als sich 1871 die Berliner Lehrerschaft zu einem Bezirksverbande des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins zusammenschloß, übertrug sie bald an T. den Vorsitz in demselben; 1876 wurde T. an die Spitze des Deutschen Lehrervereins berufen, der unter seiner umsichtigen und tactvollen Leitung sich um 30 000 Mitglieder vermehrte, und erst zunehmende Krankheit zwang ihn, nach 14 Jahren (1890) den Präsidentenstab niederzulegen. Neben seiner amtlichen und Vereinsthätigkeit fand T. noch Zeit, seine Studien auf dem Gebiete der Musik fortzusetzen und deren Resultate in mehreren Schriften niederzulegen. Er ist hier Vertreter eines neuen Harmoniesystems, das sich von Jahr zu Jahr trotz des Widerstandes der conservativen Theoretiker immer mehr Bahn bricht. In seiner ersten Schrift „System und Methode der Harmonielehre, gegründet auf fremde und eigene Beobachtungen" (1868) tritt er schon, weiter bauend auf die Arbeiten eines Hauptmann und Helmholtz als freier und selbständiger Forscher auf, der den Schüler auf selbständige Bahnen lenken will. Die praktische Durchführung seiner wissenschaftlichen Theorie bietet er in seinem „Elementarbuch der musikalischen Harmonie- und Modulationslehre" (1873). Andere hierher gehörige Werke von T. sind „Lehrgang für den homophonen Vokalsatz" (1876); „Praktisches Lehrbuch für Kontrapunkt und Nachahmung" (1879); „Klaviersatz und Accompagnement" (1881); die mit L. Erk verfaßte „Allgemeine Musiklehre" (1885) u. a. Alle diese Arbeiten betrachtete T. nur als Vorstudien für eine geplante abschließende Arbeit „Die Instrumentations- und

Kompositionslehre"; erfüllt von dem großen Gedanken an diese Schöpfung ist er am 1. November 1892 aus dem Leben geschieden.

Sonntagsblatt der Preußischen Lehrer-Zeitung, Jahrg. 1882, S. 726. — Die Selbsthilfe. Vereinsblatt. Jahrg. 1892, S. 185. Fr. Br.

Tiesenhausen: Heinrich v. T., livländischer Staatsmann und Schriftsteller, stammte aus einem alten deutschen, schon im Anfang des 13. Jahrhunderts in Livland nachweisbaren, Adelsgeschlecht. Ungefähr 1520 auf dem Schlosse Berson geboren, trat er in verhältnißmäßig jungen Jahren in den Dienst beim Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, dem letzten Erzbischof von Riga. Als dessen vertrauter Rath ist er wiederholt zu diplomatischen Sendungen an den Herzog Albrecht von Preußen und an den polnischen Hof gebraucht worden. Als der livländisch-russische Krieg 1558—61 die Unmöglichkeit erwies, daß der Ordensstaat an der Düna allein der russischen Uebermacht widerstehen konnte neigte sich T., wie sein Herr, Erzbischof Wilhelm, zu Polen. Als 1561 Esthland schwedisch, Oesel dänisch, Kurland ein polnisches Lehnherzogthum wurde, hat T. die Unterwerfung Livlands unter das polnische Scepter mit betrieben. Livland wurde unter der Bedingung, daß die augsburgische Confession und deutsche Obrigkeit und Gericht nicht angetastet werden sollten, unter die Verwaltung eines polnischen Statthalters gestellt, nicht aber von polnischen Truppen vertheidigt, so daß die Russen wiederholt verheerende Raubzüge in das vom Kriege erschöpfte Land machen konnten. 1577 wurden Tiesenhausen's Güter verwüstet, seine Gemahlin und mehrere seiner Kinder in die russische Gefangenschaft geschleppt. Nach Abzug der Russen besetzten die Polen die Güter und gaben sie erst nach vielen Verhandlungen und nach Zahlung größerer Geldsummen heraus. In der Zeit der Noth hat T. Wirthschaftsbücher geführt, die neuerdings herausgegeben, ein interessantes Bild damaligen wirthschaftlichen Lebens darbieten. Trotz seines in Staats- und Kriegsdienst sich bewegenden Lebens hat der alte Ritter doch Muße gefunden, mehrere historische Werke von nicht unbedeutendem Werth zu verfassen. Er schrieb eine Geschichte seiner Familie, eine Chronik der Erzbischöfe von Livland und eine Widerlegung des livländischen Chronisten Russow, auch hat er andere Aufzeichnungen hinterlassen, die alle Zeugniß von seinem Patriotismus, seiner frommen Gesinnung und seiner lebhaften Fürsorge für seine Familie, für Pfarrer, Küster und arme Leute geben. Er starb im J. 1600, nachdem er seine Frau und einige seiner Kinder aus der Gefangenschaft ausgelöst und seine Güter durch weise Sparsamkeit und sorgfältige Wirthschaft wieder heraufgebracht hatte, hochgeehrt von seinen Zeitgenossen.

Vgl. Des Bannerherrn Heinrich von Tiesenhausen des Aelteren von Berson ausgewählte Schriften und Aufzeichnungen. Herausgegeben im Auftrage der Gräfin Marie v. Przezdziecka geb. Gräfin Tyzenhaus. Leipzig 1890. J. Girgensohn.

Tiesenhausen: Paul Freiherr v. T., Marinemaler, wurde am 10. Januar 1837 auf Idser, dem Landgute seines Vaters in Esthland, geboren und gemeinsam mit seinem Bruder, der sich für den geistlichen Stand bestimmte, auf der Domschule zu Reval erzogen. Nach Ausbruch des Krimkrieges trat er in patriotischer Begeisterung, obwohl er erst im 16. Lebensjahr stand, als Freiwilliger in die russische Armee ein, in der er es bis zum Premierlieutenant brachte. Im Laufe der Jahre aber entwickelte sich eine so große Neigung zur Malerei in ihm, daß er im J. 1861 seinen Dienst aufgab, um nach München überzusiedeln und sich ganz der Beschäftigung mit der Kunst zu widmen. Er wurde hier zuerst Schüler des Landschaftsmalers Karl Millner, ließ sich aber

dann als Schüler in die Akademie aufnehmen, obwol er sich bei seinem fortgeschrittenen Alter nur schwer entschließen konnte, sich unter die Reihen jüngerer Schüler zu mischen. Indessen wurde sein Streben vom Erfolg gekrönt. Als er im October 1869 ein kleines Marinebild ausstellte, erregte dasselbe das Interesse des damals in der Blüthe seines Schaffens stehenden Landschaftsmalers Adolf Lier, der sofort die Begabung Tiesenhausen's erkannte, in enge persönliche Beziehung zu ihm trat und als Lehrer seine vollständige Ausbildung leitete. Schon die ersten größeren Bilder, die seit diesem Wendepunkt in seinem Leben und künstlerischen Streben entstanden, machten seinen Namen in den Kreisen der Kunstfreunde bekannt. Das gilt namentlich von den Bildern „Eintritt der Ebbe" und „Strand an der Ostsee" (im J. 1874 in den Besitz der württembergischen Staatsgalerie in Stuttgart übergegangen) und „nordische Nacht". Die in diesen Bildern verarbeiteten Motive wurden von T. zu den mannichfaltigsten Wiederholungen benutzt, zogen ihn aber immer wieder an, während ein kurzer Aufenthalt an der italienischen Küste und an der der Normandie ihn nur in seiner Vorliebe für den nordischen Strandcharakter bestärkte. Aber ein rasch sich entwickelndes Lungenleiden verhinderte ihn an der Wiederaufnahme seiner Studien an der Ostsee. Er starb zu München am 24. November 1876. — T. verstand es, mit den einfachsten Mitteln große Wirkungen hervorzubringen. Er war ein Virtuos in coloristischer Hinsicht, hatte sich eine ungewöhnliche Kenntniß der in sein Gebiet einschlagenden Naturerscheinungen angeeignet, die er sicher zu verwerthen verstand, und hätte sich aller Voraussetzung nach zu dem Rufe eines der ersten deutschen Marinemaler aufgeschwungen, wenn er länger für die Kunst hätte thätig sein können.

Vgl. Rechenschafts-Bericht des Verwaltungs-Ausschusses des Kunstvereins in München für das Jahr 1876. München 1877, S. 74. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst 1877 XII, 364 und an vielen anderen Stellen, die das Register verzeichnet. H. A. Lier.

Tietgaud (Tetgaud, Thietgaud), Erzbischof von Trier, wo er seinem Vatersbruder Hetti (814—847) nachfolgte, starb 868. Er soll vor seiner Stuhlbesteigung Abt von Mettlach gewesen sein; die Angabe, daß er erst 851 Erzbischof wurde, beruht auf schlechteren Abschriften des Regino; jedenfalls fällt die von ihm ausgestellte Urkunde, das Eigenthum des Altars von S. Castor in der Villa Rengsdorf betreffend, vor die Kaiserkrönung Ludwig's (850, Apr. 6). Ein schreckliches Ungewitter, welches im J. 857, am 15. September die Stadt Trier traf, als T. gerade den Gottesdienst feierte, und bei welchem ein Hund von ungeheuerer Größe um den Altar lief (Rudolf. Ann. Fuld. MG. SS. I 370; Prudent. Ann. Bertin. eb. I, 450. Ann. Corb. 857) gab den Chronisten Anlaß, in solchem Zeichen den üblen Verlauf von Tietgaud's Episcopat vorgebildet zu sehen. 859, am 14. Juni, nahm T. an der Synode zu Savonières bei Toul theil, welcher König Karl d. Kahle und seine Neffen Lothar und Karl anwohnten. Verhängnißvoller war seine Betheiligung an der von Erzbischof Günther von Köln auf Befehl Lothar's II. in Aachen im Januar 860 gehaltenen Synode, sowie an der ihr folgenden vom Februar desselben Jahres (ebenfalls im Palast zu Aachen) gehaltenen größeren Bischofsversammlung, wo er sich von Günther verleiten ließ, die Absichten König Lothar's hinsichtlich seiner Ehescheidung von Tietberga und seiner Wiederverheirathung mit der Buhlin Waldrade zu begünstigen. Dasselbe Jahr sah ihn auf der Synode zu Thousey bei Toul (22. October), welche von den Bischöfen aus den Reichen Karl's d. Kahlen, Lothar's II. und des jüngeren Karl besucht wurde. Wahrscheinlich ins Jahr 862 fällt seine Betheiligung an dem Streite des Erzbischofs Hinkmar von Reims mit dem Bischof Rothad von Soissons, in welcher Angelegenheit er als Primas des

belgischen Gallien mit den Amtsbrüdern von Köln, Besançon, Arles und Mailand an die Bischöfe im Reiche König Ludwig's II. schrieb. Um dieselbe Zeit, am 29. April 862, erschien er mit seinen drei Suffraganen auf der dritten, in der Ehescheidungssache des Königs Lothar zu Aachen gefeierten Synode, und ebenso im folgenden Jahre, im Juni 863, auf der Metzer Synode, wo er sich gemeinschaftlich mit Erzbischof Günther von Köln mit einer Gesandtschaft an Papst Nicolaus I. betrauen ließ. In Rom angelangt, wurden beide Erzbischöfe auf einer Lateransynode (30. October 863) wegen ihrer Begünstigung von Lothar's ehebrecherischen Plänen vom Papste entsetzt, ihrer bischöflichen Gewalt entkleidet und excommunicirt. Erbittert über diese Behandlung, begaben sich die beiden Prälaten nach Benevent zu Kaiser Ludwig II., mit dem sie zu Anfang 864 nach Rom zurückkehrten, in der vergeblichen Hoffnung, ihre Wiedereinsetzung zu erlangen. Auf des Kaisers Geheiß kehrten sie nun nach Hause zurück, und Erzbischof Günther celebrirte bereits am Gründonnerstag (30. März) in seiner Kathedrale, indem er sich über die Excommunication hinwegsetzte und die Zügel der Regierung seines Stifts wieder ergriff. T. achtete indessen den päpstlichen Bann und enthielt sich geistlicher Functionen. Indessen verhandelte er noch im November 866 in Trier mit Lothar, welcher sich hier bemühte, durch Vermittlung seiner Reichsbischöfe die Königin Thietberga dazu zu bringen, sich selbst eines erdichteten Verbrechens anzuklagen und den Schleier zu nehmen. Dem Ansinnen der Könige Lothar und Ludwig d. Deutschen, T. wieder in sein Amt einzusetzen, setzte Papst Nicolaus I. beharrlichen Widerstand entgegen, auch Papst Hadrian II., welcher diesem am 13. November 864 gefolgt war, war für diese Maßregel nicht zu gewinnen; doch reichte er ihm am 14. December in der Peterskirche das Abendmahl (die Laiencommunion). T., jetzt mittellos, erhielt vom Papste eine Wohnung im Kloster des hl. Gregorius auf dem Clivus Scauri angewiesen, welche er, durch ein Traumgesicht geängstigt, indessen aufgab. Er zog sich dann ins Sabinerland zurück, wo er mit seinen Begleitern dem Fieber unterlag — wahrscheinlich 868 (29. September ?), jedoch steht das Datum nicht fest. Die Lebensführung und Amtsthätigkeit Tietgaud's läßt darauf schließen, daß er ein Mann von geringen Einsichten und schwachem Charakter gewesen ist.

Vgl. außer den Gesta Trev. bes. Brower, Annal. Trev. I, 413 f. — Görz, Mittelrhein. Regesten I, 174—188; — Derselbe, Reg. d. Erzb. v. Trier S. 1 f. — Dümmler, Gesch. d. ostfränk. Reiches [1] I, 391, 452, 462, 476, 509 f., 516—520, 522, 541 f., 579 f., 612, 664, 728, 867.

F. X. Kraus.

Tietjens: Therese Johanna Caroline T. wurde am 17. Juli 1831 zu Hamburg geboren. Aus den Niederungen des Lebens in einer kleinen Vorstadtkneipe führte sie ihre künstlerische Laufbahn zu solchem Ruhm und solchen Ehren, daß an ihrem Begräbniß sich sogar die Königin von England vertreten ließ. Von einem Pianisten Jacob Schmidt vorgebildet, begann T. ihre Bühnenwirksamkeit an einem Hamburger Vorstadttheater im April 1848 als „Irma" in Auber's Maurer und Schlosser. Aufsehen erregte sie, als sie ein Jahr später für eine erkrankte Primadonna die Rolle der „Lucrezia Borgia" plötzlich übernahm, und diese schwere Probe mit ziemlichem Glück bestand. Das war am Altonaer Stadttheater; von da führte das Loos die T. zunächst nach Frankfurt a/M. (1850), dann nach Brünn (1851/52) und endlich an die Wiener Hofoper (1853). Hier, neben einer Luise Meyer, Rosa Csillag, Mathilde Wildauer, neben Ander, Beck und Schmid, bildete sich die schöne, mit einer ächt dramatischen Stimme begabte Sängerin erst zu voller Künstlerschaft aus. Ihre Glanzrollen waren „Fidelio", „Donna Anna", „Norma", „Valentine". Während ihr für das lyrische Fach, die „Agatha", „Pamina", „Euryanthe" der Zauber

der Anmuth und die weiche Empfindung fehlten, brachte sie für heroische Gestalten nicht nur die königliche Haltung einer schönen Figur, sondern auch Stimmkraft und Leidenschaft im Vortrag mit. Nach einem erfolgreichen Gastspiel auf der Hamburger Bühne siedelte sie 1858 nach London über, wo sie zuerst in Her majesty's theatre und später in Drury Lane als „Stern" galt. Außer den schon angeführten Rollen sang sie in London noch die „Leonore" (Troubadour), „Amelia" (Maskenball), „Martha", „Alice", „Semiramis", „Medea" und endlich auch die „Ortrud" in Wagner's Lohengrin. 1863 gastirte sie in Paris und 1875 unternahm sie eine Kunstreise nach Amerika. Sehr oft stellte sie ihre gewaltige und trefflich gebildete Sopranstimme in den Dienst des Oratoriums und galt in England wie in Deutschland als eine der besten Interpretinnen Händel's. Sie starb am 3. October 1877.

Ueber Th. T. vgl. Ellen Creathorne Clayton, Queens of song II, 404 f. — Signale für die musikalische Welt, 1877. Heinrich Welti.

Tietz: Friedrich T., Theaterdirector und Schriftsteller, wurde am 24. Sept. 1803 zu Königsberg i. Pr. geboren, besuchte das dortige Gymnasium und studirte an der Universität daselbst die Rechte. Als Referendar kam er nach Berlin, und angeregt durch die Leistungen auf den Theatern der preußischen Hauptstadt, beschloß er, seine Laufbahn aufzugeben und sich der dramatischen Kunst zu widmen. Seine ersten Dichtungen „Englischer Spleen oder der Geliebte in der Einbildung" (1827), „Die theatralische Landpartie oder Kabale und Liebe" (1828) und „Die Comödie in Zehlendorf", Localposse (1829) hatten auch das Glück, in Berlin zur Aufführung gebracht zu werden. Im J. 1829 begab er sich nach Dresden und im folgenden wurde er vom Herzog von Coburg zum Legationsrath ernannt. Als solcher lebte er auch eine Zeitlang in Rostock, wo er seine „Erzählungen und Phantasiestücke" schrieb (1834), welche Fr. Baron de la Motte Fouqué mit einem Vorwort versah. Er blieb indessen nicht lange im Staatsdienst, da ihn die Kunst mehr interessirte. Im J. 1842 kehrte er nach seiner Vaterstadt Königsberg zurück, um die Direction des dortigen Stadttheaters zu übernehmen. Der bekannte Woltersdorff schreibt ihm „Einsicht zu und Sachkenntniß, seltene litterarische Kenntnisse, ein praktisches Regietalent und das Verdienst, ein gutes Ensemble zusammengebracht zu haben". Im J. 1844 folgte T. einem Rufe des Theater-Comitee zu Reval als Director der dortigen Bühne; auch leitete er von hier aus das Theater in Helsingfors und unternahm längere Reisen durch Rußland, Griechenland und die Türkei. Nachdem er seine Laufbahn als Theaterdirector in Altona beendet, ließ er sich 1853 dauernd in Berlin nieder, wo er mit dem Titel eines coburgischen Hofcommissionsraths bis zu seinem Tode schriftstellerisch thätig war. „Eine große Zahl von Feuilletons verdanken seiner fleißigen Feder ihr Entstehen und gewinnen dadurch ein besonderes Interesse, daß in die meisten Reminiscenzen von Selbsterlebtem verflochten sind. Mehrere dieser feuilletonistischen Skizzen sind in den „Bunten Erinnerungen" (1854) gesammelt worden. Mit unermüdlicher Emsigkeit trat er als letzter Paladin für das Ballet und dessen Angehörige ein, und die Kritik über Choreographie hatte in ihm entschieden den besten Vertreter." Daneben schrieb er zahlreiche Lustspiele und Schwänke, viele nach französischen Vorlagen, und haben dieselben manchen Beifall gefunden. Wir erwähnen „Ein Stündchen aus dem Leben Peters des Großen" (1841); „Närrische Leute" (1859); „Hochzeitsfreuden" (1860); „Nur Feinde!" (1861); „Im Asyl" (1862); „Dunkle Wolken" (1862); „Zwischen zwei Liedern" (1864); „Großmütterchen und Enkel" (1867); „Er ist curirt" (1867); „Ein Verschwörer" (1868); „Drei Arrestanten" (1869); „Tolpatsch" (1876); viele andere sind nur als Manuscript gedruckt und im Buchhandel nicht erschienen. T. starb in Berlin am 6. Juli 1879.

J. Kürschner, Jahrbuch für das deutsche Theater, 2. Jahrg. 1880, S. 32. — Goedeke's Grundriß III, 957. Franz Brümmer.

Tiffernus: Michael T., Erzieher des Prinzen, nachmaligen Herzogs Christoph von Württemberg, geboren 1488, gestorben am 11. April 1555. T. stammt aus der Landschaft Krain, sein Geburtsort und seine Herkunft sind nicht näher bekannt. Ueber seine Jugendschicksale enthält ein Brief des Primus Truber vom 5. October 1585 an den Herzog Ludwig von Württemberg Nachrichten. Darnach soll er bei einem Einfall der Türken in Krain als neugeborenes Kind mit einer Anzahl anderer Christen in die Sklaverei geschleppt, aber nach Verjagung der Türken in deren Lager zurückgelassen worden sein. Ein Bürger aus Tybein, namens Erasmus Stich, habe dort das Findelkind aufgefunden, es mit nach Hause genommen und taufen lassen. Der wackere Mann habe dann den Pflegeknaben auf die Schule geschickt und ihm eine so treffliche Erziehung gegeben, daß er auf die Universität Wien gesandt und in das Krainische Stipendium, die sogenannte Bursa animi, aufgenommen werden konnte. Diese Mittheilungen mögen im wesentlichen richtig sein. Nur liegt eine Verwechslung des Orts, an dem T. seine Jugend verbrachte, vor. Nicht in Tybein (dem heutigen Duino, einer kleinen Stadt bei Triest) ist er erzogen worden, vielmehr in Tüffer, früher Tyffer, einem Markt in Südsteiermark bei Cilly, unfern der Krainer Grenze. Dafür spricht sowohl der Name, der T. seiner Adoptivvaterstadt zu Ehren beigelegt wurde, als insbesondere auch der Umstand, daß zu Tüffer in jener Zeit eine Bürgerfamilie Stich existirte und nicht geringes Ansehen genoß. — Auf der Universität Wien zeichnete sich T. durch großen Fleiß aus; er erwarb die Magisterwürde und soll sogar zum Professor der Philosophie an der Hochschule ernannt worden sein, eine wenig glaubwürdige Nachricht, da er schwerlich diese Stellung gegen die eines Prinzenerziehers aufgegeben hätte. Sehr wahrscheinlich klingt dagegen die Mittheilung, daß er in Wien edle Knaben unterrichtet habe. Jedenfalls muß er für einen tüchtigen Humanisten gegolten und persönliche Achtung genossen haben, sonst wäre er kaum vom österreichischen Hof, der nach der Verjagung Herzog Ulrich's von Württemberg die Erziehung des jungen Prinzen Christoph in die Hand genommen hatte, zu dessen Präceptor bestellt worden. Gegen Ende des Jahres 1526 übernahm der damals achtunddreißigjährige T. sein neues Amt. Der Prinz hielt sich seit Juli 1525 zu Neustadt in Oesterreich auf. T. rechtfertigte vollständig das in ihn gesetzte Vertrauen. In dreijährigem Zusammenleben mit Christoph förderte er dessen Kenntnisse in den verschiedensten Wissenszweigen und brachte namentlich im Lateinischen ihn soweit, „daß er sich zeitlebens mit männiglich wohl bereden konnte“. Auch auf die Charakterbildung des Prinzen haben die gediegenen sittlichen Grundsätze Tiffernus' offenbar günstige Einwirkung gehabt. Und es bildeten sich zwischen beiden Freundschaftsbeziehungen von solcher Festigkeit, daß auch nach vollendeter Erziehung sie sich nicht von einander trennten. Christoph fand nun in seinem ehemaligen Lehrer einen Freund und Berather von seltener Treue, Umsicht und Entschlossenheit. T. hielt sich fortan stets im Gefolge des Prinzen und war namentlich auch damals sein Begleiter, als er Anfang October 1532 mit Kaiser Karl V. über die Alpen nach Italien und von da nach Spanien ziehen sollte. Schon auf der Grenze von Steiermark und Kärnten entzog sich Christoph mit kühnem Entschluß dem kaiserlichen Machtbereich: T. war in den Plan eingeweiht, wenn er auch schwerlich dessen Urheber gewesen ist, T. setzte sich mit dem Prinzen den Mühseligkeiten und Gefahren der Flucht aus, die durch das Salzburgische nach Baiern ging, und trug ohne Zweifel zum Gelingen des Unternehmens nicht wenig bei, wenn auch eine Verfolgung durch spanische Reiter historisch nicht nachweisbar ist und somit die sich daran

knüpfenden abenteuerlichen Einzelheiten in das Gebiet der Sage zu verweisen sind. Als sicher darf dagegen die Angabe gelten, daß T. auf der Flucht dem Prinzen, dessen Pferd hinkte, das seinige abtrat. Als Christoph nach der Wiederherstellung seines Vaters von diesem im Herbst 1534 an den Hof König Franz I. von Frankreich geschickt wurde, folgte ihm T.; er versah hauptsächlich das bei den schmalen Einkünften des Prinzen keineswegs dankbare Amt des Schatzmeisters, und führte die Rechnungen mit großer Pünktlichkeit. Am 16. Juni 1538 zu Villafranca bei Nizza ertheilte Kaiser Karl V., der sich einen Monat später zu Aiguesmortes bei Gelegenheit einer persönlichen Zusammenkunft mit König Franz I. und zugleich mit Christoph aussöhnte, dem Freund des letzteren einen Wappenbrief, „weil ihm des Reiches lieber Getreuer, Michael Tiffernus, berühmt worden seiner Ehrbarkeit, Schicklichkeit, guten Sitten, Tugend und Vernunft und der getreuen Dienste, wozu er sich erbot." Uebrigens dürfte die Vorliebe des Kaisers für T., der einst das meiste dazu beigetragen hatte, den Prinzen seiner Gewalt zu entreißen, nicht eben groß gewesen sein, und nur mit Rücksicht auf den Letzteren, den er damals für sich zu gewinnen suchte, wird er jenem die Ehre erwiesen haben; vielleicht hoffte er auch, T. werde infolge der Auszeichnung künftig in seinem Sinn auf Christoph einwirken. Im J. 1542 erfolgte endlich die Aussöhnung zwischen Herzog Ulrich und seinem Sohn durch den Reichenweiher Vertrag (17. Mai). Christoph erhielt nun die Statthalterschaft von Mömpelgard und übertrug T., als seinem Rath, die wichtigsten Regierungsangelegenheiten. Vermuthlich hat dieser hier auch die Beschäftigung seines Herrn mit religiösen Dingen getheilt und seinen Uebertritt zur Reformation vollzogen. Als dann der Prinz im Begriff stand, sich auf Wunsch seines Vaters mit Anna Maria, der Tochter des Markgrafen Georg von Brandenburg-Ansbach, zu vermählen, betraute er im Frühjahr 1543 den zuverlässigen Freund mit einer Sendung an den Ansbacher Hof, wo dieser über die Verhältnisse genaue Erkundigungen einzuziehen hatte. Man wird wohl annehmen dürfen, daß T. beim Regierungsantritt Christoph's mit nach Stuttgart übersiedelte, aber bedeutenden Einfluß auf den Gang der Geschäfte hat er offenbar nicht gehabt, wenn auch der junge Herzog gelegentlich den Rath des bewährten Diener eingeholt haben mag. Der Wunsch des alternden und kränklichen Mannes war auch schwerlich auf eine maßgebende Stellung gerichtet. Er genoß nun die wohlverdiente Ruhe und bezog einen Jahresgehalt, den ihm der Herzog ausgesetzt hatte. Im Herbst 1552 kam T. um Aufbesserung ein, und der Herzog zeigte sich alsbald willfährig, indem er ihm 100 Goldgulden, ein Fuder Wein, 6 Scheffel Gerste, eine Kuh und einen Wagen mit Oehmd zustellen ließ. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Tiffernus' Hauswesen aus einer alten Wirtschafterin, einer Köchin und einem jungen Bedienten bestand. Verheirathet war er nie; ein bezügliches vorteilhaftes Anerbieten der baierischen Herzöge hatte er abgelehnt. Im Frühjahr 1553 bat er seinen Fürsten in einer neuen Eingabe, ihn auf dem bevorstehenden Lehentag mit einem Lehen zu bedenken. Die Lehensrichter, denen die Entscheidung überwiesen wurde, verhielten sich indessen ablehnend. Körperliche Leiden trübten die letzten Tage Tiffernus', der mit dem Herzog nur noch selten persönlich zusammentraf, obschon er dessen Regierungshandlungen mit lebhafter Theilnahme verfolgte. In seiner letzten Krankheit bestellte ihm der herzogliche Marschall, Wilhelm v. Massenbach, einen besonderen Wärter; Christoph selbst weilte gerade zu Augsburg auf dem Reichstag. Dorthin wurde ihm das Ableben seines ehemaligen Lehrers gemeldet, das am 11. April 1555 erfolgt war. T. wurde, seinem Wunsch entsprechend, in der Stuttgarter Stiftskirche begraben, wo ihm der Herzog einen Grabstein mit Inschrift setzen ließ. Es fand sich ein Testament vor, in dem T., der keine

Verwandten hatte, sein Vermögen zum kleineren Theil für verschiedene milde Stiftungen in Stuttgart und für Legate, zum größeren für Erweiterung des herzoglichen Stipendiums im theologischen Stift zu Tübingen bestimmte. Dem Herzog war die pünktliche Vollstreckung dieses letzten Willens Gewissenssache. Er ließ Brenz, Alber und andere je mit einem Becher aus dem Silbergeschirr des Verstorbenen als Andenken an diesen bedenken; es ergibt sich daraus, daß T. zu den erwähnten bedeutenden Männern in nahen Beziehungen gestanden hat. Der übrige Hausrath wurde verkauft und dadurch das für das Stipendium ausgesetzte Capital von 1500 Kronen auf 2320 Gulden erhöht, so daß aus den Zinsen in der Folge vier weitere Studirende der Theologie im evangelischen Stift erhalten werden konnten. So hat diese edle Stiftung im Verein mit den großen Verdiensten, die sich T. um die Erziehung Herzog Christoph's erworben hat, dem ausgezeichneten Mann für alle Zeiten ein freundliches Andenken im württembergischen Land gesichert.

Mittheilungen des histor. Vereins für Krain, 13. Jahrgang (1858) S. 21 f. — Schnurrer, Erläuterungen der Württembergischen Kirchen-, Reformations- und Gelehrten-Geschichte (1798) S. 541 ff. — J. C. Pfister, Herzog Christoph zu Wirtemberg (1820) II, S. 43 ff. — Pfaff, Württemb. Gedenkbuch auf alle Tage des Jahres, 2. Ausgabe (1865) S. 152 f. — Vgl. ferner die sonstigen Werke über die Herzöge Ulrich und Christoph, und Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte IV. R. Krauß.

Tigerstroem: Friedrich Wilhelm v. T., Rechtslehrer, geboren zu Bassin, District Grimmen in Pommern, am 6. März 1803, † daselbst am 28. October 1868. Die Tigerstroem sind ursprünglich eine schwedische Familie, welche laut Diplom vom 13. October 1718 in den Adelstand erhoben wurde und sich später in Neu-Vorpommern niederließ, wo sie im Kreise Grimmen die Rittergüter Bassin und Leyerhof erwarb. Fr. Wilh., ein Sohn des früheren Dragonerofficiers und Gutsbesitzers Moritz v. T., absolvirte bereits mit 17 Jahren (Sommer 1820) das Gymnasium zu Greifswald mit der ersten Note und bezog sodann die Hochschulen zu Göttingen und Berlin, wo er sich von 1820/21 bis Sommer 1825 philosophischen und juristischen, insbesondere römisch-rechtlichen Studien widmete. Nach vollendeten Rechtsstudien erwarb T. am 3. Januar 1826 unter Niemeyer's Decanate in Greifswald den Grad eines Doctors beider Rechte und wurde dortselbst ohne vorgängige Habilitation am 11. October 1831 zum unbesoldeten außerordentlichen Professor in der Juristenfacultät ernannt. Am 10. November desselben Jahres erfolgte dessen Reception und Beeidigung, worauf er an der Hochschule Vorträge über römisches Civilrecht hielt. Da Tigerstroem's Ernennung ohne Zuthun der Facultät, vielmehr gegen deren Absicht erfolgt war, mögen seine dienstlichen Beziehungen zu seinen Fachgenossen und der Universität überhaupt etwas gespannt gewesen sein; er erbat im März 1849 seine Enthebung vom Lehramte, welche vom Cultusministerium vom 1. April ab genehmigt wurde. T. zog nun mit seiner Familie (welche er schon im Juni 1835 durch Vermählung mit Charlotte, einer Tochter des Rittergutsbesitzers Lang im Kreise Greifswald, gegründet hatte), auf das väterliche Erbgut Bassin, das er selbst bewirthschaftete und auf dem er im Herbst 1868 auch starb. T. veröffentlichte in der Periode 1826—41 außer kleinen Aufsätzen: „De judicibus apud Romanos" (Berlin 1826 [ein historisch-juristischer, dem Staatsminister vom Stein gewidmeter Tractat]); „De ordine et historia Digestorum libri duo" (Berlin 1829, 342 S.); „Die bonae fidei possessio" (eine dem Staatsminister Freih. v. Stein gewidmete civilist. Abhandlung [Berlin 1836]); „Das römische Dotalrecht" (Berlin 1831). „Aeußere"— dann „Innere Geschichte des Römischen Rechtes" (Berlin 1838 u. 1841).

Einzelne Ansichten Tigerstroem's fanden bei Puchta (Vorles., 4. Aufl., S. 283; Pand., 7. Aufl., S. 310) ziemlich schroffe Entgegnung.

Mittheilungen aus den Acten der Universität, sowie der jurist. Facultät von Greifswald. — Familien-Notizen. v. Eisenhart.

Tilborch: Gilles van T., auch Aegidius von Tilburg genannt, Maler, soll nach den Angaben der alten Biographen im J. 1625 zu Brüssel geboren und daselbst im J. 1678 gestorben sein. Diese Angaben beruhen jedoch nur auf Vermuthungen, und es ist nicht einmal festgestellt, ob es nicht etwa zwei Künstler dieses Namens, Vater und Sohn, gegeben habe. Der ältere T. soll im J. 1578 in Antwerpen geboren und ein Schüler des älteren David Teniers gewesen sein. In dem Register der Brüsseler Malerzunft wird ein Gilles T. erwähnt, der am 26. März 1654 die Meisterschaft erlangte und in dem Jahre 1663—1664 Altermann (doyen) der Zunft war. Er ist ohne Zweifel der Urheber der folgenden unter dem Namen Tilborch's bekannten Bilder und soll Schüler David Teniers' II. gewesen sein. Als das bekannteste Bild Tilborch's ist die mit seinem Namen bezeichnete „Bauernhochzeit" in der Dresdener Galerie anzuführen, wo man auch noch ein unter dem Namen Brakenburg bekanntes Bildchen eines jungen Bauern in einer Wirthshausstube von seiner Hand findet. In der Liechtensteingalerie zu Wien ist T. mit zwei Bildern, einer „Bauernschlägerei" von 1660 und einer „Wachtstube" von 1669, ebenso in der Münchener Pinakothek mit zwei, einem „vorlesenden Bauer" und einer „vorlesenden Bäuerin" in der Schenke, und in Darmstadt mit einem, einem „Taschendieb" vertreten. In Brüssel kann man von ihm außer einer „Familienscene" auch eine Art von Historienbild kennen lernen, das den Ausritt einer Anzahl vornehmer Ritter des goldenen Vließes aus dem Palais der Herzöge von Brabant in Brüssel darstellt. Andere Bilder des Künstlers, die als Werke seiner Hand unangefochten sind, gehören den Galerien im Haag, in Kopenhagen, in Lille, in Petersburg und in Rom (Palazzo Spada) an. In Mainzer Privatbesitz bei Herrn Max Oppenheimer und Jacob Fischer befanden sich 1887 drei Bauernscenen von T., darunter eine sehr fein ausgeführte „Tischgesellschaft". Dagegen ist es noch unentschieden, ob das auf den Namen Gonzales Coques getaufte Familiengruppenbildniß der Galerie Weber in Hamburg nicht ein Werk Tilborch's ist, eine Vermuthung, die auch bei dem Bilde eines unbekannten vlämischen Meisters in der Art des jüngeren David Teniers in der Schweriner Galerie (Nr. 1076) aufgestellt worden ist. In der Art des Vortrags und in der Wahl seiner Stoffe steht T. David Teniers II. am nächsten, doch erinnern viele seiner Bilder auffallend an Craesbeeck. Eine auf sorgsamen Quellenuntersuchungen und eingehender Prüfung der ihm zugeschriebenen Bilder beruhende Biographie des Künstlers ist erst noch zu liefern.

Vgl. J. Immerzeel, De levens en werken der hollandsche en vlaamsche kunstschilders . . . Amsterdam 1843. III, 140. — A. Woltmann u. K. Woermann, Geschichte der Malerei. Leipzig 1888. III, 1, 508. — Repertorium für Kunstwissenschaft. Berlin und Stuttgart 1887. X, 411. — E. Fétis, Musées royaux de peinture et de sculpture de Belgique. Catalogue descriptif et historique des tableaux anciens. 6. édition. Bruxelles 1889. p. 520, 521. — K. Woermann, Wissenschaftl. Verzeichniß der älteren Gemälde der Galerie Weber in Hamburg. Dresden 1892. S. 147. — F. Schlie, Beschreibendes Verzeichniß der Werke älterer Meister in der großherzogl. Gemäldegalerie zu Schwerin. 1882. S. 661. H. A. Lier.

Tilemann: Johannes T., geboren zu Wertheim in Franken, studirte in Marburg Medicin, wo er am 23. Februar 1636 promovirte und bereits 1637 eine ordentliche Professur erhielt. 1655 ging er nach Mainz und wurde nach seinem Uebertritt zum Katholicismus kurfürstlicher Leibmedicus. Da man ihm

aber hier die Versprechungen, die man ihm gemacht hatte, nicht hielt, wechselte er 1660 abermals sein Bekenntniß, um die Stelle eines Stadtphysicus in Schmalkalden zu erlangen. In demselben Maaße wie er charakter- und gewissenlos war, war er auch brutal und rachsüchtig. Als 1648 in Marburg seine erste Frau starb, bezeichnete man ihn als ihren Mörder; doch konnte eine Untersuchung weiter nichts feststellen, als daß er sie auf das schlimmste mißhandelt hatte. Seine zweite Frau, die er 1660 in Schmalkalden heirathete, behandelte er nicht besser; sie mit ihren Eltern beschuldigten ihn, daß er sie habe vergiften wollen. Die Untersuchungsacten sprachen sehr zu seinen Ungunsten, auch daß er sich schließlich vor Ablauf des Processes, trotz hoher Caution, im December 1661 heimlich aus Schmalkalden entfernte. Wohin er sich begab, ist ungewiß, ebenso wann und wo er gestorben ist; Ayrmann behauptet sogar, daß er noch Jude geworden sei! Als Arzt wurde er gerühmt, auch seiner Schriften halber (vgl. über sie Strieder); doch war er z. B. auch von den großen Wirkungen eines Amuletts überzeugt, das er erfunden hatte.

Acten des Marburger Staatsarchivs. — Kestner, Med. Gel. Lex. — Ayrmann, De peregr. Hass. prof. p. 25. — Strieder, Hess. Gel.-Gesch. XVI, 199 ff. Kretzschmar.

Tilemann: Philipp Johann T. gen. Schenck, Erbauungsschriftsteller und Dogmatiker, geboren am 11. November 1640 zu Bückeburg, wohin sich seine Eltern der Kriegsgefahr wegen begeben hatten. Der Vater, erst schaumburgischer Rath, wurde dann Syndicus und Senator in Bremen. Hier erhielt T. seine erste Bildung, studirte darauf in Rinteln, Gröningen, Franeker und Leyden, lernte auf einer längeren Reise die spanischen Niederlande, Frankreich, Italien und England kennen, promovirte 1667 zum Doctor der Theologie in Franeker und wurde in demselben Jahre Prediger der französischen Gemeinde in Bremen. Hier entfaltete er bereits sein Talent als Erbauungsschriftsteller in dem dem Oberst v. Mollesen gewidmeten Gebetbuch „Tägliche Opfer der Christen in geistreichen Andachten und schönen Seel-rührenden Gebehten auf alle Morgen und Abend der gantzen Woche gerichtet“ (Bremen 1673). Es enthält meist an alttestamentlichen Vorbildern entwickelte Gedanken von einfacher religiöser Haltung, anknüpfend an die täglichen Vorkommnisse, ohne doch eintönig zu sein. Gelegentlich tritt die Seele auf, die nach ihrem Bräutigam schmachtet, aber was man ungesunde Mystik nennt, ist vermieden und ebenso alles Dogmatische. — Eigenartiger zeigt sich Tilemann's Talent in den zuerst Cöthen 1680 erschienenen, dann noch fünfmal aufgelegten, auch in das Raeto-Romanische (von P. C. Ruffet, Gadira 1755) übersetzten „Sechzehn Stuffen des Gnadenthrons Jesus Christus, begreiffend acht Vorbereitungen und soviel Danksagungen auff jedweden Tag in der Wochen vor und nach dem Brauch des Hl. Abendmahls“. Als Vorbild hat offenbar das 4. Buch der Imitatio Christi gedient. Es findet wie dort ein Zwiegespräch zwischen Christus und der Seele statt, und demgemäß tritt die Mystik stärker hervor; aber die Vereinigung der Seele mit Christus wird doch nur als die auf Vergebung der Sünden beruhende Heilsgemeinschaft dargestellt. Die Fülle der stets wechselnden Bilder ist bewunderungswerth, zumal wenn, wie die Vorrede sagt, diese Betrachtungen in acht Tagen aufgezeichnet worden sind. — T. hat dieses Buch in Lüchau als Hofprediger der Herzogin Sophie Elisabeth von Braunschweig verfaßt. Von da kam er 1676 an das Gymnasium zu Hamm, 1685 als Professor der Theologie, Consistorialrath und Prediger der reformirten Gemeinde nach Marburg. Schon in Hamm verfaßte er eine Reihe gelehrter, theils exegetischer, theils dogmatischer Dissertationen. Aus der Marburger Zeit sind hervorzuheben eine Abhandlung „De Agapis“ (1690), ein Abriß der Dogmatik „Fundamenta Sionis XII seu principia religionis reformatae, delineatio operis

plenioris“ (1691), entstanden aus Vorlesungsdictaten, ein Commentar zum Judasbrief (1692). Seine gelehrte Schriftstellerei zeichnet sich aus durch Ausscheidung alles Ueberflüssigen und präcise, auf den praktischen Gebrauch berechnete Zusammenfassung. Als Dogmatiker ist er strenger Prädestinatianer, aber mit der praktischen Tendenz eines Voetius und nicht ohne Coccejanische Beeinflussung. In einer Dissertation „De temporum mutatione in Dan. VII, 25“ tritt er ein für die Reception des Gregorianischen Kalenders; gegen den Stader Prediger Johann Faes vertheidigt er den Satz, daß Christus das Abendmahl mitgenossen habe („De communione peregrina“, 1687); in Marburg kämpft er mit allen Mitteln gegen die Cartesianer, besonders seinen Collegen Georg Otho (s. A. D. B. XXIV, 537), der sogar vom Abendmahl wegen dieses Zwistes ausgeschlossen wird, und erhält von dem Landgrafen eine Ermahnung zur Verträglichkeit (vgl. Marburger Universitätsacten A IV, 1, b. A Nr. 11 im dortigen Staatsarchiv). Zu seiner Rectorwahl 1691 wurde er in drei Poëmen beglückwünscht (s. unter Personalia Hassiaca in der Marburger Universitätsbibliothek). Derselbe Otho, dem er das Leben so sauer gemacht, hat ihn nach seinem Tode am 26. December 1708 pflichtschuldigst in einem Gedicht verherrlicht (s. Joh. Tilemann gen. Schenck, Vitae Proff. Theol. Marburg. p. 278). — Von den bei F. W. Strieder, Hess. Gel.= und Schriftstellergesch. XVI, 201 ff. aufgeführten Erbauungsschriften habe ich nur die oben erwähnten auftreiben können, außerdem zwei Leichenpredigten auf Marburger Professoren, in deren einer die Lehrer der Theologie als eine göttliche Einrichtung gefeiert werden. Vgl. über ihn noch Zedler, Universal-Lexikon Bd. 44; M. C. Curtius, Fasti Rectorum etc. p. XLII und Geschichte des Stipendiatenwesens in Marburg S. 14 f.

Aus zweiter Ehe hatte T. einen Sohn Johann, geboren in Marburg am 13. März 1691. Er wurde dort 1720 Professor der Ethik und Politik, zog sich aber 1747 auf ein Landgut zurück. Er ist der Verfasser der „Vitae Proff. Theol.“ Seine Schriften bei Strieder a. a. O. XVI, 207—209. Beß.

Tilesius: Hieronymus T., evangelischer Geistlicher und Herausgeber des Spieles von Frau Jutten. Er war 1531 zu Hirschberg geboren, studirte in Leipzig, erlangte den Magistergrad und wurde auf Pfeffinger's Empfehlung Prediger in Zörbig. 1555 wurde er zur Uebernahme des Pfarramtes und der Superintendentur zu Delitzsch berufen und ging mit Bewilligung des dortigen Rathes auf höheren Befehl 1557 nach Mühlhausen, um hier die Reformation durchzuführen. Vergeblich verlangte man seine Rückkehr nach Delitzsch, wie er sie auch selbst wünschte. Aber das Consistorium verhinderte es; endlich bewirkte der Comthur der Ballei Thüringen beim Kurfürsten, daß T. von der Verbindlichkeit gegen Thüringen losgesprochen wurde und sich ganz dem geistlichen Amte in Mühlhausen widmen konnte. Eine ähnliche Doppelstellung hatte er 1564, indem er von Mühlhausen aus die Reformation in Eger einführte. T. hat sich durch die Herausgabe von Theodorich Schernbergk's Spiel von Frau Jutten verdient gemacht, das 1565 zu Eisleben erschien. Er verlegte die Abfassung des Spieles, das lange Zeit als das berühmteste Drama des Mittelalters galt, in die Zeit von 1485. T. starb am 17. September 1566.

Goedeke, Grundriß I², 321. — W. Thilo, Ludwig Helmbold nach Leben und Dichten. Berlin 1851. S. 26, 83. H. Holstein.

Tilesius: Wilhelm Gottfried T. wurde am 17. Juli 1769 in Mühlhausen in Thüringen geboren. Er studirte in Leipzig Medicin. Sein bedeutendes Zeichentalent veranlaßte ihn, wohlgelungene Abbildungen seltener Thiere und Pflanzen zu veröffentlichen, welche Aufsehen erregten. Nachdem er den Doctorgrad erworben, trat er als Hofrath in russische Dienste und nahm an der Erdumsegelung des Capitäns Adam Johann v. Krusenstern auf der „Nadjeschda“

theil. Nach seiner Rückkehr veröffentlichte er seine Beobachtungen auf dieser Reise unter dem Titel: „Naturhistorische Früchte der ersten kaiserlich russischen, unter dem Commando des Herrn v. Krusenstern vollbrachten Erdumsegelung" (Petersburg 1813). Als Belohnung für seine Verdienste wurde er von dem Kaiser von Rußland geadelt als Tilesius v. Tilenau. Bald darauf kehrte er nach Deutschland zurück und lebte abwechselnd in Leipzig, Göttingen, Mühlhausen und Dresden. Er starb 1857 in seiner Vaterstadt Mühlhausen. Seine wichtigsten Schriften sind: „Musae paradisiacae, quae nuper Lipsiae floruit" (Leipzig 1792); „Ueber die sogenannten Seemäuse" (ebda. 1802); „Jahrbuch der Naturgeschichte" (ebda. 1802); „Beiträge zur Naturgeschichte der Medusen (Cassiopeae)" in: Nova acta Acad. Leop. Car. Bd. 15 (1831); „Die Walfische" in: Isis (1835). W. Heß.

Tilike: Theodor T. wurde geboren am 11. November 1811 zu Allendorf als Sohn eines preußischen evangelischen Kassenbeamten und besuchte das Gymnasium in Erfurt. Der frühe Tod seines Vaters nöthigte ihn, seine Gymnasialstudien sechs Jahre lang zu unterbrechen, innerhalb welcher Zeit er das Handwerk eines Schlossers ausübte. Dann nahm er mit beharrlichem Eifer seine Studien am Gymnasium zu Heiligenstadt wieder auf, bis er das Maturitätszeugniß erhielt. Im J. 1835 trat er zur katholischen Kirche über und bereitete sich in der philosophischen und theologischen Lehranstalt zu Paderborn auf den priesterlichen Beruf vor. Nachdem er am 21. August 1840 zum Priester geweiht worden war, wirkte er zunächst drei Jahre als Kaplan in Witterda. Sein Wunsch, auf dem Eichsfelde thätig zu sein, wurde erfüllt durch seine Versetzung als Pfarrverwalter nach Rüstungen (1843), woselbst er nach Verlauf von zwei Jahren definitiv angestellt wurde. Gegen Ende des Jahres 1849 erhielt er die Pfarrei Heuthen, von wo er infolge seiner angegriffenen Gesundheit im J. 1851 nach Silberhausen versetzt wurde. Im Anfang des Jahres 1857 wurde ihm die Pfarrei Beuren übertragen. Vier Jahre später übernahm er die Rendantur der geistlichen Fonds und wurde zugleich als Hülfsarbeiter am Commissariat zu Heiligenstadt angestellt. 1864 erfolgte seine Ernennung zum Commissariatsassessor. Der sehr angegriffenen Gesundheit wegen legte er 1869 diese letztere Stelle nieder. Zur Zeit des Sperrgesetzes (1875—1881) war ihm die Rendantur genommen worden, die er jedoch 1881 wieder zurückerhielt. Im J. 1884 resignirte er auch auf diese Stelle und starb am 14. December 1887 in Heiligenstadt. T. hat sich um die Wiedereinführung und Verbreitung des alten deutschen Kirchenliedes sehr verdient gemacht. Seine Arbeiten nach dieser Richtung hin sind: 1) „Magnificat. Katholischer Kirchenlieder-Schatz. Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen und Originallieder" (Heiligenstadt 1862). 2) „Pange lingua. Kern katholischer Kirchenlieder" (Heiligenstadt 1864). 3) Im J. 1866 verfaßte er auf Befehl seines Bischofs für den Kirchengebrauch des Commissariatsbezirks ein eigenes „Katholisches Gesang- und Gebetbuch". Die Melodien dazu sind in dem Buche enthalten: „Choral-Melodien zum Eichsfeldischen Gesangbuche, Magnificat, Pange lingua und zu Bone's Cantate aus J. J. A. Homeyer's Choralbuche und Altargesange für Schulen ausgezogen und mit unterlegten Texten in alphabetischer Folge herausgegeben von Theodor Tilike" (Langensalza 1871). Außerdem gab er noch heraus: „Von der Kunst der Heiligkeit, oder von den Kerntugenden eines wahren Christen nebst goldenen Denksprüchen des h. Philippus Neri. Aus dem Lateinischen des R. P. A. Tylkowsky" (Heiligenstadt 1866).

Wilh. Bäumker.

Tiling: Johann Nicolaus T., Theologe und politischer Schriftsteller, war zu Bremen, wo sein Vater reformirter Prediger war, am 6. December 1739 geboren. Er studirte in Göttingen Theologie und wurde 1762 Adjunct an der

deutschen reformirten Gemeinde zu Hamburg. 1764 wurde er als Prediger an der reformirten Kirche nach Mitau berufen und zehn Jahre darauf, 1774, ernannte ihn der Herzog Peter von Kurland zum Professor der Beredsamkeit an der neugegründeten Academia Petrina; sein Predigeramt behielt T. bei. 1775 übernahm er die Redaction der Mitauischen Zeitung und führte sie mehrere Jahre fort; er lieferte für das Blatt namentlich eine Reihe von litterarischen Besprechungen und Kritiken. T. war zu seiner Zeit der beliebteste Prediger und angesehenste Kanzelredner Mitaus; seine lebendige, glänzende Beredsamkeit zog Zuhörer aus allen Ständen in seine Kirche, die fast immer dicht gefüllt war; Lutheraner ebenso wie Reformirte sammelten sich um seine Kanzel. Einzelne seiner Predigten sind auch im Druck erschienen, eine davon: „Was ist Religion?" vom Jahre 1787, ist sogar ins Holländische übersetzt, in Leyden gedruckt worden. T. stand in seinen religiösen und theologischen Ansichten ganz auf dem Boden der Aufklärung, er war sogar ein eifriger Verehrer des berüchtigten C. Fr. Bahrdt, bei dem er selbst zwei seiner Söhne in Pension gab, doch zerfiel er zuletzt gänzlich mit ihm. Auch sonst trat T. häufig als Redner auf, so in der Freimaurerloge und in der Akademie bei allen festlichen Gelegenheiten. Unter seinen akademischen Reden verdient die Gedächtnißrede auf J. G. Sulzer, welche er 1779 auf Befehl des Herzogs hielt, Hervorhebung. Während T. sich früher allgemeiner Beliebtheit erfreute, gerieth er im letzten Jahrzehnt seines Lebens in heftigen Zwiespalt mit seinen Collegen und dem größten Theile seiner ehemaligen Freunde. Nicht ohne Einwirkung der Ideen, welche in der französischen Revolution zur Herrschaft und Geltung kamen, bildete sich in Mitau 1790 die sogenannte bürgerliche Union, die sich bald über ganz Kurland verbreitete und vom Herzoge begünstigt wurde. Es war eine Vereinigung des größten Theiles der Kaufleute und namentlich der Litteraten des Landes; unter Litteraten versteht man in Kurland alle Personen mit Universitätsbildung. Die eigentlichen Führer dieser Bewegung waren die Advocaten. Die Anhänger der Bürgerunion verlangten Erweiterung der bisherigen Rechte des Bürgerstandes und Theilnahme an den politischen Rechten, welche bisher ausschließlich der Adel besessen und ausgeübt hatte. Daß der Adel die Bewegung mit Unmuth und Unwillen betrachtete, ist natürlich, ebenso daß er nach Mitteln suchte, sie zu schwächen und zurückzudrängen. T. nun wurde nicht nur der Wortführer des Adels und trat als erbitterter Gegner der Bürgerunion auf, sondern es war auch vorzugsweise sein Werk, daß die Handwerker sich in Gegensatz zur Union stellten und eigene Forderungen erhoben; ihnen schlossen sich dann die meisten der sogenannten Künstler an, von denen manche vorher der Union beigetreten waren. Bei dieser Spaltung des Bürgerstandes und da sie vom Herzoge bei seiner Aussöhnung mit dem Adel preisgegeben wurde, mußte die Union nothwendig zerfallen. Gegen T. aber wandte sich die heftige Erbitterung sowol der meisten Professoren der Akademie, da sich diese an die Spitze der Union gestellt hatten, als auch der Pastoren des Landes. Zu seiner Vertheidigung schrieb nun T. sein damals großes Aufsehen machendes Buch: „Ueber die sogenannte bürgerliche Union in Kurland zur Rechtfertigung seines Betragens an eine Hochwohlgeborne Ritter- und Landschaft", das in 3 Theilen 1792 und 1793 in Riga erschien. In dieser Schrift tritt er mit der größten Heftigkeit für die Rechte und den ausschließlichen Anspruch des Adels auf politische Stellung im Lande ein und bekämpft mit wahrem Fanatismus die Bestrebungen der bürgerlichen Union; nach seiner Ansicht verdanken Bürger und Litteraten alles, was sie sind und haben, eigentlich nur der Gnade des Adels. Die Rabulistik seiner Auseinandersetzungen, das Heftige und Declamatorische seiner Sprache, die Rücksichtslosigkeit seiner Angriffe und die oft wahrhaft grotesken Behauptungen, die er aufstellte, mußten die Gegner aufs

stärkste erbittern. Es erschienen ebenso rücksichtslose Erwiderungen, gegen die sich dann T. wieder vertheidigte. Bei dem Adel fand er natürlich Dank und Anerkennung, erhielt aber sonst keine Belohnung, auf die er gerechnet zu haben scheint. Der Haß, den er sich durch seine politische Haltung und Schriftstellerei zugezogen hatte, währte bis zu seinem Tode und beeinträchtigte seine früher so bedeutende Wirksamkeit als Prediger und Professor in hohem Grade. Ehrgeiz und Eitelkeit waren wol die Haupttriebfedern seines Auftretens gegen die Bürgerunion; in früherer Zeit hatte er ganz ähnliche Ansichten über die ausschließliche politische Stellung des Adels in Kurland wie später die Bürgerunion geäußert. T. starb auf dem Gute Anzen in Kurland während einer Amtsreise am 6. September 1798.

Gadebusch, Livländische Bibliothek III, 246 u. 247. — Schwartz, Bibliothek kurländischer Staatsschriften Nr. 251, 261—263, 274. — Recke u. Napiersky, Schriftstellerlexikon IV, 374—378. — (H. Diederichs,) C. F. Bahrdt's Beziehungen zu Kurland in der Baltischen Monatsschrift von 1872. — Kallmeyer-Otto, Die evangelischen Kirchen u. Prediger Kurlands, 1890, S. 505 u. 506. Diederichs.

Tilisch: Eleasar T., auch Tilesius von Tilenau, schlesischer Dichter und Historiker, war der zweite Sohn des Strehlener Theologen Balthasar Tilisch, der Bruder des Brieger Rectors und Philosophen Melchior Tilisch und des Superintendenten und gekrönten Poeten Nathanael Tilisch zu Militsch, stammte also aus einer hochangesehenen schlesischen Gelehrtenfamilie. Geboren wurde er am 27. August 1560 zu Hirschberg. Ein geschätzter Rechtsgelehrter, trat er in herzoglich Teschen'sche Dienste und war bei der Erziehung des jungen Herzogs Adam Wentzel betheiligt. Als dieser zu weiterer Ausbildung 1587 an den kurfürstlich sächsischen Hof gesendet wurde, blieb T. als Secretarius in Teschen zurück. 1594/5 stand er in gleicher Eigenschaft bei dem Herzog zu Liegnitz und Brieg. Anfang 1596 kaufte er sich, in Erwartung anderweitiger Beförderung, in Jägerndorf an, in der Hoffnung, von der dortigen markgräflichen Regierung unterstützt zu werden. Im März 1599 ist er bereits in Troppau; als er sich 1607 mit Veronica, der Wittwe des Florian Götz, vermählte, war er Rath Johann's v. Würben, jedenfalls des Landeshauptmanns von Troppau. Er starb am 4. (6. ?) August 1612 zu Brieg.

Ein treuer Diener der schlesischen Fürsten war T., wie im praktischen Leben, so als Schriftsteller. Es spricht eine aufrichtige tiefe Trauer, eine düstere Sorge vor der Zukunft, aus dem „Threnus Silesiae“ (Breslau 1594), in dem er den Tod der Herzogin Sophie zu Liegnitz und Brieg (24. August 1594) zum Anlaß nimmt, um darüber zu klagen, wie furchtbar der Tod unter den edelsten Bäumen des schlesischen Gartens aufgeräumt habe. Aber sein dichterisches Können ist der elegischen Aufgabe nicht gewachsen; wenn er dem Tod nachsagt: „Er kan gar eilend subtrahirn Aus Fünffzehn Häusern machen vier“, so wirkt das auf uns ebenso komisch, wie es ernst gemeint ist, und die trocknen, prosaischen mit Fremdwörtern gespickten, silbenzählenden und arrhythmischen Reimpaare, die mit verschwindenden Ausnahmen stumpf schließen, verderben jede lyrische Stimmung. Besser am Platze sind sie in einer älteren Dichtung Tilisch's „Ein Lobspruch des deudschen Fürsten und Adelstands“ (Freiberg in Meißen 1588). Der überzeugte Adelsverehrer, der der Meinung ist: „Nobilis a rustico non loco et opibus, sed genere distinguitur“, trägt hier in seinen nüchternen Reimen die Märchen von Entstehung des Adels- und Fürstenstandes, die Bedeutung der Wappenthiere (zumal des Adlers) und -farben etwa in der Weise vor, wie Rüxner das in seinem berüchtigten Turnierbuche zurecht gemacht hatte: die 12 Turnierregeln z. B. stimmen bei Rüxner und T. überein; in den Ge-

schichtsfabeln, die verwendet werden, hat T. manches Abweichende. Halsbrecherische Etymologien, eingelegte lateinische Testimonia schmücken die Darlegung, die den Adel als den natürlichen „Mitler und Scheidsman zwischen dem Keyser und gmeinem Man" feiert, aber von dem Adligen zugleich verlangt, daß er sich der Krämerei und Finanzerei enthalte und seinen Stand durch Studiren hebe: nur „Aus Thugent her, Kompt Adels Ehr" predigt ein angehängter Meistersang mit bekanntem Gemeinplatz. T. hält etwa die Mitte zwischen den Wappendichtern des 16. und den schlesischen Hofpoeten des 17. Jahrhunderts, deren elegante und reiche Technik in Stil und Vers ihm allerdings vollkommen abgeht. Mit dem eben erwähnten „Lobspruch" zusammen gedruckt, erschien eine „Kurtze Vorzeichnus, Bericht vnd Auszug, von dem Stamling vnd Ankunfft der Hertzoge zu Teschen vnd Groß Glogaw" u. s. w., eine ganz knappe Geschichte des Fürstenhauses von der gläubig hingenommenen polnischen Lechek- und Popielsage bis auf Adam Wentzel. Die im trockensten und dürftigsten annalistischen Zuschnitt gehaltene Arbeit ist ohne jedes schriftstellerische Verdienst: als historische Quelle für die Geschichte der Dynastie scheint sie indessen trotz allen Lücken, Ungenauigkeiten und kritischen Mängeln auf den ersten Blick einigen Werth zu haben, da viel urkundliches Material in sie verarbeitet ist. Aber sie geht gerade darin in allem Wesentlichen zurück auf die 1580 abgeschlossene, ausführlichere fleißige Schrift des Dr. jur. Zacharias Stark aus Teschen: „Kurtz Verzeichnus von dem Stamlingk und Herkommen der Hertzoge zu Teschen und Großen Glogau, so viel man dessen aus alten Privilegien, Confirmationen und andern, briefflichen Uhrkunden, finden mögen" (handschriftlich im Bresl. Staatsarchiv E 110). Mit der naiven Ungenirtheit, die im 16. Jahrhundert üblich war, schreibt T. seinen Vorgänger, ohne ihn zu nennen, nicht nur „fast wörtlich" aus, selbst im Titel, sondern rühmt sich gar noch der archivalischen und chronikalischen Studien, die doch er nur zum allerkleinsten Theile gemacht; freilich hält er den uns gleichgültigsten Theil seiner Schrift, die älteste Geschichte des Geschlechtes, für die Hauptsache. Wie er so die lange und vornehme Ahnenreihe der Herzöge von Teschen geschildert hat, so erwies er auch seinen späteren Landes- und Brotherren den gleichen Dienst: Joh. Sinapius konnte für seine Olsnographia (Lips. 1707), eine handschriftlich in Oels aufbewahrte „Genealogie und Ankunfft der Hertzoge in Schlesien zur Lignitz und Brieg, wie dieselbe aus dem Uhralten Stamme der Könige zu Pohlen so wohl auch vom Käyser Carolo Magno und der heiligen Hedwig entsprossen und herkommen, biß auff diese Zeit des 1595. Jahres und die anitzo lebende Fürstl. Personen vollzogen" benutzen, die er nach den Buchstaben E. T. S. gewiß mit Recht dem Eleasar Tilisch Secretarius zuschreibt.

Joh. Caspari Eberti Cervimontium literatum centuria I, p. 90 f. Bresl. 1726. — Biermann, Geschichte des Herzogtums Teschen, S. 136. — Grünhagen und Markgraf, Besitz- und Lehensurkunden Schlesiens II, 562 (Publikationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven XVI). — Mittheilungen des Herrn Stadtbibliothekar Dr. Markgraf und des Herrn Archivrath Dr. Pfotenhauer in Breslau. — Tilisch's Kurtze Verzeichnus &c. ist neugedruckt in v. Sommersberg's Scriptores rerum Silesiacarum I, 723 ff.

Roethe.

Till: Jacob T., Herrnhuter Liederdichter, wurde am 12. März 1713 zu Kunewalde in Mähren geboren. Obwol er in der katholischen Kirche getauft war, erhielt er doch von seinen Eltern heimlich in den evangelischen Grundwahrheiten Unterricht und schloß sich frühzeitig den Erweckten in seiner Heimath an. Er erlernte das Müllergewerbe und begab sich im J. 1731 mit seinem Vetter Melchior Till auf die Wanderschaft, die ihn nach Herrnhut führte. Im J. 1733

wurde er Mitglied dieser Gemeinde und bekam eine Anstellung in ihrem Waisenhaus. Im Jahre 1735 wurde er des Aeltesten Leonhard Bober's Gehülfe in der Verbindung der ledigen Brüder und 1740 Hauptältester derselben. Dieses Amt übergab er, wol im Gefühl seiner Unzulänglichkeit, im J. 1741 an Johannes v. Watteville und nahm eine Gehülfenstelle bei den Wetterauischen Gemeinen an, wo er in Herrnhag und auf der Ronneburg thätig war. Von da an ist er hauptsächlich mit der Jugendpflege beschäftigt gewesen. Im J. 1744 wurde er zum Haupt-Kindervater eingesegnet, ein Amt, welches er in Herrnhut, Lindheim, Nazareth und Bethlehem in Amerika treu besorgte. Im J. 1754 erhielt er die Diaconenweihe. Im J. 1757 wurde er geistlicher Arbeiter der Gemeinde in Philadelphia, später in Warwick und Gnadenthal und endlich in Bethel an der Swatara. Er war dreimal verheirathet und überlebte auch seine dritte Gattin. Am 28. Januar 1783 entschlief er in Bethel im 70. Jahr seines Alters, sieben Tage nach dem Tod seiner Frau. In dem Brüdergesangbuch des Jahres 1778 rühren die Nrn. 427 und 609, sowie 1062, von ihm her. Das gegenwärtig im Gebrauch befindliche Gesangbuch von 1893 enthält nur noch zwei Lieder Till's, Nr. 306 und 520, 5, 7.

Nach einem von A. Glitsch mitgetheilten Auszuge aus dem Lebenslaufe Till's im Diarium von Bethel im Archiv der Brüderunität in Herrnhut. — Vgl. (Christian Gregor) Historische Nachricht vom Brüdergesangbuch des Jahres 1778 und von dessen Liederverfassern, 2. Aufl. S. 203, 204. Gnadau 1851.

H. A. Lier.

Till: Leopold T., Maler, 1829 in Prag geboren, Sohn des wenig bekannten Malers Jacob Till, genoß den ersten Unterricht im Hause seines Vaters und trat 1844 in die Wiener Akademie, wo er unter der Leitung J. Führich's sich für die Historienmalerei ausbildete. Er lenkte zuerst die Aufmerksamkeit auf sich durch das Gemälde: „Rudolf v. Habsburg in der Schlacht bei Murten in Lebensgefahr“. Auf Anregung des Directors der Prager Akademie der Künste, Ruben, erhielt T. den Auftrag sich an den Fresken des Belvedere auf dem Hradschin, welche der böhmische Kunstverein ausführen ließ, zu betheiligen und führte nach der Composition Ruben's und dem Carton Swoboda's das Bild „Wissenschaften“ aus. Später widmete sich T. vorzugsweise der Genremalerei und stellte zahlreiche Bilder im österreichischen Kunstverein aus. Seit dem J. 1872 lebte T. zurückgezogen und starb in Wien am 7. Juli 1893. K. W.

Tillich: Ernst Gotthelf Albrecht T., Pädagog, wurde am 17. Febr. 1780 zu Groß-Bresen bei Guben geboren, wo sein Vater Landschullehrer war. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien promovirte er, wurde Magister und gründete in Leipzig ein Privatinstitut für Erziehung und Unterricht von Knaben. Seine hohe Begabung, sein reiches Wissen, sein sittlicher Ernst, seine Liebe zur Jugend ließen ihn den Zeitgenossen als geborenen Pädagogen erscheinen und schnell wandte sich ihm das Vertrauen der gebildeten Classen zu. Seine ersten pädagogischen Publicationen, gewissermaßen das Programm seiner Erziehungs- und Unterrichtsweise, gab er gemeinsam mit dem Professor der Philosophie Christian Weiß in Fulda in den „Beiträgen zur Erziehungskunst, zur Vervollkommnung sowohl ihrer Grundsätze als ihrer Methode“ heraus (1. Band, Heft 1 u. 2, Leipzig 1803; ein 2. Band folgte später, 1805 u. 1806). Die Basedow'schen Erziehungs- und Unterrichtsgrundsätze hatten schnell abgewirthschaftet, das Philanthropin in Dessau war seit Jahren eingegangen, Basedow selbst im J. 1790 gestorben und seine frühern Mitarbeiter Wolke, Campe, Salzmann, Olivier, Feder u. a., die inzwischen neue Anstalten gegründet hatten, wollten nicht mehr als Anhänger „philanthropistischer“ Richtung angesehen sein.

Der neue Prophet auf dem Gebiete der Pädagogik war Pestalozzi, dessen Bestrebungen sich auch T. mit voller Entschiedenheit zuwandte.

Im J. 1804 erschien Dr. Ludwig Heinrich Ferdinand Olivier aus Dessau (geb. 1759 zu Lasarra im Waadtlande, 1780 Lehrer am Dessauer Philanthropin, darauf Inhaber eines eigenen Institutes, seit 1801 viel auf Reisen, seine neue Lehrmethode einzuführen) in Leipzig. T. näherte sich ihm und beide vereinigten sich, nach ihren verwandten Grundsätzen eine neue Erziehungs- und Unterrichtsanstalt in Dessau zu gründen. Dieser Plan wurde für T. Veranlassung, daß er, wiewol mit Arbeit überhäuft und finanziell beschränkt, im Sommer desselben Jahres mit zwei Freunden, den Geistlichen Witte und Glaubitz, eine Reise nach Buchsee in der Schweiz unternahm, wohin soeben die Pestalozzi'sche Anstalt von Burgdorf verlegt worden war. Charakteristisch sind seine Worte über den Eindruck, den er dort hatte. „Es ist kein äußerer Prunk, keine imponirende Gelehrsamkeit, selbst nicht einmal ein alles durchdringender Geist, der die Wunder wirkt, von denen so viele begeistert und herbeigezogen wurden; es ist vielmehr die höchste Einfachheit, die unverdorbene Naturkraft, verbunden mit einem reinen und liebevollen Herzen, das alles schafft und erhält. Wenn man Pestalozzi mit den Gelehrten des nördlichen Deutschlands messen wollte, so würde man freilich auch bei dem besten Maßstabe zu keinem Resultate kommen, weil hier verschiedenartige Größen vorhanden sind, für welche man bisher überhaupt keinen gemeinsamen Maßstab hat ausfindig machen können. Pestalozzi selbst wirkt mittelbar für seine Zöglinge weniger, auch ist sein Herz und Geist nicht für die engen Grenzen einer Erziehungsanstalt geschaffen. Aber er ist der Brennpunkt, von dem aus nach allen Seiten sich Wärme und Leben verbreitet ... Bis zum Innersten des Menschen dringt nicht ein bloßer Scharfsinn, und ein großer Verstand hat noch nirgends die Herzen und Sinne der Menschen beherrscht. Auch ging vom Großen nie etwas Großes aus ... Von dem Herzen und den frommen Gedanken eines Einzigen, der die Stimme seines Genius deutlicher vernahm, ging das große Heil eines jeden Volkes aus. Den Eingebungen eines höheren Geistes folgten sie alle, welche die Nachwelt als Erlöser des Geschlechts preiset" (vgl. T. über Pestalozzi in der Zeitung f. d. elegante Welt, 1805, S. 298 f.). An Hochschätzung für Pestalozzi's Persönlichkeit und Bedeutung fehlte es T., wie man sieht, nicht; hingegen muß es auffallen, daß er über die Anstalt und die Erfolge innerhalb derselben schweigt und die Vermuthung liegt nahe, daß er sich ebenso wie einige Jahre (1810) später Karl v. Raumer von derselben unbefriedigt gefühlt hat. Ihm stand jedenfalls die Anregung, die Pestalozzi seiner Zeit gab, höher als Pestalozzi's praktische Leistung, und so wirkte er denn auch nach seiner Rückkehr zwar im Sinne Pestalozzi's und nach Pestalozzischen Grundanschauungen, aber nach selbstständig entwickelter Methode. Ebenso war er unermüdlich bestrebt, Pestalozzi's Auffassung psychologisch und philosophisch (freilich in den Schranken der Psychologie und Philosophie seiner Zeit) tiefer zu begründen. Ein Theil seiner so entstandenen Schriften fand noch längere Zeit nach seinem Tode neue Auflagen (1821 und 1825).

Im Frühjahr 1805 siedelte T. nach Dessau über. Die schnellen Fortschritte, die seine Zöglinge in Leipzig gemacht hatten, bewogen die Eltern, ihre Kinder mit ihm gehen zu lassen, und so war von Anfang an die Anstalt mit einer gewissen Anzahl von Schülern versorgt. Der Ruf, der ihm vorausging, und das Ansehen, das Olivier in Dessau genoß, verschafften dem Unternehmen auch von Seiten der höheren Stände Dessaus eine rege Theilnahme und Herzog Franz von Anhalt-Dessau, der dem Ganzen von Anfang an trotz unangenehmster Erfahrungen, die ihm auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens

namentlich durch das Philanthropin bereitet worden waren, ein wohlwollender Beschützer gewesen war, der den beiden Leitern, Olivier und T., für ihre Zwecke ein neues, ursprünglich für Herrn v. Ponikau hergerichtetes Gebäude zur Verfügung gestellt und dem M. T. sofort bei seinem Erscheinen in Dessau den Professortitel verliehen hatte, blieb der Anstalt auch ferner gewogen und unterstützte sie schon im folgenden Unglücksjahre (1806) wieder in großmüthigster Weise. Was man von dem neuen Institute erwartete, spricht Spazier in einer Anzeige in der Zeitung f. d. eleg. Welt aus (Jahrg. 1804, S. 1113): „Durch die Verbindung zweier so schätzbarer Pädagogen wird aller Wahrscheinlichkeit nach eine Anstalt geschaffen werden, die besonders als Pépinière für junge Lehrer und Erzieher, welche in den Geist der Olivier'schen und Pestalozzi'schen Methode eindringen wollen, für Deutschland von Wichtigkeit sein und die zur Mode werdenden pädagogischen Reisen in die Schweiz überflüssig machen wird. Olivier's Ruf ist längst begründet. Aber auch Herr Prof. Tillich verdient das volle Vertrauen des Publikums; er besitzt Talent und gründliche Einsicht und Erfahrung in seinem Fache . ., dabei Wärme für seinen Beruf, seltene Kinderfreundlichkeit und eine unermüdliche Thätigkeit. Ueberdem hat er erst kürzlich noch auf einer Reise in die Schweiz, wo er sowohl Pestalozzi's Anstalt als auch die Schul- und Erziehungsanstalten in Aarau, Zürich, Bern, Heidelberg und Schnepfenthal genauer kennen zu lernen suchte, Erfahrungen eingesammelt, die diesem neuen Institut ohne Zweifel zu gute kommen werden. Ich füge mit Freuden den Wunsch hinzu, daß gute Familien diese neue Anstalt, die sich unter so günstigen Aussichten für die Erziehung in Dessau eröffnet, wo zwar viel Aehnliches einst scheiterte, aber unter Umständen, die schwerlich wiederkehren werden, auch scheitern mußte, ernstlich für ihre Kinder benützen mögen". Ostern 1805 wurde die neue Anstalt in Dessau eröffnet. Olivier und T. führten die Leitung anfangs gemeinsam. Im 2. Hefte des 2. Bandes der oben erwähnten „Beiträge zur Erziehungskunst" (Lpz. 1806) gibt T. über die innere Einrichtung Bericht. Als Aufgabe des Instituts erscheint „die rein praktische Darstellung einer durchaus consequenten und durchgreifenden Unterrichtsmethode und die Begründung einer planmäßigen intellectuellen und moralisch-religiösen Erziehung". T. bemerkt dazu: „Ich weiß übrigens die intellectuelle Erziehung oder die Unterweisung von der moralisch-religiösen durchaus nicht zu trennen. Handeln muß man lernen, um moralisch; zart fühlen, um religiös zu sein. Die intellektuelle Bildung ist ein solches Gewöhnen zum geistigen Handeln; durch Beispiel und Gewöhnung zur Legalität wird über das Betragen gewacht; durch das Interesse am Schönen, Großen und Erhabenen das Gefühl kultivirt. Dies alles in möglichster Umfassung durchgeführt, ist Erziehung". Die Anstalt bestand anfangs aus 18 Zöglingen und 22 Schülern, die (vom besondern Sprach- und Musiklehrer abgesehen) unter der unmittelbaren Leitung von vier Lehrern standen. Dem Prof. Olivier, der sich die Leitung der Elementarbildung und des französischen Sprachunterrichts vorbehalten hatte, stand ein Herr Uhrbach, speciell für Kalligraphie, zur Seite, während mit Prof. T., der sich „die weitere Durchführung der Methode durch das Gebiet der Wissenschaften" erwählt hatte, ein Herr Friedenreich arbeitete. „Die Lehrgegenstände, fährt T. fort, sind in zwei Hauptabtheilungen getheilt, in historische und kombinirende, in extensiv und intensiv bildende. Diese beiden verschiedenen Zweige werden immer gleichzeitig bearbeitet. In wissenschaftlicher Hinsicht theilen sich dann die Gegenstände des Unterrichts in den mathematischen Kursus und in den historischen. Unter jenem begreifen wir von einer jeden Wissenschaft denjenigen Theil, der nicht das Werk der Erfahrung, sondern des eigenen Denkens ist; unter diesen fassen wir alles

zusammen, was nur durch Beobachtung, durch ein sicheres Auffassen in das Bewußtsein, ins Gedächtniß aufgefaßt und durch eine möglichst große Bündigkeit und Ordnung behalten werden kann. Von diesen Gegenständen werden aber nur zwei zu gleicher Zeit kultivirt, nämlich einer aus dem historischen und einer aus dem mathematischen Gebiete . . . Gegenwärtig wird in der Elementarklasse nur Sprache und seit kurzem auch Elementar-Arithmetik gelehrt". Dem mathematischen (arithmetischen u. s. w.) Unterricht schrieb T. im Anschluß an Pestalozzi eine sehr hohe Bedeutung zu und sein im J. 1806 erschienenes „Allgemeines Lehrbuch der Arithmetik" war für die Pädagogik der damaligen Zeit etwas in der That Neues. Der von T. erfundene und an die Stelle der Pestalozzi'schen Einheitstabelle gesetzte Rechenkasten, in dem die Einer durch einzöllige Würfel, die Zweier durch doppelt so große, die Dreier durch dreimal so große Prismen u. s. w. veranschaulicht sind (ein Apparat, der hier und da noch in Gebrauch sein soll), hat, wie richtig bemerkt worden ist, den Fehler, daß er die Zahl durch die Größe darstellt, was offenbar der reinen Zahlanschauung Eintrag thut; denn wenn auch ein Körper z. B. sechsmal so groß ist wie der als Einheit angenommene Würfel, so ist dennoch jener Körper nur einer, also kein unmittelbares Bild der Sechs. (Vgl. F. Dittes, Schule der Pädagogik, 4. Aufl., 1891, S. 664.) Im elementaren Sprachunterricht herrschte natürlich Olivier's Methode, von der T. rühmend sagt, daß die jungen 4—6-jährigen Kinder in einer Zeit von vier Monaten so außerordentlich viel „an Cultur" gewonnen haben, daß man sie kaum wieder kennt. „Ueberhaupt ist die Ausübung der ganzen Olivier'schen Methode ein Genuß. Die Lebhaftigkeit, die Lust und Freude, mit der sie betrieben wird, sticht so entscheidend von den gewöhnlichen Elementarschulen ab, daß man gegen sich selbst und seine Zwecke sprechen würde, wenn man sich gegen die Methode erklären wollte". Die Hauptmomente der Geschichte wurden tabellarisch, aber zusammenhängend vorgetragen, vom Lehrer vorgesprochen, von den Schülern laut wiederholt. Was der Zögling gehört und gelernt hatte, mußte er behalten. „Der bessere Theil der Zöglinge erweitert seine Geschichtskunde durch Privatlectüre, der schwächere hat während der Zeit besondere Repetitions- und Nachhülfestunden." Neben den Wissenschaften ging auch die Uebung mechanischer Kunstfertigkeiten her, die Erholungsstunden waren theils gymnastischen Uebungen, theils Singübungen gewidmet. „Der Unterricht in der Religion cessirt gegenwärtig. Indeß wird alle Morgen eine religiöse Versammlung gehalten und des Sonntags eine allgemeine Sittenmusterung damit verbunden." Auch für Tanzen, Fechten, Reiten, Schwimmen u. Aehnl. sorgte die Anstalt und bei sonntäglichen Ausflügen durften die geübteren Schüler die Schar der jüngeren auch wol zu Pferde begleiten. Der Reitunterricht wurde in der herzoglichen Reitbahn ertheilt.

Wir enthalten uns in unserem Referate jeder weitern Kritik und weisen nur darauf hin, daß in dem Berichte, den Tillich's Nachfolger, K. S. A. Richter, im Februar 1810 von der „ganzen innern und äußern Verfassung der Tillich-schen Erziehungsanstalt zu Dessau" erstattet, schon manches anders erscheint, obschon auch da noch das Auswendiglernen von Tabellen im Geschichtsunterricht u. a. fortwährte und der religiöse Theil der Erziehung und des Unterrichts die schwächste Seite des Institutes blieb. Daß aber T., ohne Zweifel durch das nationale Unglück des Jahres 1806 darauf geführt, die Pflege vaterländischer Gesinnung in der Erziehung der Jugend nachdrücklich forderte, soll ihm in unsern Augen ein besonderes Verdienst sichern.

Dessau war, wie Mahlmann in Tillich's Nekrologe hervorhebt, der Schauplatz manches verfehlten pädagogischen Plans gewesen und Tillich's ganzer Ehrgeiz war, hier nun wirklich etwas Gediegenes zu leisten. Es war ihm nicht

vor allem um die Methode zu thun, die Methode war ihm nicht das Wesentliche, sondern nur Mittel zu höhern Zwecken. In seinem persönlichen Auftreten vermied er im Gegensatze zur Direction des damals der Stadt noch in frischem Gedächtniß stehenden Philanthropins alles Prahlerische, allen leeren Schein und alles täuschende Vertuschen. Die Prüfungen der Anstalt waren öffentliche, feierliche Acte, denen auch stets der Hof mit hoher Befriedigung beiwohnte. Trübe Erfahrungen blieben trotzdem T. in seinem Berufe nicht erspart. Verschiedenheit des Charakters und mancher Ansichten trennte ihn bald von Olivier und nöthigte ihn, die Leitung der Anstalt allein zu übernehmen. Die Last seiner Arbeit wurde dadurch für seine schwache Gesundheit nur zu schwer. Er suchte und fand zwar Hülfe in Karl Samuel August Richter (geb. am 24. August 1786 zu Wollmitz bei Guben), der am 12. October 1806 als Lehrer der Anstalt eintrat, aber Tillich's Kraft war wol jetzt schon gebrochen. Der Unterricht und die Ueberwachung der Zöglinge den Tag über, die Nachtwachen darauf, die er zu schriftstellerischen Arbeiten verwandte, der Tod seines Vaters, die hülflose Lage der Familie, der Tod eines jungen Grafen v. Schlieffen, der am 4. October 1806 als Pensionär der Anstalt starb, die öffentlichen Verhältnisse nach der Schlacht bei Jena, die jeden Patrioten niederdrückten, alles dies erschöpfte ihn, den feurigen, thatkräftigen, unermüdlich strebenden jungen Mann nur zu schnell und schon im Anfang des Jahres 1807 waren seine Freunde lebhaft um sein Leben besorgt. Man redete ihm zu, den Geschäften für eine Zeit zu entsagen und die edle Herzogin Luise, Gemahlin des Herzogs Franz, ließ ihm auf ihrem Landsitze Luisium bei Dessau eine Wohnung einräumen. Gerührt von solcher Güte ging er auf alle Vorstellungen ein und es schien auch, als sollte ihm Stärkung und Heilung zu theil werden. Im Juli 1807 schrieb er von seinem Asyl aus an Matthisson (1795—1811 Vorleser und Bibliothekar der Herzogin): „Wenn es nicht Umstände machte, so wäre es mir wohl lieb, wenn ich Schkuhr's botanisches Werk auf die Zeit meines Hierseins von unserer verehrten Herzogin erhalten könnte. Mir fängt doch an, dann und wann die Zeit lang zu werden. Arbeiten will ich nicht, soll ich nicht, aber meine Botanik wieder vorzusuchen, Pflanzen zu sammeln, das wird mir Freude machen. Auch will ich dabei anfangen, Gartenarbeit zu verrichten. Denn, Gott sei Dank, meine Kräfte fangen an, sich langsam wieder einzustellen. Ich hoffe sicher Genesung. Alles geschieht mir übrigens mit freundlichen Gesichtern, was ich nur immer wünsche. So, aber gewiß auch nur so konnte meine Krankheit vorübergehen. Denn ich fing an, mich selbst aufzugeben. Gott! wie wird das große Unglück einer langwierigen Krankheit durch das noch größere Glück, so viel und solche Theilnahme gefunden zu haben, in Schatten gestellt werden! Ihr dankbarer Freund E. T." Die Hoffnung auf Wiedergenesung war trügerisch. Als der Herbst kam, neigte sich auch Tillich's Leben zu Ende, ein Leben voll schönster Erwartungen, weitgreifender Entwürfe. Der Dank gegen die hohe Wohlthäterin, die ihn bis in seine letzten leidensvollen Tage in erfinderischer Weise zu stärken suchte, wie die Sorge für seine arme Mutter und Geschwister, gab ihm noch einmal die Feder in die Hand. Zitternd schrieb er am 28. October der Herzogin: „Was Ew. Kön. Hoheit an mir gethan, dafür flehe ich bald unter Vielen den Lohn vor Gottes Thron. Ewig mit dankbarem Geiste Ew. Kön. Hoheit allerunterthänigster E. T. Meine unglückliche Familie, der ich nichts erwerben konnte — ach, gedenken Ew. Kön. Hoheit, wenn sie leidet (ich war ja ihr Vater), auch ihrer." Seine Bitte fand ein theilnehmendes Herz. Am folgenden Tage schickte ihm die Herzogin durch seinen Arzt, den Medicinalrath Dr. Olberg, nachstehendes Schreiben: „Wörlitz, den 29. Okt. Lieber Tillich. Thränen entquollen meinen Augen, als ich gestern Abend Ihre

Handzüge zu lesen bekam, und vor Gott ergoß sich in diesen Thränen heißes Flehen, damit Er mich tüchtig mache, Ihren Wünschen und Ihrem mir bewiesenen Zutrauen zu entsprechen. Er, der gesagt hat:

Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Leibes erbarme?
Vergäße sie sein;
Ich will dein nicht vergessen!

der wird sich im Leben und im Tode auch über uns erbarmen; und so beruhige sich Ihre schöne Seele. Gott sei mit Ihnen und beten Sie für Luise." Schon war T. zu schwach, der Herzogin selbst noch schreiben zu können. Dr. Olberg übernahm seine Antwort und schrieb der Herzogin: „Dessau, den 29. Okt. 1807. Gnädigste Fürstin. Ich habe das trostbringende Schreiben dem armen, bereits sterbenden Tillich selbst eingehändigt, an seinem Bett geöffnet und ihm auf Verlangen vorgelesen. Er faltete die Hände und sammelte am Schluß der herrlichen Zeilen seine Kräfte, die Worte „nun Ruhe und Auflösung!" herzustammeln. Die Mutter weinte laut und der arme Kranke war so gerührt, daß er bei seiner ohnehin so großen Schwäche nichts weiter hervorbringen konnte. Die Wünsche der armen Mutter sind gewiß äußerst klein und bescheiden. Gott segne und belohne Sie dafür! O." Am 30. Octbr. meldete Olberg nach Wörlitz: „Gnädigste Fürstin! heut morgen drei Viertel auf 8 Uhr sank der gute edle Tillich in den Todesschlummer. Ruhe und Frieden der Asche dieses deutschen hochherzigen Mannes! O." Und „Segen! dreifacher Segen der edlen Fürstin!" setzt Mahlmann in seinem Nachrufe, dem wir diese letzten brieflichen Mittheilungen entnommen haben, „von tiefer Rührung ergriffen" hinzu.

Tillich's Ruhestätte befindet sich auf der Südseite des sogenannten alten Gottesackers (Friedhof I) bei Dessau. Erst vier Jahre später erhielt das Gewölbe, in dem er beigesetzt ist, eine Gedenktafel, die ihm von vier Verehrern, dem Oberhofmeister v. Berenhorst, dem Major v. Knebel, dem Oberst v. Chambord und dem Geh. Rath v. Rode gewidmet wurde. Sie trägt nachstehende, angeblich vom Geh. Rath v. Rode verfaßte Inschrift:

Hier die heilige Gruft des weisen Erziehers der Jugend,
Tillichs, dem Jüngling und Greis Thränen der Dankbarkeit zollt.
Daß nicht zu hell sich der himmlische Funken im Menschen entwickle,
Riß ihn ein strenges Geschick früh aus dem wirkenden Kreis.

In der Leitung des Instituts trat durch Tillich's Tod keine Unterbrechung ein. Der oben erwähnte K. S. A. Richter hatte sich so schnell in die Lehr- und Erziehungsweise der Anstalt eingearbeitet, daß er schon jetzt die Direction übernehmen konnte und, da auch sonst mancher, dem Institut vortheilhafte Wechsel der Lehrkräfte mittlerweile eingetreten war, sie auch mit bestem Erfolge eine Reihe von Jahren führte. „Die Befolgung Tillich'scher Grundsätze und seiner Methode", schreibt Richter in seinem Berichte (1810), „wird nie aus den Augen verloren". Doch nehmen wir unter ihm eine viel nachdrücklichere Behandlung des Sprachunterrichts wahr. Hatte T. den Gesammtunterricht in einen mathematischen und einen historischen getheilt, so finden wir bei Richter den Sprachunterricht diesen beiden als dritten gleichberechtigten hinzugefügt. Richter dringt hiebei auf einen psychologisch berechneten Stufengang: Organbildung, Lesen (nach Olivier's Methode), Bildung der Sprachfähigkeit, Bildung richtigen Gedankenausdrucks nach gegebenem Stoffe, Uebungen der Darstellung des Selbstgedachten und Selbstgefundenen, Einführung in das Gebiet der Wissenschaftlichkeit, das sind die Ueberschriften der von ihm angenommenen sechs Curse. In den fremden Sprachen begnügte man sich mit dem geringsten Maaße des Grammatischen und

schritt sofort zur Lectüre. Im Latein wurden die leichten Historiker, etwas von Cicero, Horaz und Virgil gelesen, dabei wurde der lateinische Aufsatz geübt und lateinisch disputirt; im Griechischen beschränkte man sich (wenigstens anfangs) auf Herodian und Homer; für englisch und französisch waren in Rubens und Prof. Dütoit besondere Lehrer angestellt, die den Unterricht in ähnlicher Weise behandelten. (Der Pensionspreis — Unterricht eingeschlossen — betrug jährlich 50 Louisd'or; Tanzen, Fechten, Reiten wurden besonders bezahlt.) Im J. 1818 wurde Richter zum Director der herzoglichen (höheren) Töchterschule in Dessau berufen, und damit fand die Tillich'sche Anstalt ihr Ende. Das Gebäude, das zum Teil schon seit einer Reihe von Jahren einer Casino-Gesellschaft zu geselligen Vereinigungen, Bällen u. dergl. überlassen worden war, wurde im J. 1821 zur Errichtung einer herzogl. öffentlichen Bibliothek bestimmt. Hier hatte Wilhelm Müller, der Dichter der Griechenlieder, als erster Bibliothekar seine Dienstwohnung, in der er im J. 1827 starb. Im J. 1893 wurde die Bibliothek in das Prinz-Wilhelms-Palais Unter den Linden verlegt und das bis dahin von ihr occupirte Haus der Intendanz des Herzogl. Hoftheaters zu Wohn- und Geschäftsräumen übergeben. Richter blieb nur kurze Zeit in seiner neuen Stellung, indem er schon Ostern 1819 die erste Lehrerstelle an der höheren Gewerbe- und Handelsschule in Magdeburg (später die Directorstelle an einer höheren Töchterschule daselbst) übernahm. Zuletzt zog er als pensionirter Professor wieder nach Dessau zurück, wo er im J. 1867 hochbetagt starb.

Ueber T. und seine Schriften vgl. J. G. Meusel, Das gelehrte Deutschland im 19. Jahrh. IV (1812), XXI (1827). — Ernesti in Hirsching's Handb. XIV, Abth. 1, S. 334—337. — Mahlmann, Zeitung f. die elegante Welt, Jahrg. 1804, 1805, 1806 u. 1807. — National-Zeitung der Deutschen 1807, Stück 48. — A. G. Schmidt, Anhalt. Schriftsteller-Lexikon, Bernburg 1830. W. Hosäus.

Tillier: Johann Franz v. T., geboren 1662, † 1739, entstammt einem alten Berner Geschlechte und trat als junger Mann in den Waffendienst. Im J. 1708 erhielt er die Bestallung zum Oberst in den im kaiserl. Kriegsdienst stehenden Erlach'schen Infanterieregiment, und zwar hauptsächlich „in Ansehung seiner bei Entdeckung des feindlichen verrätherischen auf Freiburg angezielten Absehens ungemein bezeigten Treue". Villars hatte nämlich während der winterlichen Waffenruhe unausgesetzt daran gearbeitet, sich durch Verrath Freiburgs, des Hauptbollwerks von Süddeutschland, zu bemächtigen. Wie die meisten derartigen Unternehmungen schlug auch dieses fehl. Villars' Unterhändler Wenz in Basel hatte den Fähnrich Frey von der Besatzung des unteren Schlosses zu gewinnen gesucht, dieser aber den Anschlag unverzüglich seinen Vorgesetzten Hauptmann Hurter und Oberstlieutenant T., der letztere aber dem FML. Harsch angezeigt und die Unterhandlungen mit deren Bewilligung fortgesetzt. Gegenveranstaltungen des FZM. Thüngen auf die Kunde, daß Anfang Januar ein starkes feindliches Detachement mit Artillerie von Straßburg rheinaufwärts marschirt sei und daß um Fort Louis viel Truppen versammelt würden, machten das französische Unternehmen scheitern. Im J. 1713 wurde Oberst T. in Freiburg bei dem Angriff auf die Contre-escarpe nebst etwa 100 meist verwundeten Leuten im gedeckten Wege gefangen genommen, vom Kaiser wegen seines rühmlichen Verhaltens bei dieser Belagerung nachträglich belobt und ihm im J. 1715 das freigewordene früher Erlach'sche Schweizerregiment verliehen. Im folgenden Jahre wurde er Generalfeldwachtmeister und im J. 1717 dessen Beibehaltung im kaiserlichen Dienste, gelegentlich der Entlassung der Schweizerregimenter, beantragt. 1719 stand er bei der Armee auf Sicilien, nämlich beim Corps des FML. Alexander Grafen Bonneval. 1723 wurde er Feldmarschall-Lieutenant,

1730 Festungscommandant in Peterwardein, und erhielt im J. 1733 wieder das Commando in Freiburg, wo er am 29. März 1739 hochbetagt starb.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, herausg. von der kriegsgeschichtl. Abthlg. des k. u. k. Kriegsarchivs. — Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich 45. Bd. (besonders über dessen Familienverhältnisse). C. v. Duncker.

Tillier: Johann Anton Freiherr v. T., kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant, ein Sohn des 1739 gestorbenen Feldmarschall-Lieutenants und Commandanten von Freiburg Johann Franz v. T., geboren 1721 zu Bern, † 1761. T. trat mit 15 Jahren in die kaiserliche Armee. Im Erbfolgekriege Hauptmann bei Bärnklau-Infanterie (Nr. 49), wurde er 1746 Major, zeichnete sich bei der Unternehmung in der Provence im December genannten Jahres aus und ward dann zu Pallavicini-Infanterie (Nr. 15) übersetzt, in welchem Regimente er im September 1755 zum Oberst vorrückte. Bei der Belagerung von Schweidnitz that sich T. hervor, wurde im März (6.) 1758 Generalmajor und erhielt für seine Leistungen in der Schlacht bei Hochkirch, wo er unter FML. Graf Lacy's Befehle stand, das Ritterkreuz des 1757 von der Kaiserin gestifteten Militär-Maria-Theresien-Ordens. Im weiteren Verlaufe des siebenjährigen Kampfes zeichnete sich General T. noch zu wiederholten Malen aus und wurde 1760 (17. Februar) zum Feldmarschall-Lieutenant befördert. Die Strapazen des Feldlebens hatten jedoch seine Gesundheit außerordentlich angegriffen und er war gezwungen, den activen Dienst noch im selben Jahre zu verlassen. Im Januar des folgenden Jahres starb der erst 39jährige General. T. hatte sich nicht nur im Lager- und Feldleben ausgezeichnet, er war auch während seiner Dienstzeit wiederholt zu Missionen an den Höfen von St. Petersburg und Turin verwendet worden.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden u. seine Mitglieder I. C. v. Duncker.

Tillier: Johann Anton v. T., Landammann von Bern und Geschichtsschreiber, wurde am 24. Januar 1792 getauft (der Tag der Geburt findet sich nirgends angegeben, Bernischer Sitte entsprechend). Seine Familie, die seit 1415 in Bern niedergelassen war und vom Anfang des 16. Jahrhunderts an unter die Junkergeschlechter gezählt wurde, hat dem Lande eine lange Reihe bedeutender und verdienter Männer geliefert. Samuel Tillier wurde 1715 vom Kaiser in den Reichsritterstand erhoben und Johann Anton (1705—1771) gelangte 1754 zur Würde eines Schultheißen der Republik. Mehrere Tillier haben sich im Dienste des österreichischen Hauses ehrenvoll hervorgethan, so besonders der Freiherr Johann Franz (1662—1739), k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Festungscommandant von Peterwardein und Obercommandant von Freiburg im Breisgau, und dessen zwei Söhne, (s. S. 309 f. S. 312) die Freiherren Johann Anton (geboren in Bern 1721, † in Padua 1761) und Joseph Maximilian (1727—1788), welche beide ebenfalls zum Rang eines Feldmarschall-Lieutenants gestiegen und zu Rittern des Maria-Theresien-Ordens ernannt worden sind. Ein anderes Mitglied der Familie, Anton Ludwig (geb. 1750), galt als ein Anhänger der französischen Revolutionsgrundsätze und wurde, nach einer erfolglosen diplomatischen Sendung nach Paris, im J. 1798 von den Räthen der helvetischen Republik zum ersten Regierungsstatthalter des Kantons Bern ernannt. Der Vater unseres Johann Anton, die nämlichen in der Familie üblichen Vornamen tragend (geb. 1759), war erst im Dienste der Niederlande und stand beim Einfall der Franzosen in die Schweiz an der Spitze eines Bernischen Milizregiments. Johann Anton empfing die gewöhnliche Bildung der Bernischen Jugend, indem er theils häuslichen Unterricht erhielt, theils

die öffentlichen Erziehungsanstalten besuchte. Nach einem Aufenthalt in Genf ging er indessen noch nach Deutschland, wo er an der Universität Jena historischen und juridischen Fachstudien oblag, nach seiner eigenen Erklärung insbesondere von dem Historiker Luden angezogen und angeregt wurde, aber auch nicht unterließ, sich in Weimar für die Heroen der deutschen Litteratur zu begeistern. Vermöge seiner Abstammung zum Staatsdienste bestimmt, wurde er 1823 Mitglied des Großen Rathes und im folgenden Jahre Appellationsrichter, das heißt Beisitzer im obersten Gerichtshofe. Als erste Frucht seiner Studien erschien 1829 und 1830 seine „Geschichte der europäischen Menschheit im Mittelalter" (Frankfurt a. M.) in 4 Bänden, ein Werk, das damals gerühmt, heute aber unbekannt geworden ist. Durch die politischen Ereignisse des Jahres 1830 wurde er jetzt der Aufgabe des Geschichtsschreibers entzogen. In seinen Ansichten der aristokratischen Regierungsform durchaus abgeneigt, sah T. in dem Sturz des Patriciats und der Einsetzung einer volksthümlichen Verfassung einen nothwendigen und berechtigten Fortschritt. Als Vorstand der städtischen Polizei widersetzte er sich im December 1830, freilich erfolglos, der aus Mißtrauen gegen die Bewegung hervorgegangenen Errichtung einer Bürgerwehr. Er wurde in den neuen Großen Rath gewählt und nahm diese Wahl an, wodurch er sich von der Mehrheit seiner Standesgenossen trennte. Unter seiner nunmehrigen Umgebung ebenso durch gesellschaftliche, wie durch wissenschaftliche Bildung hervorragend, erlangte er rasch eine gewisse Bedeutung. Schon im März 1831 hatte er wegen der sogenannten Militärcapitulationen mit dem Gesandten Frankreichs zu unterhandeln und erreichte dabei einige nicht unwichtige Zugeständnisse; im September gleichen Jahres, als in Neuenburg ein gegen die preußische Herrschaft gerichteter Aufstand ausbrach, wurde T. mit dem Graubündner Bundeslandammann Joh. Ulrich Sprecher als „eidgenössischer Commissär" abgeordnet. Von Truppen unterstützt, gelang es ihnen, einen Vertrag zu Stande zu bringen, laut welchem der frühere Rechtszustand hergestellt wurde, die Aufrührer aber straflos blieben. Gleich darauf, im October 1831, berief ihn nun der Große Rath von Bern zum Mitgliede des Regierungsrathes. Als solches erhielt er eine neue Sendung zur Beschwichtigung der immer noch aufgeregten Bevölkerung der Jurabezirke. Allein bereits drohte überhaupt die Bewegung die Grenze zu überschreiten, die dem vorsichtigen Mann als die richtige erschien; umsonst bekämpfte er die Trennung des Kantons Basel in zwei Theile, als die Landschaft eine demokratische Verfassung verlangte, die bisher herrschende Stadt aber eine solche nicht gewähren wollte. Im April 1832 trat er aus der Regierungsbehörde aus. Man bedurfte bald neuerdings seiner Dienste. Am 9. April 1833 kamen 380 polnische Flüchtlinge von Frankreich her auf Bernisches Gebiet, in der Absicht, in ihr Vaterland zurückzukehren. Allein Baden und Württemberg verwahrten sich kräftig gegen das Betreten ihrer Länder, Frankreich wollte sie nicht wieder aufnehmen, und der Kanton Bern sah sich genöthigt, sie einstweilen selbst zu unterhalten. Man wünschte die Polen den Rhein hinunter nach Amerika zu bringen und T. wurde nach Frankfurt an den deutschen Bundestag gesandt und von dort in den Haag an den niederländischen Hof, um die Erlaubniß zum Durchzug auszuwirken. Hier zogen sich indessen die Verhandlungen so sehr in die Länge, daß im November das Ministerium in Paris sich doch entschloß, den Flüchtlingen die Reise durch Frankreich zu gestatten, so daß Bern sich endlich von der bedenklichen Verwicklung erledigt sah. Im J. 1837 wurde T. vom Großen Rathe zu seinem Präsidenten, d. h. zum Landammann erwählt, und 1840 trat er von neuem in den Regierungsrath ein, vermochte aber auch jetzt nicht, das Ziel seines nicht unberechtigten Ehrgeizes zu erlangen, nämlich die Schultheißenstelle. Bei der Wahl für 1841 fielen 60 Stimmen

auf ihn, aber sein Rivale Karl Neuhaus (s. A. D. B. XXIII, 498) erhielt mit 108 Stimmen die Mehrheit, und dieses Verhältniß wiederholte sich später, als ihm, nach des Schultheißen Tscharner Tode Karl v. Tavel (s. den Artikel) vorgezogen wurde. T. hatte zu wenig Leidenschaft, um Einfluß zu üben, er war zu kühl, zu gemäßigt. Er hatte Ehrgeiz, aber auch so viel Selbstgefühl, daß er die höchsten Auszeichnungen von der gerechten Würdigung seiner Tüchtigkeit und Einsicht erwartete und sie nicht demagogischen Kunstgriffen verdanken wollte. Er war unabhängig genug, um seinen Freunden unbequem, aber nie energisch genug, um seinen Gegnern gefährlich zu werden; so blieb er isolirt und vermochte nicht, die Stellung zu erlangen, die ihm vor vielen Andern gebührte. Umsonst widersetzte er sich im Anfang 1845 den gesetzlosen Gelüsten, die in mehreren Kantonen sich regten, um in Luzern und der innern Schweiz gewaltsam eine Staatsveränderung herbeizuführen; umsonst war sein Bemühen, seine Miträthe von der Gefährlichkeit solcher Stimmung zu überzeugen und von geheimer Mitwirkung zurückzuhalten. Der Freischaarenzug vom 1. April 1845 mißlang; er stürzte nicht die Luzerner Regierung, wohl aber fiel die Bernische der unvorsichtig genährten Aufregung zum Opfer. Eine Verfassungsveränderung erfolgte im J. 1846, verbunden mit einem Wechsel der regierenden Männer. Befremdlich war es, daß T. sich auch mit dieser neuen Strömung rasch befreundete. Zwar aus dem Regierungsrathe verdrängt, wurde er noch 1846 und dann wieder 1848 zum Präsidenten des Großen Rathes erwählt, ohne freilich unter den einmal herrschenden Zuständen seine Grundsätze zur Geltung bringen zu können. Nachdem durch die glückliche Beendigung des Sonderbundskrieges und die Unterdrückung des bisherigen Widerstandes auch die Verbesserung der Einrichtungen für die Gesammtschweiz ermöglicht, und die neue Bundesverfassung von 1848 in Kraft getreten war, wurde T. von seinem Heimathskanton zum Mitglied des Schweizerischen Nationalrathes ernannt und suchte auch hier im Sinne der Mäßigung und Gerechtigkeit zu wirken. Mit Eifer, aber vergeblich, hatte er schon zuvor im Bernischen Rathe den Antrag verfochten, daß den im Bürgerkrieg Besiegten gegenüber volle Amnestie verkündigt werden sollte, indem er mit großem Ernste sich auf die geschichtlichen Beispiele berief für die unheilvollen Folgen der Proscriptionslisten und politischen Processe. Die Leidenschaften gingen zu hoch und gingen schließlich über ihn hinweg. Hatte er sich, seiner wirklichen Denkungsart zuwider, durch eine Scheinwürde für die junge radicale Schule von 1846 gewinnen lassen, so stand er nun, zum Unglück für ihn, vielleicht auch für seinen Kanton, mißtrauisch bei Seite, als im J. 1850 die Volksstimmung sich wieder in entgegengesetzter Richtung bewegte. Es trat ein neuer Wechsel in der Regierung ein; seine wahren Gesinnungsgenossen, die er freilich nicht als solche erkannte, und die ihn nicht mehr als solchen anerkennen wollten, kamen zur Herrschaft; aber von T. war jetzt gar nicht die Rede: die politische Laufbahn des von allen Seiten verkannten Mannes in seiner engeren Heimath hatte vor der Zeit ihr Ende erreicht. Nur im schweizerischen Nationalrathe hatte er noch einmal Gelegenheit, in einer höchst bemerkenswerthen Weise von seiner staatsmännischen Einsicht und seiner rednerischen Begabung Zeugniß zu geben. Am 13. December 1850 trat er für die Rechte des freiburgischen Volkes ein, dessen übergroße, streng katholisch gesinnte Mehrheit von einer anders denkenden, durch eidgenössische Gewalt eingesetzten und nur durch diese gehaltenen Partei regiert wurde. Alle Beschwerden der also Unterdrückten blieben ungehört. Mit großer Kraft verlangte T. Abhülfe gegen einen solchen, allen Grundsätzen der Demokratie, ja der einfachsten Klugheit widerstreitenden Zustand. Die Rede, die man „ein parlamentarisches Meisterstück“ genannt hat, wurde nachher in deutscher und in französischer Sprache gedruckt und verbreitet. Sie machte,

wenn sie auch für den Augenblick nicht durchzubringen vermochte, doch gewaltigen Eindruck und stellte T. nach allgemeinem Urtheil in die Reihe der ersten Redner der Schweiz. Ein sonst nicht übermäßig günstig lautender Nekrolog in der „Allgemeinen (Augsburger) Zeitung" bezeichnet sie als einen „schönen Schlußstein seines öffentlichen Wirkens". Ein Schlußstein ist sie gewesen; denn bei der Neuwahl im J. 1851 wurde T. auch aus dem Nationalrathe verdrängt. Seine Stellung zwischen den Parteien mußte ihm fast unvermeidlich den Schein der Charakterschwäche zuziehen, und dies um so leichter, weil er das Bedürfniß, um jeden Preis am politischen Leben theilzunehmen, nur allzu deutlich sichtbar werden ließ. Wenn somit diese Thätigkeit als Staatsmann schließlich ebensowenig für das Land ersprießlich, als für ihn selbst befriedigend war, so ist es um so mehr zu bedauern, daß sie ihn in der Erfüllung seiner Aufgabe als Geschichtsschreiber gehemmt hat. Dem früher erwähnten historischen Werke folgte erst in den Jahren 1838 und 1839 ein zweites, seine „Geschichte des Freistaates Bern" in 5 Bänden, mit eigenem Registerbande, eine Arbeit, die trotz außerordentlichen Fleißes doch der vollen Gründlichkeit und Durcharbeitung ermangelt. Die Zeiten des 13. und 14. Jahrhunderts sind ungenügend behandelt und längst durch bessere Darstellungen ersetzt. Vollständiger und zuverlässiger sind die spätern Bände, für welche dem Verfasser das Material leichter zugänglich war; sie geben bis zur Stunde noch die beste Berner Geschichte. 1843 erschien die „Geschichte der Helvetischen Republik" (1798—1803) in 3 Bänden; 1845 und 1846 die „Geschichte der Eidgenossenschaft unter der Herrschaft der Vermittlungsacte" (1803—1813) in 2 Bänden; 1848—1850 die „Geschichte der Eidgenossenschaft während der sogenannten Restaurationsepoche" (1814—1830) in 3 Bänden, und endlich 1854 und 1855 die „Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts" (1830—1848) in 3 Bänden. Die Veröffentlichung des letzten Werkes sollte T. nicht mehr erleben. Er starb am 16. Februar 1854 in München, wohin er in den letzten Jahren übergesiedelt war. Nach dem Tode seiner ersten Gattin, Philippine v. Tscharner (1841), hatte er sich zum zweiten Male verehelicht mit der Freifrau Josephine v. Weiler aus Mannheim, der Tochter des gewesenen badischen Ministers. Diese machte er nun, da beide Ehen kinderlos geblieben, und er selbst der letzte seines Geschlechtes war, auch zur Erbin seines sehr ansehnlichen Vermögens, ein Resultat, das in seiner Vaterstadt eine gewisse Enttäuschung hervorrief und nicht dazu angethan war, die vorhandene Verstimmung gegen den trotz allem doch wohlbegabten, edeldenkenden und hochverdienten Mann verschwinden zu machen. Nur die Handschriften seiner Werke, seine zahlreichen historischen Auszüge und Vorarbeiten und seine Sammlung von Flugschriften und Actenstücken übergab er der Bernischen Stadtbibliothek. Es befindet sich darunter auch eine Jugendarbeit, ein gar nicht übel gelungenes Lustspiel, das im Berner Taschenbuch, Jahrgang 1881, abgedruckt worden ist.

Quellen: v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts, wo nicht ohne eine gewisse Eitelkeit von der Person des Verfassers viel erzählt wird. — Blösch, Ed. Blösch und dreißig Jahre Bernischer Geschichte, 1872. — v. Mülinen, Prodromus einer Schweizerischen Historiographie. Bern 1874. — Allgem. (Augsb.) Zeitung 1854, Beil. zu Nr. 60 und 272. — Verhandlungen des Großen Rathes des Kantons Bern, Jahrgänge 1831—1849. Blösch.

Tillier: Joseph Maximilian Freiherr v. T., k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Ritter des Maria-Theresien-Ordens, geboren zu Novara 1729, † 1788 zu Wien. Ein Bruder des Johann Anton T. Er begann seine militärische Laufbahn im J. 1742 während des Erbfolgekrieges. Im siebenjährigen

Kriege bereits Major bei Simbschen-Infanterie, wurde er am 1. December 1758 Oberstlieutenant und im folgenden Jahre am 5. Juni zum Oberst beim Infanterieregiment Nr. 52 ernannt. Im Treffen bei Adelsbach (6. Juli 1762) that er sich rühmlichst hervor und erhielt für die entscheidende Waffenthat dieses Gefechtstages in der neunten Promotion des Ordenscapitels (am 21. November 1763) das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Am 31. December 1770 wurde T. Generalmajor, 1773 (1. Mai) Feldmarschall-Lieutenant, 1775 auch Inhaber des Infanterieregiments Nr. 14. Am 19. October 1776 trat er in den Ruhestand und starb am 7. October 1788 in Wien.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden und seine Mitglieder I. C. v. Duncker.

Tilly. Der Name Tilly kommt in der Geschichte der deutschen Schauspielkunst ziemlich häufig vor, doch will es uns bei keinem Träger dieses Namens gelingen, ein sicheres Bild seiner Wirksamkeit zu gewinnen, obwohl in den Handbüchern und Theatergeschichten mit ehrenden Beinamen für sie nicht gegeizt wird. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wird ein T. genannt, der zu den Bekannten des Wiener Hanswursts Gottfried Prehauser gehörte und später mit einer eigenen Gesellschaft in Deutschland umherzog. Nach Wurzbach wäre dieser T. 1716 in Wien geboren und 1781 gestorben. Es ist möglich, daß Johann Baptist T., den Meusel, Gel. Teutschl. VIII, 74 erwähnt, der Sohn des ebengenannten Schauspieldirectors war. Nach Wurzbach ist dieser T. um 1754 in Wien geboren und 1795 in Braunschweig gestorben. Doch ist diesen Angaben nicht zu trauen, da Wurzbach nach Meusel berichtet, daß T. im Mai 1798 aus Hamburg entwichen sei, wo er als Schauspieler gewirkt habe. Derselbe Mann war auch als Dichter von Schauspielen thätig, die Goedeke im Grundriß 4², S. 450 aufführt. Ein Schauspieler dieses Namens wirkte im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in Prag, wo er in Väterrollen geachtet war. Vielleicht war er der Gatte jener Albertine T., die im J. 1810 in Prag starb und die zu ihrer Zeit für eine der tüchtigsten deutschen Schauspielerinnen galt. Sie war eine geborene Schochert, stammte aus Berlin und war von 1779—1802 bei der Döbbelin'schen Gesellschaft daselbst engagirt. Wurzbach hält diese Albertine T. für die Gattin des erwähnten Johann T. und berichtet endlich noch von einer Edmunda T., die die Schwester Johann Tilly's und als Madame Scholz die Mutter des berühmten Komikers Wenzel Scholz gewesen sein soll. Leider lassen sich seine Angaben nicht controlliren und sichere Daten ohne eingehende Studien der alten Theateralmanache und Theaterzeitungen überhaupt nicht angeben.

Vgl. Wurzbach XLV, 160—162. — K. Herloßsohn, H. Marggraff u. A., Allgem. Theaterlexikon. Neue Ausgabe. VII, 321. Altenburg und Leipzig 1846. H. A. Lier.

Tilly: Johann Tserclaes Graf v. T., Heerführer der katholischen Liga, einer der namhaftesten Feldherren des dreißigjährigen Krieges. Er stammte aus dem alten brabantischen Adelsgeschlechte der Tserclaes und war auf dem Schloß Tilly bei Genappe oder zu Brüssel im Februar 1559 als zweiter und jüngster Sohn seiner Eltern geboren. Als er neun Jahre alt war, wurde der Vater, Martin Tserclaes, wegen Betheiligung an dem „Compromiß der Edlen" und ihren aufständischen Bewegungen gegen die spanische Regierung in den Niederlanden zu ewiger Verbannung verurtheilt und seiner dort gelegenen Güter für verlustig erklärt (September 1568). Dagegen bezeichnet es die Richtung der Mutter, einer geborenen v. Schierstaedt, daß sie den zehnjährigen Johann den Jesuiten zur Erziehung übergab; nach kurzem Aufenthalt in ihrem Colleg zu Châtelet im Stift Lüttich, kam er mit ihnen nach Köln. Daß er aber als Novize

bei ihnen eingetreten sei, läßt sich trotz seiner früh auf ascetische Frömmigkeit gerichteten Neigungen keineswegs behaupten; sicher ist, daß er sich vielmehr mit ganzer Seele für die militärische Laufbahn entschied. Und der Umstand, daß sein Vater, nach völliger Trennung von den alten Freunden und Verbindungen im April 1574 von König Philipp II. begnadigt, in die Heimath zurückkehren, die eingezogenen Güter wieder übernehmen durfte, mag nicht wenig dazu beigetragen haben, dem dankbaren Sohn die Bahn vorzuschreiben, die wir ihn fortan wandeln sehen. Indem er sich zunächst dem Dienst der spanischen Krone widmete, hatte er das Glück, in eine vorzügliche Kriegsschule, in die des Herzogs von Parma, Alexander Farnese's, einzutreten. Gleich anderen Edelleuten seiner Zeit begann er mit der Pike in der Hand zu dienen; als Volontär zog er mit dem Regiment des Grafen Octavio v. Mansfeld zuerst ins Feld und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. Dieser Mansfeld empfahl ihn den katholischen Bundesgenossen Spaniens in Deutschland, als es (1583) den vom alten Glauben abgefallenen Kölner Kurfürsten Gebhard Truchseß von Waldburg zu bekämpfen und zu vertreiben galt. An der Spitze einer vornehmen Compagnie half T. dazu in einer Reihe siegreicher Gefechte mit. Als aber (1584) das Ziel des kölnisch-westfälischen Krieges erreicht, Gebhard und seine Schaar vertrieben war, ergriff T. von neuem als einfacher Volontär die Pike, um an der weltberühmten Belagerung von Antwerpen theil zu nehmen. Und nachdem diese Feste gefallen, ließ er, infolge der Einmischung Philipp's II. in die religiös-politischen Wirren Frankreichs und Dank seinem intimen Verhältniß zu der Heiligen Ligue, sich bei dem spanischen Hülfscorps gebrauchen, das Alexander Farnese den Guisen sandte. Im Cürassierregiment des Grafen Ab. v. Schwarzenberg befehligte er eine Compagnie und that sich namentlich in der Schlacht von Auneau, wo das Heer der deutschen Protestanten unter Graf Fabian v. Dohna geschlagen wurde, hervor. Auch im Dienste des Herzogs von Lothringen, in den er darauf eintrat, kämpfte er weiter für die Heilige Ligue und damit zugleich für Spanien, wenn auch, wie an dem Tage von Ivry (1590), das Kriegsglück seiner Partei nicht immer hold blieb. Zur Belohnung seiner Thaten ward er vom Herzog von Lothringen zum Gouverneur von Dun und Villefranche ernannt; und er hielt diese Plätze bis 1594, wo sie durch den Theilfrieden Lothringens mit Heinrich IV. von Frankreich an letzteren übergingen. Gern, wie es heißt, hätte dieser König T. selber zu sich herübergezogen; glänzende Anerbietungen soll er ihm gemacht haben. Aber der belgische Edelmann und Soldat blieb der Krone Spanien sowie dem streng katholischen Princip getreu und widerstand.

Für die nächstfolgenden Jahre läßt sich von T. wenig melden. Nicht einmal den Zeitpunkt kennen wir, wo er, ähnlich wie sein älterer Bruder Jakob, nach Ungarn zog, um für das Gesammthaus Habsburg wider den Erbfeind des christlichen Namens zu kämpfen. Als der alte Liguistenführer Herzog von Mercoeur durch Rudolf II. zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen im Kriege gegen die Türken berufen wurde, erhielt hier auch T., wegen seiner früheren Verdienste im Kriege der Ligue, eine höhere militärische Charge, und einige der schwierigsten Aufgaben wurden ihm gestellt. Seine muthigen Diversionen zur Rettung der strategisch hochwichtigen Festung Canissa, die im Herbst 1600 von den Türken belagert wurde, hatten freilich nicht den gewünschten Erfolg. Nur einen schwachen und vorübergehenden Ersatz für den unabwendbaren Fall Canissas gewährte ein Jahr später unter seiner hervorragenden Mitwirkung die Erstürmung von Stuhlweißenburg. Die Ungläubigen eroberten den letzteren Platz schon im August 1602 zurück — zu einer Zeit, da T. vom Kriegsschauplatz abwesend war. Denn mit einem Oberstenpatent Kaiser Rudolf's vom 7. Mai d. J. zur Errichtung eines Fußregiments von 3000 Wallonen versehen, weilte

er damals im Stift Lüttich und traf mit seiner mühsam zusammengebrachten Mannschaft erst während des September im Lager von Raab, dem kaiserlichen Hauptquartier, wieder ein. Gleich im folgenden Monat aber sollte dieses Regiment im Sturm auf Ofen, der vom Erzherzog Matthias zur Revanche für Stuhlweißenburg beschlossen war, seine Feuertaufe erhalten. Mit T. an der Spitze, stürmte es die Wälle, half es sich der Vorstädte bemächtigen. Allein der Generalsturm gegen die Festung mißlang; die tapferen Wallonen wurden bei dieser Gelegenheit fast schon aufgerieben und ihr Anführer T. selbst in der linken Schulter schwer verwundet. Es währte lange bis zu seiner Genesung; indeß war die nächste Zeit und das folgende Jahr (1603) überhaupt an kriegerischen Begebenheiten arm. 1604 von Kaiser Rudolf zum General der Artillerie ernannt, fand er endlich neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Dem von den Türken ernstlich bedrohten Gran eilte er im September zur Hülfe; durch das Feuer seiner Artillerie, das er erfolgreich auf die Belagernden richtete, trug er wesentlich zur Rettung dieser Hauptfestung bei. Aber freilich brachte noch das nämliche Jahr ihm, wie insgemein der kaiserlichen Heerführung, unerwartete und außerordentliche Beschwerden durch den weitreichenden, von den Türken geschürten Aufstand des siebenbürgischen Edelmanns Stephan Bocskay. Ein Winterfeldzug wurde dadurch nöthig, in welchem T. wiederholt in Gefahr gerieth von den hinterhaltigen Heyducken gefangen genommen zu werden. Erfolg und Mißerfolg wechselten jählings. Trotz aller Anstrengungen gelang es den aufs empfindlichste nothleidenden Kaiserlichen doch nicht, sich Siebenbürgens vor Bocskay zu sichern; es fiel in seine Hände. Daß aber T. hieran am wenigsten Schuld trug, ward ihm gleichsam durch seine ehrenvolle Ernennung zum Feldmarschall (1605) bezeugt. Mit eiserner Strenge suchte er den militärischen Geist der stark erschütterten Armee aufrecht zu erhalten. Als nun auch Gran fiel, ließ er alle höheren Officiere der Garnison vor ein Kriegsgericht stellen und neun von ihnen hinrichten. Zu schwach indeß an Kräften, um noch die Offensive zu ergreifen, mußte er sich auf die Wahrung der noch übrigen festen Plätze und zur Belästigung der Feinde auf einige kleinere Unternehmungen beschränken. Seine letzte Waffenthat war die glänzende Vertheidigung seiner Stellung bei Hydweg gegen ein überlegenes Corps von Türken. Zu verhindern vermochte er es bei alledem nicht, wenn in dem Friedensvergleich mit Bocskay (23. Juni 1606) Siebenbürgen diesem förmlich überlassen werden mußte. Daß nicht auch Ungarn völlig verloren ging, daß der im November mit den Türken geschlossene Friede zu Sitvátorok auch einige für die Kaiserlichen vortheilhafte Bedingungen enthielt, war immerhin nicht zum geringsten Theil der bisherigen kriegerischen Thätigkeit der belgisch-wallonischen Helden, T. obenan, zu verdanken. Unter der Ungunst der allgemeinen Verhältnisse, der Ohnmacht und Geldnoth des Kaiserhofes hatten sie leiden müssen, ohne größere Erfolge erringen zu können, wie gerade dieser Mann als begeisterter Kämpfer für die katholische Kirche sie erwartet und vom Himmel erfleht hatte.

Die Lage in Ungarn blieb nach wie vor sehr unsicher; und diese Unsicherheit wird T. vornehmlich bestimmt haben, auf seinem undankbaren Posten auszuharren. Als kaiserlicher Feldmarschall wartete er eben die weitere Entwicklung der Dinge ab. Der Ausbruch des bekannten Bruderzwistes zwischen Rudolf II. und Erzherzog Matthias schuf aber bald noch andere höchst peinliche Verhältnisse, von denen er dann gleichfalls unvermeidlich berührt wurde. Er war — obwohl nur passiver — Zeuge der Verhandlungen, die unter Matthias' Aegide im Januar 1608 zu der Preßburger Conföderationsacte zwischen den ungarischen und österreichischen Ständen führten. Matthias schickte ihn hierauf nach Prag mit dem Auftrage, diesen eigenmächtigen und bedenklichen Tractat, der seine

Spitze in Wirklichkeit schon gegen den Kaiser richtete, daselbst vor letzterem persönlich als eine zum Wohl der Christenheit bestimmte Handlung zu rechtfertigen. Sehr wahrscheinlich aber, daß der Erzherzog, der Tilly's streng monarchische Gesinnung und unbedingte Kaisertreue kannte, sich auf diese Weise seiner entledigen wollte. Unmittelbar nach seiner Abreise befahl er den kaiserlichen Officieren in Ungarn, ihre Truppen zu verabschieden — wohingegen er in den conföderirten Provinzen Werbungen für sich selber vorzunehmen gedachte. Weit entfernt, sich von Matthias irreführen zu lassen, eilte T. nach Prag, um Rudolf vielmehr über den wahren Sachverhalt aufzuklären und ihm angesichts der Gefahr seine Rathschläge zu ertheilen. Der unglückliche Geisteszustand, die zunehmende Schwermuth und Apathie dieses Kaisers machten seine Absicht in der Hauptsache zu Schanden. Doch erreichte er so viel, daß Rudolf durch eine besondere Proclamation (vom Februar) jene Truppen anweisen ließ, nur von ihm, als ihrem Feldmarschall, Befehle anzunehmen und ihre Fahnen nicht zu verlassen. Zu der ungarischen Armee zurückgekehrt, trat T. dem ehrgeizigen Erzherzog mannhaft entgegen. Und als, für ihre religiöse Freiheit fürchtend, jetzt auch die mährischen Stände, namentlich die mit Rudolf's Regierung längst unzufriedenen Adligen Mährens der „Preßburger Zusammenschwörung" beizutreten und so sich ebenfalls Matthias anzuschließen Miene machten, suchte der kaiserliche Feldmarschall dies durch militärische Demonstrationen zu verhindern. Er nahm mit seinen Truppen an der Grenze Mährens eine drohende Stellung ein. Trotzdem aber wurde am 19. April das Bündniß der mährischen mit den österreichischen und ungarischen Ständen zu großer Genugthuung des Erzherzogs und im antikaiserlichen Sinne vollzogen. Zur officiellen Rechtfertigung des Bündnisses erließ Matthias noch im nämlichen Monat ein Manifest, worin er zumal auch seinem Mißmuth über T. in den heftigsten Klagen Luft machte. Der habe mit seinem Kriegsvolk auf der mährischen Grenze gebrannt, geraubt und sich verlauten lassen, den Adel ausrotten zu wollen. Der Feldmarschall verantwortete sich, gleichfalls mit Hülfe der Presse, vor der Oeffentlichkeit; voller Entrüstung wies er die Verdächtigung, ein Räuber, ein Mörder, ein „heimlicher Ausrotter der löblichen Nobilität" zu sein, zurück. Und das um so mehr, je mehr er seine stets „aufrichtigen" Handlungen wider den Erbfeind christlichen Namens glaubte rühmen zu dürfen. Dem Kaiser treu ergeben — auch das betonte er hier — fuhr er aber fort, denselben zu strengem, energischem Vorgehen gegen die „Rebellen" aufzufordern. Für sich selbst erwirkte er den Auftrag zu einer neuen Truppenwerbung in seiner niederländischen Heimath. Und er betrieb sie mit solchem Eifer, daß er bereits im Juni ein kriegstüchtiges Corps von 5000 Wallonen zum Schutz des von Matthias mehr und mehr bedrängten Kaisers nach Böhmen führen konnte. In der That schien auch dieser unglückliche Fürst einen ungewohnten Anlauf zur Rettung seiner Integrität und seiner Ehre nehmen zu wollen. Indem er immer noch bei seinen vorwiegend getreuen Böhmen einen Rückhalt fand, ließ er kriegerische Aufgebote durch das ganze Land ergehen. Es schien, als würde sich unter Tilly's Commando ein großartiges Heer bei Prag concentriren. Allein, während sich diesem Commando einige deutsche Heerführer aus Eifersucht widersetzten, erlahmte Rudolf's Thatkraft schnell von neuem. Ja, unter dem Eindruck verstimmender Nachrichten aus dem Reiche bemächtigte sich seiner eine größere Niedergeschlagenheit als je. Tilly's ungeachtet verzweifelte er daran, dem in Böhmen eingedrungenen und bis in die Nähe von Prag gelangten Heere seines Bruders siegreich widerstehen zu können. Am 25. Juni trat er, ohne einen Schwertstreich geführt zu haben, dem ihm so verhaßten Erzherzog Matthias Ungarn, Oesterreich und Mähren ab. Wohl nahm Matthias, nachdem er seinen Willen durchgesetzt, sein Heer aus Böhmen wieder heraus; indeß auch Rudolf entließ, gänzlich er=

schlaffend, das seinige. Und damit endete nun auch Tilly's militärisches Amt, seine Thätigkeit im Dienste dieses Kaisers, dem er als solchem, als dem ersten weltlichen Herrscher der Christenheit und dem Oberhaupte des Hauses Oesterreich, als Blutsverwandten des Königs von Spanien, sich in hingebendster Weise gewidmet hatte. Nirgends hatte seinen heißen Bemühungen der Erfolg entsprochen; an unüberwindlichen Hindernissen, vor allem aber an der Trägheit und Indolenz, an der persönlichen Unfähigkeit des Monarchen waren sie gescheitert. Mit trauriger Resignation zog sich der Feldmarschall seit Sommer oder Herbst 1608 in das Privatleben zurück — bis er, erst beinahe zwei Jahre später, nach langen Verhandlungen von einer anderen Stelle aus zu einer hervorragenden und seinen Wünschen in der Folgezeit weit mehr entsprechenden, sein ganzes ferneres Leben erfüllenden Thätigkeit berufen wurde. —

Sein Ruf als Heeresorganisator und als Feldherr, als Kämpfer für den christlich-katholischen Glauben war wohl schon überallhin gedrungen; und so ersah sich ihn die in Deutschland neu begründete Liga, mit dem Herzog Maximilian von Baiern an der Spitze, zum Anführer ihrer Bundesarmee. Indem T. (Frühjahr 1610) auf das Anerbieten des Herzogs einging, nahm er übrigens erst definitiv seine Entlassung vom Kaiser. Er versprach, dem Hause Oesterreich gleichwohl auf immer treuergeben bleiben und bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihm auch fernerhin mit Gut und Blut dienen zu wollen. Die Interessen des Hauses Baiern und dieser neuen katholischen Liga konnte er sich gar nicht getrennt von denen des Kaisers und des Erzhauses denken. In den gegebenen Verhältnissen lag es jedoch, daß er selbst als Feldmarschall der Liga durch Maximilian von Baiern beständig in Anspruch genommen wurde und sich den militärischen Angelegenheiten dieses Herzogthums ganz besonders widmen mußte — wie er sich dem Herzog nun auch in erster Linie verpflichtet fühlte. So ließ er sich denn die Wehrfähigkeit des bairischen Volkes, die Landesvertheidigung Baierns vornehmlich angelegen sein, während er zugleich, an die Spitze einer Commission für die militärische Organisirung der Liga gestellt, ihr ein Heer schuf, dessen eigentlichen Kern dann wieder das bairische Contingent bildete. Maximilian's natürliches Uebergewicht in der Liga konnte T. bei dieser nur zu Statten kommen, da er ihm ein außerordentliches Vertrauen schenkte und von seinem Gutachten die Entscheidungen des Kriegsraths abhängig machte.

Daneben wurden dem kriegserfahrenen Manne bereits sehr früh auch gewisse diplomatische Verhandlungen, sei es im allgemeinen Interesse der Liga, sei es in dem speciellen Baierns, durch Maximilian übertragen. So nach der ersteren Richtung hin bei den Conferenzen, die der Bund im October 1610 mit den Bevollmächtigten des evangelischen Gegenbundes, der sogenannten Union, abhielt. So nach der ersteren, aber noch mehr nach der letzteren Richtung hin zur Beilegung der Irrungen, die zwischen Maximilian und seinem Nachbarn, dem eigenwilligen Erzbischof Wolf Dietrich von Salzburg, einem Gegner ebenso der Liga wie der Jesuiten, bestanden. Nach beiden Richtungen waren ernste Erfolge freilich kaum zu erwarten. Das Verhältniß zwischen Liga und Union war bloß das eines Waffenstillstands. Zwischen Baiern und Salzburg aber kam es schon 1611 zum offenen Bruch; Maximilian triumphirte über seinen Gegner und züchtigte ihn grausam, ohne damit allerdings der Sache der Liga zu nützen. Als unter mancherlei anderen Gefahren und Krisen, bei der unabwendbaren Eifersucht des österreichischen Erzhauses, der Fortbestand des Bundes dann doch in Frage kam, als Maximilian selbst zu Anfang 1616 das Amt des Bundesobersten niederlegte, blieb nichtsdestoweniger T. diesem Fürsten treu zur Seite. Er fuhr in seiner militärischen Arbeit zur Stärkung Baierns fort, da er in der zielbewußten und außergewöhnlichen Thatkraft des Baiernherzogs nun einmal die beste Bürgschaft für

die Wiederherstellung des Katholicismus in Deutschland erkannt hatte. Uebrigens legte Maximilian schon im Mai 1617 den Grund zu einer neuen Liga und bereitete bald nach Ausbruch des dreißigjährigen Krieges ihre völlige Wiederherstellung auf einer stärkeren Basis als bisher vor. Als Oberbefehlshaber über die gesammte Kriegsmacht des Bundes verließ er sich dabei aber mehr als je auf T. Dieser, längst als bairischer Generallieutenant bezeichnet, würde auch als solcher der Liga unbedingt anerkannt worden sein, wenn nicht der lothringische Prinz Franz von Vaudemont Anspruch auf diese hohe Stellung erhoben hätte. Lediglich Rücksichten auf Lothringen, dessen Hülfsmittel man für die Liga nutzbar zu machen, das man an dieselbe zu ketten hoffte, ließen von T. daher zunächst absehen. Mit anerkennenswerthem Tact trat er selber um der Sache willen vor seinem fürstlichen Rivalen zurück und begnügte sich mit dem Feldmarschallamt. Als dann aber Vaudemont seine Ansprüche fallen ließ, erhielt T. ohne Widerspruch die ihm gebührende Generallieutenant-Charge (1620). Mit Vorliebe scheint er sich indeß immer General oder Generallieutenant der Armee von Baiern genannt zu haben.

Er stand im Alter von 61 Jahren, und jetzt erst ward es ihm gegeben, sich als Feldherr im großen Stile zu zeigen. Herzog Maximilian hatte sich dem neuen Kaiser Ferdinand II. in dessen Bedrängniß gegen bedeutende Versprechungen verpflichtet, als unumschränkter Oberbefehlshaber der liguistischen Streitkräfte die Waffen für die Erhaltung des alten Glaubens und für die Rettung des Hauses Oesterreich zu ergreifen. Vornehmlich galt es, Böhmen wieder zu erobern und die Erhebung des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, der Ferdinand die böhmische Krone entrissen hatte, niederzuschlagen. Jedoch nicht ohne weiteres wagte Maximilian gegen Böhmen vorzugehen. Er hatte überdies noch besondere Interessen, erst das Land ob der Enns zu überziehen. Mit der schnellen Occupation desselben durch das Heer der Liga, durch T. wurde den aufständischen Böhmen aber bereits ein wichtiger Bundesgenosse entrissen; die überraschten und erschreckten Stände von Oberösterreich mußten dem Baiernherzog huldigen, auf ihr Bündniß mit jenen verzichten und noch dazu ihre Truppen dem liguistischen Heer überlassen. Dieser Erfolg bewog Maximilian und seinen Generallieutenant, den entscheidenden Schlag gegen Friedrich nicht länger zu verschieben: nur, daß sie zuvor noch ihre Vereinigung mit dem kaiserlichen Heer unter General Bucquoy ausführten. Bucquoy fand ihr Vorhaben doch auch so noch zu gefahrvoll; Maximilian hingegen trug kein Bedenken mehr, zum directen Marsch auf Prag anzutreiben. Zu seiner und seines Heeres Freude ward eine Erkrankung Tilly's schnell wieder gehoben, wie man annahm „durch die Reliquien des heiligen Ignaz". Immerhin verzögerte sich — nach einem fruchtlosen Versuch, erst Pilsen dem Grafen Ernst v. Mansfeld zu entreißen, sowie nach einem mißlungenen Angriff auf Rakonitz — der Vormarsch der beiden vereinigten Armeen nach Prag bis in den November hinein. Die liguistische zog voran; und T. ließ sie am weißen Berge, dem Fürsten Christian von Anhalt gegenüber, der mit seinen Truppen die Höhe besetzt hielt, sich in Schlachtordnung aufstellen. Auch dies Vorgehen hielt der kaiserliche General Bucquoy wegen des unleugbaren Vortheils der feindlichen Position für zu gewagt und mißbilligte es. In einem unter Maximilian abgehaltenen Kriegsrath stimmte er, T. zum Trotz, für Vermeidung des Kampfes. Daß es anders kam, soll nach einer freilich nicht verbürgten Erzählung namentlich das Verdienst eines Karmeliterpaters gewesen sein, der im festen Vertrauen auf den Sieg begeistert zum sofortigen Angriff gerathen hätte. Man ward an das Evangelium des Tages (es war Sonntag der 8. November), an die Worte desselben erinnert: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! — Worte, die T. in seinen späteren Feldzügen

gelegentlich mit besonderem Nachdruck gebraucht hat. Während Bucquoy seinen Widerstand fallen ließ, erfolgte der Angriff, der, nach anfänglichem hartem Kampfe, gar bald durch die Uebermacht und die überlegene Disciplin der katholischen Truppen in der That ihren vollständigen Sieg herbeiführte. Der Flucht des „Winterkönigs" Friedrich, der Unterwerfung Prags und der böhmischen Stände folgte die Unterwerfung fast des ganzen übrigen Landes durch T. Ihm übergab der nach München heimkehrende Herzog das Militärcommando in Böhmen, während der kaiserliche Feldherr nach Mähren weiter zog.

So großartige Vortheile aber auch der Sieg am weißen Berge dem Kaiser und der katholischen Sache brachte: noch stand in Friedrich's Söldnerhauptmann, jenem Ernst v. Mansfeld, dem liguistischen General ein hartnäckiger und schlimmer Feind entgegen. Entschlossen, sich in Pilsen zu halten, dachte derselbe noch sein Heer mit Aussicht auf Kriegsbeute locken und, zum Zweck der Rückeroberung des Königreichs Böhmen, beliebig vergrößern zu können — indeß T. nur von einem regelmäßig bezahlten Heere die ihm unentbehrlich erscheinende Kriegszucht und volle Kriegstüchtigkeit erwartete. An Truppenzahl fühlte dieser sich jenem freilich nicht gewachsen, so lange nicht die fürstlichen Mitglieder der Liga ihre Genehmigung zu Verstärkungen gegeben hatten. Als aber der Baiernfürst früh im J. 1621 auf dem Bundestage von Augsburg zur Unterstützung des Kaisers die Aufstellung einer Armee von 15 000 Mann und die Bewilligung der hierzu nöthigen Unterhaltsmittel erwirkte, nahm schnell auch T. wieder einen größeren Anlauf. Er entriß Mansfeld, dem ohnedies Pilsen durch den Verrath seiner Hauptleute verloren ging, eine Reihe kleinerer Plätze im westlichen Böhmen und drängte ihn auf die oberpfälzische Grenze zurück. Allein es trat nur eine Gefahr an die Stelle der anderen, als dieser Feind Böhmen nun verließ und in die Oberpfalz einrückte. Und die neue Gefahr erschien um so größer, als die Truppen der soeben aufgelösten Union den Fahnen Mansfeld's zuströmten — als auch sonst von allerhand Zuzug der mißvergnügten Protestanten zu ihm die Rede war. So würde T. ihn denn am liebsten umgehend verfolgt und angegriffen haben. Jedoch zum Einmarsch in die Oberpfalz, auf den Boden des Reiches, war der liguistische Feldherr nicht ermächtigt. Gleichsam mit gebundenen Händen stand er dem zügellosen Söldnerfürsten an der Grenze gegenüber und mußte ihn jenseits gewähren lassen: auch als aus dem Mansfeldischen Lager bei Waidhaus ein für ihn, T., schmähliches Gerücht ausgesprengt wurde. Dort nämlich sollte ein verdächtiger Italiener festgehalten worden sein und sich als zur meuchlerischen Ermordung Mansfeld's von T. und den Jesuiten gedungen bekannt haben. Bei seiner ritterlichen Ehre ließ der katholische General seinem Gegner versichern, daß dies erlogen sei. Gleichwohl ließ der letztere die angebliche Aussage des Italieners nachher noch durch den Druck veröffentlichen. Eine geraume Zeit verging, ehe die Genehmigung des Kaisers zum Einrücken ins Reich, zur Besetzung der Oberpfalz durch das Heer der Liga eintraf. Die Mansfelder wichen sodann zwar auch hier vor T. zurück: aber nur, um nach trügerischen Verhandlungen ihres Oberhauptes mit dem Baiernherzog den Kriegsschauplatz noch im Herbst 1621 nach der Unterpfalz zu verlegen. Maximilian sandte ihnen T. mit 10—20 000 Mann nach, jedoch zu spät, um ihre neueste Invasion zu verhindern. Hätte jener Söldnerführer die Zeit besser auszunützen verstanden und seine Kräfte nicht unnütz zersplittert, so würde er die Spanier, die als Alliirte des Kaisers dem Kurfürsten Friedrich V. bereits den größten Theil seines rheinischen Stammlandes entrissen hatten, vielleicht unschwer vertrieben haben. Mit Tilly's Ankunft daselbst wurde, was Mansfeld versäumt, vollends unmöglich. Auf der anderen Seite fand jedoch T. an Cordova, dem spanischen Commandanten in der Rheinpfalz, nicht den gewünschten Succurs, um den Feind „zertrennen

zu können“. Obwohl er Ladenburg am Neckar einnahm, durfte er noch nicht daran denken, die Uebergabe der Hauptstadt Heidelberg zu erzwingen. Der bevorstehende Winter ließ ihn den Beistand der Spanier noch weniger erwarten, und er selbst sah der Frostzeit in dem ihm unbekannten Lande mit Sorgen entgegen. Er setzte sich, so gut er konnte, am Neckar fest, um Mansfeld den Durchbruch nach dem Odenwald und den benachbarten geistlich-liguistischen Ländern zu verwehren. Da aber seine Soldateska abgemattet und stark zusammengeschmolzen, ihm auch die erwarteten kaiserlichen Mannschaften nicht zugekommen waren, so fühlte er sich zu schwach, dem beutegierigen Söldnerführer damals nach dem Elsaß zu folgen. Umsonst gab er zu Anfang 1622 den Rath: jeden, der diesen vom Kaiser wiederholt schon geächteten Widersacher begünstigen werde — hieß es u. a. doch, daß derselbe mit Hülfe der protestantischen Reichsstädte ein ungeheures Heer zu werben im Begriff sei — für vogelfrei zu erklären.

Beim Herannahen der besseren Jahreszeit beeilte sich der liguistische Feldherr, sich wenigstens zwischen Neckar und Rhein weiter auszubreiten. Am 5. April zerschlug er bei Bruchsal 28 Cornet Mansfeldische Reiter; darauf eroberte er Hilsbach und Eppingen. Schnell aber gebot ihm die Kunde, daß Mansfeld in Begleitung seines officiellen Kriegsherrn, des Kurfürsten-Pfalzgrafen Friedrich, und einer Armee von 18 000 Mann wieder auf dem rechten Rheinufer erschienen sei, hierauf Rücksicht zu nehmen. Und das um so mehr, als die Nachricht hinzukam, daß Mansfeld sich mit dem eben ins Feld ausrückenden Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und dessen achtunggebietenden Streitkräften zu vereinigen vorhabe. Nun kam es T. darauf an, diese Vereinigung durch einen schleunigen Angriff auf Mansfeld zu vereiteln. Unweit Wiesloch, bei Mingolsheim, fand am 27. April ein Treffen zwischen beiden Heerführern statt, das die numerische Ueberlegenheit der protestantischen Truppen indeß ungünstig für die katholischen gestaltete. T. zog sich nach Wimpfen zurück, um dort die Brücke über den Neckar zu wahren. Der gefürchteten Vereinigung Mansfeld's und des Markgrafen stand aber nichts mehr im Wege; und der Kurfürst-Pfalzgraf träumte bereits von glänzender Vergeltung für seine Niederlage bei Prag. Einer erdrückenden Uebermacht gegenüber schien Tilly's Lage so kritisch, wie nur je zu sein; Eilboten an den spanischen General Cordova schickend, erklärte er, daß die Wohlfahrt des Reiches auf dem Spiele stehe. Und diesmal zögerte der Spanier nicht, sich mit ihm zu verbinden. Dagegen begingen die feindlichen Befehlshaber den verhängnißvollen Fehler, sich alsbald wieder von einander zu trennen, der Markgraf überdies noch den, auch für sich allein, im Vertrauen auf seine wohlausgerüstete Armee, sich einem T. für überlegen zu halten. Er wähnte, ihn schlagen und nachher ohne Mühe durch die Oberpfalz von neuem in Böhmen einfallen zu können. Er rückte auf Wimpfen gegen T. los, und freilich war der Anfang der Schlacht, zu der er jenen hier am 7. Mai herausforderte, für ihn glückverheißend. Allein die Dinge wandten sich, als ein von ihm nicht erwarteter Eingriff der Spanier erfolgte. Und so erlitt denn Georg Friedrich eine völlige Niederlage. Ueber schwere Verluste hatten aber beide Parteien zu klagen; der katholische General ward durch die seinigen von ernstlicher Verfolgung seines Sieges abgehalten. Und neue Sorgen bedrückten denselben, als kurz darauf der braunschweigische Prinz Christian der Jüngere, der sogenannte „tolle Bischof“ von Halberstadt, nach arger Brandschatzung der geistlichen Stifter in Westfalen Miene machte, sich zur Wiedereroberung der Pfalz mit Mansfeld zu vereinigen. Nach Söldnerart führte Christian den Krieg wie dieser, während sein leidenschaftlicher Haß gegen die „Pfaffen“ und eigentlich

gegen alles Katholische ihn, aus der Ferne betrachtet, noch gefährlicher erscheinen ließ. Als Rächer des unglücklichen Pfalzgrafen-Kurfürsten oder vielmehr seiner schönen Gemahlin, für die er eine begeisterte Verehrung zeigte, hatte er geschworen, nicht eher ruhen zu wollen, als bis er auch Böhmen recuperirt haben werde. Mit diesem Mann also mußte T. jetzt rechnen; die Verbindung seines und des Mansfeldischen Heeres zu verhindern, beide möglichst getrennt nach einander zum Schlagen zu bringen, war sein nächstes bedeutsames Ziel. Durch einen Scheinangriff auf die Mannheimer Brücke (anfangs Juni) nöthigte er den für seine Stellung im Elsaß fürchtenden Mansfeld zur Umkehr von dem Marsch gen Norden, der seine Verbindung mit dem Halberstädter hatte herstellen sollen. Mansfeld eilte auf Mannheim zurück und verlor unterwegs bei Lorsch, von Tilly's und Cordova's vereinigter Macht bedrängt, wohl ein paar tausend Mann in heftigem Scharmützel. Schnell wandte sich der liguistische Feldherr darauf gegen den anderen, von Norden her anrückenden Feind, um ihn nicht weiter avanciren zu lassen. Mit unversehrter Macht war Christian bereits an den Main gelangt; sein auf etwa 20000 Mann geschätztes Heer besetzte schon die kurmainzische Stadt Höchst. Eben dorthin richteten T. und Cordova ihren Marsch. Christian erwartete sie vor Höchst am 20. Juni in voller Bataille; und sie nahmen noch am nämlichen Tage, nach Eroberung einiger Punkte in der Nähe, das Treffen an. Ihre taktische Ueberlegenheit, namentlich auch in Hinsicht der Artillerie, zeigte sich bald; noch vor Anbruch der Nacht schlugen sie Christian's mangelhafte Truppen in die Flucht; zahlreiche Flüchtlinge ertranken im Main. Die Besatzung von Höchst ergab sich; viele der Besiegten traten in liguistische Dienste über, so daß der Halberstädter sich nur mit etwa 6000 Mann gerettet haben soll. Und allerdings gelang es ihm jetzt doch, mit seinen Resten Mansfeld und Mannheim zu erreichen. Letzterer aber empfing ihn mit großen Vorwürfen: Christian hätte T. ausweichen sollen, anstatt sich mit diesem „alten Fuchs" tollkühn im Felde zu messen.

Wenn auch nicht schon von entscheidender Bedeutung, bildet der Tag von Höchst immer einen Glanzpunkt in Tilly's Kriegerlaufbahn. Auf diese zurückblickend dankte ihm demnächst Kaiser Ferdinand: daß er sich nun seit vielen Jahren um das H. R. Reich, das Haus Oesterreich und den allgemeinen Wohlstand(!) verdient gemacht und unsterblichen Ruhm geerntet habe durch Bekämpfung anfangs der Rebellen in den Niederlanden, dann des Erbfeinds der gemeinen Christenheit, der Türken, und nunmehr wieder der rebellischen offenen Feinde aller getreuen Kurfürsten und Fürsten, wie seiner selbst, des Kaisers. Ferdinand versprach ihm unvergeßlichen Dank, versprach, ihn zu „recompensiren". Und zweifellos war es ein Ausfluß der kaiserlichen Gnade, wenn T., der sich bis dahin nur als „Freiherr" gezeichnet, seit Ende Juli dieses Jahres den gräflichen Titel führte. Andere Auszeichnungen sollten folgen. Er aber, weit entfernt, auf seinen Lorbeern auszuruhen, eilte nach der Unterpfalz zurück, wo es — auch abgesehen von Mansfeld und Christian, die schnell nach dem Elsaß auswichen — noch die drei festen Städte Mannheim, Heidelberg und Frankenthal der pfälzischen Kriegspartei zu entreißen galt. Dem noch im Juli von Seite der beiden protestantischen Heerführer an T. gestellten Anerbieten, für eine Geldzahlung und für den Pardon des Kaisers in dessen Dienste treten zu wollen, wurde als einer bloßen Vorspiegelung keine Folge gegeben. Thatsächlich aber konnten sie sich in ihrer Geldnoth so wenig, wie in der Pfalz, im Elsaß mehr halten; ihr Abzug nach den Niederlanden kam der katholischen Kriegsleitung am Oberrhein äußerst gelegen. T. vermochte sich nunmehr ungestört der Belagerung von Heidelberg zu widmen. Am 16. September erstürmte er es; bloß ein Theil der Besatzung rettete sich vor dem Schwert der Eroberer aufs Schloß, das sich

indeß nur zwei Tage später durch Accord ergab. Zur Kriegsbeute wurde verhängnißvoller Weise auch die berühmte Bibliotheca palatina gerechnet, und als Tilly's oberster Kriegsherr vindicirte sich der Herzog von Baiern das Recht der Verfügung über sie, um ihren reichen Hauptbestandtheil bald darnach dem Papst Gregor XV. zu überlassen. T. selbst lieferte sie mit Freuden dem Vatican aus. Und auch sonst gab er als Sieger schon seine wahre Gesinnung, die eigentliche Tendenz des Kampfes zu erkennen. In der Stiftskirche zum hl. Geist ließ er den Gottesdienst wieder katholisch verrichten. Einige Monate später erließ er ein Decret zur Ausweisung aller calvinistischen Prediger aus der Stadt, das mit voller Strenge zur Ausführung kam. Gleichwohl aber wollte er nicht durch offene Proclamirung des Religionskrieges die Bevölkerung allzu sehr reizen; an anderen Orten in der Unterpfalz soll er an die Kirchen des calvinischen Bekenntnisses sogar Schildwachen zum Schutz des üblichen Sonntagsgottesdienstes haben stellen lassen. Er wollte offenbar dem Lauf der Dinge nicht vorgreifen und zuerst seine militärischen Aufgaben erfüllen. Von Heidelberg begab er sich sofort nach Mannheim und erstürmte auch diese Stadt nach einmonatlicher Belagerung, am 18. October. Auch hier suchte sich die Besatzung in die Citadelle zu retten; jedoch auch hier mußte letztere nach wenigen Tagen capituliren. Jetzt trotzte allein noch Frankenthal dem eifrigen Feldherrn; und der einbrechende Winter ließ damit freilich eine Lücke in seinem Werk, der im übrigen ganz vollendeten Eroberung der Unterpfalz.

Seine Armee bezog Winterquartiere in der Wetterau; er selber begab sich, einer Einladung des Kaisers folgend, zum Fürstentag nach Regensburg. Wie ein Donnerschlag aber traf in die Berathungen desselben die Nachricht, daß Mansfeld und Fürst Christian von Holland aus aufs neue in das Reich und zwar in den westfälischen Kreis eingebrochen seien. Mansfeld setzte sich in Ostfriesland fest und Christian — seit Februar 1623 — in Rinteln an der Weser mit der Absicht, sich von dort weiter im niedersächsischen Kreise auszubreiten, zunächst aber so viel Truppen als möglich an sich zu ziehen. Dies freilich unter dem Schein, als habe er den Dienst des geächteten Kurfürsten-Pfalzgrafen definitiv verlassen, als sei er dagegen in den unverfänglicheren seines Bruders Friedrich Ulrich, des regierenden Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, übergetreten, zugleich zu dem Zweck, dem niedersächsischen Kreis im Nothfall seinen Beistand zu leisten. Durch die Fiction, als bemühe er sich um den Pardon des Kaisers, suchte Christian noch immer T. zu täuschen; und dieser ließ ihn (im März) wenigstens auffordern, sich vertrauensvoll an den Kaiser anzuschließen, weil für einen deutschen Fürsten nur unter der kaiserlichen Fahne wahrer Ruhm zu ernten sei. Sich auf die Dauer täuschen zu lassen, war T. aber nicht der Mann. Das bedrohliche Anschwellen von Christian's Heer, seine Brandschatzungen im eigenen Stift Halberstadt wie im Stift Hildesheim und auf dem Eichsfeld, ferner bestimmte Nachrichten, daß er dem pfalzgräflichen Paar noch keineswegs entsagt habe, mußten an und für sich das allgemeine Mißtrauen rege halten. Und außerdem vernahm der liguistische General (im Mai), daß Christian vorhabe, sich auf die Länder des Kurfürsten von Mainz und des Bischofs von Würzburg zu werfen, um durch diese dann nach Böhmen vorzubrechen. Ja noch mehr: der Landgraf Moritz von Hessen-Cassel, der Christian's Abneigung gegen die katholischen Mächte theilte, war durch die Einquartirung der Tillyschen in seiner Nachbarschaft höchst irritirt worden; und da der General, um im Namen der Liga wie des Kaisers Mansfeld vom Reichsboden zu vertreiben, den Durchzug durch Hessen forderte, beschloß Moritz, sich dem zu widersetzen. Er beschloß ferner, sich offen an Christian anzuschließen, zumal als T. ihm auch die beanspruchte Neutralität kurzweg abschlug und von ihm stricten Gehorsam in

Bezug auf den Willen des Reichsoberhauptes zugleich mit der Einräumung von Quartieren in seinem Lande forderte. Den Entschluß, T. den Durchzug mit Gewalt zu verweigern, konnte Moritz gegen den Widerspruch seiner Landstände allerdings nicht aufrecht halten. Durch diesen Entschluß aber schwer gereizt, maschierte Ersterer noch im Mai in Hessen ein und nahm sein Hauptquartier in Hersfeld. Und bevor er weiter rückte, verlangte er — über den unbotmäßigen, schnell von dannen gezogenen Landgrafen hinweg — von allen hessen-cassel'schen Behörden die schriftliche Erklärung: daß sie seine oder, wie er sagte, die kaiserlichen Truppen fortan ungehindert durchmarschieren ließen. Erschien ihm dies doch um so nothwendiger, als sein Argwohn gegen Christian, zu dem nun eben auch Moritz in unmittelbare Beziehung getreten war, täglich wuchs. Mit dem Halberstädter wollte der katholische Feldherr seine nächste Abrechnung halten.

Und wohl zu Statten kam es ihm, daß der Kaiser von den niedersächsischen Kreisständen im Juni eine kategorische Erklärung forderte, ob und wie sie den Herzog Christian zur Entwaffnung bringen wollten; ferner, daß er ihnen sogar den Beistand Tilly's verhieß, um Christian mit seinem Haufen zu schlagen und zu trennen. Freilich, zaghaft und schwankend, dachten sie insgemein an nichts weniger, als an eine Vereinigung mit T. Gegen ihn als den Vorkämpfer gerade der liguistischen und der prononcirt katholischen Interessen bestand, wie anderwärts, auch in diesem Kreise von vornherein das größte Mißtrauen: ein Mißtrauen, dem die nur zu gerechtfertigte Besorgniß der protestantischen Kreisstände um den Besitz ihrer geistlichen Güter, der nach und somit trotz dem Augsburger Religionsfrieden eingezogenen Stifter und Klöster, zu Grund lag. Immerhin aber hatte Tilly's Aufforderung vom Juli an den damals in Lüneburg tagenden Kreistag, gegen Christian die Waffen des Kreises mit den „kaiserlichen" zu vereinigen, eine durchschlagende Wirkung. Das um so mehr, als Christian's unklug herausfordernes Auftreten wider Ersteren im Zusammenhang mit seinen feindlichen Angriffen auf das katholische Eichsfeld die Kreisfürsten selber gegen ihn, ihr Mitglied, großentheils erbitterte. So nämlich kam es, daß sie ihm jetzt die Alternative stellten: entweder unter Annahme des kaiserlichen Pardons sein Heer sofort abzudanken, oder es sofort aus dem Kreise abzuführen. Widrigenfalls würden sie, wie sie drohten, sich mit T. gegen ihn vereinigen. Christian nannte daraufhin sich von seinen Mitständen hülflos verlassen und beschloß — ohne Aussicht, im niedersächsischen Kreise sich halten oder von da nach Böhmen durchbringen zu können — sich mit seinen Truppen in der entgegengesetzten Richtung, d. h. wieder nach Holland zu retten. T. aber, der seine Wiedervereinigung mit Mansfeld fürchtete, suchte ihn womöglich noch auf dem Boden des niedersächsischen Kreises zu schlagen. Und um die gegen ihn selbst so mißtrauischen Kreisstände sich geneigter zu machen, ertheilte er ihnen noch auf seinem Verfolgungsmarsch gegen Christian, von Reiffenberg aus, am 23. Juli die Zusicherung: den Besitzstand der geistlichen und weltlichen Stände des Kreises schonen zu wollen. Ohnehin nöthigte sein Vorhaben ihn doch, Niedersachsen wieder zu verlassen; er setzte die Verfolgung thatkräftig fort, da er, über Christian's nächste Absicht aufgeklärt, nun auch dessen Uebertritt nach den Niederlanden zu verhindern bestrebt war. Durch Graf Anholt, seinen liguistischen Unterfeldherrn in Westfalen verstärkt, erreichte er den flüchtigen Fürsten am 6. August bei dem münsterischen Städtchen Stadtlohn. Nach zweistündigem scharfem Kampfe warf er ihn aus einer nicht ungünstigen Stellung, dank der Bravour seiner Truppen, zurück und brachte hier ihm die zweite Niederlage bei, die aber noch weit empfindlicher als jene erste bei Höchst war. Die protestantische Heeresmacht lag zerschmettert am Boden; kaum mit 2000 Mann rettete sich ihr geschlagener Führer über die nahe Grenze. Man nimmt an, daß T. ihn am liebsten auch

über diese verfolgt, ihn nicht bloß in seinem Asyl aufgesucht, sondern letzteres selbst nun feindlich überzogen hätte; mit anderen Worten: daß er die Holländer, die er immer nur als Rebellen und als die Hauptschürer aller im Reiche noch fortbestehenden Unruhen betrachtete, mit seiner siegreichen Armee im eigenen Lande angegriffen haben würde — wenn er nicht die Neutralität, die die Liga aus politischen Gründen mit ihnen zu halten beflissen war, gehorsam hätte respectiren müssen. So beschloß er denn, die Abrechnung mit Mansfeld nicht länger aufzuschieben und nach Ostfriesland zu marschieren. Hoffte er doch auch auf diesem Wege den verhaßten Holländern einen Schlag versetzen zu können, da er mit Mansfeld zugleich auch ihre von früher her in Ostfriesland liegende Besatzung zu vertreiben gedachte. Wider beide Theile richtete er am 22. August von Meppen aus schriftliche Aufforderungen an Graf Enno, den Landesherrn, und an die Hauptstadt Emden: es sei ihnen nunmehr die Gelegenheit zur Befreiung von dem unerträglichen Joche der Fremdherrschaft, zur Rückkehr unter den gesegneten Schutz des kaiserlichen Adlers geboten (!). Sein directes Verlangen an die Emdener, mit ihm gemeinsame Sache gegen Mansfeld zu machen, hatte aber eine völlig andere Folge: in ihrer Furcht vor T. nahmen sie nur noch mehr holländische Truppen in ihre Mauern auf. Ein Hinderniß nach dem anderen, schlechte Witterung und Noth stellten sich seinem Anmarsch auf Ostfriesland entgegen. Noch unternahm er den Versuch, auf dem Umweg über Oldenburg einzudringen. Etwa eine Meile von der gleichnamigen Hauptstadt bezog er bei Wardenburg Anfangs September ein festes Lager. Er ließ hier seine Armee zunächst wieder ordentlich verpflegen. Trotz der Zahlungen aus seiner Kriegskasse und trotz seiner Schutzbriefe lastete der Druck der übermüthigen Soldateska schwer auf der Landschaft. Den Plan, Mansfeld, den geächteten Friedensstörer zu verfolgen und Ostfriesland von ihm wie von seinen „Adhärenten" zu befreien, brachte er aber dennoch nicht zur Ausführung. Der Graf von Oldenburg, Anton Günther, dessen loyales Benehmen T. übrigens ausdrücklich rühmte, war mit dem König von Dänemark eifrig bemüht, zur Vermeidung eines neuen und in seinen Folgen unberechenbaren Krieges, Mansfeld zu gutwilliger Räumung jenes Landes zu bewegen. Ein weitaussehender, gefährlicher Krieg hätte es für T. selber werden können: nicht nur wegen der Holländer, sondern auch wegen des Dänenkönigs. Auf die noch ungestörten Beziehungen desselben zu Kaiser und Liga hatte er volle Rücksicht zu nehmen; demnach gab er gegen die Verpflichtung Dänemarks und Oldenburgs, Mansfeld binnen Monatsfrist aus Ostfriesland wegzubringen und es in den vorigen Stand zurückzuversetzen, sein letztes kriegerisches Vorhaben auf. Nach dreiwöchentlichem Aufenthalt zu Wardenburg brach er (23. September) sein Lager ab und kehrte, Oldenburg verlassend, in südlicher Richtung, auf Minden, um. Mansfeld freilich ließ sich Zeit; ja, er gehorchte lediglich der Noth, wenn er seine Truppen im Laufe des Winters abdankte und mit Ostfriesland zugleich das Reich verließ. Was aber T. keineswegs erreichte, war die Ausschaffung der Holländer von dort. Sein noch im nämlichen Winter (März 1624) wiederholter Wunsch, sie mit Gewalt und zwar durch eine Diversion nach Westfriesland, durch Einfall also auf ihr eigenes Gebiet zu vertreiben, scheiterte, wie vorauszusehen, an der Opposition der Liga.

Zugleich in beständiger Besorgniß vor neuen Einfällen Mansfeld's und Christian's, hatte er sich inzwischen der Weserlinie möglichst versichert und seine Winterquartiere geflissentlich in Hessen genommen — während er nicht weniger geflissentlich den niedersächsischen Kreis noch zu schonen bedacht war. Allein auch bereits seine Festsetzung auf dem linken Weserufer, im Stift Minden, in den Grafschaften Hoya und Diepholz, insbesondere der Umstand, daß er den

Weserpaß Höxter behauptete, ließ ihn den von unvertilgbarem Argwohn gegen ihn erfüllten Kreisständen als gar gefährlichen Nachbarn erscheinen. Eine Forderung, auf der er hier wie überall im Reiche bestand, erschreckte sie: indem er fortfuhr, im Namen des Kaisers zu sprechen und sich als Executor seines Willens darzustellen, erklärte er auch ihnen, Neutralität nicht dulden zu können. Fortgesetzt muthete er diesen Kreisständen zu, ihre Kaisertreue durch Anschluß an ihn selber zu bethätigen. Um dem zu entgehen, wußten sie schließlich kein besseres Mittel, als ihre doch nur armselige Armee völlig aufzulösen. Und ähnlich geschah es nun, unter seiner directen Pression, in Hessen-Cassel von Seiten der Landstände. Im Gefühl ihrer Ohnmacht gegenüber seiner Einlagerung, sowie zur Abwendung seiner Vorwürfe, daß Mansfeld ein Einverständniß mit der hessischen Armee unterhalte, beschlossen sie, dieselbe bis auf ein Regiment abzudanken. Um den Widerspruch ihres vor T. geflüchteten Landesfürsten kümmerten sie sich nicht.

Auch dies aber waren nicht zu unterschätzende Erfolge des unermüdlichen Feldherrn, denen nur die peinliche Ungewißheit gegenüberstand, ob die wehrlosen Länder nicht umsomehr die Beute jener beiden, durch keinen Mißerfolg entmuthigten und stets mit ihrer Rückkehr drohenden Condottieri werden würden. T. glaubte sich Hessens darum dauernd versichern, sich namentlich der beiden Festungen Cassel und Ziegenhain bemächtigen zu müssen. Allein der Kaiser, der hieraus neue Verwickelungen fürchtete, gab seine Genehmigung nicht — auch nicht, als man hörte, daß Landgraf Moritz diese Festungen den Holländern überliefern wolle. Nur um so entschiedener jedoch wies Maximilian von Baiern als Oberhaupt der Liga seinen Generallieutenant an, in Hessen zu bleiben. Inmitten des Reiches gelegen, galt es ihm überhaupt als das Territorium, von wo aus Norden und Süden militärisch am besten zu überwachen waren. Von da aus sollte T. denn auch die Unterpfalz im Auge behalten. In jenes unglückliche Land hatten sich Spanier und Liguisten als Eroberer gleichsam getheilt. Bitter aber empfand es Maximilian, daß während Tilly's Abwesenheit das noch nicht eroberte Frankenthal durch den launenhaften und plänereichen König Jacob I. von England, des Pfalzgrafen Schwiegervater, den Spaniern ohne Schwertstreich überliefert worden war. Bitterer noch empfand er es, daß die Letzteren nach Ablauf einer gewissen Frist diese stärkste Festung der Pfalz dem protestantischen König hätten zurückgeben sollen. Zwar kam es nicht hierzu; doch daß es definitiv verhindert werde, war nun für Maximilian ein Hauptbeweggrund, T. im unfernen Hessen zu belassen. In Hersfeld hatte er bis tief in das Jahr 1625 hinein sein Hauptquartier. Er wußte den trotzigen Landgrafen unschädlich zu machen, während ihm die hessischen Landstände ihre Devotion erzeigten. Mansfeld und Christian, aus dem Reiche gedrängt, hielten sich abseits. Eine lange Pause war somit in der militärischen Action eingetreten. Dennoch, bei bei der Unklarheit und Verworrenheit der Dinge, konnte der Krieg in der Pfalz, im westfälischen Kreise oder anderwärts jeden Augenblick wieder ausbrechen. Und wäre es nach dem Willen des Baiernfürsten gegangen, so würde T. schon früh im J. 1624 auch in den niedersächsischen Kreis eingerückt sein. Aufgebracht darüber, daß Herzog Christian bei seinem Weggang von dort auf das Stift Halberstadt zu Gunsten eines dänischen Prinzen Verzicht geleistet, hatte er seinen Feldherrn im März 1624 nach Wien geschickt: um im katholischen Interesse die aus der fortschreitenden Festsetzung Christian's IV. in den niederdeutschen Stiftern drohenden Gefahren dem Kaiser vor die Augen zu führen. Dieser wollte indeß mit dem mächtigen Dänenkönig — dem Halberstadt ohnehin durch eine anderweitige Capitelswahl entging — noch nicht brechen und gestattete T. den erbetenen Einmarsch nicht. Tilly's liguistischer Oberherr bildete auch sonst, wegen

seiner Ehrsucht, wegen der Uebertragung der pfälzischen Kurwürde auf ihn, kein geringes Hinderniß für die Herstellung des Friedens. Auf einem Convent zu Schleusingen, wo T. wiederum sein Vertreter war, gelang es ihm zwar (im Juli des nämlichen Jahres), unter besonderen Einwirkungen von außen, den Widerspruch des Kurfürsten von Sachsen gegen jene ihm auf Kosten des Pfalzgrafen gemachte Verleihung zu überwinden. Trotzdem blieb die pfälzische Sache ein Gegenstand unabsehbarer Verwickelung.

Auch ohne sie kam es aber zum Ausbruch eines neuen schweren Krieges, des niedersächsisch-dänischen Krieges. Tilly's Versicherungen, gegen ihre Freiheit und Religion nichts unternehmen zu wollen, vermochten das Mißtrauen der Kreisstände um so weniger zu beschwichtigen, als er, mit gezücktem Schwert vor ihrer Grenze stehend, sich doch nicht enthielt, allerhand bedenkliche Drohungen zu gebrauchen. Er wollte den niedersächsischen Kreis jedenfalls in seiner Wehrlosigkeit erhalten sehen und verlangte die Niederschlagung zumal auch solcher daselbst neugeworbener Truppen, die für die Holländer oder, wie er annahm, für den geächteten Mansfeld bestimmt waren. Er drohte, diese Truppen selber niederzuschlagen. Die tiefgehende Entrüstung, die er dadurch hervorrief, wurde noch vermehrt durch die Besorgniß, daß er — trotz aller „Sincerationen" — berufen sei, die ehemaligen Klöster und Stifter in diesem Kreise zu rekatholisiren. Ihre protestantischen Inhaber wurden mehr und mehr schon, gleichsam unter seinen Augen, von kaiserlichen Strafmandaten betroffen. Für die schonungslose Gegenreformation, die Ferdinand II. damals in Böhmen, Maximilian in der Pfalz unternahm, hatten ja Tilly's Waffen den Grund gelegt. Seine Herkunft, seine Erziehung, seine Vergangenheit, sein ganzes Auftreten als bigotter Katholik machte ihn den glaubenseifrigen Protestanten von vorherein verhaßt. Allgemein wurde in Niedersachsen geglaubt, daß er komme, um das Tridentinum auszuführen und das reine Wort Gottes auszurotten. So beschlossen im Frühjahr 1625 die Stände ihrer Mehrheit nach, aufs neue zu rüsten: und zwar in engem Anschluß an ihr mächtigstes Mitglied, den Herzog von Holstein, jenen Dänenkönig Christian IV., der nun, zum Kreisobersten gewählt, die Vertheidigung des Kreises, die Aufstellung der Armee auf sich nehmen und diese commandiren sollte. Christian IV. erhob, indem er darauf einging, den Ruf des Religionskrieges und machte für denselben den bairischen General T., wie er ihn recht absichtlich nannte, verantwortlich. Zu seinem kühnen Entschluß wirkten gleichwohl noch ganz andere und sehr bestimmte politische Motive mit, die in seiner Stellung als nordischer König lagen. Eben als solcher fühlte er sich berufen, militärisch an die Spitze der großen europäischen Opposition zu treten, die Oesterreich-Spaniens Uebergewicht bekämpfte, und demnach allerdings auch den Krieg in Deutschland zur Herstellung der Pfalz zu führen. Wie weit seine Verbindungen und seine Macht reichten, ließ sich nicht übersehen. Aber im Bewußtsein, daß es außerordentlicher Gegenmittel bedürfte, zu denen die Kräfte der Liga nicht ausreichten, baten jetzt T. und die Häupter der Liga den Kaiser um die Aufstellung eines eigenen, obwohl nach dem Wunsche des ehrgeizigen Kurfürsten Maximilian nur eines kaiserlichen Hülfsheeres, dem liguistischen zur Seite. Sie ahnten nicht, daß in Wallenstein, als dem Schöpfer einer bisher nicht gekannten kaiserlichen Heeresmacht, ihrem Feldherrn ein furchtbarer Rival und der Liga selbst ein gefährlicher Bundesgenosse erstehen sollte.

Wohl wurde es Wallenstein vom Kaiser vorgeschrieben, beim Zusammenwirken seines Heeres mit dem liguistischen den guten Rath des siegreichen, rühmenswerthen T. zu gebrauchen, ja, sich in Allem, was dieser „gemeinnützlich befinden würde, zu accommodiren". Indeß, wie unbestimmt diese Vorschrift war, zeigt schon die beigefügte Klausel: „unabbrüchig Unserer kaiserlichen

Präeminenz und Respectes". Und das war, Freund wie Feind gegenüber, nun von vorn herein ein unleugbarer Vortheil Wallenstein's vor T., daß er mit voller Autorität als kaiserlicher General auftreten konnte. Die Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Namen, die trotz aller kirchlich-politischen Gegensätze gerade auch in Niedersachsen noch eine außerordentliche war, kam ihm selber als Feind zu Statten. Die Taktik des Dänenkönigs, Tilly's Armee als die bairische und die der katholischen Bischöfe bloßzustellen, war gerade in diesem Lande nur zu geeignet, den Letzteren, ganz anders wie Wallenstein, als unbefugten, tyrannischen Eindringling dem allgemeinen Hasse noch mehr preiszugeben. Und hiergegen blieb es auch ohne Wirkung, wenn Ferdinand II. dem Kurfürsten Maximilian auf dessen Betreiben im Juni 1625 seine kaiserliche Vollmacht „cum potestate substituendi auf Tilly's Person" in Kriegssachen, ertheilte. Kaiserlicher oder Reichsgeneral wurde T. dadurch ebensowenig, als von einer kaiserlichen Immediatvollmacht für ihn die Rede sein kann. Erklärte doch Ferdinand II. noch im März 1630 der Infantin Isabella in Brüssel, daß T. immediate nicht von ihm abhänge. Thatsächlich wartete dieser denn auch nicht erst den kaiserlichen Befehl zum Einrücken in den niedersächsischen Kreis ab; sondern es genügte ihm hierzu der Befehl seines liguistischen Oberherrn oder richtiger dessen Erlaubniß (vom 15. Juli), im Namen Gottes und der Heiligen Jungfrau seinem Vorhaben nach fortzurücken. Demgemäß überschritt er (am 28.) die Weser bei Höxter und Holzminden, indem er fortfuhr, von den Fürsten des niedersächsischen Kreises und vom König Entwaffnung zu fordern. Er hoffte, durch Zerstörung ihrer unvollendeten Rüstungen ihnen noch das praevenire spielen, sie auch von den auswärtigen Verbündeten des Königs noch abschneiden zu können. Zugleich aber zwang ihn die Noth, seinen in Hessen und Westfalen nicht mehr zu ernährenden Truppen andere Quartiere anzuweisen. Und „wie eine Schaar hungriger Wölfe" sind dieselben in Niedersachsen eingefallen. Ihr furchtbares Hausen mißfiel ihrem Feldherrn selbst am meisten; er suchte dafür aber das feindselige Verhalten der Landbevölkerung, die ihnen den Proviant verweigerte und sie ihren Abscheu in jeder Weise empfinden ließ, verantwortlich zu machen. „Papistische Bluthunde" wurden Tilly's Soldaten geschimpft. Diesen durchgehenden populären Haß erkannte er als ein ernstes Hinderniß für sein Vorgehen. Immerhin gelang es ihm, in Folge eines persönlichen Unfalls des Königs, Hameln, das anfängliche Hauptquartier desselben, am 12. August zu besetzen. Jedoch vergeblich belagerte er im September Nienburg; er mußte — „weil das ganze Land sich der Enden feindlich erzeigt" — die Weser wieder aufwärts zurückkehren. Als endlich auch Wallenstein mit seinen neugeworbenen Schaaren aus Böhmen herbeimarschirt war, stand der Winter bereits vor der Thür. Beide Feldherrn erließen am 13. October von Hemmendorf aus ein gemeinsames Manifest an die ausschreibenden Fürsten des Kreises, in welchem sie die Schuld an allem Unheil und Blutvergießen, das ihr fernerer Einmarsch zur Folge haben werde, von sich abwiesen. Zunächst aber dachten sie an die Wahl und Austheilung ihrer Winterquartiere. Gern hätten liguistische Heißsporne wie der Kurfürst von Mainz es gesehen, wenn die Stifter Magdeburg und Halberstadt sofort an T. preisgegeben worden wären. Auf Grund der Betheiligung ihres Inhabers und Administrators, des brandenburgischen Markgrafen Christian Wilhelm an der dänischen Kriegsverfassung wollte Kurmainz sogar schon die sofortige Vollstreckung der Execution gegen beide Stifter auf T. übertragen wissen. Allein aus anderen Gründen hatte der schlaue Friedländer es gerade auf die nämlichen Stifter abgesehen. Und unter dem Vorgeben, dort im Osten des Kreises den Schutz der kaiserlichen Erbländer besser in Acht nehmen zu können, wußte er seinen liguistischen Kriegsgenossen — dessen Loyalität er denn auch rühmend anerkannte — zum

Verzicht auf die Einquartierung in jenen reichen Ländern zu bewegen. T. blieb, der Weser nahe, im Braunschweigischen und daherum, mußte aber für seine Nachgiebigkeit nach wie vor Noth und Mangel in den ungastlichen Quartieren erleiden. Wegen der feindseligen Haltung der dortigen Bevölkerung war er auch militärisch in einer schwierigeren Lage, als Wallenstein. Wohl zwang er im November das Schloß Calenberg, sich zu ergeben; seine Pression auf die Stadt Hannover scheiterte aber, trotz der Niederlage, die er dem dänischen Entsatzheer unter dem Pfälzer Obentraut bei Seelze beibrachte, an dem Zusammenhalten beherzter Bürger mit den Dänen.

Noch wurde indeß, unter Kursachsens Vermittlung, ein Versuch zur Herstellung des Friedens gemacht. Die Verhandlungen, zu diesem Zweck im December zu Braunschweig eröffnet, dauerten bis in den März 1626. Allein die Forderungen, welche beide Parteien — von Seiten der katholischen Wallenstein und T. durch gesonderte Vertreter — erhoben, standen sich diametral entgegen. Die schwierigste betraf natürlich die kirchlichen Verhältnisse. Ueber seine Reiffenberger Zusicherung vom Juli 1623 wollte und durfte T. nicht hinausgehen; und er weigerte sich, den Protestanten ihren geistlichen Besitzstand, wie er ungeachtet des Augsburger Religionsfriedens thatsächlich war, zu garantiren. Der Kaiser hatte jene Zusicherung zwar bestätigt, machte sie jetzt aber ausdrücklich von der freiwilligen Abrüstung der betreffenden Stände, von ihrer Unterwürfigkeit und so von einer bereits unmöglich gewordenen Bedingung abhängig. Die Gegensätze verschärften sich nur noch mehr, und der Krieg ging weiter. Tilly's Lage bei Eröffnung der Campagne von 1626 war eine äußerst schwierige. Es mangelte ihm an Proviant und Munition. Unter Krankheit und Noth war sein Heer den Winter über sehr zusammengeschmolzen. An Zahl waren ihm seine Gegner unbedingt überlegen. Und der Plan des Dänenkönigs war es nun offenbar, T. möglichst weit von Wallenstein nach Westen hin abzuziehen. Zunächst ließ er ihn durch seinen Neffen, jenen nach Deutschland zurückgekehrten Herzog Christian, sowie durch den nicht minder unternehmenden Herzog Johann Ernst von Weimar diesseits und jenseits der Weser beschäftigen. Des Harzes mit der Reichsstadt Goslar mußte sich T. durch energisches Einschreiten gegen Christian und die von ihm aufgerufenen Harzschützen versichern. Weiterhin aber mußte er Christian verfolgen, als derselbe Anstalten traf, sich nunmehr unmittelbar mit dem Landgrafen Moritz von Hessen zu verbinden. Gleichzeitig wieder suchte Johann Ernst ihn zu divertiren durch die vom Dänenkönig befohlene Occupation des Stiftes Osnabrück, wobei es Letzterem noch insbesondere um die Introduction seines Sohnes als Bischofs in spe zu thun war. Zur Abwehr dieses Weimaraners schickte T. den Grafen von Anholt mit Erfolg aus. Er selber wandte sich gegen Christian und zwang ihn noch rechtzeitig, sich aus Hessen zurückzuziehen. Um aber seine Verbindung mit Hessen desto wirksamer zu zerschneiden, hielt er vor allem für nöthig, ihm Münden an der Werra zu entreißen. Seit dem 6. Juni belagerte er diesen wichtigen Posten und erstürmte ihn am 9. nach einer tapferen Gegenwehr der Besatzung, die seine erbitterte Soldateska zu unverantwortlichen Grausamkeiten reizte. Unter dem Eindruck der blutigen Waffenthat durfte er jetzt auch die Uebergabe der hessischen Festungen, insbesondere der Hauptstadt Cassel fordern; und er erhob noch andere Forderungen, die für den Landgrafen Moritz äußerst demüthigend waren. Durch den plötzlichen, unerwarteten Tod Herzog Christian's gewann er nach dieser Richtung hin erst recht freie Hand und erzwang somit unschwer seinen Willen. Cassel mußte die verhaßte liguistische Besatzung aufnehmen und Moritz' ganzes Land sich T. öffnen. Kränkungen wurden dem von seiner Ritterschaft im Stich gelassenen Landgrafen zugefügt, die er nicht ertragen konnte; sie führten, wenn

auch erst im März des folgenden Jahres, zu seiner Abdankung, welche Tilly's Sieg über das ihm wehrlos zu Füßen liegende Land gleichsam vollendete.

Inzwischen war der kaiserliche Oberbefehlshaber seinen eigenen Weg gegangen. Bereits im April 1626 hatte auch er, und zwar über Christian's alten Waffengefährten, über Mansfeld, der den anderen, weit nach Osten vorgeschobenen Flügel der dänischen Aufstellung commandirte, einen großen Erfolg bei der Dessauer Brücke davongetragen. Aber vorher wie nachher kümmerte Wallenstein sich wenig um Tilly's Operationen. Statt seinen und Maximilian's Hülfsgesuchen Gehör zu schenken, fordert er umgekehrt Hülfe von T., ja die volle Vereinigung desselben mit dem kaiserlichen Heere. Von vornherein war er überzeugt, daß ihm selbst in diesem Kriege die Hauptrolle gebühre, daß die Hauptangriffe der vereinigten Gegner, zumal auch des bisher durch T. in Zwang und Unthätigkeit gehaltenen Königs, gerade ihm an der Elbe gelten sollten. Daher unterschätzte er die Aufgaben seines liguistischen Kameraden an der Weser und zeigte großen Mißmuth gegen ihn wie gegen den Kurfürsten von Baiern, da sie ihm nicht zu Willen waren. Rein illusorisch war der Vergleich, den beide Feldherren zu Anfang Juli in einer Zusammenkunft zu Duderstadt, unter Betheiligung eines Abgesandten der Infantin in Brüssel, eingingen. Die Bedingung, die diesem Vergleich zu Grunde lag, ein starker Succurs von spanischer Seite, blieb unerfüllt, da letzterer selbst an nicht erfüllbare Bedingungen, an allzu hohe Forderungen der Spanier gegenüber Kaiser und Liga geknüpft war. Tilly's Abmarsch nach der Elbe, wie Wallenstein ihn verlangte, würde nur dann ohne Gefährdung seiner Stellung an der Weser möglich gewesen sein, wenn eben von Belgien aus ein größeres Hülfscorps diese gedeckt hätte. Den Erwartungen des liguistischen Feldherrn aber zuwider blieb dasselbe wie überhaupt die verheißene spanische Hülfe aus; und so glaubte er, vor seiner Vereinigung mit Wallenstein seine bisherigen Occupationen noch durch ein paar neue Eroberungen, die Göttingens und Northeims, sichern zu müssen. Der kaiserliche General wollte davon nichts wissen; und er tadelte T. heftig, als die von diesem nun begonnene Belagerung Göttingens sich in die Länge zog; er muthete ihm schlechtweg zu, sie aufzuheben. Er fand sich durch sie an der Ausführung seines Planes gehindert, Mansfeld nach Schlesien und weiter zu verfolgen. Als er diese Verfolgung aber nicht länger verschieben durfte und sich damit genöthigt sah, den niedersächsischen Kreis für eine unberechenbare Zeit zu verlassen, blieb ihm freilich nichts Anderes übrig, als sein Obercommando daselbst an den von ihm geschmähten liguistischen Kameraden abzutreten. Und das zugleich mit den Regimentern, die er in Niedersachsen zum Schutz seiner eigenen Occupation, zur Behauptung der Stifter Magdeburg und Halberstadt und insgemein der Stellung der Kaiserlichen an der mittleren Elbe, nothwendig zurücklassen mußte. Gleichwohl aus seiner persönlichen Abwesenheit von dort große Unordnungen, den Verlust beider Stifter befürchtend, machte Wallenstein jene Abtretungen nur sehr ungern und nur mit Vorbehalten, ohne Vertrauen zu Tilly's Können. Er unterschätzte auch dies, jedoch mit Unrecht.

Noch in den Tagen von Wallenstein's Abmarsch capitulirte Göttingen (am 11. August 1626): zum großen Verdruß des Dänenkönigs, der es, mit seinem General Fuchs vereinigt, zu entsetzen gehofft hatte. Dank dieser Vereinigung rettete er zunächst wenigstens Northeim vor T. Als er dann aber mit seinem Einfall in das kurmainzische Eichsfeld einen großen Vorstoß gegen die liguistischen Länder einzuleiten schien, zog T. von den ihm überlassenen kaiserlichen Truppen an sich, was er nur konnte. Hierdurch bedeutend verstärkt, eilte er dem König nach und veranlaßte ihn zur Umkehr nach dem festen Wolfenbüttel, von wo er ausgegangen war. Nur umsomehr ward T., wie er sagte, durch diesen Rückzug

bewogen, ihm nachzusetzen. Seit dem 25. August bedrängte er seine Nachhut aufs ernstlichste; doch erst am 27. brachte er seine Hauptarmee bei Lutter am Barenberge zum Stehen. Beide Heere stellten sich in Schlachtordnung. T., obwohl im Nachtheil mit seinem Terrain, begann den Angriff, der von den Dänen zurückgewiesen und alsbald durch ihr entschlossenes Vorgehen erwidert wurde. Da aber hielten die Tillyschen dem Anprall Stand. Nach einigem Schwanken behielten sie die Oberhand und brachten namentlich das dänische Fußvolk in Unordnung. Es wurde vollkommen aufgerieben, der Rest des Feindes in die Flucht geschlagen; von den Flüchtlingen wurden gegen 2000 Mann zu Gefangenen gemacht.

Von allen Siegen, die der liguistische General bis dahin errungen, war dieser bei Lutter sein bedeutendster, weniger zwar in militärischer, als in politischer und moralischer Hinsicht. In militärischer gelang es ihm nicht, seinen Sieg, so wie er wünschte, zu verfolgen. Er konnte nicht verhindern, daß sein königlicher Gegner die Elbe gewann und diese noch auf beiden Ufern von Schnackenburg abwärts beherrschte. Dagegen stellte T. seine Verbindung mit den Stiftern Halberstadt und Magdeburg durch Wegnahme einiger feindlicher Posten, die sie bisher bedroht hatten, her. Er selbst blieb nahe der Weser und zog von neuem stromabwärts zu dem Zweck, die dänischen Besatzungen in dieser Region zu vertreiben. Unter anderen Plätzen gewann er jetzt auch Hannover, vornehmlich aber Verden und Rotenburg a. W., das eine zeitlang des Königs Hauptquartier gewesen war. Das ganze Stift Verden brachte er in seine Gewalt, um von da aus auch schon das Erzstift Bremen — was ihm doch nicht gelang — zu „dominiren“. Bei Vertheilung der Winterquartiere bestimmte er diese Stiftslande für die Truppen des Grafen von Anholt, während er Wallenstein's Unterfeldherrn, den Herzog Georg von Lüneburg, in die Altmark einrücken ließ. Er für seine Person nahm (Anfang November) sein Hauptquartier zunächst in Helmstedt, in dessen Nachbarschaft jedoch Wolfenbüttel als Hauptfestung der Dänen ihm noch trotzen durfte. — Einen größeren moralisch-politischen Erfolg seines Sieges bezeichnet die Unterwerfung verschiedener angesehener Kreis- und Landstände während dieser Züge Tilly's. Schon zu Anfang September ließen die Stände der beiden Fürstenthümer Wolfenbüttel und Calenberg durch eine Deputation an ihn dem Kaiser ihre Ergebenheit versichern. Unmittelbar darauf sagte ihr Landesfürst, Herzog Friedrich Ulrich von Braunschweig, sich von den Dänen förmlich los; ja er erschien in Tilly's Lager, um ihm seine Unterwerfung anzuzeigen. Die mecklenburgische Ritterschaft, die großen Hansestädte erklärten ihre Kaisertreue; ebenso der protestantische Erzbischof von Bremen, der regierende Herzog von Sachsen-Lauenburg u. s. w. Als auch der Kurfürst von Brandenburg dem General sein angebliches Mißfallen an dem bisherigen Kriege aussprechen ließ, soll dieser bereits mit stolzen Worten geantwortet haben: da Alles verloren, wolle Jedermann zu Kreuze kriechen. Des Kurfürsten Versuch, die Einquartierung von der Altmark abzuwenden, war vergeblich. Um aber die Pacification des niedersächsischen Kreises zu betreiben, trug der Kaiser am 23. November dem Herzog Christian dem Aelteren von Lüneburg und T. gemeinsame Commission auf. Um jene zu beschleunigen, wurden von seiner Seite die bündigsten Versicherungen, daß der Religionsfriede gewahrt werden solle, ertheilt. Im nämlichen Moment dachte Ferdinand II. jedoch schon daran, sich Tilly's Sieg durch die gewaltsame Einführung seines Sohnes, des Erzherzogs Leopold Wilhelm, als Bischof von Halberstadt und durch die Herstellung des katholischen Exercitiums in beiden Stiftern Magdeburg und Halberstadt nutzbar zu machen.

Es war keine Versicherung für den Bestand der evangelischen Kirche, wenn T., von Christian dem Aelteren zur Hülfe gegen den Dänenkönig ins Fürstenthum Lüneburg gerufen, bei seinem Einrücken im December versprach, die Gotteshäuser, Pastoren, Lehrer u. s. w. nicht mit Kriegsvolk belegen, ihren Gottesdienst unbehindert verrichten lassen zu wollen. Bewußt oder unbewußt fuhr er doch immer fort, der päpstlichen Restauration für die Zukunft den Weg zu bahnen. Seine Drohungen gegen die gewaltsam bei Dänemark festgehaltenen Herzoge von Mecklenburg hatten allerdings eben so wenig Erfolg, als die Bemühungen des Grafen von Oldenburg zur endlichen Wiederherstellung des Friedens. Die deshalb im Frühjahr 1627 eingeleiteten Verhandlungen zwischen Christian IV. und T. scheiterten hauptsächlich an der Forderung des Ersteren, allen niedersächsischen Stiftern das Verbleiben in ihrem „vorigen Stand", wie es zu Kaiser Rudolf's II. Zeiten gewesen, zuzusichern. T., der ohnehin keine Vollmacht von Kaiser Ferdinand aufzuweisen hatte, vermochte nur ausweichend und unbefriedigend zu antworten: die Richtschnur für denselben sei durch die von ihm beschworene Wahlcapitulation gegeben. Er lehnte des Königs übrige Bedingungen ab, und von neuem entbrannte der Krieg. Nicht allzu siegesgewiß aber durfte er jetzt in diesen gehen, wenn auch sein königlicher Gegner bloß mühsam neue Regimenter geworben hatte. Der Eine wie der Andere litt unter Geldmangel; wie Christian IV. von seinen auswärtigen Bundesgenossen, so sah T. von den Fürsten der Liga sich finanziell vernachlässigt. Ja, die Zahlungen aus der katholischen Bundescasse hatten schon längere Zeit aufgehört, und nur Maximilian von Baiern erschien T. als Retter in der Noth. Doch lag es weder in der Macht, noch entsprach es dem Willen dieses Feldherrn, sich Wallenstein's radicales, vernichtendes Contributionssystem anzueignen. Die Schädlichkeit dieses Systems sollte auch er noch in anderer Weise erfahren, indem es den Officieren der Wallensteinischen Armee eine ungleich höhere Besoldung gestattete, als die liguistischen auf Grund seiner eigenen „Verpflegungs-Ordonnanz" empfingen. So kam es, daß zu seiner bitteren Beschwerde zahlreiche von den letzteren Officieren, angelockt durch den reichen Lohn, in jene Armee übertraten. Dazu konnten sich Tilly's Winterquartiere auch jetzt mit den ursprünglichen und eifersüchtig behaupteten der Wallensteiner im niedersächsischen Kreise nicht entfernt an Güte messen. Mangelhaft verpflegt und bezahlt, schien ihm seine Soldateska wenig Gewähr für neue Siege zu geben, wenn ihm Maximilian auch bei Zeiten die Vermehrung der Streitkräfte durch Zuzug von Süden her bewilligte. An seiner Person wollte es T. indeß nicht fehlen lassen; und als er im Juni 1627 das längst begehrte, damals von ihm belagerte Northeim in seine Botmäßigkeit brachte, fühlte er seine Stellung im Westen des Kreises so weit gesichert, daß er nicht länger zögerte, zu erneutem Angriff auf König Christian nun auch elbwärts vorzugehen. Schon im August überschritt er bei Bleckede die Elbe. Erschreckt eilte der König aus dem Lauenburgischen nordwärts nach Holstein. Christian's Freunde meinten, daß jener Schritt des katholischen Feldherrn ihm gleichsam den Todesstoß versetze: brachte er doch die Unterelbe ebenfalls in die Gewalt des Kaisers. Es war ein entscheidendes Ereigniß, das den Rückzug der Dänen aus Mecklenburg und der Mark Brandenburg zur nächsten und die bisher vom König verhinderte Unterwerfung der beiden mecklenburgischen Herzoge unter Ferdinand II. zur weiteren Folge hatte. Gleichzeitig mit der Kunde von dem letzteren Ereigniß empfing aber T. in Lauenburg auch von anderen Seiten, von Ständen und Städten ringsumher Erklärungen einer fortschreitenden Unterwerfung.

Da war ein Moment, wo der trotz allen Eifers sonst so nüchterne Mann an ein schnelles siegreiches Ende des Krieges glaubte und dem Kaiser bereits

empfahl, „nach glücklicher solcher Verrichtung" seine Armee im Bunde mit der liguistischen theils dem König von Spanien gegen die Holländer, theils der Krone Polen gegen die Schweden zuzuführen. Um aber diesem niedersächsisch-dänischen Kriege das Ende desto schleuniger zu bereiten, hielt er nun selbst doch die baldige Rückkehr Wallenstein's und seine Vereinigung mit ihm für äußerst wünschenswerth.

Und Wallenstein kam, der Sorge wegen Mansfeld durch dessen Tod schon längst erledigt — er kehrte nach weit ausgedehnten Zügen als Sieger aus Schlesien zurück. Am 3. September traf er mit T. in Lauenburg wieder zusammen. Hier besprachen sie den ferneren Feldzugsplan und schrieben, veranlaßt durch den Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp, gemeinsam auch schon dem Könige neue Friedensbedingungen vor. So schwer waren diese, daß der Herzog sie Christian IV. nicht vorzulegen wagte. Der aber sollte, wie die beiden Feldherren den Kaiser wissen ließen, zu ihrer Annahme gezwungen und deshalb umgehend der Weitermarsch nach Holstein angetreten werden. Am 6. erfolgte der Aufbruch mit gesammter Heeresmacht. Vor dem liguistischen Feldherrn, der den linken Flügel befehligte, retirirten die Dänen auf Krempe. Unterwegs galt es, ihnen das Schloß Pinneberg zu entreißen. Es ergab sich am 12.; allein schon Tags zuvor war T. bei Besichtigung seiner Stellungen durch eine feindliche Musketenkugel vom Walle aus ins Bein getroffen worden. Er mußte sich in einer Sänfte nach Lauenburg zurücktragen lassen und blieb, seine Heilung auf dem ihm von Christian dem Aelteren überlassenen Schloß Winsen an der Lühe abwartend, vom Kriegsschauplatz nunmehr fern. Ueber fünf Wochen lag er an seiner Wunde darnieder: eine Zeit, die Wallenstein sich trefflich zu Nutze machen konnte, indem er alsbald die gesammte Heeresleitung an sich zog und in Holstein, in Schleswig, in Jütland sich ausbreitend, die Früchte des von T. vorbereiteten Sieges jetzt allein pflückte. Ein Umstand, der den eifersüchtigen Kurfürsten Maximilian sehr verstimmte und seinen Vorwurf gegen seinen General, dem feindlichen Geschoß sich bloßgestellt zu haben, noch verschärfte. Als der Letztere genas, war die Zeit der Campagne vorüber; die Frage der Winterquartiere machte ihm aber wiederum große Mühen, zumal ihm Mecklenburg, auf das er nach seinen Erfolgen wol Anspruch erheben konnte, von Wallenstein gesperrt ward. Da aber sein Feldmarschall Graf Anholt soeben das ganze bremische Stiftsland bis auf die Festung Stade von den Dänen gesäubert, war es Tilly's Ehrgeiz, auch diesen wichtigen Posten so bald als möglich zu erobern. Er verlegte seinen Schwerpunkt in dieses Land und nahm sein Hauptquartier zu Buxtehude, von wo aus er Stade mit mehreren Regimentern den ganzen Winter über blokirt hielt. Wieder litten seine Truppen und zumal dies Blokadecorps unter den Unbilden der Witterung hart; aber unermüdlich verfolgte er sein Ziel. Nachdem sich Wolfenbüttel seinem Obersten Pappenheim im December ergeben, war Stade die einzige Festung, die Christian IV. noch auf dem linken Elbufer besaß. Seit dem März 1628 völlig eingeschlossen, capitulirte es doch erst am 5. Mai.

Damit schien Tilly's militärische Aufgabe in der Hauptsache vollendet, während Wallenstein den König in seinen eigenen Ländern verfolgen ließ und sich außerdem mit der Belagerung von Stralsund eine neue, verhängnißvolle Aufgabe von ungeahnter Schwierigkeit stellte. Wiederholt und stets dringender bat er im Verlauf derselben den liguistischen Feldherrn um Succurs. Indeß umsonst, da die fürstlichen Häupter der Liga von tiefem Mißtrauen gegen ihn erfüllt waren. T. selbst hatte sein unfreundliches, ja verletzendes Benehmen hinsichtlich der Quartiere noch vor kurzem schwer empfunden. Und stets von neuem mußte er sich über die exorbitanten „friedländischen Werbungen" be-

klagen, die ihm außer zahlreichen Officieren auch Reiter und Knechte mit unerlaubten Lockungen entzogen. Die Häupter der Liga waren überzeugt, daß Wallenstein nicht allein diesen katholischen Bund zu Grunde richten, sondern mit Hülfe eines außerordentlichen stehenden Heeres im Reiche eine unerhörte Macht und Herrschaft usurpiren wolle. Um Gegenmaßregeln zu beschließen, ja den Sturz des verhaßten kaiserlichen Generals herbeizuführen, hielten sie im Juli einen Convent zu Bingen ab, zu dem sie auch T. aus Wiesbaden, wo er gerade zur Cur weilte, citirten. Der Rath dieses vorsichtigen Mannes war nun aber: den Bogen nicht allzu straff zu spannen, den Kaiser nicht zu beleidigen, den offenen Bruch mit seinem Heere zu vermeiden. Bei alledem fürchtete doch auch er hinter dem Gesuch seines uncollegialischen Rivalen um Succurs für Stralsund das Bestreben, die Liguisten „an Volk zu entblößen und hernächst mit ihnen den Meister desto baß zu spielen". Die militärische Cooperation der beiden Generale wurde dadurch gelähmt. Inbezug auf Ober- wie auf Niederdeutschland führte die Quartierfrage nur zu neuen Verwicklungen zwischen ihnen. Hier und dort standen sich ihre Ansprüche schroff gegenüber. Und als im Herbst 1628 von liguistischer wie von kaiserlicher Seite gegenseitige Forderungen zur Herabminderung der Truppenzahl erhoben wurden, sträubte sich T. um so mehr gegen die ihm zugemutheten Abdankungen, als er überzeugt war, daß Wallenstein an eine Reduction seiner ungleich stärkeren Armee im Ernste gar nicht dachte. Außerdem hielt er für unvermeidlich, die von ihm eroberten Gebiete auch fortan stark besetzt zu halten. Schon im August in seine Quartiere zwischen Weser und Elbe zurückgekehrt, hatte er sein Hauptlager jetzt in Stade.

Bald aber trat der Fall ein, daß Wallenstein, der sich in Dingen des Krieges so wenig mit ihm vertrug, sein Einverständniß inbezug auf den Frieden mit Dänemark aufrichtig und um so eifriger suchte, je dringender er selbst im allgemeinen wie im eigenen dynastischen Interesse diesen Frieden nun herbeiwünschte. Er lud T. zu vorläufiger Besprechung deshalb nach Boizenburg ein; und ihre Zusammenkunft dort im November hatte wenigstens eine Verständigung über Ort und Zeit des Beginns der — vom Kaiser genehmigten — Friedensverhandlungen zur Folge. Im Januar 1629 eröffnet, wurden sie zu Lübeck geführt durch bevollmächtigte Vertreter ebenso des Königs wie Wallenstein's und Tilly's. Beide katholischen Generale waren vom Kaiser mit Vollmachten versehen; beide sandten ihre Subdelegirten nach Lübeck, kamen dann aber auf Wallenstein's Wunsch noch einmal persönlich in seiner mecklenburgischen Residenz Güstrow zusammen. Hier zeigte sich nun wol, daß die Zugeständnisse, die der kaiserliche General dem Dänenkönig machen wollte, in Anbetracht der errungenen Siege dem liguistischen zu groß erschienen. Schon richtete jener gegen diesen deshalb einen neuen Vorwurf, den, daß er zum Frieden überhaupt nicht geneigt sei. Allein noch während der Güstrower Zusammenkunft, im April, ließ T. sich umstimmen und für Wallenstein's Friedensprogramm gewinnen. Er ließ sich überzeugen, daß Christian IV. ohne die Rückgabe seiner erb- und eigenthümlichen Gebiete auf seine auswärtigen kaiserfeindlichen Allianzen nicht verzichten und mit deren Hülfe das Reich in noch größere Verwirrung setzen würde. Andererseits erwartete nun auch T., daß der König für die ihm gewährte Satisfaction, für jene Rückgabe seine deutschen Verbündeten preisgeben und seine Ansprüche auf die norddeutschen Stifter fallen lassen werde. Eben in dieser Zeit war von Ferdinand II. das folgenschwere Restitutionsedict erlassen worden. T. sah wie Wallenstein von demselben eine neue große Erregung zumal der norddeutschen Protestanten vorher; und auch darum wünschte er einen Frieden zu befördern, der die Verbindung zwischen ihnen und dem auswärtigen König vernichten, sie der katholischen Propaganda gegenüber somit wehrlos

machen sollte. Jedoch noch etwas anderes ließ ihn diesen Frieden jetzt ersehnen, nämlich die von Wallenstein ihm eröffnete Aussicht auf einen neuen Türkenkrieg. Das Reich und T. selber hätten sich Glück wünschen können, wenn er, durch einen solchen abgelenkt, das Kreuz zu dem ihm früher versagten Siege über den Halbmond geführt haben würde — anstatt im Reiche erst fortan zum militärischen Vorkämpfer der einen Kirche gegen die andere, gewissermaßen zum Hauptexecutor jenes unseligen Edictes berufen zu werden.

Am 4. Juni unterzeichneten die beiden Generale die ihren Intentionen entsprechende Friedensurkunde. Im Hinblick aber auf den sicheren Frieden mit Dänemark hatte T. schon im voraus der kaiserlichen, zur Vollziehung des Edictes für das nordwestliche Deutschland ernannten Commission, namentlich dem fanatisch katholischen Bischof Franz Wilhelm von Osnabrück, Mitwirkung und Unterstützung mit allen seinen Kräften zugesagt. Noch immer war sein Hauptquartier in Stade; und von da aus wollte er den ausdrücklich auch vom Kaiser auf ihn angewiesenen Commissarien bei „Vindicirung" der vorbezeichneten Kirchen, Klöster und Stifter, soweit als nöthig und thunlich, seine Waffen leihen. Die Welt sollte nicht mehr in Zweifel darüber bleiben, daß Tilly's Krieg ein Religionskrieg gewesen war. In seinen Siegen über die Protestanten sah er die Hand Gottes, und er erklärte es nun für seine heilige Pflicht, sich dieser ihm verliehenen Siege zu bedienen, ihre gerechte Frucht zu ernten; die Execution des Edictes nannte er demnach ein Gott wohlgefälliges Werk. Nur gelegentlich, es ist wahr, hatte er derselben inmitten seiner bisherigen kriegerischen Thätigkeit, wie in Heidelberg, unmittelbar schon vorgegriffen. In Niedersachsen hatte er noch während des Feldzugs von 1627 kundgegeben, daß er keine Aenderung „in der hergebrachten Religion", als vom Kaiser nicht dazu befehligt, vorgenommen habe, noch auch dergleichen nach eigenem Belieben sich anmaßen wolle. Im besonderen Auftrag Ferdinand's II. hat er dann allerdings ein Jahr später zu Stade den Prämonstratensern das Kloster St. Georg restituirt. Als damals aber auch bereits jener Bischof von Osnabrück seine gleichnamige Hauptstadt mit Tilly's militärischem Beistand rekatholisiren wollte, hatte dieser es noch für ein Wagniß und ohnehin die gewaltsame Unterdrückung der Bürger dem heilsamen Werke der Conversion nicht für ersprießlich gehalten. Jetzt, nach Erlaß des „kaiserlichen Edictes", ließ er seine Scrupel fallen und kam nun umgekehrt dem allgemeinen Bekehrungseifer des Bischofs freudig entgegen. Ja, als er im Sommer 1629 vom Papst durch den Auftrag ausgezeichnet wurde, für das Stift Verden eine zum Bischof geeignete Persönlichkeit namhaft zu machen, fiel seine Wahl auf den nämlichen Franz Wilhelm. Ihn auch würde er vor allen Anderen zum Erzbischof von Bremen gewünscht haben, wenn nicht Kaiser Ferdinand seine Hand auf letzteres Stift gelegt und diese Würde seinem eigenen Sohn, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, bereits durch päpstliche Provision gesichert hätte. Unaufhörlich aber drängte T. daneben auf Beseitigung des bisherigen protestantischen Erzbischofs, der wegen seiner dem Kaiser im dänischen Krieg bewiesenen Treue vergebens Nachsicht und Duldung für seine Person erwartete. Vornehmlich im Vertrauen auf die militärische Assistenz Tilly's widmeten sich unterdessen die Restitutionscommissarien ihrer weitverzweigten Arbeit. Wie im Bremischen und Verdischen, „vindicirten und restituirten" sie zumal auch in den Bisthümern Hildesheim und Halberstadt und in der Reichsstadt Goslar zahlreiche Stifter, Kirchen und Klöster, die wider den Buchstaben des Augsburger Religionsfriedens vom alten Glauben abgefallen waren. Nur zum Theil freilich erhielten die alten Orden ihre geistlichen Güter zurück. T. war mit dem Kaiser darin einig, daß neben ihnen und mehr als sie die Jesuiten wegen ihrer hervorragenden Mission der Propaganda bedacht werden müßten. Beim Rückblick

auf dies Jahr 1629 rühmte einer der Commissarien, der Reichshofrath v. Hyen, T. und sich selber, überall eben auch Jesuiten eingeführt und für ihre Ausstattung, ihre — wie er annahm — dauernde Festsetzung das Beste gethan zu haben. Tilly's Pression machte sich überallhin bemerkbar; meist wol auf die von ihm beigegebenen Soldaten gestützt, ging die Commission rüstig vor. Widerstrebenden Ortschaften — nur inbezug auf die große Stadt Bremen rieth er noch zu „temporisiren“ — übersandte er außerdem seine Drohbriefe. Und unter den obwaltenden Verhältnissen genügte das.

Wäre das Unternehmen Wallenstein's vom Sommer des letztgenannten Jahres gelungen, Magdeburg als Festung in seine Gewalt zu bringen und als Hauptstadt des gleichnamigen Erzstiftes jenem auch dort durch päpstliche Provision zum Erzbischof bestimmten Kaisersohne Leopold Wilhelm unterthan zu machen: so würde wol auch T. nicht gezögert haben, in entsprechender Weise gegen die Stadt Bremen vorzugehen. Warf er doch ringsumher Schanzen auf und verglich diese Stadt mit einem Beutel, den er nach Belieben zuziehen könnte. Wallenstein selber hätte die gleichzeitige Unterjochung dieser beiden, im selben Maaße trotzigen, sich wie freie Reichsstädte fühlenden Metropolen um so lieber gesehen, als dadurch auch dem Hansabund ein tödtlicher Stoß versetzt werden sollte. Allein durch den Mißerfolg des kaiserlichen Generals vor Magdeburg, der kaum geringer als der vor Stralsund von 1628 war, fühlte sich der liguistische Feldherr nun doch mitbetroffen. Und er wagte auch darum das zum äußersten Widerstand entschlossene Bremen noch nicht direct anzugreifen, weil es an den durch große Siege über die Spanier mehr als je ermuthigten Holländern einen gefährlichen Rückhalt finden konnte. Ihnen betheuerte Bremen sich eher ergeben, als T. und dem Restitutionsedict pariren zu wollen. Wol gab es eine Partei in Wien, die desto entschiedener darauf drang, ihn mit kaiserlichen Befehlen auszustatten und in den Stand zu setzen, daß er auf jede Weise sich der widerspenstigen Stadt bemächtige. Schon befürwortete diese Partei die Ernennung Tilly's zum kaiserlichen Statthalter im Erzstift Bremen. Indeß sträubte sich Ferdinand II. dagegen, einem Liguisten die Ausführung seiner dynastischen Pläne anzuvertrauen, wie auch dagegen, einer Stadt wegen einen neuen weitaussehenden Krieg im Reiche zu beginnen. T. aber, während er bis in den Sommer 1630 sein Hauptquartier in Stade hatte und Bremen nicht aus den Augen ließ, kam doch immer mehr zu der Ueberzeugung, daß der Bruch mit den „aufwieglerischen“ Holländern unvermeidlich sei. Es verletzte ihn tief, daß sie trotz der Neutralität mit dem Reiche ihre Truppen stets weiter auf dem Boden desselben, namentlich nach Westfalen vorzuschieben wagten. Er war, wie Wallenstein gesagt hatte, völlig durch sie in Schach gehalten. Und trotzdem wollte die Liga jene Scheinneutralität aufrecht erhalten wissen; er mußte ihr Gebot respectiren. Umsonst bemühte sich die Infantin Isabella, ihn als Nachfolger Spinola's für sich und für Spanien zurückzugewinnen, zum Kampf ausschließlich gegen die Holländer. Der Kurfürst von Baiern dachte nicht daran, seinen siegreichen Feldherrn zu entlassen.

So schienen diesem nach jeder Richtung hin die Hände gebunden, er selber militärisch zur Unthätigkeit verdammt. Schon aber bereitete sich eine neue Wendung vor. Fast gleichzeitig traten zwei verschiedene Ereignisse ein, durch die er noch einmal zum alleinigen ungetheilten Obercommando über die katholische Kriegsmacht im Reich und zu den schwierigsten kriegerischen Aufgaben berufen wurde: die Absetzung Wallenstein's und die Invasion des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Im August 1630, während die verspätete Kunde von der letzteren auf dem Kurfürstentag zu Regensburg eintraf, ward dort die erstere ausgesprochen. Zur selben Zeit war T. persönlich in Regensburg anwesend, da

auf diesem Collegialtag eine ganze Reihe einschneidender Fragen, ja die Neugestaltung des katholischen Heerwesens erörtert wurde und er deshalb schon im voraus durch Kurfürst Maximilian als Rathgeber gerufen worden war. Nicht im Stande, Wallenstein zu halten, wußte der argbedrängte Kaiser Niemand, der ihn ersetzen konnte — außer T. Und so forderte er ihn jetzt von der Liga, die aber ihren alten Generallieutenant auch ihm nur unter besonderen Bedingungen bewilligen wollte. Nach langwierigen, sich bis in den November hineinziehenden Verhandlungen erhielt T. den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in Deutschland — er hieß fortan auch des Kaisers Generallieutenant — und er behielt zugleich den über die liguistische „als eine absonderliche Armee des in seinem Esse verbleibenden Bundes"; beide Armeen sollten eventuell zusammenwirken, ohne jedoch Ein Corps zu bilden. Dem scheinbaren Vortheil seines einheitlichen Obercommandos traten bei der fortgesetzten und auch durch die Gefahren der schwedischen Invasion kaum geminderten Eifersucht zwischen Kaiserlichen und Liguisten bedenkliche Nachtheile entgegen. Der Kaiser war weit entfernt, ihm Wallenstein's außerordentliche Machtbefugnisse einzuräumen. Und die Liga, während sie — im unpassendsten Moment, der sich denken ließ — eine Herabsetzung ihres eigenen Heeres beschloß, bestand auch auf einer solchen der kaiserlichen Armee; aber sie verlangte von dieser außerdem einen förmlichen Bruch mit Wallenstein's Werbe- und Contributionssystem, mit seinem ganzen exorbitanten System der Kriegführung, das doch nun einmal die Grundlage seiner großen Erfolge gebildet hatte. T. trat Wallenstein's militärische Erbschaft an, ohne seine Rechte, dafür mit seinen Pflichten und Schulden. Wenn er sich anfangs unter Hinweis auf sein hohes Alter weigerte, dies kaiserliche Amt zu übernehmen, so ließ ihn, angesichts der schweren Zeit, nur die Berufung an sein Pflichtgefühl die Weigerung fallen. Allein er protestirte sofort in Regensburg auch offen gegen zu weitgehende, der Wehrfähigkeit schädliche Reformen und Abdankungen. Er stellte an Kaiser wie Liga seine bestimmten Forderungen geregelter monatlicher Bezahlung u. s. w. für den Unterhalt der Truppen, für die wirksame Fortsetzung des Krieges. Dennoch sollte er im weiteren Verlauf desselben empfinden, wie die zugesagte Unterstützung, namentlich von Wien aus, häufig ausblieb, während er in seiner doppelten Abhängigkeit von Liga und Kaiser auch nicht selten widersprechende Befehle empfing. Die bisherigen Differenzen zwischen beiden waren schuld, daß er, Monate lang vom Kriegsschauplatz abgezogen und in Regensburg festgehalten, Gustav Adolf in diesem Jahr überhaupt nicht mehr gegenüber zu treten vermochte.

Längst schon hatte T. die von Schweden drohende Invasion gefürchtet und auch ihretwegen längst für nothwendig erklärt, „vielmehr zu werben als abzudanken". Gleich den liguistischen Kurfürsten mochte er Wallenstein's politisch-militärische Gewaltacte, durch welche jene Invasion wesentlich provocirt worden war, sein Vorgehen wider Stralsund, seine Besitzergreifung von Mecklenburg, grundsätzlich mißbilligen. Er selbst hatte jedenfalls durch seinen rücksichtslosen Eifer für das Restitutionsedict und für die Execution des Edictes den Entschluß des Königs nur gezeitigt, den deutschen Protestanten als Retter zu erscheinen. Dem Mißtrauen, welches diese T. von jeher entgegengebracht, hatte während und nach dem letzten Kriege sich furchtbare Erbitterung nicht weniger gegen ihn als gegen Wallenstein und insgemein gegen die katholische Gewaltmacht zugesellt — eine Erbitterung, auf die Gustav Adolf in moralischer Hinsicht ganz besonders rechnete. Unfähig und auch nicht gewillt, die Ursachen dieser Erbitterung zu beseitigen, hatte T. während des Sommers 1630 seinen bairischen Oberherrn nur immer von neuem ermahnt, sich gefaßt zu halten auf die „gefährlichen

Kriegsmachinationen des Schwedenkönigs und seiner Adhärenten wider das Reich" — wobei er zumeist an die Holländer dachte. Doch da er die Freundschaft zwischen ihnen und Gustav Adolf überschätzte, wurde ihm wenigstens der Trost zu theil, noch auf dem Regensburger Collegialtag, infolge gewisser Verhandlungen mit den Generalstaaten, die Gefahr der holländischen Invasion erheblich vermindert zu sehen. Abmachungen über eine fast allgemeine Räumung der rheinisch-westfälischen Lande von Seiten der holländischen und zugleich der spanischen, der liguistischen, ja selbst der kaiserlichen Truppen wurden getroffen, die T. immerhin den Vortheil brachten, in Zukunft über zahlreichere Streitkräfte zur Bekämpfung der Schweden verfügen zu können. Dagegen wurde er freilich schon alsbald nach seinem Aufbruch von Regensburg, als er (zu Anfang December) in Hameln mit seinem Feldmarschall Pappenheim Kriegsrath hielt, durch bedrohliche Nachrichten über Magdeburg gezwungen, seine Kräfte zu theilen. Diese auch nach Aufhebung der vorjährigen Blokade durch Wallenstein's Soldateska hart bedrängte und durch das Restitutionsedict am meisten bedrohte Stadt hatte unter der Aegide des tollkühnen erzstiftischen Administrators Christian Wilhelm und in nur zu frühem offenem Anschluß an den Rettung verheißenden, aber noch weit entfernten Schwedenkönig die Fahne des Aufstandes erhoben. Und so gab es neben dem schwedischen einen magdeburgischen Krieg, der wegen seiner moralischen Consequenzen und der strategisch-politischen Bedeutung dieser Elbfestung dem katholischen Princip, der kaiserlich-liguistischen Gewaltherrschaft im nördlichen Deutschland höchst gefährlich werden konnte. In Hameln erfuhr T., daß Falkenberg, der deutsch-schwedische Commandant von Magdeburg, den Kaiserlichen soeben den Paß Neuhaldensleben entrissen hatte. Da übertrug er Pappenheim ein größeres Corps zu schleuniger Rückeroberung desselben und demnach zur Bändigung der Magdeburger. Er aber, der Oberfeldherr, folgte seinem Feldmarschall auf dem Fuß, um das Terrain zu recognosciren und — nach dem schnellen Gelingen der ersteren Aufgabe — ihm bei der letzteren zu assistiren. Es sollte wenigstens der Versuch gemacht werden, Magdeburg durch unmittelbaren Anmarsch eines ansehnlichen kaiserlichen Heeres, durch ernste militärische Demonstrationen in Furcht zu setzen und zur Capitulation zu bringen. An einen Sturm auf die als ungemein stark geltende Festung konnte ohne langwierige Vorbereitungen, ohne förmliche Belagerung freilich nicht gedacht werden. Tilly's Versuch aber, die Magdeburger theils durch Drohungen, theils durch Gnadenverheißungen zur Unterwerfung zu bringen, scheiterte an Falkenberg's Trotz und Energie. Auch seine Proclamation als kaiserlicher General und Oberbefehlshaber im niedersächsischen Kreise verhallte wirkungslos. Es blieb ihm, da ohnehin die kalte Jahreszeit die Ausführung einer Belagerung nicht mehr zuließ, nichts anderes übrig, als Pappenheim mit einem Blokadecorps vor Magdeburg zurückzulassen — indeß er selbst mit dem Gros der vereinigten Armeen einen Winterfeldzug gegen Gustav Adolf antrat, um diesem den Weg nach Magdeburg zu verlegen. Und mehr, als seine Hauptaufgabe galt ihm, die Schweden seewärts zurückzutreiben.

So lagen die Dinge um die Jahreswende 1630/1. Noch soeben glaubte der König, durch die Eroberung der Oderpässe Garz und Greifenhagen sich den Weg in die Mark geöffnet und die Gelegenheit zu siegreichem Anmarsch auf Magdeburg erlangt zu haben. Andrerseits bedrohte er aber auch schon Schlesien, die kaiserlichen Erbländer und zunächst — als Pässe zu diesen — die Festungen Landsberg a. W. und Frankfurt a. O. Sie vor allem zu retten, eilte T. im Januar von der Elbe herbei. Ihren kaiserlichen Besatzungen, die durch Wallenstein's Sturz sich gleichsam führerlos fühlten und dazu große Noth litten, flößte er durch sein persönliches Erscheinen wieder Muth ein und half ihnen mit Geld

und Proviant, soweit er konnte. Zugleich auch hielt er den König und den Kurfürsten von Brandenburg auseinander und rettete diesem, obschon nur im kaiserlichen Interesse, seine Festung Küstrin vor der Gewalt jenes. Als er außerdem noch durch die nach der Mark geflüchteten Reste der ehemaligen Wallenstein'schen Armee in Pommern seine eigene Feldarmee verstärkte, hatte er den Erfolg, daß Gustav Adolf im Februar nordwärts nach Pommern zurückkehrte. Jedoch ließen dessen weitere Bewegungen ihn besorgen, daß er seinen Weg nunmehr über die Havel nach Magdeburg nehmen werde. Und so marschirte T. in Eilmärschen von der Oder wieder westwärts. Bei Brandenburg wollte er, mit Pappenheim vereint, sich zwischen den König und die Magdeburger legen. Allein bei seiner Ankunft daselbst ward ihm die Kunde, daß jener von Pommern aus nach Mecklenburg eingedrungen sei mit der Absicht, jetzt dieses zu erobern. Eine Eroberung, die nicht bloß durch die Demoralisation der dort eingelagerten kaiserlichen Truppen, sondern auch durch die erregte Volksstimmung anscheinend sehr begünstigt wurde; und wie leicht hätte sie den Verlust von Städten wie Lübeck und Hamburg, den Verlust der ganzen unteren Elbe für den Kaiser nach sich ziehen können! Gustav Adolf's Hoffnungen und Tilly's Befürchtungen deckten sich unmittelbar. Letzterer mußte nun auch in Mecklenburg retten, was sich noch retten ließ; vernahm er doch unterwegs, daß schon die pommersch-mecklenburgischen Grenzplätze, das starke Demmin selbst einbegriffen, sich auf unrühmliche Art den Schweden ergeben hätten. Mit seinem Vorhaben, ihnen Halt zu gebieten, verband sich denn auch hier das andere, der Demoralisation im eigenen Heerlager zu steuern. Allein seine Wiedereroberung Neubrandenburgs, die von einem furchtbaren Blutbad begleitet war und die Gefangennehmung des Commandanten Knyphausen, eines der tüchtigsten Officiere Gustav Adolf's, zur Folge hatte, führte zu einer unerwarteten Wendung. Gustav Adolf, der sich noch zu schwach fühlte, dem kaiserlich-liguistischen General eine Feldschlacht zu liefern, suchte ihn durch neuen Einfall in die Mark und durch Bedrohung seiner kaum befestigten Oderstellung aus Mecklenburg wieder abzuziehen. T. jedoch, überzeugt, daß sein königlicher Gegner ihm überhaupt nirgends Stand halten, sondern durch beständiges Hin- und Herziehen ihn bloß irreführen, seine Armee durch endlose Strapazen ermüden und aufreiben wolle, faßte auf einmal einen neuen Plan. Den ursprünglichen, der die Verfolgung der Schweden auf Schritt und Tritt bezweckte, ließ er fallen, um jetzt hingegen, bei Beginn der besseren Jahreszeit, die Belagerung und Eroberung von Magdeburg zu seiner dringendsten Aufgabe zu machen. Er glaubte dadurch die Initiative im Kriege zu gewinnen, indem er den König, der seine Bundesgenossin an der Elbe unmöglich im Stich lassen durfte, nach sich ziehen würde, anstatt noch länger von ihm hier- und dorthin gezogen zu werden. Er warf sich auf die bis dahin von Pappenheim nur unzureichend blokirte Stadt mit um so größerer Wucht und Thatkraft, als ihm nun Alles darauf ankam, mit ihr fertig zu werden, bevor Gustav Adolf ihr den oft verheißenen Entsatz bringen könnte.

So verließ er Ende März Mecklenburg und erschien unversehens vor Magdeburg, während der König vergeblich auf seinen Zug nach der Oder rechnete. Allerdings sah er sich dann doch noch einmal zu einer Rückwendung gegen die schwedische Hauptmacht und zur Unterbrechung der kaum begonnenen Belagerung genöthigt, als jener, seine Abwesenheit benutzend, über Frankfurt und Landsberg herfiel. Noch immer sollte T. dadurch von Magdeburg divertirt und ihm die Initiative nicht gelassen werden. Gustav Adolf's Berechnung blieb aber auch diesmal in der Hauptsache erfolglos, da sein Gegner, unterwegs schon benachrichtigt, daß Frankfurt verloren und Landsberg nicht mehr zu retten sei,

sofort nach Magdeburg wieder umkehrte. Wol war T. gefaßt auf den bitteren Vorwurf des Kaiserhofes, daß er die Erbländer vernachlässige und dem furchtbaren ausländischen Feinde preisgebe — während freilich seine vorausgegangenen Mahnungen, Frankfurt und Landsberg, diese Hauptpässe nach Schlesien, in besseren Vertheidigungszustand zu versetzen, von Wien aus ungehört geblieben waren. Den König hätte er indeß, bei seinem großen Vorsprung nach Schlesien, jetzt auch nicht mehr von dort zurückzuhalten vermocht. Er selber würde mit dem Verfolgungsmarsch zu spät gekommen und durch denselben obendrein gezwungen worden sein, zu seinem unberechenbaren Schaden Magdeburg fahren zu lassen. Er würde damit auch den zahlreichen anderen mißvergnügten Protestanten in Norddeutschland Luft gemacht, insbesondere die ihm feindlich gesinnten Theilnehmer an dem soeben zum Abschluß gekommenen Convent von Leipzig außerordentlich ermuthigt haben. Alles dies bestimmte den General, Magdeburgs Belagerung fortzusetzen; und mit sicherer Berechnung stützte er sich dabei auf ein moralisches Moment hinsichtlich Gustav Adolf's: wenn dieser nicht das Vertrauen der protestantischen Bürgerschaften Deutschlands einbüßen wollte, so durfte er die Eroberung Schlesiens der Rettung Magdeburgs nicht vorziehen. T. wußte, daß er hierfür sein königliches Wort verpfändet hatte. Eben darauf verließ er sich und sorgte doch zugleich, daß es nicht eingelöst werde, indem er seit Ausgang April sich mit verdoppelter Energie jener Belagerung widmete. Durch Heranziehung aller nur irgend verfügbaren Truppen aus der Ferne, so jetzt zumal auch von Rhein und Weser her, concentrirte er eine Heeresmacht von 30—40 000 Mann um Magdeburg.

Der denkwürdigen Einzelheiten der mehrwöchentlichen Belagerung hier zu geschweigen — nach wiederholten vergeblichen Aufforderungen an die Belagerten beschloß er den Sturm: und zwar in einem Moment, wo er ihn trotz aller Fortschritte und rastlosen Vorbereitungen noch für ein großes Wagniß hielt und dennoch wegen der gefürchteten Annäherung Gustav Adolf's nicht aufschieben zu dürfen glaubte. Pappenheim, sein feuriger Unterfeldherr, bestärkte ihn in diesem Beschluß und überwand seine letzten Bedenken. Am 20. Mai wurde die unglückliche Stadt, eine der größten, schönsten und volkreichsten in Deutschland, erstürmt, nach Kriegsrecht geplündert, während der Plünderung aber auch fast gänzlich eingeäschert. Letzteren Fall, der ihn selbst mit einem Schlage seines Siegespreises beraubte, hatte T. vergebens durch Löschbefehle abzuwenden versucht. Seine kriegsgefangenen Magdeburger bekannten kurz nachher, daß es eine beabsichtigte Brandstiftung, vornehmlich auf Veranlassung des fanatischen Falkenberg, der selber während der Katastrophe den Tod gesucht und gefunden hatte, gewesen sei. Flüchtige Einwohner und zum Theil sehr angesehene Bürger machten aber aus freien Stücken an anderen Orten Bekenntnisse, welche die Gefangenen-Aussage unterstützten. Und keine Frage, daß der leidenschaftliche Haß gegen die papistischen Zwingherren, gegen T. an der Spitze, einen Theil der Belagerten zu einer That der Verzweiflung, einem Zerstörungswerk ohne Gleichen angetrieben hatte, wenn es darum auch nicht an Mitschuldigen in Tilly's Heer gefehlt haben wird. Für seine eigene Unschuld bedarf es heute keines Beweises mehr. Sein unbestreitbares Verdienst ist es, wenigstens den Dom und das Prämonstratenserkloster U. L. Frauen vor der allgemeinen Verheerung gerettet zu haben. Aber diese Rettung deutet auch wieder auf seine Tendenz einer rücksichtslosen Rekatholisirung hin.

Unter großen Feierlichkeiten, die zu dem namenlosen Elend der zertrümmerten Stadt im Mißverhältniß standen, übergab er den Dom gleich in den nächsten Tagen dem alten Cultus und veranstaltete auch in der Klosterkirche ein Dankfest für seinen Sieg. Den übriggebliebenen Magdeburgern aber, deren Geistliche

er alsbald auswies, versagte er ganz und gar den Trost des evangelischen Gottesdienstes. Als Eroberer und auf Grund des Restitutionsedictes glaubte er hierzu das Recht zu haben. Am liebsten jedoch würde er Magdeburg, das bisher das vornehmste deutsche Bollwerk des Lutherthums gewesen war, im Namen des päpstlichen Erzbischofs Leopold Wilhelm oder seines kaiserlichen Vaters und Vormunds in eine habsburgisch-katholische Zwingburg für den Norden umgewandelt haben. Allein die Schäden der Zerstörung, die mit der Stadt direct und indirect auch die Festung betrafen, waren allzu schwer und nachhaltig. Mit einem Male hatte dadurch auch die letztere ihre frühere strategische Bedeutung verloren; und der siegreiche Feldherr sah sich genöthigt, unter Zurücklassung weniger tausend Mann, die den Elbpaß bewachen, das katholische Heiligthum beschützen sollten, seine große Hauptmacht von dannen zu führen. Wie die Quartiere, waren auch die städtischen Proviantvorräthe der Zerstörung zum Opfer gefallen; diese Armee, die in dem ausgesogenen Erzstift keinen Unterhalt mehr fand, hätte bei längerem Verweilen an der verödeten Stätte vor Hunger umkommen müssen. Wenn T. sie, nahe an 24 000 Mann stark, im Juni nach Thüringen abführte: so verband er mit dieser Wahl eines noch contributionsfähigen Landes allerdings auch die Absicht, sich von da aus die Pässe, namentlich durch das nun gleichfalls in Aufstand gerathene Hessen, die Verbindung mit Süddeutschland, mit den Ländern der Liga offen zu halten. Gleichzeitig gedachte er, jene feindlichen Leipziger Schlußverwandten, deren Länder er unterwegs berührte oder denen er sich näherte, zu entmuthigen, sie womöglich zu entwaffnen. Und das, bevor sie, wie er besorgte, sich mit Gustav Adolf verbinden möchten. Schon fiel dabei sein Auge vorzugsweise auf Kursachsen, dessen außergewöhnlich starke Rüstungen ihn täglich argwöhnischer machten. Der Argwohn war ein gegenseitiger; und als der Kurfürst Johann Georg den Feldherrn durch ein paar seiner Räthe in Oldisleben aufsuchen ließ, um als Oberster des obersächsischen Kreises ihn zum Abmarsch aus Thüringen aufzufordern, kam es zu harten Zwiegesprächen. So weit vergaß sich T. in seinem Eifer, daß er an den Kurfürsten die Mahnung richtete, die von ihm besessenen Stifter freiwillig abzutreten. Ein äußerst unpolitischer Schritt, zu dem er nicht befugt war und der denn auch von seinen liguistischen Herren entschieden mißbilligt wurde: wollten sie doch gerade Kursachsen wegen seiner Macht und seiner Autorität bei anderen protestantischen Ständen ausnahmsweise geschont wissen. Und wie sie, so der Kaiser, der T. deshalb ausdrücklich den Befehl zugehen ließ, sich aller Feindseligkeiten gegen Kursachsen zu enthalten. Den Einfall in dies, die Entwaffnung Johann Georg's erachtete freilich umgekehrt der katholische Feldherr für dringend geboten, um ihn so von den anderen Ständen zu trennen und die letzteren abzuschrecken. Wenn dem evangelischen Capo — war seine Ueberzeugung — die Macht gebrochen, würden die Glieder bald fallen, Gustav Adolf aber dadurch noch bei Zeiten isolirt und in die Enge getrieben werden. Seine ursprüngliche Maxime, die Bekämpfung der fremden Invasion in erster Linie, schien er demnach gänzlich aufgegeben zu haben. Und doch nöthigte ihn, während der Angriff auf Kursachsen ihm verboten war, der Verlauf der Begebenheiten, den alten Kriegsplan schnell wieder aufzunehmen.

Der König, der ihm immerdar behutsam ausgewichen war und ohne den — verweigerten — Beistand Kursachsens auch Magdeburg nicht hatte entsetzen können, nahm nach jener schweren Katastrophe eine feste Stellung an der Havel mit der T. zum Trotz erzwungenen Hülfe Kurbrandenburgs ein; und zwar eine Stellung, in der er zunächst unangreifbar erschien. Als er, auf diese gestützt, aber ernstlich Miene machte, das durch die Zerstörung Magdeburgs fast wehrlos gewordene Erzstift und letzteren Paß selber in Tilly's Abwesenheit zu erobern: da sah der es für seine heilige Pflicht an, die Stiftslande vor den Schweden zu retten.

Und die Pflicht spornte T. um so mehr, als des Königs Bewegungen zugleich mit dem Erzstift auch die übrigen von den katholischen Waffen behaupteten „Provinzen, Stifter und Quartiere" zwischen Elbe und Weser bedrohten. Thüringen hatte er sich inzwischen immerhin tributpflichtig gemacht; und Hessen hoffte er durch das damals aus Italien nach Deutschland zurückgekehrte kaiserliche Heer des Grafen v. Fürstenberg bezwingen zu können. Er selbst also brach nun, Mitte Juli, mit seiner Hauptarmee von Mühlhausen aus wieder gen Norden auf, nachdem er Pappenheim mit einem kleineren Corps zum Schutz der Stiftslande schon vorausgeschickt hatte. Er dachte allen Ernstes an eine Entscheidungsschlacht mit Gustav Adolf. Allein bei Tilly's Anmarsch zog sich dieser hinter seine festen, in vortheilhaftester Lage angelegten Verschanzungen bei Werben, am Einfluß der Havel in die Elbe, zurück. Jener suchte ihn zu Anfang August auch dort auf, aber vergeblich. Sich auf ein paar kleinere Ausfälle und Scharmützel beschränkend, schien der König nun einmal, wie T. sagte, aperto campo nicht schlagen zu wollen. Da beschloß der Letztere, ihm die Havel zu entreißen und so auch die Werbener Stellung unhaltbar zu machen. Um hierzu die nöthige Uebermacht zu gewinnen und selbst für den Fall einer Verbindung der Schweden mit den Sachsen beiden gewachsen zu sein, nahm er insofern eine neue Aenderung seiner Dispositionen vor, als er den Grafen Fürstenberg jetzt ohne Aufenthalt in Hessen unmittelbar herbeizog. Gerade das aber machte das Maaß des kurfürstlichen Unwillens gegen ihn erst voll; ja, es brachte jene Verbindung, die es verhindern sollte, erst zur Reife. Johann Georg fürchtete von der Annäherung des bereits vorher zur Bestrafung der Leipziger Schlußverwandten ausersehenen Grafen die größten Ungelegenheiten für sich selber. Und sein Anerbieten an Gustav Adolf, Fürstenberg von der Vereinigung mit T. zurückhalten zu wollen, wenn er, der König, T. in Schach hielte, bildete die Einleitung des epochemachenden schwedisch-sächsischen Bündnisses.

Dasselbe kam trotz der diplomatischen Gegenbemühungen des katholischen Generals und keineswegs erst infolge seines feindlichen Einfalls in kursächsisches Gebiet zu Stande. Aber freilich vollzog er kurz zuvor noch seine Vereinigung mit Fürstenberg; ungestört vollzog er sie in der Grafschaft Mansfeld, wohin er ihm entgegengeeilt kam. Andererseits gelang es doch auch ihm nicht mehr, die Vereinigung der königlichen und der kurfürstlichen Armee zu verhindern. Indeß erst die Nachricht von ihrem unabwendbaren Bevorstehen und von Gustav Adolf's Anmarsch auf Kursachsen war maßgebend für Tilly's Einfall, der endlich auch die eventuelle Genehmigung des Kaisers gefunden hatte. Am 5. September ließ er Merseburg durch Pappenheim besetzen. Die Nothwendigkeit, seinen wiederum nothleidenden Truppen Unterhalt zu verschaffen, trieb ihn vorwärts. Bald stand er vor Leipzig; und nach kurzem Bombardement wie nach scharfen Drohungen, wobei er warnend auf das Schicksal Magdeburgs hinwies, bemächtigte er sich der zweiten Hauptstadt Kursachsens am 16. durch Akkord. Früh morgens am 17. aber näherten sich ihm die beiden verbündeten protestantischen Heere derart, daß er sich umgehend veranlaßt sah, seine eigenen beiden Heere im Felde vor Leipzig bei Breitenfeld in Schlachtordnung gegen sie aufzustellen. Nicht, daß er in diesem Augenblick die Schlacht direct suchte — wollte er doch seine Truppen zuvor erst recht sammeln und noch durch neue Zuzüge verstärken. Die ihm angebotene Schlacht nahm er gleichwol vertrauensvoll an. Die Niederlage des linken, Pappenheimischen Flügels, mit der sie eigentlich begann, wußte T. durch einen erdrückenden Angriff auf die sächsische Armee in gewisser Weise wett zu machen. Dann jedoch wurde die Flucht der letzteren ihm verhängnißvoll, da die Seinigen, in voreiliger Annahme des Sieges, sich in ihrer Verfolgung allzu sehr „vertieften" und dem Könige damit zu einem entscheidenden Eingriff, einem

überwältigenden Vorstoß Gelegenheit gaben. Völlig überrascht, wurden zunächst Tilly's Reiter zum größten Theil geworfen. Sein Fußvolk sammelte sich zwar und kämpfte bewundernswürdig weiter. Aber es war zu spät; Feldmarschall Horn zersprengte dasselbe — und so ward die Schlacht für den König, unter ungeheurem Verlust seiner Feinde, gewonnen. Er selbst hatte einen solchen Sieg, den er für den bedeutendsten aller seiner Siege erklärte, nicht erwartet: am wenigsten T. gegenüber, vor dem er bisher einen außerordentlichen Respect und mit dem zu schlagen er noch am Morgen vor der Schlacht Bedenken gehabt hatte. Nun hielt er dafür, daß T. zufällig an diesem Tage „gar confus" gewesen sei, und machte ihm u. a. zum Vorwurf, sein ganzes Volk ohne Reserve „in Eine Front" gestellt zu haben. Worauf er aber besonders stolz sein konnte: im Gegensatz zu der schwerfälligen Kampfweise des katholischen Feldherrn, die noch ganz in den Ueberlieferungen der alten spanischen Schule wurzelte, hatte der Schwedenkönig hier bei Leipzig eine neue Taktik der verbundenen Waffen in Anwendung gebracht und ausschlaggebend noch zuletzt durch Horn gebrauchen lassen. Mochten Tilly's Parteigenossen seine Fehler zu bemänteln suchen oder, wie der Kurfürst von Mainz, eine Hauptursache seiner Niederlage in der fortdauernden „schädlichen Jalousie" zwischen der kaiserlichen und der liguistischen Armee erblicken: sein Nimbus, unbesiegbar zu sein, war bei Breitenfeld erloschen. Diese Schlacht, eine der größten des dreißigjährigen Krieges, war die Antwort auf die am weißen Berge bei Prag; sie war die Rache für Magdeburg und bedeutete, wie die Folgen lehrten, das Grab des Restitutionsedictes, dessen Execution gerade T. sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte. In tiefster Niedergeschlagenheit, zwar nur leicht verwundet in der Schlacht, doch auch sonst krank, trat er seinen Rückmarsch nach Halle an. Bald freilich faßte er neuen Muth und verhieß, zur Ehre Gottes, zur Rettung des Kaisers und aller katholischen Fürsten Leib und Leben daran setzen zu wollen.

Nothdürftig sammelte er seine Truppenreste, mußte aber, von Gustav Adolf's siegreichen Schaaren gedrängt, seinen Rückzug fortsetzen. Von Halle, das die letzteren unmittelbar nach seinem Abmarsch besetzten, ging er über Halberstadt, von wo die erst seit kurzem wiedereingeführten katholischen Geistlichen jetzt mit ihm flohen, nach der Weser, auf Corvey und Höxter. Und von da, nach seiner Vereinigung mit dem kurkölnischen Volke, weiter nach Hessen-Cassel, wo er die Obersten Aldringen und Fugger mit ihren Regimentern an sich zog, indeß er zu der gewünschten Züchtigung des rebellischen Landgrafen Wilhelm sich keine Zeit lassen konnte. Denn da inzwischen, auf dem directen Weg über Thüringen, sein großer königlicher Gegner bereits in liguistisches Gebiet vorgedrungen war, so besann sich T. keinen Augenblick: nicht allein seiner Pflichten gegen seine ursprünglichen Herren eingedenk, sondern überhaupt gewillt, seinen alten strategischen Plan des directen Vorgehens gegen den königlichen Eroberer jetzt nun wieder aufzunehmen, beeilte er sich, ihm in Franken den Weg zu vertreten. Ja, im Vertrauen auf seine schnell zusammengebrachte Streitmacht — die in den nächsten Tagen durch die Armee des Herzogs Karl von Lothringen noch bedeutend vermehrt und vor dem November wieder auf etwa 40 000 Mann geschätzt wurde — wagte er den Gedanken einer schleunigen Revanche an Gustav Adolf zu fassen. Dennoch kam er zu spät, um die Feste Marienberg, den Hauptstützpunkt des Fürstbisthums Würzburg, vor ihm zu retten und ihm die sogenannte Pfaffengasse mit ihren reichen katholischen Stiftern zu verschließen. Vor allem aber täuschte er sich in seinen Truppen selber. Sogar das kurmainzische Aschaffenburg, das er eben noch mit einer stärkeren Besatzung versehen, wurde von dieser in eiliger Flucht den Siegern von Leipzig überlassen, u. s. f. Die Soldaten des besiegten Feldherrn waren nicht mehr die alten. „Aus Furcht

und Zagheit" — heißt es in gleichzeitigen Quellen — „wollten sie den Schwedischen nirgends Stand halten". Jämmerlich benahmen sich die Neugeworbenen; aber auch über viele von den früheren Wallensteinern mußte T. Beschwerde führen, daß sie „allen Respect und Gehorsam verloren". Er fürchtete den Ausbruch von Meutereien in seinem Heer und fand sich so wider seinen Willen zu weiterem Rückzuge gezwungen. Zu seinem Unglück fehlten ihm mehr als je die nöthigen Subsistenzmittel. Die geistlichen Fürsten, die mit ihren vertragsmäßigen Quoten fast stets im Rückstande geblieben waren, hatten fortan nur noch Klagen über den General, als ob sie von ihm muthwillig im Stich gelassen würden. Dabei aber schienen sie, und zumal die Inhaber der fränkischen Bisthümer, angesichts der erfolgten oder auch erst der drohenden schwedischen Invasion sich der Verpflichtung zu ferneren Beiträgen vollends überhoben zu fühlen, anstatt jetzt opferbereit ihr Aeußerstes daran zu setzen. Sogar der Kurfürst von Baiern, der bisherige zuverlässige Retter in der Noth, forderte T. bereits im October auf, seine Officiere und Gemeinen mit Trostworten zu beschwichtigen, da es ihm nunmehr unmöglich sei, „Geld hinunter zu bringen". Hungrig und nackt, in der vorgerückten Jahreszeit doppelt leidend, waren denn allerdings diese Truppen zum Fechten desto weniger geneigt; massenhaft desertirten sie, um nicht zu Grunde zu gehen. Wie Schafe, sagte man, seien sie zusammengebracht; und jetzt vergingen sie „wie der Schnee". Auch der Herzog von Lothringen empfahl sich bald wieder.

So durfte T. also doch nicht wagen, dem Könige, der umgekehrt durch Zulauf und Vorschub der Protestanten sich täglich mehr verstärkte, im offenen Felde entgegenzutreten. Immerhin hoffte er auch jetzt, ihn nochmals durch Diversionen aufhalten und seinen Siegeslauf hemmen zu können. Nochmals wollte er sich deshalb, in seinem Rücken, auf ein paar angesehene Städte werfen, die kurz zuvor schwedische Besatzungen eingenommen hatten. Die evangelische Reichsstadt Rothenburg o. d. Tauber, als erste dieser Städte, wurde so wirksam von ihm beschossen, daß sie, Magdeburgs Schicksal fürchtend, sich ihm am 10. November ergab. Hart wurde sie, gleich dem zugehörigen Lande, von seiner Soldateska mitgenommen. Und nicht weniger das Landgebiet der Reichsstadt Nürnberg als der zweiten dieser Städte, nachdem auf dem Wege dorthin die wichtigsten Plätze der Markgrafschaft Ansbach schnell erobert worden waren. Nürnberg selber haßte der katholische General kaum weniger als Magdeburg. Einst ein vornehmes Mitglied der protestantischen Union, hatte es ihm zu großem Verdruß Mansfeld unterstützt und soeben noch den feindlichen Beschlüssen des Leipziger Convents Folge geleistet, hatte es dementsprechend stark gerüstet. Diese hervorragende, reiche Stadt den Schweden zu entreißen, erschien ihm nothwendig. Seit Ende November lagerte er vor ihren festen Mauern; aber alle seine Aufforderungen und drohenden Demonstrationen erschütterten ihren Entschluß nicht, Gustav Adolf treu zu bleiben und des Evangeliums wie ihrer Freiheit wegen sich aufs äußerste zu wehren. Er sah ein, daß seine noch etwa 14000 Mann starke Feldarmee hier nicht genügte, zumal es ihr auch an dem nöthigen Belagerungsgeräth fehlte. Wieder stand ein Winter vor der Thür — Tilly's längerer Aufenthalt vor Nürnberg würde nur das Eine bewirkt haben, daß er den ihm weit überlegenen König vom Rhein her direct auf sich herangezogen hätte — und das mußte er vermeiden. So zog er zu Anfang December unverrichteter Weise ab. Durch Zurücklassung von Besatzungstruppen in Nürnbergs Aemtern und kleineren Städten hielt er die Hauptstadt immer noch wie von ferne bloquirt. In der benachbarten Markgrafschaft Ansbach bezog er Winterquartiere und begab sich für seine Person zu Ende des Jahres nach Nördlingen.

Mit alledem sah sich der katholische General infolge seiner großen Nieder-

lage doch schon bis nahe an die Grenzen Baierns zurückgedrängt. Noch freilich machte sein Feldmarschall Pappenheim, den er eben damals wieder nordwärts ziehen ließ, verzweifelte Anstrengungen, den Feind in Westfalen und Niedersachsen zu beschäftigen. Allein, so wenig Pappenheim vor den andringenden Schweden Magdeburg länger zu halten vermochte — und T. selbst befahl ihm von Süddeutschland aus, den zerstörten Ort nunmehr vollends zu schleifen —, so wenig und noch weniger war Ersterer im Stande, seinen kühnen Hauptplan auszuführen; d. h. nach seinen stolzen Worten, „den gesammten molem belli von den liguistischen Landen ab und wieder anhero — nach Weser und Elbe — zu ziehen". Unbekümmert um Pappenheim und nicht gehindert durch T., setzte Gustav Adolf seinen Siegeslauf den Rhein aufwärts fort, während die Sachsen in Böhmen eingefallen waren. Ja, schon im November hatten diese Prag besetzt, was den Kaiser veranlaßte, den größten Theil seiner Truppen von T. abzuberufen. Ein neuer harter Schlag für den Feldherrn! Dadurch wurde er nun erst recht der Fähigkeit zu directem Vorgehen gegen den König beraubt. Von Kaiserlichen behielt er bloß 3000 Mann bei sich; seine für das Feld verfügbare Gesammtmacht war auf 8000 Mann zusammengeschmolzen.

Trotzdem widerstrebte T. der Wunsch der liguistischen Fürsten, unter Frankreichs Vermittlung ein Verhältniß der Neutralität mit den unwiderstehlichen Schweden einzugehen. Zu seiner Genugthuung zerschlugen sich (im Beginn von 1632) die betreffenden Verhandlungen — indeß der Plan des Kaisers, in diesen gehäuften Nöthen Wallenstein wieder zu seinem Generalissimus anzunehmen, der Verwirklichung entgegenging. Und wie die Dinge lagen, begrüßte T., früheren Haders vergessend, den alten Rivalen als Beistand und Helfer bereits im voraus; er selber werde, bekannte er ihm, durch seinen Wiedereintritt als kaiserlicher General „einer großen Bürde und Laboriats" enthoben werden. Noch von Nördlingen aus, das bis in den Februar sein Hauptquartier blieb, mußte er ohne Möglichkeit eines Succurses werthvolle Plätze an den Feind verloren gehen sehen oder, der Gefahr zuvorkommend, ihre Räumung anordnen. Selbst Rothenburg war er zu halten nicht im Stande. Mehr noch schmerzte ihn der Verlust der liguistischen Hauptstadt Bamberg, die Gustav Adolf's Feldmarschall Horn im Februar occupirte. Aber gerade die Hoffnung auf Wallenstein's Cooperation beseelte ihn dann doch wieder und feuerte ihn an, Horn, dem er ohnehin wegen Breitenfeld die Antwort schuldig war, aus Bamberg hinauszutreiben. In der sicheren Erwartung, daß sich gleichzeitig die kaiserlichen Truppen in Böhmen zu einem großen Schlage aufraffen und entweder Prag oder mindestens Eger zurückerobern würden, brach T. in den ersten Märztagen nach Bamberg auf. Sein Marsch ging durch die Oberpfalz und durch nürnbergisches Gebiet; überall forderte er, streng auftretend, unbedingten Gehorsam für den Kaiser. Als er am 9. sein Ziel erreichte, entspann sich ein harter Kampf um den Besitz der alten Bischofsstadt. Aber er siegte hier wirklich noch einmal; er zwang die völlig in Verwirrung gerathenen Schweden unter großen Verlusten, die er ihnen beibrachte, zur Räumung nicht allein der Stadt, sondern auch des Stiftes. Er sah darin den glückverheißenden Anfang einer neuen Epoche. Ja, er selber wollte nun, wenn von Wallenstein durch das Corps des Grafen Gallas unterstützt, Eger attaquiren, um, mit Wallenstein vereint, „folgends womöglich das ganze Königreich Böhmen vom kursächsischen Volke wiederum zu liberiren". Jedoch er machte seine Rechnung ohne den Schwedenkönig.

Sein unerwarteter Sieg über Horn, seine Recuperation von Bamberg, der schnell noch ein Vorstoß ins Würzburgische, sowie die Einnahme und Einäscherung des weimarischen Städtchens Königsberg durch seine Mannschaften folgte, war für Gustav Adolf zu einem neuen Unternehmen bestimmend. Dieser beschloß,

vor der Durchführung seiner weiteren Pläne sich nun erst Frankens gänzlich zu versichern. Dorthin vom Rhein mit einer zahlreichen Armee zurückkehrend, mit Horn sich vereinigend und noch andere große Verstärkungen an sich ziehend, würde er, im Vertrauen auf seine Uebermacht, dem liguistischen und immer auch noch kaiserlichen Feldherrn eine neue Entscheidungsschlacht angeboten haben. Letzterer durfte eine solche nicht annehmen; und mehr noch, er mußte vor Gustav Adolf's Anmarsch Bamberg sofort wieder, außerdem jetzt auch das nürnbergische Gebiet räumen und eiligst seinen Rückzug nach der Oberpfalz antreten. Unweit der Grenze Böhmens — von seinem aggressiven Einfall in dies Königreich war keine Rede weiter — harrte er sehnlichst des Wallensteinischen Succurses und wollte zunächst abwarten, was der Schwede vornehmen werde. Sein schleuniger Rückzug ermuthigte diesen ungemein; ohne ihn selber zu verfolgen, drang der König in der Richtung auf Donauwörth schnell nach Baiern vor. T. machte sich hierauf gefaßt, als er den Einzug desselben in Nürnberg erfuhr. Und als ihm nun die Nachricht vom Weitermarsch der königlichen Armee auf Donauwörth bestätigt wurde, eilte er (Anfang April), um sie nach Möglichkeit aufzuhalten, nach Ingolstadt, der bairischen Hauptfestung an der Donau. Das schwach befestigte Donauwörth mußte er den Schweden überlassen und damit auch bereits den Uebergang auf das rechte Ufer dieses Stromes. Noch aber war er entschlossen, ihnen den Uebergang über den nahen Lech, der ihnen Baiern vollends geöffnet haben würde, mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft zu verwehren. Nach einem letzten Kriegsrath mit dem Kurfürsten Maximilian und dem kaiserlichen Generalzeugmeister Aldringen, damals seinem ständigen Begleiter, lagerte er sich mit seinem Heere um das bairische Städtchen Rain am Lech und verschanzte sich hier, so gut es in der Eile ging. Hier eben wollte und sollte er nach des Kurfürsten Willen den Feind so lange aufzuhalten versuchen, bis die von Wallenstein zugesagte Hülfe aus Böhmen eingetroffen sein werde. Indeß, wie lange hätte er warten sollen! Wenig oder nichts von jenem heißersehnten Succurs hatte er bei sich, als am 15. April die Katastrophe eintrat, die ihm das Leben kosten sollte. Eine Stunde Weges oberhalb Rain gelang es dem König in der vorausgegangenen Nacht und am frühen Morgen, unter dem Schutz von Finsterniß und Nebel, eine Schiffbrücke über den Lech zu schlagen. Noch freilich war sie nicht vollendet, als T. die Schweden durch Beschießung und Ausfälle zurückzuwerfen suchte. Von beiden Seiten entwickelte sich eine lebhafte Kanonade. Bei dieser Gelegenheit wurden Aldringen und bald auch T. von feindlichen Geschossen schwer verletzt: ein Fall, der den Sieg Gustav Adolf's entschied, ihn zum Herrn des Lech machte und ihm damit den Schlüssel von Altbaiern in die Hände gab. Tilly's Heerhaufen retirirte auf des Kurfürsten Geheiß nach Ingolstadt; und er selbst, dem eine Falkonetkugel den rechten Schenkel zerschmettert hatte, wurde dorthin mitgenommen. Von seinem Schmerzenslager aus gratulirte er noch am 20. Wallenstein brieflich als dem nun definitiv berufenen kaiserlichen Oberstcommandirenden. Zugleich aber bat und beschwor er ihn auch nochmals, den Succurs „bei Tag und Nacht zu maturiren", um das Römische Reich vor dem Verderben zu erretten. Die Meldung von der Einnahme Augsburgs durch den König ließ ihn am 23. diese Bitte in noch dringenderen Worten wiederholen. Seinem Kurfürsten rieth er, sich der Reichsstadt Regensburg als des nächst Ingolstadt strategisch wichtigsten Passes an der Donau zu versichern und damit — wie es dann auch geschah — den Schweden zuvorzukommen. Als Sterbender mußte er aber noch gewärtig sein, von ihnen in Ingolstadt eingeschlossen zu werden. Am 30. April, als Gustav Adolf recognoscirend vor den Schanzen dieser Festung stand, ist daselbst T. seiner Wunde erlegen. Die Leiche des 73jährigen Greises wurde vorläufig in der Kirche des Ingolstädter Jesuitencollegiums beigesetzt. Eine

dauernde Ruhestätte fand er erst 1652 in der einst reich von ihm beschenkten Kirche zu Altenötting. —

Unauslöschlich steht Tilly's Name in die Annalen des dreißigjährigen Krieges eingetragen. Den Lauf desselben in seiner ersten Hälfte hat er in vorderster Reihe recht eigentlich mit bestimmt. Von der ursprünglichen Defensive bald zur Offensive übergehend, war er schon früh der Schrecken der protestantischen Kriegspartei geworden. Nicht, daß seine Mannschaften an sich schlimmer gehaust hätten als die Söldnerschaaren dieses Krieges insgemein. Er hielt, soweit immer es in seinen Kräften stand, auf strenge Mannszucht; und für die Ausschreitungen der Soldateska, zumal wenn sie hungern mußte oder nach dem unerbittlichen, jedoch allgemein gültigen Kriegsrecht an erstürmten Orten plünderte, ist er so wenig als ein anderer Heerführer jener grausamen Zeit verantwortlich zu machen. Wiederholt hat er mit dem bloßen Degen den Ausschreitungen Einhalt gethan. Seine persönliche Humanität, wo es unglückliche Menschen vor der Furie des Krieges zu retten galt, darf nicht bestritten werden. Aber er suchte doch nur Wunden mit der einen Hand zu heilen, die er mit der anderen schlug. Was seine Waffengewalt so furchtbar erscheinen ließ, ist die kirchliche Intoleranz, der sie diente. Trotz aller Assecurationen, die er in protestantischen Landen gab, war es dort von vornherein die vorherrschende Ueberzeugung, daß er gekommen sei, um den Glauben der Väter zu bekämpfen. Sein Eintreten für das unselige, eine mehr als siebzigjährige Culturentwicklung des deutsch-evangelischen Geistes an der Wurzel treffende Restitutionsedict gab den trüben Ahnungen nur allzu sehr Recht. Diesem Geisteswesen war er schon als spanischer Wallone, war er als Schüler und Anhänger der Jesuiten in unüberwindlichem Maaße unsympathisch. Und niemals hat es ihm Scrupel bereitet, zur Bezwingung der unbotmäßigen deutschen Fürsten spanische Hülfsvölker ins Reich zu ziehen. Indem er sich solche wiederholt aus Brüssel erbat, versprach er, auch die Interessen des Königs von Spanien im Reiche besonders wahrnehmen zu wollen. Der König und die Infantin betrachteten ihn denn auch fortgesetzt als den Ihrigen. In ihren Briefen ehrten sie ihn durch die Anrede „mon cousin". Und zu größerer Auszeichnung seiner Verdienste schenkte ihm Ersterer während des niedersächsischen Krieges eine Reihe von Gütern in den spanischen Niederlanden. Spanier war und blieb T. in seinen Lebensgewohnheiten, seiner ganzen Art des Auftretens. Seine Physiognomie selbst trug ein spanisches Gepräge; sein Costüm erinnerte an das der alten spanisch-niederländischen Generale. Wie aber Jesuiten und Mönche sein Lager begleiteten, so erschien er zugleich auch, mit seinen strengen und häufigen Andachtsübungen, seinen klösterlichen Gebräuchen, wie „ein Mönch im Gewande des Feldherrn". Seine Soldaten pflegten ihn wol ihren alten Vater zu nennen. Sie fürchteten und sie verehrten ihn; und sein bairischer Herr rühmte ihn vor der schwedischen Invasion, daß er, was neben Erfahrung und Glück im Kriege den Respect und die Liebe bei der Soldateska beträfe, seinesgleichen damals nicht hätte. Seine parteilose Gerechtigkeit gegen jeden Einzelnen, seine — oft zwar vergebliche — Fürsorglichkeit für die Gesammtheit der Armee, für ihren regelmäßigen Unterhalt und ihr Wohlergehen, seine Unermüdlichkeit und persönliche Bravour waren gewiß fesselnde Eigenschaften. Dennoch fehlte ihm das imponirende Wesen eines Wallenstein, das bezaubernde Gustav Adolf's. Keine Spur von dessen herzgewinnendem Lagerhumor ist bei ihm zu finden. Die spanische Grandezza, die er zeigte, soweit seine kleine und schmächtige Figur es zuließ, paßte zu dem Uebrigen; sie paßte zu der schwerfälligen spanischen Kriegsschule, aus der er hervorgegangen war. Von außerordentlicher Umsicht — seiner „bekannten Vigilanz" wird häufig gedacht —, methodisch und vorsichtig, aber stets bestrebt, den rechten Augenblick zum Schlagen zu erfassen, dazu befähigt,

den Charakter seines Gegners zu berechnen, hatte er neben seiner großen Kriegserfahrung unleugbare Feldherrntugenden. Aber wenn nicht als Stratege, so doch als Taktiker war Gustav Adolf ihm weit überlegen. Epochemachend für die Kriegsgeschichte ist T. nicht geworden. Sein Waffenglück im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges, das ihn — die kleineren Gefechte eingerechnet — als Sieger in zwanzig Schlachten erscheinen ließ, erklärt sich aus der Mittelmäßigkeit seiner Gegner, bis eben der kam, der ihm gewachsen war. Nur Gustav Adolf besiegte ihn! Mit diesem Wort ist auch die Grenze seiner Fähigkeiten bezeichnet.

Einen unvergleichlichen Vortheil hatte jener freilich schon dadurch vor T., daß er sein eigener Herr und Souverän, daß er zugleich Feldherr und König in seinem Heere war. Auch als liguistischer Generallieutenant war T. gleich anfangs von verschiedenen und verschiedenartigen, im Punkte der Geldleistungen zum Theil sehr unzuverlässigen Herren abhängig. Wie aber wuchsen ihm die Schwierigkeiten, als er, im Dienst der Liga festgehalten, vom Kaiser zum Nachfolger Wallenstein's ohne dessen große Machtbefugnisse erkoren wurde! Es war die beste Anerkennung seiner Verdienste, wenn sich in Regensburg Kaiser und Liga förmlich um ihn stritten. Mit der Abhängigkeit von beiden ward er nun aber erst recht „auf das Marterbett eines doppelten Herrendienstes gestreckt". Gleichwol hat er sich nie gescheut, energische Vorstellungen zu machen und Einspruch zu erheben, sobald seiner höheren strategischen Einsicht die ihm gegebenen Befehle nicht entsprachen. Wenn man ihm diesen gegenüber einen eigenen Willen abspricht, so ist das ebenso unrichtig, als wenn man ihn nichts als General sein läßt, der um die Politik sich nicht bekümmerte. Schon seine eingehenden Friedensunterhandlungen mit Dänemark widersprechen dem; und es widerspricht ihm die Sitte der Zeit, wonach der commandirende Feldherr in der That auch Staatsmann und praktischer Politiker sein mußte. T. selbst führte den Krieg nur des Friedens wegen; aber seiner Friedenspolitik lagen freilich allzu weitgehende Ansprüche in den kirchlich-katholischen Dingen zu Grunde. Und wie ihn im confessionellen Uebereifer seine sonst immer gerühmte Discretion verlassen konnte, bewies er gegen Kursachsen in Oldisleben. Die Wiederherstellung der katholischen Kirche war eben doch das Hauptziel seiner ganzen militärisch-politischen Thätigkeit. Der Jungfrau Maria — „ma Dame et Souveraine" nannte er sie — hatte er außer anderen Zeichen seiner tiefsten Verehrung seine Kriegsfahnen geweiht. Sie trugen ihr Bild, wie er ihren Namen zum Schlachtenruf gebrauchte. Im übrigen war seine Devise: Für Kirche und Reich! Wenn er der Liga mit voller Hingebung diente, so war es, weil er in ihr die kraftvollste Vertreterin und Jahre lang die eigentliche Vorkämpferin der katholischen Interessen im Reich erkannt hatte. Aber seinem Herzenswunsche hätte es doch gewiß mehr entsprochen, wenn er dem Kaiserthum, wie im Türkenkriege, so im böhmischen und deutschen Kriege von Anfang an als kaiserlicher Feldherr hätte dienen können. Ihm wie Pappenheim waren Kaiser und Reich neben der alleinseligmachenden Kirche die heiligsten Begriffe. Als höchsten Kirchenvogt verehrte er den Kaiser; jedoch anders als die Reichsstände, ohne Verständniß und Achtung für die deutsche Libertät, maß er ihm auch politisch eine monarchische Autorität und Gewalt bei, die zu den historischen Verhältnissen längst nicht mehr stimmte. Und das hing wiederum mit seinen spanisch-monarchischen Anschauungen zusammen. Als Mann des Gehorsams wollte er nicht einsehen, wie sehr sich Ferdinand II. die Herzen seiner protestantischen Unterthanen nach und nach entfremdete, entfremden mußte. In der Theorie mochte er sich selbst als Niederländer immer noch als zum Reiche gehörig und als geborenen Unterthan des Kaisers betrachten. So schwer es ihm jedoch wurde, sich unserer Sprache zu bedienen — Abgeordnete deutscher

Fürsten forderte er auf, französisch oder italienisch mit ihm zu sprechen —, so wenig Verständniß hatte er für die Bedürfnisse unserer Nation überhaupt. In den zahlreichen Manifesten, die aus seiner Kanzlei hervorgingen, liebte er es, das betreffende Wort in seiner anderen Bedeutung zu gebrauchen. Er verlangte von seinen Gegnern eine „runde deutsche" Erklärung, wie er auch seinerseits „aufrichtig und gut deutsch" zu reden verhieß.

Aufrichtig und ehrlich wird man ihn im allgemeinen nennen dürfen. Die häufig von feindlicher Seite auf ihn angewandte Bezeichnung „der alte Fuchs" bezog sich auf seine militärischen Unternehmungen und ehrte ihn gleich ähnlichen Ausdrücken: „dieser alte listige Capitän", „der alte Corporal" u. s. w. In seinen politischen Verhandlungen galt er durchaus als Mann von Parole. Seine Unbestechlichkeit und Pflichttreue duldet so wenig Zweifel als seine Sittenstrenge. Auch war er, soweit es in diesem Kriege ihm möglich war, ein Mann der Ordnung und der Vereinbarungen, was er im Gegensatz zu Wallenstein besonders bei Erhebung von Contributionen in den besetzten Ländern zeigte. Nicht bloß, daß er da Maaß und Regelmäßigkeit einzuhalten bestrebt war; sondern er pflegte im voraus auch mit den Landesbehörden in Beziehung zu treten, mit ihnen über Quartier und Contribution bestimmte Abmachungen zu treffen, ja ihnen, wenn sie ihm zu Willen waren, die Einziehung der Gelder zu überlassen. Für seine Person, in seinen Lebensgewohnheiten war er außerordentlich einfach. Materielle Genüsse hatten wenig oder keinen Werth für ihn. Als Christian IV. von Dänemark ihn nach dem Frieden von Lübeck besuchen wollte, ließ er sich entschuldigen „in Erwägung, daß er dem König mit dem Trunk und in anderweg wenig serviren könne". Dank seiner Mäßigkeit und Abhärtung blieb sein Körper bis in sein hohes Alter gestählt. Aber nicht allein auf materielle Genüsse, auch auf äußere Ehrenzeichen verzichtete er gern. Insofern er seiner officiellen Stellung nichts vergab, ist er um der Sache willen mit seiner Person in Bezug auf Rang und Titel wiederholt hinter Andere zurückgetreten. Zumal auch Wallenstein, dem Herzog von Friedland, hat er im Beginn des niedersächsischen Krieges in der „Präeminenz" nachgegeben, während er darum doch nicht gewillt war, ihm die Direction des Kriegswesens zu überlassen. Mit seiner Erhebung in den Grafenstand, mit dem Titel „Excellenz" zufrieden, ließ er sich von Wallenstein nicht ködern, als derselbe bei seinem Plan, den alten angestammten Reichsfürsten gegenüber eine neue Militäraristokratie in Deutschland zu gründen, in erster Linie auch ihm ein selbständiges Fürstenthum, auf Kosten Herzog Friedrich Ulrich's von Braunschweig, zugedacht hatte. Im übrigen war T. allerdings nichts weniger als abgeneigt, zur Belohnung seiner Verdienste vom Kaiser und von den katholischen Fürsten reiche Dotationen theils in Geld, theils in Grundbesitz, mit Vorliebe in letzterem, anzunehmen. Ungescheut bat er Ferdinand II., der ihm eine Recompens von 400 000 Thalern zugesichert hatte, im März 1628, ihm dafür lieber Pfandschaft „auf ein Stück von den so theuer erworbenen und eroberten Landen" zu verleihen. Als Aequivalent dieser Summe erhielt er denn auch später mehrere Aemter im Lande Herzog Friedrich Ulrich's zugewiesen: und zwar dem Anschein nach noch in aller Form Rechtens, hauptsächlich auf Grund einer Schuldforderung, die der König von Dänemark gegen Friedrich Ulrich besessen und im Lübecker Frieden an den Kaiser abgetreten hatte. Keineswegs gering ist die Zahl der Gesuche Tilly's um „Recompens" während des Verlaufs des großen Krieges. Er liebte daran zu erinnern, daß auch vordem „die wohlmeritirten Kriegsobersten mit dem verfallenen, eingezogenen und konfiscirten Feindesland rekompensirt worden". Bald in Böhmen, bald in der Wetterau u. s. w. bat er um Herrschaften depossedirter Rebellen. Seinen Bitten konnte oft nicht gewillfahrt, die um Bezahlung versprochener Geldbelohnung auch von der Liga erst

allmählich erfüllt werden. Wie sein schon im J. 1625 aufgesetztes Testament beweist, ist es eine Täuschung, wenn man sagt, daß er nach Maßgabe seiner Stellung arm gewesen sei. Sein Vermögen umfaßte schon damals außer einer Capitalsumme von mehr als 150 000 Thalern ausgedehnte Güter in Belgien und Deutschland; in Belgien vornehmlich sein Erbgut, die Baronie Marbais, in Deutschland die oberbairische Herrschaft Breiteneck, die Kurfürst Maximilian ihm frühzeitig geschenkt hatte. Die Haupterben des ledig gebliebenen und kinderlosen Mannes waren die Söhne seines älteren und vor ihm verstorbenen Bruders Jakob, die Grafen Johann und Werner v. T. Sterbend soll er außerdem den Resten der wallonischen Regimenter, die bei Breitenfeld für ihn gekämpft hatten, ein beträchtliches Legat vermacht haben.

Anders würde sein Name in der Geschichte dastehen, wenn nicht der Fluch eines unseligen Executoramtes auf ihm lastete. Daß er überdies aber vom Parteigeist seiner und der späteren Zeit wie wenige historische Persönlichkeiten verleumdet worden ist, daran ist namentlich die Kunde von dem beispiellosen Schicksal Magdeburgs schuld, das er, der übernommenen Pflicht zufolge, hatte erobern und plündern lassen und das bei dieser Gelegenheit in einen Aschenhaufen verwandelt worden war. Ihm hatte, wie wir von Zeugen beider Parteien wissen, nichts ferner gelegen, als die ihm zugeschriebene Aufforderung zur Fortsetzung der Greuelthaten, und überhaupt nichts ferner, als diese Stadt und Festung zu zerstören. Dennoch ist die Zerstörung Magdeburgs durch T. zu einem förmlichen Dogma in der Geschichte geworden. Als Zwingherr dieses lutherischen Bollwerks hatte er nun einmal ein untilgbares Odium auf sich geladen, das eben auch der weitesten Verleumdung Eingang verschaffen und Flecken auf Flecken seinem Bild anwerfen konnte. Von daher konnte in jenem abergläubischen Zeitalter wol auch das gehässige Gerücht entstehen, daß er, ein Genosse des Satans, schußfrei und fest, daß er „gefroren" sei. Nur zu wahr ist aber die Bemerkung seiner Zeitgenossen, daß mit der Katastrophe von Magdeburg sein Glück zur Neige gegangen sei. Es erging ihm ähnlich, wie Napoleon seit dem Brande von Moskau. — Eine Reaction zu Gunsten Tilly's, zu seiner moralischen Rehabilitirung mußte naturgemäß eintreten. Wir begreifen, daß ihm König Ludwig I. von Baiern ein Denkmal in München hat setzen lassen. Aber die überschwänglichen Auswüchse seiner modernen Apologeten, die ihn einerseits zum Heiligen, andrerseits zu einem deutschen Patrioten, zum Wohlthäter des römischen Reiches deutscher Nation haben machen wollen, können seiner Sache nur wieder schaden. Aufs tiefste hat er in die Geschicke unserer Nation eingegriffen; und so gebührt ihm auch ein litterarisches Denkmal. Kann dies jedoch, wenn wir aufs Ganze sehen, ein Ruhmesdenkmal sein?

Das Hauptmaterial bilden die großentheils bisher noch unbenutzten Archivalien in München (Reichsarchiv und Staatsarchiv), in Wien (k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv), in Brüssel (Belg. Reichsarchiv). — Adlzreiter, Annalium Boicae gentis partes III. — Westenrieder, Beyträge zur vaterländischen Historie . . . Bd. VIII. — Graf Villermont, Tilly ou la guerre de trente ans . . . Bd. I, II. — O. Klopp, Tilly im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, II. Zweite Ausgabe dieses Werkes: Der dreißigjährige Krieg bis zum Tode Gustav Adolf's 1632. Bd. I, II (bis jetzt). — Keym-Marcour, Johann Tserklaes Graf von Tilly. — Opel, Der niedersächsisch-dänische Krieg. Bd. I—III. — Wittich, Magdeburg, Gustav Adolf und Tilly. — Viele Monographien über einzelne Begebenheiten, so Rüthning, Tilly in Oldenburg und Mansfeld's Abzug aus Ostfriesland. — Vgl. auch Dudik, Waldstein von seiner Enthebung bis zur abermaligen Uebernahme des Armee-Ober-Commando. — Frhr. v. Soden, Gustav Adolph und sein Heer in Süddeutschland . . . Bd. I.

K. Wittich.

Tilmann: Adolf T., Forstmann; geboren am 1. October 1828 zu Arnsberg, † am 16. August 1891 zu Wiesbaden. Einer Beamtenfamilie angehörig (sein Vater war Justizrath), erlangte er seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Arnsberg, welches er 1847 mit dem Zeugniß der Reife verließ. Nach zu Himmelpforten absolvirter Forst- und Jagdlehre studirte er vom Herbste 1848 ab zwei Jahre lang auf der damals unter Pfeil's Leitung stehenden Forstlehranstalt zu Eberswalde und bestand hierauf (1850 und 1853) die beiden forstlichen Staatsprüfungen mit gutem Erfolge. Dann fand er zunächst Verwendung bei Forsteinrichtungsarbeiten im Thüringer Walde (Schleusingen) und in den Lehrforsten von Eberswalde (Biesenthal). 1858 erfolgte seine Ernennung zum Oberförster der Oberförsterei Scharfenbrück (Regierungsbezirk Potsdam); 1861 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Münster (Westfalen) versetzt, 1865 zum Forstinspector in Arnsberg befördert und im November 1866 dem Civilcommissär (Freiherrn v. Patow) für die Verwaltung des Herzogthums Nassau als Forsttechniker beigegeben. Der hierbei bewiesenen Tüchtigkeit und Umsicht verdankte er 1867 seine Ernennung zum Oberforstmeister für den Regierungsbezirk Wiesbaden, in welcher Stellung er — in den letzten Jahren leider infolge eines Schlagflusses gelähmt — bis zu seiner am 1. April 1891 erfolgenden Versetzung in den Ruhestand wirkte. Dem ihm inzwischen gewordenen Anerbieten, als vortragender Rath in das preußische Ministerium für Landwirthschaft, Domänen und Forsten einzutreten, gab er aus Liebe zu seinem Wirkungskreise, in den er sich ganz eingelebt hatte, keine Folge.

T. hat sich in allen Dienstesstufen, die er bekleidete, vornehmlich aber in seiner letzten einflußreichen Stellung als ein kenntnißreicher, äußerst pflichtgetreuer und charakterfester Beamter von unermüdlicher Arbeitskraft und außerordentlichem Tacte erwiesen. Gerade die beiden letztgenannten Eigenschaften befähigten ihn im hohen Grade zum Oberforstbeamten eines annectirten Waldgebietes, wo es galt, in den neu erworbenen Staats- und Gemeindewaldungen die preußische Forstorganisation einzuführen und doch die berechtigten Eigenthümlichkeiten, d. h. die zweckmäßigen Einrichtungen der nassauischen Forstverwaltung, möglichst zu erhalten. Diese Aufgabe wurde unter seiner Leitung in einer höchst glücklichen Weise gelöst, insbesondere die Durchführung der forstlichen Grundeintheilung, Wegnetzlegung und Forsteinrichtung. Seine schriftstellerische Befähigung documentirte er durch Herausgabe einer seit 1876 alljährlich erschienenen Forststatistik des Regierungsbezirks Wiesbaden (die erste Veröffentlichung bezieht sich auf die drei Jahre 1872—1874), die in Fachkreisen allseitige Anerkennung gefunden und auch außerhalb Preußens als Muster für ähnliche Arbeiten gedient hat. Auch das forstliche Vereinswesen fand in ihm einen warmen Freund und treuen Förderer.

Forstliche Blätter, N. F. 1891, S. 262 (Nekrolog von Saalborn). — Zeitschrift f. Forst- u. Jagdwesen, 25. Jahrg., 1893, S. 1. R. Heß.

Tilpin (al. Tulpin), Bischof von Rheims, c. 790: an ihn ist gerichtet der Brief des Papstes Hadrian I. über die Verletzungen der Kirchengesetze durch Karl den Hammer bei Absetzung des Bischofs Rigobert von Rheims (a. 718) und Ersetzung desselben durch den sehr weltlichen Kriegs- und Waidmann Milo; der Brief, siebzig Jahre nach den Geschehnissen und in deutlichster Absichtlichkeit verfaßt, verdient nur beschränkten Glauben. Aus T. gestaltete später die Kunstdichtung, nicht echte Volkssage, jenen angeblichen Paladin Karl's des Großen, den kriegerischen Bischof Turpin von Rheims, der Karl's Kreuzzug und Meerfahrt nach Byzanz geschildert haben sollte.

F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker III, Berlin 1883, S. 767; IV, 1889, S. 375. Dahn.

Timaeus: Friedrich August T. wurde am 7. Januar 1794 zu Celle im Königreich Hannover als Sohn des Kaufmanns Johann Friedrich Timaeus († 1837) geboren und auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt für seinen späteren Beruf vorgebildet. Nachdem er in den Jahren 1809—1814 seine kaufmännische Lehrzeit in einer Materialwaarenhandlung in Wolfenbüttel durchgemacht, in der Zeit von 1814—1817 in Braunschweig das Droguengeschäft kennen gelernt und 1817—1823 den „Gebrüder Reiners“ in Braunschweig als Comtorist und Reisender gedient hatte, verband er sich mit seinem Freunde Gottfried Heinrich Christoph Jordan aus Hasserode im Harz zu Errichtung einer Cichorien- und Runkelrübenkaffeefabrik in Dresden, deren Betrieb bereits zu Anfang des Jahres 1824 in Angriff genommen werden konnte. Die Fabrik, die anfangs ohne Dampfmaschine arbeiten mußte, erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Im Jahre 1830 konnten die beiden Unternehmer eine Dampfmaschine aufstellen und zur Chocoladenfabrikation übergehen, auf welchem Gebiet ihre Firma einen Weltruf gewann und wesentlich dazu beitrug, den Verbrauch ausländischer Chocolade in Deutschland zu Gunsten der einheimischen Production zurückzudrängen. Obwohl eine Feuersbrunst im Spätherbst des Jahres 1845 ihr Fabrikgebäude zerstörte, erlitt ihr Geschäft dadurch keine dauernde Störung. Vielmehr erweiterten sie dasselbe, indem sie nach dem Wiederaufbau der Fabrik im Winter von 1845 auf 1846 neben der Fabrikation von Trinkchocoladen und Cacaomassen in Tafeln, auch feinere Chocoladen für den Dessert und zum Naschen herzustellen begannen, womit sie gleichfalls großen Erfolg im In- und Auslande erzielten. Am 1. October 1853 zog sich T. vom Geschäfte zurück und lebte seitdem als Rentier in Dresden, wo er im 82. Lebensjahr am 1. April 1875 starb.

Vgl. Illustrirte Zeitung. N. F. VIII. Band Nr. 508. S. 204. 205. Leipzig 1853. — Dresdener Anzeiger 2. April 1875. 4. Beilage.

H. A. Lier.

Timaeus: Balthasar T. v. Güldenklee, Arzt, geboren 1600 zu Fraustadt (im Posenschen), studirte in Wittenberg unter Sennert, bereiste Italien und prakticirte in Colberg, wo er am 3. Mai 1667 starb. Während des 30jährigen Krieges war er Arzt beim Kurfürsten von Brandenburg und in dieser Eigenschaft machte er sich besonders dadurch verdient, daß er 1638 mittelst eines von ihm componirten acetum theriacale einen großen Theil des schwedischen Heeres bei Triebsees von der Pest heilte, weshalb er von allen Kriegsabgaben befreit und in den Adelstand erhoben wurde. Später bekleidete er das Amt eines Bürgermeisters in Colberg und seit 1648 auch die Stellung als Leibmedicus bei der Königin Marie Eleonore, Wittwe Gustav Adolph's. T., der den Titel eines kurfürstlich-brandenburgischen Archiaters zuletzt führte, verfaßte in deutscher Sprache eine Pestschrift, sowie einige andere, kleinere und nicht bedeutende Abhandlungen casuistischen bezw. medicinisch-praktischen Inhalts, deren Verzeichniß sich in den unten angegebenen Quellen findet.

Éloy, Dict. hist. IV, 399. — Dezeimeris, Dict. hist. IV, 266. — Biogr. Lex. herausg. von Hirsch und Gurlt V, 686.

Pagel.

Timann: Johann T., auch Tidemann oder nach seinem Geburtsort Amsterdam Amsterdamus genannt, protestantischer Theologe, † 1557. Als einer der Reformatoren Bremens verdient T. in der Reformationsgeschichte Norddeutschlands besondere Beachtung. Er stammte aus Amsterdam, wo er vor 1500 geboren wurde. Als nach dem Wormser Reichstage von 1521 Karl V. in seinen Erblanden die evangelisch Gesinnten verfolgen ließ, ging, wie viele andere, so auch T. aus seiner Heimath und begab sich nach Wittenberg, wo er zu Luther und Melanchthon in ein näheres Verhältniß trat. Von hier aus zog er mit seinem Gesinnungsgenossen Jakob Probst nach Bremen, wo beide Pastoren

wurden, und zwar T. an der St. Martinikirche. Sie sorgten für durchgängige Einführung der Reformation, was bereits 1525 durchgesetzt wurde. Zwar hat es an Rückschlägen nicht gefehlt, wie denn T. mit Probst wegen eines Aufruhrs 1532 die Stadt zeitweilig verlassen und nach Brinkum gehen mußte. Dennoch ließen die Bremer Reformatoren in ihrem Werke nicht nach; 1534 konnten sie die erste Bremer Kirchenordnung ausgehen lassen, welche (bei Michel Lotther in Magdeburg gedruckt) unter dem Titel „Der Ehrentriken Stadt Bremen christlike Ordenunge u. s. w." mit einer Vorrede Bugenhagen's im Druck erschien. Als ihr Hauptverfasser darf T. angesehen werden, welcher sie nach dem Muster der bereits bekannten Bugenhagenschen Kirchenordnungen, besonders der Braunschweiger von 1528, ausgearbeitet hat. Als dann die norddeutschen Städte Hamburg, Bremen, Lübeck, Rostock, Stralsund und Lüneburg am 15. April 1535 zu Hamburg einen Convent abhalten ließen, um durch ihre angesehensten Theologen Maßnahmen gegen die, alle kirchliche und bürgerliche Ordnung umstoßenden Wiedertäufer zu vereinbaren, genoß T. solches Vertrauen in Bremen, daß er als Vertreter der Stadt zu dem Hamburger Convente deputirt wurde. (Die Beschlüsse dieses für die Befestigung der lutherischen Kirche in Norddeutschland wichtigen Conventes bei Greve, Memoria Aepini [des Hamburger Superintendenten, der hier die Stadt Hamburg vertrat], p. 25—29). Auf dem Schmalkaldener Tage 1537 finden wir T. wieder als geistlichen Abgesandten Bremens; die Schmalkaldischen Artikel unterschrieb er als Joannes Amsterdamus Bremensis. Auch an den Religionsverhandlungen auf dem Collegium zu Worms und dem Reichstage zu Regensburg 1540 und 1541 nahm T. als Vertreter Bremens theil und stand als kirchlicher Berather den staatlichen Gesandten dieser Stadt zur Seite. Dieser seiner erprobten kirchlichen und kirchenpolitischen Thätigkeit ist es wohl zuzuschreiben, daß er von den Grafen von Hoya zur Vornahme von Kirchenvisitationen in deren Gebiete und im Lippe'schen Lande herangezogen wurde. (Ein Graf von Hoya war Mitvormund der jungen Grafen von Lippe; so kam T. auch in die Grafschaft Lippe.) Auf einer Generalvisitation in der Grafschaft Hoya, welche im Januar 1557 begann, erkrankte er; von Nienburg, wo er am 13. Februar ankam, konnte er nicht mehr weiter reisen und starb hier „christlich und gottselig" am 17. Februar 1557. — T. vertrat in Bremen den streng lutherischen Standpunkt unter Ablehnung des Interims und unter Bekämpfung des reformirten Lehrtropus in der Sacramentslehre. Letzteres trat besonders in seinem Streite mit Hardenberg hervor, der seit 1547 am Dome als Prediger wirkte und als solcher nicht dem Rathe der Stadt, sondern dem (jetzt auch evangelisch gesinnten) Domcapitel unterstand. Durch den Verkehr mit Johannes a Lasco, der zweimal bei Hardenberg in Bremen war, im Winter 1549 und 1550 und im Jahre 1553, mag dieser in seiner Abweichung vom lutherischen Abendmahlsdogma gestärkt worden sein. Als daher Lasco in Friesland einen Katechismus mit zwinglischer Abendmahlslehre veröffentlichte und infolge der deshalb entstandenen Wirren das Land verlassen mußte, griff T. zur Feder und schrieb ein Buch zur Vertheidigung der lutherischen Abendmahlslehre, betitelt „Farrago sententiarum consentientium in vera et catholica doctrina de coena domini, quam firma assensione et uno spiritu iuxta divinam vocem ecclesiae Augustanae confessionis amplexae sunt, sonant et profitentur" (Vorrede vom 15. Mai 1554, gedruckt zu Frankfurt am Main bei Petrus Brubachius 1555, ohne Anhang 605 S. 8°). In dieser Schrift lehrte T. die Ubiquität des Leibes Christi „quod Christi corpus ubique sit" auf Grund der beiden Aussprüche „quod verbum caro factum est" und „quod sedet ad dextram patris". Er ist der Meinung gewesen, daß diese spätere lutherische Theorie bereits in der

Augsburger Confession vorausgesetzt sei. Ihm Unlauterkeit vorzuwerfen, liegt kein Grund vor. Aber wegen der Freundschaft des Bremer Dompredigers Hardenberg mit Lasco ist anzunehmen, daß Timann's Buch auch persönlich gegen Hardenberg gerichtet war. Daher datirt man von dem Erscheinen desselben den Anfang des „zweiten Bremischen Sacramentsstreites". T. verlangte nämlich, daß alle Bremer Geistlichen, um ihre Einheit in der Lehre zu bethätigen, seine Farrago unterschreiben möchten; als Hardenberg wegen seiner Abweichung in der Ubiquitätslehre die Unterschrift verweigerte, begann T. (in der Fastenzeit 1556) gegen ihn zu predigen. Gegen Ostern dieses Jahres suchte der Rath die Theologen durch ein Colloquium zu versöhnen, was aber nicht gelang. Um sicher zu gehen, entschloß sich daher der Rath, von seinen Predigern ein Bekenntniß vom Abendmahl zu fordern, welches auch Hardenberg unterschreiben sollte. (Dasselbe findet sich in hochdeutscher Uebersetzung in der Dänischen Bibl. Band V, S. 194—199.) Hardenberg aber verweigerte die Unterschrift, weil er nicht unter dem bremischen Rathe stehe, sondern vom Domcapitel berufen sei. Darauf wandte sich der Rath an dieses, und das Domcapitel veranlaßte den Domprediger zur Einreichung eines Bekenntnisses. Dem leistete er Folge, indem er mit einer schon früher von ihm verfaßten Reihe von Thesen gegen die Ubiquitätslehre eine Copie eines Bekenntnisses von Wolfgang Musculus vom Abendmahl als das seinige einsandte. Ueber diese Thesen suchte nun der Rath Gutachten von der theologischen Facultät in Wittenberg und von den Kirchenministerien zu Magdeburg, Braunschweig, Hamburg, Lübeck und Lüneburg zu erlangen. Das Gutachten der Wittenberger (melanchthonisch gesinnten) Facultät fiel versöhnend aus, die Kirchenministerien vertraten dagegen die Timann'sche Lehre. Um des Friedens willen dachte daher der Rath schon jetzt an die Entfernung Hardenberg's. Auf Vorschlag des damaligen Braunschweiger Superintendenten Mörlin wurde Heshusius als Superintendent nach Bremen berufen, der Mann, dessen Lebenselement der Streit war. Ehe dieser sich weiter entwickelte, starb T., wie oben berichtet ist. (Hardenberg mußte 1561 Bremen verlassen und starb 1574 in Emden.)

Die Schriften Timann's neben der oben angeführten Farrago sind aufgezählt bei Rotermund, Lexikon aller Gelehrten in Bremen II, 216 ff.

Vgl. D. Carl Bertheau's Artikel „Timann" im 15. und „Hardenberg" im 5. Bande von Herzog's Realencyclopädie; an beiden Stellen befindet sich die sorgsamste Angabe der Quellen und Litteratur über T. und den „zweiten Bremischen Sacramentsstreit". — Gust. Frank, Gesch. der prot. Theologie I, (1862). S. 134 ff. — „Wahrhaftige und glaubwirdige Historie von dem christlichen und gotseligen Abscheid aus diesem tödlichen Leben des Erwirdigen Herrn Johannis Timanni Amsterdami . . . durch Magistrum Paulum Neoclesianum, Superintendenten der Grafschaft Hoia und Broeckhusen, und M. Adrianum Antuerpiensem Pastorem, trewlich beschrieben". Anno MDLVII. (Gedruckt zu Hamburg durch Johan Wickradt den Jüngeren; Bogen A bis G in 4°.) P. Tschackert.

Timmermann: Theodor Gerhard T., Arzt, geboren 1727 in Duisburg, studirte in seiner Vaterstadt, wo er mit der Inauguralabhandlung „De notandis circa naturae in humana machina lusus" 1750 die Doctorwürde erlangte. Nachdem er einige Zeit in Elberfeld als praktischer Arzt thätig gewesen war, wurde er 1760 als Professor der Anatomie nach Rinteln berufen. In dieser Stellung verbrachte er 30 Jahre (bis um 1790), siedelte darauf nach Mörs über und lebte hier in Zurückgezogenheit bis zu seinem am 4. September 1792 erfolgten Tode. Größere Schriften hat T. nicht verfaßt; nur eine Anzahl von akad. Gelegenheitsschriften, Programmen und Dissertationen, rührt von ihm her, deren

Verzeichniß die große 7bändige von Jourdain herausgegebene Biographie médicale bringt. Erwähnenswerth ist allenfalls nur eine Abhandlung betitelt „Periculum medicum de Belladonna“, wo er von der Verwendung der Belladonna bei Carcinom und den erzielten Heilresultaten spricht.

Vgl. noch Biogr. Lex. u. s. w. V, 686. Pagel.

Timpler: Clemens T. aus Stolpen in Sachsen war zu Anfang des 17. Jahrhunderts Professor am Gymnasium in Steinfurt und ist Verfasser einiger philosophischer Schriften, unter anderem eines „Systema methodicum metaphysicae“, welches zuerst 1604 erschien, und dann mit Anmerkungen des R. Goclenius bereichert 1608 in Hanau wieder abgedruckt worden ist.

Zedler's Universal-Lexikon, Bd. XLIV, S. 246. O. Liebmann.

Tinctor: Nicolaus T. aus Gunzenhausen, ein Logiker der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, lebte in Paris und schrieb einen 1486 erschienenen Commentar zu den „Summulae logicales“ des Petrus Hispanus. Er starb 1498.

O. Liebmann.

Tinctor: Johann T. war in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Professor der Theologie in Cöln, dann Kanonikus zu Dornick und ist Verfasser einiger philosophischer und theologischer Schriften, unter anderen der „Quaestiones in IV libros sententiarum“ und der „Dissessiones D. Thomae et Scoti“.

Zedler's Universal-Lexikon, Bd. XLIV, S. 249. — Jöcher, IV, S. 1214.

O. Liebmann.

Tinctoris: Johannes T., ein Theoretiker des 15. Jahrhunderts, der nach van der Straeten's Untersuchungen in dem 4. Bande seiner „Musique aux Pays-Bas“ im Jahre 1511, 65 Jahre alt, starb, demnach muß er 1446 geboren sein und zwar nach dem Einschreibebuch der Universität zu Löwen in der Diöcese von Morinie, wahrscheinlich in Poperinghe, was Straeten mit Boulonais in Frankreich übersetzt, denn im Matrikelbuch obiger Universität heißt es „M. Johannes Tinctoris, Morinensis dyocesis, 15ª maij. 1471“. Er war also zu der Zeit bereits Magister, wie das voranstehende M. bezeugt. In demselben Matrikelbuche findet sich noch ein zweiter Tinctoris, wahrscheinlich ein Bruder desselben, und da hier der Geburtsort genannt ist, der oben nur angedeutet wurde, so erhält diese Einschreibung einen gewissen Werth. Sie lautet „Jacobus Tinctoris de Poperinghe, Morinensis diocesis. In artibus 25ª febr. 1475“. Straeten glaubt, daß sein eigentlicher Name „de Vaerwere“ gewesen ist und dem Brauche seiner Zeit folgend er ihn in das Lateinische Tinctoris verwandelt habe. Eine Muthmaßung Straeten's, die an und für sich keinen Werth hat, da er auf allen seinen Werken ohne Unterschied sich stets T. nennt. Der Zug nach Italien war damals unter den gebildeten Musikern schon ganz allgemein und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil dort die vielen begüterten kleinen und großen Fürsten die einzigen in Europa waren, die einen Werth auf eine kunstgeübte Kapelle legten und daher die bedeutendsten Kräfte aus ganz Europa, besonders aber aus Frankreich und den Niederlanden heranzogen. Alle übrigen Fürsten Europa's, in Deutschland, wie in Frankreich und anderwärts begnügten sich mit Trompetern und Paukern. Es war schon viel, wenn sie sich einen Organisten, einen Sänger und einige Instrumentisten (Ministrels) hielten (s. Monatsh. f. Musikgesch. Bd. 25 S. 174 ff.). In Italien dagegen blühte die Kunst und der Sinn dafür früher auf und wir sehen daher alle bedeutenden Musiker, außer den Deutschen, nach Italien ziehen, wo sie eine angemessene Anstellung, Belohnung und Anerkennung fanden. Wann T. dahin zog, ist bis jetzt noch nicht nachweisbar, erst in einer Liste der Capellmitglieder an der kgl. Capelle zu Neapel vom 27. October 1480 findet sich als vierter Sänger unser T. verzeichnet. Da die Liste 12 Sänger aufzählt und diese nach ihrem Eintritte verzeichnet

wurden, so muß er sich schon eine Reihe von Jahren daselbst befunden haben (Straeten l. c. S. 29). Im Jahre 1487 am 15. October wurde er sogar beauftragt für die kgl. Capelle Sänger anzuwerben und sich deßhalb ins Ausland zu begeben (Document l. c. S. 57). T. bekleidete eine geistliche Würde und war König Ferdinand's von Arragonien Kaplan. Er erhielt später ein Kanonikat in Nivelles, wohin er sich zurückzog, das Jahr ist unbekannt, und starb dort vor dem 12. October 1511, an welchem Datum Peter von Coninck sein Kanonikat erhielt (Straeten 4, 46). T. hat sich vorzugsweise als Musiktheoretiker ausgezeichnet und zur Klärung der Begriffe viel beigetragen. Jedoch trat er auch als Componist auf und verband somit Theorie und Praxis. Der Erfinder des Notendruckes durch Metalltypen, Petrucci in Venedig, gab in seinen Sammelwerken von 1501, 1502 und 1506 drei lateinische dreistimmige Gesänge von T. heraus, darunter eine Lamentatio (s. meine Bibliographie der Musik-Sammelwerke) und in dem Archiv der Capella sistina zu Rom im Codex 32 befindet sich die Messe super Cunctorum plasmator summus eleyson zu 4 Stimmen. Ambros äußert sich über Tinctoris' Lehrthätigkeit sehr günstig und sagt: er gab eine Reihe theoretische Werke heraus, welche klar und zugleich streng wissenschaftlich in der Anordnung des Stoffes wie in der Darstellung, in gutem soliden Latein geschrieben, und alle Kunstgesetze und Kunstregeln theils durch selbst componirte, theils aus den Werken der besten Meister der Zeit, wie Dufay, Faugues, Okeghem, Busnois, Caron u. A., wohl ausgewählte Beispiele illustrirend, gegenüber der Verworrenheit, Dunkelheit und Schwerfaßlichkeit, worin bis dahin ein Autor den andern überboten hatte (etwa Jean de Muris ausgenommen), den Eindruck wahrhaft classischer Epochenwerke machen. Und weiter hin: Man hat daher bei T. stets das wohlthuende Gefühl, überall in klarem Lichte auf festem sicherem Boden zu wandeln, und wie der durchschauende Scharfsinn, der ruhige Verstand, die feste Ueberzeugung, die nicht mehr sagt, als was sie ganz bestimmt weiß und vertreten kann, und die scharfgefaßte Erledigung der wichtigsten Fragen die Werke der römischen Rechtsgelehrten geistig belebt und anziehend macht, was sonst insgemein für trocken und reizlos gilt: so weiß T. durch feste Consequenz und klaren Verstand unsere Aufmerksamkeit auch dort noch zu fesseln, wo er Dinge, wie z. B. die Bedeutung des Punktes in der Notirung, zum Gegenstande ganzer Abhandlungen macht. (Ambros, Gesch. der Mus. Bd. 3, S. 141 ff.) Wie sehr sein Sinn auf das Praktische, Verständliche und leicht Begreifliche gerichtet war, bezeugt sein Musiklexikon, worin alle theoretischen Regeln und Begriffe alphabetisch in kurze Artikel gefaßt sind (Neudruck mit deutscher Uebersetzung in Chrysander's Jahrbuch für Musikwissenschaft 1863 S. 55. Nur im lat. Wortlaute in Forkel's Litteratur, ferner in Hamilton's Dictionary of mus. London 1849. 12°). Eine Sammlung seiner Abhandlungen veröffentlichte Coussemaker in seinen Scriptores Bd. 4 und dann in einer Separatausgabe 1876 in 8°. Dort findet man die Tractate: 1. Tractatus de musica, 9 Cap. 2. Liber de natura et proprietate tonorum, 51 Cap. 3. Tract. de notis et pausis, 2 Bücher. 4. Tract. de regulari valore notarum, 33 Cap. 5. Liber imperfectionum notarum musicalium, 2 Bücher. 6. Tract. alterationum. 7. Super punctis musicalibus (hier nennt er sich „Regisque Magnae Siciliae Capellanus"). 8. Liber de arte contrapuncti, 3 Bücher in 63 Cap. 10. Diffinitorium musice feliciter incipit. Ist das oben erwähnte Musiklexikon. 11. Complexus effectuum musices. 12. Complexus viginti effectuum nobilis artis musices. Ueber die Originalmanuscripte berichtet Coussemaker ausführlich.

Vgl. Fétis, Biogr. universelle, 2. Ausg. — Verbesserungen u. Zusätze in dem oben citirten Werke von Straeten. — Ambros (s. oben). Rob. Eitner.

Tinius: Johann Georg T., Theolog, Verbrecher aus Büchergier, geboren 1764 in der Niederlausitz, † am 24. September 1846 in Gräbendorf bei Königswusterhausen. Der Vater war Schäfer auf einer preußischen Domäne der Niederlausitz; indem ihm T. als Knabe bei seinen Geschäften an die Hand ging, lernte er durch eigne Beobachtung die nützlichen und schädlichen, die heilenden, betäubenden und giftigen Eigenschaften der Pflanzen, Kräuter und Gräser kennen. Der Prediger des Ortes entdeckte die Begabung des Knaben und verschaffte ihm die Möglichkeit einer höheren Bildung. T. besuchte das Gymnasium zu Wittenberg und studirte dann auf der Universität daselbst Theologie. Schon damals zeichnete er sich durch außerordentliches Gedächtniß und großen Wissensdrang aus. Nach Beendigung seiner Studien war der junge Magister zuerst einige Zeit Hauslehrer, dann Gymnasiallehrer in Schleusingen, 1798 Pfarrer in Heinrichs bei Suhl, und erhielt 1809 die einträgliche Pfarre zu Poserna bei Weißenfels. Ueberall erwarb er sich durch Pflichttreue, Eifer, Geschick und Wandel das beste Lob. Ein unersättlicher Wissensdurst trieb ihn zur Anlegung und unausgesetzten Vergrößerung einer theologischen und linguistischen Bibliothek, die seine Leidenschaft und sein Verderben wurde. Bald reichten seine Berufseinnahmen, das Vermögen seiner verstorbenen ersten Frau und die Zinsen des Vermögens der zweiten nicht mehr aus zur Befriedigung seiner Sammelgier, er gerieth auf den Weg des Verbrechens. Zuerst unterschlug T. Kirchengelder, die ihm anvertraut waren, und sank bald zum Räuber und Mörder hinab. Von 1810 an ereigneten sich in der Umgebung von Weißenfels und Lützen auf der nach Leipzig führenden Heerstraße und ihren Abzweigungen wiederholt Raubanfälle in der Fahrpost. Zu Reisenden, die allein im Postwagen saßen und viel Geld bei sich führten, gesellte sich auf einer Station in der Nähe von Weißenfels ein Unbekannter, der im Laufe der Unterhaltung Schnupftabak aus seiner Dose anbot. Wer eine Prise nahm, ward bald müde und schlief ein; beim Erwachen war der Unbekannte verschwunden und mit ihm das Geld des Reisenden. Jedesmal war der Unbekannte in anderer Tracht und Kleidung, aber die Gleichförmigkeit, mit der alle Beraubungen ausgeführt wurden, ließ keinen Zweifel daran, daß die Verbrechen nur von *einem* Thäter verübt wurden. T. war es, der sich auf diese Weise die Mittel zu neuen Büchererwerbungen verschaffte; seine Kenntniß betäubender Kräuter verwandte er zu so schändlichen Zwecken. Verdachtsspuren wiesen auf T., aber niemand wagte es, dem beliebten und geachteten Geistlichen solche Schandthaten zur Last zu legen. Der Erfolg machte den Verbrecher kühner. Am 28. Januar 1812 verübte T. bei hellem Tage an dem Kaufmann Schmidt in Leipzig durch Zertrümmerung der Hirnschale mit einem Spitzhammer einen Raubmord, bei dem er 3000 Thaler erbeutete. Die Bemühungen der Gerichte, den Thäter ausfindig zu machen, blieben erfolglos. Ein Jahr später, am 8. Februar 1813, ereignete sich ein gleicher Raubanfall mit tödlichem Ausgange auf die Wittwe Kunhardt in Leipzig, wobei jedoch dem Thäter kein Geld in die Hände fiel. Hier vereinigten sich aber so viele Indicien gegen T., daß seine Verhaftung am 4. März 1813 erfolgte. Das Gericht fand in den Zimmern seines Pfarrhauses und an den Wänden der Scheune aufgestellt eine Bibliothek von etwa 60 000 Bänden; es fand lange Verzeichnisse allein lebender reicher Personen, ferner eine Menge Perrücken, falsche Bärte und allerhand Verkleidungen; es fand auch einen Hammer, der in die Schädelverletzungen der Wittwe Kunhardt paßte. Die Voruntersuchung vor dem Leipziger Schöffenstuhle währte ein volles Jahr. T. leugnete alles und wußte für jedes ihn belastende Moment mit raffinirtem Geschick eine ganz natürliche Erklärung zu geben. Trotzdem wurde im März 1814 das Criminalverfahren gegen ihn eröffnet. Am 31. März 1814 ward T. nach Gesetzesvorschrift in der

Leipziger Nicolaikirche durch den Superintendenten Rosenmüller öffentlich und feierlich seines geistlichen Amtes entkleidet, wobei er keine Spur von Erschütterung oder Unruhe verrieth. Infolge der damaligen kriegerischen und politischen Ereignisse zog sich der Proceß ungemein in die Länge, besonders durch den Wechsel aller Behörden und Einrichtungen, da Poserna zu dem Theile Sachsens gehörte, der durch den Wiener Congreß an Preußen fiel. Erst 1823 wurde das Urtheil gefällt. Der Raubmord an Schmidt ließ sich nicht beweisen, dagegen wurde der Kunhardt'sche Fall als bewiesen erachtet, und der Spruch gegen T. lautete auf 18jährige Zuchthausstrafe. In Berücksichtigung der langen Untersuchungshaft setzte die zweite Instanz das Strafmaaß auf 10 Jahre herab, fügte aber zwei Jahre für Unterschlagung von Kirchengeldern hinzu, sodaß sich die Gesammtstrafe auf 12 Jahre Zuchthaus belief. Der beinahe 60jährige T. trat diese Strafe noch 1823 an und zeigte sich, wie im Untersuchungsgefängnisse, so auch im Zuchthause ruhig, zufrieden und scheinbar ohne Gewissensbisse. Er ward zunächst mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt und verfaßte in den Mußestunden, die ihm gewährt wurden, ohne litterarische Hülfsmittel ein großes Werk über die Apokalypse. Als 71jähriger Greis verließ er 1835 das Zuchthaus mit ungebeugtem Sinn, mit frischem Geist, aber mit weißem Haar und verlassen und geächtet von aller Welt; seine Frau hatte sich längst von ihm scheiden lassen, seine Kinder sich von ihm losgesagt. Ein Schreckensruf ging durch das Land, als es hieß: „Tinius kommt wieder". Unstät und flüchtig irrte der unheimliche Mann umher, und schlug bald da, bald dort in Sachsen und Thüringen für kurze Zeit seinen Wohnsitz auf; niemand mochte ihn länger beherbergen. Die Gemeinde Poserna mußte ihm zum Lebensunterhalt jährlich 25 Thaler auszahlen, daneben verdiente er sich ein weniges durch Correcturlesen. Im J. 1840 faßte er noch einmal festen Fuß in Gräbendorf bei Königswusterhausen, wo weitläufige Verwandte von ihm wohnten. Die Honoratioren des Ortes kamen dem ehemaligen Zuchthäusler menschenfreundlich entgegen, gewährten ihm Verkehr und Unterstützung. T. kehrte dort zu den Beschäftigungen seiner Jugend zurück, indem er Kräuter und Pflanzen sammelte und mit Vorliebe Gifttränke daraus bereitete. Sein Gedächtniß war immer noch phänomenal, er hatte fast den ganzen Inhalt seiner ehemaligen riesigen Bibliothek noch im Kopfe und setzte dadurch die Geistlichen der Umgegend oft in das größte Erstaunen. Ueber seine Vergangenheit sprach er unbefangen, behauptete nach wie vor seine Unschuld und trug sich sogar mit dem Plane, eine Revision seines Processes zu beantragen. Daneben sind ihm jedoch wiederholt indirecte Zugeständnisse seiner Schuld entschlüpft. Bemerkbare Gewissensbisse und Zeichen der Unruhe stellten sich bei T. erst in den letzten Lebenszeiten ein, als der Gedanke des nahen Todes ihn mehr und mehr erfüllte. Er war von Angst und Qualen gefoltert, starb aber, ohne sein Gewissen erleichtert zu haben, am 24. September 1846 — wie die Einwohner Gräbendorfs behaupteten, an Selbstvergiftung, doch wurde keine Untersuchung angestellt und dem Leichnam ein ehrliches Begräbniß nicht versagt. Die wissenschaftlichen Arbeiten von T. beziehen sich zumeist auf Eschatologie (nach J. A. Bengel erwartete man 1836 den Beginn des 1000jährigen Reiches) und sind theilweise während der Untersuchungshaft oder im Zuchthause entstanden. Das schon oben erwähnte Werk über die Apokalypse trägt den Titel: „Die Offenbarung Johannis" und erschien zu Leipzig 1839 im Druck. Von Tinius' übrigen Schriften seien noch genannt: „Biblische Prüfung von Brennecke's Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung gegen 27 Jahre auf Erden gelebt" (1820); „Der jüngste Tag; ob, wie und wann er kommen wird" (1836; 2. Ausg. 1845); „Sechs bedenkliche Vorboten einer großen Weltveränderung, an Sonne und Erde sichtbar" (1837).

Hackländer u. Höfer, Hausblätter 1844, Bd. III u. 1863, Bd. III. — Hitzig u. Häring, Der neue Pitaval Bd. IV. — J. Schwabe, Harmlose Geschichten eines alten Weimaraners (1890) S. 124 ff. — E. Schulte, Ein Verbrecher aus Bücherwuth, in der Gartenlaube 1893, Nr. 5 u. 6. — E. Fließ, Das Ende des Magisters Tinius, in der Gartenlaube 1893, Nr. 21.

Mitzschke.

Tinne: Alexandrine (Alexine) T., niederländische Reisende, wurde geboren am 17. October 1835 im Haag, wo ihr Vater, geborener Holländer und naturalisirter Engländer, mit der Tochter des holländischen Admirals van Capellen vermählt war. Das einzige Kind reicher Eltern empfing eine vorzügliche Erziehung, die besonders ein großes Sprachtalent früh entfaltete. Auf Reisen nach fast allen Ländern Europas erweiterte sich rasch ihre Anschauung und seit 1856 besuchte sie öfters den Orient und mit Vorliebe Aegypten. Sie schreibt sich selbst eine natürliche Neigung für das arabische Leben zu, das „das Malerische mit dem Anmuthigen, die Freiheit mit der Neuheit verbindet". — Ihren Vater hatte sie als junges Mädchen verloren, ihre Mutter und ihre Tante, Adriana van Capellen, scheinen der unternehmungslustigen, thatkräftigen Jungfrau fast willenlos gefolgt zu sein. Sie siedelten 1861 aus dem Haag nach Cairo über und unternahmen 1862 die erste Reise nach dem oberen Nil bis Heiligkreuz mit einem Abstecher auf den unteren Sobat, der 1863 eine zweite in Gesellschaft v. Heuglin's und Steudner's von Chartum aus nach dem Bahr el Ghasal und Djur folgte. Frau Tinne, Dr. Steudner und zwei europäische Dienerinnen starben hier am Fieber und ihnen folgte 1864 die in Chartum zurückgebliebene Tante. Fräulein T. reiste über Suakim nach Cairo, wo sie mehrere Jahre zurückgezogen, immer mehr an orientalisches Leben und orientalische Umgebung sich gewöhnend, lebte. Als 1868 die Reiselust wieder in ihr erwachte, sprach sie in einem Briefe von dem unvergleichlichen Reize, den Afrika auf sie von Kindheit an geübt habe; „als ich Geographie lernte, war es ein großer leerer gelber Fleck in der Mitte der Karte von Afrika, wohin ich stets zu gehen wünschte. Ich bin schon einmal bis zu diesem leeren Fleck und weiter gekommen, kehre aber wieder dahin zurück, vielleicht instinctiv, wie eine Motte nach der Flamme". Sie verließ Aegypten, lebte längere Zeit in Algier und drang bis zu den Wüstenstämmen im Süden vor, deren Feindseligkeit sie von weiterem Vordringen abhielt. Nach einem Besuch in Tunis trat sie am 28. Januar 1869 ihre letzte große Reise in die Wüste an, der der Gedanke eines Vordringens über Bornu nach Osten oder Nordosten zum oberen Nil zu Grunde lag, also ein ähnlicher Plan, wie der, den später Nachtigal ausgeführt hat. Fräulein T. reiste mit einer großen eigenen Karawane und traf in Mursuk mit Nachtigal zusammen. Beide wurden im Sommer, den sie, um eine günstige Reisegelegenheit nach Süden abzuwarten, in dem ungesunden Mursuk zubrachten, vom Fieber befallen, und Fräulein T. in gefährlichster Weise. Ihr kühner Plan, Tibesti zu besuchen, mußte aufgegeben werden. Dafür wollte sie versuchen, nach der Seite von Ghat vorzudringen. Während Nachtigal in Tibesti weilte, fiel sie wenige Tagereisen von Mursuk in dem Thale Aberdschûdsch unter den Schwerthieben verrätherischer Araber am Morgen des 1. August. Vor ihr, und zum Theil vor ihren Augen, waren ihre beiden holländischen Diener in derselben Weise ermordet worden und ihr ganzes übriges Gefolge benahm sich feige oder spielte mit den Tuareg, die den Mord angezettelt hatten, unter einer Decke und betheiligte sich an dem Raub. Für Nachtigal stand es außer Zweifel, daß Habsucht das alleinige Motiv dieser Blutthat bildete, der die Thäter und Hehler später den religiösen Fanatismus als ärmliches Mäntelchen umhängen wollten. „Wenn schon für den ärmlichst ausgerüsteten europäischen Reisenden eine gewisse

Gefahr in seiner Habe liegt, die trotz aller ihrer Bescheidenheit dem armen Wüstenbewohner reich und begehrenswerth erscheint, so mußte dies in ganz anderer Weise der Fall sein bei unserer holländischen Reisenden, welcher der Ruf eines märchenhaften Reichthums vorausging, . . der Königstochter — Bent-el-Rê — wie sie die Küstenbewohner getauft hatten" (Nachtigal). — Fräulein T. war eine einnehmende Erscheinung, aber zart gebaut; ihr Körper würde den Einflüssen einer längeren Wüstenreise und des sudanischen Klimas kaum haben widerstehen können. Ruhig, ernst, distinguirt nennt sie Nachtigal. Heuglin rühmt ihre staunenswerthe Ausdauer. Sie hat große Beweise von Kühnheit, Energie und Ertragungsfähigkeit abgelegt, beherrschte aber trotz ihres Eingelebtseins im Orient die Lage und Menschen durchaus nicht. Bei ihrem Tod hatte sie in ihrer Nähe keinen wahren Freund und keinen ergebenen Diener, wohl aber Verräther in ihrer nächsten Dienerschaft. Ihren großen Hund nennt Nachtigal den treuesten Freund in ihrer ganzen Mursuker Umgebung. Von den Mohammedanern wurde sie als einzeln reisende Frau argwöhnisch angesehen, von den meisten Europäern hielt sie sich mit fast krankhafter Scheu zurück.

Nekrolog und biographische Skizze von Freundeshand in den Geograph. Mittheilungen, 1870. — Heuglin, Die Tinne'sche Expedition, 1875. — Nachtigal, Sahara und Sudân I. Ratzel.

Tippelskirch: Ernst Ludwig v. T., königlich preußischer Generallieutenant, am 26. Juli 1774 auf dem Gute Görken im Landkreise Königsberg i. Pr. geboren, trat gleich seinem Vater, welcher den siebenjährigen Krieg mitgemacht und als Hauptmann den Dienst verlassen hatte, in das Heer. Wissenschaftlich gut vorgebildet, ward er 1794 Fähnrich beim Infanterieregimente Knobelsdorf, 1797 Secondlieutenant beim Infanterieregimente Courbière, 1798 Adjutant, kam demnächst in letzterer Verwendung in den Generalquartiermeisterstab, machte in diesem, seit 1806 Stabscapitän und 1807 zum Major befördert, zunächst dem Kalckreuth'schen Corps zugetheilt, den Krieg von 1806/7 gegen Frankreich mit und erwarb in der Schlacht bei Preußisch-Eylau den Orden pour le mérite. General v. Brandt (Aus dem Leben ꝛc. II, 4, Berlin 1869) rühmt seine Thätigkeit im russischen Hauptquartiere, in welches er abcommandirt war. Nach Friedensschluß war er als Commissär bei der Berichtigung der Grenze mit dem Großherzogthum Warschau thätig, kam im September 1808 als Quartiermeisterlieutenant zum Feldmarschall Graf Kalkreuth, gehörte 1809 der wegen der Vorgänge von 1806/7 niedergesetzten Untersuchungscommission an, ward im October 1811 in das Garderegiment versetzt, aber schon am 8. December des nämlichen Jahres mit der Führung des Leibregiments beauftragt und am 21. Juli 1812 zum Commandanten von Spandau ernannt. Als der Krieg von 1813 bevorstand rief der König ihn nach Breslau und übertrug ihm das Commando des Garderegiments, welches er am 9. Februar übernahm, daneben führte er seit dem 15. März, gleichzeitig zum Oberstlieutenant befördert, das der brandenburgischen Infanteriebrigade, zu der sein Regiment gehörte. Von dem Regimentscommando wurde er am 20. Juni entbunden. Am 8. August wurde er an Stelle von Grolman, welcher dem an die Spitze eines russisch-preußischen Heerestheiles gestellten Barclay de Tolly überwiesen war, dem Stabe des Generals v. Kleist zugetheilt. Als dieser sich den Ehrennamen „von Nollendorf" verdiente, war Grolman kurz vorher auf seinen Posten zurückgekehrt und T. war abwesend (G. v. Kleist, Das Leben des Generalfeldmarschalls Graf Kleist v. Nollendorf S. 94, Berlin 1887). Im December 1813 wurde er Oberst und dem General v. Ebra zum Zweck der Aufstellung der in den Landen zwischen Elbe und Weser zu bildenden Landwehren zugetheilt. Die Dienste, welche er in dieser Verwendung leistete, erfuhren die besondere Anerkennung des Königs. Im Juni 1814

erhielt er das Commando der drei Elb-Infanterie-Reserveregimenter, bei Ausbruch des Krieges von 1815 das der 5. Brigade im II. Armeecorps (Zieten), im Mai wurde er zum Generalmajor befördert, für sein Verhalten in den Schlachten von Ligny und von Belle-Alliance erhielt er, nachdem er schon früher durch die Verleihung beider Classen des Eisernen Kreuzes ausgezeichnet worden war, das Eichenlaub zum Orden pour le mérite. Im October des nämlichen Jahres wurde er zum Commandeur der Landwehr im Regierungsbezirke Koblenz ernannt, deren Cavallerie eine königliche Cabinetsordre vom 10. August 1817 als den Anforderungen besonders gut entsprechend bezeichnet. Nach anderweiter Verwendung im Landwehrdienste in Köln, als Brigadecommandeur in Düsseldorf, sowie als Divisionscommandeur und Commandant in Erfurt, ward er am 30. Januar 1827 zum Commandanten von Berlin und zugleich zum Commandeur der Landgendarmerie ernannt, in welcher Stellung er dort am 23. Januar 1840, vom Schlage gerührt, gestorben ist, nachdem er, wie es im Allgemeinen Militäralmanach für Officiere und Militärpersonen der deutschen und auswärtigen Staaten (Glogau und Leipzig 1840) sehr bezeichnend heißt, „durch dreizehn Jahre dem Monarchen den Morgenrapport der Residenz gebracht hatte“.

Allgemeine preußische Staatszeitung Nr. 67. Berlin 1840. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 18. Jahrgang 1840. Weimar 1842. — C. v. Reinhard, Geschichte des 1. Garderegiments zu Fuß, S. 600—601. Potsdam 1858.

B. Poten.

Tirolff: Hans T. (Tyrolff), deutscher Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Kahla, besuchte die Schule zu Zwickau, wo Paul Rebhun seit 1531 als Lehrer wirkte, und studirte 1538 in Wittenberg (die Einzeichnung im Album S. 170 lautet: Joannes Tirolbus Calensis). Schon im nächsten Jahre erschien als seine „erste Frucht des Reimens und geistlichen Spielmachens“, wie er selbst sagt, „die schöne Historia von der Heirat Isaacs und seiner lieben Rebeken“, ein Drama in vierfüßigen Jamben. Die Handlung gestaltet sich nach dem 24. Capitel des Buches der „Geschöpff“ und ist in fünf Acte zerlegt. Die Tendenz des Stückes ist die Verherrlichung der christlichen Ehe als eines Actes göttlicher Ordnung. Es sollte gezeigt werden, wie christliche Eltern schuldig sind, ihre Kinder gottselig in den Ehestand zu versorgen, und die Kinder schuldig sind, ihnen zu folgen; auch wie Gott solch sein Werk und Einsetzung wunderbarlich fördert und segnet. T. widmete sein Werk seinem Vetter Konrad Tirolff zu Freiberg im Meißnerlande, der sammt seiner tugendsamen Hauswirthin, Frau Martha, dem Beispiel des frommen Bethuel und seiner Hausfrau nach, seine Kinder in aller christlichen Gottseligkeit von Jugend auf unterwiesen und erzogen habe, auch wie beide in der Verheirathung ihrer Tochter Martha sich so christlich und wohl erzeigt haben, daß billig andere ein Exempel neben diesem Spiel von ihnen nehmen mögen. T. hat es verstanden, in seinem Isaacdrama, das 1539 zu Wittenberg in zwei völlig übereinstimmenden und doch wirklich verschiedenen Drucken erschien, unter treuer Wahrung der biblischen Grundlage ein liebliches Familienbild zu geben. Die Sprache ist einfach und dem Stoffe angemessen. Auf eigner Erfindung ruht eine breit angelegte aber humoristisch gehaltene Scene von dem Gastmahl, das Rebekka's Vater, Bethuel, dem Oberknechte Abraham's gibt, der den ihm gewordenen Auftrag, für Isaac die Braut zu suchen, ausführt. In der an Ermahnungen überreichen Schlußrede spricht der Dichter die Hoffnung aus, daß er mit Gottes Hülfe im Gegensatze zu dem ganz still und „on als geschrey“ einhergehenden Isaacdrama „was prächtigeres an tag geben“ werde, sofern er nicht die Gunst seiner Zuhörer zu vermissen haben werde. Und in der That hätte der begabte T. den Ruhm eines drama-

tischen Dichters erworben, wenn er nicht, von Thomas Naogeorg beeinflußt, sich dazu verstanden hätte, dessen Pammachius in deutsche Reime zu übertragen. Wurde T. einerseits durch eine edle Begeisterung für das großartige Werk Naogeorg's bestimmt, das als das bedeutendste protestantische Kampfdrama im Zeitalter der Reformation angesehen werden muß, und stellte er sich damit neben Naogeorg, der das Drama als Waffe im Kampfe gegen die Kirche Roms benutzen wollte, so veranlaßte ihn besonders Rebhun, seine volksthümliche Uebersetzung in fünffüßigen Jamben zu schreiben, um „die künstliche Eleganz des Latein" desto besser zu erreichen. Auch schickte Rebhun zur Empfehlung des „deutschen Gedichtes" deutsche Verse voraus, weil durch Tirolff's Uebersetzung die deutsche Sprache geschmückt und reich gemacht werde, und fügte ein Verzeichniß derjenigen Stellen bei, welche bei der Aufführung des Stückes ausgelassen werden könnten und für welche Aenderungen eintreten sollten. So erscheint denn T. in seiner Pammachius-Uebertragung nicht so selbständig, wie in seinem Isaacdrama, und doch nimmt sie unter den vier vorhandenen deutschen Uebertragungen dem Werthe nach die erste Stelle ein und übertrifft selbst die des Justus Menius durch den volksthümlichen Ton, den sie überall anschlägt. Da T. die Widmung seines wohl 1540 erschienenen Werkes an den „Gestrengen, Edlen, Ehrenvesten Nickeln Sack zu Gaylsdorff" als Bürger von Kahla unterzeichnet, so ist anzunehmen, daß er ein geistliches Amt nicht versehen hat. Er verschwindet überhaupt nach 1540 aus der Oeffentlichkeit, so daß sein Todesjahr nicht bestimmt werden kann. T. behandelte auch den Streit David's mit Goliath in einem 1541 verfaßten Drama, das er dem Bürgermeister von Annaberg, Caspar Kurschner, seinem alten Schulkameraden, widmete. Er legte dabei 1. Samuelis Capitel 17 zu Grunde und deutete David's Streit als den ritterlichen Kampf und herrlichen Sieg Christi wider unsern gewaltigen Feind, den trutzigen Teufel, sammt seinen Bundesgenossen, den gottlosen Tyrannen. Von besonderem Interesse sind in diesem Spiele die ausführlichen scenischen Anweisungen.

Goedeke, Grundriß der deutschen Dichtung II² S. 334. 360. — Holstein, Die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des 16. Jahrhunderts S. 83. 208. Halle 1886. — Eine eingehende Würdigung der Pammachius-Uebersetzung geben J. Bolte und E. Schmidt in der Einleitung zu dem Neudruck von Naogeorg's Pammachius (Lat. Litt.-Denkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts, Heft 3, S. XIII—XVI. Berlin 1891). — Bolte, Zeitschr. f. deutsch. Alterthum 32, N. F. 20, S. 10. H. Holstein.

Tischbein: Johann Heinrich T., geboren am 3. October 1722 in Haina, † am 22. August 1789 in Kassel. Nicht weniger als fünf Söhne unter den neun Kindern des Hospitalbäckers Johann Heinrich Tischbein zu Haina in Oberhessen widmeten sich der Malerei, und mit entschiedenem Erfolge der Träger des obigen Namens, der Erste genannt, zum Unterschied von seinem Neffen, Joh. Heinr. dem Zweiten, einem gleichfalls hervorragendem Künstler. Joh. Heinr. zeigte schon früh bedeutende Anlagen für die Malerei und erhielt seinen ersten Unterricht von dem Maler Fries in Kassel. In seinem 14. Jahre malte er das Porträt des Kochs des Grafen Stadion, Vaters des deutschen Gesandten in Stockholm und London, und bei einem großen Diner, welches der Graf gab, wurde dies Gemälde den Gästen gezeigt. Alle waren überrascht von der Aehnlichkeit, und das Porträt machte das Glück des jungen Künstlers. Graf Stadion, der die bedeutende Begabung des Jünglings erkannte, versah ihn mit den Mitteln sein Talent auszubilden. Nach damaliger Ansicht konnte dies nur in Paris geschehen, wo die berühmtesten Maler lebten. Unter diesen, einer der gefeiertsten, war van Loo, dessen Gemälde im Salon von 1737 Glück machten und von dem Diderot sagte, „er sei, wenn auch ein großer Künstler, doch kein Genie". Zu

ihm kam der junge T. und blieb einige Jahre. Dann wurde er Schüler von Boucher und studirte eifrig die Arbeiten von Watteau, dem er besonders die Drapirung der Figuren abzusehen sich bestrebte.

Die Einflüsse, unter welchen T. zu dieser Zeit in Paris arbeitete, bestimmten vollkommen die Richtung seiner Kunst, er wurde in dieser ganz und gar Franzose. In seltenem Maaße eignete er sich das Gefällige und Anmuthige der französischen Malweise an, mit Glück das reizvolle Colorit seiner Pariser Vorbilder. Freilich gingen auch die Schwächen und Fehler jener Epoche des Kunstverfalls auf ihn über, die innere Wahrheit, die echte Empfindung fehlen. Es sollte eben alles schön sein auf Kosten des Charakteristischen. — Nach 13jährigem Aufenthalt in Paris ging T. nach Italien und besuchte Bologna, Florenz und schließlich Rom, wo ihm aber das Klima so wenig zusagte, daß er die ewige Stadt bald verließ und nach Venedig ging, hier trat er in das Atelier des damals hochberühmten Piazetta. Bald erkannte indeß dieser Künstler die Ebenbürtigkeit seines Schülers und war großherzig genug, ihm dies selbst zuzugestehen.

Nach kurzem Aufenthalt in Italien kehrte T. in die Heimath zurück und verheirathete sich (1755) mit der Tochter des Secretärs der französischen Gesandtschaft in Kassel, Marie Sophie Robert. Nach vier Jahren starb die Frau, und einige Jahre später wurde deren Schwester Marianne Pernette Tischbein's zweite Gemahlin. Wenn auch die damaligen Zustände in Deutschland wenig geeignet waren, um einem Künstler wie T. einen bestimmenden Einfluß auf die Entwicklung deutscher Kunst zu gestatten, so galt er doch als einer der besten Maler des 18. Jahrhunderts, und zahlreich waren die nach seiner Art sich bildenden Künstler. Maaßgebend für die Beurtheilung der Werke der Malerei war die Pariser Kritik, und als der strenge Diderot die im Salon von 1761 ausgestellten Gemälde von T. rückhaltlos gelobt hatte, war der Ruhm des Künstlers entschieden. Hundert Jahre später fällte ein deutscher Kritiker — Waagen — ein strengeres aber gewiß richtigeres Urtheil über T. Als Historienmaler nimmt T. bei der Nachwelt keine sehr hohe Stelle ein; seine Compositionen sind nicht frei von akademischer Gespreiztheit, die Zeichnung — wenn auch correct — entbehrt des charakteristischen und an die Natur erinnernden Gepräges. Weit Bedeutenderes schuf T. als Porträtmaler, und man kann den Enthusiasmus begreifen, den namentlich seine Frauenbildnisse erregten. Da war alles vorhanden was die Welt des Puders, der Schminke und der Schönpflästerchen in Entzücken versetzen mußte. Ueber dem blühenden Colorit, den meisterhaft gemalten Stoffen und Spitzen, über dem bezaubernden Lächeln und den funkelnden Augen dieser coquetten Schönheiten übersah man den Mangel des Charakteristischen, der Wahrheit und Natur, von der freilich in diesen Kreisen nicht viel die Rede war. Hat man sich einmal mit der Auffassung der Menschen, wie sie T. beliebte, befreundet, so wird man hingerissen von den glänzenden Eigenschaften des Meisters, von seiner brillanten Technik und seinem reizvollen Colorit. Die prachtvolle Sammlung Tischbein'scher Frauenporträts im Schloß Wilhelmsthal bei Kassel bietet wohl in dieser Beziehung das Beste und Schönste, was wir von dem Meister besitzen. Die Zeit war noch nicht wiedergekommen, wo man den großen Meistern der Malerei vergangener Jahrhunderte wieder gerecht wurde, Namen wie Dürer und Holbein, wie van Dyck und Velasquez waren der damaligen Welt wenig geläufig, und am allerwenigsten hielt man in den vornehmen Kreisen von deutscher Kunst. T. hatte einen zweiten, aber ebenfalls vergeblichen Versuch gemacht sich in Rom niederzulassen und hatte sich im J. 1760 in Mainz eingefunden, um einige Porträts zu malen. Graf Stadion,

sein treuer Beschützer, befand sich in Frankfurt mit dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen.

Beide waren große Kunstfreunde und eifrige Sammler von Gemälden und ihre Unterhaltung hatte gewöhnlich die Kunst zum Gegenstand. Der Graf zeigte dem Fürsten das Bildniß einer Dame aus Mainz. „Das ist", sagte er, „das Werk eines Unterthanen Ihrer Hoheit, den ich habe reisen und studiren lassen; nun ist er ein zu großer Künstler für mich geworden und ich würde ihn gern Eurer Hoheit überlassen, damit er sich noch in seiner Kunst vervollkommnen könnte." Der Landgraf wollte nicht glauben, daß das Bild von einem Deutschen gemalt sei. „Kein Hesse", wiederholte er, „ist im Stande so zu malen, das Bild hat ein Franzose gemalt." — T. befand sich in Mainz, der Graf schrieb ihm sofort nach Frankfurt zu kommen und Pinsel und Farben nicht zu vergessen. Trotz eines furchtbaren Zahnschmerzes kam der Künstler dieser Aufforderung nach. Nachdem ihn der Graf von dem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt, theilte er ihm mit, daß er am nächsten Morgen das Porträt des Landgrafen anfangen und sehr schnell beenden müsse, da der Herr bald abreise. Vergebens suchte T. sich zu entschuldigen, er sei krank und könne vor Schmerz kaum die Augen aufmachen. „Das kann sein", meinte der Graf, „aber Sie dürfen sich dennoch nicht weigern, ich weiß, Sie können es und überdies muß das Porträt morgen schon fertig sein. Ihr Glück, T., hängt davon ab und meine Ehre; der Landgraf würde mich für einen Aufschneider halten, denn er will absolut nicht glauben, daß Sie der Maler dieses Frauenporträts sind." T. mußte nachgeben und brachte trotz der peinigendsten Schmerzen eines seiner besten Bilder hervor. Der Landgraf, der im höchsten Grade erstaunt und zufrieden war, ernannte T. zum Hofmaler. Im J. 1806 befand sich dies Bild noch im Cabinet Wilhelm's VIII., wo es wie ein kostbares Juwel bewahrt wurde.

Im J. 1776, nachdem der Landgraf eine Akademie der bildenden Künste gegründet, ernannte er T. zum Director und später zum Professor und Rath. — Unter den religiösen Gemälden des Meisters ist besonders zu erwähnen das große Altarbild in der Michaeliskirche zu Hamburg. Zahlreich sind seine Historienbilder, deren bedeutendstes, „Die Hermannsschlacht", sich im Schlosse zu Pyrmont befindet. Vorzugsweise war es aber die griechische Mythologie, der er die Gegenstände zu seinen Bildern entnahm. Auch mit dem Grabstichel war T. vertraut und reproducirte damit viele seiner Gemälde.

Johann Anton T., jüngerer Bruder des Vorigen, starb 1784 als Zeichenlehrer am Hamburger Johanneum.

Johann Jakob T., ein jüngerer Bruder von Joh. Heinr., geboren in Haina 1724, † in Lübeck 1791, empfing den ersten Unterricht in der Malerei in Kassel und wandte sich ausschließlich der Landschaftsmalerei zu. Berghem und Wouvermann wurden seine Vorbilder, und nachdem er sich mit dem Maler Philipp Hackert — dem italienischen Hackert, wie er genannt wurde — befreundet hatte, malten sie gemeinschaftlich, indem T. die Staffage ihrer in kleinem Maaßstabe ausgeführten Bilder, Figuren und Thiere, Hackert den landschaftlichen Theil übernahm. T. lebte längere Zeit in Hamburg.

Anton Wilhelm T., der jüngste der Brüder und Söhne des Hospitalbäckers in Haina, geboren 1734, † in Hanau 1804, war Schüler seines Bruders Valentin. Er lebte abwechselnd in Holland und am Rhein, am längsten in Mainz.

Johann Heinrich T. II., genannt der Jüngere, geboren 1742, † in Kassel 1808, war ein Sohn des Joh. Konrad T. und Schüler seines Onkels Joh. Heinrich d. Aelteren. Er malte Landschaft und Thiere und ließ sich nach längerem

Aufenthalt in Holland in Kassel nieder. Hier wurde er 1775 zum Inspector der Gemäldegalerie des Landgrafen ernannt, welche sein Onkel und Meister geordnet hatte. Eine vortreffliche Landschaft von ihm in der vom König Maximilian Joseph gegründeten Sammlung im alten Schlosse von Nürnberg. T. war auch ein tüchtiger Kupferstecher.

Johann Heinrich Wilhelm T. I., geboren am 15. Februar 1751 in Haina, † am 26. Juli 1829 in Eutin, zweiter Sohn des Johann Konrad T. Das Talent dieses bedeutenden Malers und ausgezeichneten Menschen entwickelte sich früh, Dank der liebevollen Unterweisung seines Vaters, der in dem Knaben die Liebe zur Natur zu wecken verstand und seine ersten Versuche im Zeichnen und Malen aufmerksam verfolgte. Im großväterlichen Hause zu Haina war es besonders die alte Mutter, welche, selbst eine ausgezeichnete Stickerin, dem Enkel das nöthige Material zur Arbeit verschaffte. In seinem 15. Jahre brachte ihn der Vater nach Kassel und von da nach Hamburg zu seinem Onkel Jakob. Hier fing er an Porträts zu malen, doch so wenig kunstsinnig waren damals die Bewohner der alten Hansestadt, daß selbst ein Maler wie Denner dort nicht aufkommen konnte. T. wandte sich dann nach Bremen, wo er mehr Glück hatte und zahlreiche Porträts zu malen bekam. Noch förderlicher und wichtiger für ihn war aber die Bekanntschaft des Hauptmanns Wilmans, der einen überaus bildenden Einfluß auf den jungen Künstler ausübte. Der Aufenthalt in Bremen hatte ihm die Mittel verschafft eine Reise nach Holland zu machen (1772—73), um die niederländischen Meister zu studiren. Im folgenden Jahre finden wir ihn in Hannover, und hier war es Winckelmann, der die Begeisterung für Homer und die antike Welt in T. weckte. Er wandte sich nun fast ausschließlich der Geschichtsmalerei zu, ging wieder nach Kassel, wo er zwei Jahre lang gemeinschaftlich mit seinem Onkel Johann Heinrich d. Aelteren arbeitete. Besonders förderlich war ihm hier das Studium der prachtvollen Sammlung von niederländischen Gemälden im Cabinet des Landgrafen Wilhelm VIII., welche dieser Fürst während seines Aufenthaltes in Holland als Gouverneur des Landes gesammelt hatte und welche die Grundlage der heute so berühmten Kasseler Gemäldegalerie bildeten.

Inzwischen hatte sich der Ruf Tischbein's als Porträtmaler immer mehr ausgebreitet, besonders als er die Bildnisse des Prinzen und der Prinzessin von Württemberg gemalt hatte. Eine Kunstreise, die er im nächsten Jahre (1777) nach Dresden und Berlin unternahm, machte ihn zum ersten Male bekannt mit den Meisterwerken der italienischen Schule. Ueber alles fesselten ihn die Gemälde des Correggio. In Berlin wurde T. mit Porträtaufträgen dergestalt überhäuft, daß er seinen jüngsten Bruder Jakob kommen ließ, um ihm zu helfen. Ueber Tischbein's Art zu arbeiten und über seine Erfolge am preußischen Hofe möge eine Stelle aus seiner Selbstbiographie „Aus meinem Leben" interessante Auskunft geben:

„Einige Wochen hielt ich mich in Dresden auf und besuchte täglich die Gallerie. Dann reiste ich nach Berlin, übergab meinen Empfehlungsbrief und eröffnete meinen Antrag an Ihre Hoheit die Prinzessin Ferdinand. Diese hatte die Gnade, mich schon am folgenden Tage ihr Bildniß für ihre geliebte Schwester malen zu lassen. Sie führte mir ihre Kinder zu, die Prinzessin Louise, die Prinzen Heinrich und Louis; auch stellte sie mich ihrem Gemahl, dem Prinzen Ferdinand, vor. Nachdem ich Alle gesehen hatte, entwarf ich meine Composition und das Bild wurde angefangen. Ich wohnte bei ihr im Schlosse zu Friedrichsfelde, ging aber oft in die Stadt, wo ich mehrere Porträts aufnahm, unter Andern das vom Minister Finkenstein, welches ich 13 Male für seine Freunde copiren mußte. Ein Mal auch malte ich ihn in ganzer Figur, in Lebensgröße,

in seiner Ordenskleidung als Johanniter. So häuften sich die Arbeiten immer mehr und ich hatte sogar das Glück, Ihre Majestät die Königin zu malen, welche gleichfalls gegen mich äußerte, daß sie ihr Portrait gerade von mir zu haben wünsche, weil sie gehört habe, daß ich so schnell male, denn das lange Sitzen wäre ihr unangenehm. Es schien mir übrigens als spräche sie gern über die Kunst und ich sann vorher darauf, wie ich sie während des Sitzens unterhalten wollte, damit sie nicht Langeweile hätte. Als Alles bereit war trat die Königin herein und setzte sich wie ich es wünschte. Ich fing sogleich beim Arbeiten eine Erzählung an über die Malerei, wobei sie mit Gefallen zuhörte und wenn ich es nöthig fand, daß sie den Mund bewegte, that ich eine Frage, worauf sie etwas erwidern mußte. So waren rasch 3/4 Stunden vergangen und ich stand auf und dankte für die gehabte Geduld. Die Königin glaubte, daß sie sich anders setzen müsse und war sehr verwundert, als ich erwiderte, daß ich schon fertig sei. Mehrere Damen des Hofes kamen nun herbei und jauchzten über die große Aehnlichkeit des Bildes; ein alter Bedienter trat auch herein und als er es sah, fing er an zu weinen und sagte, ‚unsere gute Preußenmutter wie sie leibt und lebt‘. Ich mußte noch einige Copien davon machen. Das Original schickte die Königin an die Mutter des Kronprinzen. Als diese denselben Abend Assemblee bei sich hatte, stand zufällig eine Dame mit dem Rücken gegen die Wand gekehrt, wo das Bild kurz vorher, etwas niedrig aufgehängt war; indem sie sich nun eben umdrehte, glaubte sie die Königin selbst zu sehen und wollte sich entschuldigen, daß sie nicht auf die Seite getreten sei. Diese Täuschung der Dame machte großes Aufsehen in der Assemblee. Vielleicht that sie auch nur so, um der Prinzessin über das Geschenk der Königin ein angenehmes Compliment zu machen. Genug, mir brachte es großen Vortheil, denn es sprach sich in der Stadt herum, und ich bekam so viel Bestellungen, daß ich oft drei Portraits an einem Tag machte. Ich gewann nun auch immer mehr Fertigkeit, in weniger Zeit die Hauptzüge und das Charakteristische eines Gesichts aufzufassen, so daß ich oftmals den Kopf, den ich portraitiren sollte, nicht einmal mit Kreide vorzeichnete, sondern gleich mit Pinsel und Farben anfing." Im J. 1778 finden wir den Künstler wieder in Kassel, wo er zum Mitglied der Akademie ernannt wurde und auf drei Jahre nach Italien geschickt wurde. Eines seiner berühmtesten Porträts aus dieser Zeit ist das der Schauspielerin Döbbelin als Ariadne. In Rom fesselten ihn besonders die Werke Raphael's und die Antiken, an welchen, wie er hervorhebt, ihn hauptsächlich die Hände und Füße zum eingehendsten Studium veranlaßten.

Noch vor Ablauf der 3jährigen Studienzeit verließ T. Italien und begab sich zunächst nach Zürich. Dem Aufenthalt in dieser Stadt verdanken wir unter anderm die Porträts des Dichters Bodmer, von Lavater, Geßner, von Füßli und Hirzel und außer diesen beendete er seinen „Götz von Berlichingen", eine Bestellung des Herzogs von Weimar. In Zürich erhielt er einen Brief vom Rath Merk in Darmstadt, welcher ihm mittheilte, daß der Herzog von Gotha auf den Wunsch Goethe's, ihm vorschlüge auf seine, des Herzogs Kosten nach Rom zurückzukehren, was T. mit Freuden annahm. Zum zweiten Mal befand er sich in Rom im Jahr 1782. Seine Hauptwerke, die hier entstanden, waren „Brutus und seine Söhne", „Sophonisbe", „Paris und Hektor" und „Helena". Eines seiner größten Bilder aus dieser Zeit war außerdem: „Konradin von Schwaben, Schach spielend mit seinem Vetter Friedrich von Oesterreich, erhält die Nachricht von seinem Todesurtheil". Die interessanteste Episode aus dem Leben unseres Künstlers war aber die Bekanntschaft mit dem großen französischen Maler David, der eben mit seinem Gemälde: Der Schwur der Horatier beschäftigt war, welches bei seinem Erscheinen im Salon von 1785 in

Paris einen beispiellosen Erfolg hatte und dem Künstler den Namen des Wiederherstellers der Malerei einbrachte. Um den Erfolg dieses Bildes zu begreifen muß man die damalige Zeitströmung und die Geschmacksrichtung ins Auge fassen. Die Revolution stand vor der Thüre, es gährte auf allen Gebieten des Lebens, von Grund aus sollten alle Verhältnisse umgestaltet werden und nur in der antiken römischen Welt sahen die Franzosen ein würdiges Vorbild. Dieser Stimmung gab das Meisterwerk einen unvergleichlichen Ausdruck; man hatte kein Auge für den theatralischen Aufbau und die innere Kälte der Composition, man sah nur die todesmuthigen Römer und in ihnen sich selbst.

T. wollte vor allen Dingen eine aufrichtige Kritik hören und wünschte seinen Konradin von competenten Richtern beurtheilt zu sehen, und sein höchster Ehrgeiz war, den großen Franzosen zu einem Besuche in seinem Atelier zu bewegen. „Ich wohnte", erzählt er, „nicht weit von David, und sah ihn täglich auf seinem Wege nach seinem Atelier vorüber gehen. So ging ich denn eines Tages ihm einen nachbarlichen Besuch zu machen und ihn höflich zu bitten, mir seine Meinung über mein Bild zu sagen. Er weigerte sich zuerst. Ich habe keine Zeit, sagte er. Alle Tage werde ich um die gleiche Gefälligkeit von jungen Künstlern angegangen, und immer ist es nicht der Mühe werth. Ich ließ nicht nach mit Bitten, er möge es doch aus Freundschaft für meinen Vetter Friedrich, seinen Schüler, thun. Endlich, nachdem er seinen Kaffee getrunken, zog er sich langsam an und begleitete mich. Sobald ich die Thür meines Ateliers geöffnet hatte, blieb er wie angewurzelt stehen und rief aus: das macht Ihnen schwerlich Ihr Vetter Friedrich nach und selbst nicht Ihr Landsmann Raphael Mengs. Wie kommt es denn, daß ich noch nie von Ihnen gehört habe? Es ist meine erste größere Composition, erwiderte ich. Ich gehe bald wieder nach Paris, sagte David, und bitte Sie, den jungen Malern von der französischen Akademie zu erlauben, Ihr Bild zu sehen. Jetzt aber gehen Sie mit in mein Atelier und sagen mir Ihre ehrliche Meinung über meine Horatier. Wir gingen sofort. Beim Anblick der düstern und kriegerischen Gestalten der drei Brüder, denen der Vater zum Schwur die Waffen entgegenhält, überlief es mich eiskalt. Lange stand ich sprachlos davor. David versicherte mich wiederholt seiner ganzen Freundschaft. Sagen Sie mir offen was Sie denken. Das will ich, antwortete ich. Nun, wenn Sie die weibliche Gruppe ebenso ausführen wie die männliche, so wird Ihrem Bild Niemand den ersten Rang streitig machen. Mein Bild ist fertig und ich rühre es nicht mehr an. Man sieht aber die Untermalung, die Frauengruppe braucht etwas mehr Licht! Ich mache nichts mehr daran, mein Bild bleibt wie es ist. Ich schwieg.

Der Ruhm Tischbein's, den David auf diese Weise bestätigt hatte, verbreitete sich nun reißend schnell. Der russische Staatsrath v. Wiessen in Rom wünschte den Konradin für die Kaiserin Katharina zu erwerben. Der Künstler verweigerte es und gab als Grund an, daß die Dankbarkeit gegen den Herzog von Gotha, der ihm den Aufenthalt in Rom ermöglichte, ihm die Pflicht auferlege, das Gemälde diesem Fürsten anzubieten. Er war nicht zu bewegen, von dieser Auffassung abzugehen. Als das Bild in Gotha angekommen war, ließ es der Herzog in seinem Arbeitscabinet aufstellen, das nur er betrat. Das war ein grausamer Schlag für den armen T. als er es erfuhr, nachdem er zwei Jahre ohne irgend welche Nachricht über seine Sendung geblieben. Nicht nur die Gelegenheit, auf einmal seiner Sorgen enthoben zu sein, war ihm entgangen, er hatte auch, was für die empfindliche Seele eines wahren Künstlers das schlimmste war, den Schmerz, um den wohlverdienten Ruhm gekommen zu sein. Seine pecuniären Mittel waren geschmälert und um weitere Arbeiten unternehmen zu können, glaubte er sich berechtigt, einen größern Betrag für seinen

Unterhalt fordern zu dürfen. Die Antwort ließ nicht auf sich warten. „Da T. nicht zufrieden ist mit dem was ich ihm gebe, so halte ich mich fernerer Verpflichtungen gegen ihn für überhoben“.

T. war außer sich über diesen Bescheid, aber wie ein echter Künstler warf er sich nun mit doppeltem Eifer auf seine Studien, namentlich die von Thieren und dem Leben des Volkes. Ende October 1786 traf Goethe in Rom ein und zog gleich in die Wohnung, in der T. zusammen mit G. Schütz und Friedrich Bury hauste. T., der ihm in Rom zum ständigen Begleiter und Führer diente, folgte ihm Ende 1787 nach Neapel. Während dann Goethe in Kniep's Begleitung nach Sicilien reiste, blieb T. in Neapel; einflußreiche Freunde wünschten, daß er sich hier um die Stelle des Directors der Malerakademie bewerben möchte, welche damals der nicht sehr bedeutende Maler Bonito inne hatte. Eine Bekanntschaft, welche großen Einfluß auf sein ferneres künstlerisches Schaffen hatte, machte T. in Neapel: es war Sir William Hamilton, der englische Gesandte, ein ausgezeichneter Kunstkenner und seine nachmalige Gemahlin, die berüchtigte Emma Harte, ebenso verführerisch schön als geistreich; nach ihrer Verheirathung mit Hamilton (1791) der Mittelpunkt der Gesellschaft am Hofe des Königs beider Sicilien, und berühmt durch ihre mimisch-plastischen Darstellungen. „Lady Hamilton“, schreibt T., „hatte eine so charakteristische Physiognomie, daß sie die lebhaftesten Leidenschaften und Empfindungen mit der größten Wahrheit ausdrücken konnte. In jeder Stellung, sitzend, stehend, liegend, immer hätte man sie malen mögen“. T., für den sie ein unvergleichliches Modell war, benutzte ihren Kopf für verschiedene Gemälde. Aber von größerer Bedeutung war die Anregung, welche der classisch gebildete Engländer dem deutschen Maler zu neuen Compositionen gab. Hamilton hatte eine große Sammlung von antiken bemalten und gravirten Vasen, über tausend Exemplare, angelegt und veranlaßte T., nach diesen Malereien Umrisse zu den Gesängen des Homer zu entwerfen. Schon während seines Aufenthaltes in Zürich im J. 1781 hatte der Dichter Bodmer T. auf das Studium Homer's als Fundgrube bildnerischer Stoffe hingewiesen. In Neapel erhielt diese Richtung durch die Anschauungen antiker Bildwerke reiche Nahrung. T. überzeugte sich, daß die meisten antiken Kunstwerke den Schilderungen Homer's entnommen seien. Diesen Schöpfer der Kunst daher nicht allein durch antike Darstellungen zu illustriren, sondern gewissermaßen des ehrwürdigen Sängers Worte in Bildwerke umzusetzen, wurde jetzt die originelle Aufgabe des Künstlers. So erschien das Prachtwerk „Homer nach Antiken gezeichnet von H. W. Tischbein, mit Erläuterungen von Chr. Gottlob Heyne“ (Göttingen 1801). Dem classischen Alterthume, dessen Studium bisher fast nur auf architektonische und plastische Ueberreste beschränkt gewesen war, wurde durch die Anzahl der entdeckten Vasengemälde eine neue Seite abgewonnen, die malerische, sowie das antike Leben durch den Umfang des dargestellten Ideenkreises, der selbst das Genre der stillen Gemüthswelt und Häuslichkeit umfaßte, der modernen Anschauung erst lebensfähig und lebendig vor das Auge trat.

Unter vielen Porträts, die T. in Neapel malte, war das herrliche Bildniß von Charlotte Campbell, Tochter des Herzogs von Argyll, die damals für Englands größte Schönheit galt. Auch die reizende Prinzessin von Monaco, welche unter der Schreckensherrschaft in Frankreich guillotinirt wurde, saß ihm zu ihrem Porträt.

Als Bonito, der Director der Akademie, plötzlich starb, bat T. den König, ihm dies wichtige Amt zu übertragen, für welches man Raphael Mengs im Auge hatte, indem er seine große Liebe zur Kunst betonte und den Wunsch, den Gang der Studien in ein besseres Geleise zu bringen. Dagegen wurde heftig intriguirt und besonders hervorgehoben, daß den Deutschen bei ihrer Kälte und

ihrem Phlegma das höhere Wesen der Kunst unerreichbar sei. Auf solche Behauptungen gründeten die Gegner der Tischbein'schen Candidatur ihren Plan.

Der Tag kam heran, an dem man sich auf die Kanzlei zu begeben hatte, um den Willen des Königs zu erfahren. Die Concurrenten fanden sich im Secretariat des Prinzen Belmonte ein, wo ihnen sofort die Bedingungen des Programms vorgelesen wurden. „Seine Majestät verlangt eine Probe des Talents mit dem der Maler begabt sein muß, um ohne Vorbereitung die Skizze eines historischen Gemäldes zu entwerfen, ohne irgend welche Hülfsmittel. Wer diese Bedingungen annimmt, muß sich in ein Zimmer einschließen lassen, zwischen leeren Wänden, ohne Papier, ohne Kupferstich und nur mit dem absolut nothwendigen in der Tasche. Die zu bemalende Leinwand hat 6 Fuß Länge und 3 Fuß Höhe. Jeder Bewerber bereitet seine Leinwand vor und dann wird das Sujet bekannt gegeben und endlich muß die Skizze in drei Wochen beendet sein." „Ich bin erstaunt, rief T. aus, daß man eine Skizze verlangt, um die Directorstelle zu erhalten. Ich hätte gewünscht ein großes Bild zu malen, über welches Jeder ein Jahr hätte nachdenken können und zeigen, was er kann; ein Gemälde mit weiblichen und männlichen Figuren, nackten und drapirten, denn solche zu malen muß der Professor der Akademie die Schüler lehren. Da man aber anderer Meinung ist, so bin ich bereit die Skizze nicht nur in drei Wochen, sondern in drei Tagen zu machen, und handelt es sich nur um einen Entwurf — darin besteht die Geschicklichkeit — so werde ich ihn in drei Stunden machen. Und endlich, damit man sicher ist, daß ich mich keiner fremden Hülfe bediene, verlange ich nicht in einem geschlossenen Zimmer zu arbeiten, denn man kann nicht wissen, was Jeder thut, sondern öffentlich in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft, in Gegenwart der versammelten Mitbewerber, wenn man will, auf einem öffentlichen Platz. — Man bat meine Collegen, sich zu äußern, — sie verstummten.

„Endlich lehnten sie unter allerlei Vorwänden ab und ich blieb der einzige Bewerber. Es verstrich einige Zeit, ohne daß ein Entschluß gefaßt wurde. Da erschien ein Künstler, der es mit mir aufnehmen wollte, Domenico Mondo, der intime Freund des Secretärs, welcher die Kunstangelegenheiten verwaltete. Man berief uns auf die Akademie, um zum zweiten Male die Bedingungen der Concurrenz zu hören. Acht Tage später machte uns der Secretär mit dem zu malenden Gegenstand bekannt: „Massinissa nimmt die Frau des Syphax, Königs von Numidien, Sophonisbe, die er früher geliebt, gefangen".

„Anstatt an die Arbeit zu gehen, erstieg ich die Höhen des Posilipp, von wo man das Meer und die weite Landschaft überblickt. Hier versenkte ich mich in meinen Gegenstand und ging dann an meine Aufgabe, die ich in 14 Tagen beendete. Ich schrieb unter mein Bild: ‚che non puo quel che vuole, voglia cio che puo'. Mein Concurrent war nach drei Wochen nicht fertig und man gestattete ihm acht Tage länger.

„Der Präsident der schönen Künste ließ die beiden Bilder in das Palais bringen, wo die ganze königliche Familie erschien, um sie zu prüfen. Da sagten mir die Secretäre: ‚Von uns allein hängt Ihre Ernennung ab. Und wenn Sie den König, die Königin, den Hof und die ganze Stadt für sich hätten, es würde Ihnen nichts nützen, wenn wir nicht wollen. Wir beherrschen den Einfluß, den wir nach Belieben geltend machen können; wenn uns die Sache nicht convenirt, lassen wir lieber die ganze Akademie fallen'. Ich fand glücklicherweise einen ehrenhaften Ausweg aus diesen Intriguen. Ich bat Se. Majestät meinem Mitbewerber die Hälfte des Gehalts und des Amtes zu geben. Der König ging gern hierauf ein und ich gewann hierdurch auch das Wohlwollen

der Neapolitaner. Der 80jährige Mondo, ein braver Mensch, war für meine Reformprojecte kein Hinderniß."

Die politischen Ereignisse, das Zerwürfniß mit der französischen Republik unterbrachen die erfolgreiche Thätigkeit Tischbein's. Der Hof floh nach Sicilien und am 23. Januar 1799 rückte der französische General Championnet in Neapel ein. T. wurde sehr freundlich von ihm behandelt und der kunstsinnige Franzose war entzückt von seinen Arbeiten. Bei einem Diner der Officiere, zu dem T. eingeladen war, machte ihm Pascal, der Erzpriester von Versailles, den Vorschlag, Generaldirector der schönen Künste für ganz Italien zu werden. Die Franzosen betrachteten Italien wie eine ihrer Provinzen. „Der Vorschlag erschreckte mich, schreibt T., ich sah darin eine Falle, um von mir zu erfahren, wo sich die Meisterwerke Italiens befänden. Ich vermied es zu antworten, und sprach über Homer und immer wieder von Homer, so daß Pascal schließlich glauben mußte, daß ich nichts anderes kenne, dann brachte ich die Rede auf einen gewissen da Lucca, den ich sehr lobte und so ließ man mich endlich in Ruhe".

Im Frühling 1799 verließ T. Neapel in Gesellschaft der beiden Brüder Hackert und ging zunächst nach Kassel. Ein Versuch, in Hamburg eine Zeichnenschule zu gründen, hatte keinen Erfolg. Endlich im Jahre 1808 bot ihm der kunstsinnige Herzog Peter von Oldenburg eine sichere Existenz in Eutin an und hier konnte der alternde aber schaffenskräftige Künstler in aller Ruhe und Muße ausführen, was seiner Seele vorschwebte. Es entstand eine Reihe von reizenden Aquarellgemälden idyllischen Inhalts, wie sie schon die Seele des Jünglings erfüllt hatten. Von seinen Zeitgenossen wurden sie mit Begeisterung aufgenommen, wie denn überhaupt die damalige weicher gestimmte Zeit den Tischbein'schen Schöpfungen weit mehr als die Nachwelt entgegenkam. Man nannte den Meister den „Dichter mit der Palette" und die Rührseligkeit der romantischen Zeit äußerte sich in übertriebener Begeisterung vor seinen Werken. Selbst Männer wie Goethe und Wieland blieben darin nicht zurück. Der erstere begleitete die Idyllenbilder mit Versen, die den Genius des großen Dichters nicht immer auf seiner Höhe zeigen. Eines der Bildchen besingt er mit den Worten:

Glücklicher Künstler! in himmlischer Luft
Bewegen sich die schönen Leiber,
Versteht er sich doch auf Rosenduft
Und appetitliche Leiber.

Im J. 1829 starb der Künstler in Eutin, 78 Jahre alt. Der kunstsinnige Fürst, welcher ihn dahin berufen, hatte den Lebensabend des greisen Malers zu einem glücklichen und sorgenfreien gestaltet. Die Thätigkeit Tischbein's war eine ganz außerordentliche und ist nur zu erklären durch die geradezu wunderbare Schnelligkeit, mit der er arbeitete. Die gewaltige Bewegung auf dem Gebiete der bildenden Kunst im ersten Decennium dieses Jahrhunderts, welche mit dem Eklekticismus und mit dem akademischen Formelkram brach, hat er zum großen Theil anbahnen helfen. Er wies in seiner Lehrthätigkeit wieder energisch auf das Studium der Natur und der alten Meister hin und seine vielseitige Bildung arbeitete der neuen Schule wirksam vor, welche in Carstens, Overbeck und Cornelius ihre ausgezeichnetsten Vertreter fand.

T. hinterließ fünf Töchter und einen Sohn, doch keines der Kinder wurde Nachfolger in des Vaters Laufbahn.

Johann Friedrich August T., geboren 1750, † in Heidelberg 1812, war ein Sohn von Joh. Valentin T., welcher 1767 als Hofmaler in Hildburghausen starb. Als Maler gehört er der französischen Schule an, der er sein reizvolles Colorit und die Grazie in der Auffassung seiner Figuren ver-

dankt. Er war ein liebenswürdiger Mensch und am glücklichsten im ruhigen Kreise der Familie. Frühzeitig nach Kassel geschickt um von seinem Onkel Joh. Heinrich d. Aelteren unterrichtet zu werden, wurde Friedrich einer seiner besten Schüler. Er gewann die Gunst des Fürsten von Waldeck, der ihm die Mittel gewährte in Paris die Ateliers der Künstler zu besuchen, mit deren Werken ihn sein Onkel bereits bekannt gemacht hatte. Van Loo und Boucher, der anmuthige Greuze und die berühmte Bildnißmalerin Frau Vigée-Lebrun, wurden seine Vorbilder. Von dem ernsten und herben Wesen des großen David, in dessen Atelier T. längere Zeit studirte, finden sich keine Anklänge in seinen Bildern. Der gefeierte französische Meister bestand vor allem auf strenger Zeichnung und Studium der Anatomie, die, wie der geistreiche Künstler behauptete, sehr schwer zu erlernen, aber noch schwerer zu vergessen sei. Heiterkeit und liebliches Wesen sind die charakteristischen Eigenschaften von Tischbein's Gemälden. Viele derselben sind vortrefflich in Kupfer gestochen und bewahren in dieser Wiedergabe auch ohne den Zauber der Farbe ihren ganzen Reiz.

Im J. 1785 ging T. nach Neapel, wo ihn die königliche Familie durch zahlreiche Porträtaufträge beschäftigte. Nach langem Aufenthalt in der Fremde in sein Vaterland zurückgekehrt, ernannte ihn der Fürst von Waldeck zum Hofmaler und Rath. Kriegerische Ereignisse hielten diesen Fürsten lange Zeit von seiner Heimath fern und das mochte wol den Künstler veranlassen, zu seiner Familie nach Holland zu gehen, wo er in die Kunstgenossenschaft Pictura im Haag aufgenommen wurde. Nach einigen Jahren kam er nach Deutschland zurück und wurde vom Herzog von Anhalt-Dessau bis zum Jahre 1800 beschäftigt, als ihn der Kurfürst von Sachsen, Friedrich August III., von dem Napoleon später sagte, „das ist der ehrlichste Mann, der jemals ein Königsscepter gehalten“, zum Professor und Director der Kunstschule in Leipzig ernannte. Aus dem Jahre 1800 entstammt auch das Bildniß des Dichters Wieland, der 1813 in Weimar starb.

Aus meinem Leben, von Joh. G. Wilhelm Tischbein. Braunschweig 1861. — Aus Tischbein's Leben und Briefwechsel, von Friedr. von Alten. Leipzig 1872. — Les Tischbein par Michel. Lyon 1880. — J. G. Tischbein, fürstlicher Rath und Hofmaler als Mensch und Künstler, von J. F. Engelschall. Nürnberg 1797. Louis Katzenstein.

Tischendorf: Lobegott Friedrich Constantin T., geboren am 18. Januar 1815 zu Lengenfeld im sächsischen Voigtlande, † am 7. December 1874 zu Leipzig. Der Sohn eines Arztes, erhielt T. seine erste Schulung in Lengenfeld. Nach seiner Confirmation im J. 1829 bezog er das Gymnasium in Plauen; hier blieb er stets Primus; er hielt sich den meisten seiner Mitschüler gegenüber reservirt. Auf der Schule zeigte er in den classischen Studien den größten Fleiß und drang auf die Notwendigkeit dieser Studien bei seiner Abiturientenrede, doch hatte er zu gleicher Zeit Zeichen nicht geringer dichterischer Begabung an den Tag gelegt; nach einem Bändchen Gedichte, das er im J. 1838 veröffentlicht hat und einem Büchlein „Der junge Mystiker oder die drei letzten Festzeiten aus seinem Leben“, vom J. 1839 beschränkte er seine Muse größtentheils auf die Feier der Familienfeste. Er errang zu Michaeli im Jahre 1836 einen Preis für eine lateinische Arbeit über die Lehre des Paulus von der genugthuenden Kraft des Todes Christi, im J. 1838 zu Ostern, gegen sieben Mitbewerber, einen für eine Arbeit über „Christum das Lebensbrod“. Eine Zeit lang als Lehrer bei seinem zukünftigen Schwiegervater in der Nähe von Leipzig thätig, hat er im J. 1839 die Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testamentes angefangen. Seine Habilitation fand im folgenden

Jahre statt und seine Licentiatenschrift erschien als Vorwort zu dem griechischen Neuen Testament, das die Jahreszahl 1841 trug.

Am 30. October 1840 reiste er nach Paris ab und brachte über vier Jahre in Paris, England, Italien und dem Osten zu, Handschriften verschiedener Art, hauptsächlich aber des Neuen Testaments vergleichend, abschreibend, und wo das möglich war, anschaffend, um auf jede Weise den Gelehrten des Westens mit Urkundenmaterial zu dienen. Im J. 1849 besuchte er wieder Paris, London und Oxford. Das Jahr 1853 sah ihn noch einmal auf dem Sinai. Im J. 1854 arbeitete er in Wolfenbüttel und Hamburg, im J. 1855 in London, Oxford und Cambridge, im J. 1856 in München, St. Gallen und Zürich. Anfang 1859 reiste er zum dritten Male nach dem Sinai und blieb bis zum Herbst im Osten. Nach dieser Zeit besuchte er gelegentlich Rußland, England und Italien. So weit mit wenigen Worten seine Reisen, die in einem Maaße, das heute kaum mehr möglich sein würde, vielfach das Gepräge litterarischer Entdeckungsreisen trugen. Wenden wir uns zu seinen Schriften.

Eine Anmerkung Lachmann's in einem Artikel in den „Theologischen Studien und Kritiken" scheint das Ziel gesteckt zu haben für Tischendorf's erste große Veröffentlichung, den Codex Ephraemi, eine Palimpsesthandschrift auf der Pariser Bibliothek, enthaltend Bruchstücke aus der Bibel; der N. T. Theil erschien im J. 1843, der A. T. im J. 1845. Der andere, von Lachmann erwähnte Pariser Codex, der Claromontanus, wurde von T. sofort bearbeitet, doch hat er erst im J. 1852 einen Verleger dafür gefunden. Das Jahr 1846 brachte die „Monumenta sacra inedita", aus neun alten Handschriften, und den „Codex Friderico-Augustanus" oder 43 Blätter der jetzt als der Codex Siniaticus bekannten Handschrift. Verweilen wir einen Augenblick dabei. Diese 43 Blätter fand T. im Sinaikloster in einem Abfallkorb und erhielt sie als Geschenk von den Mönchen. Ein weiteres Stück wollten sie ihm nicht geben, doch hat er ein Blatt daraus abgeschrieben. Bei der Herausgabe des nach dem sächsischen König genannten Codex sagte er nur, daß diese Blätter stets in Aegypten oder in der Nähe von Aegypten sich befunden zu haben schienen, und es ist zu bemerken, daß diese Angabe nicht, wie ihm bisweilen vorgeworfen worden ist, unwahr gewesen ist. Die Reise vom J. 1853 galt der Erwerbung der übrigen Blätter, aber er fand keine Spur davon. Auch im J. 1859 war er im Begriffe das Kloster enttäuscht zu verlassen, und die Kameele waren schon bestellt, als er unerwartet den Schatz vor sich sah, vermehrt durch das vollständige Neue Testament sowie den bis dahin fehlenden griechischen Barnabas und einen Theil des Hermas. Es wird nunmehr im Orient und im Occident immer wieder mit allen möglichen Variationen behauptet, T. habe diese Handschrift sofort in die Tasche gesteckt und also aus dem Kloster unvermerkt getragen, und daß die Mönche sie umsonst reclamirt haben. Dem gegenüber genügt es zu sagen, daß T. den Codex überhaupt nicht aus dem Kloster getragen hat. Nachdem er wieder in Kairo war, hat der Klostervorsteher durch einen Kameelreiter den Codex nach Kairo bringen lassen. Dort hat T. je einige Blätter auf einmal mit zwei deutschen Gehülfen abgeschrieben, und bei ihrer Wiedergabe weitere erhalten. Erst mehr als sieben Monate später übergaben ihm die versammelten Mönche in Kairo die Handschrift zur Veröffentlichung und zur Weitergabe an den russischen Kaiser. Die Handschrift wurde erst aus dem auswärtigen Amt auf die kaiserliche Bibliothek getragen, als im J. 1869 die russische Regierung die Quittungen für das übliche orientalische „Gegengeschenk" in den Händen hatte. (Genaueres findet man in Tischendorf's N. T. Gr. edit. VIII. crit. mai. vol. 3, p. 345—354.) Die Ausgabe des „Codex Sinaiticus" ist vom J. 1862 in vier Folianten. Das Neue Testament erschien einzeln im J. 1863.

Um zu den Schriften zurückzukehren: T. veröffentlichte im J. 1847 den „Codex Palatinus" der lateinischen Evangelien, im J. 1850 den „Codex Amiatinus" desselben Textes, im J. 1852 den Gr.-Lat. „Codex Claromontanus" (s. o.) der Paulinischen Briefe, und im J. 1855 einen Band „Anecdota sacra" sowie in den Jahren 1855—1870 sieben Bände einer neuen Sammlung von den „Monumenta sacra". — Im J. 1851 sah seine von der Haager Gesellschaft gekrönte Preisschrift über die apokryphischen Evangelien das Licht, und seine Ausgabe der apokryphischen Apostelacten, denen im J. 1853 die apokryphischen Evangelien, im J. 1866 die apokryphischen Apokalypsen folgten. — Seine Ausgabe des Hermas erschien im J. 1856, und des Clemens Romanus im Jahre 1873. — Ohne einiger Einzelpredigten zu gedenken, erwähnen wir noch eine Abhandlung über den Uebergang der Israeliten durchs Rote Meer vom J. 1847, eine über Pilati Urtheil „circa Christum", vom J. 1855, zwei Reisebücher vom J. 1846 (in 2 Bänden) und vom J. 1862, ein Bändchen „Philonea inedita", und ein populäres Büchlein „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?" das im J. 1865 erschien und in Tausenden von Exemplaren Deutsch, Französisch, Englisch, Schwedisch, Dänisch, Holländisch, Italienisch, Russisch und Türkisch verbreitet wurde. — Die acht Ausgaben seines griechischen Neuen Testaments sind auf folgende Weise zu zählen: I. Leipzig 1841; II. III. eine protestantische und eine katholische Ausgabe, beide in Paris, 1842; IV. Leipzig 1849; V. Leipzig (Tauchnitz) 1850, 1862 u. s. w. bis heute; VI. Leipzig (Mendelssohn: Triglotte und Academica) 1854, 1855 u. s. w. bis heute; VII. Leipzig „maior et minor"; VIII. Leipzig 1869—1894 „maior et minor". Von diesen sind nur IV, VII und VIII noch besonders zu beachten, indem V und VI sich heute nach VIII richten. Der Text von VIII ist unzweifelhaft der beste, den T. herausgegeben hat; er hat den Codex Sinaiticus keineswegs darin so sclavisch benutzt wie gelegentlich behauptet wird.

Die akademische Thätigkeit hat er nie gepflegt. Er war fünf Jahre ordentlicher Professor, ehe er ein vierstündiges Colleg angekündigt hat; ein anderes vierstündiges hat er im 12., ein anderes im 14. Ordinariatsjahr angekündigt. Die angekündigten Collegien wurden aber häufig, wegen der Fülle anderer Arbeit, nicht gehalten.

Von dem unberechtigten Vorwurf unredlicher Erwerbung von Handschriften ausgehend, haben einige dem Todten ein feines Ehrgefühl absprechen wollen. Der Verfasser dieser Biographie hat zwar T. nie gesehen, hat aber bei Freund und Feind fleißig nachgeforscht und Tischendorf's Privatbriefe ohne Beschränkung untersucht. Ueberall trat ihm ein vollkommener Ehrenmann entgegen.

Seine ihm häufig übelgenommene Vorliebe für Auszeichnungen scheint doch wenigstens nur harmloser Natur gewesen zu sein. Wenige Gelehrte haben früh und spät so angestrengt gearbeitet wie er; Ehrgeiz der so wirkt, ist dankenswerth.

Caspar René Gregory.

Tischler: Anton T., Kupferstecher, wurde im J. 1721 zu Wien geboren und war Schüler des Kupferstechers Joseph Camerata in Dresden. Später ging er zu seiner weiteren Ausbildung nach Berlin und Paris, um dann in Dresden namentlich für das Galeriewerk des Grafen Brühl thätig zu sein. Während der letzten Zeit seines Lebens hielt sich T. wieder zu Wien auf, wo er um das Jahr 1780 starb. T. hat namentlich nach Th. Wouvermann gestochen und sich in diesen Blättern an die Manier J. Ph. le Bas' angeschlossen. Im übrigen erkennen wir aus einem Stiche nach P. Lion's Portrait Kaiser Joseph II., bei dem sich T. einer durchlaufenden Schraffirlinie bediente, daß er sich auch die

Stechweise der von C. Mellan beeinflußten Venetianer A. Faldoni, G. Cattini und H. M. Pitteri angeeignet hatte.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexicon XVIII, 525 bis 526. München 1848. — Die historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877. Wien 1877, S. 92. — Wurzbach, XLV, 179—180. H. A. Lier.

Tischler: Otto T. wurde am 24. Juli 1843 in Breslau als der Sohn eines Bauinspectors geboren, kam aber schon als sechsjähriger Knabe infolge der Versetzung seines Vaters nach Königsberg i. Pr. Dort besuchte er, nachdem er vorher den Unterricht eines Hauslehrers genossen hatte, von Ostern 1852 bis Michaelis 1859 das Friedrichscollegium und legte auf demselben besonders für Mathematik glückliche Begabung und lebhaftes Interesse an den Tag. Mit der Differenzial- und Integralrechnung machte er sich schon als Primaner durch Selbststudium vertraut. Von Michaelis 1859 bis Ostern 1863 studirte er dann auf der Königsberger Albertina unter Richelot und Neumann Mathematik und Naturwissenschaften, worauf er noch ein Jahr, bis Ostern 1864, in Heidelberg zubrachte. Die philosophische Doctorwürde erwarb er erst später in Leipzig. Während seines Militärjahres machte er den Feldzug von 1866 mit, ohne jedoch Gelegenheit zu finden, seinen Muth auf dem Schlachtfelde zu bewähren. Anders war es im französischen Kriege von 1870/71, an dem er als Reserveofficier des 43. Regiments theilnahm und aus dem er unversehrt und mit dem eisernen Kreuze geschmückt heimkehrte. Sein Bruder Fritz, Observator an der Sternwarte zu Königsberg und trotz seiner Jugend bereits als Mathematiker rühmlich bekannt, war infolge der Verwundung, die er am 14. August 1870 bei Courcelles erlitten, am 30. September gestorben.

Nach dem Friedensschlusse wählte T. Königsberg zu seinem ständigen Wohnsitze. Günstige äußere Verhältnisse ermöglichten es ihm, auf eine dienstliche Stellung, zu der er überdies keine Neigung verspürte, verzichten zu können. So hat er denn auch niemals eine Staatsprüfung abgelegt. Seine Zeit füllten anfangs geologische, meteorologische und botanische Studien; bald aber nahmen ihn fast ausschließlich archäologisch-prähistorische Forschungen in Anspruch, insbesondere seitdem er in der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, der er seit 1865 als Mitglied, seit 1869 als Bibliothekar angehörte, im J. 1874 die Verwaltung der archäologischen Sammlung übernahm. Seine wissenschaftliche Thätigkeit gewann damit eine neue Richtung und einen überaus kräftigen Antrieb. Die Art und die Erfolge seines Wirkens für eine Wissenschaft, die in dem Reigen ihrer Schwestern als eine der jüngsten dasteht, wird gekennzeichnet durch die Aeußerungen, die ein zuverlässiger Gewährsmann, Professor Dr. F. Lindemann, kurz nach Tischler's Tode gemacht hat. „Auf dem Gebiete der Prähistorie und Archäologie“, so heißt es in seiner Gedächtnißrede, „hat T. seine Thätigkeit als Dilettant begonnen — als Gelehrter von anerkanntem Ruf hat er sie beschlossen . . . Zahlreiche Publicationen geben von diesem stetigen Vorwärtsstreben und erfolgreichen Arbeiten beredtes Zeugniß. Ueber den Werth seiner Untersuchungen sowohl für die Erforschung unserer Provinz (d. i. Ostpreußen), als für die Archäologie im allgemeinen, herrscht nur eine Stimme: sein Name war hochgeschätzt in den Kreisen der europäischen Gelehrtenwelt . . . Seit 1874 sind von ihm zahlreiche Ausgrabungen vorgenommen; zu immer größerer Vollkommenheit haben sich dabei die ihm eigenthümlichen Methoden zur Hebung und Conservierung der aus der Erde zurückgewonnenen Urnen, Waffen und Geräthe aus grauer Vorzeit herangebildet. Sowohl die Genauigkeit seiner geometrischen Aufnahmen beim Ausgraben von Gräberfeldern, als die sorgsame Zuverlässigkeit seiner Methoden zur Hebung der

Fundstücke verdienen Bewunderung, nicht minder die Sorgfalt in der Bearbeitung und Beschreibung derselben, sowie die vorsichtige Zurückhaltung bei Aufstellung von Hypothesen. Die strenge Schulung der exacten Wissenschaft, wie er sie in seinen Studienjahren kennen gelernt hatte, befähigte ihn zu hervorragenden und originellen Leistungen, befähigte ihn, in der wissenschaftlichen Methodik durch Anwendung inductiver Betrachtungsweise reformirend auf prähistorischem Gebiete zu wirken. Charakteristisch für ihn ist die Art der Darstellung. Vom Speciellen, vom Provinciellen ausgehend, sucht und findet er überall Gelegenheit zu weit umfassender Umschau. Seine Vertrautheit mit den Museen der verschiedensten Länder, deren Schätze er auf regelmäßig wiederholten Reisen musterte und durch sorgfältige Notizen sich dienstbar machte, seine ungewöhnliche Bekanntschaft mit den Formen und der Technik der prähistorischen Gewerbe, ließen ihn durch vergleichende Betrachtung zu Resultaten kommen, deren Bedeutung über unsere Provinz weit hinausgeht . . . Nicht als dem ersten, aber zusammen mit anderen gelang es ihm, die Arbeitsweise mit den rohen Werkzeugen der Steinzeit uns wieder verständlich zu machen: das Durchbohren der Beile und Hammer, das Abspalten der Pfeilspitzen aus Feuerstein, das Durchsägen einer Rennthierstange, die Herstellung der Ornamente auf den Thongefäßen der Hügelgräber. Insbesondere aber stellte er fest, daß es möglich sei, Bronze mit Bronze zu bearbeiten, die für nordische Funde so wichtigen Verzierungen der Bronzegefäße auch mit Bronzepunzen herzustellen . . . Nicht unerwähnt dürfen ferner Tischler's Verdienste um die Klarlegung der prähistorischen Chronologie bleiben; er hatte einen scharfen Blick für die kennzeichnenden Formen der verschiedenen Perioden; er wies immer wieder darauf hin, was und wie man beobachten solle, um die Zeitstellung der Funde zu bestimmen . . . . Den nächsten Anhalt bieten nächst den Münzfunden die Formen der Gewandnadeln (Fibeln); in der That ist Tischler's Name durch seine Untersuchungen über die Geschichte der Gewandnadeln, ‚jenes vorgeschichtlichen Schmuckgerätes, an dem sich die künstlerische Laune im Laufe von zwei Jahrtausenden in überschwänglicher Fülle kundgethan', vielleicht am meisten bekannt geworden . . . Für die sorgfältige Aufstellung der verschiedenen Funde in möglichster Anlehnung an die chronologische und locale Bedeutung in unserem Provincialmuseum, für die völlig uneigennützige Art und Weise, wie er seine ganze Zeit und reiche Begabung dem Museum opferte, ist ihm unsere (d. i. die Physikalisch-ökonomische) Gesellschaft zu unauslöschlichem Danke verpflichtet."

Die von T. veröffentlichten Abhandlungen und Vorträge sind größtentheils in den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. P. enthalten. Ein genaues Verzeichniß derselben findet sich als Anhang zu Lindemann's Gedächtnißrede. Die bereis andeutungsweise erwähnte Abhandlung „über die Formen der Gewandnadeln (Fibeln) nach ihrer historischen Bedeutung" wurde 1881 in Bd. IV, Heft 1 und 2 der Zeitschrift für Anthropologie und Urgeschichte Baiern's zum Abdruck gebracht. Außerdem verdienen noch folgende beiden Aufsätze besondere Hervorhebung: „Eine Emailscheibe von Oberhof (bei Memel) und kurzer Abriß der Geschichte des Emails"; „Ueber die Aggry-Perlen und über die Herstellung farbiger Gläser im Altertum." Beide erschienen 1887 im 27. Bande der Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft. Die Bedeutung der Forschungen, die diesen Arbeiten zu Grunde liegen, charakterisirt Professor Gustav Hirschfeld in folgender Weise: „Geradezu bahnbrechend ist T. für einen anderen überaus häufigen und wichtigen Fundgegenstand geworden, für Glas, zumal für Glasperlen; man kann sagen, daß er dieses schwierigen Objectes zuerst Herr geworden ist durch eine ebenso einfache wie scharfsinnige Beobachtungsweise, die seine naturwissenschaftlichen Erfahrungen ihm nahe

legten; durch mikroskopische Untersuchung bei verschiedenartigem Lichte gelang es ihm mit Sicherheit, antike und nicht antike Fabrikate zu unterscheiden, und unter den antiken wiederum diejenigen einzelner Völker und Zeiten. Hier hat sein Vorgehen wahrhaft Epoche gemacht; auf diesem weiten Gebiete stand er ganz einzig da, und es giebt niemanden, der die von ihm geplante Gesammtgeschichte der Glasperlen zu schreiben vermöchte, eine Geschichte, welche, ähnlich wie die der Fibula, für sichere Bestimmungen von durchschlagender Bedeutung geworden wäre."

Neben seinen mühevollen archäologischen Untersuchungen fand T. noch Zeit zu eingehenden botanischen Studien, und die Pflege seines Gartens in Königsberg lag ihm bis wenige Stunden vor seinem Tode dringend am Herzen. In der „Gartenflora, Zeitschrift für Garten- und Blumenkunde", sind verschiedene botanische Beiträge von ihm zum Abdruck gebracht.

Mit seiner tiefen Gelehrsamkeit und dem regen, scharfen Forschersinne verband T. Lauterkeit des Charakters und schlichte persönliche Bescheidenheit. Einen eigenen Familienstand hat er nicht begründet; aber groß war die Liebe und Anhänglichkeit, die ihm von zahlreichen Angehörigen und Freunden entgegengebracht wurde. Auch in weiteren Kreisen hat es ihm an Anerkennung nicht gefehlt. Im J. 1890 verlieh ihm der König aus Anlaß der Säcularfeier der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft den Rothen Adlerorden. Auf den wissenschaftlichen Versammlungen, denen er oft und gern beiwohnte, erfreute er sich eines hohen Ansehens. Schon lange hatte er sich darauf gefreut, im Sommer 1891 den bedeutendsten Anthropologen Deutschlands, die nur seinetwegen und um seiner Sammlungen willen ihre Zusammenkunft nach Königsberg verlegt hatten, die Schätze seines Museums zeigen und erklären zu können; er wurde aber vorher von schwerer Krankheit befallen, und am 18. Juni 1891 machte ein Herzschlag seinem arbeitsreichen Leben ein Ende. Seine sterblichen Ueberreste haben auf dem Gute Losgehnen bei Bartenstein in dem Erbbegräbnisse seiner Familie ihre letzte Ruhestätte gefunden.

Vgl. F. Lindemann, Gedächtnißrede. Abgedr. in den Schriften der Phys.-ökon. Gesellschaft XXXII, 1891, Abh. S. 1—14. Mit Bild. Auch als Sonderschrift erschienen. — Ed. Krause, Dr. O. Tischler †. Ein Blatt der Erinnerung. Ausland, 1891, Nr. 31, S. 601—607. Mit Bild. — Nachruf des Vorstandes der Phys.-ökon. Ges. in der Königsberger Hartungschen Zeitung. — G. Hirschfeld, Erinnerung an O. Tischler. Königsb. Allgem. Zeitung, 1891, Nr. 295. — Ranke und Hirschfeld, Correspondenzblatt der Deutschen Gesellsch. f. Anthropol., 1891, Nr. 8, S. 57—60. — Mittheilungen der anthropol. Gesellsch. in Wien, XXXI, 1891, S. [59]. — Schriften der Phys.-ökon. Ges., Sitzungsberichte XXXII, 38—40, 65—66; XXXIII S. [26 ff.]. In dem letztgenannten Berichte gibt Professor Dr. Jentsch auf S. [29] auch Auskunft über die Fortsetzung von T.'s Arbeiten und die Verwendung seines wissenschaftlichen Nachlasses. F. Koldewey.

Titelius: Johannes T. aus Joachimsthal, Dramatiker des 16. Jahrhunderts. Als Cantor zu Colberg veröffentlichte er 1592 eine Uebertragung von Buchanan's viel bewunderter alttestamentlicher Tragödie in euripideischem Stile: „Jephtes sive Votum. Ein newe Tragoedia, von dem Gelübde Jephtae des neunden Richters in Israel ... Gedruckt zu Alten Stettin, durch Joachim Rheten. Anno Christi MDXCII". 1½ + 8 Bogen 8⁰. Der Verdeutscher, der sich in der vom 29. Mai 1592 datirten Widmung an den Colberger Rath einen jungen Gesellen nennt, kann sich hinsichtlich der Gewandtheit des Ausdruckes mit seinen Vorgängern Bitner und Steier (s. d.) recht wohl messen und übertrifft auch den zwölf Jahre später auftretenden Jephtaübersetzer Nicephorus

(s. d.). Vor allem aber zeigt er das lebhafte Streben, in Paul Rebhun's Weise neben dem vulgare genus iambicum, den achtsilbigen Reimpaaren, in einigen Scenen fünf- und sechsfüßige Jamben und Trochäen, die letzteren immer katalektisch, zu verwenden und so die Eintönigkeit des Rhythmus zu unterbrechen. Freilich klingen die Trochäen oft noch etwas ungeschickt; z. B. „Ach wie ist mir noch das hertz so schwer" oder „O du einigr, höchster, warer Herr vnd Gott." Das metrische Schema ist jeder Scene vorangedruckt. In den Chorliedern stellt T. zwei oder drei Versarten (außer den erwähnten auch zwei- und dreifüßige Jamben und dreifüßige katalektische Trochäen) zu vier- und sechszeiligen Strophen zusammen, bisweilen mit überschlagenden Reimen. Unter den mutae personae erwähnt er auch „zwene Moriones, so den irrenden Personen einhelffen".

J. Bolte.

Titelmans: Franz T., katholischer Theologe, geboren um 1498 zu Hasselt im Fürstbisthum Lüttich, † zu Anticoli im Kirchenstaat am 12. Sept. 1537. Ein adeliger Herr ließ den talentvollen, aber armen jungen Mann in Löwen studiren. Um 1521 trat er in den Franciscanerorden und wurde dann Professor der Philosophie und der heiligen Schrift in Löwen. Aus ascetischem Eifer entschloß er sich, in den 1528 gegründeten strengeren Zweig des Ordens, den Kapuzinerorden, überzutreten, und reiste 1535 über Paris nach Rom, wo er seinen Plan ausführte. Als Kapuziner wirkte er kurze Zeit zu Mailand als Lehrer, dann als Krankenpfleger im Hospital der Unheilbaren zu Rom. Er starb auf einer Reise, die er als Vicar der Römischen Ordensprovinz machte. Während seiner Löwener Lehrthätigkeit veröffentlichte er zu Antwerpen einige philosophische Schriften: „De consideratione dialectica", 1534; „Compendium naturalis philosophiae", 1535, und mehrere exegetische Werke: eine „Elucidatio" zu den paulinischen und den kanonischen Briefen, 1528, und zu den Psalmen, 1531; „Collationes V supra epistolam ad Romanos", 1529; „Epistola apologetica pro opere Collationum ad Desiderium Erasmum", 1530 (Erasmus spricht einigemale von T. ziemlich despectirlich); „Libri II de authoritate libri Apocalypsis", 1530; ferner: „Tractatus de expositione mysteriorum missae", 1528; „De S. Trinitate" (über das damals gebräuchliche Officium des Dreifaltigkeitsfestes). Nach dem Abgange Titelmans' von Löwen, theilweise erst nach seinem Tode, sind noch einige exegetische Werke von ihm gedruckt: ein Commentar zu dem Prediger, 1536; „Elucidationes" zum Johannes-Evangelium, 1543; zum Matthäus, 1545; zum Buche Job und zum Hohen Liede, beide 1547. Die Elucidationes (und einige andere Werke) sind im 16. Jahrhundert wiederholt nachgedruckt worden; einige derselben werden von R. Simon anerkennend beurtheilt. Er bemerkt, der Paraphrase zu den Evangelien seien Noten, der zu den Psalmen ein Commentar und kritische Noten beigefügt, die freilich nur mäßige hebräische Kenntnisse verriethen.

Paquot, Mémoires II, 508 (die Artikel in den älteren biographischen Werken sind werthlos). — R. Simon, Hist. crit. du V. T. p. 422; Hist. crit. des commentateurs p. 563.

Reusch.

Titius: Christoph T. (Tietze), Dichter geistlicher Lieder, wurde am 10. Januar 1641 in dem Dorfe Wilkau bei Namslau in der Provinz Schlesien als der Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Er besuchte zuerst die Stadtschule zu Bernstadt, seit 1654 das Magdalenengymnasium in Breslau, seit 1660 das Egidiengymnasium in Nürnberg und bezog 1662 die Universität Altdorf, um Theologie zu studiren. Er beendete seine Studien in Jena, wurde im August 1666 Pfarrer zu Laubenzeddel in Franken, kam von hier aus 1671 auf die Pfarrei Hansenfeld im Nürnberger Gebiet und 1685 als Diakonus in

das Nürnbergische Städtchen Hersbruck. Hier rückte er im Juni 1701 zum Archidiakonus und schon im November desselben Jahres zum Oberpfarrer auf, starb aber bereits am 7. September 1703. — Seine, während der Studienzeit gedichteten Lieder, 14 an der Zahl, ließ er schon 1664 unter dem Titel: „Sündenschmertzen, Trost im Hertzen, Todten-Kertzen, erwecket, entdecket, angestecket &c." in Nürnberg erscheinen; eine dritte Auflage (1701) ist bis auf 54 Lieder vermehrt worden. Mehrere derselben finden wir in fast allen Gesangbüchern der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts; das bekannteste „Sollt' es gleich bisweilen scheinen" ist sogar ins Schwedische und Malabarische übersetzt worden.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs. 3. Aufl. III, 523.

Franz Brümmer.

Titius: Gerhard T., lutherischer Theologe, † 1681. Unter den Schülern und Gesinnungsgenossen von Georg Calixt in Helmstedt hat sich T. einen gewissen Namen erworben. Er war am 17. December 1620 zu Quedlinburg geboren, studirte zu Jena, Helmstedt und Leipzig, und wurde zu Helmstedt Professor der hebräischen Sprache, darauf Doctor und 1650 Professor der Theologie daselbst. Als solcher starb er am 7. Juni 1681. Im synkretistischen Streite stand T. als Kämpfer natürlich auf der Helmstedtischen Seite. Als Schriftsteller hat er großen Fleiß bekundet, wie seine zahlreichen Schriften bezeugen. Wir nennen: „Oratio de gravissimis corruptelis, quibus in occidente ecclesia Christi ultimis saeculis est oppressa" (Helmstedt 1650 4°); „Declaratio locorum quorundam epitomes Georgii Calixti" (Braunschweig 1653); „Laudatio funebris in obitum Georgii Calixti" (Helmstedt 1656); „Ostensio summaria, quod Pontificii dogmata sua sibi peculiaria non possint unanimi scriptorum ecclesiasticorum e quinque prioribus post natum servatorem seculis superstitum consensu probare" (Ebendas. 1658); „Vindicatio Augustanae Confessionis ab impactis ipsi a Rob. Bellarmino per summam iniuriam libello, cui iudicii de formula concordiae titulum fecit, XXII mendaciis" (Ebendas. 1658); „Exercitationes Academiae, quibus pleraque inter Pontificios et Protestantes controversa dogmata excutiuntur et Erardus Truchses de Wetzhausen a puriore ecclesia devius ostenditur" (Ebendas. 1652); „Animadversiones theologicae in primum et secundum motiva [sic] Ernesti Hassiae Landgravii nomine ab Adriano et Petro de Waldenburg consignata" (Ebendas. 1653); „Responsio ad XII postulata Joh. Keddii etc." (Ebendas.); „Theses theologicae orthodoxam christianae fidei doctrinam complexae et XII disputationibus publicis propositae" (Ebendas. 1658—1660); „Castigatio animadversionis Titi Ebermanni in ostensionem summariam" (Ebendas. 1660); „Repetitio doctrinae Protestantium etc." (Ebendas. 1662); (im Zusammenhang mit dieser Schrift steht sein) „Responsum Joh. Vorstii etc." (Ebendas. 1664); „De morte et christiana praeparatione ad eam commentatiuncula" (Ebend.); „Tractatus de phrasibus s. collationibus veterum ecclesiae doctorum, quibus pro fucandis novitatibus suis romano-pontificiae ecclesiae doctores hodie abutuntur" (Ebendas. 1676). — Außerdem in deutscher Sprache: „Abfertigung einer papistischen verläumderischen Schrift, so intituliret: Gewisse Relation, welcher Gestalt Georgius Calixtus im Todtbett sich verhalten, und in welcher Confession er verschieden sei" (Ebendas. 1657); „Prüfung des Hildesheimischen Papistischen Probirsteins der wahren und falschen Kirchen, unter dem Namen Conrad Hennies herausgegeben" (Ebendas. 1653); „Kurze Heimsendung M. O. Sonnemann's Entdeckung etlicher fälschlich angegebener großer Fehler, so in der neulichen Prüfung des Hildesheimischen Papistischen Probirsteins D. Gerhard Titius soll begangen haben" (Ebendas. 1654). — Dazu kommen circa ein halbes Hundert lateinische

Disputationes über die verschiedensten Gegenstände aus dem gesammten Bereich der Theologie, deren Titel bei Witte und Zedler (siehe unten) stehen.

Vgl. Witte, Memoria theologorum s. v. und (Zedler's) Universallexikon XCIV (1745), 458 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon, 4. Theil s. v. — Tholuck, Das akademische Leben des 17. Jahrh. Abth. II, S. 90.

P. Tschackert.

Titius: Gottlieb Gerhard T., Jurist, ist geboren zu Nordhausen, wo sein Vater Johann gräflich Stolberg'scher Kanzler und Syndikus war, begann seine Studien 1680 in Leipzig, setzte sie während zwei und ein halb Jahren in Rostock fort und kehrte dann nach Leipzig zurück, wo sein weiteres Leben ganz verlaufen ist. Nachdem er 1688 die Doctorwürde erhalten hatte, begann er Vorlesungen an der Universität zu halten, wurde aber trotz des Erfolges derselben und trotz hervorragender litterarischer Leistungen nicht befördert, da er ganz im Geiste eines Pufendorf und eines Thomasius lehrte und schrieb, was damals in Leipzig noch verpönt war. Erst am 25. Februar 1709 wurde er Assessor der Juristenfacultät und erst 1710, durch die Intervention des von Thomasius zu seinen Gunsten angerufenen Ministers Grafen v. Flemming, Professor der Pandekten, dann aber noch in demselben Jahre Professor des Codex und Appellationsrath zu Dresden, 1713 auch Beisitzer des Leipziger Oberhofgerichts. Bereits am 10. April 1714, während er das Rectorat der Hochschule verwaltete, ist er gestorben. — T. ist als ein Lieblingsschüler des Thomasius, als einer der erfolgreichsten Verbreiter seiner Anschauungen zu betrachten, mit dem Hauptverdienst, durch sein geduldiges Ausharren in Leipzig dieselben dort schließlich durchgeführt zu haben. Persönlich zeichnet ihn eine scharf methodologisch-philosophische Begabung und Richtung aus, der gemäß das Geschichtliche bei ihm in den Hintergrund, in den Vordergrund dagegen die Bemühung tritt, den Rechtsstoff naturrechtlich zu bearbeiten und systematisch zusammenfassend zu ordnen. Im Naturrecht selbst hat er an Pufendorf festgehalten, auch als später Thomasius andere Wege ging. Als Vertreter humaner Anschauungen erscheint er besonders da, wo er gegen die, damals noch so üblichen, infamirenden Strafen sich äußert. Er hat eine sehr ausgedehnte und fruchtbare Lehrthätigkeit entwickelt, soll sich aber auch in den ihm seit 1709 zufallenden praktischen Arbeiten zum Staunen seiner Gegner bewährt haben. — Seine Hauptschriften sind: „Specimen juris publici Rom. Germ.“ (Leipzig 1698), mit eigenem System, unter der Auffassung der deutschen Territorien als souveräner Staaten und Deutschlands als eines Staatenbundes. — „Das Deutsche Lehnrecht, durch kurze und deutliche Sätze vorgestellt“ (Leipzig 1699), die erste solche deutsche Darstellung, mit besonderer Benutzung der deutschen Quellen, äußerst erfolgreich, wie die große Reihe der Auflagen bis 1730 beweist. — „Observationes in Pufendorfii libros II de officiis hominis et civis“ (Leipzig 1703). Eine seiner fleißigsten und sorgfältigsten Arbeiten, in welcher er ganz seinen speculativen Neigungen nachzugehen in der Lage ist; eine gewisse Kritik in Einzelheiten ist nicht ausgeschlossen; hauptsächlich aber handelt es sich um Erläuterungen, Ergänzungen, Ausdehnungen. Diese Observationen sind als Noten in die Ausgaben des Pufendorf'schen Werkes selbst übergegangen und gelten seitdem (etwa 1715—1769) als nothwendiger Bestandtheil derselben. — „Eine Probe des deutschen geistlichen Rechts, zum Gebrauch protestantischer Staaten“ (Leipzig 1701, letzte Ausgabe 1741). In diesem Vorläufer der späteren großen Werke von J. H. Böhmer liegt der erste Versuch eines abgesonderten, aus seinen eigenen Quellen hergeleiteten, systematisch abgeschlossenen protestantischen Kirchenrechts vor uns, auf Grund der Ideen des Thomasius. Auch in seinem scharf ausgesprochenen Haß gegen alles weltlich-herrschsüchtige Wesen der Geistlichen

aller Confessionen, und im polemisch-satyrischen Stil zeigt sich hier T. als echter Jünger seines Meisters. — „Juris privati Rom. Germ. ex omnibus suis partibus compositi libri XII“ (Leipzig 1709, 1724); das umfassendste Werk des T., welcher hier Civil-, Staats-, Lehn- und Kirchenrecht in ein gewaltiges, aber wenig gelungenes System zusammenfügt und dabei überall den Grundsätzen des Naturrechts unterordnet. Trotzdem ist ein geringer Gesammtumfang erzielt, wol auf Kosten der Verständlichkeit, die unter starker Knappheit leidet. Deshalb auch hat das Buch mehr Bewunderung als Benutzung gefunden. — Außerdem hat T. zahlreiche Dissertationen geschrieben, welche gesammelt von Hommel zu Leipzig 1729 u. d. Titel, „Disputationes juridicae varii argumenti“, herausgegeben worden sind; die bedeutendsten unter ihnen mögen sein: Nr. 4: „De fictionum Romanarum natura et inconcinnitate“ von 1694; und Nr. 5: „De jure metallorum“ von 1695.

Programma funebre in den Leipziger Acta Eruditorum 1714 S. 391. — Vita von Hommel vor der genannten Ausgabe. — Jugler, Beiträge VI, 105—125. — Moser, Bibl. jur. publ. Germ. II, 483 fg., 491 fg. — Pütter, Lit. d. Deutschen Staatsrechts I, 299 fg. — v. Schulte, Geschichte und Literatur des kan. Rechts S. 80. — Gierke, Althaus S. 285, Note 80.

Ernst Landsberg.

Titius: Johann Daniel T. (auch Tietz), geboren am 2. Januar 1729 zu Konitz in Westpreußen. Er wurde nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters im Hause seines Onkels, des Professors Hanov, in Danzig erzogen. Nach Beendigung des vorbereitenden Unterrichts auf dem Gymnasium zu Danzig, bezog er die Universität Leipzig, wo er 1752 die Magisterwürde erwarb und Privatdocent wurde. Im J. 1756 wurde er als Professor der reinen Mathematik nach Wittenberg berufen; 1762 übernahm er daselbst das Lehramt der Physik. Zuletzt war er Senior der philosophischen Facultät der Universität Wittenberg. Außerdem war er Mitglied der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig, der naturforschenden Freunde zu Berlin und der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Er starb am 16. December 1796 zu Wittenberg.

Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften findet sich am vollständigsten bei Johann Georg Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller (Leipzig, bei Gerhard Fleischer, dem Jüngeren) XIV, 75—81. — Vergl. auch: Literarische Nachrichten von Preußen, herausgegeben von J. F. Goldbeck (Berlin 1781), S. 194 ff. — Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch. R. Knott.

Titius: Kaspar T., lutherischer Theologe, † 1648. Geboren im J. 1570 zu Löbejün bei Halle an der Saale, empfing er seine Vorbildung in Halle und studirte zu Leipzig und Wittenberg. Hier wurde er 1595 Magister, kam sodann 1598 als Diaconus nach Cönnern an der Saale (bei Halle) und wurde 1618 am 25. October Pastor zu Hettstedt. Hier hat er den ganzen dreißigjährigen Krieg mit durchlebt und von allen Nöthen desselben schwer leiden müssen, bis er am 8. Januar 1648 nach einundeinhalbjähriger Krankheit im 78. Jahre seines Lebens und im 50. Jahre seines kirchlichen Amtes starb. Als praktisch-theologischer Schriftsteller verdient er genannt zu werden. Schriften: „Loci theologiae allogorici oder Theologisches Gleichnißkästlein“ (Wittenberg 1663, Leipzig 1685 in 4°); „Loci theologiae historici oder Theologisches Exempelbuch“ (Wittenberg 1633, 1657, 1663 in 4°; vermehrter zu Wittenberg 1669 in 4°; Leipzig und Frankfurt 1684 in 4° durch M. Daniel Schneider); „Leichenpredigten“; „Quinquatrum consulum Hetstadiensium“ (1626); „Feuerspiegel“ (1627).

Vgl. Hoppenrod, Bericht von der Stadt Hetstädt in Schöttgen's

Diplomat. Nachlese der Historia von Obersachsen V. Th., S. 90 ff. — Zedler, Universallexikon Bd. 45 (1745), S. 456 ff. — Jöcher, Gelehrtenlexikon, 4. Th. s. v. P. Tschackert.

Titl: Anton Emil T., Tonkünstler, geboren zu Pernstein in Mähren am 2. October 1809, als Sohn des auf der dortigen gräflich Mittrowsky'schen Residenz angestellten „Burggrafen", † in Wien am 21. Januar 1882. Entsprechend der frühzeitigen Talentäußerung des Knaben für Musik, wurde väterlicherseits auch schon in den ersten Schuljahren der Musikunterricht mit den anderen Lehrgegenständen verbunden. Nach dem bald erfolgten Tode des Vaters vom Burgherrn zwar für das Lehrfach bestimmt und dem namhaften Schulmanne Thym in Frankstadt zur Fortbildung übergeben, bei welchem T. die Zeit vom 14. bis zum 17. Jahre verbrachte, oblag er doch vorwiegend der seiner Neigung meist zusagenden Musik. Hierauf nach Brünn in das Lehrerseminar befohlen, hielt er dennoch fest am eigenen Vorhaben. Anstatt der Präparandencurse besucht er die Musikschule von Gottfried Rieger, um Harmonielehre zu studiren, und überraschte diesen liebgewonnenen Lehrer auch bald mit einer zu „Torquato Tasso" componirten, für Orchester eingerichteten Ouverture; des weiteren mit einer Symphonie. Beide Erstlingswerke gelangten in Brünn und in Wien zu beifälliger, günstige Zukunft verheißender Aufnahme. Der Olmützer Professor Boczek schrieb dann für ihn einen Operntext „Die Burgfrau", und kam auch diese, mit dem Feuereifer eines für die Kunst begeisterten achtzehnjährigen Jünglings componirte Oper in Brünn wie in Olmütz zu ehrenvoller und vielmal wiederholter Aufführung. Noch bedeutenderen Erfolg erzielte er mit einer 1832 zur Inthronisation des Olmützer Fürstbischofs Chotek componirten Festmesse und einem achtstündigen Vocalchor. — Dieser nun schon seinen Namen umgebende Glanz blieb freilich vorerst noch ein bloß äußerlicher. Vom genannten Burgherrn wegen des Abwendens vom Lehrfache ohne fernere Beihilfe, entging dem idealen Streben die sichere materielle Unterlage, und hieß es „zu Brode" arbeiten. Es geschah zunächst durch eine Reihe von — in Prag bei Enders verlegten — Lieder- und mehreren Claviercompositionen: Rondo in G, Polonaise in Es, Capriccio in A. Daran schlossen einige Männerquartette und ein sofort vielgesungenes „Gondellied". — Wohl in Rückwirkung des hierdurch in Prag gewonnenen guten Rufs, erfolgte 1835 seine Anstellung als Capellmeister beim Infanterieregiment Graf Latour. Der Tonmeister Joseph Proksch (s. A. D. B. XXVI, 646) dictirte hierüber unter dem 30. October 1837: „Der Capellmeister Emil T. vom hier stationirten Regiment Latour wirkt gegenwärtig aufsehenerregend. Er spielt mit seiner Capelle allsonntäglich im Saale auf der Färberinsel (Sophieninsel) und führt über Strauß, Labitzky ꝛc. hinaus, noch Beethoven, Mozart und Mendelssohn, anbei auch sich selber in bester Form auf. Alles ist wohleinstudirt und wirksam ausgeführt." — An anderer Stelle erwähnt derselbe eine „mit gutem Geschmack componirte Ouverture mit Zugrundelegung slavischer Volksmelodien". Volksthümlich wurde T. insbesondere durch seine trefflichen Tänze und durch „Die nächtliche Heerschau" nach der Ballade von Zedlitz. — Seiner Laufbahn mit dem lebhaftesten Interesse folgend, notirte Proksch wieder unter dem 5. Januar 1840: „Zu großem Bedauern für sein hiesiges Publicum wie für seine Freunde folgt Capellmeister Emil T. einem Rufe nach Wien als Orchesterdirector am Josephstädter Theater. So empfindlich der Verlust dieses strebsamen und geistreichen Componisten für hier, ist sein neuer Wirkungskreis doch gewiß ein seiner Leistungsfähigkeit entsprechenderer." So war es auch. Denn er gewann dort ein Feld zu reichlichster Bethätigung. Zwar oft bemüßigt, schwächlichen Possen durch „zugkräftige" Musik das Leben zu retten, vollbrachte er es, wie z. B. mit dem Texte zum „Zauberschleier", in

so genialer Weise, daß den ersten Aufführungen am 11. Februar 1842 die von hundert weiteren ununterbrochen nachfolgen, nach kurzer Unterbrechung ebenso viele im Zuge bleiben konnten. In Anerkennung seiner Tüchtigkeit erhielt auch T. 1850 den Ruf als Capellmeister des kaiserl. königl. Hofburgtheaters, an welchem er bis 1870 erfolgreich wirkte, und währenddem 51 Ouverturen zu Dramen und Tragödien, 32 melodramatische Zwischenspiele und 20 Eingangsmusiken und Aktschlüsse schrieb. Daneben entstand eine Anzahl von Märschen und Liedern. — Im J. 1870 erfolgte die Versetzung in den Ruhestand, nachfolgend aber doch noch der Auftrag für die prächtige Musik zur Grillparzer'schen Trilogie „das goldene Vließ". Eine nachherige, handschriftliche, ausgewählte Zusammenstellung seiner Schauspielmusiken — Vor-, Nachspiele und Zwischenaktsmusik — erwarb die Dresdner Hofbühne. Eine Perle besonderen Werthes ist die Musik zu Hebbel's „Rubin", ebenso wie in dieser, dürfte auch in seinen Liedern ein nachhaltig gemüthserfrischender Born zu finden sein. T. befand sich nie in derart unabhängiger Stellung, um dem inneren Drange nach schaffen zu können, sondern stetig in einer Zwangslage: als Militärcapellmeister wie als Theaterorchesterdirector für den momentanen Bedarf arbeitend. So erklärt sich wohl auch sein, in einem Schreiben an Prokesch enthaltener Ausruf: „Ach könnte ich doch wie ich wollte, um nicht der Zersplitterung erliegen zu müssen!" Trotzdem zählt T. zu den musikalischen Leuchten Oesterreichs.

Von nahezu 300 Compositionen kamen etwa 100 durch den Stich in die Oeffentlichkeit. Vorwiegend waren es die Lieder, die erwähnte „Nächtliche Heerschau" für Männerchor mit Orchesterbegleitung, und zahlreiche, für Clavier allein oder von Streichinstrumenten begleitete Stücke, welche den Namen Titl's weithin bekannt machten und zu hoher Achtung brachten.

Gaßner, Univers.-Lexik. — Neues Univers.-Lexik. von Dr. J. Schladebach. — National-Encyklopädie von Gräffer u. Czikann. — Schilling, Das musikal. Europa. — Biograph. Lexik. d. Kaiserthums Oesterreich von Wurzbach. — Joseph Prokesch. Biogr. Denkmal von Rud. Müller. — Eigene Aufzeichnungen. Rudolf Müller.

Tittel: Gottlieb August T., eklektischer Philosoph und Kritiker des Kantischen Systems, geboren am 16. November 1739 zu Pirna, war 1760 bis 1764 Privatdocent in Jena; später wurde er Professor am Gymnasium in Karlsruhe, sowie badischer wirklicher geheimer Kirchenrath und starb am 16. September 1816. — Von seinen zahlreichen Schriften mögen hier folgende genannt werden: „Logik" (Frankfurt a. M. 1783); „Metaphysik" (Frankfurt 1784); „Allgemeine praktische Philosophie" (Frankf. 1785); „Ueber Herrn Kant's Moralreform" (Frankf. und Leipzig 1786); „Kantische Denkformen oder Kategorien" (Frankf. a. M. 1788).

Meusel's Gelehrtes Teutschland Bd. VIII ff. O. Liebmann.

Tittel: Paul T., Astronom, geboren zu Pászto (im Heveser Komitat, Ungarn) am 29. Juni 1784, † zu Ofen (wahrscheinlich) am 26. August 1831; nach einer anderen Quelle im Juni gleichen Jahres. Von dem äußeren Leben des geräuschlos wirkenden Mannes läßt sich wenig berichten. Den Doctortitel der Philosophie erwarb er sich 1808 (anscheinend an der heimischen Universität Budapest), und hierauf setzte er in dem Zeitraume 1810—13 seine Studien in Wien und Göttingen, hier unter der Leitung von Gauß, fort. In dieser Stadt ließ er auch 1817 eine größere selbständige Druckschrift erscheinen, welche jedenfalls auch einer Anregung seines auf demselben Gebiete mit großem Erfolge thätig gewesenen Lehrers ihre Entstehung verdankt („Methodus technica brevis, perfacilis ac perpetua construendi calendarium ecclesiasticum pro omnibus christianis Europae populis dataque chronologica omnis aevi examinandi et

determinandi"). Von größeren Reisen im J. 1817 nach Budapest zurückgekehrt, erhielt T. eine Anstellung an der dortigen Sternwarte und wurde 1824 deren Director. Damit war auch die Professur der Astronomie an der Hochschule verbunden. In der „Zeitschr. f. Astron. u. verw. Untersuch." veröffentlichte T. seine Berechnungen über den Lauf der Pallas und eine Methode zur Reduction chronologischer Daten, welche nachmals Prof. Santini in Padua für seine „Elementi di astronomia" ins Italienische übertrug. In ungarischer Sprache ist eine weniger bekannte Abhandlung von T. erschienen („Rövid Audósitás Buda-Pesti Toroný órák i ýazitása végett", Ofen 1830). Seine bedeutendste Arbeit war jedoch unstreitig die „Theorie der Aberration der Fixsterne", welche (lateinisch) im dritten Bande der „Astron. Nachrichten" abgedruckt ist. Mit großer analytischer Geschicklichkeit substituirt er darin den üblichen Näherungsformeln die strengen Ausdrücke, durch welche die Abirrung des Lichtes der Gestirne wiedergegeben werden kann, und construirt auf Grund derselben neue Aberrationstafeln.

Fejér, Historia academiae scientiarum Pazmaniae archiepiscopalis ac M. Theresianae Regiae litterarum, Ofen 1835, S. 166 ff. — Astronomische Nachrichten, 10. Bd. Sp. 152. Günther.

Tittmann: Friedrich Wilhelm T., geboren am 29. April 1784 zu Wittenberg. Sein Vater, Karl Christian T., Superintendent, seine Mutter, Karoline Regine, geb. Schleußner. 1789 wurde sein Vater in der alten Eigenschaft nach Dresden versetzt, der Sohn folgte ihm dahin. Seine älteren Brüder waren Johann August (Professor der Theologie zu Leipzig), Karl August (Hof- und Justizrath) und Friedrich Christian (Stadtrichter zu Dresden), die beiden Ersteren in der litterarischen Welt, Karl August besonders als Criminalist, wohlbekannt. Unser Friedrich Wilhelm T. studirte von 1800—1803 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, beschäftigte sich daneben vorzugsweise mit Philosophie und Geschichte. Am 24. März 1803 bestand er die Candidatenprüfung zu Wittenberg und acht Tage später das Rigorosum, worauf er nach Dresden zurückkehrte. Als Advocat wurde er am 26. Juni 1804 immatriculirt; schon im April zuvor hatte er um den Acceß bei dem geheimen Archive angehalten, wozu er am 16. August darnach verpflichtet wurde. In demselben Jahre schrieb er eine, vom Geh. Archivar Dr. Günther bedenklich gefundene Abhandlung „De auctoritate aureae bullae in re vicaria", welche nicht gedruckt worden ist. Bald wurde er Kanzlist beim Geheimen Archive, da seine Probearbeiten sich auszeichneten, 400 Thaler Gehalt brachte ihm dieses Amt jährlich ein. Seine Verpflichtung in dasselbe erfolgte am 9. Januar 1805. Schmerzlich war es ihm, daß er, als unterer Beamter, an den reichen und frischen Quellen sitzend, nicht daraus schöpfen durfte. Vielleicht war dieser Umstand für seine vortreffliche, langwierige Ordnung des „Wittenberger Archivs" (Abth. II des k. s. Hauptstaatsarchivs) gerade von Nutzen. 1822 wurde er Dr. utr. jur. zu Halle, nachdem ihn die philosophische Facultät zu Jena schon früher aus freien Stücken zum Doctor creirt hatte.

Nach achtzehnjähriger Archivthätigkeit kam T., auf Rescript vom 17. November 1823, als dritter Supernumerarrath ins Oberconsistorium, am 16. August 1828 rückte er zum zweiten ordentlichen Oberconsistorialrath mit einem Jahresgehalte von 1600 Thalern auf. Nach Auflösung des Oberconsistoriums trat er als Geheimer Archivar in das Hauptstaatsarchiv und wurde am 29. März 1836 in seine neue Stelle eingeführt. Nun standen die Schätze unter ihm, und er schöpfte fleißig. Als Frucht mehrjähriger Studien erschien sein hervorragendes, zweibändiges Werk: „Geschichte Heinrich des Erlauchten" (1845/6, zweite Ausgabe 1850). Um das Hauptstaatsarchiv hat sich

T. große Verdienste erworben, indem er die Ordnung der in dem, 1834 neugebildeten Institute vereinigten, verschiedenen Archive einleitete und zweckmäßige Hilfsmittel zu bearbeiten begann, u. A. ein Verzeichniß über die in den zahlreichen Urkunden vorkommenden Glieder des sächsischen Herrscherhauses. Er unternahm auch die Vervollständigung des von Adelung angelegten Repertoriums über die Urkunden. Ein Augenleiden nöthigte ihn 1848 um seine Pensionirung für Ende des laufenden Jahres einzukommen. Vollste Anerkennung wurde dem schon am 4. Januar 1844 mit dem Verdienstorden ausgezeichneten Manne bei seinem Weggange von Allerhöchster Stelle gezollt. Sein Amtsnachfolger wurde Karl v. Weber. Er lebte mit seinen Nichten und einer unverheiratheten, vor ihm verstorbenen Schwester einträchtiglich, erblindete völlig, blieb aber immer wissenschaftlich thätig. Seine vielen Veröffentlichungen hat er selbst in einem Verzeichnisse zusammengestellt. Weber hat dasselbe an der zuerst anzugebenden Stelle abgedruckt. Der bedeutende Gelehrte und liebenswürdige Mensch, den Bescheidenheit, Milde und Frömmigkeit erfüllten, starb zu Dresden in den ersten Morgenstunden des 20. Mai 1864.

Nach der Biographie von v. Weber, in dessen Archiv für die Sächsische Geschichte III (1865), 128—133; cfr. ebenda II (1864), 12 und 17 und v. Witzleben, ebenda N. F. VI (1880), 358 und 361. — In den großen Konversationslexicis fehlt leider auch sein Name, wie der so manches tüchtigen Sachsen.

Theodor Distel.

Tittmann: Johann August Heinrich T., evangelischer Theologe, † 1831. Sohn des Dresdener Superintendenten und Oberconsistorialraths Karl Christian T. (s. u.), wurde T. am 1. August 1773 in Langensalza geboren, wo sein Vater damals Diakonus war. Von Privatlehrern vorgebildet, konnte er schon 1778 in Wittenberg, wohin sein Vater 1775 als Propst und Professor übergesiedelt war, Vorlesungen an der Universität besuchen. Geschichte, Philosophie und Theologie umfaßte er nach einander mit besonderem Interesse. Nachdem er 1791 hier Magister geworden, ging er 1792 nach Leipzig und habilitirte sich an der dortigen Universität 1793 mit einer Dissertation „De consensu philosophorum veterum in summo bono definiendo“ in der philosophischen Facultät. 1795 promovirte er als Baccalaureus der Theologie, wurde in demselben Jahre Frühprediger an der Universitätskirche daselbst und begann theologische Vorlesungen zu halten. Da er in seiner Lehrthätigkeit gute Erfolge aufzuweisen hatte, erhielt er 1796 eine außerordentliche Professur der Philosophie, 1800 darauf eine ebensolche in der Theologie; 1805 promovirte er als Dr. theol. und ward ordentlicher Professor in der theologischen Facultät. Als solcher wirkte er in Leipzig bis an seinen Tod am 30. December 1831. — Seine theologische Richtung hielt die Mitte zwischen Rationalismus und Supranaturalismus, sozwar, daß er den positiven Charakter der Offenbarung zu wahren, aber ihn rational zu verstehen suchte, ein rationaler Supranaturalist. Nehme man die Möglichkeit einer Offenbarung an, so sei gar keine Frage, daß sie auch nöthig sei; denn „der Mensch werde stets dasselbe Bedürfniß einer Offenbarung und einer von Gott gestifteten Erlösung als der Bedingung seines Fortschreitens fühlen.“ Daher hat er die höchste Hoffnung des consequenten Rationalismus, daß der Offenbarungsglaube in einen Vernunftglauben übergehen werde, bekämpft und sogar als Consequenz des Rationalismus den Atheismus hingestellt. Seine Gelehrsamkeit war eine ganz hervorragende; auch excellirte er durch ciceronianische Beredtsamkeit. Seine Schriften galten als Leistungen „eines ausgezeichneten Kopfes“, und seine bequeme Handausgabe des Neuen Testaments (1820) fand weite Verbreitung. Auf dem Katheder behandelte er die Fächer der neutestamentlichen Exegese, theologischen Encyklopädie und Methodologie,

Kirchengeschichte, Dogmatik, Apologetik, Symbolik und Moral. Als Mensch erfreute er sich allgemeiner Beliebtheit: freimüthig und doch innig religiös, tolerant gegen Andere, im gesellschaftlichen Leben von unverwüstlicher Heiterkeit, allzeit hilfsbereit, ein zuverlässiger College und uneigennütziger Bürger. Interessant ist, wie erfolgreich T. auch im öffentlichen, im staatlichen Leben zu Gunsten seiner Universität, der Stadt Leipzig und des sächsischen Landes gewirkt hat. Unterredungen mit den Kaisern Napoleon und Alexander, mit den Fürsten Repnin und Wittgenstein hat er zu diesem Zwecke gehabt. Als es sich um das Fortbestehen Sachsens handelte, reiste T. selbst nach Preßburg, um für die Stadt und Universität Leipzig einzutreten; auch zum Wiener Congreß begab er sich, um daselbst die Wiederherstellung eines Corpus Evangelicorum anzuregen. Sein Tod wurde vielseitig schmerzlich empfunden.

Schriften: Aus seiner Jugendzeit: „De Virgilio Homerum imitante“ (1788); „De consensu philosophorum veterum in summo bono definiendo“ (1793); „Theologische Encyklopädie“ (1798); „Resultate der kritischen Philosophie“ (1799); „Theokles über den Glauben an Gott“ (1799); „Ideen zu einer Apologie des Glaubens“ (1799); „Theologia recens controversa“ (1800); „Theon, ein Gespräch“ (1801); „Wissenschaftliche Darstellung der christlichen Moral“ (1802); „Lehrbuch der Homiletik“ (1804; 2. Aufl. 1824): „De discrimine disciplinae Christi et Apostolorum“, drei Dissertationen (1805); „Pragmatische Geschichte der Theologie und Religion während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (1805; 2. Ausg. 1824); „Institutio symbolica ad sententiam ecclesiae evangelicae“ (1811); „Ueber Supernaturalismus, Rationalismus und Atheismus“ (1816); „Ueber das Verhältniß des Christenthums zur Entwickelung des Menschengeschlechts“ (1817); Ausgabe der symbolischen Bücher (1817); Abhandlung über die Vereinigung der evangelischen Kirchen (1818), „worin sich T. an der eben angeregten Unionsfrage betheiligte, sich aber bei aller verhältnißmäßigen Milde gegen die Art, wie dieselbe in Preußen eingeführt werden sollte, entschieden erklärte.“ Auf demselben Standpunkte stand das Programm: „De hodierna Theologiae disciplina ad rationem Lutheri examinanda“; 1820 die Ausgabe des Neuen Testaments, und 1820—1829 folgte eine Reihe von Programmen über neutestamentliche Synonyma; „Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speyer und die Augsburger Confession“ (1829); „Parallele zwischen der evangelischen Kirche im Jahre 1530 und 1830“ (1830); eine Schrift über Fixirung der Stolgebühren (1831); seine Bearbeitung der Polemik, welche dem größten Theile nach gedruckt war, wurde durch seine zunehmende Krankheit und seinen Tod unterbrochen; eine Sammlung seiner „Opuscula academica“ und die Fortsetzung seiner Dissertationen: „De synonymis“ im Neuen Testament ist 1832 von Becher herausgegeben. — Eine ausführliche Angabe des Wortlauts der Titel aller Werke Tittmann's befindet sich bei Döring (s. unten) S. 502—504. Das Bildniß Tittmann's begegnet uns in Kreußler's Beschreibung des Leipziger Universitätsjubiläums (1810) S. 16 und in (C. F. Fiedler's) Almanach der Universität Leipzig auf das Jahr 1823.

Vgl. Großmann, Rede beim Grabe Tittmann's gehalten, nebst biogr. Skizze von W. Th. Becher, 1832. — Allg. Kirchenzeitung 1832, Nr. 9 (Nekrolog). — Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w. IV (1835) 496—504. — E. Schwarz, Artikel in Herzog's Realencyklopädie, 1. Aufl., XVI 175; derselbe in 2. Aufl. XV (1885) 691. — Gustav Frank, Gesch. der prot. Theol., III. Theil (1875), S. 394.

P. Tschackert.

Tittmann: Friedrich Julius T., Litterarhistoriker, wurde am 20. August 1814 zu Northeim geboren, wo er den ersten Schulunterricht genoß. Nach dem frühen Tode seines Vaters, der Jurist gewesen war, besuchte er zwei Jahre lang die Schule zu Holzminden, dann das Lyceum zu Hannover. Seit Ostern 1834 studirte er in Göttingen Theologie und bestand 1839 das erste theologische Examen. Doch verfolgte er die geistliche Laufbahn nicht, sondern wandte sich mehr und mehr dem Studium der schönen Litteratur und Aesthetik zu, vielleicht beeinflußt durch seine Mutter Louise, die 1842 'Alfhilde' ein süßliches Stanzenepos im Geschmacke Ernst Schulze's, den Sieg des Christenthums im Ruhmethale besingend, veröffentlichte. An der Hoftöchterschule, deren Oberaufseherin sie war, unterrichtete T. kurze Zeit; auch eine Lehrstelle an der Handelsschule zu Osnabrück, die er 1840 annahm, befriedigte ihn nicht. Ein Versuch, durch Vermittlung der Mutter Inspector der Hofsöhneschule zu werden, schlug fehl. 1842 erkaufte er sich den Jenischen Doctorgrad in absentia. Weniger, wie es scheint, aus innerem Triebe als in Ermangelung eines Bessern habilitirte er sich Dec. 1846 in Göttingen für deutsche Litteratur und Aesthetik; bald nachdem er Jan. 1848 die definitive Venia erhalten hatte, wurde er auf sein Gesuch Mai 1848 in die erledigte Stellung eines Assessors der philosophischen Facultät befördert. Daß er es nie weiter gebracht, daß ihm auch das oft erbetene Extraordinariat versagt blieb, erklärt sich ebenso aus den kläglichen Erfolgen seiner Vorlesungen, die sich auch über Kunstgeschichte und italienische Litteratur erstreckten, wie aus seiner totalen schriftstellerischen Unfruchtbarkeit. Seit seiner mehr descriptiven als in strenger historischer Forschung eindringenden Habilitationsschrift über 'die Nürnberger Dichterschule' (Gött. 1847) hat er während voller zwanzig Jahre Nichts veröffentlicht außer einer freilich weit ausgreifenden Besprechung von Ozenam's Buch über die italienischen Franciscanerpoeten des 13. Jahrhunderts (in Prutz 'Deutschem Museum' 1858 Nr. 40—42). Da siedelte Karl Goedeke nach Göttingen über. Seiner anregenden und hinreißenden Persönlichkeit gelang es, den eingeschlafenen ältern Fachgenossen zu einer Schaffenslust zu wecken, die im Vergleich mit seiner frühern Sterilität doppelt überrascht. Goedeke vereinigt sich 1867 mit T. zu den Sammlungen der 'Deutschen Dichter des 16. Jahrhunderts' und der 'Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts', und er wird von dem Genossen an Productivität übertroffen. Fast scheint es, als wolle T. durch rastlos eilige Arbeit das Versäumte einholen. Es kommen Jahre vor, in denen T. 3, selbst 4 Bände erscheinen läßt. Auch der Tod des ältesten Sohnes, der im Kriege 1870 fiel, und andre schmerzliche Verluste haben Tittmann's wissenschaftliche Thätigkeit nur vorübergehend gelähmt. Als er am 17. Jan. 1883, vom Schlage getroffen, zu Göttingen starb, konnte er auf eine rühmliche Lebensarbeit zurückschauen.

T. hat sich von seiner Erstlingsarbeit her eine besondere Vorliebe für das 17. Jahrhundert bewahrt. Seine auswählenden Ausgaben der Werke von Opitz (1869), Fleming (1870), Gryphius (2 Bände 1870. 1880), Grimmelshausen (4 Bände 1874—1877), Günther (1874; dazu die Biographie bei Ersch und Gruber I, 97, 334, erschienen 1878) sind seine besten Leistungen. Doch vergaß er auch das 18. und 19. Jahrhundert nicht ganz, wie seine Ausgabe Bürger's (1869), seine schnell gearbeiteten Auswahlen aus Ernst Schulze (1868) und Langbein (1874) erweisen. Für das 16. Jahrhundert, dem das 'Liederbuch' (1867), 2 Bände 'Schauspiele' (1868), 2 Bände 'Hans Sachs' (1870/1), die Dramen der Englischen Comödianten (1880) und des Herzogs Heinrich Julius (1880), endlich Waldis Esopus (2 Bände 1882) angehören, mangelte ihm doch allzu fühlbar das sprachliche Wissen, die kritische Schärfe, die philologische Schulung, die dem Herausgeber und Erklärer überall, aber für ältere Litteratur-

perioden besonders dringend Noth thun. Die gleichen methodischen Schwächen machen sich natürlich auch sonst bemerklich: eine befriedigende litterarhistorische Charakteristik irgend einer dichterischen Persönlichkeit ist T. nie gelungen; er behilft sich gerne mit ästhetischen Gemeinplätzen, da er den Schlüssel nicht besitzt, der das tiefre Verständnis von Sprache und Vers erschließt. Auch seine Anläufe, die litterarische Bedingtheit eines Dichters, die Entwicklung ganzer Gattungen und Perioden darzustellen, bleiben auf halbem Wege stehn, dringen nicht in die Tiefe. Aber um so anerkennenswerther sind trotz manchen Fehlgriffen die Resultate seiner Einzelarbeit, der biographischen Studien, besonders aber der reich fördernden Quellen- und Motivuntersuchungen, die er in seinen bei aller populären Haltung recht inhaltreichen Einleitungen, aber auch in manchen knappen Anmerkungen niedergelegt hat. Seine umfassende Belesenheit auch in fremden Litteraturen rüstete ihn dafür vortrefflich aus; ich hebe z. B. seine Abhandlungen über Ayrer und Grimmelshausen hervor; es will mir scheinen, als nehme die gegenwärtige Forschung nicht immer Rücksicht genug auf Tittmann's Funde. Bei jenen Sammlungen Goedeke's und Tittmann's spielte der Wunsch, in weitere Kreise Interesse für die alten deutschen Dichter zu tragen, treibend mit: diesem Zwecke werden Tittmann's mit behaglicher Ausführlichkeit gewandt geschriebene Einführungen vielleicht besser gedient haben, als die an wissenschaftlichen Ausblicken und Aufschlüssen ungleich gehaltvolleren, aber bei ihrer gedrängten Schärfe nicht so bequem lesbaren Skizzen Goedeke's.

Goedeke, Einleitung zum 15. Bande der 'Deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts' S. VII. fg. — Acten des Curatoriums und der philosophischen Facultät zu Göttingen. Roethe.

Tittmann: Karl Christian T., evangelischer Theologe, † 1820. — T. hat sich als Moralschriftsteller im akademischen Lehramte und als praktischer Geistlicher in hohen Kirchenämtern vortheilhaft bekannt gemacht. Er wurde im Jahr 1744 zu Großbardau bei Grimma als Sohn eines dortigen Predigers geboren. Auf der Fürstenschule zu Grimma 1756—1762 vorgebildet, studirte er zu Leipzig, hauptsächlich unter Ernesti, und promovirte 1766 daselbst als Magister. Im folgenden Jahre wurde er Katechet an der Peterskirche in Leipzig, 1770 aber Diakonus in Langensalza. Trotz seiner praktischen Thätigkeit beschäftigte er sich weiter mit der wissenschaftlichen Theologie, so daß er 1773 einen nicht unbedeutenden „Tractatus de vestigiis Gnosticorum in Novo Test. frustra quaesitis" (Lipsiae, 8°) veröffentlichen konnte. Auf Grund seiner litterarischen und homiletischen Tüchtigkeit erhielt er 1775 einen Ruf als Professor der Theologie nach Wittenberg, wo er zugleich Propst der Schloß- und Universitätskirche und Consistorialassessor wurde. 1784 rückte er zum ersten Professor der Theologie und zum Generalsuperintendenten auf. 1789 folgte er einem Rufe als Oberconsistorialrath, Pastor und Superintendent nach Dresden. In diesen Stellungen wirkte er bis an seinen Tod (6. Dec. 1820), nachdem er die Freude gehabt, seinen Sohn Johann Aug. Heinr. Tittmann (s. d.) an der sächsischen Landesuniversität Leipzig als gefeierten Lehrer der Theologie wirken zu sehen. — Als Denker stand T. in der Mitte zwischen dem Eudämonismus der Aufklärung und dem Kantischen Moralismus. Auf diesem Standpunkte, ein Schüler Ernesti's, hat er sein Hauptwerk „Christliche Moral" abgefaßt. Sie erschien (Leipzig) 1783 in 8°, erlebte 1785 eine zweite und 1794 eine dritte Auflage; sie war geschrieben „nach den Vorschriften und dem Muster Jesu", in der dritten Auflage in der Absicht, die Mitte zu halten zwischen der schlaffen Nachgiebigkeit einer leichtsinnigen und der allzugroßen Strenge einer überspannten und raisonnirenden Philosophie". Auf dem praktischen Gebiete hat er sich sodann erfolgreich bemüht, die bis dahin in Gebrauch gewesenen

Gesangbücher und Agenden in seinem Sinne umzugestalten, ein Unternehmen, das nach unserm heutigen, geschichtlich gebildeten kirchlichen Geschmacke nicht als ein fruchtbares beurtheilt werden kann; es ist die Zeit der „Verwässerung" der evangelischen Gesangbuchlieder, wo die classischen Dichter unsrer Nation ihre Meisterwerke schufen, während die evangelischen Geistlichen in ihren Gesangbuchredactionen davon unberührt blieben und die geschmacklosesten Reimereien in die Gemeinden brachten. Von T. ist hier zu nennen sein „Wittenbergisches Gesangbuch" (Wittenberg und Zerbst 1788, gr. 8°, 2. Aufl. 1792, 3. Aufl. 1796); „Gebete und Andachtsübungen dazu" (ebendas. 1788, 2. Aufl. 1792); „Dresdnisches Gesangbuch" (Dresden 1797); „Gebete und Andachtsübungen dazu" (1797); „Gebete zum Gebrauch bei dem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste" (ebendas. 1811); „Kirchenbuch für den evangelischen Gottesdienst der Königlich Sächsischen Lande, auf allerhöchsten Befehl herausgegeben" (Dresden 1812—1813, 2 Theile in 4°, der 2. Theil auch mit dem Titel: „Neue Sächsische Kirchenagende", ebendas. 1813 4°).

Die Schriften Tittmann's, außer den angeführten wichtigeren, sind aufgezählt bei Döring (s. unten) S. 494 f.; wir erwähnen hier als nächstwichtigstes Werk nur noch seinen Commentar zum Johannesevangelium, den er 1816 unter dem Titel: „Meletemata sacra sive Commentarius critico-exegetico-dogmaticus in Evangelium Johannis" (Lipsiae 8°) veröffentlichte. Sein Bildniß befindet sich in Beyer's Allg. Magazin für Prediger III, St. 6 (1790).

Vgl. Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w. IV. (1835), 493—495. — Gust. Frank, Gesch. der hist. Theologie III. Theil (1875) S. 122. P. Tschackert.

Tittmann: Karl August T., sächsischer Hof- und Justizrath, Criminalist, geboren zu Wittenberg am 12. September 1775, † zu Dresden am 14. Juni 1834. Der Vater D. Karl Christian, war früher Diakon, und starb als Superintendent zu Dresden am 29. December 1820, die Mutter war eine geborne Schleußner. T. bezog nach umfassendem häuslichen Unterrichte Ostern 1793 als Hörer der Rechte die Universität Leipzig, vertheidigte dort 1795 eine Abhandlung de delictis in vices mentis humanae commissis (Leipzig 1795), und setzte Michaelis desselben Jahres die Studien in Göttingen fort, wo seine Arbeit de ambitu et limitibus juris supremae inspectionis e natura et principiis juris etc. ponendis mit dem Preise gekrönt wurde. Nach Leipzig zurückgekehrt, wurde er Magister, bestand die juristische Prüfung mit Auszeichnung, und hielt sodann Vorlesungen, welche sich eines zahlreichen Besuches erfreuten. Mit Vorliebe dem Studium der Strafrechtswissenschaft zugethan, veröffentlichte er „Versuch über die wissenschaftliche Behandlung des peinlichen Rechtes" (Leipzig 1798) und „Grundlinien der Strafrechtswissenschaft und der deutschen Strafgesetzkunde" (Leipzig 1800), ging jedoch auf Wunsch seiner Eltern als Supernumerar-Oberconsistorialrath nach Dresden, woselbst er 1807 zum sächsischen Hof- und Justizrath, dann 1812 zum geheimen Referendar ernannt wurde. In den folgenden Jahren entwickelte T. eine rege litterarische Thätigkeit. Außer seinem Hauptwerke: „Handbuch der Strafrechtswissenschaft und Strafrechtskunde" (4 Bände. Halle 1807; 2. Aufl. 3 Bände 1822), welches von Fachmännern günstig aufgenommen wurde, erschienen unter Anderem: „Ueber die Grenzen des Philosophirens in einem System der Strafrechtswissenschaft und Strafrechtskunde" (Leipzig 1802), eine theilweise Feuerbach's Theorien bekämpfende Abhandlung; ferner „Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Sachsen" (2 Bände, Meißen 1813) sodann „Ueber Vertheilung der Einquartierungslast" (Dresden 1813) und „Rechtliche Bemerkungen über das Recht der Eroberung und Erwerbung im Kriege" (1814). Im Hinblicke auf die Zeitverhältnisse erschienen beide Werke anonym,

und wurde letztgenanntes während des russischen Gouvernements in Dresden vom Sohne eines Druckereiinhabers heimlich gesetzt und gedruckt, vom Verfasser und einigen Freunden gebunden, und aus Liebe zum angestammten Herrscherhause an Vertraute vertheilt. Nach König Friedrich August's Rückkehr aus der Gefangenschaft erhielt T. in Anerkennung seiner treuen Anhänglichkeit den sächsischen Civilverdienstorden. Gelegentlich des 50jährigen Amtsjubiläums seines Vaters veröffentlichte er als Glückwunschschrift (1817) „Die Strafrechtspflege in völkerrechtlicher Rücksicht mit besonderer Beziehung auf die deutschen Bundesstaaten" (Dresden 1817). Tittmann's angegriffene Gesundheit nöthigte ihn, öfters die Quellen von Pyrmont zu gebrauchen; aus den wiederholten Badereisen entstand das Taschenbuch für Kurgäste „Pyrmont" (Meißen 1825). 1831 wurde er wegen zunehmender Kränklichkeit in den dauernden Ruhestand versetzt unter Vorbehalt vorübergehender Verwendung im Gesetzgebungsfache, und wurde ihm 1832 die Direction der zum Entwurfe eines Preßgesetzes niedergesetzten Commission übertragen. Die Unterredungen mit seinen Söhnen anläßlich ihres Abganges auf die Hochschule legte er in dem Buche nieder: „Regeln über das Verhalten der Studenten bei Erlernung der Wissenschaft auf der Universität" (Halle 1831). Seine letzte größere Arbeit ist die „Geschichte der deutschen Strafgesetze", welche 1833 in Leipzig die Presse verließ. Ein vollständiges Verzeichniß der übrigen Werke im Neuen Nekrolog der Deutschen.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Litteratur IV, 633 ff. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 12. Jahrg. 2. Theil. Eisenhart.

Titz: Johann Peter T., einer der zahlreichen Gelegenheitsdichter, die der fruchtbare Boden Schlesiens im 17. Jahrhundert hervorgebracht hat, ist zu Liegnitz am 10. Januar 1619 geboren und stirbt zu Danzig als Professor am Gymnasium am 7. September 1689. Nachdem er den Vater, einen Arzt, sehr früh und im 16. Jahre auch die Mutter verloren hatte, vollendete er seine Schulbildung, nach dem kurzen Besuche eines Breslauer Gymnasiums, in Danzig, dessen Gymnasium weithin eines großen Rufes genoß, und das zur Zeit (1636) gesicherter gegen Pest und Kriegsdrangsal war, als die schlesischen Schulen. In Danzig lebte damals Opitz, und ist T. mit ihm nicht persönlich zusammengetroffen, so kam er doch früh unter seinen Einfluß. Ihn, den großen Landsmann, verehrte er sein ganzes Leben lang als leuchtendes Vorbild, seinen Spuren folgte er in der Theorie und, soweit es eben sein poetisches Vermögen zuließ, in der Praxis des Dichtens. Gründliche Fachstudien zu machen vergönnte ihm das Schicksal nicht. Während seines Trienniums in Rostock, wo er 1639 hängen blieb, weil ihn die Kriegsunruhen nach Leiden zu gelangen verhinderten, scheint er es weder in der Rechts- und Staatswissenschaft, der er sich nominell widmete, noch in der Alterthumswissenschaft, der er nebenbei huldigte, weit gebracht zu haben; erstere hing er später ganz an den Nagel, und in letzterer fühlte er sich, als er 1651 eine Professur in Danzig erhielt, so schwach, daß er sich bald nach Antritt des Amtes beurlauben ließ und nun wirklich nach Leiden ging. Doch war sein Aufenthalt dort viel zu kurz, um ihn in der Wissenschaft vorwärts zu bringen. Dafür regte sich früh sein dichterischer Drang. Wie es die Zeit mit sich brachte und zumal die schlesische Sitte, auch sein großes Vorbild Opitz selber gethan, dichtete er bald in lateinischer, bald in deutscher Sprache. Auf ein „poematiorum juvenilium libellus" folgte ein kleines deutsches episches Gedicht „Lucretia", dazwischen fallen „Zwey Bücher von der Kunst hochdeutsche Verse und Lieder zu machen", in denen er die Vorschriften seines Meisters Opitz im Einzelnen weiter ausführt. Seit 1642 wieder in Danzig, das ihm dann zur zweiten Heimath geworden ist, besuchte er von hier aus zum Jubelfest der Albertina 1644 Königsberg und knüpfte mit dem dortigen Dichterkreise

Verbindungen an. Obwohl unter dem Namen Tityrus in ihn aufgenommen, befreundete sich der Schlesier doch nicht dauernd mit dieser ostpreußischen Gesellschaft. Nach einer längeren Reise in die Heimath erhielt er 1648 das Conrectorat an der Marienschule und 1651 die Professur der alten Sprachen am Gymnasium in Danzig und verband damit 1653 und 1656 noch die Professuren der Beredtsamkeit und der Poesie. Während ihm unter der Last der Amtspflichten allmählich der Quell der deutschen Poesie versiegte, obwohl er noch 1661 sich mit einem „Wegweiser zur Hochdeutschen Verskunst" trug, pflegte er die lateinische Poesie noch länger. Dazu verfaßte er eine Reihe von philologischen und oratorischen Schulschriften, von denen die „Manuductio ad excerpendum" eine zweite Auflage erlebte, und viele Einladungsschriften zu den dichterischen und rednerischen Uebungen am Gymnasium, wie sie damals eben jeder Inhaber der genannten Professuren an einem Gymnasium, das etwas bedeutete, schreiben mußte und konnte. Außerdem pflegte er ebenfalls nach der Sitte der Zeit einen lebhaften Briefwechsel, von dem der mit seinen schlesischen Freunden noch erhalten ist. Er hatte in der Heimath ausgebreitete Beziehungen, die auch sein Leben hindurch anhielten. Schon seine Verwandtschaft war sehr ausgedehnt. T. hat das Glück gehabt, in L. H. Fischer einen warmherzigen Biographen und sorgfältigen Herausgeber seiner deutschen Gedichte zu finden. Sie zeigen ihn in der Wahl der Dichtungsarten, im Versbau und in der Handhabung der Sprache als getreuen Schüler und Nachahmer von Opitz; ihre Vorzüge sind die des schlesischen Naturells.

Johann Peter Titz' Deutsche Gedichte, gesammelt und herausgegeben von L. H. Fischer. Halle a. S. 1888. Markgraf.

Tobenz: Daniel T., katholischer Theologe, geboren zu Wien 1743, † daselbst am 20. August 1819. Er trat 1762 in das Chorherrenstift Klosterneuburg, machte seine theologischen Studien zu Wien, wurde 1768 Priester, 1772 Doctor der Theologie und dann zunächst Lehrer in seinem Stifte. Von 1775 an war er zehn Jahre Professor der Patrologie, theologischen Litteraturgeschichte und Polemik an der Wiener Universität. 1786 wurde er Decan, 1787 Notar der theologischen Facultät. Zugleich wurde er von seinem Abte zum Präfecten des Neuburger Hofes in Wien ernannt. Von 1790 bis 1803 war er Professor der Dogmatik an der Wiener Universität. Von 1804 bis 1811 war er Director der theologischen Studien des Erzherzogs Rudolf (s. A. D. B. XXIX, 547). Er erhielt dann die Propstei Abony und lebte wieder im Neuburger Hofe. T. verfaßte folgende Werke: „Patrologiae et historiae literariae conspectus", 1776; „Examen tractatus J. Barbeyrac de doctrina morali patrum", 1785 (gegen den schon 1728 erschienenen „Traité de la morale des pères de l'église); „Institutiones, usus et doctrina patrum", 1787, 3. Aufl. 1819; „Paraphrasis Psalmorum ex hebraico adornata", 1814; „Institutiones S. Scripturae", 2 Bde. 1814; „Institutiones theologiae moralis", 3 Bde. 1815; „Commentarius in S. Scripturam novi Foederis", 1819; „Institutiones theologiae dogmaticae", 5 Bde. 1820. 1814—20 erschienen seine „Opera omnia" in 15 Bänden.

Wurzbach XLV, 244. — Waitzenegger, Gelehrtenlexikon II, 459.

Reusch.

Tobias: Karl Anton T., Provinzialhistoriker, wurde am 11. Juni 1828 zu Glauchau in Sachsen als Sohn eines Schuhmachermeisters geboren. Der Knabe, dessen gute Begabung und treuer Fleiß sich bald zeigten, erhielt trotz der sehr beschränkten Verhältnisse seines Vaterhauses eine gute Erziehung, anfangs in seiner Vaterstadt, seit Michaelis 1843 auf dem Gymnasium in Zwickau, wo er im September 1848 die Reifeprüfung bestand. Da seinem ursprünglichen, von seiner zärtlich geliebten Mutter besonders genährten Wunsche,

Theologie zu studiren, der Vater, in Erwägung der damaligen geringen Aussichten für dieses Fach, die Genehmigung versagte, wandte sich T. auf der Universität Leipzig dem Studium der Philosophie und Mathematik zu und legte in diesen Fächern am 26. October 1852 die Staatsprüfung ab. Nachdem er sich am 21. April 1853 den Doctorgrad erworben hatte, trat er als Probelehrer an der Nicolaischule (unter Nobbe's Rectorat) ein und blieb dieser Anstalt auch nach Ablauf des Probejahres treu, bis er im Juni 1855 als Hilfslehrer an das eben damals mit einer Realschule verbundene Gymnasium in Zittau berufen wurde, und noch im Herbst desselben Jahres als ständiger Oberlehrer dort eintrat. In dieser bescheidenen amtlichen Stellung, in der er bis an sein frühes Ende blieb, vertrat er den mathematischen Unterricht in den mittleren und unteren Classen des Gymnasiums und den Rechenunterricht in den oberen Realclassen. Er war ein vortrefflicher Lehrer seines Faches, ein ausgezeichneter Rechenmeister, und stets bestrebt, mathematische Dinge in klarer, logischer, verstandesbildender Entwicklung seinen Schülern nahe zu bringen und sie zu ebensolchem Denken anzuleiten. Aber so eifrig und gewissenhaft er seine Amtspflicht that, so ganz Herzenssache war ihm die Mathematik doch eigentlich nicht. Schon in Zwickau und später in Leipzig, hier besonders unter dem Einflusse des Leiters der Universitätsbibliothek, Hofrath Gersdorf, hatte er ein umfassendes culturhistorisches, antiquarisches und litterarisches Interesse entwickelt und sich eine ausgebreitete Kenntniß angeeignet. In der historisch nach vielen Richtungen besonders interessanten und anregenden Oberlausitz, die ihre reiche Provinzial- und Ortsgeschichte von jeher mit Vorliebe gepflegt hat, fühlte er sich bald heimisch, namentlich seitdem er hier im September 1858 sich seinen eigenen Herd gegründet hatte. Kein besserer konnte deshalb 1857 zum Bibliothekar der alten und ansehnlichen Stadtbibliothek (und der damit räumlich vereinigten Gymnasialbibliothek) erwählt werden als T. Er war ein geborner Sammler und Bibliothekar durch seine peinliche Ordnungsliebe, seine unverdrossene Ausdauer, mit der auch in kurzer Zeit eine vollständige Katalogisirung durchführte, seinen untrüglichen, findigen Spürsinn und seine unerschöpfliche, mitarbeitende Bereitwilligkeit solchen Benützern seiner Schätze gegenüber, die ehrlich arbeiteten wie er selbst. Auch für sich selber brachte er bald eine ansehnliche Bibliothek (von etwa 11 000 Numern) und umfängliche andere Sammlungen zu stande. Er war nie glücklicher und liebenswürdiger, als wenn er eine schwer errungene Seltenheit einem empfänglichen Besucher zeigen und sich dabei seiner Umsicht und Beharrlichkeit in der Erwerbung freuen konnte. Sein nächstes Vorbild war der verdiente Localhistoriker Chr. A. Pescheck (s. A. D. B. XXV, 412 ff.). Zu dessen Geschichte von Zittau schaffte T. unermüdlich neuen, ergänzenden und berichtigenden Stoff herbei, und für die Geschichte des Gymnasiums sammelte er ein reiches und wohl fast lückenloses Material. Sammler blieb er auch als Schriftsteller. Er schrieb wenig, weil er von der peinlichsten Genauigkeit war, vielleicht auch, weil er fühlte, daß er die Gabe der übersichtlichen Zusammenfassung und anschaulichen Darstellung nicht besaß. Seine bedeutendste wissenschaftliche Arbeit sind die mit Material fast überladenen „Regesten des Hauses Schönburg“ im Zittauer Osterprogramm von 1865. Vorher hatte er schon 1863 als „Beiträge zur Geschichte der Stadt Zittau“ „Begebenheiten und Erlebnisse in Zittau 1813“ meist aus privaten Aufzeichnungen und den Rathsacten dieses Jahres zusammengestellt. Als der Krieg von 1866 ausbrach und die südliche Oberlausitz den imposanten Durchmarsch zweier preußischer Armeen unter dem Prinzen Friedrich Karl und General Herwarth v. Bittenfeld erlebte, faßte er sofort den Entschluß, der Historiker dieser Ereignisse zu werden, soweit sie Stadt und Landschaft betrafen. Er führte diese Aufgabe mit unermüdlichem Eifer

durch und setzte sich dabei einmal sogar persönlicher Gefährdung aus, denn als er am 23. Juni den Durchmarsch des IV. Armeecorps beobachtete und sich dabei unbefangen Aufzeichnungen machte, wurde er als Kundschafter aufgegriffen, bis an die nahe österreichische Grenze mitgeführt und erst gegen Abend wieder entlassen. Im nächsten Jahre erschien dann seine gründliche, nur wieder mit Einzelheiten zu sehr überladene und daher schwer lesbare „Geschichte der preußischen Invasion in Zittau und der südlichen Oberlausitz“ in einem stattlichen Bande. Zu seinen „Beiträgen zur ältesten Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Reichenberg, Friedland, Grafenstein, Gabel u. s. w.“ (Reichenberg 1868) gab ihm die Einweihung der evangelischen Kirche in Reichenberg Veranlassung. Als eifriger Sammler unterhielt er zahlreiche Beziehungen zu auswärtigen Gelehrten und Häuptern adliger Geschlechter und war Mitglied einer ganzen Anzahl gelehrter Gesellschaften. Nach alter Weise rühmte er sich dessen gern, denn in seiner lebhaften, sanguinischen Art war er, wie ihn persönliche Kränkungen tief schmerzten und lange nachhielten, so auch für alle Freundlichkeit und jede Anerkennung empfänglich und Zeitlebens dankbar. Für seine Freunde und für seine Schüler hatte er stets ein warmes Herz, und wie er sichs in seiner Jugend hatte sauer werden lassen und durch eigene Kraft alles hatte erreichen müssen, so wirkte er auch erzieherisch auf seine Schüler sehr entschieden ein, streng und gerecht, aber auch warmherzig und freudig in der Anerkennung ehrlichen Strebens. Dabei war er ein scharfer Beobachter menschlicher Art und wußte solche Erfahrungen bald humoristisch, bald sarkastisch zu verwerthen. Seiner Familie blieb er ein treusorgender, zärtlicher Vater bis in seine letzte Stunde. Ein schweres Magenleiden, das ihn schon seit 1860 quälte, oft in seiner Thätigkeit störte und wohl auch bisweilen reizbar machte, setzte seinem Leben nach kaum vollendetem 44. Lebensjahre am 10. October 1872 das Ziel. Das Werthvollste seiner Sammlungen ging durch Kauf in den Besitz der Stadt Zittau über.

Vgl. die Nekrologe in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 1873, S. 170 ff. (von H. Hallwich) und im Neuen Lausitzischen Magazin, 1873, S. 368 ff. (leider mit manchen sinnstörenden Druckfehlern). — Außerdem wurden private Aufzeichnungen und eigene Erinnerungen benützt. Otto Kämmel.

Tobler: Georg Christoph T., Uebersetzer, Sohn des Johannes (s. u.), geboren zu Zürich 1757. Frühzeitig bildeten die griechischen Dichter, sodann Theologie sein Hauptstudium; 1777 wurde er ins Predigtamt eingeführt, unternahm sodann große Reisen durch Frankreich und Deutschland, hielt sich im Sommer 1781 als Gast Knebel's in Weimar auf, verkehrte häufig mit Goethe (über Tobler's Antheil an dem Fragment über die Natur im Tiefurter Journal vgl. Schriften der Goethe-Gesellschaft VII, 393 ff.), ebenso am Hof und mit Herder. 1782 wurde T. Katechet in Fluntern und 1784, nach dem Weggang von Stolz, Prediger in Offenbach a. M. Im J. 1794 wurde ihm die Pfarrei Veltheim bei Winterthur übertragen. 1800 war er auf kurze Zeit Mitglied des helvetischen Senats, kehrte nach Auflösung desselben in seine Vaterstadt zurück, erhielt 1801 die Pfarrei Wald (Zürich), wo er am 8. Mai 1812 gestorben ist. — Er hat sich namentlich als Uebersetzer aus dem Griechischen bekannt gemacht: 1781 erschien seine Sophokles-Uebertragung, 1782 (im deutschen Merkur) der Prometheus des Aeschylos, 1784 die Argonauten, später Stücke aus der griechischen Anthologie. Er ist auch Verfasser der Rede: „Joh. Caspar Lavater, der Wahrheitslehrer und Menschenfreund“ (1801).

Vgl. Ludwig Hirzel, Goethe's Beziehungen zu Zürich, S. 22 ff. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh. (1812), S. 525 f.

Baechtold.

Tobler: Johannes T., Uebersetzer und asketischer Schriftsteller, einem Züricher Geschlecht angehörig, ist geboren am 10. April 1732 zu St. Margrethen im St. Galler Rheinthale, wo sein Vater Prediger war. Er schlug dieselbe Laufbahn ein, bildete sich seit 1747 in Zürich aus und gehörte 1750 zu den vertrauten Freunden des jungen Klopstock. 1754 wurde er Pfarrer im thurgauischen Ermatingen, 1768 Diakon am Fraumünster in Zürich, 1777 Archidiakon am Großmünster, † am 3. Februar 1808. Er übersetzte zunächst unter Einwirkung Bodmer's Thomson's „Frühling" (1757), sowie Thomson's Gedichte in 5 Theilen (1765—66). Als Nachahmer Thomson's versuchte er sich in einem kleinen unbedeutenden Prosaidyll, „die Weinlese" (1765). Er übertrug auch einige Bücher aus der Ilias, Pindarische Oden u. s. w. Hauptsächlich wirkte er als Erbauungsschriftsteller,

Vgl. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrh. (1812) S. 527. — Baechtold, Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz S. 636, 682, Anm. 190, 201. Baechtold.

Tobler: Joh. Georg T. von Wolfhalden (Appenzell A. Rh.) ist am 17. December 1769 zu Trogen geboren. Er verlor früh die Eltern, wurde als vermögensloser Waisenknabe bei fremden Leuten untergebracht und genoß nur ungenügende Schulbildung. Aber Handwerk und Gewerbe, denen er sich widmen sollte, zogen den Jüngling weniger an als die Gelegenheit, dem Pfarrer seines Wohnortes beim Religionsunterrichte zu helfen, und als schon gereifter Mann ging er 1792 nach Basel, um dort Theologie zu studiren. Indeß siegte in ihm der innere Beruf zum Pädagogen über das theologische Studium; er nahm 1795 eine Hauslehrerstelle in Basel an, las die Schriften Basedow's, Salzmann's u. A., und begeisterte sich an „Lienhard und Gertrud" für Pestalozzi; 1799 gründete er mit Hülfe von Freunden eine Schule für die Mädchen, die bei den Kindertransporten aus den Bergkantonen, um der Hungersnoth in der Heimath zu entgehen, nach Basel gebracht worden waren. Dies brachte ihn mit Professor Fischer in Verbindung, der zu Burgdorf im Auftrag der helvetischen Regierung eine Normalanstalt zu organisiren im Begriffe war; als dieser starb und Pestalozzi sich mit Fischer's Gehülfen, Krüsi, verband, ward auf Krüsi's Rath sein Landsmann T., und auf dessen Wunsch auch Buß, aus Basel herbeigezogen (Frühsommer 1800); mit diesen drei Mitarbeitern eröffnete Pestalozzi im October sein Erziehungsinstitut auf Schloß Burgdorf. Der akademisch gebildete T. ward zunächst von Pestalozzi weniger für den Unterricht als zur Beihülfe bei seinen litterarischen Arbeiten verwendet; als der an Jahren älteste und durch seinen bisherigen Lebensgang selbständigste der Gehülfen Pestalozzi's hatte er bei aller seiner Hingabe für Pestalozzi's Ideen schwerer als die Anderen mit Pestalozzi persönlich in ungetrübt guten Beziehungen zu stehen. Dieser scheint eine Zeit lang daran gedacht zu haben, ihm das Institut förmlich abzutreten; statt dessen kam es schon im Winter zu einer Spannung zwischen beiden Männern, infolge welcher T. im Mai 1801 (nicht Herbst 1800) nach Basel zurückging und dort eine Erziehungsanstalt begründete; erst im Sommer 1803 finden wir ihn wieder an Pestalozzi's Seite in Burgdorf.

Als Pestalozzi im folgenden Jahre nach Münchenbuchsee übersiedelte und sich mit Fellenberg zu gemeinsamen pädagogischen Unternehmungen verband, wurden T. (der sich mittlerweile verheirathet hatte) und Muralt mit der Leitung des Pestalozzi'schen Instituts in Buchsee betraut, während Pestalozzi nach Iferten ging; aber der Bruch zwischen Fellenberg und Pestalozzi führte auch die Lehrer und Schüler in Buchsee im Juli 1805 dem Meister wieder zu; hier in Iferten stieg nun das Institut zur vollen Höhe des Weltruhms empor. Doch schon 1808 schied T. zum zweiten Male und nun bleibend aus diesem Kreise aus;

den Pestalozzi'schen Ideen und dem Pestalozzi'schen Idealismus ist er bis zum Ende seines Lebens treu geblieben. Nach mannichfachem Wechsel des Schicksals und des Wohnortes (1808—9 Basel, 1809—11 Mülhausen i. E., 1811—12 Basel, 1812—19 Glarus, 1820 Arbon) gelang es ihm 1821, in St. Gallen festen Fuß zu fassen und hier eine Erziehungsanstalt zu organisiren, die er zu hoher Blüthe brachte; nach zehnjähriger Leitung trat er dieselbe seinem Sohne ab; als dieser, einem Rufe Niederer's nach Iferten folgend, das Institut aufhob (1836), siedelte Vater T. wieder nach Basel über; die fünf letzten Jahre seines Lebens brachte er bei seinem jüngeren Sohn zu, der in Nyon eine Erziehungsanstalt errichtet hatte. Eben als er sich rüstete, in die Heimath zurückzukehren, um seine alten Tage bei seinem Erstgeborenen, der Director der Kantonsschule in Trogen geworden war, zu verbringen, trafen ihn apoplektische Anfälle, denen er am 10. August 1843 erlag; am 14. ward er in Nyon begraben. Am Vorabend des Begräbnisses schrieb Niederer, einst Tobler's Studiengenosse in Basel, dann durch die Beziehungen zu Pestalozzi für das ganze Leben mit ihm in intimster Freundschaft verbunden: „Er war der unpersönlichste, überpersönlichste Mensch von allen, die ich je kannte; nur der Sache, der er lebte, und den Personen, in welchen sie ihm erschien, mit Abstraction von seiner Person und wahrhaft christlicher Selbstverleugnung ergeben".

In methodisch-wissenschaftlicher Hinsicht hat T. vornehmlich das Gebiet der Geographie und des geographischen Unterrichts gepflegt; indem er die Pestalozzi'sche Methode auf letzteren übertrug, hat er hier geradezu bahnbrechend gewirkt; Henning's Leitfaden beim methodischen Unterricht in der Geographie (Iferten 1812) ist auf Grund von Tobler's Anregungen und Unterrichtsheften entstanden und Karl Ritter hat in hohem Maaße Tobler's Leistungen anerkannt. Aber T. selbst ist, obschon er vierzig Jahre lang sich mit geographischen Studien beschäftigte und einige Jahre ausschließlich der Ausarbeitung seiner geographischen Werke widmete, nicht dazu gekommen, mit denselben vor die Oeffentlichkeit zu treten; seine Bücher blieben Manuscript und diese Manuscripte sind, wie es scheint, seither spurlos verschwunden. Aufsätze von T. über geographischen Unterricht finden sich in Mager's Pädagogischer Revue (Jahrg. 1, 2, 3).

Mit Glück hat sich dagegen T. als Volks- und Jugendschriftsteller bethätigt: „Ali und Ala" (1818); „Gotthold" (1820); „Ferdinand Dulder" (1821). Seine pädagogischen Ansichten und Erfahrungen sind namentlich (nach einigen mißglückten Versuchen, eine selbständige pädagogische Zeitschrift ins Leben zu rufen) niedergelegt in den „Beiträgen zu den Mitteln der Volkserziehung im Geiste der Menschenbildung", deren 2.—4. Jahrgang er gemeinsam mit Krüsi herausgab (Zürich 1833—35).

Appenzellisches Monatsblatt 1843, S. 154 ff. — Nekrolog (von Niederer) in den Verhandlungen der Schweiz. Gemeinnütz. Gesellschaft 1843, S. 350 bis 358. — Neuer Nekrolog der Deutschen 1843, Nr. 209, S. 737—740. — Biogr. Skizze (von J. Heim) in Hunziker's Geschichte der schweiz. Volksschule II, 125—128, wo er nach dem Vorgange Morf's (Zur Biogr. Pestalozzi's II, 59) irriger Weise „Gustav Tobler" genannt ist. Hunziker.

Tobler: Salomon T., epischer Dichter, geboren am 10. December 1794 in Zürich, wo sein Vater, Johann Kaspar, Sohn des Johannes (s. o.), Lehrer an der Stadtschule war und zugleich die benachbarte Filial-Pfarrei Wytikon besorgte. Auch Salomon wurde zum geistlichen Stande bestimmt, obwol er schon früh ebenso große Neigung zur Malerei und Dichtkunst verrieth. 1810 trat er in das Collegium humanitatis seiner Vaterstadt ein und erhielt 1816 die Ordination. Seit 1819 wirkte er als Pfarrer in drei Züricher Landgemeinden, erst in Sternenberg bis 1826, dann in Hirzel bis zu den Septemberunruhen des

Jahres 1839, seit 1840 in Embrach. Nachdem er das siebenzigste Altersjahr angetreten hatte, zog er sich im Herbst 1864 in den Ruhestand zurück, den er in Zürich verlebte, wo er am 19. November 1875 starb. Seine Söhne sind der Romanist Adolf, der Germanist Ludwig und der Historiker Wilhelm T. — In den Mußestunden des Pfarramtes bildete sich T. an Homer, den erzählenden römischen und italienischen Dichtern, und faßte 1826 den Plan zu einem Epos, welches unter dem Titel „Die Enkel Winkelrieds“ den Heldenkampf des Volkes von Nidwalden gegen die Franzosen (1798) besang, 1837 in Zürich gedruckt wurde und in der Schweiz eine begeisterte Aufnahme fand. Es umfaßt zehn Gesänge in achtzeiligen Strophen und enthält in pathetischer, bilderreicher Sprache eine Fülle lebendigster Schilderungen nicht nur jenes Kampfes, sondern auch der schweizerischen Natur, Volkssitte und älteren Geschichte. Die Formen des großen heroischen Epos, in denen das Gedicht sich bewegt, sind freilich dem engen Rahmen des Schauplatzes und Ereignisses nicht immer ganz angemessen. — Nachdem sich der Dichter mit Plänen zu mehreren anderen Epen (Zwingli, Gustav Adolf, Niklaus von Flüe) getragen hatte, brachte er 1846 ein zweites Werk zu Tage: „Columbus“, zwölf Gesänge in regelmäßigen Octaven. Das Gedicht steht dem ersten in der Beherrschung der Sprache und Verskunst zwar wenig nach und enthält auch im einzelnen große Schönheiten, die um so überraschender sind, als T. das Meer und die Tropennatur nicht aus eigener Anschauung kannte und erst in späteren Jahren die spanische und portugiesische Poesie kennen lernte. Dichterisch jedoch erreichte der „Columbus“ nicht die Höhe der „Enkel Winkelrieds“ und fand auch ungleich weniger Theilnahme. Gedichte, namentlich Sonette aus seinem Nachlaß sind im ersten Band des Zürcher Taschenbuchs auf das Jahr 1878 gedruckt. Ebenda auch ein biographischer Abriß von seinem Sohne Ludwig T. Baechtold.

Tobler: Titus T., einer der hervorragendsten Palästinaforscher des 19. Jahrhunderts, wurde am 25. Juni 1806 in Stein, einem Dorf des Kantons Appenzell, geboren, woselbst sein Vater Pfarrer war. Der körperlich zarte, aber geistig sehr regsame Knabe schien ebenfalls zum geistlichen Amte berufen und übte sich auch frühzeitig nach Kinderweise im Predigen. Doch als der Vater im J. 1819 starb und die Familie das Pfarrhaus verlassen mußte, verlor sich im Sohne die Freude an der geistlichen Laufbahn. Gern ließ er sich zum Studium der Medicin bestimmen. Frohen Muthes bezog er 1821 die eben gegründete Kantonsschule in Trogen, um hier unter lernbegierigen Altersgenossen bald einer der ersten zu sein; denn schon damals zeichnete er sich aus durch einen scharfen Verstand, ein eminentes Gedächtniß und einen eisernen Fleiß. Häufige Fußwanderungen und gymnastische Uebungen, sowie bäuerliche Arbeiten in den Ferienwochen entwickelten seine körperlichen Kräfte dermaßen, daß ihm auch an leiblicher Rüstigkeit nicht leicht einer gleich kam. Nur 28 Monate dauerte die „goldne Zeit“, die er in Trogen verlebte, dann zog er, ein blutjunger Student, im Frühling 1823 nach Zürich, um an der dortigen medicinischen Schule die nöthigen Fachkenntnisse zu erwerben. Damals war es noch möglich, mit einem recht bescheidenen Maaß von Wissen und Können die medicinische Staatsprüfung zu bestehen und als wohlbestallter „Doctor“ in noch minorennem Alter die Leiden der Menschheit amtlich zu behandeln. So leichten Kaufes wollte aber T. nicht Arzt werden. Die Studien in Zürich setzte er in Wien und Würzburg fort. Nachdem er sich hier auf Grund einer Dissertation über das Scharlachfieber den Doctortitel mit allen Ehren erworben, ging er nach Paris, um dort seine Kenntnisse zu vervollständigen. Im Winter 1827 begann er zu Teufen im Appenzellerlande seine praktische Wirksamkeit. Mit einem reichen Fachwissen verband er eine ungewöhnlich große, allgemeine Bildung; denn emsig hatte er sich während seiner Studien-

jahre auch um Sprachen, um allgemeine und Litteraturgeschichte bemüht und sich schon mannichfach in eigenen litterarischen Leistungen versucht. Die erste Schrift, die er als Praktiker veröffentlichte, galt den weitesten Kreisen des Volkes. Unter dem Titel „Hausmutter“ gibt diese Schrift Rathschläge für eine rationelle Lebensführung, insbesondere für die leibliche und geistige Erziehung der Kinder und sucht durch Anleitung zu einer einfachen und zweckmäßigen Krankenpflege den Charlatanismus zu bekämpfen. Aber noch hielten Quacksalberei und Aberglauben das Volk zu stark in Banden, als daß die Schrift den Erfolg gehabt hätte, den sie verdiente. Sie erlebte nur zwei Auflagen, die erste 1830, die zweite 1844.

Ein so gründlich gebildeter und ein für den Fortschritt auf allen Gebieten der menschlichen Thätigkeit so begeisterter Mann wie T. konnte dem politischen Leben seiner Heimath nicht fern bleiben, zumal in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, als die Wogen der französischen Julirevolution weithin in europäischen Ländern nachzitterten. Wol besaß das Appenzellervolk seit Jahrhunderten die Freiheit in demokratischer Form; dessen ungeachtet hatte sich das Regiment thatsächlich sehr patriarchalisch gestaltet, und es fehlte durchaus an einer Trennung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalten. In Flugschriften, in Zeitungsartikeln, in mündlicher Rede verfocht T. besonnen und furchtlos die Sache des loyalen Fortschrittes. Sein aufrichtiger und immer auf edle Ziele gerichteter Patriotismus wurde denn auch im Laufe der Jahre von seinem Volke dankbar anerkannt. Es betraute ihn mit verschiedenen Ehrenämtern und berief ihn wiederholt in die höchste schweizerische Landesbehörde, in den Nationalrath. Tobler's Verdienst ist es, daß seit Ende der 50er Jahre der Charfreitag als hoher kirchlicher Feiertag in der ganzen Schweiz gefeiert wird. Wäre er aber nur Landarzt und Politiker in seiner Heimath geblieben, so würde sein Name kaum in diesem Werke figuriren; aber er hat zugleich seinen Namen mit unvergänglichen Zügen in die Annalen der Wissenschaft eingezeichnet. Längst ehe die Dialektforschung allgemein gewürdigt war, erkannte T. ihren hohen linguistischen und culturgeschichtlichen Werth und gab 1837 den „appenzellischen Sprachschatz“ heraus, ein Werk, dessen Trefflichkeit heute allseitig anerkannt wird. Bis an seines Lebens Ende war er für Verbesserung und Bereicherung dieser seiner Arbeit thätig, doch gelang es ihm nicht, eine zweite Auflage derselben erscheinen zu lassen. Um so mehr freute er sich, seine reiche Sammlung den Autoren des schweizerischen Idiotikons zur Verfügung zu stellen. Immerhin fehlte ihm bei diesen Forschungen die strenge Methode. Manche Partie seines Buches hätte ein geschulter Philologe besser bearbeitet; nur in umsichtiger und gewissenhafter Stoffsammlung kann er nicht leicht übertroffen werden.

Von früher Jugend an empfand T. einen starken Wandertrieb. Aeußerst bescheiden in seinen materiellen Ansprüchen, verstand er in seltenem Maaße die Kunst, mit wenig Geld große Reisen zu machen. Ueber Berg und Thal zu Fuß, die Donau hinunter auf Flößen, auf Meerschiffen dritter Classe, so reiste er ganz wohlgemuth und freute sich, mit den Leuten aus dem Volke sich eingehend zu unterhalten. Im J. 1835 machte er seine erste Reise nach dem Orient, nicht ahnend, daß er 30 Jahre später die vierte Wanderung nach dem heiligen Lande antreten werde. Auf Grund seiner reichlichen Tagebuchnotizen arbeitete er die Eindrücke und Erlebnisse dieser ersten Orientreise zu einem Buche aus, das 1839 unter dem Namen „Lustreise ins Morgenland“ erschien. Schon diesem Buche eignen die Hauptvorzüge der Darstellung Tobler's, insofern es von scharfer Beobachtung, von unbestechlicher Wahrheitsliebe und frischem Humor zeugt. Damals schon stellte er die Echtheit des heiligen Grabes in Frage. Daheim nahm er seine ärztliche Praxis wieder auf. Teufen zwar hatte er schon 1834 verlassen und einige Jahre in andern Dörfern seines Heimathkantons gewirkt.

Er siedelte 1840 nach Horn am Bodensee über, wo er für 31 Jahre ein ihm ganz behagliches Tusculum fand. Hier schuf er in den Pausen einer sehr bedeutenden Praxis die wissenschaftlichen Werke, die seinen Namen weit über die Grenzen seiner Heimath tragen sollten.

Die erste Reise nach dem Orient war, wie er selbst sagte, eine Lustreise gewesen, der die wissenschaftliche Vorbereitung gefehlt hatte. Aber bald erkannte er, als er sein Reisetagebuch ausarbeitete und andere Beschreibungen consultirte, daß viel Irriges über die Gegenden, die er geschaut, war geschrieben worden, daß viele Reisende ihre flüchtigen und ungenügenden Beobachtungen mit der Phantasie zu Hause ergänzt hatten. Das reizte ihn, die Palästinalitteratur möglichst gründlich und systematisch durchzulesen und zu excerpiren. In dieser Arbeit ließ er sich auch durch die Leistungen Ed. Robinson's, die eine neue Epoche der Palästinakunde begründeten, nicht irre machen. Im Besitze von fast 700 Folioseiten voll Excerpten trat T. im September 1845 die zweite Reise an. Am 30. October grüßte er die heilige Stadt und blieb daselbst bis den 18. März 1846. Auf der Heimreise durchwanderte er auch Samaria und Galiläa. Das Resultat seines Forschens an Ort und Stelle und in litterarischen Quellen veröffentlichte er in acht Schriften, die zu den Standard works der Palästinakunde gehören. Mit größter Genauigkeit schildert er das Selbstgeschaute, wobei er reichlich Gelegenheit hat, die Berichte Anderer zu corrigiren. Er hatte keine Gefahr gescheut, um zu einem möglichst klaren Einblick in die thatsächlichen Verhältnisse zu gelangen. So ward es ihm möglich, um nur einige Beispiele hervorzuheben, über die Gräberanlagen bei Jerusalem, über die Höhle Chareitun, über den complicirten Bau der Grabeskirche ganz neues Licht zu verbreiten. Von wichtigen Einzelheiten der Bodengestaltung Jerusalems, von dem Lauf der Gassen und ihren Namen gab er den ersten ganz zuverlässigen Bericht. Geradezu bahnbrechend war T. für eine systematische, die gesammte Ueberlieferung verarbeitende Ortsgeschichte. Dabei berücksichtigte er nicht bloß Jerusalem und dessen nächste Umgebung, sondern mit gleicher Sorgfalt behandelte er die Geschichte von Bethlehem, Jafa, Ain Karim u. s. w. So hat er z. B. seine Monographie über Bethlehem mit 1443 Noten ausgestattet. Wir zählen die acht Werke in der Reihenfolge ihrer Wichtigkeit auf: „Topographie von Jerusalem", 2 Bücher, erstes Buch: „Die heilige Stadt", zweites Buch: „Die Umgebungen" (Berlin 1853); „Denkblätter aus Jerusalem" (Constanz 1856); „Golgatha, seine Kirchen und Klöster" (St. Gallen 1851); „Die Siloahquelle und der Oelberg" (St. Gallen 1852); „Grundriß von Jerusalem mit einem neu eingezeichneten Gassennetze" (St. Gallen 1849); „Bethlehem in Palästina" (St. Gallen 1849); „Beitrag zur medicinischen Topographie von Jerusalem und seinen Umgebungen" (Berlin 1856). Seit den Jahren, da T. diese Werke herausgab, ist die Palästinaforschung unausgesetzt thätig gewesen und hat namentlich durch Nachgrabungen und Vermessungen sehr viel Neues zu Tage gefördert; aber in Beziehung auf systematische Bearbeitung der Ortsgeschichte hat T. keinen ebenbürtigen Nachfolger gefunden, und es scheint, daß wir noch für längere Zeit einzig auf die diesfälligen Werke des Appenzeller Arztes angewiesen bleiben. Es bedurfte einer großen selbstlosen Liebe zur Wissenschaft, um den Hunderten von Pilgerschriften nachzugehen, um Tausenden von an sich kleinen unbedeutenden Fragen die peinlichste Sorgfalt zu widmen. Aus zwölf verschiedenen Sprachen und Dialekten strömten ihm die Quellen für seine Wissenschaft. Welch gewaltiger Aufwand von Arbeit nur für die hierzu erforderliche Sprachenkenntniß! Auf solcher Grundlage gewinnt seine Ortsgeschichte nicht bloß ein unmittelbares Interesse mit Rücksicht auf das historische Ansehen der betreffenden Ortschaften, sondern zugleich auch eine allgemeine psychologische und culturhistorische Bedeutung. Wie ungleich

haben die Reisenden die gleichen Erscheinungen im Laufe der Jahrhunderte aufgefaßt, wie oft haben sie einfache Allegorien zu Legenden verdichtet, wie oft die geschichtliche Wirklichkeit mit einem Kranz von Sagen und Mythen umwunden! Man begegnet hier jeder Form von Sagen- und Mythenbildung. Den Grundstock lieferte schon das vierte Jahrhundert, als nach den Siegen Constantin's die Pilger zu Tausenden nach dem heiligen Lande wallfahrteten und man inbrünstig nach den physischen Spuren derer suchte, deren Herrlichkeit doch ganz dem Reiche des Geistes angehört. In geradezu rührender Weise hat ein zarter, tiefpoetischer Sinn im Bunde mit kindlicher Frömmigkeit die heiligen Stätten, zumal Golgatha, bisweilen umrankt; aber neben anmuthender Kindlichkeit ging auch viel kindischer Aberglaube einher, neben überschwenglicher Begeisterung für die Heiligthümer des eigenen Glaubens eine schreckliche Herzenshärte gegen Andersgläubige. Wie oft ließ man den Gegner durch derbe Faustschläge die Stärke des eigenen Glaubens spüren! Die einmal geschaffenen Legenden wurden mit vollem Vertrauen Jahrhunderte lang nachgesprochen, wie denn überhaupt die Pilger im Abschreiben gar nicht bedenklich waren. In der Kreuzfahrerzeit muß es ein kleines Reisebüchlein gegeben haben, das offenbar die Pilger bei sich trugen und dem sie in ihren eigenen Beschreibungen eine Menge Stellen wörtlich enthoben. Alle diese Thatsachen führt T. seinen Lesern sehr anschaulich vor die Augen. Was er schreibt, ist wegen der Fülle kleiner und kleinster Notizen oft mühsam zu lesen; aber seine Schriften zeichnen sich aus durch körnigen, oft pikanten Stil. Der ernste Forscher bleibt ein Kind seines Volksstammes, der durch seinen scharfen Witz vor allen Stämmen des Schweizervolkes sich hervorthut. Auf gehobenen Stellen liegt etwas wie frischer Bergeshauch, und überall spiegelt sich in der Darstellung ein kerngesunder, edler Charakter. Als im J. 1856 der Schluß des Riesenwerkes, der „Beitrag zur medicinischen Topographie von Jerusalem", erschienen war, bemerkte T. im Hinblick auf die ungeheure Arbeit, die dasselbe ihn gekostet: „Aehnliches möchte ich nicht mehr schreiben; aber leicht ließe ich mich dazu bereden, noch einmal nach Palästina zu reisen und von Fremden unbetretene oder unbeschriebene Gegenden aufzusuchen und zu beschreiben, aber ohne gerade den Maßstab einer durchgreifenden historischen Kritik anzulegen".

In seiner eifrigen Hingebung an die Erforschung des heiligen Landes blieb er sich gleich bis an seines Lebens Ende. Mit größter Sorgfalt folgte er dem Gang der Wissenschaft. Kein irgendwie belangreiches Buch über Palästina, das er nicht einläßlich studirt und nicht für den eigenen Gebrauch mit Noten versehen hätte. Mit unsäglicher Mühe sammelte er sich eine Palästinabibliothek, die schließlich mehrere tausend Bände zählte und ihresgleichen in Beziehung auf Vollständigkeit nirgends fand. Hinter seinen Büchern tröstete sich der einsame Mann darüber, daß er des Familienlebens entbehrte. Wenn er ausruhen wollte von einer ärztlichen Praxis, die zeitweise Tag um Tag auf 50 Audienzen und Besuche sich belief, versenkte er sich in die Palästinaforschung. Anderweitige Erholung gönnte er sich nur, wenn die Rücksicht auf die Gesundheit gebieterisch es verlangte. Er blieb zeitlebens ein rüstiger Fußgänger und ein ausgezeichneter Schwimmer. Immer hielt er an der Ueberzeugung fest, der sei der weiseste, der möglichst wenig leibliche Bedürfnisse habe. Er fand, daß die Menschen im allgemeinen zu viel essen und zu viel trinken. Freunden war er ein sehr liebenswürdiger Gastgeber; aber sie mußten mit einfacher Kost vorlieb nehmen. Zwischen 1846 und 1877 machte er viele Reisen im westlichen Europa, überall beflissen seltenen Drucken und unedirten Handschriften von alten Reisebeschreibungen über Palästina nachzuspüren. Es war ihm denn auch manche sehr erfreuliche Entdeckung beschieden. Drei seiner Funde erwiesen sich als besonders wichtig: 1. Das Buch des Theodosius über die Lage des heiligen Landes ums

Jahr 530, von dem bis dahin nur einzelne Fragmente bekannt waren, 2. Das Büchlein des Theodoricus über die heiligen Orte ums Jahr 1172, 3. Beschreibung des heiligen Landes von Johannes Poloner vom Jahr 1422. Doch nicht bloß diese, sondern auch längst bekannte alte Pilgerschriften gab T. neu heraus. Wenn nun auch seine Ausgaben nicht allen Anforderungen der modernen Paläographie und Linguistik entsprechen, so behalten sie doch wegen ihrer vielen sachlichen Anmerkungen ihren bleibenden Werth. Theodosius ist der einzige, der uns mittheilt, wie es in Palästina im Anfang des 6. Jahrhunderts aussah. Theodoricus erweist sich als ein treuer und zuverlässiger Zeuge aus der Kreuzfahrerzeit, während Poloner uns darüber belehrt, was man im Anfang des 15. Jahrhunderts im Abendland von Palästina und seinen heiligen Orten wußte.

Im October 1857 trat T. seine dritte Wanderung nach Palästina an, um anfangs Februar 1858 die alte Heimath wieder zu begrüßen. Er war diesmal noch vollständiger wissenschaftlich ausgerüstet als im J. 1845, um Allem, was sich auf die Landeskunde bezieht, verständnißvolle Beachtung schenken zu können, namentlich auch nach Seite der Kartographie und der physischen Geographie hin. Besser wie einst wußte er sich mit dem Landvolk zu unterhalten, vertrauter war er mit den Fachausdrücken der verschiedenen Wissenschaften. Man erkennt beim Lesen seiner Schrift über die dritte Wanderung, wie er auf Alles, was irgendwie für Natur und Geschichte des Landes belehrend sein konnte, sorgfältig Acht gab. Er verbreitete denn auch über unsere Kenntniß von Judäa sehr viel neues Licht. Schade, daß er nicht auch andere Landestheile in den Bereich seiner Forschung ziehen konnte und namentlich von Umwanderung des Tiberiassees absehen mußte. Jerusalem betrat er wie eine zweite Heimath. Hier galt es nur eine Aehrenlese zu halten, nachdem die große Ernte schon vor Jahren eingeheimst war. Dankbar benutzte er diesmal die Forschungen von Konrad Schick, dieses ausgezeichneten Württembergers, der mit größter Sorgfalt decennienlang den Spuren des alten Stadtterrains nachgegangen ist und dem allein wir ein ziemlich vollständiges und zuverlässiges Bild der alten Terraingestalt verdanken. Wie er Tobler's Werk unterstützte, so empfing er hinwieder von diesem mannichfache Anregung und Belehrung. Ja ohne den medicinischen Topographen hätte Schick wol kaum den Antrieb bekommen, mehr als 40 Jahre lang mit systematischer Genauigkeit alle Spuren des antiken Bodens zu vermessen. Leicht könnte man meinen, das sei doch eine recht unfruchtbare Detailarbeit gewesen, und T. hätte den trefflichen Baumeister dazu nicht veranlassen sollen. Aber an diese kleinen Dinge heften sich größere Interessen. Nur durch Tobler's und Schick's Arbeiten, denen später die englischen Vermessungen sich beigesellten, ist es möglich geworden, die topographischen Angaben der Bibel zu verstehn und aus vereinzelten biblischen Notizen sich ein ganzes Bild zu gestalten. Schick's Verdienst ist es, nachgewiesen zu haben, daß die zweite Mauer, welche im Norden Jerusalem umschloß, das Terrain des traditionellen Golgatha nicht mitumfaßte. Die ungleiche Dichtigkeit der Schuttlagen liefert ein stummes und doch beredtes Zeugniß für die innere Geschichte der Stadt.

T. zeigte sich der Tradition gegenüber sehr kritisch, konnte er doch so oft mit unwiderleglichen Gründen beweisen, daß dieselbe viele Irrungen und Wandlungen durchgemacht hatte. So hielt er auch die Echtheit des heiligen Grabes und die von Golgatha, wenn auch nicht für absolut unmöglich, so doch für sehr problematisch. T. nöthigte auch die conservativeren Forscher ihre Anschauungen besser zu begründen und Wissenschaft mit Wissenschaft zu bekämpfen. Noch ein viertes Mal drängte es den Wanderer nach dem heiligen Lande zu ziehen. Wiederum trat er im October die Reise an im J. 1868, als er schon im 60. Altersjahre sich befand. Er hatte gleichwie einst für Bethlehem so jetzt für

Nazareth die eingehendsten topographischen und geschichtlichen Vorstudien gemacht, um als Schlußstein seiner Topographien heiliger Stätten die von Nazareth einzufügen. Glücklich gelangte er nach Jerusalem, aber nicht nach dem eigentlichen Ziele seiner Reise, weil dort die Cholera ausgebrochen war. Was er an Ort und Stelle nicht erforschen konnte, ersetzten ihm die Antworten auf mehr denn 200 Fragen, die er an den ortskundigen und scharf beobachtenden Missionar Zeller richtete. Am 9. September traf er gesund und frisch in der alten Heimath ein.

Mit 60 Jahren sagte er dem Oriente Lebewohl; aber in unermüdlicher Emsigkeit setzte er daheim die litterarische Thätigkeit für die Palästinakunde fort. Sein letztes Hauptwerk griff er gleich nach der Rückkehr an, nämlich eine „Kritische Uebersicht der geographischen Litteratur von Palästina in chronologischer Ordnung". Schon im Spätsommer 1867 erschien dasselbe und fand bei allen Fachmännern volle und rückhaltlose Anerkennung. Es besteht aus drei Abtheilungen: 1. aus Werken, die gewiß oder höchst wahrscheinlich von Augenzeugen herrühren, 2. aus Werken, deren Verfasser Palästina gewiß oder höchst wahrscheinlich nicht aus eigener Anschauung kennen, 3. aus Ansichten und Karten. Durch dieses Werk erfuhren wir erst, wie riesig die Zahl der Schriften ist, die im Laufe der Jahrhunderte über Palästina geschrieben worden sind. T. begnügte sich nicht damit, als sorgfältiger Bibliophile alle Handschriften, Drucke, Auflagen u. s. w. zu notiren, sondern gab als competentester Richter zugleich sein Urtheil ab über den wissenschaftlichen Werth der einzelnen Leistungen. Meisterlich hat er es verstanden in äußerst präcisen wohlabgewogenen Ausdrücken ein Werk zu charakterisiren. Das eigentlich Bibliographische an seinem Werk ist durch Röhricht's großartige Leistung überholt worden, aber die Charakteristiken machen die Tobler'sche Bibliographie zu einem monumentum aere perennius. Gegen 1500 Reisende, Gelehrte, Künstler u. s. w. hat er in diesem Werke vorgeführt. Es mußte dem schlichten einsamen Gelehrten wohlthun zu erfahren, mit welcher Wärme die Kritik vom In- und Ausland das hohe Verdienst seiner Schrift anerkannte. Ja jetzt war er facile princeps unter allen Palästinakundigen, und willig anerkannte man ihn überall als eine Autorität ersten Ranges. So wurde denn auch die letzte seiner Topographieen aus Palästina, die über Nazareth, von der gesammten Kritik wohlwollend aufgenommen. Goldne Herbsttage waren für T. gekommen. Er hatte durch Fleiß und Sparsamkeit, die aber niemals seiner großen Herzensgüte gegen arme Patienten Eintrag that, so viel erworben, daß er den ärztlichen Beruf aufgeben und ganz nur seinen stillen Palästinastudien leben konnte. Um diesen langgenährten Wunsch zu verwirklichen verließ er seine idyllische Heimath am Bodensee und siedelte im J. 1877 nach München über, wo gelehrte Freunde ihn willkommen hießen und eine reiche Staatsbibliothek seiner wartete. Auch in der bairischen Residenzstadt verstand T. das vivere in otio cum dignitate nicht als bloßes Genießen. Nulla dies sine linea blieb sein Wahlspruch. Unausgesetzt studirte er alle Novitäten der Fachlitteratur, arbeitete an der Verbesserung und Erweiterung seiner bisherigen gelehrten Schriften, namentlich auch seiner Palästina-Bibliographie. Noch ließ er sich am späten Abend seines Lebens in ein großes Unternehmen ein. Es hatte sich eine gelehrte französische Gesellschaft unter dem Namen Orient latin gebildet zum Zwecke die gesammte ältere Palästinalitteratur in mustergültiger Form herauszugeben. Man gedachte dabei alle Handschriften und Drucke zu berücksichtigen, um einen möglichst correcten Text zu gewinnen. Da nun T. auf diesem Gebiete schon sehr Bedeutendes geleistet, ja für verbesserte Herausgabe alter Pilgerschriften mehr als irgend ein Anderer gethan hatte, so wünschte die Gesellschaft sehr lebhaft seine Mitwirkung. Er sagte zu und half bei Herausgabe des ersten Bandes der Itinera hierosolymi-

tana et descriptiones Terrae sanctae bellis sacris anteriora nach Kräften mit. Doch schon war er körperlich nicht mehr der alte. Ein rüstiger Fußgänger hatte er einst einen großen Marsch durch den Wald gemacht und war dabei von einem Gewitter überfallen worden. Kein Hinderniß fürchtend durchwatete er mit vieler Anstrengung einen hochgeschwollenen Bach. Das Wagniß gelang; aber daheim packte ihn das Fieber, denn er hatte sich gründlich erkältet. Das Fieber schwand wieder, doch es blieb eine starke Heiserkeit zurück, die sich nie mehr heben wollte. Von hier aus begannen die Mächte des Todes an dem lebenskräftigen Manne zu arbeiten. Jahrelang hielt er stand, doch mit immer mehr sinkenden Kräften. Seine letzten Wünsche waren, den ersten Band der Itinera zu vollenden und dann zur vollen Ruhe ins Vaterland zurückzukehren. Ihre Erfüllung winkte in nicht allzuweiter Ferne, doch noch näher war der Tod. Eine Woche vor seinem Heimgang wollte er die scheidende Sonne noch einmal sehen. Als man ihm sagte, sie sei untergegangen, bemerkte er: „Mir geht bald ein schöner Morgenstern auf“. Aber es rang in den letzten Tagen das Leben noch heftig mit dem Tode. Als es diesen Kampf aufgab, da ging ein verklärender Strahl der Freude und des Friedens über den Sterbenden, als ob sich noch in Einen Augenblick alle Seligkeit wohlverdienter, schwererrungener Ruhe concentriren wollte. T. starb in der Morgenfrühe des 21. Januar 1877. Noch wenige Jahre vorher hatte man ihm das Alter eines Alex. v. Humboldt prophezeit; nun war es ihm beschieden, ein mannhaftes, tüchtiges und gesegnetes Leben im Alter von 70 Jahren zu vollenden. Testamentarisch hatte er verordnet, daß seine Leiche in seiner Heimathgemeinde Wolfhalden (Kanton Appenzell) beigesetzt werde. Aus dem schwungvollen Nachruf, den sein langjähriger treuer Freund Dr. G. Thomas im Namen der Münchener Gelehrten ihm widmete, entnehmen wir folgende Stelle: „Wen führt man da hinaus so stille und prunklos, nur den grünen Zweig der Friedenspalme auf dem schwarzen Gehänge? Wen trägt man hin zur letzten beflügelten Fahrt nach der lieben Heimat, wo er zur ewigen Ruhe gebettet sein will? Ein viel und weit Gewanderter hat den Stab niedergelegt, ein lange rüstiger Arbeiter ist abgetreten für immer, ein echter Schweizer, ein guter Deutscher, ein heilbereiter Arzt, ein freier Gelehrter, ein wahrer Menschenfreund, Mann vom Scheitel bis zur Sohle — es ist die Leiche von Dr. Titus Tobler, welche zur Stätte der Väter gebracht wird“. Während T. mit dem Tode rang, hatte die theologische Facultät von Zürich den Beschluß gefaßt ihn zum Doctor theologiae honoris causa zu ernennen. Doch die Ausführung des Beschlusses verzögerte sich einige Wochen, sonst hätte sie wol noch einen hellen Strahl der Freude in seine späte Abenddämmerung geworfen.

T. hatte sich in der That um Kirche und kirchliche Wissenschaft verdient gemacht. Der Charfreitag, der durch seine Anregung in der Schweiz zum hohen Festtag erhoben worden ist, ist für das reformirte Schweizervolk der höchste und feierlichst begangene Festtag geworden. Die gelehrten Werke Tobler's kommen vielfach auch der Bibelerklärung zu Gute, und seine Geschichte des Pilgerwesens ist ein sehr werthvoller Beitrag zur christlichen Culturgeschichte. Wer, wie der Verfasser dieses Lebensbildes der engeren Freundschaft von T. gewürdigt war, wird den wohlthuenden Eindruck niemals vergessen, den dieser Mann auf ihn gemacht. Man mußte mit Verehrung zu dem schlichten Landarzte aufschauen, der ein ungewöhnlich hohes Maaß geistiger und leiblicher Kraft in den interesselosen Dienst der Erkenntniß der Wahrheit stellte, der große Opfer an Zeit und Geld, viele Gefahren zu Wasser und zu Land nicht scheute, um auf einem bescheidenen Gebiet das Reich der Wahrheit zu fördern. Er hat als getreuer Knecht mit reinem Herzen dem Ewigen gedient, allem bloßen Schein, allem

unreinen und unlauteren Wesen abhold, ein herber Mann mit kindlich zartem und tiefem Gemüth, ein ruhlos Strebender und doch einer, der als innig dankbarer Gast aufstund von der Tafel des Lebens, ein frischer und froher Erdenbürger, der ohne viel Worte doch den Tod willkommen hieß, weil am letzten Horizont hinter allen Wanderungen und Wandlungen der goldene Schein eines höheren Tages sich ihm ankündete.

Ueber die Palästina betreffenden Schriften Tobler's gibt R. Röhricht's Bibliotheca geographica Palaestinae, Berlin 1890, S. 379—382 die genaueste Auskunft. Die einzige größere Biographie von T. danken wir H. J. Heim, Dr. T. Tobler, der Palästinafahrer, ein appenzellisches Lebensbild, Zürich 1879. Eine kürzere Skizze hat der Unterzeichnete in der Zeitschrift des deutschen Palästinavereins I, 49—60 veröffentlicht und überaus herzliche Nachrufe haben ihm Ph. Wolff, Dr. G. Thomas, Graf P. Riant gewidmet. K. Furrer.

Tochtermann: Philipp Jakob T., Sänger und Schauspieler, wurde am 3. April 1774 zu Augsburg geboren. Sein Vater, ein Stadtmusikus, wandte den begabten Knaben früh der eigenen Kunst zu und ließ ihm neben einer guten humanistischen Bildung ordentlichen Unterricht im Gesang und Cellospiel, ja selbst in Theorie und Compositionslehre (bei Capellmeister Friedrich Hartmann Graf) zu Theil werden. Den Jüngling aber lockte das Theater. Kaum zwanzigjährig debütirte er in seiner Vaterstadt bei der Gesellschaft Voltolini, wandte sich von da 1796 zur Rosner'schen Truppe, die in der Schweiz spielte, und kam schließlich zu der vom Grafen Fugger gehaltenen Theatergesellschaft, die in Augsburg und Nürnberg Vorstellungen gab. 1798 als erster Tenorist an die Mannheimer Hofbühne berufen, siedelte er schon Ende 1799 nach München über, wo er zunächst zwar nur in zweiter Stelle stand, schon 1801 indessen zum Hofsänger, 1806 zum Opernregisseur vorrückte. Durch seine Stimmmittel wie seine stattliche Gestalt zum Heldentenor geboren, erregte er in seiner Blüthezeit als Achill (Paer), Titus, Castor (Castor und Pollux von Cannabich) die Begeisterung der Münchener, machte sich später aber auch Rollen der Baritonlage zu eigen und galt namentlich als musterhafter Darsteller des Gluck'schen Orest und des Simeon in Méhul's „Josef und seine Brüder" (1809). Als der Schmelz und die Kraft der Stimme schwanden, bethätigte er sich als Schauspieler in Charakter- und Episodenrollen; so galt er z. B. als vorzüglicher Cassius (Julius Cäsar) und schenkte seine größte Mühe der Regie der Oper, die er ums Jahr 1821 während eines Interregnums sogar fast selbständig leitete und lange Zeit auf einer hohen Stufe künstlerischer Vollendung zu halten verstand. 1826 in den Ruhestand versetzt, starb er am 1. April 1833 zu München.

Lipowsky, Bairisches Musiklexikon, München 1811, S. 347 f. — Blum-Herloßsohn, Theater-Lexikon, Leipzig 1841, VII, 93. — Allgemeine musikal. Zeitung, Jahrg. 1833, S. 507. Heinrich Welti.

Tode: Johann Clemens T., Arzt, geboren am 24. Juni 1736 zu Zollenspieker in den Vierlanden, trat 1752 in das Haus seines Schwagers, eines Regimentschirurgen in Schleswig und wurde hier zum Chirurgen ausgebildet. 1758 wurde er Assistent bei Wohlert in Kopenhagen, 1763 königlicher Reisechirurg. 1765 wurde ihm zum Studium der Medicin im Auslande ein Reisestipendium bewilligt. Nach etwa 3-jährigem Aufenthalt in Holland, England und Frankreich kehrte er nach Kopenhagen zurück, wo er seine Studien beendigte und 1769 den medicinischen Doctorgrad erlangte. In demselben Jahre habilitirte er sich an der dortigen Universität, wurde 1771 Hofmedicus und Mitglied des Collegium medicum, 1774 Professor med. design., 1797 ordentlicher Professor. Doch erkrankte er im letztgenannten Jahre an einem Schlaganfall, an dessen Folgen er längere Zeit siechte und in großer Dürftigkeit

am 16. März 1805 starb. T. war ein sehr angesehener und beliebter Lehrer, der sich auch als Philanthrop und Dichter über die engere Heimath hinaus einen Namen gemacht hat. Er stiftete medicinische Disputirgesellschaften, übersetzte zahlreiche fremde, medicinische Schriften, lieferte für verschiedene Zeitschriften eine große Reihe von meist populär und in deutscher Sprache abgefaßten Aufsätzen und Beiträgen besonders aus dem Gebiete der Gesundheitspflege, für deren Förderung er außerordentlich thätig war. Ein ausführliches Verzeichniß der litterarischen Leistungen Tode's findet sich in dem von Dezeimeris herausgegebenen Dictionnaire hist. de la médicine (IV, 270), ferner in der 7bändigen Biogr. médicale (VII, 344). Seine theils eigenen, theils aus dem Dänischen übersetzten dramat. Arbeiten nebst dem kom. Roman „Die drey Charlotten" (1798) verzeichnet Goedeke, Grdr.[2] 5, S. 394.

Vgl. noch Biogr. Lex. V, 692. Pagel.

Todleben: Graf Franz Eduard T., kaiserlich russischer Feldherr und Generaladjutant, geboren am 8./20. Mai 1818 zu Mitau, † am 19. Juni (1. Juli) 1884 in Bad Soden. Unter den zahlreichen Männern deutscher Herkunft, welche sich unsterbliche Verdienste um den russischen Staat erworben haben, gebührt T. ein besonders hervorragender Platz. Die bedeutendsten Erfolge der russischen Waffen in den beiden letzten mit den Türken, dem „Erbfeind" russischer Nation geführten Kriege sind mit diesem deutschen Namen verknüpft. Sein Vater Johann Heinrich Todleben betrieb in Mitau ein kaufmännisches Geschäft. Bald nach der Geburt dieses, unter sieben Geschwistern fünften Kindes, verlegten die Eltern Geschäft und Wohnsitz nach Riga, wo die später von dem ältesten Sohne Karl Heinrich vertretene Firma „J. H. Todleben" zu den geachtetsten zählte. Ihren Ursprung leiten die Todlebens von einem Adelsgeschlecht Thüringens her. Die Familienpapiere geben keine Auskunft darüber, was einzelne Sprößlinge dieses Geschlechtes im 18. Jahrhundert zur Auswanderung nach Rußland bewog, sondern lassen nur erkennen, daß sich der Großvater des nachmaligen Grafen in den Ostseeprovinzen niederließ.

Nach Beendigung des häuslichen Unterrichts besuchte T. in Riga die Privatschule des Dr. Hüttel, deren Schüler für die höheren Classen des Gymnasiums, wie für den Eintritt in das praktische Leben vorbereitet wurden. Doch er sollte nicht mit dem großen Strom in einer dieser beiden Lebensrichtungen ausmünden, sondern einen eigenen, seinen frühzeitig sich zeigenden Neigungen entsprechenden Weg wandeln. Es zeugt von seiner Beobachtungsgabe des Vaters, daß er aus den bei Knaben so allgemein üblichen Kriegsspielen, denen der Sohn Eduard sich mit großem Eifer hingab, zu erkennen vermochte, daß es sich hier um eine specifische Begabung, um ein technisch-militärisches Talent handele, welches auf des Knaben künftigen Lebensberuf hinweise. Mag es auch richtig sein, daß, wie berichtet wird, die von T. namentlich auf Collins-Höfchen, wo die Familie den Sommer zu verbringen pflegte, erbauten Festungen mit ihren Brustwehren, Gräben und Zugbrücken nach den Regeln der Ingenieurkunst hergestellt waren, und daß er als Führer der Angreifer oder Vertheidiger in seinen Anordnungen einen ausgeprägten militärischen Sinn verrathen habe, so gebührt dem Vater doch Anerkennung dafür, daß er nicht allein des Sohnes Fähigkeiten richtig zu schätzen, sondern auch die Wege zu deren Ausbildung zu ebenen wußte, indem er ihn in die Ingenieurschule zu St. Petersburg eintreten ließ. Das war nicht ohne Schwierigkeiten zu ermöglichen. Vor allen Dingen galt es den bisher in deutscher Sprache unterrichteten Knaben tüchtig russisch lernen zu lassen, dann aber auch dessen Aufnahme in die Schule zu erwirken. Hierzu bedurfte es einer Standeserhöhung, der Vater mußte, was mit nicht geringen Mühen und Geldopfern verbunden war, den Titel eines erblichen Ehrenbürgers erwerben. Die

Hindernisse wurden überwunden, im J. 1831 brachte Johann Heinrich Todleben seinen noch nicht 14jährigen Sohn nach St. Petersburg und im Herbst 1832 fand derselbe, nachdem er vom Ingenieurcapitän Kirpitschow dazu vorbereitet worden war, in die dritte Classe der erwähnten Anstalt Aufnahme. Hier mag einer Begegnung Erwähnung geschehen, welche später von besonderer Bedeutung für T. sein sollte. Als sich Vater und Sohn von einander auf der Petersburger Poststation verabschiedeten, war der Banquier Hauff zufälliger Zeuge der Scene; gerührt von des Knaben Trennungsschmerz, bat er um die Erlaubniß, denselben an Feiertagen zu sich laden und ihm sonst behülflich sein zu dürfen. Die freundliche Aufnahme, die dem Ingenieurschüler in dem Hauff'schen Hause wurde, fand ihren schönen Ausdruck in der am 23. Februar 1853 erfolgten Vermählung des Garde-Ingenieurcapitäns Todleben mit des Hausherrn Tochter, der Baronesse Victorine Hauff. Die Ingenieurschule hat T. nicht beendet; auf Anrathen der Aerzte, die bei ihm das Entstehen eines Herzübels befürchteten, wurde er im J. 1836 als Fähnrich nach Riga commandirt. Hier erholte er sich zwar so weit, daß er nach einigen Monaten zur Fortsetzung seiner Studien in die Officiersclasse wieder eintreten konnte, doch bald zeigten sich die Krankheitszufälle abermals und brachten es mit sich, daß er an den Cursen der höheren Officiersclassen sich zu betheiligen verhindert, im J. 1838 mit dem Range eines Secondlieutenants aus der Anstalt entlassen und dem Rigaschen Ingenieurcommando als dejourirender Officier zugewiesen wurde. Diese Stellung, deren Aufgaben sich auf Remontearbeiten beschränkten, konnte den regen, nach umfassender militärischer Thätigkeit sich sehnenden Geist des jungen Officiers nicht befriedigen und veranlaßte ihn, wegen seiner Ueberführung zu den Gardesappeuren einzukommen. Dieser Wunsch fand allerdings keine Erfüllung, wohl aber wurde T. in das bei Dünaburg befindliche Sappeurbataillon des Grenadiercorps und bereits im J. 1840 in das Uebungs-Sappeurbataillon nach Zarskoje-Sselo versetzt, wo er bald die Aufmerksamkeit des Generalmajors Schilder auf sich zog, eines genialen Ingenieurs, der sowohl auf die weitere militärische Ausbildung des künftigen Vertheidigers von Sebastopol, als auch auf den äußeren Lebensgang des jugendlichen Freundes von großem Einfluß gewesen ist. In der Umgebung von Petersburg, wie später auch bei Kiew, wurden auf Befehl des Kaisers Nikolaus ausgedehnte Versuche mit dem von General Schilder erfundenen Röhrenminirsystem gemacht, die für T. als ein praktischer Vorbereitungscursus für die ihm von der Vorsehung zugewiesenen späteren Aufgaben bezeichnet werden können. Mit großem Eifer studirte er auf diese Weise den Minirkrieg, construirte einen verbesserten Erdbohrer und erwarb sich die Anerkennung seiner Vorgesetzten, welche in zwei Ordensauszeichnungen und in der Beförderung zum Stabscapitän (1847) ihren Ausdruck fand. Der Minenbohrer war offenbar dazu bestimmt, T. auf seiner militärischen Laufbahn zu geleiten. Mit ihm hat er sie begonnen, mit ihm sie beendet.

Im J. 1848 wurde er in den Kaukasus beordert, um seine Minirkunst in Daghestan an den Bergfesten Schamyl's zu erproben. Zwei Jahre währte der kaukasische Aufenthalt, während dessen er, dem Fürsten Argutinski-Dolgorukow zucommandirt, sich mehrfach auszuzeichnen Gelegenheit fand, so daß er zum Capitän befördert, mit dem goldenen Säbel für Tapferkeit und dem St. Wladimirorden 4. Classe belohnt, heimkehrte. Nach Wiederherstellung seiner durch den Feldzug angegriffenen Gesundheit wurde er von dem inzwischen nach Warschau versetzten Schilder dahin berufen und zum Adjutanten ernannt. Indessen bereits im folgenden Jahre (1852) erfolgte seine Versetzung zu den Gardeingenieuren nach Petersburg, wo er sich theoretischen Studien hingab und zugleich die Arbeiten der Gardesappeure im Lager zu Peterhof leitete. Als zwei Jahre

später der russisch-türkische Krieg ausbrach und Fürst Gortschakow den Generaladjutanten Schilder mit der Leitung der Geniearbeiten betraute, verwandte dieser sich abermals dafür, daß ihm T. als Adjutant beigegeben werde. Das geschah bei seiner gleichzeitigen Beförderung zum Oberstlieutenant. Am 26. Januar verließ er St. Petersburg in der festen Ueberzeugung, aus dem Feldzuge wohlbehalten heimzukehren: „die türkischen Kugeln sind nicht für mich gegossen", heißt es wiederholt in den Briefen des Vertheidigers von Sebastopol. Nachdem er bei der Brückenlegung über die Donau thätig gewesen und vor Kalafat wichtige Recognoscirungen vorgenommen, leitete er unter Schilder und dann als dessen Stellvertreter vor Silistria die Belagerungsarbeiten der linken Flanke. Mit unermüdlichem Eifer 35 Tage in den Trancheen arbeitend, sprengte er das Fort Arab-Tabia in die Luft und bereitete dadurch die Einnahme der Festung vor. Doch als in der Nacht vom 8./20. Juni 1854 der Sturm auf dieselbe ausgeführt werden sollte, traf ein Befehl des Feldmarschalls Paskewitsch ein, der die Aufhebung der Belagerung und die Zurückziehung der russischen Truppen auf das linke Donauufer anordnete. Was T., der an dem Erfolge eines Sturmes nicht zweifelte, bei diesem unerwarteten Rückzuge empfand, drückte er in folgenden Zeilen eines Briefes aus: „Die ersten Trancheen vor Silistria habe ich errichtet und als letzter verließ ich dieselben, mit dem Gefühl, es habe mich jemand schwer beleidigt, ohne daß ich die Möglichkeit hätte, für die erlittenen schweren Verluste Genugthuung zu nehmen." Zu den schweren, auch persönlichen Verlusten vor Silistria hatte der für Tapferkeit mit dem Georgsorden und der Ernennung zum Oberst belohnte T. in erster Reihe seines väterlichen Freundes und Gönners Schilder Tod zu rechnen. Er schreibt über ihn: „Der Alte hat uns durch seine sonderbaren Ideen oft in Verzweiflung gebracht. Doch er war ein Mensch von Herz und Gemüth, und darum werde ich ihm stets ein gutes Andenken bewahren." Während die Armee nunmehr sich aus den Donaufürstenthümern zurückzog, wurde das Hauptquartier davon benachrichtigt, daß die Alliirten in der Krim zu landen beabsichtigten. Das veranlaßte den Fürsten Gortschakow, der wußte, daß es dem Fürsten Menschikow an einem erfahrenen Genieofficier fehle und daß Sebastopol nur von der Seeseite befestigt sei, ihm T. zur Verfügung zu stellen. Indessen war Menschikow von diesem Act feldherrlicher Collegialität offenbar nicht sehr erbaut, denn er empfing, wie der „Russische Invalide" berichtet, den zukünftigen Vertheidiger Sebastopols höchst kühl und mit folgenden Worten: „Der Fürst Gortschakow hat in seiner Zerstreutheit gewiß vergessen, daß ich in Sebastopol ein Bataillon Sappeure besitze. Erholen Sie sich und kehren Sie dann zur Armee zurück." Doch T., zum Glück für Rußlands Waffen, auf die Möglichkeit eines solchen Empfanges vorbereitet, folgte dem Rathe Menschikow's nicht, sondern machte sich daran, die vorhandenen Befestigungen in Augenschein zu nehmen und einen Plan zu deren Erweiterung auszuarbeiten. Durch seinen Eifer und beispiellose Energie in der Arbeit erwarb er sich bald die Freundschaft und Unterstützung der Admiräle Kornilow, Nachimow und Istomin, endlich auch das Vertrauen des Fürsten. Zwar wollte dieser an die Möglichkeit einer Landung nicht glauben, aber nach der Schlacht an der Alma erkannte auch er den verzweifelten Ernst der Lage und ließ T. gewähren. Auf dessen Anregung erfolgte die Sperrung des Hafens durch Versenkung von 10 Kriegsschiffen und die Befestigung der Stadt von der Landseite in einer Ausdehnung von nicht weniger als 7500 Meter. Woran man zuerst nicht gedacht, was hernach für unausführbar gehalten ward, das erzwang der feste Wille eines Mannes, er schuf eine Festung aus nichts und hat den an Zahl und Ausrüstung überlegenen Feinden einen Widerstand entgegengesetzt, dem Rußland allein es zu danken hat, daß ihm ein glimpflicher

Friedensschluß gewährt wurde. Am 31. August (12. September) 1855 äußerte sich der Fürst Gortschakow in einem Tagesbefehl wie folgt: „Es ist ein Ereigniß ohne Beispiel in den militärischen Annalen, daß eine in der Eile, im Angesicht des Feindes befestigte Stadt sich so lange (349 Tage) gegenüber einem Angreifer zu halten vermochte, dessen Angriffsmittel das Maaß aller üblichen Berechnungen weit überschritten.“ Unter den zum Schluß dieses Tagesbefehls aufgeführten Personen befindet sich ziemlich an letzter Stelle auch Todleben's Name. — Die Geschichte weist ihm den ersten Platz zu. Uebrigens hat der Fürst jenen auffälligen Fehler wieder gut gemacht, indem er in seinem an den Kaiser gerichteten Rapport über den Verlauf der Vertheidigung Sebastopols, die Verdienste Todleben's, „der trotz seiner Leiden bis ans Ende die Vertheidigungsarbeiten leitete“, besonders hervorhebt. Diese Leiden rührten von einer türkischen Gewehrkugel her, die den bereits zum General Beförderten, als er im Feuer die Vertheidigungsarbeiten besichtigte, in die Wade des rechten Beines traf. Die Wunde nahm bald einen bedenklichen Charakter an und gab wegen der um Sebastopol herrschenden Krankheiten zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß. Aus diesem Grunde bewirkte es der ihn behandelnde Arzt und Landsmann, Professor Dr. v. Hübbenet aus Kiew, daß der General in das Thal Balbek gebracht wurde, wo reine Luft und die sorgsamste Pflege einem bösen Ausgang der Krankheit entgegenwirkten. Und so bewahrheitete sich das Wort, daß für T. eine türkische Kugel nicht gegossen sei. Doch auch auf dem Krankenbett gab sich der pflichtbewußte Soldat nicht der Unthätigkeit hin, sondern ertheilte Befehle und Weisungen, führte die Vertheidigung bis zu Ende. Es hat nicht an Neidern und Mißgünstigen gefehlt, die T. seine Lorbeeren von Sebastopol streitig machten, namentlich einem Nationalrussen, dem Oberst Melnikow zuerkennen wollten. Die Wahrheit ist aber doch durchgedrungen und hat alle diese kleinlichen Intriguen zu Schanden gemacht. Zum Generaladjutanten des Kaisers Alexander II. ernannt und auf das reichste decorirt verließ T., nachdem er noch Pläne zur Vertheidigung der Stadt Nikolajew und der Mündung des Dniepr ausgearbeitet hatte, im November 1855 den südlichen Kriegsschauplatz, um die Befestigung Kronstadts ins Werk zu setzen. Von den zahlreichen, dem Helden von Sebastopol erwiesenen Ehrenbezeigungen, seien die von seiner engeren Heimath ihm entgegengebrachten — die Aufnahme in die Verbände der baltischen Ritterschaften und die Ertheilung des Ehrenbürgerrechts der Städte Riga und Reval hervorgehoben.

Nach dem Abschluß des Pariser Friedens (1856) wurde der Generaladjutant v. T. mit einer Besichtigung der Befestigungen von Sweaborg, Reval, Baltisch-Port und Riga betraut, und nachdem er in Moskau der Krönung Alexander's II. beigewohnt hatte, von diesem ins Ausland gesandt, um einerseits sich zu erholen, andererseits mit dem Auftrage, die Festungen Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und Italiens zu studiren. Ueberall in zuvorkommendster Weise empfangen, kehrte er im October 1858 nach St. Petersburg zurück, um die Leitung des gesammten russischen Geniewesens zu übernehmen. — Für Rußland trat jetzt eine langjährige Friedenszeit ein, während der es galt, die aus dem Krimkriege gezogenen Lehren praktisch zu verwerthen. Ob das auf allen Gebieten des russischen Militärwesens geschehen, mag dahingestellt bleiben, daß T. diesen Zeitraum nicht müßig gewesen, sondern auf die tüchtige Ausbildung von russischen Ingenieuren hingewirkt und beständig an der militärischen Stärkung aller strategisch wichtigen Grenzpunkte gearbeitet hat, ist zweifellos. In diese Jahre fällt auch die Abfassung seines in drei Sprachen erschienenen Werkes: „Die Vertheidigung von Sebastopol“. Mit größtem Interesse folgte er den Kriegsereignissen von 1866 und 1870. Seine persönlichen und militärischen

Sympathien waren auf Seite Preußens, beziehentlich Deutschlands. In dieser Hinsicht ist der folgende Ausspruch Kaiser Alexander's II. von Interesse: „Was mir Todleben mittheilt, geht genau in Erfüllung, was andere mir berichten, wird durch die Thatsachen nicht bekräftigt." Als im J. 1876 am politischen Horizont Rußlands sich Kriegswolken zu zeigen begannen, wurde T. plötzlich nach Livadia berufen und erhielt dort den Auftrag, Odessa, Sebastopol, Kertsch in Vertheidigungszustand zu setzen. Die in dem bewährten Feldherrn hierdurch erregte und gewiß berechtigte Erwartung, falls es zum Kriege komme, in ihm mitwirken zu können, erwies sich als Täuschung. Ihm ward der Auftrag, für die Armirung der Festungen und Häfen in der Ostsee Sorge zu tragen! „Ich glaubte", so schreibt er mit feiner Ironie, „man werde mich rufen. Man hat mich in Petersburg belassen, mich mit der Befestigung der Ostseehäfen betraut. Offenbar mißt der Kriegsminister denselben, in der Befürchtung eines Zerwürfnisses mit England, eine besondere Bedeutung bei." Die kränkende Zurücksetzung verdankte der russische General deutscher Herkunft der Thatsache, daß er der panslavistischen Strömung, die tongebend geworden und Rußland frivoler Weise in diesen Krieg getrieben hatte, keinen Geschmack abzugewinnen verstand und in der ihm eigenen offenen und furchtlosen Weise seiner Meinung Ausdruck zu geben keinen Anstand genommen hatte. Nur slavisch empfindende Herzen sollten bei der Befreiung der Slavenbrüder mitwirken! Als aber Osman Pascha in Plewna den Russen durch eine improvisirte Festung, die, wie im Krimkriege Sebastopol, angesichts des Feindes errichtet wurde, einen Widerstand entgegensetzte, den dreimaliges Stürmen zu brechen nicht vermochte, da endlich gelangte der vom Kaiser Alexander II. präsidirte Kriegsrath zu der Ueberzeugung, daß hier nur überlegene Kriegskunst, nicht aber das nationale Empfinden, wenn auch mit Tapferkeit verbunden, zum Ziele führen könne. So wurde denn durch die Macht der Verhältnisse dem Gekränkten die glänzendste Genugthuung. Der Kaiser berief T. nach Plewna. Am 18./30. September besichtigte T. zum ersten Mal die Positionen vor der Festung und am 28. November (10. December) erfolgte Osman Paschas Capitulation auf Gnade und Ungnade. Als nach Abschluß des Präliminarfriedens von St. Stefano das Erscheinen der englischen Flotte vor Constantinopel die Befürchtung neuer kriegerischer Unternehmungen wach rief, erhielt der inzwischen nach Petersburg heimgekehrte General, an Stelle des zum Feldmarschall ernannten Großfürsten Nikolaus, den Oberbefehl über die gesammte russische Streitmacht. Es sei hier noch erwähnt, daß ihm die nationalen Heißsporne vor Plewna nicht wenig zu schaffen machten. Sie wollten durchaus noch einen vierten Sturm versuchen, die Einschließung der Festung erschien ihnen, nach einer Aeußerung von Skobelew, „unrühmlich". Ja, dieser ließ sich vom Großfürsten mündlich, unter Uebergehung Todleben's, die Genehmigung zum Sturm ertheilen. Als dieser hiervon noch rechtzeitig Kenntniß erhielt, untersagte er den Sturm und nahm auch keinen Anstand, den Großfürsten selbst auf das Unzulässige solchen Verfahrens aufmerksam zu machen. Nach Schluß des definitiven Friedens kehrte der Feldherr, geschmückt mit dem St. Georgsorden 2. Classe und dem St. Andreasorden, im März 1879 heim. Am 5./17. October 1879, dem 25. Jahrestage des ersten Bombardements von Sebastopol, wurde T. mit seiner Descendenz in den Reichsgrafenstand erhoben. Inzwischen hatte der Nihilismus im Reich sein Haupt erhoben, die Ermordung des Gouverneurs von Charkow, Krapotkin, die Mordversuche auf das Leben des General Drentelen und am 2./14. April auf die Person des Kaisers selbst, verlangten ein energisches Eingreifen und führten zur Ernennung von mit besonderen Vollmachten ausgestatteten Generalgouverneuren in Petersburg, Charkow und Odessa. An letzteren Ort wurde T. gesandt, um dort den Kampf gegen

den inneren Feind zu führen. Bis zum Mai 1880 hat er diese Stellung bekleidet, um darauf das Generalgouvernement und das Commando der Truppen von Wilna, Kowno und Grodno zu übernehmen. Man hat ihm in einem Theil der russischen Presse den Vorwurf großer Härte, die er in Odessa bewiesen hätte, gemacht, namentlich in der Anwendung administrativer Beahndungen und Verbannungen. Es ist hier nicht der Ort die Berechtigung derselben zu erörtern, doch möge hervorgehoben werden, daß diese Presse weder das System der administrativen Maßregelung, noch dessen Handhabung durch national russische Beamte gerügt hat, wenn es sich keineswegs um Staatsverbrecher handelte, sondern um die Beseitigung aus irgend einem Grunde unbequemer Personen, wie etwa der Stundisten, lutherischer oder katholischer Geistlicher. Diese Thatsache gibt einen Maaßstab zur Beurtheilung jenes Vorwurfes gegen den General deutscher Herkunft. In seiner letzten amtlichen Stellung hat T. unausgesetzt sich den Arbeiten zur militärischen Sicherung der Grenzen hingegeben. Seit dem Jahre 1882 begann es mit seiner Gesundheit zur Neige zu gehen. Zur Wiederherstellung derselben begab er sich nach Deutschland, und beendete am 19. Juni (1. Juli) 1884, nach schwerem Leiden, in Bad Soden sein ruhmreiches Leben. Die Leiche wurde nach Riga gebracht, wo sie in der Familiengruft bestattet werden sollte. Doch auch dem Todten gegenüber machte der Staat, dem er gedient, seine Rechte geltend. Der regierende Zar wünschte, um des Verstorbenen außerordentliche Verdienste auch außerordentlich zu ehren, daß er in Sebastopol neben dem Fürsten Gortschakow die letzte Ruhestätte finde. Die Wittwe gab ihre Zustimmung, eingedenk des das gräflich Todleben'sche Wappen zierenden schönen Wahlspruches: „Treu auf Tod und Leben".

Rigascher Almanach für 1858. — N. Schilder, Graf Eduard Iwanowitsch Todleben. Sein Leben und seine Thätigkeit. 2 Bde. St. Petersburg 1885 (in russischer Sprache). — A. Brialmont, Le General Comte Todleben, sa vie et ses travaux. Bruxelles 1884. — Russkaja Starina 1884, Bd. XLIII u. 1885, Bd. XLV. — O. Heyfelder, General Graf Todleben vor Plewna 1877. M. v. Oettingen.

Todt: Karl Gotthelf T., sächsischer Politiker, wurde am 20. October 1803 zu Auerbach im sächsischen Voigtlande geboren. Der Vater war Musselinweber, der jedoch seinen Erwerb hauptsächlich aus einer gepachteten Schankwirthschaft zog. Er erhielt den ersten Unterricht in der Bürgerschule, dann in zwei Privatschulen zu Auerbach und war zum Erlernen des Tischlerhandwerks bestimmt, als ein Advocat ihn als Schreiber annahm. Die vielen Fertigkeiten in juristischen Formeln, welche er so erlangte, riefen seinen Wunsch, die Rechte zu studiren, hervor. Durch großen Privatfleiß erreichte er 1820 seine Aufnahme in das Gymnasium zu Plauen, wo er sich den Unterhalt zum Theil durch Ertheilung von Unterricht verdiente, auch einem Grafen Brühl als Vorleser dienstlich war. Ostern 1824 begann er in Leipzig das Studium der Rechte, wurde jedoch 1826 wegen Theilnahme an einer verbotenen Verbindung auf zwei Jahre von der Universität verwiesen. Diese Zeit benutzte er in der Heimath zu eifrigem Studium, worauf er im Februar 1829 in Leipzig eine sehr gute Prüfung ablegte. Zuerst auf der Leipziger Landstube angestellt, nahm er 1830 die ihm angebotene Stelle eines Stadtschreibers zu Treuen im Voigtlande an. Die Umsicht und Entschiedenheit, mit welcher er in demselben Jahre den dort gegen Rittergüter und gegen Uebelstände im Zollwesen gerichteten Unruhen entgegentrat, sowie die Thätigkeit, welche er zur Linderung der im Winter von 1831 über das Voigtland hereingebrochenen Noth entfaltete, verschafften ihm in diesem Landestheile großes Ansehen. Er wurde nun in Treuen zum Stadtrichter ernannt und begann seine ersten schriftstellerischen Versuche in

den „Blättern aus dem Voigtlande“. Von der Stadt Adorf zum Bürgermeister gewählt, trat er dieses Amt am 31. October 1832 an. Er gründete hier eine Sonntagsschule, in welcher er selbst Unterricht ertheilte, und wurde 1833 auch hier zum Stadtrichter gewählt, eine Stelle, welche er bis zum Ende der städtischen Gerichtsbarkeit 1839 bekleidete. 1835 gründete er das „Adorfer Wochenblatt“, welches im ganzen Voigtlande schnell Verbreitung erhielt. Die liberalen Ansichten, welche er in diesem Blatte geltend machte, gewannen beim sonstigen Mangel einer regsamen Localpresse, in weiten Kreisen Sachsens Bedeutung, besonders nachdem auch R. Blum in Leipzig sich mit dem Blatte in Verbindung gesetzt hatte. Das von T. beeinflußte Blatt „Die Ameise“ trug zur Aufdeckung und Abstellung von Mißbräuchen in der Verwaltung viel bei. In Folge dieser Wirksamkeit wurde er im Sommer 1836 von der Heimath zum Abgeordneten in die sächsische zweite Kammer gewählt. Hier ließen er und der gleichzeitig zuerst eingetretene Advocat v. Dieskau aus Plauen als die einzigen Liberalen zum ersten Male den bisher nur in Baden laut gewordenen Ton eines kühneren Liberalismus vernehmen. Opponent gegen das System der Ministerien Lindenau und Könneritz, erregte er besonders 1839 Aufsehen durch seine liberale Umgestaltung eines vorgelegten Preßgesetzentwurfs, ferner 1842 durch seinen Antrag auf Erlaß einer die Beschwerden der Kammer enthaltenden Adresse an den König und 1845, als die Mehrheit der Kammer aus Liberalen bestand, durch seinen Adreßentwurf voll Mäßigung und zugleich Kühnheit sachlicher Kritik. Beim Beginn der Bewegung von 1848 wählte ihn eine Versammlung von Abgeordneten in Leipzig zu einem Vertreter im Vorparlament. Das am 16. März ins Leben getretene liberale Ministerium Braun-Georgi ernannte ihn mit dem Titel eines Geh. Reg.-Raths zum Vertreter Sachsens in der zufolge Bundesbeschlusses vom 23. März behufs Revision der Bundesverfassung berufenen Versammlung von Vertrauensmännern. Nach Ausscheiden der Bundestagsmitglieder, welche an unvolksthümlichen Maßregeln mitgewirkt, trat er an v. Nostiz' Stelle als sächsischer Bundestagsgesandter ein und nach Auflösung des Bundestags vertrat er Sachsen bei der provisorischen deutschen Centralgewalt. Von hier durch das Ministerium Held abberufen, erhielt er die Stelle eines Directors im Ministerium des Innern zu Dresden und vertrat dieses auch bei den Kammern. Als am 4. Mai 1849 infolge der Bewegung für Durchführung der Reichsverfassung König Friedrich August sich auf den Königstein begeben hatte und eine Anzahl von Landtagsabgeordneten in Dresden eine provisorische Regierung einsetzten, bewirkte Tzschirner und sein Anhang, daß behufs Gewinnung der gemäßigteren Theile der Bevölkerung, neben ihm selbst Heubner und T. durch Zuruf gewählt wurden. Daß er diese Wahl annahm, obwol es ihm auf nichts weiter als auf die Reichsverfassung ankam, ist ihm von gemäßigter Seite sehr verdacht worden. Nach einer Darstellung in der „Gegenwart“ (s. unten) soll er seit Beginn der Bewegung von 1848 allen Halt in sich verloren gehabt haben. Völlig in der Hand Tzschirner's, sah er das Mißliche seiner Lage zu spät ein. Unschlüssig versuchte er sich, ohne zurückzutreten, mehr ins Dunkel zurückzuziehen. Auf seinen Wunsch unterzeichnete Heubner mit für ihn. Am 6. Mai erschien er nochmals in der provisorischen Regierung, Abends aber entfernte er sich heimlich aus Dresden, hielt sich eine zeitlang verborgen in Sachsen auf und flüchtete in die Schweiz. In Zürich, wo er sich niederließ, beschäftigte er sich litterarisch mit schweizerischem Strafrecht und Gemeindewesen und starb am 10. März 1852 in Rießbach bei Zürich.

Steger's Ergänz.-Bl. I, 126, Leipzig 1846; II, 51 und 642. — A. Allg. Ztg. 1848, Nr. 125. — Gegenwart V, 574, 580, 602, Leipzig 1850,

und VI, 640 und 648. — Grenzboten 1848, 2. Sem., IV, 73 („Deutsche Flüchtl. i. d. Schweiz“). — H. Blum, „Rob. Blum“, S. 266, Leipzig 1879. — Biedermann, Dreißig J. d. Gesch. I, 210 und 443. — Friesen, Erinn. I, 105, Leipzig 1880. — Biedermann, Mein Leben, S. 293, Bresl. 1886. — Beust, Aus dreiviertel Jahrhunderten I, 44 und 77, Stuttgart 1887. — N. Nekrol. d. D., Jahrg. 1852, Thl. 2, Weimar 1854, Nr. 293. — Todt's Bild in Lasker und Gerhard, Des d. Volks Erheb. i. J. 48, Danz. 1848, S. 433. **Wippermann.**

Todt: Max T., Maler, wurde im J. 1843 zu Paderborn geboren. (Die Angabe im Illustrirten Katalog der Internationalen Jubiläums-Kunst-Ausstellung, II. Aufl., Wien 1888, S. 83, Nr. 396: geboren Wien 1852, ist unrichtig.) Er erhielt seine erste künstlerische Erziehung auf der Akademie zu Düsseldorf und wurde dann Privatschüler von W. Sohn daselbst. An dem Kriege von 1870 nahm er als Freiwilliger theil, vermochte aber die Strapazen desselben nicht zu ertragen, erkrankte vielmehr und blieb mehrere Jahre arbeitsunfähig. Im J. 1877 siedelte er nach München über, wo er eine äußerst lebhafte künstlerische Thätigkeit entwickelte. Sein Feld war das Genrebild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, das er in der Art der alten Niederländer, namentlich in der Teniers' überaus flott, geistreich und coloristisch vortrefflich behandelte. Von seinen Bildern verdienen folgende erwähnt zu werden: „Ein Liebesbrief“ (1874), „Lesender Page (1874), „Tanz aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges“, „Leicht verwundet“ und „Fahnenträger“ (1888), „Der Sänger“ und „Das neueste Lied (1889), „Kriegers Zeche“ (1890). Bis an sein frühes Ende unermüdlich thätig, starb T. am 8. Mai 1890 zu München.

Vgl. A. Rosenberg, Die Münchener Malerschule, Leipzig 1887. 4°. S. 59, 60. — Bericht über den Bestand und das Wirken des Kunstvereins München 1890. München 1891. 4°. S. 67. **H. A. Lier.**

Toggenburg: Graf Kraft v. T., schweizerischer Minnesinger. Von drei Trägern dieses Namens in dem vornehmen und mächtigen Adelsgeschlecht gilt nach allgemeiner Annahme der zweite als unser Dichter; er ist im Gegensatz zu den beiden anderen nur in einer Urkunde vom 27. Mai 1260 belegt. Zu dieser Zeit stimmt es, daß die Manessische Handschrift ihn in der Grafenbank ihres Grundstocks zu dem den Toggenburgern verwandten Grafen v. Kilchberg (1286—1310) stellt; Kraft III (1299—1339) ist zu spät, Kraft I (1240—54), zu dessen gewaltthätigem Charakterbild auch die Lieder nicht passen, zu früh.

Die sieben Liebeslieder verrathen einen Schüler Veldeke's, der viel von seines Meisters Art besitzt. Eine liebenswürdige heitere Natur, die es aber doch mit den neuen Schlagworten noch ernst nimmt, verträgt er es nicht, den „hochgemuthen“ Ton der höfischen Schule anzuschlagen, wenn er Liebeskummer fühlt und bittet ganz aufrichtig die Auserwählte, ihm die geforderte Stimmung zu verschaffen. Man hat überall den Eindruck, daß er in wirkliche Anschauung und lebendiges Gefühl übersetzt, was Andere nur als Schablone übernehmen. So wird ihm auch der Spott der Herrin zum hörbaren Lachen und die volksthümliche Wendung vom rosenrothen Mündlein führt zu einem frischen Vergleich. Seine Kunst ist mäßig: der Adonius der Veldekischen Schule und provenzalische Durchreimung verbinden sich mit der Freude an Wortaufnahme, die fast ein landschaftliches Kennzeichen der Thurgauer bildet, und mit bequemen Reimen. Eine Neuerung bedeutet für seine Zeit die eingehende Aufzählung der Schönheiten seiner Dame im neunten Gedicht. Er spiegelt so recht die Freude ab, mit der in den deutschen Nebenländern die neue Kunst begrüßt ward; der Minnesinger Wengen, ein Dienstmann des Toggenburger's, der zu Klingen's Kreis

gehört, vermittelt dann zwischen diesen Einführern Veldekischer Art (wie unser Dichter und Teufen) und dem Epigonenkreis der Thurgauer Sänger um Klingen.

Text in Bartsch, Schweizer Minnesänger VI, 74 f. — Litteratur: ebd. S. LI f. — v. d. Hagen, Minnesinger IV, 52—55. — Bächtold, Gesch. d. d. Dichtung in d. Schweiz S. 151. Richard M. Meyer.

Toke: Heinrich T., Dr. theol., Domherr zu Magdeburg, stammte aus einer angesehenen Bremer Bürgerfamilie und ist wol um 1390 geboren. Er studirte seit 1406 in Erfurt, wurde 1411 Magister, 1418 Doctor und Professor der Theologie daselbst und folgte 1419 einem Rufe an die neu begründete Universität Rostock, deren Rector er 1424 wurde. Bald darauf berief Erzbischof Günther von Magdeburg ihn als Magister der Theologie und Lector an die Domkirche nach Magdeburg; als solcher war er auch Domprediger und Domherr. Außer seinen nicht wenigen erhaltenen Reden, theologischen und philosophischen Schriften haben wir ein Werk- und Citatenbuch von ihm, das eine wichtige Quelle für die Kenntniß und Würdigung von seinem Geistesleben ist. Wenn T. auch auf dem Boden der alten Kirche steht, so finden sich doch in seinen Schriften gewisse Anklänge an die Lehren der Reformatoren. Für die vielfachen Schäden der damaligen Kirche hat er ein offenes Auge. Er ist bewandert in der Bibel, für das Fasten ist er nur in bedingter Weise. Der Mißbrauch des Ablasses verletzt ihn. Er findet, daß die alten Kirchenlehrer niemals vom Ablaß gesprochen haben, daher erscheint ihm seine Berechtigung zweifelhaft. Die Kirche ist ihm der sichtbare Christus. Da die Kirche ganz besonders sichtbar ist in einem allgemeinen Concil, so ist ihm das Concil die höchste irdische Autorität, das Concil steht über dem Papst, ein allgemeines Concil kann nicht irren. Der Papst ist ein Sohn der Kirche, folglich muß er der Kirche gehorchen. Die Schäden der römischen Curie erkennt er sehr wol, in Rom selbst sei der Heerd aller Verkehrtheiten zu suchen, die das Christenthum entstellen. Von den Mönchsgelübden hat er gegen die Armuth seine Bedenken; er findet, daß sie keinen Werth hat, wenn sie nicht im evangelischen Sinne aufgefaßt wird; auch spricht er sich gegen das freiwillige Betteln aus. Der Erzbischof Günther hatte ihm auch die Reformation der Klöster übertragen, die er aber, da Streitigkeiten zwischen diesem und der Stadt Magdeburg ausgebrochen waren, noch nicht durchführen konnte. Die vielfachen Schäden der Bettelordenklöster kannte T. sehr wol. Gegen den Mißbrauch, der mit Wundern getrieben wurde, trat er schon damals auf.

Im J. 1431 wurden ihm von Bremen Anerbietungen gemacht, nach seiner Vaterstadt als Lector am dortigen Dom zurückzukehren. Aber vorläufig führten diese Verhandlungen zu keinem Resultate, T. empfing vielmehr um diese Zeit von Erzbischof Günther den Auftrag, als sein Legat nach Basel zum Concil zu gehen. Ueber Erfurt, wo er einige Zeit blieb, begab sich T. Anfang 1432 nach Basel. Kaum hier angekommen, wurde er dazu ausersehen, mit einer Gesandtschaft des Concils nach Böhmen zu gehen. Die Böhmen sollten veranlaßt werden, das Concil zu beschicken. Toke's Gewandtheit namentlich gelang es, die Böhmen zu bestimmen, am Concil theilzunehmen. Als die Verhandlungen mit ihnen auf dem Concil zu scheitern drohten, entschloß man sich, eine kleinere Zahl von Concilsmitgliedern zu beauftragen, mit ihnen weiter zu verhandeln. Dazu wählte man auch T. Die Böhmen verließen aber das Concil, und dieses sandte eine neue Legation nach Böhmen, an der T. auch theilnahm. Auch dieses Mal war T. wieder die hervorragendste Persönlichkeit. Die Böhmen versprachen, unter gewissen Bedingungen und in der Hoffnung, daß ihre Artikel, namentlich die Gewährung des Kelches an die Laien, vom Concil anerkannt würden,

aufs neue Gesandte nach Basel zu schicken. Am 2. Aug. 1433 kehrte die Gesandtschaft nach Basel zurück. Wenige Wochen später ging wieder eine Gesandtschaft des Concils nach Prag zu weiteren Verhandlungen ab, zu der auch T. gehörte. Das Resultat dieser Legation waren die Prager Compactaten vom 30. November 1433. Die Gesandten blieben bis Anfang Januar 1434 in Böhmen und kehrten dann nach Basel zurück, wo sie am 15. Februar über ihre Thätigkeit referirten. T. hat auf dem Baseler Concil seine Wirksamkeit wesentlich der böhmischen Frage zugewendet. Ende 1434 oder Anfang 1435 scheint er das Concil verlassen zu haben.

Um diese Zeit waren auch die Schwierigkeiten, welche früher seiner Uebersiedelung nach Bremen entgegenstanden, beseitigt. T. wurde der erste Magister an der dortigen Domkirche. Ueber seine amtliche Thätigkeit in Bremen liegen indessen fast keine Nachrichten vor. Im J. 1440 ist er bereits wieder in Magdeburg; wir wissen nicht, welche Gründe ihn zum Aufgeben seines Amtes in Bremen veranlaßt haben. In Magdeburg beschäftigte ihn namentlich die Reformation der Klöster, vor allem aber seine Betheiligung an dem Kampfe Magdeburgs gegen das Wilsnacker Wunderblut. Als der Papst sich 1453 wesentlich zu Gunsten des heiligen Blutes und seines Cultus entschieden und beiden Theilen Frieden geboten hatte, gab T. den Kampf auf. Wenige Jahre später wird er gestorben sein.

S. E. Breest, Dr. Heinrich Toke, Domherr zu Magdeburg, in den Magdeburger Geschichtsblättern XVIII, 43—72 und 97—145.

Janicke.

Tol: Dominicus van T., Maler, wurde in den Jahren von 1631 bis 1642 zu Bodegraven geboren und war Schüler seines Oheims Gerard Dou. Er war hauptsächlich in Leiden thätig, vorübergehend aber finden wir ihn auch in Amsterdam beschäftigt. Er starb im J. 1676 und wurde am 26. December desselben Jahres in Leiden begraben. — T. setzte in seinen Bildern ganz die Art seines Lehrers Dou fort, ohne dessen Feinheit in der Durchführung und dessen warmes Colorit zu erreichen. Als Hauptwerke des Künstlers müssen das „Bildniß des Amsterdamer Bürgermeisters Spiegel" (1673) und „Die gefangene Maus", beide im Amsterdamer Reichsmuseum, ferner „Der Heringsesser" und „Die Garnwinderin" in der Dresdner und „Das Mädchen mit dem Huhn" in der Casseler Galerie aufgeführt werden. Unter den Bildern Tol's im deutschen Privatbesitz ragt das der Galerie Weber in Hamburg, betitelt „Der Lieblingsvogel" hervor. In Leipzig besitzt Herr Otto Gottschald ein von T. herrührendes „Mädchen am Fenster". Bei der Verwandtschaft seiner Bilder mit denjenigen Dou's kann es vorkommen, daß seine Werke mit denen seines Lehrers verwechselt werden. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß das unter dem Namen Dou's bekannte „Mädchen mit kurzem, lockigen Haar" im herzoglichen Museum zu Gotha nicht von Dou, sondern von T. herrührt. In seiner Heimath ist T., außer im Amsterdamer Museum, namentlich noch gut in dem zu Rotterdam vertreten, wo drei Gemälde von seiner Hand aufbewahrt werden.

W. Burger, Musées de la Hollande. I. Amsterdam et La Haye. p. 88—89. Paris 1858. II. Musée van der Hoop etc. p. 189. Paris 1860. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III 2, 794. Leipzig 1888. — Karl Aldenhoven, Herzogl. Museum zu Gotha. Katalog der herzogl. Gemäldegalerie, S. 51, Nr. 245 und S. 123. Gotha 1890. — Repertorium für Kunstwissenschaft VIII, 86, 87, XIII, 159. Berlin und Stuttgart 1885 und 1890. — K. Woermann, Wissenschaftl. Verzeichniß der älteren Gemälde der Galerie Weber in Hamburg, S. 207. Dresden 1892.

H. A. Lier.

Told: Franz Xaver T., Schriftsteller und Dichter, ist in Wien am 13. December 1792 geboren. Er studirte zu Innsbruck, wurde 1809 Soldat, seine militärischen Dienstleistungen trugen ihm 1840 den Adel mit dem Prädicat „v. Doldenburg" ein. Er trat als Hauptmann in den Ruhestand und lebte in Wien von seiner Feder, die ihn allerdings, besonders in den vierziger Jahren, niemals im Stiche ließ. Doch hielten seine Ausgaben nicht gleichen Schritt mit seinen Einnahmen, so daß er im Mangel, halb gelähmt, von allen Freunden verlassen, am 14. April 1849, 57 Jahre alt, im Invalidenhause starb. So liederlich wie seine Lebensführung war auch seine Schriftstellerei. T. gehört in eine Reihe mit den Vielschreibern des vormärzlichen Wiens: Gleich, Meisl u. a., eine unverkennbare Begabung tritt in der Masse der Ueberproduction nur in leisen Andeutungen zu Tage, das Meiste ist gänzlich werthlos. Das gilt vor allem von seinen zahllosen größeren und kleineren Novellen, die er in einer Reihe der gelesensten Zeitschriften, in größeren Sammlungen, sowie in dem von ihm 1824—1831, 1838—1840 herausgegebenen Taschenbuche „Fortuna" ablagerte. „Armes Publicum" muß man mit einem seiner Recensenten ausrufen, wenn man es nur versucht, diese historischen Erzählungen, rührseligen Familiengeschichten und gequälten Humoresken heute anzusehen. Clauren ist sichtlich Vorbild, auch in der Sprache, von dem unglaublichen Schwulststile haben schon Frankl's Sonntagsblätter 1842 überzeugende Proben gegeben. Der Oesterreicher verleugnet sich nirgends. In der Erzählung „Von Sieben die Häßlichste" (Fortuna 1829), die in Angely's gleichnamigem Stücke wörtlich ausgeschrieben ist, heißt es: „Auf was denkst Du? — Auf Dich." Auch der populäre Kaiser Joseph greift helfend ein (Der Zweikampf). Ueber seine Gedichte — darunter Nachahmungen der Körner'schen Kriegslieder, ein Epos auf die Schlacht von Aspern rc. — ist kein Wort zu verlieren. Wichtiger ist T. als Dramatiker. Von seinen zahllosen Stücken, die Wurzbach nicht vollständig verzeichnet, sollen einige ihm unterschoben sein. Das Josephstädter Theater, speciell Director Pokorny, hat ihm durch Jahre die größten finanziellen Erfolge zu danken. Er begann mit einem schrecklichen Rührstücke: „Der Ritt um den Kynast" (13. Januar 1818) nach Körner's Ballade, in derselben Art folgten Dramen wie: „Die beiden Krieger", nach dem Französischen (24. Juni 1824), mit Benutzung von Schiller's Bürgschaft, die fürchterliche „Hand des Schicksals" ist die Bearbeitung seiner Novelle: „Leichtsinn, Unglück und Strafe". Sehr viel hat T. aus dem Französischen entlehnt, so einen Theil seiner unendlich beliebten großen Spektakelstücke: „Der Wald bei Senart" (5. August 1820), „Der Schacht zu Aßhorn" (7. August 1824). Eine crasse, ganz unwahrscheinliche Mordgeschichte ist „Der Gemsenjäger" (Juli 1825). Für einen beliebten Affendarsteller schreibt er „Domi, der brasilianische Affe" (Febr. 1831). Höchst ungeschickt wird dieselbe Situation, die Rettung eines Kindes durch den Affen, zweimal vorgeführt. Sein Hauptwirkungskreis liegt aber im Zauberstücke. Er beginnt in der Art Gleich's, die unmöglichsten Abenteuer lose verbindend. „Es wird gesungen, gesprochen und gezaubert", das ist thatsächlich der Inhalt einer ganzen Reihe dieser Producte. Der Barometermacher ist genau nachgeahmt in der „Capriciosa" (8. März 1823), an Stelle Quecksilbers tritt der Musiker Polykarp Schnabel. Im „Zaubermund" (16. December 1832) begegnet der alte Pizii, später Kolibri, als Genius Viribi. Die Statue, die anzeigt, ob ein Mädchen lüge, ist eine Abschwächung eines guten Motivs im „Geisterkönig". Die Verwandlung der Person des Gutsherrn, die mit großem technischen Geschick auf der Bühne vollzogen wird, gemahnt an den „Rappelkopf". Couplets, reich an localen Anspielungen, dürfen nirgends fehlen. Für Bäuerle's: „'s giebt nur a Kaiserstadt", heißt es hier: „Nemts mirs nit

krumm, 's giebt nur a Weanerstadt, schauts enk nur um!" Die Talismane fliegen nur so herum. In „Nicht küssen und nicht tanzen" (April 1829) beschenkt der Gnomenfürst Rulf, der sich merkwürdiger Weise an eine reisende Schauspielergesellschaft als Primadonna angeschlossen, das Ehepaar Pilsling mit den drei Wünschen, die sie vergeuden, dann stellt er ihnen zur Bedingung ihres Reichthums, nicht zu küssen und nicht zu tanzen. Beide Theile vergehen sich, er verzeiht und beschenkt sie mit mäßigem Glücke: ein woleingerichtetes Haus zur Ausübung des früheren Schneiderberufs, in dem die Gesellen fleißig arbeiten. Von diesem Schlusse hat Nestroy's Lumpacivagabundus sichtlich gelernt. Ein sonderbarer Talisman ist der „Magische Stockzahn" (26. Mai 1838). In vielen Stücken macht T. nicht einmal den Versuch einen Zusammenhang zu geben, wie in „Betteleien in Linz, Foppereien in Nußdorf, Neckereien in Wien" (11. November 1837), „Der Pfeilschuß in Lerchenfeld, die Hochzeit am Neubau und das Testament in der Josephstadt" (27. October 1841). Viele Stücke sind nur um die Ausstattung herum geschrieben, und diese übten die größte Anziehungskraft. Ganz Wien lief zu den schlimmen „Frauen im Serail" (Januar 1840) und ihrer Uebersetzung ins Böhmische: „Wastl oder die böhmischen Amazonen" (23. März 1841), wo es ein großes Amazonenheer zu sehen gab. An guten einzelnen Situationen fehlt es nicht, die Rollen, besonders wenn sie gelegentlich in den Händen Nestroy's und Scholz' ruhten, erwiesen sich als sehr dankbar. Daß T., wenn er sich Mühe gab, Besseres leisten konnte, das bewies er durch seinen „Zauberschleier" (11. Februar 1842). Neben Haffner's verkauftem Schlaf, dessen Stoff auch T. in „Reich an Geld, arm an Schlaf" 1845 behandelte, verdient dieses inhaltlich an eine Scribe'sche Oper angelehnte Werk genannt zu werden. Die Fee Zelia wird durch den Maler Albert Rose ihres Schleiers beraubt, sie muß sich von ihren Gefährtinnen trennen und dem Mann folgen. Nach vielen Wirrnissen, in denen ein shylockartiger Jude eine böse Rolle spielt, kehrt Zelia, welcher der Schleier durch eine Nebenbuhlerin ums Haupt geschlungen wurde, ins Feenreich zurück. Sie verzichtet aber und wendet sich zur Erde, in die Arme des verzweifelten Geliebten. Die komischen Episoden sind von wohlthuender Zurückhaltung, die man freilich damals tadelnswerth fand, die Verse klingen recht ansprechend, die Handlung ist mit einer bei T. seltenen Consequenz aufgebaut. Alle diese Vorgänge hätten aber nicht den beispiellosen Erfolg gemacht, der diesem Stücke zu Theil wurde. Die große Wandeldecoration zum Schlusse, welche den Flug Zelia's vom Himmel zur Erde vorführte, wurde entscheidend für die 600 Aufführungen, die der „Zauberschleier" im Laufe der Zeit erlebte. Diesen Triumph konnte T. nicht überbieten, wenn er auch im „Wolkenkind" (1847) eine schwache Nachahmung versuchte. Die eigentliche Localposse spielt in seiner Production eine geringe Rolle: auch da liebt er bilderartige Vorführung, wie z. B. „Das Leben ein Rausch" (9. März 1822) fünf verschiedene Räusche darstellt. Dagegen stammen zahlreiche Parodien von ihm: „Sepperl" (24. October 1818), „Johanna Dalk oder die Jungfrau von Oberlans" (3. März 1821), „Reserl, die Nachtwandlerin" (15. April 1825), „Ein Glas Punsch" (nach Scribe, 26. December 1841), „Die Tochter der Wildniß" (nach Halm, 23. September 1842). Neben dem in Wien unzählige Male vor ihm parodirten „Orpheus" steht der „Jupiter in Wien" (15. April 1825), wo Jupiter ein Wiener „Madel" Semele liebt, die ihrem mythologischen Untergange nur dadurch entgeht, daß Venus sie in einen Anderen verliebt macht. Ganz vereinzelt bleibt der „Alpenkönig und Menschenfeind" (1829), eine dialogisirte Pantomime, in Wort und Handlung ganz an Raimund angeschlossen. Gedruckt scheinen von den genannten Dramen nur der „Zauberschleier" und das

„Wolkenkind“, sowie einige kleinere, in der Fortuna aufgenommene Stücke, darunter sogar eine Schicksalstragödie „Das Waidmesser“ (1824).

Wurzbach 46, 5—11. — Goedeke, Grundriß III, 582, 835, 959. — Katalog der theatergeschichtlichen Ausstellung der Stadt Wien, S. 171 f. — Mehrere Stücke handschriftlich in der k. k. Hofbibliothek. A. v. Weilen.

Tölken: Ernst Heinrich T., geboren zu Bremen am 1. November 1785, promovirt in Göttingen 1811 mit einer Schrift: „Comparatio politiarum Platonis in libris de republica et de legibus delineatarum.“ Aus Göttingen stammt auch die Schrift „De Phidiae Jove Olympio“ (1812), sowie „Ankündigung und Plan wissenschaftlicher Vorträge über Mythologie als Religionsgeschichte des klassischen Alterthums“. Nach Berlin übersiedelt, war er 1814 Lehrer am Fr. Werder-Gymnasium, später am Kölnischen Gymnasium. 1816 wurde er außerordentlicher Professor, 1823 Ordinarius für Kunstgeschichte und Mythologie. Damals hatte er sich schon um die Antiken in Berlin verdient gemacht; denn er wurde nach 1815 mit der Revision der aus Paris zurückgebrachten Kunstschätze beauftragt. 1832 trat er in ständigen Dienst des königlichen Museums, erst als Assistent am Antiquarium und 1836 als Director dieser Abtheilung, welche er bis 1864 verwaltet hat. Er hat das Antiquarium, das Schatzhaus hellenischer Kleinkunst, welches damals noch das Münzcabinet umfaßte, zuerst zum Gegenstande gelehrter Arbeiten gemacht. Sein Hauptverdienst ist die erste Bearbeitung der königlichen Gemmensammlung: Erklärendes Verzeichniß der antiken, vertieft geschnittenen Steine der K. preuß. Gemmensammlung VIII, 462 S. (Berlin 1835). In der Einleitung widerlegte er die damals verbreitete Ansicht, als seien von der durch Friedrich d. Gr. angekauften Stosch'schen Gemmensammlung die werthvollsten Stücke abhanden gekommen und ebenso wußte er gegen die gefährlicheren Angriffe von Seiten des Staatsraths v. Köhler in Petersburg die Echtheit hervorragender Kunstwerke erfolgreich zu vertheidigen, wobei ihn vom mineralogischen Standpunkte Leop. v. Buch, Weiß und G. Rose unterstützten. Seine bedeutendste Schrift ist die „Ueber das Basrelief und den Unterschied der plastischen und malerischen Composition“ (Berlin 1815). Als Mitglied des Senats der königlichen Akademie der Künste hielt T. 1820 an der Gedächtnißfeier Rafael's die Festrede und 1822 erschien als Nachtrag zu Lessing's Laokoon die Schrift „Ueber das Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie“ und 1823 die „Erklärung der Bildwerke am Tempel des Jupiter Ammon zu Siwah“. T. hat auch die neue Ausgabe von „Millin's Galerie mythologique“ (1820) besorgt, sowie die „Reise des Generals v. Minutoli zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten“ (1824). Er redigirte das Berliner Kunstblatt 1828—29, hielt 1839 einen Vortrag „Ueber den protestantischen Geist aller wahrhaften Kunst und deren neuere Entwicklung in Deutschland“ (Jahrb. der Ak. d. Künste 1839), schrieb im Verein mit Böckh und Förster „Ueber die Antigone des Sophokles und ihre Darstellung auf dem königlichen Schloßtheater“ (1842). Endlich ist 1844 in Köhne's Zeitschrift für Münz-, Siegel- und Wappenkunde IV die kurze, anziehende und inhaltreiche Abhandlung „Ueber die Darstellung der Vorsehung, Ewigkeit u. s. w. auf römischen Münzen“ erschienen. T. ist als Geheimer Regierungsrath am 16. März 1869 zu Berlin gestorben. E. Curtius.

Toll: Georg Heinrich Freiherr v. T., geboren ca. 1690 auf dem väterlichen Gute Pechel auf der Insel Oesel (Livland) als zweiter Sohn des Freiherrn Georg v. T. Nach einer sorgfältigen Erziehung trat er als Cadet zu Arensburg, der Hauptstadt der Insel, in schwedische Dienste, verließ aber seine Heimath, als die Russen Oesel besetzten (1710) und die Pest den größten Theil seiner Familie dahingerafft hatte. Am 5. Mai 1713 — über seine Schicksale

in der Zwischenzeit ist nichts bekannt — trat er als Cadet in hessen-casselsche Dienste; bis zum 1. Februar 1745 blieb er bei dem Regimente Graf von Hessenstein (2. Nov. 1714 Fähnrich, 29. Juli 1723 Lieutenant, 6. Juni 1730 reformirter und 20. Juni 1734 confirmirter Capitän, 20. Aug. 1744 Major), an welchem Tage er in das Regiment Prinz von Anhalt-Bernburg versetzt wurde; 1735 nahm er an der ruhmlosen Campagne der Alliirten gegen Frankreich an der Mosel theil. Am 1. Januar 1748 wurde er zum Oberstlieutenant und am 20. October 1749 zum Oberst befördert und als solcher erst zum Regiment Mansbach (am 21. März 1757) und dann zum Regiment Capellan (am 27. Juni 1758) versetzt; letzteres Regiment erhielt er selbst nach seiner am 16. Mai 1759 erfolgten Ernennung zum Generalmajor. Am 14. November 1760 wurde er Generallieutenant und Commandant von Marburg; er starb am 3. November 1763.

Acten des Staatsarchivs zu Marburg. — Vilmar, Hess. Chronik 1855. S. 177. Kretzschmar.

Toll: Robert Baron v. T., baltischer Geschichtsforscher, esthländischer Landrath und kaiserlich russischer Obrist der Cavallerie, wurde am 23. Januar (4. Februar) 1802 auf dem Gute Linnamäggi im werroschen Kreise Livlands geboren. Sein Vater, Adolf v. T., Assessor des Dorpater Landgerichts, starb bereits am 25. Juli (6. August) 1805, die Wittwe, Karoline v. Baranoff, mit sechs Kindern in zerrütteten Vermögensverhältnissen zurücklassend. Nach dem Zwangsverkauf des Gutes zog sie in die esthländische Heimath; die beiden ältesten Söhne, unter denen Robert der zweite war, wurden in das Seecorps nach St. Petersburg gebracht. Doch Robert's Kränkeln bewog bald seinen Vaterbruder, Johann Wilhelm v. T., die Knaben zu sich auf das Gut Wodja im jerwischen Kreise Esthlands zu nehmen, um sie mit seinen vier Söhnen unter der so strengen wie liebevollen Leitung seiner Gattin, Juliane v. Wedel, und dem Unterrichte eines tüchtigen Hauslehrers zu erziehen. Hier erhielten die Verwaisten das entbehrte Elternhaus in vollem Maaße zurück. Zusammen traten sie im September 1816 als Junker in das Noworossiiskische Dragonerregiment, das im Minskischen stand. Robert begann damit eine außerordentlich günstige Laufbahn: er rückte 1818 zum Fähnrich, 1821 zum Lieutenant auf, indem er zugleich ins Hauptquartier der ersten Armee nach Mohilew in die Lehrschwadron gesandt wurde. Nach zwei Jahren erhielt er hier für Auszeichnung im Dienste den Rang des Stabscapitäns, wurde 1825 zum Adjutanten beim Commandeur des vierten Reservecavalleriecorps Generallieutenant Borosdin I ernannt und war mit 25 Jahren Capitän. Die im Türkenkriege 1828/29 namentlich vor Turnu bewiesene Tapferkeit hatte seine Ueberführung zu den reitenden Gardejägern zur Folge; und als T. zum Sturm auf die Festung Rahowo als erster Freiwilliger sich meldete und auch als einer der ersten am 28. Mai (9. Juni) 1829 an das feindliche Ufer gelangte, wurde er vom Generaladjutanten Baron Geismar mit den erbeuteten Fahnen nach Schumla zum Obercommandirenden Grafen Diebitsch gesandt, der ihm den Wladimirorden 4. Cl. persönlich an die Brust heftete. Im Juli d. J. ließ er sich auf seinen Wunsch als Major ins Kargopol'sche Dragonerregiment versetzen, wurde aber 14 Monate darnach zu den Kinburn'schen Dragonern übergeführt, wiewol er, durch Krankheit gefesselt, erst ein halbes Jahr später, im April (Mai) 1831 bei diesem Truppentheil eintreffen konnte, dem er bis ans Ende seines activen Dienstes angehörte. Dieses Ende wurde ihm freilich bald bereitet. Denn seine Dragoner waren zum Corps des Generaladjutanten v. Rüdiger gestoßen, der den polnischen Aufstand in Wolynien eben gedämpft hatte, nun Ljublin besetzte und den Wieprz abwärts gegen die Weichsel vorrückte. Auf diesem Marsche kam es anläßlich des Ueber-

ganges über den Wieprz am 7. (19.) Juni zum Treffen bei Budzisko unweit Lysobyki, wo die Dragoner gegen die Truppen des polnischen Generals Turno stark im Gefecht waren; trotz seines Sieges hatte General v. Rüdiger eine Umgehung durch die überlegenen feindlichen Streitkräfte zu besorgen, zog sich deshalb wieder flußaufwärts und beauftragte T., ihm mit zwei Schwadronen den Rücken zu decken. Am 16. (28.) nahm dieser mit der zweiten Schwadron den Posten beim Flecken Bielzyce ein. Hier wurde er am Morgen des 23. Juni (5. Juli) von zwei Abtheilungen der Grotthuß'schen Parteigänger unter der Führung der Capitäne Huot (Giyot) und Giedroye überfallen, seine Schwadron vernichtet und er selbst, nachdem sein Pferd niedergestochen und er zehn Bajonnettwunden empfangen hatte, durch einen furchtbaren Hieb übers Gesicht von der rechten Schläfe bis zum rechten Nasenflügel besinnungslos gemacht und als todt auf dem Platze gelassen. Doch von den Bewohnern des Orts noch zeitig genug aufgefunden, ward er unter der Pflege des örtlichen Apothekers soweit gebracht, daß er nach drei Monaten in die Behandlung des kaiserlichen Leibarztes Geh. Rath v. Rauch zu St. Petersburg gelangen konnte. Im November d. J. zum Obristlieutenant befördert und unter Beizählung zur Cavallerie zur Herstellung seiner Gesundheit beurlaubt, verlebte er die nächsten Jahre in Reval, bis der Zustand seiner Wunden ihn 1834 nöthigte, ausländische Heilquellen aufzusuchen. Der kgl. preuß. Generalstabsarzt der Armee Geh. Rath v. Graefe verordnete ihm Teplitz und Gastein, sodann mehrjährigen Gebrauch der Bäder zu Gurgitella auf Ischia und zu Lucca. Kaiser Nikolaus bewilligte ihm das Reisegeld. T. verweilte vier Jahre in Italien, mit dem regelmäßigen Winteraufenthalt in Rom, den er Studien auf dem Gebiete der alten Kunst widmete. Namentlich beschäftigte ihn die Herstellung von Gemmennachbildungen in farbigen Glaspasten, durch die er eine wohlgeordnete ausführliche bildliche Darstellung der ägyptischen, griechischen und römischen Mythologie, sowie einer Geschichte Roms zusammenbrachte. Sie gefiel dem Dichter Shukowski, der sich in Begleitung des russischen Thronfolgers in Rom befand, so gut, daß der Großfürst sie auf seinen Rath ankaufte. Ein Abdruck dieser Sammlung in Gyps ist im esthländischen Provinzialmuseum zu Reval. — Im Herbst 1839 verließ T. Italien, stellte sich dem Kaiser Nikolaus bei dessen Anwesenheit in Wien vor und erhielt die Ermächtigung, wohin er immer wolle reisen zu dürfen. Er benützte diese Erlaubniß sogleich nach Paris zu gehen, dessen Besuch damals russischen Unterthanen versagt war, und kehrte über die Schweiz, Berlin und Warschau im Herbst 1840 in die Heimath zurück. Noch im selben Jahre erhielt er gelegentlich seines 25jährigen Dienstes im Officiersrange das Georgenkreuz 4. Classe. Der Ausführung seiner Absicht, wieder activ in die Armee zu treten, etwa den Feldzug gegen Chiwa mitzumachen, wirkte eine entscheidende Wendung in seinem Lebensgange entgegen, indem ihm nach dem Tode seines Oheims Friedrich Ludwig v. T. der Besitz des von seinem Großoheim Karl Gustav v. T. 1780 gestifteten Familienfideicommisses, des Gutes Kuckers im wirländischen Kreise Esthlands, am 24. Juni (6. Juli) 1841 auf dem satzungsmäßigen Wege des Looses unter den gleichberechtigten Eventualerben zufiel. Damit war Robert v. T. die Bahn seines gemeinnützigen Wirkens in der Heimath gewiesen. Auch suchte er in der Folge um seinen Abschied aus der Armee an und erhielt ihn am 7. (19.) November 1852 als Obrist der Cavallerie mit Uniform und voller Pension in ehrenvollster Weise.

Der Antritt von Kuckers bot dem Besitzer keineswegs nur eine behagliche Existenz, sondern legte ihm als nunmehrigem Familienhaupte auch sehr bestimmt umschriebene Pflichten für die Verwaltung des Stiftungsvermögens und

für das Wohl der bedürftigeren Familienglieder auf; er stellte an ihn ferner das Ansinnen, die mit dem Fideicommiß verbundenen Sammlungen an Büchern, Urkunden und Münzen von provinzialgeschichtlichem Interesse zu pflegen und zu vermehren. Das war vom Vorgänger in reichem Maaße geschehen. Durch 28 Jahre im Besitze des Gutes, hatte er die Stammtafeln von 46 esthländischen Adelsgeschlechtern, darunter die Hälfte aus der Ordenszeit, ausgearbeitet, die überkommenen 46 Urkunden um 698 vermehrt und eine Sammlung vaterländischer Münzen zusammengebracht, die vielleicht die reichste Privatsammlung in Esthland geworden ist. Auf diesem Wege schritt der Obristlieutenant Robert v. T. fort, von der Empfindung erfüllt, „daß Männer, welche im Besitz von unveräußerlichen Familiengütern sich befinden, mehr als andere sich verpflichtet fühlen müssen, dem Lande ihre geistige Thätigkeit zu widmen". Schon früher in Reval mit geschichtlichen Studien beschäftigt, gab er sich jener Verpflichtung mit demselben Eifer und Erfolge hin, mit dem er seine wirthschaftlichen Aufgaben löste. Bereits nach zehn Jahren hatte er den Kuckers'schen Urkundenschatz auf über 2000 Nummern gebracht und plante, sie durch den Druck der Oeffentlichkeit zu übergeben. Als 1853 die Mitwirkung des baltischen Rechtshistorikers und Begründers des Liv-, Esth- und Kurländischen Urkundenbuchs Dr. Friedrich Georg v. Bunge für das Unternehmen gewonnen wurde und Baron T. sich zur Tragung der Kosten des Werks entschloß, ward es in bedeutend erweitertem Umfang in Angriff genommen. Der erste Band des ersten Theiles der „Est- und livländischen Brieflade. Eine Sammlung von Urkunden zur Adels- und Gütergeschichte Est- und Livlands in Uebersetzungen und Auszügen", die dänische und die Ordenszeit in 1508 Nummern umfassend, erschien 1856. Das Jahr darauf brachte den zweiten Band: die Register. Hatte v. Bunge die Redaction der ersten Abtheilung und namentlich die Uebertragung der Urkunden ins Hochdeutsche, was für den populären Zweck des Werkes geboten war, übernommen, so lieferte er in der zweiten Abtheilung nur das Wort- und Sachverzeichniß, während T. die Personen- und Ortsregister ausarbeitete. Das Vorkommen einer nicht geringen Zahl von Namen bisher ganz unbekannt gewesener Landesherren und Ordensbeamten Esth- und Livlands im Personenregister brachte den Verfasser auf den für die wissenschaftliche Behandlung der livländischen Ordenszeit epochemachenden Gedanken, Amtslisten der Gebietiger nach ihrer Würde und Zeitfolge unter Benutzung aller ihm zugänglichen Quellen und Hülfsmittel zusammenzustellen. Der erste Versuch dieser Chronologie, der für die Ordensbeamten auch noch nicht überholt ist, ward in der erwähnten Registerabtheilung als Anhang veröffentlicht. Die Arbeit an der Vervollständigung dieser seiner eigensten wissenschaftlichen Lebensaufgabe und an ihrer Controle durch die Herbeiziehung der von den Gebietigern geführten amtlichen und persönlichen Siegel und der von ihnen geschlagenen Münzen hat den Forscher nie wieder ruhen lassen, wenn auch an ihrer selbständigen Vollendung ein schweres Augenleiden in seinen letzten Lebensjahren ihn behinderte. Es war ihm noch vergönnt, die beiden jüngeren Gelehrten, welche sich der Herausgabe einerseits der Chronologie, andererseits des Textes zu den schon lang von ihm selbst fertiggestellten Siegel- und Münzabbildungen zu unterziehen entschlossen, mit seinem ehrenvollen Auftrage zu betrauen; aber vor der Inangriffnahme der Arbeit war er schon entschlafen. Inzwischen war bereits 1861 und 1864 der zweite Theil der „Brieflade", die schwedische und polnische Zeit von 1561 bis 1697 in 1065 Nummern unter Mitwirkung von Eduard Pabst herausgegeben. Der dritte Theil erschien dann als „Chronologie der Ordensmeister über Livland, der Erzbischöfe von Riga und der Bischöfe von Leal, Oesel-Wiek, Reval und Dorpat. Aus dem Nachlasse von Baron Robert von Toll herausgegeben von Dr. Philipp

Schwartz" 1879; der vierte 1887 unter dem Titel: „Siegel und Münzen der weltlichen und geistlichen Gebietiger über Liv=, Est= und Curland bis zum Jahre 1561 nebst Siegeln einheimischer Geschlechter. Aus dem Nachlasse von Baron Robert von Toll mit Hinzufügung eines Textes für die Siegel herausgegeben von Dr. Joh. Sachssendahl. Mit 87 Tafeln". Diese letzten zwei Theile bezeugen Toll's geistige Durchdringung und geschichtliche Auffassung des von ihm zusammengebrachten Urkundenmaterials und vermögen in der strengen Durchführung ihrer Methodik für die Siegellehre weithin grundlegend und vorbildlich zu wirken.

An der Est= und Livländischen Brieflade war der Dragonerobrist zum Kenner der Landesgeschichte geworden. Mit regstem Eifer verfolgte er alle Spuren, die zur Entdeckung neuer Quellen wiesen. Lebhafter Verkehr mit Geschichtsforschern nach allen Seiten hin förderte ihn in seinem rastlosen Bemühen. Behufs der sphragistischen Studien hatte er die Ausbeutung des schwedischen Reichsarchivs ins Auge gefaßt und zur gründlichen Vorbereitung hierauf sich ein eben erst nach Livland gelangtes älteres schwedisches ungeordnetes Verzeichniß von Urkunden verschafft, die 1621 von Mitau nach Schweden entführt sein sollten. Mit sicherem Blicke ersah er aus dem Register, daß das verloren geglaubte livländische Ordensarchiv sich im Reichsarchiv zu Stockholm befinde, und forderte den Dorpater Professor Karl Schirren auf, im nächsten Sommer 1860 ihn nach Stockholm zu begleiten, um die Annahme durch ernste Nachforschung zur Gewißheit zu erheben. So geschah es. Die Erwartung traf in ausgedehntestem Maaße zu. Während T. den Siegeln nachging und sich mit deren galvanoplastischer Darstellung nach von den Originalen gewonnenen Guttaperchaabdrücken beschäftigte, auch ihre Gravirung auf Kupfer mittels der Wagner'schen Reliefmaschine kennen lernte, hob Schirren den wiedergefundenen Schatz des alten Ordensarchivs und anderes mehr, sodaß als Ergebniß dieser und der im folgenden Sommer von ihm wiederholten Reise nach Stockholm und Kopenhagen sowol ein „Verzeichniß livländischer Geschichtsquellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken" von 232 kleingedruckten Seiten in gr. 4° (Dorpat 1861—68), wie eine Textausgabe von „Quellen zur Geschichte des Untergangs livländischer Selbständigkeit" aus schwedischen und dänischen Archiven in elf Bänden (Reval 1861—85) herausgegeben werden konnte. — Die fast beispiellose Liebe, von der T. für die heimathliche Geschichte beseelt war, und die Opferfähigkeit, zu der sie ihn antrieb, auch wenn deren Ziel keineswegs mit den besonderen wissenschaftlichen Aufgaben, die er sich gestellt, zusammenfiel, erhellt weiter aus seinen Bemühungen, die Zamojskische Handschrift der Chronik Heinrich's von Lettland, der Grundlage baltischer Geschichtskunde, zu erlangen, von deren Existenz ihn im December 1862 der Akademiker Kunik in St. Petersburg nach einer Notiz Bielowski's in einer Lemberger polnischen Zeitschrift unterrichtet hatte. Endlich glückte es ihm, durch eine Reise nach Warschau im Herbst 1865, des Codex, der inzwischen von Dr. Wilhelm Arndt für die Ausgabe des Chronisten in den Monumenta Germaniae bearbeitet worden war, habhaft zu werden und ihn nach Dorpat für einige Zeit entführen zu dürfen, wo Dr. Eduard Winkelmann ihm eine Abschrift anfertigte, Schirren aber eine sorgfältige Variantenausgabe auf Grund des Gruber'schen Drucks in den Scriptores rerum Livonicarum mit mustergültiger Beschreibung des Codex besorgte. Eine eigene Untersuchung Toll's ist noch im elften Bande der Mittheilungen der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen „Zur Chronologie der Gründung des Ritterordens vom St. Marienhospital des Hauses der Deutschen zu Jerusalem" (Riga 1868) veröffentlicht. Sie stellt die einzelnen Irrthümer des von Dudik aufgefundenen und in seinem Werk: Des hohen

deutschen Ritterordens Münz-Sammlung in Wien (Wien 1858) herausgegebenen ältesten Berichtes über die Gründung des deutschen Ordens zurecht. Es war aber dem Verfasser entgangen, daß schon 1861 Max Toeppen im ersten Bande der Scriptores rerum Prussicarum in einer der Beilagen zu Peter von Dusburg's Chronik diese Arbeit besorgt hatte. Die später gewonnene Einsicht in das Ueberflüssige seines Unternehmens durfte sich mit der Genugthuung darüber paaren, daß die Ergebnisse beider Forscher die gleichen gewesen.

Der seltene Mann ging jedoch nicht im Historiker auf; er war auch ein außerordentlich wirthschaftlicher Verwalter des ihm zum Nießbrauch und zur Mehrung zugefallenen Besitzes, ein hervorragender Anreger und Förderer landwirthschaftlichen Fortschritts, so in der Wiesencultur, in der Viehzüchtung, im Kartoffelbau. Als immer thätiger Gartenfreund widmete er sich lebhaft den mannichfachsten Acclimatisationsversuchen und suchte durch Gründung eines Esthländischen Gartenbauvereins solche Bestrebungen zu verallgemeinern. Ein Verehrer der Landschaftsgärtnerei wußte er seine Ent- und Bewässerungsunternehmungen zur landschaftlichen Verschönerung des Gutes zu verwerthen und zog zur Ausführung seiner Pläne einen geschickten, später sehr bekannt gewordenen Landschaftsingenieur (Stimming) auf mehrere Jahre nach Kuckers, worauf eine ganze Reihe Gutsbesitzer dem gegebenen Beispiel folgten. Auch für alle merkwürdigen Naturereignisse hatte er Auge und eine stets offene Hand, wenn es galt, ihre Erscheinung im Bilde festzuhalten und zu verarbeiten. Die schönen Versteinerungen im silurischen Kalk auf Kuckers'schem Gebiete haben dank der Freigebigkeit des Besitzers den Namen des Gutes in viele Museen, so in die zu Berlin, Straßburg, London, Stockholm u. a. getragen.

Ein Freund und väterlicher Berather seiner Bauern war er der Ansicht, daß der gesunde und conservative Sinn eines esthländischen Edelmanns eine befriedigende Lage des Bauernwirths und eine selbständige Stellung der Bauerngemeinde verlangen müsse, da sie die natürliche Bundesgenossenschaft des Gutsbesitzers sei. In früheren Jahrzehnten galt er den Gegnern auf den die Agrarfrage erörternden Landtagen wol als „Liberaler"; zu Anfang der sechziger Jahre, wo politische Reformen auf der Tagesordnung standen, hielt er an der corporativen Geschlossenheit der Landesverwaltung auch in der Justizpflege fest. Seine Ansicht sprach er in der Denkschrift aus: „Die estländische Landesverfassung und die Commissionsvorschläge zur Reorganisation der Landesbehörden vom September 1863. Als Msc. gedruckt". Wie sein Vorgänger im Fideicommiß war er langjähriges Mitglied der Matrikelcommission der esthländischen Ritterschaft; der Landesjustizpflege diente er 1857—60 als Mannrichter und 1862—68 als Landrath und Mitglied des Oberlandgerichts; von 1864—68 war er Oberkirchenvorsteher für Wirland. Ueber diese amtliche Thätigkeit hinaus betheiligte er sich an vielen communalen Interessen des Landes und der Stadt Reval, in der er für die Familienstiftung einen stattlichen Burgsitz auf dem Domberge erworben hatte. So gehörte er zu den Männern, die zuerst um das Zustandekommen einer Eisenbahn durch Esthland bemüht waren; so nahm er eifrigst Theil an der Begründung des esthländischen Provinzialmuseums, der Revaler Freiwilligen Feuerwehr und anderer gemeinnütziger Institute.

Im October 1843 mit Marie Irene Wilhelmine Gräfin Igelstrom vermählt, wurde er im August 1869 Wittwer. Zugleich entwickelte sich das Augenübel immer mehr, um deswillen er auch seine öffentlichen Aemter niedergelegt hatte. Auch verursachten die alten Wunden aus dem Polenkriege ihm plötzlich wieder Pein. Im Sommer 1870 unternahm er die letzte Reise ins Ausland, nach Gastein, wo er den Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erlebte und seinen Gang mit dem Interesse des alten Officiers und der Begeisterung eines

deutschen Mannes verfolgte, die ihm die Kraft verlieh, am Tage der ersten Sedanfeier in Berlin in Jugendfrische sich zu tummeln. Die letzten sechs Jahre verbrachte er meist auf Kuckers in ungebrochener geistiger Spannkraft und Theilnahme an allem Wissenswerthen und Menschlichen, von der jüngsten Tochter unter seinen fünf Kindern mit Auge und Hand in seinen Studien und Beschäftigungen unterstützt. Am 7./19. December 1876 endete er sein thatenreiches Leben.

Die Vorworte der angeführten Werke. — Nekrolog in der St. Petersburger Zeitung Nr. 332 vom 15./27. Decbr. 1876. — Ausführliche schriftl. Mittheilungen des esthländischen Ritterschaftssecretärs Baron Harald v. Toll.

Friedrich Bienemann.

Tolle: Heinrich T., Schulmann und Dramatiker des 17. Jahrh., wurde am 23. Aug. 1629 in Göttingen, der Sohn eines Bäckers, geboren. Vom neunten Jahre an besuchte er das vortreffliche Pädagogium seiner Vaterstadt, das damals von Fabricius geleitet wurde; seit 1649 studirte er zu Helmstedt Philosophie und Theologie. Dort erwarb er sich, nachdem er kurze Zeit in Hannover Hauslehrer gewesen war, am 29. December 1653 den Magistertitel und hat sogar für kurze Zeit Vorlesungen über Mathematik an der Universität gehalten. Aber schon im November des nächsten Jahres folgte er einem Rufe zur Leitung des Göttinger Gymnasiums; bald darauf, am 6. Mai 1656, schloß er mit Katharina Elisabeth Bartholdes eine Ehe, die mit Kindern reich gesegnet war. Der 25jährige Pädagogiarch faßte die Zügel alsbald so fest, daß er der seit Fabricius' Tode etwas verwahrlosten Anstalt schnell zu ihrem alten Ruhme verhalf. Im Interesse der Gymnasialschriften begründete er die erste Göttinger Druckerei. Durch 21 Jahre blieb der treue Mann an dem früh errungenen Platze, keine Lockungen von außen, an denen es nicht fehlte, konnten ihn fortziehen. Erst 1675 entschloß er sich, die Superintendentur und das Primariat zu St. Johannis in Göttingen anzunehmen, eine Stellung, die ihm gestattete, als Professor der Theologie mit seinem geliebten Gymnasium in Verbindung zu bleiben. Einer seiner talentvollsten Schüler, Justus von Dransfeld, wurde sein Amtsnachfolger. Im neuen Amte war ihm lange Wirksamkeit nicht beschieden: schon während des Winters 1677—78 kränkelte er schwer und erlag nach langen wachsenden Leiden am 2. Mai 1679 der Wassersucht. Bestattet ist er vor dem Hochaltar der Johanniskirche, die in ihrer Sacristei noch heute sein Bild aufbewahrt; es trägt zur Unterschrift das Wort: Veritatem amat intellectus liber.

Diesem Worte hat der Schriftsteller T. Ehre gemacht. Seine wissenschaftlichen Arbeiten freilich, die erst Justus von Dransfeld nach seinem Tode herausgegeben hat, und die, lediglich für Göttinger Schulzwecke bestimmt, auf selbstständige Forschung verzichten, stehen vollständig auf dem Boden der aristotelischen Philosophie, wie er sie in Helmstedt gelernt hatte: war er doch statutenmäßig verpflichtet, diese Philosophie am Gymnasium unverfälscht weiter zu lehren. So ist in seinen meist mehrfach aufgelegten Lehrbüchern, seiner Logica Gottingensis (Gött. 1680), seiner Rhetorica Gottingensis (Gött. 1680), seiner Ethica et politica (1681), seiner Propaedia mathematica (1681), seinen Principia theologica (Gött. 1686) schwerlich ein eigner Gedanke zu entdecken; selbst die erläuternden Beispiele tragen keine individuellen Züge; T. überliefert treulich das ihm Ueberkommene und sucht sein Verdienst lediglich in geschickter Form und praktischer Anordnung. Im mündlichen Vortrag, vielleicht auch in verlornen Abhandlungen, scheint er zwar auch zur neuen Philosophie Stellung genommen zu haben, aber so daß er Aristoteles Sache gegen Cartesius führt. Er war wissenschaftlich unzweifelhaft sehr conservativ gesonnen.

Aber er war nichts weniger als ein Scholastiker, als ein Reactionär. Im

Gegentheil, in seinem Schäferspiele 'Wahrgilt' hat er mit Wärme den Grundsatz verfochten, daß die Wahrheit über jedes engherzige Vorurtheil, über jede anspruchsvolle Autorität, auch der Kirche, siegen müsse, und er hat den Gedanken grade durch moderne naturwissenschaftliche Entdeckungen belegt. Seine Schäferspiele, deren wir dreie haben, standen gleichfalls im Dienste der Schule; sie wurden bei öffentlichen Actus neben lateinischen Darstellungen aus Cicero's Leben aufgeführt, um auch den des Lateinischen unkundigen Zuhörern eine Unterhaltung zu bereiten. Diesem Schulzwecke entspricht der Inhalt. Es sind rein allegorische Stücke, die im Schäfercostüm gewisse Lehrsätze entwickeln. 'Kundegis' (1670) stellt dar, wie der menschliche Geist nur durch die Philosophie vor Irrwegen gehütet werde, während die Sinne leicht irre zu führen sind, 'Wahrgilt' (1672) schildert die Gefahren, denen die Wahrheit ausgesetzt ist, und ihren Triumph, 'Willbald' (1673) endlich das Elend, dem der Mensch rettungslos verfällt, wenn er sich durch die Lust von der Tugend ablocken läßt und die Stimme der Vernunft nicht hört. Man kann die zwischen lauter Allegorieen sich abspielende Handlung bis ins Detail hinein in eine abstracte Deduction übersetzen. Das ist nun an sich kein poetischer Vorzug, und ähnliche Versuche, die Tolle's Vorbild Harsdörffer gemacht hat, sind wenig gelungen. Aber T. darf nachgerühmt werden, daß es ihm, im Unterschied von Harsdörffer trotz jener allegorischen Hauptabsicht glückt, Stücke von leidlich zusammenhängender und interessirender Handlung aufzubauen, der es sogar an derb volksthümlichen Zügen nicht ganz fehlt; in der 'Wahrgilt' tritt z. B. ein egoistischer Bauer auf, der in unverfälschtem, gut wiedergegebenem Göttinger Platt sich ausläßt. Wenn T. im 'Willbald' bewährte Motive, wie sie namentlich das 16. Jahrhundert in der Comödiensippe vom verlornen Sohn ausgeprägt hatte, mit Geschick verwerthet, so beweist er dadurch entschiedenen Sinn für dramatische Wirkung. Harsdörffer's 'Seelewig' wird Tolle's Vorbild gewesen sein auch für die echt deutschen neu gebildeten Eigennamen, mit denen er seine Allegorien schmückt, wie Mätekund, Deumbrut, Wahnwitt, Wienleff u. A.: schon diese Beispiele zeigen, daß er auch dabei der niederdeutschen Muttersprache Einfluß gestattet. Diese deutschthümelnde Spielerei hängt zusammen mit dem Aufschwung des deutschen Nationalgefühls, wie er sich damals in den Sprachgesellschaften und in der Wissenschaft vollzog: T. bringt gern an, was er von deutschem Alterthum weiß, läßt z. B. einen Wodanspriester auftreten, den er Truthin (truhtin) nennt, und eine ganze lange Gerichtsverhandlung stattet er mit den alten Formeln des Vehmgerichts aus. Auf das deutsche Gewissen weiß er sich etwas zu Gute, und der Wahrgilt ertheilt er stolz das Prädicat 'teutsch'. Freilich, von den Bahnen des Purismus hält er sich fern.

Die Form der Tolle'schen Schäferspiele ist, wie gerne in dieser Dichtgattung, eine stillose, bunt wechselnde Mischung von Vers und Prosa; wenige haben den Wechsel so weit getrieben wie T., der in den Versen selbst nun wiederum zwischen Alexandrinern und den mannichfaltigsten Strophenformen hin und her schwankt. In den poetischen Partien ist Opitz durchaus sein stilistisches Muster; sie theilen seine Steife und seinen Prunk: doch hallen auch hier volksthümliche Klänge, die Opitz ja gleichfalls nicht ganz verschmäht, leise durch. Tolle's Prosa ist trotz reichlichen Pedanterien recht tüchtig, oft voll Leben und Geist: sehr schade, daß er sich nicht entschließen konnte, die Spiele ganz in deutscher Prosa zu dichten. Litterarische Einwirkung haben die Stücke nicht geübt: Gervinus' Vermuthung, daß Stieler sie gekannt und benutzt habe, ist weder erweislich noch auch nur wahrscheinlich.

Die obige Biographie beruht auf einer von mir veranlaßten Untersuchung des Herrn Cand. Köllner in Hannover, die mir im Manuscript vorgelegen hat.

Roethe.

Tollius: Jakob T. stammte aus dem Bisthum Utrecht, aber nicht, wie vielfach irrthümlich angegeben wird, aus dem alten Trajectum selbst, sondern aus dem Städtchen Rhenen (Bouman, Geldersche Hoogeschool I, 175; II, 331, 651). Er selbst deutet darauf hin, wenn er sich, wo er auf seine Herkunft zu sprechen kommt, niemals Trajectinus schlechthin, sondern „ex Grinnibus Trajectinus“ nennt. Welche Lebensstellung sein Vater, Johannes Tollius (eigentlich Jan Toll), einnahm, ist nicht bekannt; nur so viel erfährt man, daß er mehr mit Kindern als mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, trotzdem aber alles, was in seinen Kräften stand, aufbot, um seinen fünf Söhnen — er hatte außerdem noch fünf Töchter — eine tüchtige wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Hierbei kam ihm in hohem Maße die Freundschaft zu statten, die ihn mit Gerhard Johannes Vossius verband. Wie er selbst, so oft er allein oder mit seiner Gattin nach Amsterdam kam, bei dem berühmten Philologen gastfreundliche Herberge fand (vgl. Chauffepié, Dict. hist. et crit. IV, 458 f., Anm. B), so sind auch zwei von seinen Söhnen, Cornelius und Alexander, während ihrer Studienzeit Hausgenossen desselben gewesen. Was diese dem persönlichen Verkehre mit dem großen Gelehrten zu danken hatten, erkennt man aus der Gedächtnißrede, die Cornelius Tollius seinem Gönner und Wohlthäter gehalten hat (Orat. in obitum incomparabilis et illustris viri G. J. Vossii. Amst. 1649, 4°). Beide haben später als angesehene Professoren an der Universität Harderwijk gewirkt. Daß Alexander, wie ihm einige Zeit nach dem Tode des ehrwürdigen Gerhard Johannes († am 17./27. März 1649) von dessen Wittwe und ihrem Sohne Isaak vorgeworfen wurde, seinen Aufenthalt im Vossius'schen Hause dazu benutzt haben soll, um gewisse litterarische Arbeiten an sich zu bringen, erscheint bei dem leidenschaftlichen Charakter der Frau Vossius und der Unzuverlässigkeit Isaak's — derselbe wurde selbst von glaubwürdigen Zeitgenossen bezichtigt, der Königin Christine von Schweden werthvolle Bücher entwendet zu haben (Bouman a. a. O. I, 178 ff.) — als wenig begründet. Immerhin bildete die Beschuldigung den Grund, weshalb Nicolaus Heinsius (s. A. D. B. XI, 656 ff.) sich 1651, um es mit der einflußreichen Familie Vossius nicht zu verderben, nicht entschließen konnte, den talentvollen und ihm von Joh. Friedr. Gronovius (s. A. D. B. IX, 721) auf das wärmste empfohlenen jungen Mann, trotzdem er selbst an dessen Schuld nicht glaubte (Burm. Syll. epist. III, 256), als Amanuensis und Reisebegleiter in seinen Dienst zu nehmen. Da in den Quellen (Burm. Syll. epist. III, 254, 255, 256, 257, 263, 270, 600) der Name Alexander's nicht genannt wird, sondern überall nur von dem frater Cornelii Tollii die Rede ist, so konnte es kommen, daß anstatt seiner Jakob T. mit der angeblichen Diebstahlsgeschichte in Verbindung gebracht wurde (Chauffepié, Dict. hist. et crit. IV, 459 f.). Aber dieser war 1651 für die Geschäfte eines Famulus noch viel zu jung, und hat auch, soweit bekannt, im Hause der Vossius niemals gewohnt. Dagegen paßt alles auf Alexander.

Jakob T., der der zweiten Ehe seines Vaters entsprossen war, stand seinen beiden Stiefbrüdern Cornelius und Alexander an Jahren erheblich nach. Geboren wurde er um das Jahr 1640. (Vgl. Jac. Tollii Epistolae itinerariae postumae ed. cura et studio H. Chr. Henninii, Amst. 1600 in 4°, p. 246, wo der über Tollius' Lebensgang genauer unterrichtete Herausgeber bemerkt, derselbe sei im August 1660 ungefähr 20 Jahre alt gewesen. Nach andern ist er 1633 geboren.) Am 9. März 1654 wurde er zu Harderwijk als Studiosus der Philosophie immatriculirt (Bouman, a. a. O. I, 367, Anm. 1), ging später nach Deventer, wo er in seinen philologischen Studien besonders durch Joh. Friedr. Gronovius gefördert wurde, zuletzt noch nach Utrecht. Als seine mittellosen Eltern ihn nicht länger auf der Hochschule zu unterhalten vermochten, trat er in den Dienst des Buch-

händlers und Geographen Blaeu (Blavius s. A. D. B. II, 686) zu Amsterdam, um für dessen berühmten Atlas die Beschreibungen der einzelnen Länder ins Lateinische zu übersetzen. Geschäftliche Reisen, die er im Auftrage seines Brotherrn zu machen hatte, führten ihn nach Deutschland und Oesterreich. Wie gut er dabei Land und Leute zu beobachten verstand, erhellt aus dem Briefe, worin er einen im Sommer 1660 von Wien über Graz bis nach Kroatien unternommenen Abstecher beschreibt (Epist. itin., p. 237 ff.). Seine Mußezeit verwendete er mit großem Eifer auf die Erweiterung seiner Studien, insbesondere auch auf die Erlernung moderner Sprachen, des Französischen, Italienischen, Spanischen und Deutschen. Er stand noch in Blaeu's Diensten, als Nicolaus Heinsius (s. A. D. B. XI, 656), der sich als Gesandter der Generalstaaten am schwedischen Hofe zu Stockholm aufhielt, an Joh. Georg Grävius in Utrecht (s. A. D. B. IX, 612) die Bitte richtete, ihm einen Amanuensis zuzuweisen. Die Wahl fiel auf T., dessen Talenten und Charaktereigenschaften Grävius ein überaus günstiges Zeugniß ausstellte; dieser aber nahm den Antrag um so freudiger an, als er in dem Hause eines Mannes, den man nicht mit Unrecht den Sospitator poetarum latinorum genannt hat, neben äußeren Vorteilen auch eine nicht unerhebliche wissenschaftliche Förderung erwarten durfte. So reiste er denn im August 1662 nach Schweden ab und traf in Stockholm in den ersten Tagen des Monats October ein (Burm. Syll. epist. IV, 34, 36, 37). Anfangs war Heinsius mit T. zufrieden (Burm. Syll. epist. IV, 39); aber bald fiel dieser bei ihm in Ungnade, und obwol Grävius ein gutes Wort für ihn einlegte (Burm. Syll. epist. IV, 42), wurde er doch im Frühjahr 1663 seines Dienstes entlassen. Ueber dem Vorgange schwebt ein gewisses Dunkel. Heinsius warf T. Händelsucht, Verläumdung und Untreue vor. Derselbe habe, so schrieb er an Gronovius und Isaak Vossius (Burm. Syll. epist. III, 492, 690; Casp. Burm. Traj. erud., p. 368 f.), mit unehrlicher Hand seinen Bücherschrank durchwühlt und geplündert. Er arte auf seinen Bruder, der es ja im Vossius'schen Hause nicht besser gemacht habe. Aber T. stellte die ihm zur Last gelegte Unredlichkeit in Abrede, und die Anzüglichkeiten, die er nach seiner Rückkehr in die Heimath von Heinsius zu erzählen wußte, fanden bei Bekannten Glauben (Burm. Syll. epist. III, 492). Auffällig ist dabei, daß weder Gronovius noch Isaak Vossius sich von T. zurückzogen, sondern ihm vielmehr späterhin bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten bereitwillig ihre Beihülfe angedeihen ließen (Chauffepié, a. a. O. IV, 461; Tollius in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Ausonius); auffällig auch, daß Grävius trotz des regen Briefwechsels, in dem er mit Heinsius stand, von der litterarischen Entwendung, die dieser T. zum Vorwurf machte, erst zehn Jahre später Kenntniß erhielt (Burm. Syll. epist. IV, 162, 169, 172). Richtig wird sein, daß Heinsius seinem Famulus einen Theil seiner Collectaneen und Codices zur Benutzung überlassen und dieser sich Auszüge daraus gemacht hat. Aber der eigentliche Grund der Entlassung dürfte nicht hierin, sondern in dem Verdrusse und den Ungelegenheiten zu suchen sein, die T. seinem Herrn durch unvorsichtige und indiscrete Reden bereitet hatte. Seine scharfe und ungezügelte Zunge hat ihm auch später noch viel Schaden gebracht. Nach zehn Jahren, 3. Febr. 1673, behauptete Heinsius, eine von T. in seiner Ausgabe des Ausonius mitgetheilte Conjectur zu Verg. Ciris 131 (Minoem cupidis f. O nimium cupidis, vgl. Auson. ed. Tollius zu Prof. I, 17) rühre von ihm und nicht von T. her und sei in dem Codex, den T. von ihm zur Benützung erhalten, am Rande vermerkt gewesen (Burm. Syll. epist. IV, 162; vgl. auch Sillig zu Ciris 131 in der Heyne-Wagnerschen Virgilausgabe IV, 225 f.). Inwieweit T. hierbei ein berechtigter Vorwurf trifft, muß dahingestellt bleiben. Merkwürdiger Weise hat Heinsius die Conjectur in seiner Vergil-Ausgabe, die zum ersten Male 1671 ans Licht trat, überhaupt nicht

berücksichtigt. Ganz unbegründet erweist sich bei näherer Betrachtung die von Pieter Burman (Syll. epist. III, 492, Anm. 2) aufgestellte Vermuthung, daß Heinsius, wo er in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Valerius Flaccus auf eine ihm gestohlene Collation zu sprechen kommt, seinen ehemaligen Amanuensis im Auge gehabt habe.

Nachdem T. aus Schweden in die Niederlande zurückgekehrt war, erhielt er — man weiß nicht, in welchem Jahre, spätestens aber 1666 — das Rectorat an der Schule zu Gouda, verlor jedoch diese Stelle, als er bei dem Sturze seines Gönners, des Bürgermeisters Florentius Cant, über dessen Gegner heftige und unliebsame Bemerkungen gemacht hatte (Burm. Syll. epist. IV, 169). Er zog sich dann nach dem Dorfe Noordwijk zurück, wo er als Privatlehrer und Arzt — er hatte schon einige Jahre zuvor die Würde eines Doctors der Medicin erworben — sein Dasein fristete (Burm. Syll. epist. a. a. O.). Sein Versuch, in Harderwijk die durch den Tod seines Bruders Alexander († 1675) erledigte Professur zu bekommen, mißglückte, und in gleicher Weise war auch seine Bewerbung um Stellen in Herzogenbusch und Leiden vergeblich. Schließlich wurde T. an der Universität Duisburg als außerordentlicher Professor der Geschichte und Eloquenz angestellt und eröffnete dort am 30. Mai 1684 seine Thätigkeit mit einer Rede über die Quellen der Beredsamkeit (Jac. Tollii, M. D., de fontibus eloquentiae orat. inaug. habita in ill. ducatus Cliviae Academia etc., quum in ea Historiarum et Eloquentiae prof. honorar. et extraordin. a. d. III. Kal. Junias a. 1684 declararetur. Lugd. Bat. 1684, fol. Auch abgedruckt in Jac. Tollii Fortuita, p. 323—360). Später erhielt er auch noch den Lehrstuhl der griechischen Sprache und rückte zum Ordinarius auf (vgl. Fortuita, p. 377; Epist. itin., Prol. editoris ad lect.). Aber seinem unruhigen Geiste wurde das akademische Lehramt bald zu eng. Im Januar 1687 trat er mit Erlaubniß und Unterstützung seines Landesherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, eine wissenschaftliche Reise an, auf der er überall, wie die nach seinem Tode von seinem Nachfolger in Duisburg, H. Chr. de Hennin, herausgegebenen Reisebriefe (Epistolae itinerariae, Amst. 1700, 4°) erkennen lassen, den Sehenswürdigkeiten und besonders den Bibliotheken eine eingehende Beachtung zuwendete. Zuerst führte ihn sein Weg von Amsterdam über Hannover, Braunschweig, Wolfenbüttel, Goslar, Magdeburg und Brandenburg nach Potsdam und Berlin, wo er wiederholt von dem Kurfürsten empfangen wurde und den hohen Herrn mit alchimistischen Auseinandersetzungen unterhielt. Sodann begab er sich über Wittenberg, Leipzig, Dresden und Prag nach Wien, besuchte von dort aus Buda-Pest und ging nach einem abermaligen Aufenthalte in der Kaiserstadt noch vor Ende 1687 nach Italien. Dort wurde er insbesondere von dem berühmten Bibliothekar Magliabecchi zu Florenz freundlich aufgenommen. In Rom wohnte er eine Zeitlang in dem mit werthvollen Büchern und Kunstwerken angefüllten Palaste des Cardinals Barberini (Clarorum Belg. Epist., p. 8, 21, 25; Chauffepié, Dict. IV, 464). Nicht erwiesen, aber allgemein geglaubt wurde, daß er in Italien von der reformirten zur katholischen Religion übergetreten sei (Burm. Traj. erud., p. 370; Fabric. Bibl. Fabric. III, 360; Bouman, a. a. O. I, 194). Sein Aufenthalt in Italien dauerte mehrere Jahre, war aber, wie seine „Insignia itinerarii Italici“ (Traj. 1696) beweisen, für die Wissenschaft nicht sehr ausgiebig. Auf der Rückfahrt kam er abermals nach Wien und hatte dort die Ehre, dem Kaiser Leopold vorgestellt zu werden (vgl. Insignia, Epist. dedicat.); am Berliner Hofe aber war inzwischen die früher günstige Stimmung in ihr Gegentheil umgeschlagen (vgl. ebendaselbst). So kehrte er denn 1692 nach Holland zurück (Clar. Belg. Epist., p. 24) und begann, um die Mittel für seinen Unterhalt zu gewinnen, in Utrecht Privatvorlesungen zu halten; da er aber von den Curatoren der Akademie die dazu

erforderliche Erlaubniß nicht eingeholt hatte, so wurde er auf Einspruch der Professoren gezwungen, davon abzustehen. Bald gerieth er dann in die größte Armuth; eine langwierige Krankheit, die Schwindsucht, trat hinzu. Es war für ihn eine Erlösung, als 1696 der Tod seinem zerfahrenen und ruhelosen Leben ein Ende machte (Casp. Burm. Traj. erud., p. 370; Clar. Belg. Epist. 42, 45; Chauffepié, Dict. IV, 465; Bouman a. a. O. I, 194).

Jakob T. gehört zu den talentvollsten und gelehrtesten Philologen, die aus der Schule des ältern Gronovius hervorgegangen sind. Mit einer weitgehenden Belesenheit verband er in hohem Maße kritischen Scharfblick. Die lateinische Sprache handhabte er mit großer Gewandtheit. Seine Bearbeitung des Ausonius, die zum ersten Male 1669 erschien (nicht erst 1671, vgl. den Anfang der Vorrede an den Leser in der folgenden Ausgabe: „Sesquiannus est etc.“, und Chauffepié, Dict. IV, 461) und 1671 sowie 1680 wiederholt wurde, enthält neben einer Sammlung von Noten früherer Erklärer und neben Beiträgen von Gronovius und Grävius eine nicht geringe Anzahl von werthvollen eigenen Bemerkungen (Grävius bei Burm. Syll. epist. IV, 96: non pauca nec protrita ab ipso Tollio animadversa, vgl. auch bei Chauffepié a. a. O. das Urtheil der Mauriner). Zu bedauern ist nur, daß ihm, wie er es selbst in der Vorrede beklagt, für die Gestaltung des Textes ein handschriftlicher Apparat nicht zur Verfügung stand. Auch seine Ausgabe des Longinus (1694) ist eine verdienstliche Arbeit (vgl. Casp. Burm. Traj. erud. p. 371; Chauffepié, Dict. IV, 469, Anm. L; Fabricius-Harles, Bibl. Gr. VI, 83). Neben der Philologie betrieb T. mit Eifer Chemie und Alchimie und bemühte sich ernstlich den Stein der Weisen zu finden. Seine darauf bezüglichen Schriften, z. B. „Manuductio ad Coelum chemicum“ (1688) und „Sapientia insaniens sive Promissa chemica“ (1689), fanden den Beifall der gleiche Ziele verfolgenden Zeitgenossen, und auch bei der Nachwelt war er als ein „chymicus magni nominis“ wohl bekannt (vgl. Casp. Burm. Traj. erud., p. 370; Withof, Acta saecul. Ac. Duisb. p. 109; Chauffepié, Dict. IV, 463 f., Anm.). Bei seinen chemischen Studien war er nun auf den wunderlichen Einfall gekommen, daß die Mythen der Alten chemische und alchimistische Geheimnisse enthielten, und gab dieser Ansicht in verschiedenen Schriften Ausdruck, insbesondere in dem Werke, das 1687 zu Amsterdam unter dem Titel erschien: „Fortuita. In quibus, praeter critica nonnulla, tota fabularis historia Graeca, Phoenicia, Aegyptiaca, ad chemiam pertinere asseritur“. Zur Charakteristik wird es genügen zu bemerken, daß für T. Hercules das ewige und unsterbliche Feuer bedeutet; in den beiden Schlangen, die der Heros als neugeborenes Kind erwürgte, erblickt er die beiden starken flüchtigen Geister, Acidum und Alkali, die auf diese Weise fixirt würden. Beachtung verdient, daß T. die verschiedene Geistesart der Völker auf die Beschaffenheit der Luft, in der sie lebten, zurückführt (z. B. in der Rede de fontibus eloquentiae, in den Fortuita, p. 345 f.). Durch diesen, wenn auch nur unklar und gleichsam tastend hingeworfenen Gedanken, wurde er ein Vorläufer derer, die lange Zeit nach ihm den Einfluß, den Klima, Bodenverhältnisse, Lebensweise u. s. w. auf die Entwicklung eines Volkes ausüben, wissenschaftlich beobachtet und nachgewiesen haben.

Es ist begreiflich, daß T. mit seiner alchimistischen Erklärung der antiken Mythen bei den holländischen Philologen wenig Glück hatte. Man zuckte über seine Neuerungen die Achseln (vgl. Burm. Syll. epist. IV, 494) und war auf ihn um so schlechter zu sprechen, je eifriger er seine Ansichten geltend zu machen bemüht war. Rechnet man dazu die persönliche Gereiztheit derer, die sich von ihm, wie Nic. Heinsius, persönlich verletzt fühlten und von seinem Charakter eine unvortheilhafte Meinung hatten, so erklärt es sich, daß auch seinen unzweifel-

haft guten wissenschaftlichen Leistungen die verdiente Anerkennung nicht überall zu theil wurde. Inwieweit Tollius' eigene Behauptung (J. Fabricius, Bibl. Fabric. III, 360), er habe besonders unter dem Hasse und Neide seines ehemaligen Gönners Grävius zu leiden gehabt, begründet ist, dürfte kaum noch zu entscheiden sein. Angesichts der ungünstigen Urteile über Tollius' Charakter, die Caspar Burman, der kleine Sohn des großen Pieter Burman, in seinem Trajectum eruditum (S. 368 ff.) mit einem gewissen Behagen und dabei ohne zureichende Prüfung seiner Quellen zusammengetragen hat, erfordert es die Gerechtigkeit, hervorzuheben, daß Männer wie Henninius, der in Duisburg zuerst Tollius' College und dann sein Amtsnachfolger war, und vor allem der berühmte Bürgermeister von Amsterdam, Nicolaus Witsen, dem so vielfach angefeindeten Gelehrten bis zu seinem Tode ihre Achtung und Freundschaft erhalten haben (vgl. die Dedicatio und die Praefatio, die Henninius den von ihm herausgegebenen Reisebriefen seines Vorgängers vorangeschickt hat).

Quellen: Petr. Burmannus, Sylloge epistolarum a viris illustr. scriptarum. II—IV, 4°. — J. Fabricius, Bibliotheca Fabriciana. 6 Bde. Wolfenb. 1717—1724, 4°. — Casp. Burmannus, Trajectum eruditum, Traj. ad Rh. 1738, 4°. — Clarorum Belgarum ad Magliabecchium Epistolae (Florent. 1745). — Jöcher's Gel.-Lexicon, s. v. Tollius. — J. H. Withof, Acta sacrorum saecularium Acad. Duisburgensis (Duisb. 1756, 4°). — Jacques George de Chauffepié, Nouveau Dictionnaire historique et critique, T. IV (Amst., la Haye et Leyde 1756, Fol.), p. 460 ff. — Saxii Onomast. liter. V, 189 sq. — H. Bouman, Geschiedenis van de Geldersche Hoogeschool. 2 Bde. Utrecht 1844 u. 1847. — Luc. Müller, Gesch. d. klass. Philol. in den Niederlanden. Leipz. 1869. — van der Aa, Biogr. Woordenb. XVIII, 176. — Collectaneen des 1836 verstorb. Marburger Prof. Beckhaus im Kgl. Archiv zu Düsseldorf, auszugsw. mitgeth. v. d. Vorsteher d. Archivs. — Die nicht im Druck erschienene Vita Jacobi Tolli conscripta per Henr. Christ. Henninium befand sich in der berühmt. Handschriftensamml. von Dam v. Noordeloos, die 1873 zu Rotterdam versteigert wurde (vgl. die Zeitschrift „De Navorscher“, Jahrgang 1894, S. 396). Was seitdem aus ihr geworden, vermochte der Verfasser trotz der gütigen Beihülfe des Herrn Oberbibliothekars van Someren zu Utrecht, nicht zu erfahren. — Das Verzeichniß der von T. veröffentlichten Schriften bei Burm. Traj. erud., p. 370 ff., bedarf der Ergänzung. Vollständiger werden seine Werke aufgeführt bei Jöcher a. a. O., bei Chauffepié a. a. O. in den Anmerkungen, sowie bei Beughem, Bibliogr. II, 301—302.

Koldewey.

Töllner: Joh. Gottlieb T., protestantischer Theologe, der Sohn eines Predigers in Charlottenburg, geboren am 9. December 1724, † zu Frankfurt a. O. am 20. Januar 1774. Seinen Vater verlor er früh, die Mutter verheirathete sich wieder mit dessen Amtsnachfolger Valentin Protzen, der 1732 als Superintendent nach Crossen berufen wurde. Hier erhielt daher T. seine erste Schulbildung; doch als sein Stiefvater 1743 nach Stettin als Consistorialrath und Pastor der St. Jacobikirche übersiedelte, besuchte er noch einige Zeit das Lyceum in Guben, dann die Waisenhaus-Schule in Halle und bezog endlich die dortige Universität, um Theologie zu studiren. Dabei trat er besonders mit dem damals hochgefeierten Jacob Baumgarten in nähere Beziehung und promovirte 1748 mit der von ihm selbst verfaßten Schrift: „de lege naturali et lege divina“. Schon 1749 erhielt er die Stelle eine Feldpredigers beim Regiment des F.-M. Grafen Schwerin in Frankfurt a. O. Doch wegen seiner schwächlichen Gesundheit konnte er dasselbe nicht begleiten, als es im August 1756 in das Feld zog. Zum Glück war bereits im J. 1751 seine Bearbeitung des von der Berliner

Akademie der Wissenschaften gestellten Themas: „Von den Pflichten des Menschen bei glücklichen und unglücklichen Begebenheiten" mit dem zweiten Preise (neben A. G. Kaestner) gekrönt und auch gedruckt worden. So übertrug man ihm alsbald eine außerordentliche Professur der Theologie — denn nur eine solche konnte er als Lutheraner an der sonst reformirten Facultät erlangen —; später wurde er auch zum ordentlichen Professor der Weltweisheit ernannt.

Seine Vorlesungen für das Wintersemester 1756 kündigte er in einem wohlstilisirten Programm: „de vero disciplinarum theologicarum ambitu et nexu" an, in dem er eingehend (38 S. in 4°) Zusammenhang und Bedeutung der einzelnen theologischen Disciplinen erörterte, am Schluß aber die Studenten ermahnte, die Lehren der Schrift nicht bloß mit dem Verstande aufzufassen, sondern ihr Herz damit zu erfüllen und sie im Leben zu bewähren. 1755 hatte er auch schon eine Sammlung seiner Predigten „für nachdenkende Christen" herausgegeben, und ließ nun in schneller Folge eine Reihe von Werken erscheinen, welche die Haupttheile der systematischen Theologie behandelten. Zunächst zwei paränetische: 1756 „das Abendmahl des Herrn, gegen alle Verächter desselben erklärt und gerettet", und 1757 „die Leiden des Erlösers" (der Gräfin Schwerin gewidmet) in neun Abhandlungen, durch welche „er die Fahne des Kreuzes aufrichten wollte". In deren erstem versucht er den Streit zwischen den Lutheranern und Reformirten, über die Einsetzungsworte dadurch beizulegen, daß er erklärt, beide seien in der Sache einig und nur in den Worten verschieden; in dem zweiten läßt er durch das Leiden Christi — also dessen passiven Gehorsam — die stellvertretende Genugthuung für die Sünden der Menschen bewirkt werden, was der thätige Gehorsam nicht vermöge. Es folgen dann zwei weitere, für seine Zuhörer bestimmte Schriften: 1760 ein „Grundriß der dogmatischen" und 1762 der „Moraltheologie". In der Dogmatik, die sich durch Klarheit und lobenswerthe Kürze der Darstellung vor den andern meist sehr weitschweifigen Werken Töllner's auszeichnet, werden die Lehren in der Ordnung des Katechismus vorgetragen, und jede einzelne durch die Hauptstellen der h. Schrift erläutert. Die Moraltheologie aber lehrt die Pflichten als einen „Dienst Gottes nach der Schrift", wonach sie, als Gebot des Höchsten, die größte Gewalt auf den fleischlich gesinnten Menschen ausüben müssen. Sind die genannten Werke Töllner's auf dem Boden des Supranaturalismus erwachsen, so unterzieht er in späteren einzelne Dogmen einer kritischen Untersuchung, bei welcher sie eine Umdeutung oder populäre Verflüchtigung erfahren. Stand doch die Zeit eben unter dem Zeichen der „Aufklärung". Das Recht zu dieser Kritik begründet er in dem „Unterricht von symbolischen Büchern" 1769 folgendermaßen: Da mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirchenpartei gewisse Vorrechte verbunden sind, so setzt dies bei den Mitgliedern die Zustimmung zu ihren Lehrvorschriften — den Symbolen — voraus; diese müssen aus der h. Schrift geschöpft, wahr und faßlich dargestellt sein, und auch die Lebensvorschriften (die Moral) umfassen. Freilich ist dies nicht immer bei allen der Fall, also auch der Irrthum und somit eine Prüfung nicht ausgeschlossen. Zu dieser sind diejenigen, welche den Lehrbegriff der Kirche fortzupflanzen haben, durch ihre Stellung berufen, denn die „gemeinen Christen" verstehen es nicht. Jene dann wegen Entfernung vom Lehrbegriff zur Niederlegung ihres Amtes zu veranlassen, sei man zwar berechtigt, aber es heiße den Zwiespalt in der Gemeinde zu einer äußeren Trennung steigern, daher die größte Vorsicht geboten sei.

So prüfte nun T. in mehreren Abhandlungen (1764, 66, 69) den Begriff der Offenbarung und stellte dabei, weil Gott alle Menschen, auch die Heiden, zur Seligkeit leiten wolle, neben seine Offenbarung in der Schrift, auch die in der Natur, über welche zu predigen er alle evangelischen Lehrer aufforderte. In

Betreff der Inspiration (1771) macht er einen Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen Testament und weiter zwischen den einzelnen Büchern. In seinem ausführlichsten Werke (688 Seiten) erörtert er 1768 noch einmal die Bedeutung des thätigen Gehorsams Christi (s. oben). Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen, doch verdient erwähnt zu werden, daß ein bald nach seinem Tode erschienenes „System der dogmatischen Theologie", welches wesentlich von seiner Dogmatik (s. oben) abweicht, ihm fälschlich zugeschrieben wurde, und wie sein Stiefbruder C. Samuel Protzen (geb. 1745, † 1817 als Pfarrer an St. Marien in Frankfurt a. O.) in einer Rede auf den Tod von Töllner's einzigem Sohne 1776 bezeugt, das Product eines von seinen Feinden ersonnenen Betruges war.

Schließlich entnehmen wir noch einer kleinen Schrift Töllner's, dem „Ehrengedächtniß" seines Stiefvaters Valentin Protzen (1772), folgende Zeilen (S. 8): „Er war aufrichtig fromm und gewissenhaft. Nicht zu gewissen Gottesdienstlichkeiten und in die Augen fallenden Heiligkeiten jemals geformt, die nach dem Urtheile vieler es vielleicht gutmeinender Leute den Christen auszeichnen; aber er hielt die kleinste Verletzung des Gewissens für sträflich und liebte solche Leute um des guten willen, ohne an ihren Schwachheiten und Formen Theil zu nehmen, ohne zu sprechen wie sie, sich zu tragen wie sie und ohne zu predigen wie sie. Und, welches viel ist, er genoß ihres Vertrauens ohne das alles." Wenn er an einer anderen Stelle (S. 15) sagt: „Sein frommes Beispiel ist mir in meinem nachmaligen Predigtamte eingedrückt gewesen", so haben wir in den angeführten Zeilen nicht bloß ein Stimmungsbild jener Tage und eine Charakteristik Protzen's, sondern nach allem, was von und über T. geschrieben worden ist, auch ihm unbewußt eine Selbstschilderung.

Ein Verzeichniß seiner Schriften zuerst in J. Gottl. Toellneri commentatio de potestate dei legislatoria non mere arbitraria. Cum indice scriptorum eius denuo edid. C. Sam. Protzen, 1775. — Vgl. den Artikel in Herzog, Real-Encyclopädie d. protest. Kirche v. Fronmüller. R. Schwarze.

Töltschig: Johann T., einer der Mitbegründer der Herrnhuter Brüdergemeine, wurde am 28. Juli 1703 zu Zauchtenthal in Mähren als Sohn des dortigen Erbrichters geboren, der gegen die Erweckten sehr feindselig gesinnt war. Im December 1723 durch Christian David für die Sache des Evangeliums gewonnen, verließ er am 2. Mai 1724 gemeinsam mit David Nitschmann, dem späteren Bischof, David Nitschmann, dem Syndikus, und David Nitschmann, der als Märtyrer auf dem Spielberg bei Brünn starb, sowie mit Melchior Zeisberger seine Heimath und wandte sich nach Herrnhut, wo die fünf jungen Männer am 12. Mai eintrafen, an dem Tage, wo dort der Grundstein zu dem ersten Versammlungssaal der Brüder gelegt wurde. T. hatte die Absicht, Theologie zu studiren und Prediger zu werden. Doch wußte ihn Christian David zu bestimmen, diesen Entschluß fallen zu lassen. Er mußte statt dessen ein Handwerk erlernen und wandte sich deshalb im J. 1725 nach Sorau, wo er Gärtner wurde. Nach Herrnhut zurückgekehrt, reiste er mit David Nitschmann, dem Bischof, und dem alten Wenzel Neisser über Holland nach England, um hochgestellten Personen am Hofe Nachrichten über die bisherige Entwicklung der Brüdergemeine zu bringen. Die Reise war wegen Geldmangels für die Theilnehmer mit vielen Schwierigkeiten verbunden. In Amsterdam hätte sich T. bald von den Seelenverkäufern für Ostindien anwerben lassen, wurde aber noch durch die Geistesgegenwart Nitschmann's gerettet. Die nächsten Jahre verlebte T. wieder in Herrnhut. Er vermählte sich während dieser Zeit, im September 1732, mit Judith Haberland aus Mähren. Im November 1734 wurde er mit neun anderen Brüdern als Vorsteher der Georgischen Gemeine nach Amerika gesandt,

wo er bis zum März 1738 erfolgreich im Dienste der Gemeine thätig war. Nach seiner Ankunft in Deutschland schloß er sich der Pilgergemeine in Marienborn an und war dann kurze Zeit Baumeister auf dem Herrenhaag. Aber schon im November 1739 mußte er seinen Wanderstab wieder weiter setzen, da man seiner bei der Gründung von Brüderniederlassungen in England bedurfte. Er lebte jetzt bald in London und in Bristol, bald in Yorkshire und in anderen Grafschaften, bis er bei der Errichtung der Brüdergemeine in London durch Spangenberg im Mai 1742 zum Aeltesten derselben ernannt wurde. Bald darauf wieder in Yorkshire, war er auch an der Begründung der Gemeine zu Gracehall, resp. Fulneck lebhaft betheiligt. Seine spätere Hauptwirksamkeit erstreckte sich auf Irland, wo er von Dublin aus unter großen ökonomischen Schwierigkeiten die ins Wanken gerathene Brüdersache aufrecht zu erhalten wußte. Er starb daselbst am 23. April 1764 im Alter von 61 Jahren. T., der als einer der treuesten Mitarbeiter Zinzendorf's angesehen werden muß und von diesem hochgeschätzt wurde, ist auch als Liederdichter aufgetreten. In dem Brüdergesangbuch vom Jahre 1778 rührt das Lied Nr. 1152 von ihm her. Indessen ist dieses Lied in das neue Gesangbuch von 1893 nicht wieder aufgenommen worden.

Vgl. D. Cranz, Alte und Neue Brüder-Historie. 2. Aufl. Barby 1772. S. 126, 299, 301, 577. — Nachrichten aus der Brüder-Gemeine 1823. Gnadau 1823. S. 627—634, wo der zum Theil eigenhändige Lebenslauf Töltschig's abgedruckt ist. — [Christian Gregor], Historische Nachricht vom Brüder-Gesangbuche des Jahres 1778 und von dessen Lieder-Verfassern. 2. Aufl. Gnadau 1851. S. 196. — [E. W. Cröger], Geschichte der erneuerten Brüderkirche. Gnadau 1852—1854. I, 57, 148; II, 117, 376; III, 51.

H. A. Lier.

Tolß: Johann T. (Dolß, Doltsch, Dolizius, Dolscius, Dölßk) von Feldkirch (Veltkirch), Wittenberger Theologe, † 1523. Ueber diesen Zeitgenossen und anfänglichen Anhänger Luther's finden sich einige Bemerkungen in den Briefen Luther's, im Wittenberger Universitätsalbum und im Decanatsbuch der dortigen theologischen Facultät; aber ein Abriß seines Lebens läßt sich zur Zeit noch nicht herstellen. Die Schwierigkeit, über ihn zu berichten, wird erhöht durch den Umstand, daß zwei ungefähre Zeitgenossen denselben oder einen ähnlichen Namen haben wie er, so der Marschall von Sachsen, Johann v. Doltzig (Dolßk) und Johann Tolz, Pfarrer in Plauen, welche beide selbst von Seckendorf und Seidemann mit ihm verwechselt worden sind. Ein andrer „Feldkirch" ist Bartholomäus Bernhardi v. F. († 1551), der ebenfalls leicht mit dem in Rede stehenden verwechselt wird. Wir treffen unsern T. 1517 als Custos und Kanonikus an der Schloßkirche zu Allerheiligen und Doctor der heiligen Schrift in Wittenberg, nachdem er vorher dort Magister und in der Theologie Baccalaureus geworden war, auch im Wintersemester 1516 (cf. Album ed. Förstemann p. 63) das Rectorat der Universität geführt hatte. 1504 im Sommersemester war er in Wittenberg als Joannes piliatoris (von späterer Hand ist beigeschrieben . . dölsch alias) d' feltkirchen (Album Witbg. hrsg. von Förstemann p. 13) inscribirt und 1506 Magister artium geworden (Köstlin, J., Baccal. I, 23); 1509 wurde er Baccalaureus biblicus, bald darauf Canonicus, 1511 Sententiarius, 1512 Formatus oder ad lecturam libri III et IV Sententiarum Lombardi admissus (Liber decanorum ed. Förstemann p. 12); am 9. März 1517 Licentiatus (Lib. dec. p. 21); 23. Juli 1521 Dr. theol. (Lib. dec. p. 25). Luther erwähnt ihn 1518 als seinen Gesinnungsgenossen (bei De Wette, Briefe Luther's I, 508 und Enders, Luther's Briefwechsel I (1884) Nr. 77, Anm. 5). Im J. 1522, am 2. November, unterschrieb er mit Carlstadt und Anderen ein Bittgesuch Luther's an den Kurfürsten Friedrich von Sachsen, das bei Burkhardt, Luther's Brief-

wechsel (Leipzig 1866) S. 50 gedruckt ist. Da aber die Wittenberger Stiftsherren die Seelenmessen und andere „papistische Gebräuche“ nach Luther's Ansicht nicht schnell genug abschafften, so war der Reformator im J. 1523 auf sie nicht gut zu sprechen, wie seine Briefe vom 1. März und 11. Juli 1523 an sie zeigen (Enders IV, Nr. 630 u. 680). Ende Juli meldete Luther in einem Briefe an Spalatin (vom 29. oder 30. Juli, bei Enders IV, Nr. 684; bei De Wette II, 361) Tolß's Tod mit den Worten: „D. Joannes Feldkirchen exstinctus est nescio quo mortis genere“, und Spalatin schreibt in seinen Annalen bei Mencken II, 625: „Doct. Johannes Dolschius Feltkirchius Templi Omn. Divorum Wittenbergae Custos et Canonicus obiit in mense Julio feria IV p. Mariae Magdal.“ (Da Mariä Magd. 1523 selbst auf einen Mittwoch fiel, so wäre hierdurch der nächste Mittwoch, der 29. Juli, als Todestag Tolß's zu bestimmen, wie es schon Enders, Luther's Briefwechsel IV, 187 berechnet hat.)

Schriften Tolß's, deren Titel ich den „Unschuldigen Nachrichten“ 1724, S. 1073 f. entnehme, ohne deren Richtigkeit prüfen zu können: „Ein kurtz Hand-Büchlein für junge Christen, soviel ihnen zu wissen von nöthen“, dabei Bugenhagen's Vorrede (Wittenberg 1526; in demselben Jahre auch niedersächsisch [durch Bugenhagen] herausgekommen); „Der heil. Schrift Art und Weise und Gebrauch oder Tropi Biblici“ (ebendas. 1526); „Von denen zwei Schwestern Martha und Maria, Luc. 10“ (Leipzig 1526); „Ein Sermon von der vielfältigen Frucht des gestorbenen Weitzen-Körnleins, Matth. 16, Marc. 8, Luc. 9, Joh. 12“ (ebendas.); „Von dem Osterlämmlein und Testament Jesu Christi aus Exod. 12“ (1526); „Wanher unsere gezeyt Aufruhr und merdlich große Unlust entsprungen, gründlicher Bescheid aus der heiligen Schrift auf 11 Artikel sammt dem Beschluß gestellet“, 1526 (drei Bogen stark zu Wittenberg gedruckt, „wiewol der Ort nicht benamet ist“). Ein Bedenken von der Privatmesse an Kurfürst Friedrich von Sachsen, welches T. nebst andern Wittenbergischen Theologen unterschrieben, findet sich in Luther's Werken, Altenburgische Ausgabe, Tom. II, p. 17 u. 256. Eine „Disputatio Witebergae habita“ von ihm ist abgedruckt in den „Unschuldigen Nachrichten“ 1706, S. 147 f. Zu nennen ist sodann noch eine Predigt über das Lied „Ein Kindelein so löbelich“ (1526), welche Christoph Olearius zu Arnstadt 1724 in Quart, 1 Bogen stark, wieder hat auflegen lassen. Eine Anzahl von Schriften Tolß's erinnere ich mich auf der Stadtbibliothek zu Königsberg, welche Poliander's Nachlaß enthält, in den Jahren 1884—1890 gesehen zu haben.

Vgl. Suevi academ. Wittenb. bei Riederer, Beiträge u. s. w. S. 19. — Unschuldige Nachrichten, Jahrgang 1724, S. 1073. — (Zedler's) Universallexikon Bd. 44 (1745) 1158, das dort aufgeführte Citat, Sammlung von Altem und Neuem 1727, soll heißen 1724. — Zerstreute Nachrichten im Briefwechsel Luther's; Förstemann, Album, Förstemann, Liber Decanorum gesammelt von Enders in Luther's Briefwechsel IV (1891) 187, Anm. 6.

P. Tschackert.

Tomaschek: Wenzel Joh. T., Tonkünstler, geboren zu Skutsch in Böhmen am 17. April 1774, † in Prag am 3. April 1850. Als jüngster Sohn eines verarmten Leinwebers, hatte er es bloß den beiden älteren Brüdern — einer Pfarrer, der andere Amtmann — zu danken, daß ihm eine seiner Neigung gemäße Ausbildung zu theil wurde. Zum Schulunterrichte erhielt er zugleich den im Gesange und Violinspiel; begabt mit schöner Altstimme, bewirkte diese seine Aufnahme als Vocalist an dem Kirchenchore der Minoriten zu Iglau, wo T. das Gymnasium besuchen konnte, und auch unter dem Chorregenten P. Donat weitere musikalische Ausbildung erlangte. Nach dem Brechen seiner Stimme aus dem Verbande des Kirchenchores entlassen, zog der sechzehnjährige T. nach Prag, um sich vollständig dem Studium der Harmonielehre und des Tonsatzes

zu widmen. Besonders fördernd wirkten während dem auf ihn die Werke von Kirnberger, Marpurg und Abbé Vogler. Bald versuchte er sich auch im eigenen Erfinden, schrieb mehrere ungarische Tänze, Menuetten und Walzer. Dabei zu Ruf gelangt als fertiger Clavierspieler, ward er dadurch noch ein gesuchter Clavierlehrer. Für seine Zukunft entscheidend wirkte indeß erst die ihm zu theil gewordene Gunst des kunstsinnigen Grafen Georg Buquoy, der ihn 1808 zu seinem „Hofcomponisten" bestellte. Dadurch aller Lebenssorge überhoben, vermochte er von da ab nicht nur voll und ganz seiner musikalischen Vervollkommnung obzuliegen, sondern auch vermöge seiner Stellung als Günstling des Adels, unter dessen Vormundschaft zu jener Zeit die Prager Musiker sich befanden, eine Art von Schutzherrlichkeit zu üben. Und wer einem höheren Ziele in der Musik zustrebte, bewarb sich dann um seinen Beistand, wo möglich, um die letzte Weihe durch seinen Unterricht. So zählte T. eine stattliche Reihe von Musikern, wie Friedr. Kittel, Wilh. Kuhe, Jul. Schulhoff, Jos. Dessauer und Alex. Dreyschock zu seinen Schülern. Der eigentlichste, von ihm mit allem Eigensinne ausgebildete Schüler war Dreyschock, mit dem er auch das viel angefochtene Kunststück des Concertirens mit der linken Hand zuwege brachte. Wohl erhob sich allmählich gegen die von T. geübte, der Würde der Kunst abträgliche Oberherrschaft ein berechtigter Widerstand, namentlich nachdem Joseph Proksch (s. A. D. B. XXVI, 746) als Reformator des Musikunterrichts auf den Plan getreten war; der nun entstandene Kampf blieb freilich zeitlang ein unentschiedener, denn T. hatte eben einen mächtigen Anhang; war auch vermöge seiner reckenhaften Gestalt und Redegewalt geeignet, seine Anhänger noch auf lange hin in Reih und Glied zu halten, indeß Proksch seine Kämpen erst schulen mußte. Dieser scheinbar persönliche Widerstreit war aber nichts weniger wie ein solcher. Es war vielmehr ein für Prag hochbedeutsamer Cultur- und Entscheidungskampf zwischen dem bis dahin üblichen mechanischen und dem frisch belebenden, dem Wesen und der culturellen Bedeutung der Musik entsprechenden Unterrichte. Und wie in dem reich begabten, durch seine Stellung machtvoll gewordenen T. gewissermaßen das musikalische Zopfthum Prags seinen letzten Ritter gefunden hatte, fand sich in Proksch der geniale Vorkämpfer für eine musikalische Wiedergeburt im Sinne der classischen Meister. Thatsächlich schloß T. mit Haydn, Ign. Pleyel und Mozart ab; setzte Proksch zuvörderst mit Beethoven, C. M. Weber und Mendelssohn ein. — Das Schaffen Tomaschek's war ein ziemlich reiches; er versuchte sich in den verschiedensten Richtungen; schrieb nebst einer Oper „Seraphine" eine Missa sacra, ein Te deum, mehrere Symphonien, Sonaten, Concerte, Eklogen, Fantasien, Cantaten und zahlreiche Lieder, es werden ihm an hundert Compositionen zugeschrieben, die auch meist Verleger fanden, doch nur für kurz gesucht und in Aufnahme geblieben sind wegen der vorwiegend allzu doctrinären Fassung. — Eine treffende Charakteristik seines Wesens brachte s. Z. Dr. August Schmidt in der von ihm redigirten „Wiener Musikzeitung" . . . „Gleichwie der Meister durch seine imponirende Gestalt an Händel gemahnt, der schon durch seine äußere Erscheinung seinem souveränen Willen bei der ihm unterstehenden Capelle den gehörigen Nachdruck verschaffte, so schien auch bei T. der Geist übereinstimmend mit der Hülle, die er bewohnte, eine prädominirende Macht über seine Umgebung auszuüben. Die Ueberlegenheit seines Wissens und Könnens in den musikalischen Kreisen, in welchen er sich bewegte, das Lehramt, das er beinahe sein ganzes Leben hindurch bekleidete, mochten in seiner Seele wol den Keim einer Selbstüberschätzung genährt haben, die ihn bei der Beurtheilung fremder Verdienste nicht immer unparteiisch erscheinen ließ. Uebrigens barg die stachelige Schale einen süßen Kern, und wenn der aufgährende Mißmuth, hervorgerufen von einer sein Verdienst nicht vollständig würdigenden Anerkennung, die seine Eitelkeit tief

verletzte, allmählich einer ruhigeren Anschauung Platz gemacht hatte, dann kamen auch die Lichtseiten eines echten Künstlergemüthes zum unverkümmerten Ausdruck" . . . „Wie in seinem ganzen Wesen ein mitunter eigensinniges Verharren auf vorgefaßten Meinungen vorherrscht, so ist auch seinen Compositionen mitunter die Absichtlichkeit anzumerken, eine gefälligere Form, einen geschmackvolleren Zuschnitt eigenwillig zu verleugnen". Vollkommner Uebereinstimmung spiegelt sich diese Wesensschilderung auch in der von 1847 an, durch mehrere Jahrgänge — in dem von Paul Alois Klar in Prag herausgegebenen Jahrbuch — der „Libussa", fortgesetzten „Selbstbiographie" Tomaschek's.

Gerber's Neues histor.-biogr. Lex. d. Tonkunst. — Hormayr's Archiv f. Gesch., Litt. u. Kunst XVI. Jahrg. — Meyer's Conv.-Lex. Bd. XI. — Univers.-Lex. d. Tonkunst v. Schladebach u. Bernsdorf. — Oesterr. National-Encykl. v. Gräffer u. Czikann. — Riemann's Mus.-Lex. — Dlabacz, Allg. histor. Künstl.-Lex. — Eigene Notizen. Rudolf Müller.

Tomaschek: Karl T., Gelehrter und Schulmann, ist geboren zu Iglau in Mähren am 28. September 1828 als Sohn des Gymnasialprofessors Johann Adolf T. (geb. am 8. Mai 1791, † 1849), eines begeisterten Lehrers und fermen Lateiners, der das von W. Schlegel zu kurzem Ansehen gebrachte Gedicht von Neubeck über die Gesundbrunnen in elegante und von dem Sohne werthgehaltene lateinische Verse übersetzte. Karl T. war der jüngste Sohn aus erster Ehe; seine Mutter, eine Fabrikantentochter aus der Umgebung von Iglau, hat er früh (1832) verloren. Drei Brüder und ein jüngerer Stiefbruder haben wie er die gelehrte Laufbahn eingeschlagen; mit einer einzigen Ausnahme sind sie auch alle dem väterlichen Beruf, dem Lehrstand, treu geblieben. Seinem Vater verdankt Karl T. auch den ersten Unterricht. Um seinen Söhnen den Besuch eines angesehenen Gymnasiums möglich zu machen, ließ sich Johann Adolf T. 1837 nach Olmütz versetzen. Hier, unter der Leitung des Professors Tkany, hat der Sohn mit dichterischen Versuchen, die sich bis an das Drama und das Epos wagten, begonnen. Außer der schönen Litteratur zog ihn damals schon die Geschichte an, in welcher er Adolf Ficker's Unterricht genoß. Auch auf naturwissenschaftlichem Gebiete, in der Zoologie und Botanik, soll er kleinere Arbeiten fertig gebracht haben. Aus praktischen Gründen von dem geliebten Lehrfach vorerst abgelenkt, ging er ohne Neigung und Beruf an der Universität Olmütz den juridischen Studien nach, nur durch die Philosophie Hegel's mit seinen Lieblingswissenschaften verbunden. In dem Sturmjahre 1848 trat er in feurig begeisterter Rede den Palacky und Rieger gegenüber, welche die mährischen Studenten für ihre slavischen Träume und für den Anschluß an Böhmen gewinnen wollten; seine nationale Begeisterung wirkte entscheidend auf die deutsche Haltung der Studentenschaft ein, als deren Deputirter T. auch vor dem Landtag in Brünn Zeugniß ablegte. Wie später und überall, so hat T. schon damals sich durch sein warmherziges und mildes Wesen die allgemeine Zuneigung seiner Collegen gewonnen, unter denen Stumpf-Brentano ihm von da ab verbunden blieb und auch in dem äußeren Lebensgang einige Jahre mit ihm gleichen Schritt hielt. Zugleich mit Stumpf wandte er sich nach dem Tode des Vaters († 1849), als die Reform des österreichischen Unterrichtswesens günstigere Aussichten eröffnete, dem Lehramte zu, und wurde 1850 als Supplent für philosophische Propädeutik, Geschichte und deutsche Sprache an dem Olmützer Gymnasium verwendet. Mit Stumpf bezog er im Sommersemester 1851 die Universität Wien, wo er bei Bonitz, Grauert, Jäger, Hahn, Karajan und Lott Collegien hörte und unter der Leitung von Bonitz, Grauert und Grysar auch an den Uebungen des historisch-philologischen Seminars theilnahm. Schon im August 1852 be-

stand er die Lehramtsprüfung aus Geschichte, Geographie und philosophischer Propädeutik auf Grund von schriftlichen Arbeiten aus dem Gebiete der griechischen und römischen Geschichte, denen die amtlichen Gutachten neben glücklicher Forschung vor allem Klarheit in der Anordnung und Gliederung des Materials und eine gewandte, sich förmlichen Vorträgen nähernde Darstellung nachzurühmen wußten. Nur ein halbes Jahr (vom October 1852 bis zum April 1853) wirkte T. dann als Supplent für deutsche Sprache und Geschichte am Josefstädter Gymnasium; aber es gelang ihm in dieser kurzen Zeit, so stark auf seine Schüler (unter denen sich R. Heinzel befand) zu wirken, daß sie ihm zum Abschied die Werke Goethe's und Schiller's in Prachtbänden verehrten. Im April 1853 wurde T. an das vornehme Theresianische Gymnasium berufen, während er gleichzeitig auch als Schriftsteller in der österreichischen Gymnasialzeitung vor die Oeffentlichkeit trat. Vielfachen Aufforderungen von befreundeter Seite entsprechend, habilitirte er sich im J. 1855 als Privatdocent an der Universität auf Grund zweier handschriftlicher Arbeiten, von denen die eine über die Einheit in Schiller's Wallenstein handelte, während die andere den Versuch einer Darstellung der allgemeinsten Probleme und Methoden der antiken Kunstforschung machte. Nach dem Erscheinen seines großen Schillerbuches (s. u.) wurde T. zwar in Wien zum Ordinarius vorgeschlagen, in Ermangelung eines systemisirten zweiten Ordinariates aber als Professor der deutschen Sprache und Litteratur an die Universität Graz ernannt, die ihn schon am 1. August 1863 durch die Verleihung des philosophischen Ehrendoctorates und 1864 durch die Ernennung zum Decan auszeichnete. Erst 1868 erfolgte seine Berufung nach Wien, wo er 1871/72 als Decan und 1876 als Senator wirkte und (seit 1867 correspondirendes Mitglied) 1874 als ordentliches Mitglied in die Akademie Aufnahme fand, vor welcher er als jüngstes Mitglied am 29. Mai 1875 einen Vortrag über die neuhochdeutsche classische Dichtung und die Litteraturgeschichte (Wien 1875) hielt. T. lebte in Wien als Junggeselle in den angenehmsten Verhältnissen; durch Freundschaft, die sich von den Vätern auf die Söhne vererbt hat, und durch Hausgemeinschaft zuerst mit Ottokar Lorenz, dann durch nachbarliches Zusammenleben mit Karl Schenkl am nächsten verbunden, aber von allen seinen Collegen geliebt und von zahlreichen Freunden gehegt, die er sich bis ans Ende zu bewahren verstand. So manchen Abend hat er anregend und angeregt, vortragend oder plaudernd im Hause der gleichgestimmten Frau Rosa v. Gerold zugebracht. Als Abgesandter der Wiener Hochschule hat er 1872 den Festgruß der deutschen Universitäten in Oesterreich an die neugegründete Universität Straßburg überbracht und wiederum in zündender Rede die Einigkeit der deutschen und der österreichischen Hochschulen betont. Die Unterrichtsverwaltung belohnte seine praktischen und theoretischen Verdienste durch die Ernennung zum Hofrath. Im März 1878 machte er sich in Gesellschaft Schenkl's auf, um den Spuren Goethe's in Italien nachzugehen, von dessen italienischer Reise er oft in seinen Vorlesungen mit einer Begeisterung und Anschaulichkeit zu reden wußte, wie sein Schiller von niegesehenen, aber mit der Kraft der Phantasie ersehnten Zuständen. Vor seiner Abreise habe ich den kleinen, zierlichen Mann, der etwas Verschämtes, Mädchenhaftes an sich hatte und sich auch in seinem Aeußeren, streichend und glättend, immer sehr sauber darstellte, zum letzten Mal gesehen. Das helle Roth seiner Gesichtsfarbe, das jugendliche Braun seines Bartes hätten auf ein langes Leben schließen lassen; aber seinen Zuhörern war in den letzten Semestern zunehmende Athemnoth beim Vortrag und eine unerklärliche Vergeßlichkeit und Zerstreutheit in den Uebungen aufgefallen. Bald nach seiner Rückkehr trat eine Herzkrankheit auf, die den blühenden Mann, der sich noch nach Wetterhöft bei Iglau hatte bringen lassen, am 9. September 1878 dahinraffte.

Als Schriftsteller ist T. zuerst seit 1853 in der österreichischen Gymnasialzeitung aufgetreten, mit pädagogisch-didaktischen Arbeiten, welche der neuen Organisation des österreichischen Gymnasialunterrichts durch Bonitz und Exner zur Unterstützung dienten und Fragen der Rechtschreibung, des Grammatikunterrichts am Gymnasium, der Einrichtung von Schulausgaben der Classiker u. s. w. zum Gegenstand haben. Seit 1872 kämpfte er in den Spalten dieser Zeitschrift wie auch in amtlichen Schriftstücken, die er im Auftrag des Unterrichtsministeriums mit peinlicher Sorgfalt und musterhafter Pünktlichkeit auszuarbeiten pflegte, für das lautere Gymnasium gegenüber dem Realgymnasium, für die humanistischen und classischen Gegenstände gegenüber den naturwissenschaftlichen, deren Bedeutung er nicht verkannte, die ihm aber als Basis des Unterrichts unzulänglich schienen. 1873 trat er als Nachfolger Hochegger's und auf den Ruf Vahlen's in die Redaction der Gymnasialzeitschrift ein, deren didaktisch-pädagogischer Theil seiner Leitung unterstand. Ganz vereinzelt unter seinen übrigen Schriften steht die Herausgabe der Salzburger Taidinge, die er 1871 (im ersten Band der von der Wiener Akademie herausgegebenen österreichischen Weisthümer) im Verein mit dem Rechtshistoriker Heinrich Siegel besorgte: der Text ist gemeinsame Arbeit, das Glossar rührt von T. her, der sich damit auch auf germanistischem Gebiet Anerkennung errang. Auf dem eigentlichen Gebiet der Litteraturgeschichte plante T. nach seinem Schillerbuch noch eine ähnliche Arbeit über Goethe's Bildungsgang, die er in Graz begann, in Wien aber nicht über die Anfänge und sehr sauber gehaltene Materialiensammlungen hinaus brachte; nur ein kleiner Abschnitt über Goethe's damals noch durch wenig gleichzeitige Urkunden erhellte Studienzeit in Leipzig hat er in der Gymnasialzeitung veröffentlicht (XXV, 1 ff.). Der Akademie verdankt außer dem oben citirten Vortrag, der sich im allgemeinen über die Entwicklung der deutschen Renaissancedichtung verbreitet, auch ein Nekrolog über die Akademiemitglieder Halm und Grillparzer seine Entstehung, der 1872 im S.-A. erschienen ist und vor einem allgemeinen Kreis von Gelehrten das Bild der Dichter in großen Zügen entwirft. Die nächsten Beziehungen als Mensch und als Gelehrter hatte T. zu Schiller, in den er so tief eingedrungen war, daß er auch die modernsten sittlichen und litterarischen Probleme ganz aus Schiller'schen Gesichtspunkten zu betrachten pflegte. Aus seiner Habilitationsschrift (s. o.) über den Wallenstein ist dann der Vortrag im Landhaussaale entstanden, der 1858 (Wien, Gerold) im Druck erschien und noch 1886 eine zweite Auflage erlebte. Im strengen Anschlusse an die Worte des Schiller'schen Prologes und im Gegensatze zu den Bekrittlern des großen Werkes sucht T. die Einheit der Dichtung nachzuweisen, die ihm überall als oberste Bedingung eines Kunstwerkes vor Augen stand. Schon im J. 1857 brachte das Programm der Theresianischen Akademie eine Abhandlung, in der T. die ethischen und ästhetischen Lehren Schiller's in ihrem Zusammenhang mit der Kantischen Philosophie untersuchte (Schiller und Kant, Separatabdruck. Wien, Tendler & Comp., 1857). Als nun die Wiener Akademie gelegentlich der Säcularfeier Schiller's einen Preis auf die beste Arbeit über Schiller's Verhältniß zur Wissenschaft ausschrieb, erschien T., dem von seiten der Geschichte sein Hausfreund O. Lorenz unter die Arme griff, von vornherein als der am besten vorbereitete unter den Bewerbern. Trotzdem er seine Arbeit gewissenhaft maskirt hatte, trug er unter dem bescheidenen Motto: „Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken“ am 31. Mai 1862 den Sieg über drei Mitbewerber davon, unter denen sich ein Twesten und ein Ueberweg befanden. Nach dem Erscheinen des Werkes (Schiller in seinem Verhältniß zur Wissenschaft, Wien, Gerold 1862) haben die Kritiker und selbst die Mitbewerber das Urtheil der Preisrichter anerkannt. Die historischen Partien, die durch neuere Forschungen ohnedies zum Theil überholt sind, hat O. Lorenz (Zum Gedächtniß

von Schiller's historischem Lehramt in Jena, Berlin 1889, Vorwort) für sich in Anspruch genommen. Auch das erste Capitel über die Grundlagen der philosophischen Bildung Schiller's ist heute veraltet. Aber über Schiller's Verhältniß zu Kant, Fichte und Schelling hat Niemand aufschlußreicher, klarer und formvollendeter geredet als T. Diese Partien gehören zu dem unverlierbaren und unzerstörbaren Besitz unserer Wissenschaft; sie bilden Tomaschek's Lebenswerk, das seinen Namen erhalten wird, so lange die Namen Kant und Schiller in unserer Wissenschaft leben.

T. war keine productive Natur, sondern eine receptive. Er lebte im Genuß der Dichtung und war für künstlerische Eindrücke voll und tief empfänglich; aber es drängte ihn nicht, zu schreiben. Weit näher lag ihm das mündliche Wort. Am liebsten schrieb er seine Gedanken für den mündlichen Vortrag nieder, und seine Collegien hat er unermüdlich von Jahr zu Jahr aufs neue in wirklichen Heften und mit sauberer Schrift um- und umgeschrieben. Er war bedeutender als Lehrer, denn als Schriftsteller. Seine wohlvorbereiteten, bis auf die Citate und Zahlen frei gesprochenen Vorträge hatten den doppelten Vorzug: sie waren voll von warmer Begeisterung und doch zugleich unendlich klar, übersichtlich und faßlich. Er begann nach langem und schwerem Athemholen meist mit umflorter und halber Stimme; aber es duldete ihn nicht, bis er an dem Gegenstande etwas mit dem warmen Herzen erfaßt hatte und nun hob sich die Stimme und der Ton weit über die Grenzen des üblichen Kathedervortrages. Niemals aber gab er das langsame, getragene Tempo und eine gewisse künstliche Articulation Preis. Große Periodengebäude, die er immer sicher und fest zu Ende führte, waren ihm gemäß; und Umschreibungen oder Wiederholungen vermied er nicht, wo sie zur Hervorhebung einer Hauptsache dienen konnten. Darum war auch der Inhalt seiner Vorlesungen nicht reich an Material und nicht bunt; er trug im ganzen wenig vor. Auch ihr Umfang beschränkte sich auf die Periode zwischen Opitz und Goethe, die er nie überschritt. Man darf aber nicht vergessen, daß T. (von dem unglücklichen Debut Redwitzens abgesehen) der erste ordentliche Professor für neuere Litteratur an einer deutschen Universität gewesen ist und dem neuen Fach erst seinen Platz Schritt für Schritt erobern mußte. Tomaschek's beste Vorlesungen sind mir unvergeßlich; namentlich Schiller'sche Gedanken, sei es in den philosophischen Aufsätzen oder in den Ideendichtungen, verstand er so klar und einfach zu entwickeln und so warm und begeistert vorzutragen, daß ich sie noch heute beim stillen Lesen mit seiner Stimme und in seinem Tonfall höre. Weniger als in den Vorlesungen war T. in den Uebungen geschickt, die sich fast nur auf Interpretationen beschränkten. Hier wie in dem privaten Verkehr mit den Zuhörern wurde er durch eine gewisse Scheu und Aengstlichkeit behindert; wo er nicht selbst das Wort führte, nahm er sich befangen aus. Das präsente Wissen, die Geistesgegenwart, die Schlagfertigkeit und was man sonst im Verkehr mit der immer kecken Jugend nicht entbehren kann, fehlten diesem zart und warm empfindenden Mann entweder oder er legte keinen Werth darauf, sie zu zeigen. So hat er auch nie nach dem Ruhm eines Schulhalters gestrebt und dem Sectentreiben neidlos zugesehen. Es war aber kein Mythus, daß unter seinen Augen sich zuerst jüngere Gelehrte in Oesterreich der Geschichte der neueren Litteratur zugewendet haben und daß seine Schüler heute an den hervorragendsten Universitäten in Oesterreich wirken. Kutschera, Werner, Brandl, Sauer, Zeidler, Tomanetz, Hoffmann v. Wellenhoff, Kummer, Stejskal u. A. sind seine Schüler gewesen, zahllose Professoren nicht zu vergessen, die an österreichischen Gymnasien eine ersprießliche Thätigkeit entfalten.

Karl Schenkl, K. T. Nekrolog. Wien 1878 (S.-A. aus der Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1878, Heft 11). — Wurzbach XLVI (1882)

49 ff. — An beiden Orten ein Verzeichniß der Schriften und Litteraturangaben (dazu: Alma Mater, Organ für Hochschulen, III. Jahrgang, Nr. 39, S. 279 f.). J. Minor.

Tomaselli, berühmte Künstlerfamilie. Der Vater Joseph T. ist um 1760 in Roveredo geboren, kam, nachdem er gründliche musikalische Studien in Mailand absolvirt, 1781 nach Salzburg zur Hofcapelle, von 1807—1833 wirkte er als Hofcapellensänger in Wien, wo er 1836 starb. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit liegt in seinem höchst erfolgreichen Wirken als Gesangslehrer. Von seinen Kindern machte sich einer der Söhne, Karl, durch die Begründung eines großen Kaffeehauses in Salzburg einen noch heute in Oesterreich populären Namen, während zwei andere Söhne und eine Tochter sich der Bühnenlaufbahn zuwandten. Der ältere, Franz, ist geboren zu Salzburg am 14. April 1801. Er debütirte im Februar 1822 am Hofburgtheater in Grillparzer's Ahnfrau. Sein starkes „Hölzeln" bestimmte ihn für die Komikerlaufbahn, die er auch 1826 am Leopoldstädter Theater mit Glück eröffnete, bald schwang er sich zum beliebten Darsteller empor, wenn er auch nie ein wirklich origineller Schauspieler wurde. Er erinnerte zuerst stark an Neubruck, nach Raimund's Tode machte er sich dessen Manier, bis auf seine Fehler eigen. Zu seinen besten Rollen zählt der Habakuk im Alpenkönig und Menschenfeind, worin er sogar Scholz vorgezogen wurde, und der Lorenz im Bauer als Millionär. Weniger Glück hatte er als Dichter: seine von ihm selbst verfaßten Benefizstücke fielen, wie die Scholz', oft durch, so „Er verdirbt Alles oder Lauter Malheurs. Posse in 2 A." (11. Januar 1834) und „Crispin's 12. und 24. Geburtstag. Posse in 2 A." (12. März 1836). Handschriftlich erhalten sind nur zwei andere Stücke: „Mahiro's Zauberräthsel oder: Der geraubte Marmorkopf. Komisches Zauberspiel in 2 A." (28. December 1830), sein erster Versuch, der sehr freundlich aufgenommen wurde. Ein Laun'sches Märchen bildet die Grundlage dieses vom Barometermacher sichtlich inspirirten Stückes. Mahiro, ein zweiter Tutu, hat den ihm Rath spendenden Marmorkopf verloren, er setzt für seine Wiedergewinnung die Hand seiner Tochter als Preis. Ein nervenschwacher Prinz Azor, den Feenmacht für dieses Unternehmen kräftigt, besteht mit Hülfe seines Dieners Krispin Schnabel, eines echten Wiener Kindes, alle gefährlichen Abenteuer, die in einer aus der Zauberflöte bekannten Wanderung durch Wasser und Feuer gipfeln. Hauptsache sind die vielen oft ganz gelungenen Späße und die Loblieder auf die Vaterstadt. Ganz Ritterkomödie ist „Der Zauberwald. Posse in 2 A." (13. November 1832), welche das Schicksal der obengenannten Benefizstücke theilte, ein Conglomerat von wüsten Hexereien und Verkleidungen, nur für den Decorateur geschrieben. Franz T. wanderte von 1838—1841 durch die österreichischen Provinzen, 1842 kehrte er für kurze Zeit ins Leopoldstädter Theater zurück, dann war er in Lemberg, Linz und zuletzt in Agram engagirt, wo er am 19. October 1846 starb. Sein jüngerer Bruder Ignaz T. (geboren zu Wien 1812, † am 28. December 1862) kam, nachdem er in Kaschau, Lemberg und Linz gewirkt, 1849 nach Wien, wo er mit verschiedenen Unterbrechungen bis zu seinem Tode am Josephstädter Theater erste komische Rollen mit großem Glücke spielte. Er war ein guter Epigone aus der Schule Raimund's und Scholz', die Stücke Hopp's und O. F. Berg's dankten ihm viele große Erfolge. Der Schule des Vaters machte die größte Ehre Katharina T. Schon ihr Debut am Josephstädter Theater, 7. September 1828, brachte ihr großen Beifall, in Brünn wird sie die beliebteste Opernsängerin. Sie lebte mit dem Schauspieler Thiel, der 1836—1842 die Direction führte. Aus diesem nach einigen Jahren getrennten Verhältnisse stammte eine Tochter, Josephine, die für ihre Bühnencarrière den Namen ihres Stiefvaters Gallmeyer annahm.

Wurzbach LI, 67—72. — Costenoble, Tagebücher II, 33, 239, 300. Die handschriftlichen Stücke in der k. k. Hofbibliothek. Katalog der theatergeschichtlichen Ausstellung der Stadt Wien S. 178. 179.

A. v. Weilen.

Tomashoviz: Joseph T., Componist und Dichter, wurde im J. 1824 als Sohn eines armen Nagelschmiedes zu Neumarktl in Krain geboren. Bei der Dürftigkeit, in der seine Eltern lebten, lernte er frühzeitig die Noth und das Elend des Lebens kennen. Dennoch war es ihm möglich, das Gymnasium in Klagenfurt zu absolviren und sich in Graz als Student der Rechte immatriculiren zu lassen. In Graz erlebte er die stürmischen Zeiten des Jahres 1848 und wurde wegen seiner deutschen, freisinnigen Dichtungen bei der Polizei verdächtigt, in Untersuchung gezogen und aus Graz ausgewiesen. Um sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen, wandte er sich nach Klagenfurt und ließ sich hier als Gesang- und Musiklehrer nieder. Er fand hier bald hinreichende Beschäftigung und trat im October 1849 an die Spitze des Männergesangvereins, an dessen Begründung im J. 1847 er sich bereits betheiligt hatte. Im Dienste des Vereins, dessen Leistungen er durch Energie und Ausdauer in kurzer Zeit zu heben wußte, dichtete und componirte er eine große Anzahl seiner Lieder, unter denen der „Abschied", „Der Liebe Sehnsucht", der „Wildschütz" und „Der todte Soldat" am besten gefielen. Leider war die Gesundheit des Künstlers sehr schwach. Nachdem er schon zu Ende des Jahres 1848 von einem heftigen Nervenfieber befallen worden war, stellte sich im J. 1850 bei ihm ein tuberculöses Lungenleiden ein, dem er nach längerem Siechthum am 29. December 1851 erlag. Die Gedichte und Compositionen von T. sind noch nicht gesammelt. Er ist auch der Verfasser eines romantisch-komischen Zaubermärchens: „Die Hochzeit am See oder die Wellenbraut", das unter dem Pseudonym Emil Mohr erscheinen sollte, und das am 17. März 1855 unter dem Titel: „Der Seekönig" in Klagenfurt mit großem Erfolg auf der Bühne aufgeführt wurde.

Vgl. Rudolf Waizer, Von einem Vergessenen (Joseph Tomashoviz). Ein biographischer Essay, abgedruckt in der Carinthia I. Mittheilungen des Geschichtsvereins für Kärnten. 81. Jahrg. S. 200—207. Klagenfurt 1891.

H. A. Lier.

Tombe: Nicolas la T., Maler, wurde im J. 1616 in Amsterdam geboren und kam schon als junger Mann nach Rom, wo er der dort bestehenden holländischen Schilderbent beitrat und in ihr wegen seines beständigen Rauchens den Beinamen Stoppertje erhielt. Er malte Scenen aus dem italienischen Volksleben, aus dem Treiben in den Bergwerken, ferner Grotten, Gräber und antike römische Ruinen, die er reichlich mit Staffage ausschmückte. Ueber den Werth seiner Bilder läßt sich nichts sagen, da sie verschollen zu sein scheinen. Wenigstens kommen sie in den Katalogen der größeren öffentlichen europäischen Galerien nicht vor. Im Alter kehrte T. in sein Vaterland zurück, wo er im J. 1676 starb.

Vgl. A. Houbraken, De groote schouburgh der nederlantsche konstschilders. 2. Druck. In's Gravenhage 1753. II, 27. 28 und J. B. Descamps, La vie des peintres flamands, allemands et hollandois. Paris 1754. II, 250—251. Auf Houbraken's Notizen scheinen alle Angaben in den gebräuchlichen Künstlerlexicis von Nagler, Immerzeel u. s. w., sowie in A. J. van der Aa's Biographisch Woordenboek der Nederlanden XI, 190. Haarlem 1865, zurückzugehen. Leider lassen sie sich bis jetzt noch nicht controliren. Selbst der gründliche Bertolotti, Artisti Belgi ed Olandesi a Roma nel secoli XVI. e XVII., Fir. 1880, führt den Namen la Tombe's nicht an.

H. A. Lier.

Tommasini: Mutius Ritter v. T., geboren am 4. Juni 1794 zu Triest, † am 31. December 1879 ebendaselbst, zuletzt Bürgermeister seiner Vaterstadt und bedeutender Florist, war als Sohn eines aus Livorno eingewanderten vermögenden Kaufmannes ursprünglich zu demselben Stande bestimmt, wählte jedoch, nachdem der Vater sein Vermögen verloren, die wissenschaftliche Laufbahn. Auf dem Gymnasium zu Laibach war es dessen Director Franz Hladnik, ein hervorragender Botaniker Krains, der in dem empfänglichen Jüngling zuerst den Sinn für Botanik weckte in dem Maaße, daß er in einem Alter von 15—16 Jahren bereits eine recht gute Einsicht in die vaterländische Flora erhielt. Inzwischen waren Triest und Laibach französisch geworden und T. begab sich 1811 zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien, in der Absicht, hier Medicin zu studiren. Durch den Botaniker Baron Jacquin angeregt, durchforschte T. die Umgebungen Wiens, welches er jedoch, nachdem infolge der veränderten politischen Verhältnisse Triest wieder zu Oesterreich gekommen, verließ, um, dem Rufe seiner Familie folgend, sich nach seiner Heimathsstadt zurückzubegeben. Auf dem Wege dahin ergriff ihn ein typhöses Fieber, dessen Folgen seinen Gesundheitszustand so schwächten, daß er das Studium der Medicin aufgeben mußte. Er wandte sich nun der Rechtswissenschaft zu und bezog die Rechtsschule zu Graz. Seine neue Thätigkeit zog ihn zunächst von der Botanik ab. Seine aus Wiens und Laibachs Umgebung stammenden Pflanzensammlungen überließ er seinem Freunde und Landsmanne Host in Wien. 1817 erhielt T. seine erste Anstellung als Conceptspraktikant bei dem Kreisamte für Istrien, wurde im folgenden Jahre zum Kreissecretär in Spalato befördert und bald darauf als Concipist an dem Gubernium zu Zara beschäftigt. Hier blieb er vier Jahre, ohne daß sich ihm zur Wiederaufnahme seiner botanischen Thätigkeit ein besonderer Anlaß geboten hätte. Erst als er 1823 als Kreiscommissar nach Spalato kam, wurde er durch die dortige prachtvolle Frühlingsflora so mächtig angezogen, daß die Liebe zur Botanik mit voller Kraft wieder in ihm erwachte. Wenn auch ernste Amtspflichten und die Schwierigkeit des Botanisirens in dem unwegsamen Lande die Ausdehnung seiner botanischen Forschungen hemmten, so unternahm er doch wiederholt größere Ausflüge, unter anderen auch die höchst mühselige Besteigung des Berges Biokovo, die einen achtzehnstündigen Hin- und Rückmarsch erforderte. 1827 als erster Kreiscommissar nach Cattaro versetzt, dehnte er von hier seine Excursionen auch auf die Gegenden längs der Grenze von Montenegro und Albanien aus. Schon nach vier Monaten wurde T. als Magistratsassessor nach Triest berufen, womit seine botanische Thätigkeit während des neunjährigen Aufenthaltes in Dalmatien abschloß. Von nun an blieb Triest sein ständiger Wohnsitz. Eine litterarische Frucht seiner botanischen Wanderungen im Kreise von Cattaro war ein Aufsatz in den Beiblättern zum 2. Bande der Zeitschrift Flora vom Jahre 1835. Obwohl durch Amtsgeschäfte vollauf in Anspruch genommen, reifte dennoch in ihm der Plan, die Flora des österreichischen Küstenlandes und der pflanzengeographisch damit zusammenhängenden Gegenden Krains wissenschaftlich zu durchforschen. Der Lösung dieser Lebensaufgabe unterzog er sich ebenso beharrlich, wie erfolgreich. 1832 nahm T. seine botanischen Studien in größerem Umfange wieder auf. Drei Jahre lang untersuchte er, meist in Begleitung des Triester Apothekers Dr. Biasoletto die Umgebung von Triest und der Küste bis Monfalcone, sowie die Höhen des Karstgebirges; dreimal, zu verschiedenen Jahreszeiten, bestieg er den pflanzenreichen Slavnik in Istrien, worüber er in einem, auch gesondert erschienenen Aufsatz in der Linnaea v. J. 1839 berichtete, unternahm ferner gemeinschaftlich mit den Brüdern Theodor und Louis Necker de Saussure aus Genf eine an Ergebnissen reiche Reise auf den Monte Maggiore, dann quer durch Istrien nach Rovigno und auf die

benachbarten Inseln und besuchte endlich die anmuthigen Umgebungen von Görz, die Thäler des Isonzo, den Predil und das Raibler Thal in Kärnten. Auch diese Excursionen gaben ihm den Stoff zu einigen Abhandlungen in der Linnaea v. J. 1837. Der Ausbruch der Cholera im Frühjahr 1836, die dadurch gesteigerten Amtsgeschäfte, sowie der Verlust seiner durch die Seuche dahingerafften Gattin und endlich die infolge dieser Ereignisse eingetretene Schwächung seiner Gesundheit, ließen ein Jahr lang seine Excursionen ruhen; doch schon 1837 nahm er sie wieder auf, diesmal in Begleitung des berühmten G. Bentham, und bereiste Kärnten, Krain und Friaul. Er berichtet darüber im 2. Bande der Flora 1839. Gegen Ende desselben Jahres wurde T. zum Bürgermeister seiner Vaterstadt ernannt. Seine botanische Thätigkeit beschränkte sich nunmehr auf die Erforschung der Triester Umgebung; nur 1840 besuchte er noch einmal die Görz-Friauler Alpen, im Anschluß woran er zwei Aufsätze über die Besteigung des Matajur (Flora 1840 u. 42) veröffentlichte. Desto eifriger aber nahm er darauf Bedacht, für Erreichung des Zieles, das er sich vorgesteckt, andere Kräfte zu gewinnen. In Otto Sendtner in München fand er eine dazu ausgezeichnet geeignete Persönlichkeit (s. A. D. B. XXXIV, 7). Währte auch Sendtner's Thätigkeit nur die drei Jahre 1841—43, so muß sie doch als der Gipfelpunkt der von T. eingeleiteten Durchforschung der österreichischen Riviera bezeichnet werden und die von ihm eingesammelten Pflanzenschätze bilden mit den werthvollsten Bestandtheil von Tommasini's Herbar. Sendtner's Arbeit setzten später zwei jüngere Botaniker fort: Ludwig v. Heufler und Julius v. Schröckinger, welche als Beamte im Küstenlande beschäftigt waren. Trotz der sich mehrenden Amtsgeschäfte und der Stürme des Jahres 1848 setzte T. unentwegt seine Sammlungen im Lande fort, unterhielt einen lebhaften Briefwechsel und Tauschverkehr mit auswärtigen Freunden, betheiligte sich fördernd an dem Zustandekommen eines naturgeschichtlichen Museums in Triest und gab schließlich die Anregung zu einer von Sendtner zu unternehmenden Erforschungsreise Bosniens, welche allerdings infolge einer schweren Verwundung des Reisenden bei einem Ueberfalle vereitelt wurde. Im J. 1860, nach einer dreiundvierzigjährigen Dienstzeit wurde T. der ersehnte Uebertritt in den Ruhestand auf die ehrenvollste Weise zu theil. In einem Alter von 66 Jahren noch geistig und körperlich frisch, konnte er nun sorgenfrei und ungestört seiner Lieblingswissenschaft leben und sein vor 30 Jahren begonnenes Werk, die Erforschung der vaterländischen Flora, der Vollendung entgegenführen. Im Streben darnach war er unermüdlich thätig bis an sein Lebensende. Ein Greis von 71 Jahren, scheute er selbst nicht zurück vor der Besteigung des hohen Mangart, die er im Mai 1865 ausführte und bis zum Sattel des Berges unternahm, wo der tiefe Schnee ein weiteres Vordringen verbot. T. genoß einen ruhigen Lebensabend, ohne von den Schwächen des Alters allzusehr belästigt zu werden, bis ihn, 85 Jahre alt, eine Lungenentzündung hinwegraffte, die sich in wenigen Tagen aus einer Erkältung entwickelt hatte.

Das durch Tommasini's vieljährige Bemühungen zusammengebrachte Material war ein wahrhaft großartiges. Von den beiden Abtheilungen seines Herbars, dem küstenländischen und dem allgemeinen, enthält das erste in 330 Fascikeln gegen 2400 Arten von Gefäßpflanzen, jede Art in verschiedenen Exemplaren aus verschiedenen Standorten, das zweite in 180 Fascikeln gegen 15 000 Arten aus allen Ländern der Erde. Ebenfalls umfangreich war die botanische Bibliothek, welche im Laufe der Jahre auf 1000 Bände angewachsen war. Die beiden Herbarien gingen noch bei Lebzeiten Tommasini's durch Schenkung an das städtische Museum in Triest über, welchem er überdies noch durch letztwillige Verfügung den botanischen und geologischen Theil seiner Bibliothek und ein

Legat von 10 000 Gulden bestimmte. Die gleiche Summe und die übrigen naturwissenschaftlichen Werke erhielt die Società adriatica di scienze. Zum Erben seiner Notizen und seines botanischen Schriftwechsels bestimmte er den Director des städtischen Museums Dr. C. v. Marchesetti. Mit fast allen namhaften Botanikern seiner Zeit stand T. in lebhaftem Verkehr. 34 Akademien und gelehrte Gesellschaften zählten ihn zu ihrem Ehren-, wirklichen oder correspondirenden Mitgliede. 29 Pflanzen tragen nach ihm ihre Artnamen. Nur Tommasini's Bemühungen ist es zuzuschreiben, wenn die Flora des österreichischen Küstenlandes so genau erforscht ist, wie irgend eine der bestgekannten Oesterreichs. Allein das Resultat dieser mühevollen Forschungen ist bisher nur in Tommasini's Herbar niedergelegt. Es ist Stoff geblieben für eine Flora, welche erst noch geschrieben werden soll. Tommasini's litterarische Thätigkeit hat sich, in der Richtung der schon angeführten Arbeiten, auf solche Publicationen beschränkt, welche unmittelbar an seine Excursionen anknüpfen oder vergleichende systematische Beobachtungen anstellen. Es sind im ganzen 36 Aufsätze, welche theils in der Regensburger Flora, theils in der Linnaea und der Wiener botanischen Zeitung in den Jahren 1835—1876 veröffentlicht wurden.

Neilreich, Biogr. Oesterr. Bot. Zeitg. XVI. 1866. — Carlo de Marchesetti, Discorso commemorativo di Muzio de Tommasini, Bolletino della società adriat. di scienze nat. in Trieste. Vol. V. 1880. — J. Freyn, Nachruf, Oesterr. bot. Zeitschr. XXX. 1880. C. Wunschmann.

Tönsen: Marcus T., Rechtsgelehrter. Er war geboren im Dorfe Kius, Kirchspiel Ulsnis in Angeln (Schleswig-Holstein) am 30. November 1772 als Sohn eines Landmanns. Vorbereitet auf der Domschule in der Stadt Schleswig, widmete er sich von 1790 an dem theologischen Studium und bestand 1796 das theologische Amtsexamen auf Gottorf. Gleich darauf ward er Prediger an der deutschen Gemeinde in Dublin. 1799 legte er jedoch dieses Amt nieder und studirte von der Zeit an wieder in Kiel die Rechte und bestand 1801 die juristische Prüfung mit dem höchsten Prädicat (erster Charakter). Nun ward er Untergerichtsadvocat in Kiel 1802, dazu 1804 Universitätssyndikus, 1805 Obergerichtsadvocat, aber in demselben Jahre noch königl. Hardesvogt der Tonder- und Hoyerharde in Tondern. In diesem Amte verblieb er bis 1816, da er dem Ruf als ordentlicher Professor der Rechte an der Universität Kiel Folge leistete. 1817 creirte ihn die juristische Facultät daselbst zum Dr. juris in honorem. 1841 erhielt er den Charakter als königl. Etatsrath. 1850 wurde er pensionirt und starb am 11. Juli 1861. — Von ihm erschien zunächst: „Glosse einiger Fragmente der revidirten Landgerichtsordnung", 1802 und später eine Ausgabe der Schleswig-Holsteinischen Landgerichtsordnung, nebst einem Anhang, 1821. Seine Hauptschrift ist: „Grundzüge eines allgemeinen positiven Privatrechts, dargestellt aus einem positiv-rechtlichen Princip", 1828. Diese Studien hat er fortgesetzt in seinen „Beiträgen zur Kritik und zur Basis eines allgemeinen positiven Privatrechts", 1842, wovon jedoch nur das erste Heft des ersten Bandes erschienen ist. — Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, ein von jeder bürgerlichen Gesellschaft anerkanntes und folglich anwendbares Naturrecht selbst construirend darzustellen. Es soll ein System des Rechts aus der Thatsache der bürgerlichen Gesellschaft und aus den einfachen in diesem Factum enthaltenen Elementen abgeleitet werden. Nach einer allgemeinen Entwicklung des in dem Factum der bürgerlichen Gesellschaft ausgesprochenen legislativen Willens und seiner verschiedenen Richtungen, folgt eine Anwendung der so gewonnenen allgemeinen Grundsätze auf das Recht des Eigenthums und auf die contractlichen Verhältnisse. — Mit sechs seiner Collegen nahm T. auch theil an der politischen Schrift: „Das Staats- und Erbrecht des Herzogthums Schleswig. Kritik des

Commissionsbedenkens über die Successionsverhältnisse des Herzogthums Schleswig". Hamburg 1846.

Lübker-Schröder, S.-H. Schriftstellerlexikon II, 640. — Alberti II, 477. — Volbehr, Professoren und Docenten der Univ. Kiel. 1887. S. 26.

Carstens.

Tonsor: Johann Heinrich T., Philosoph und Theolog, geboren am 14. März 1595 als Sohn des Predigers Jonas T. zu Alsfeld, studirt auf der eben gegründeten Universität Gießen, verfaßt mehrere Dissertationen politisch-ethischen Inhalts („De obedientia subditorum", „De statu hodierno imperii", 1618), wird 1620 Professor der Physik und siedelt in gleicher Eigenschaft nach Marburg über, als infolge des Reichshofrathsbeschlusses vom 1. April 1623 das Marburger Erbe in darmstädtischen Besitz kam. Er führte sich hier ein mit einer Rede über die Rede, welche Aufsehen erregt haben muß und daher in den Annalen der Universität verzeichnet ist. Er entfaltet in den ersten Jahren eine emsige Thätigkeit; aus 1625—1631 haben mir 30 Dissertationen vorgelegen, welche unter seiner Mitwirkung entstanden sind; sie betreffen meist physikalische, zum Theil auch ethische Themata. Die Behandlungsweise ist noch eine durchaus scholastische, Thomas v. Aquin ist eine der Hauptquellen; ein Einfluß der bereits erwachten Naturwissenschaft ist nicht zu bemerken. — Wenn einer Angabe der Annalen (C. J. Cäsar, Catalogi studiosorum schol. Marpurg. fsc. 15, 30) Gewicht beigelegt werden darf, so ging T. 1632 auf höhern Befehl zur Theologie über. Mit einer Abhandlung „De baptismo" erwarb er sich 1633 den theologischen Doctorgrad. Von seiner Thätigkeit als Theologe zeugen fünf Dissertationen über das Abendmahl aus 1632—1635, sowie „Disputationes catecheticae, in quibus quaestiones in decalogum breviter explicantur", 1644 bis 1647. Auch als Theologe ist er Scholastiker geblieben. In den Disp. catech. herrscht durchaus die casuistische Methode; sie wollen nicht eine katechetische Behandlung des Dekalogs geben, sondern an der Hand des Dekalogs eine Moral. Aber die Fragen sind präcis und praktisch; dogmatischer Ballast ist vermieden. — Dreimal ist T. Rector, bezw. Prorector der Universität gewesen: 1628, 1640, 1648. Aber bereits 1645 hatte er sich wegen einer Pest nach Gießen geflüchtet; und die Unruhen, von welchen in dem letzten Jahrzehnt des großen Krieges gerade die Gegend um Marburg heimgesucht wurde, mögen die akademische Lehrthätigkeit vielfach unterbrochen haben. Noch ehe es zur Neugründung der Universität Gießen kam, ist T. dort am 1. December 1649 gestorben. — Das Verzeichniß seiner Schriften bei F. W. Strieder, Hess. Gel.- und Schriftstellergesch. XVI, 228 ff. ist unvollständig und ungenau.

Vgl. über ihn noch Joh. Tilemann gen. Schenck, Vitae professorum Theol. Marburg 1727. — M. C. Curtius, Fasti Rectorum etc. Marburg 1777 und C. J. Cäsar, a. a. O. fsc. XIII, XIV, XV.

Beß.

Tonsor: Michael T., ein Componist des 16. Jahrhunderts, über dessen Lebenslauf wir nur sehr wenig unterrichtet sind. Was Fétis über ihn sagt, sind Muthmaßungen ohne Werth. Sicher ist nur, was T. selbst auf den Titeln seiner Druckwerke mittheilt. Hieraus erfahren wir, daß er aus Ingolstadt gebürtig ist, daselbst um 1566 Cantor an der Jungfrauenkirche und um 1570 bis etwa 1590 Organist an der Kirche St. Georg in Dünkelsbühel in der Nähe von Oettingen war, und daß ihn der Herzog Wilhelm von Baiern bei der Herausgabe seiner Werke unterstützte. Bis jetzt sind von ihm folgende Drucke bekannt: vier Sammlungen Cantiones sacrae zu vier und fünf Stimmen, die in Nürnberg und München in den Jahren 1566 bis 1590 erschienen, im Besitze der Bibliotheken München, Elbing, Kassel, Freiberg i. S., Lüneburg, Berlin, Breslau, Wolfenbüttel, Liegnitz, Hamburg, Leipzig, Augsburg, Bautzen

und Upsala. Zwei Motetten zu fünf Stimmen hat Franz Commer im fünfzehnten Bande seiner Musica sacra in Partitur veröffentlicht.

Rob. Eitner.

Toorenvliet: Jakob T., Maler und Radirer, wurde um das Jahr 1635 oder 1636 in Leiden geboren und von seinem Vater, dem Glasmaler Abraham T., in den Anfangsgründen seiner Kunst unterrichtet. Als er bereits am Ende der zwanziger Jahre stand, also etwa um 1670, begab er sich in Begleitung seines Freundes Nicolas Rosendael nach Italien, wo er zuerst in Rom und dann namentlich in Venedig die Werke der großen Italiener studirte. Nach seiner Rückkehr nach Leiden trat er im J. 1686 in die dortige St. Lucasgilde ein, als deren Decan er im J. 1703 erwähnt wird. Er starb zu Leiden im J. 1719. Die von T. herrührenden Gemälde gehören größtentheils dem Porträtfache an, sind aber in der Regel so behandelt, daß sie auch als Genrebilder gelten können. Sie sind in der Farbe vortrefflich, besitzen jedoch nicht jenen intimen Reiz, der wol sonst den meisten Bildern der Leidener Schule eigen ist. Auch muß hervorgehoben werden, daß sich in den nach seinem italienischen Aufenthalt entstandenen Werken der Einfluß der italienischen Schule geltend macht. Von seinen in Deutschland aufbewahrten Bildern ist die „Spinnerin" in der großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe deshalb besonders interessant, weil dieses Bild aus dem Jahre 1667 datirt ist, also noch aus der Zeit vor der italienischen Reise stammt, und weil der Einfluß G. Metsu's an ihm ersichtlich ist. Von den beiden Gemälden der Darmstädter Sammlung ist nur das der „Karten spielenden drei Soldaten" mit einer Jahreszahl, 1682, bezeichnet, während die Entstehungszeit des Bildes einer alten Frau, die im Begriff ist, ein Licht in eine Laterne zu stellen, unbekannt ist. Die kaiserliche Galerie in Wien besitzt einen „Metzgerladen" vom Jahre 1687, während die Liechtenstein'sche Sammlung allein acht Gemälde aus den siebziger Jahren aufweist. In der Dresdener Galerie findet man vier Bilder von Toorenvliet's Hand, von denen drei datirt sind, darunter das aus vier Figuren bestehende originelle Bild der Musikanten. Auch sonst ist der Künstler in den deutschen Galerien häufig genug anzutreffen, z. B. im Rudolphinum zu Prag mit vier, im Ferdinandeum zu Innsbruck und im Schweriner Museum mit zwei, in der herzoglichen Gemäldegalerie zu Gotha und im Braunschweiger Museum mit je einem Bilde. Auch in der Galerie Weber in Hamburg kann man einen undatirten T. sehen, der einen Bildhauer mit seinem Schüler vorstellt. Von seinen Werken außerhalb Deutschland ist „der Alchemist" im Nationalmuseum zu Stockholm vom Jahre 1679 hervorzuheben. T. hat sich auch als Radirer versucht. Er radirte drei höchst selten gewordene Blätter mit Hunden und gab ferner drei Schabkunstblätter heraus, von denen eines den „Heiligen Jacob" darstellt, die beiden anderen zwei männliche Brustbilder.

Vgl. A. Houbraken, De groote schouburgh der Nederlantsche Konstschilders. Dan tweeden druck. In's Gravenhage 1753. p. 164—167. — J. B. Decamps, La vie des peintres flamands. A Paris 1660. p. 121 bis 123. — Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon XVIII, 560—562. München 1848. — A. Woltmann und K. Woermann, Geschichte der Malerei III, 2, S. 797. Leipzig 1888. — K. Woermann, Wissenschaftliches Verzeichniß der älteren Gemälde der Galerie Weber in Hamburg, S. 210, 211. Dresden 1892. — (V. Barvitius) Katalog der Gemäldegalerie im Künstlerhause Rudolphinum zu Prag, S. 233—234. Prag 1889. — J. E. Wessely, Geschichte der Graphischen Künste, S. 177. Leipzig 1891.

H. A. Lier.

Töpfer: Friedrich August T. wurde am 25. October 1728 in dem gothaischen Dorfe Natza als der Sohn des Gerichtsactuars Joh. Casp. T. ge-

boren. Seinen ersten Unterricht empfing er in der Dorfschule, sowie auch durch seinen Vater, der ihn mit den Anfangsgründen der lateinischen Sprache bekannt machte. Im J. 1741 kam er auf das Gymnasium zu Eisenach, das damals (1738—1751) in dem gelehrten Philologen Joh. Mich. Heusinger (s. A. D. B. XII, 334) einen sehr tüchtigen Lehrer und Director besaß. Nachdem er unter dessen Leitung vier Jahre lang eifrig gearbeitet und sich insbesondere eine bedeutende Gewandtheit im Gebrauche der lateinischen Sprache angeeignet hatte, besuchte er von 1745 an noch einige Zeit das Gymnasium zu Gotha und ging um Ostern 1747 nach Jena, wo er anfangs Theologie studirte, sich aber schon nach Jahresfrist gänzlich den Schulwissenschaften zuwendete. Zu seinen Lehrern gehörten vor allen die beiden Walch, Joh. Georg, der schon seit mehr als zwei Jahrzehnten aus der philosophischen in die theologische Facultät übergetreten war († 1775), und dessen Sohn, der Philologe Joh. Ernst Immanuel Walch († 1778), ferner Friedr. Andr. Hallbauer, der seit 1731 die Professur der Eloquenz und Poesie, seit 1740 eine ordentliche theologische Professur inne hatte († 1750, s. A. D. B. X, 415), sowie der Professor der Moral und Politik Joachim Georg Daries († 1791 als Professor der Rechte zu Frankfurt a. O., s. A. D. B. IV, 758). Im April 1751 erwarb T. die Würde eines Magisters der freien Künste, nachdem er schon vorher als Mitglied der lateinischen Gesellschaft die Aufmerksamkeit der Jenaer Gelehrtenwelt auf sich gelenkt hatte. Bei Festlichkeiten der Gesellschaft trat er mehrmals als Redner auf, übernahm auch 1751 das mit vielen Arbeiten verbundene Amt des Secretärs, gab verschiedenen Studenten mit Erfolg lateinischen und griechischen Unterricht und hatte sogar die Ehre, daß ihm bei der Vacanz der Professur der Eloquenz von dem Decan der philosophischen Facultät der Auftrag ertheilt wurde, im Namen des Rector Magnificus das Programm für die neue Prorectorwahl zu schreiben. Von den Schriften, die er als Mitglied der Lateinischen Gesellschaft veröffentlichte, verdient die später noch mehrmals von ihm herausgegebene Lebensbeschreibung seines 1751 verstorbenen Lehrers Joh. Mich. Heusinger auch heute noch Beachtung („Oratio, quae iusta I. M. Heusingeri piis manibus persolvit“ (1751) und „Elogium I. M. Heusingeri“ (1752); dann als „Vita I. M. Heusingeri in Harles, Vitae philol. I (1764), und vor dem von T. herausgegebenen ersten (einzigen) Bande von Heusinger's „Opuscula minora varii argumenti“ (1773). Unter diesen Verhältnissen wäre es T. gewiß nicht schwer geworden, ein akademisches Lehramt zu erhalten. Seine Neigung trieb ihn aber zu einer praktischen Unterrichtsthätigkeit. So übernahm er denn 1752 die Stelle eines Hofmeisters bei dem jüngsten Sohne des Kanzlers Edlen v. Freiesleben zu Gera und bekleidete dieselbe, indem er zuletzt seinen Zögling auch auf die Universitäten Leipzig (1759) und Jena (1760) begleitete, bis ins elfte Jahr. In wie hohem Grade er sich während dieser Zeit die Achtung und Liebe des jungen Edelmanns zu erwerben verstand, geht daraus hervor, daß dieser ihn 1778 zum alleinigen Pathen seines zweiten Sohnes gewählt hat. Nach Beendigung seiner Informatorenthätigkeit wurde T. als Conrector und Lehrer der fünften Classe (von unten auf gezählt) am Gymnasium zu Regensburg berufen und trat dieses Amt am 7. September 1763 an mit einer Rede „De philologia omnium disciplinarum innocentissima et tranquillissima“. Volle 38 Jahre hat er dasselbe mit Treue und Geschicklichkeit verwaltet und zahlreiche tüchtige Schüler herangebildet. Von seinen Mitbürgern wegen seines edlen Charakters, seiner Gelehrsamkeit und seiner Verdienste um die Erziehung der Jugend geachtet und verehrt, von seinen Angehörigen und Freunden aufrichtig beweint, verschied er am 1. December 1801, nachdem er unter den Schwächen des Greisenalters nur kurze Zeit zu leiden gehabt hatte.

Als Schulmann huldigte T. den Grundsätzen der alten Schule und vermochte sich mit den Bestrebungen der Philanthropinisten nicht zu befreunden. Insbesondere mißfiel ihm ihre Bekämpfung des Auswendiglernens. „In Natza", so schreibt er, „erhielt ich in der Dorfschule die Unterweisung im Christenthum und erlernte sonderlich die in dem eingeführten Katechismus unter gewisse Capitel gebrachten Beweissprüche christlicher Lehre mit allem Fleiß und fertig. Ich verstand sie freilich an manchen Stellen wenig; ich hatte aber nachher, als ich zum Verständniß derselben gelangte, den großen Vortheil, daß ich sie auswendig wußte und nun nicht erst lernen durfte, zumal da sich das, was in der Kindheit gefaßt wird, viel tiefer einprägt. Ich habe daher in der Folge gewissen Neulingen in der Schulmethode nie ganz beistimmen können, welche geboten, die Kinder nichts auswendig lernen zu lassen, als was ihnen verständlich wäre. Meine Erfahrung war dagegen, und ich habe den Nutzen davon bis ins graue Alter gehabt." — Ein Verzeichniß der von T. veröffentlichten Schriften findet sich in Meusel's Gelehrtem Teutschland VIII, 92, vollständiger am Schlusse von Töpfer's Biographie in dem Hist.-litt. Handbuche von Hirsching-Ernesti.

Vergl. Hirsching-Ernesti, Hist.-litt. Handbuch, Bd. XIV, Abt. 2, S. 14 bis 18, wo Töpfer's Leben dargestellt ist nach der Gedächtnißschrift: Dem verdienten Andenken weil. Herrn Mag. F. A. T. ꝛc. gewidmet. Regensburg 1802. 4°. Einen kurzen Aufsatz über T. enthält auch Kleinstäuber's Geschichte der Studienanstalten zu Regensburg. F. Koldewey.

Töpfer: Heinrich August T., Mathematiker, geboren am 17. Februar 1758 zu Leisnig in Sachsen, † am 26. October 1833 zu Dresden. Von seinem 12. bis zu seinem 18. Lebensjahre war T. Zögling des kurfürstlichen Waisenhauses zu Langendorf bei Weißenfels und kam dann als Schreiber zu dem Appellationsrath v. Schlieben. Dieser wurde auf die Begabung des jungen T. aufmerksam und veranstaltete eine Geldsammlung, durch welche es ihm möglich gemacht wurde, die Universität Leipzig zu beziehen und dort Philosophie, Physik und Mathematik zu studiren. Im letzteren Fache war er wesentlich Hindenburg's Schüler, und als Ernst Gottfried Fischer (s. A. D. B. VII, 62—63) seine Theorie der Dimensionszeichen veröffentlicht hatte, griff ihn T. in einem besonderen Buche „Combinatorische Analytik und Theorie der Dimensionszeichen in Parallele gestellt" (Leipzig 1793) aufs heftigste an. Sonstige schriftstellerische Thätigkeit von irgend welcher Bedeutung hat T. nicht entwickelt. Er war von 1796 bis 1828 Lehrer an der Fürstenschule zu Grimma und siedelte nach seiner Zuruhesetzung mit Frau und Tochter nach Dresden über.

Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang 1833. S. 713—715.

Cantor.

Töpfer: Johann Gottlob T., ein im Orgelbaufach erfahrener Organist, geboren am 4. December 1791 zu Niederroßla, einem Dorfe bei Apolda im Weimarischen, † am 8. Juni 1870 zu Weimar. Sein Vater war ein Weber, Ackerbürger und Musikant. Beim Ortscantor erhielt der junge T. den ersten Musikunterricht. Die im Dorfe wohnende Räthin Jagemann gab die Geldmittel, um ihm eine gute Erziehung in Weimar zu geben. Es scheint, daß er in Weimar das Schullehrerseminar besuchte, denn Cyrill Kistler führt ihn in seinem Volksschullehrer-Tonkünstlerlexikon (c. 1886) an. Hauptsächlich vervollkommnete er sich im Orgelspiel und erreichte eine hervorragende Technik, sowie die Gabe auf der Orgel zu improvisiren, worin ihm die Zeitgenossen ganz besonderes Lob spenden. Im J. 1817 wurde er in Weimar als Musiklehrer am Seminare angestellt und 1830 zum Stadtorganisten ernannt. In ersterer Stellung, die er bis zu seinem Lebensende bekleidete, war seine Thätigkeit von segenbringender Wirkung, denn er erzog daselbst eine große Anzahl tüchtiger

Orgelspieler, wie Zimmermann in Ilmenau, Winterberger in Leipzig, Schulze in Naumburg, A. W. Gottschalg, seinen Nachfolger in Weimar und viele andere. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Orgelbau selbst. Da ihm hierzu aber die nöthige wissenschaftliche Grundlage fehlte, um das Feld sicher beherrschen zu können, so legte er sich auf das Studium der Mathematik, Mechanik und Akustik, ferner suchte er Belehrung in älteren Werken und blieb schließlich an Bedos de Celle's: L'art du facteur d'orgues von 1766 hängen, welches er seinem Werke zu Grunde legte. Dasselbe erschien dann 1856 in Weimar bei Voigt unter dem Titel „Lehrbuch der Orgelbaukunst" in vier Theilen. Ob das Werk je den Nutzen gebracht hat, den sich T. davon versprach, kann ich nicht beurtheilen, da mir das Feld zu fern liegt, doch soviel steht fest, daß es sehr bald durch die neueren Erfindungen und besonders durch Helmholtz's epochemachendes Werk: Lehre von den Tonempfindungen in den Hintergrund gedrängt wurde und heute nur noch einen Werth von der historischen Seite aus betrachtet hat. Da T. auch Orgelrevisor für Sachsen-Weimar war und oft auch ins Ausland als Revisor geladen wurde, so kamen ihm selbst seine Studien hierbei sehr zu Statten, und er hatte dadurch vielfach Gelegenheit auf den Bau der Orgeln einzuwirken. Als Componist und Herausgeber von älteren Orgelcompositionen im Vereine mit dem Verleger Körner in Erfurt hat er sich manches Verdienst erworben und auf Veredelung des Geschmacks wesentlich eingewirkt. Zur Charakteristik seiner Bestrebungen und seines unermüdlichen Fleißes sei noch erwähnt, daß er sich auch in die Scheibler'sche Stimmmethode, die auf Pendelschwingungen des Metronoms beruhte, einarbeitete und 1842 eine Schrift zur näheren Erläuterung herausgab: „Leichtfaßliche, klare Darstellungen der Scheibler'schen Stimmmethode". (Conversations-Lexikon von Mendel-Reißmann.) Rob. Eitner.

Töpfer: Karl Friedrich Gustav T., Dramatiker, wurde am 26. December 1792 zu Berlin als Sohn eines Geheimen Archivars geboren, besuchte, zeitig vielfache Anlagen und einen lebhaften Geist verrathend, das Gymnasium, da der Vater ihn für den juristischen Staatsdienst bestimmt hatte. Doch erwachte der Drang zur Bühne früh in ihm, und er fand schon als Knabe Gelegenheit, in Festspielen und Komödienaufführungen in Privatkreisen mitzuwirken. So verließ denn der Neunzehnjährige das Elternhaus heimlich und schloß sich einer in Mecklenburg-Strelitz herumwandernden Schauspielertruppe an. Doch der kleinlichen Verhältnisse und der äußeren Noth nach sechs Wochen müde, kehrte er heim, und der ausgesöhnte Vater verschaffte ihm am Breslauer Stadttheater ein Engagement, das er, durch seine Collegin Hendel-Schütz (A. D. B. XXXIII, 117) vielfach gefördert, 1814 mit einem am Brünner vertauschte. Hier sah ihn Schreyvogel (s. d.), der Leiter des Wiener Hofburgtheaters, und meinte einen fähigen Darsteller und Regisseur sowie einen schnellarbeitenden Dramatiker, wie er ihn suchte, entdeckt zu haben. 1815 übersiedelte T. nach der österreichischen Hauptstadt, wo er in jugendlichen Charakteren bald viel Beifall genoß. Sechs Jahre brachte er dort zu, bis ihn äußere Verdrießlichkeiten veranlaßten, von Wien zu scheiden, auf großen norddeutschen Bühnen zu gastiren und als Guitarrevirtuos in Concerten aufzutreten. Doch schon 1822 ließ er sich dauernd in Hamburg nieder, wo er seitdem bis zum Tode, 22. August 1871, gelebt hat. Er widmete sich daselbst im wesentlichen der dramatischen Schriftstellerei, nachdem er am 7. Juni 1822 „post exhibita ingenii specimina", nämlich mit der 14seitigen Dissertation „Triumvirorum tragoediae graecae Aeschyli, Sophoclis, Euripidis pro singulari cujuscunque in scenam Graecorum tragicam merito adumbratam comparationem exhibet Carolus Fridericus Gustavus Toepfer imperialis theatri aulici vindobonensis poeta" in Göttingen zum Dr. phil. pro-

movirt hatte. Denn er war mittlerweile ganz und gar zu litterarischer Thätigkeit abgeschwenkt. Obwohl er nun sieben Jahre die von G. Lotz gegründete Zeitschrift „Originalien“ leitete, dann 1836 die, von den besten Namen gestützte „Thalia. Norddeutsche Theaterzeitung, Kunst- und schönwissenschaftliches Unterhaltungsblatt“ gründete und später die kritische Wochenschrift „Der Recensent“ herausgab, als Lehrer schauspielerischer Talente wirkte und während der Hamburger Stadttheaterkrisen in den vierziger Jahren bald als Dramaturg, bald als artistischer Director Verwendung erhielt, daneben aber ein ausgedehntes und sogar höchst erfolgreiches litterarisches Schaffen entfaltete, verblieb er, auch nach der Heirath mit der Tochter eines mecklenburgischen Gutsbesitzers v. Häfften (1832), in kümmerlichster Lage. Endlich 1864 bekam der Zweiundsiebzigjährige, nachdem er „bereits alle Hoffnung aufgegeben hatte, aus dem Schillerfonds die gewünschte Beruhigung für seine letzte Lebenszeit zu erhalten“, eine Jahrespension von dreihundert Thalern bewilligt, die den taub und lebenssatt gewordenen kaum vor drückendster Armuth schützte.

Das dramatische Talent Töpfer's hat wahrscheinlich Schreyvogel geweckt. Dieser, als C. A. West bekanntlich selbst für das Theater thätig, hatte den unter großen Hoffnungen Engagirten und für einen Regisseurposten Vorgemerkten rasch an sich herangezogen und in jeder Weise zum Aufwärtsstreben ermuntert. Bald machte sich T. an kleine, von dem bretterkundigen Gönner kontrollirte Versuche; zunächst gelangte „Der Tagesbefehl“, ein schon Scenenkenntniß zeigendes heiteres Dramolet, zur Aufführung (vgl. aber L. Börne's scharfe Recension als XLI seiner „Dramaturgischen Blätter“). Das vieractige Schauspiel „Hermann und Dorothea“ ging 1820 unter stürmischem Erfolge über das Burgtheater und machte schnell die Runde durch zahllose Häuser. Goethe's Idyll war hier freilich zu einem spießbürgerlich angehauchten Sittenbild herabgedrückt; trotzdem fand die Dramatisirung des Urdichters vollste Zustimmung, der nur bedauerte, nicht selbst das Wagniß riskirt zu haben, andererseits für sein Gedicht die ersehnte Popularisirung danach erhoffte. „Der beste Ton“, „Freien nach Vorschrift“, dann das historische Lustspiel „Des Königs Befehl“, eine gelungene episodische Glorificirung Friedrich's des Großen, die sich in Ernst Possart's täuschender Maskirung bis in die Gegenwart lebendig erhielt, das Schauspiel „Gebrüder Foster“, namentlich aber die ungemein ergötzliche Kaufmannskomödie „Rosenmüller und Finke“, eins der jüngsten (1850) und gewiß das reifste Erzeugniß Töpfer's, der damit launigen Situationen in Gustav Freytag's „Soll und Haben“ um vier Jahre voranging, alles in allem 32 Nummern offenbaren seine entschiedene Fähigkeit, wirksame Vorwürfe für die lebendige Bühne wirksam zu gestalten. Und diese Gabe verleugnen auch diejenigen niederen Genres nicht, wie „Bube und Dame“, der unvergessene „Pariser Taugenichts“ und die freien Bearbeitungen nach Eugen Scribe. Allerdings versetzt uns seine Muse nirgends in eine höhere poetische Welt, stellt überhaupt an unsere Phantasie keinerlei Ansprüche, wohl aber traf sie den Bühnenton und die Erfordernisse der dramatischen Technik aufs beste und sorgte durch gut bürgerliche, nach keiner Seite verletzende Unterhaltung für den leichteren Geschmack des Publicums in aufgeregten und litterarisch verworrenen Zeitläuften aufs anerkennenswertheste und durchschlagendste. Geniale Züge, urwüchsige Erfindung, geistvolles Geplauder, vertiefte Charakteristik, derartige Dinge soll man bei ihm, dessen Verdienste eben in der Pflege eines wohlanständigen und bühnengerechten, moralisch ehrlichen Stils, sowie in gelegentlichen, im Sinne eines national fühlenden Preußenthums warm patriotischen Anregungen beruhen, nicht verlangen.

Neben den theatralischen Arbeiten, deren 19 — die bemerklichsten — H. Uhde 1873 als „gesammelte dramatische Werke“ (4 Bde.) herausgab, sind

die „Zeichnungen aus meinem Wanderleben" (1823), sowie die kleinen, vorher einzeln erschienenen, „Novellen und Erzählungen" (2 Bde., 1842—44) nur aus bibliographischen Gründen zu erwähnen. Eine unvollendete „Redekunst" wurde in den Hamburg. Jahreszeiten 1871 gedruckt.

Für die Biographie vgl. die „(Bruchstücke) aus meinen Memoiren" in der Zeitschrift „Freischütz" 1859, Nr. 52—71 und 1862, Nr. 69—90; H. Uhde in der Einleitung der Ausgabe (s. auch den Prospect vor Bd. I); K. Goedeke, Grundriß z. G. d. D. D.[1] III, 916—918 (der S. 916 die Mythe beseitigt, T. sei „für seine schriftstellerischen Erfolge" [Kellinghusen S. 409] — schon 1822! — Göttinger Dr. honoris causa geworden); Kellinghusen in Schröder's Lex. d. Hamburg. Schriftst. VII, 408 ff. An letzteren beiden Stellen genaue Aufzählung aller Veröffentlichungen von und der meisten über T. (das Titelverzeichniß in Manz' „Realencyklopädie oder Konversationslexikon" XII [1887], S. 515 b anscheinend nach anderer Quelle, ebenso das Datiren des dramatischen Schaffens seit 1812). Zur dramaturgischen Beurtheilung Töpfer's s. Allg. Theaterlexikon VII, 95 f. (H. M[arggraff]; eine Notiz auch bei Flüggen, Biogr. Bühnenlex. I, 1892, 308 b,), R. Gottschall (der bei der eingehenden Behandlung des neudeutschen Gesellschafts- und Konversationsstücks in zwei Abschnitten seiner „Litterar. Todtenklänge und Lebensfragen", 1885, T. nicht nennt) an den in Schröder's Lex. S. 413 angegebenen Orten und in d. „Dtsch. Nationalit.", R. Prölß, Gesch. d. neueren Dramas III 2, 363 f., Franz Hirsch, Gedenkblatt zum 100. Geburtstag, Berlin. Tagebl. XXI, 660 (28. Dec. 1892). Der Nekrolog in Meyer's Deutschem Jahrbuch I (1872), 274 behauptet, daß T. in Hamburg „ein dramaturgisches Institut mit großem Erfolge leitete". Das Genast, der Vermittler in der Sache war, gegenüber ausgesprochene günstige Urtheil Goethe's, das Uhde und Hirsch mittheilen, ist für uns nur aus Goethe's Freude über die Thatsache an sich erklärbar; schon Varnhagen v. Ense hat sich am 7. November 1823 in einem Briefe an Goethe nach einer Berliner Aufführung sehr hart geäußert (Goethe-Jahrb. XIV, 60 f.). Seine Aufnahme in Dantès' Dictionnaire biographique et bibliographique S. 995 (Par. 1875) dankt T. vielleicht der häufigen Verwechselung bez. Zusammenwürfelung mit dem Genfer Novellisten Rodolphe Toepffer (1799—1846): Menzel, Gesch. d. Dtsch. Dchtg. III, 52, 497, 501; Goethe-Jahrb. XIV, 134, 379. — Der einzige Sohn Töpfer's, Karl Friedrich Wilhelm T., geboren am 20. Februar 1833 zu Hamburg, † an einem unheilbaren Brustleiden ebenda am 1. December 1871, promovirte 1857 zu Heidelberg zum Dr. iur. und wurde Advocat zu Hamburg. Sein vieractiges Lustspiel „Verwickelungen oder Für einander bestimmt" wurde im März 1852 zu Altona, im Juni 1852 auf dem Tivolitheater in St. Georg zu Hamburg aufgeführt, aber nie gedruckt. Ludwig Fränkel.

Töpler: Michael T., geboren am 3. Januar 1803 zu Ullersdorf, Kreis Löwenberg in Schlesien, erhielt, da der Vater früh verstarb, seine Erziehung bei einem geistlichen Onkel, dem Propste Scharfenberg in Zobten und widmete sich dem Lehrerberufe. Nach Vollendung der Seminarstudien in Breslau wurde er im J. 1821 als Lehrer an der Seminarübungsschule daselbst angestellt. Zugleich wirkte er als Musiker in der Domcapelle mit, welche damals unter der Leitung des Musikdirectors Schnabel stand. Im J. 1824 an die einclassige katholische Schule in Berlin berufen, fand er hier die beste Gelegenheit zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung. Bewährte Meister wie der Professor K. F. Zelter, A. W. Bach und B. Klein waren seine Lehrer. Im J. 1825 erhielt er seine Anstellung als Seminarlehrer an dem katholischen Lehrerseminar zu Brühl (bei Köln). Nachdem er die Erlaubniß erhalten, zuvor seinen Cursus an der Musikschule in Berlin zu vollenden, siedelte er im folgenden Jahre nach

Brühl über, wo er fast ein halbes Jahrhundert hindurch eine sehr segensreiche Thätigkeit entfaltete. Einen im J. 1834 an ihn ergangenen Ruf als Domorganist in Fulda lehnte er ab, weil er seiner liebgewonnenen Lehrthätigkeit nicht entsagen wollte. Im J. 1853 erhielt er sein Patent als „königlicher Musikdirector" und 1872 den rothen Adlerorden IV. Classe. Er starb am 12. November 1874. Töpler's Verdienst liegt darin, daß er dem Wiederaufleben der alten classischen Kirchenmusik, dem gregorianischen Choralgesange, der polyphonen Composition und dem alten deutschen Kirchenliede die Wege gebahnt hat. Als Musiklehrer am Lehrerseminar eröffnete sich ihm in dieser Hinsicht ein weites Feld der Thätigkeit. Er führte seine Schüler in das Verständniß der alten Kirchenmusik ein, erschloß ihnen die Schönheit derselben und übte sie darnach praktisch ein. Viele Hunderte von Lehrern verdanken ihm nicht nur einen wichtigen Theil ihrer Berufsbildung, sondern auch eine ideale Auffassung der Kirchenmusik und des kirchlichen Volksliedes. Manche von seinen Schülern sind tüchtige Kirchenmusiker geworden, wie z. B. H. Oberhoffer und J. Diebold. Eine besondere Gelegenheit zur Erreichung des oben genannten Zieles bot sich ihm dar, als er im J. 1846 Dirigent des sieg-rheinischen Lehrergesangvereins wurde. Bei den periodischen Gesangfesten dieses Vereins gelangten nicht bloß gregorianischer Choralgesang und deutsche Kirchenlieder, sondern namentlich Compositionen Palestrina's, des Orlando di Lasso und anderer Meister der classischen Periode in mustergültiger Weise zur Aufführung. Von den Gesangfesten dieses Vereins ging in den Rheinlanden die Anregung zur Wiederaufnahme der alten Kirchenmusik aus. In dem hohen Dom zu Köln hielt sie 1863 ihren Einzug, nachdem sie bei den Brühler Festen seit 13 Jahren in anregendster Weise gepflegt worden war.

T., mit reichen musikalischen Talenten ausgestattet, war im Clavier- und Orgelspiel, namentlich in der Begleitung des gregorianischen Chorals und des deutschen Kirchenliedes ein Meister. Auch in der Composition hat er sich mit Erfolg versucht. Viele seiner Arbeiten blieben ungedruckt. Von den im Druck erschienenen Compositionen und Büchern gebe ich nachstehend ein Verzeichniß. Alte Choralmelodien mit Orgelbegleitung (1832, Selbstverlag); alte Choralmelodien nebst Texten zum kirchlichen Gebrauche (Soest 1836); Liedertheil zum „Katholischen Gebet- und Gesangbuche für höhere Lehranstalten" (Köln 1837, 5. Aufl. 1875). Die 4. und 5. Auflage führt den Titel „Laudate Dominum"; Gesänge für den Männerchor für die Mitglieder des Lehrergesangvereins an der Sieg (Bonn 1844); die lateinische Choralmesse vom Feste Mariä Himmelfahrt u. s. w. mit Orgelbegleitung und passenden Vorspielen versehen (Coblenz 1848); ein- und mehrstimmige katholische Kirchengesänge (Bonn 1855); die Mitwirkung der Elementarschule zur Hebung des Choralgesanges (Neuß 1866); Plan der Gesanglehre in dem Werke Alleker's „Die Volksschule" (Freiburg 1874). Von Drucken einzelner Lieder sind mir bekannt geworden: Jubelcantate „Entflammt, wie einst in Zions Hallen" (Köln 1848); Lied bei Ertheilung der hl. Firmung (Köln 1860); Hymne an das deutsche Vaterland: „Laßt zu Deutschlands Ruhm" (1871, Selbstverlag). Die Sammlungen, welche Compositionen (Lieder) von T. enthalten, übergehe ich hier. Nach seinem Tode sind erschienen „110 katholische Kirchenlieder mit vierstimmiger Orgelbegleitung" (Regensburg in Commission bei Feuchtinger und Gleichauf). Zwölf kirchliche Gesänge für die hl. Weihnachtszeit für vierstimmigen Männerchor (Paderborn bei F. Schöningh). Wilh. Bäumker.

Topp: Joh. Konrad Sigismund T., Rechtslehrer, wurde am 18. Dec. 1692 in Ilten geboren, wo sein Vater Gottschalk Topp als Prediger wirkte;

seine Mutter Hedwig war eine geborene Valenkampf. Die Erziehung des Sohnes wurde anfangs durch den Vater, seit seinem siebenten Jahre aber zumeist durch Privatlehrer besorgt, bis er 1709 auf das Pädagogium nach Ilfeld kam, das sich damals unter der Leitung von Georg Nic. Kriegk eines guten Rufes erfreute. Im Jahre 1711 ging er dort ab und bezog die Universität Jena, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Er schloß sich hier besonders an Ditmar an und hörte außerdem bei Struve (Reichsgeschichte), Syrbius (Philosophie), Hertel, Frise u. A. Er kehrte 1715 in die Heimath zurück und erwarb sich in Celle das Recht, als Anwalt auftreten zu dürfen; 1719 ward er dort außerordentlicher Secretär des Oberappellationsgerichts, und 1721 ward er als Vertreter des Protonotars zugelassen. Schon früher waren ihm zwei junge Herren von Lenthe zur Aufsicht anvertraut. Wohl hierdurch, sowie durch die Erfahrungen, die er bei den juristischen Prüfungen machte, wurde sein Interesse auf das Lehrfach gezogen. Er suchte das ganze Gebiet des Rechts durch kurze Erklärungen in bequeme Tabellen zu bringen und schuf so eine Methode, die das Erlernen der Wissenschaft außerordentlich erleichterte. Die Zahl der Schüler, die sich um ihn sammelten und denen er mündlich die von ihm aufgestellten Tabellen auseinandersetzte, nahm stetig zu; auch ließ er sich bewegen, 1736 seinen „Index iuris civilis privati prae- vel recursorius“ herauszugeben, dem 1742 sein „Deutlicher Unterricht von denen in Teutschland üblichen Rechten“, 1745 sein „Breviarium iuris feudalis“ folgten. Um das Jahr 1740 war er Mitglied der kaiserlichen Commission in Ostfriesland. Eine Stelle im Hofgerichte zu Hannover, die ihm 1743 angeboten wurde, lehnte er ab, doch erhielt er den Titel eines Hofraths trotzdem. Gern aber folgte er 1748 einem Rufe als Professor nach Helmstedt zu kommen, obwohl er gerade zu dieser Zeit als Protonotar im Celle'schen Oberappellationsgerichte präsentirt worden war. Er erhielt dort unterm 16. November d. J. in der juristischen Facultät die zweite Stelle, und Titel und Gehalt eines Hofraths. Am 21. December 1748 traf er in Helmstedt ein; am 30. Mai des folgenden Jahres wurde er zum Dr. juris ernannt. In seinen Vorlesungen, denen er häufig seine oben genannten Schriften zu Grunde legte, behandelte er die Institutionen des bürgerlichen und kanonischen Rechtes, Pandekten und Lehenrecht. Sein Hauptverdienst scheint nicht so sehr in wissenschaftlicher Thätigkeit, als in klarem Unterrichte bestanden zu haben. Seine Arbeiten in der Facultät (Rechtsbescheide u. s. w.) müssen sehr mäßig gewesen sein. Sein College Pertsch führte da bittere Klagen über ihn, und es gaben nicht nur die anderen Mitglieder der Facultät, sondern auch die Regierung, die sich wiederholt mit der Sache befassen mußte, die Berechtigung derselben zu, so daß, um einen friedlichen Ausweg zu gewinnen, T. mehrmals von jenen Arbeiten dispensirt wurde. Dafür wurde ihm 1753 die Aufsicht über das Waisenhaus und später auch über das Convictorium übertragen. Ganz unvermuthet machte ein Schlagfluß seinem Leben am 25. Februar 1757 ein Ende. Professor Joh. Christ. Wernsdorf, der ihm eine Gedächtnißrede hielt, rühmte seinen Charakter, seinen gottesfürchtigen, gewissenhaften und gerechten Sinn. T. war zwei Mal verheirathet; in erster Ehe (8. November 1725) mit Friederike Margarethe Hansing, der Tochter eines bischöflich Osnabrückischen Kammerdieners, die am 26. September 1729 starb und eine Tochter hinterließ; darauf (27. November 1731) mit Regine Charlotte v. Vieth, einer Tochter des preußischen Kriegs- und Domänenraths Joh. Justus v. Vieth. Diese hatte ihm fünf Söhne geboren, von denen vier bei des Vaters Tode noch lebten, und zwei Töchter, von denen die ältere an den Helmstedter Professor Joh. Ben. Carpzov (A. D. B. IV, 22) verheirathet war. Die Wittwe lebte von 1760—1770 bei ihrem Vater in Golßen in der Niederlausitz, dann

in Braunschweig und etwa seit 1773 in Wolfenbüttel, wo sie am 8. Juli 1786 gestorben ist.

Vgl. Wernsdorf, Memoria Toppii, wo auch ein Verzeichniß seiner gedruckten und ungedruckten Schriften sich findet. — Braunschw. Anzeigen 1757 Sp. 1437 ff. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Toeppen: Max Pollux T., Gymnasialdirector und namhafter und erfolgreicher Forscher und Arbeiter auf dem Gebiete der altpreußischen Provinzialgeschichte, geboren am 4. April 1822 zu Königsberg i. Pr., † zu Elbing am 3. December 1893. Nachdem er in seiner Vaterstadt sowol seine Schulbildung genossen wie seine Universitätsstudien durchgemacht hatte, jene auf dem Friedrichscollegium, diese, viertehalb Jahre classische Philologie und Geschichte studirend, auf der Albertus-Universität, erwarb er sich im Frühjahr 1843 ein ausgezeichnetes Lehrerzeugniß und durch eine (ungedruckte) Arbeit „de epithetis deorum“ die philosophische Doctorwürde. Obgleich er sich während seiner ersten Lehrerjahre, die er von Michael 1843 bis Ostern 1848 an der eben genannten Anstalt ableistete, auch als Privatdocent habilitirt hatte, zog er es schließlich doch vor, die akademische Thätigkeit ganz aufzugeben. Hintereinander wirkte er als Lehrer an dem Gymnasium in Elbing, an der gleichen Anstalt in Posen und zuletzt an der dortigen Realschule und wurde dann auf Grund rühmlicher Zeugnisse seiner Vorgesetzten schon im 32. Lebensjahre (Michael 1854) als Director an die Spitze des Progymnasiums zu Hohenstein in Ostpreußen gestellt. Fünfzehn Jahre leitete er diese Anstalt, die er inzwischen in ein volles Gymnasium umwandelte, dann elf und ein halbes Jahr das Gymnasium zu Marienwerder, endlich von Ostern 1882 das zu Elbing, bis er Krankheits halber im Frühjahr 1893 sein Amt niederlegte. Seine pädagogischen Verdienste wurden durch die Regierung stets anerkannt und brachten ihm Ordensauszeichnungen und beim Abgange den Titel eines Geheimen Regierungsraths. — Indem T. sich schon früh, schon während seiner Studienzeit, der preußischen Provinzialgeschichte zuwandte, erkannte er sehr bald, welche Aufgabe Johannes Voigt seinem Nachfolger auf jenem Gebiete hinterlassen hatte, und faßte sie schnell und scharf ins Auge. Günstige Beanlagung und eine seltene Fähigkeit sofort den Kern der Sache zu erfassen, unverwüstlicher Schaffensdrang und eiserner Fleiß, dabei eine große Geschicklichkeit in der Ausnutzung der freien Zeit, welche ihm zumal in seiner vierzigjährigen Directorstellung in ganz anderm Maße zur Verfügung stand als dem einfachen Lehrer, haben ihn in den Stand gesetzt, eine überaus stattliche Reihe größerer und kleinerer wissenschaftlichen Arbeiten zu liefern, bei denen zunächst schon Zahl und Umfang wahrhaft erstaunlich ist (nur das Verzeichniß seiner Schriften füllt neun enggedruckte Octavseiten), deren innerer Werth aber zugleich von so unbestreitbarer Bedeutung ist, daß bei der Erneuerung des Doctordiploms die Facultät mit vollem Recht sein wissenschaftliches Wirken als „immer bahnbrechend, fruchtbringend und anregend“ bezeichnen, ihn selbst den „zweiten Begründer und Vater der preußischen Geschichte“ nennen durfte. Nur höchst selten ist es jungen Gelehrten vergönnt, gleich eine auf archivalischen Studien beruhende Erstlingsarbeit von so bleibendem Werthe zu schaffen, wie „Die Gründung der Universität Königsberg und das Leben ihres ersten Rectors Georg Sabinus“, mit welcher der zweiundzwanzigjährige T. bei Gelegenheit der Universitätsfeier von 1844 auf den Plan treten konnte. Aus der Gesammtheit aber der Arbeiten Toeppen's lassen sich, wenngleich einmal völlig treffend gesagt ist, „daß, wer nur für irgend ein Moment der Geschichte Altpreußens eine Arbeit unternimmt, keine Periode derselben als nicht von T. nach verschiedenen Richtungen hin angebaut und dargelegt finden werde“, doch drei Hauptgebiete aus-

sondern, für welche er ganz besonders fördernd und eben geradezu bahnbrechend gewirkt hat: die schriftstellerischen Quellen und ihre Behandlung und Herausgabe, die ständischen Verhältnisse mit ihren eigenthümlichen Quellen, den Ständeacten der Ordenszeit und den Landtagsacten der ersten herzoglichen Zeit, endlich die historische Geographie. Als Einleitung zur ersten Gruppe erschien schon 1847 die für die altpreußische „Vorgeschichte" grundlegende Habilitationsschrift „Critica de historia Borussiae antiqua", in welcher die Erzählungen des in der Reformationszeit schreibenden, schon von Voigt als Lügenmönch bezeichneten Simon Grunau über die alten Pruzen und ihre Sitten und Schicksale, sowie über seine angeblichen, sonst von niemand gekannten Quellen dafür auf das richtige Maß zurückgeführt, als eitel Aufschneidereien erwiesen werden. Zu ihr gehören dann die bis zum Ende des 16. Jahrh., bis zu den Anfängen der „wissenschaftlichen Forschung" hinabreichende „Geschichte der preuß. Historiographie" von 1853, welche zum ersten Male den gesammten Vorrath der gedruckten und der ungedruckten preuß. Chroniken nachwies und kritisch behandelte, ferner die mit Th. Hirsch und E. Strehlke zusammen herausgegebenen „Scriptores rerum Prussicarum", jene fast mustergültige Sammlung aller einheimischen Geschichtswerke der Ordenszeit (5 Bände, 1861—1874), bei welcher reichlich ein Drittel der Arbeit T. gehört, und in der die Einleitungen zu den einzelnen Werken auf Grund neuen Materials und neuer Forschungen die in der „Historiographie" enthaltenen Ergebnisse fast durchweg weit überholt haben, endlich die für den Verein für die Geschichte von Ost- und Westpreußen veranstaltete Herausgabe der großen Elbingischen Arbeiten des 16. und 17. Jahrhunderts (2 Bände, 1879—1888), worunter die für die Geschichte Gustav Adolf's hochwichtige „zehnjährige Chronik" des Burggrafen Israel Hoppe. Die ständischen Verhältnisse Preußens, deren eigenthümliche Quellen T. geradezu als ein neues Element in die preußische Geschichtsforschung eingefügt hat, sind von ihm in zweierlei Weise behandelt: die „Acten der Ständetage Preußens unter der Herrschaft des Deutschen Ordens" (5 Bände, 1874—1886) geben Acten und Nebenacten meist wörtlich und diplomatisch getreu und enthalten für die einzelnen Zeitabschnitte zusammenfassende Schilderungen der einschlagenden Verhältnisse, während für die herzogliche Zeit in die Darstellung der einzelnen Perioden die Protokolle der Landtage und die zugehörigen Papiere nur auszugsweise eingefügt sind. Diese letzteren Arbeiten reichen gedruckt bis 1609 (ungedruckt bis 1619) und sind von 1847 bis 1893 als selbständige Abhandlungen in mehreren Programmen der Gymnasien von Hohenstein und von Elbing und in zwei Jahrgängen des Historischen Taschenbuchs veröffentlicht. Für das dritte Gebiet endlich, welches T. so gut wie neu erschlossen hat, liegt allerdings nur eine einzige größere Arbeit vor, die schon 1858 erschienene, bis in ihre eigene Zeit hinabreichende „Historisch-comparative Geographie von Preußen" (mit Atlas), aber mit ihr ist wieder eine feste Grundlage geschaffen, auf welcher mit Erfolg systematisch weitergeforscht werden kann, so groß auch immer die Zahl der Einzelausstellungen sein mag, die erhoben werden können und in der That erhoben sind. Auch der Verfasser selbst hat die bei einer Erstlingsarbeit dieser Art unausbleiblichen Lücken und Mängel wol erkannt und gewissenhaft an Besserung und Ergänzung gearbeitet und, wo ihn auch sein Amt hinführte, überall durch Studium und eigenen Augenschein unermüdlich neues Material gesammelt, das theils bereits von ihm selbst gelegentlich veröffentlicht, theils im reichen Nachlaß aufgespeichert ist. — Um die Richtigkeit des zuvor erwähnten Ausspruches über die Vielseitigkeit der Arbeiten Toeppen's darzuthun mögen hier folgende Anführungen genügen. Den Umfang von Büchern nehmen die folgenden ein: „Geschichte des Amtes und der Stadt Hohenstein" (1859 und 1860), „Geschichte Masurens" (1870), „Elbinger Antiquitäten" (1871 fg.), „Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunst-

bauten" (1875), „Geschichte der räumlichen Ausdehnung Elbings" (1887), „Die Elbinger Geschichtsschreiber und Geschichtsforscher (nicht weniger als 53) in kritischer Uebersicht vorgeführt" (1893). Noch weit mannichfaltiger erscheinen die Gegenstände, welche die zahlreichen noch nicht in größere Werke verarbeiteten Aufsätze behandeln: Sagen, Märchen und Aberglauben, altpreußische Sprache, Heidenschanzen, ferner die Zinsverfassung unter dem Orden, Gemeindewesen und Landwirthschaft (über preußische Lischken, Flecken und Städte 1867, Domänenvorwerke des Ordens 1869), Pferdezucht und Geschützwesen unter dem Orden, Rechtsgeschichtliches (z. B. die Ausgabe des Danziger Schöffenrechts 1878) und Litterarisches; ganz besonders zogen ihn eine Weile die Ordensbauten an, und auch aus diesen Studien sind drei als höchst werthvoll anerkannte Abhandlungen „zur Baugeschichte der Ordens- und Bischofsschlösser in Preußen" (1880—1882) hervorgegangen. — Auch für diese selten fruchtbare und erfolgreiche wissenschaftliche Wirksamkeit hat T. zumal in seinen letzten Lebensjahren vielfach gebührende und ehrende Anerkennung erhalten: von fünf wissenschaftlichen Gesellschaften, die sich vorzugsweise mit der Geschichte ihres Heimathlandes beschäftigen, von drei altpreußischen und zwei livländischen, wurde T. nacheinander die Ehrenmitgliedschaft übertragen.

K. Lohmeyer, Max Toeppen (in Altpreuß. Monatsschrift, 1894 S. 1—27), nebst einem von R. R(eicke) zusammengestellten Verzeichniß der Schriften Toeppen's (S. 28—36). K. Lohmeyer.

Töpfl: Franz (Joachim Joseph Martin) T. (Töpfel) geboren zu München in der Nacht vom 17. auf den 18. November 1711, trat 1729 in das regulirte Augustiner-Chorstift Polling bei Weilheim und wurde dort am 16. April 1744 zum Propste gewählt. In fast zweiundfünfzigjähriger Waltung suchte er das Stift nach allen Seiten zu heben, namentlich auch durch Verbesserung des dabei bestandenen Erziehungsinstitutes und durch systematische Vermehrung der Bibliothek. Soweit ihm noch seine Nebengeschäfte, die er als Deputirter der Landschaft seit 1773, und als „Condirector" der staatlichen Studienleitung seit 1781 zu führen hatte, Zeit ließen, sammelte T. auf „Scriptores ordinis canonicorum regularium S. Augustini", d. h. bio-bibliographische Nachrichten über die Schriftsteller seines Ordens. Das zumeist schon reingeschriebene Werk kam erst lange nach der Klosteraufhebung in die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München, wo sich auch Töpfl's Briefwechsel mit Gelehrten befindet. Außerdem hat T. einen guten Abriß der Geschichte seines Stiftes, für Peter's „Germania canonico-Augustiniana" geliefert, welche Kuen im V. Bande seiner „Collectio scriptorum etc." 1765 herausgab, nachdem dieser Beitrag Töpfl's als Sonderabdruck mit dem Titel „Succincta informatio de canonia Pollingana" schon im Jahre 1760 erschienen war. T. starb plötzlich am 12. März 1796 zu München.

Monumentum debitae gratitudinis ... erga ... Franciscum Toepsel ... positum a Joanne Nepomuceno (Daisenberger), praeposito, successore suo. 1815. — Baader, Lexikon I. 2, 263 f. — Hormayr's Taschenbuch f. d. vaterländ. Gesch., 1844, S. 224—250: Aus dem Briefwechsel Töpfl's mit Steigenberger 1774—1786. — Oberbayer. Archiv XIII, 1852, S. 148 ff.

v. Oefele.

Torinus: Albanus T. (eigentlich Albanus Thorer oder, wie er namentlich in seinen späteren Jahren genannt wird, Alban zum Tor oder zum Thor) wurde 1489 zu Winterthur geboren. Er studirte zu Basel, wo sein Name zum erstenmale in der großen Matrikel (Rectoratsmatrikel) unter den Inscribirten des Sommersemesters 1516 als „Albanus Thorer ex Winterthur Constanc. dyoc." erscheint. Im J. 1520 wurde er Baccalaureus, 1522 Magister der freien Künste.

Eine Zeit lang wirkte er in Basel als Rector an der Schule bei St. Peter, bis er 1532 an der dortigen Universität bei der Wiederherstellung derselben die Professur für Latein und Rhetorik übernahm. Bald aber verließ er Basel und setzte in Frankreich die schon früher begonnenen Studien der Medicin fort, erwarb auch in dieser Wissenschaft die Doctorwürde. Im J. 1535 finden wir ihn als Leibarzt bei dem Markgrafen Ernst von Baden. Dann kehrte er zufolge einer Berufung des Raths nach Basel zurück und trat als Professor in die medicinische Facultät ein. Im J. 1540 wird er als Professor für Physik aufgeführt, doch hat er diese Stelle, wie es scheint, nur kurze Zeit, vielleicht nur aushülfsweise, innegehabt. Zwei Jahre später verwaltete er das Rectorat. Seine akademische Thätigkeit nahm ein jähes Ende, als er 1545 ohne Urlaub zu einer ärztlichen Consultation nach Mömpelgard zum Herzog Christoph von Württemberg geritten war. Der Rath setzte ihn ab, und obwol er seine plötzliche Abreise mit der Eile, die nöthig gewesen sei, entschuldigte und auf die früheren, für geringen Lohn geleisteten Dienste — er erhielt anfangs nur 40 fl., zuletzt 100 fl. Gehalt — hinwies, so wurde sein Gesuch um gnädige Wiederanstellung doch abgewiesen. T. lebte dann nur noch kurze Zeit. Er starb zu Basel am 23. Februar, nicht, wie in der großen Matrikel zum Jahre 1542 von Pantaleon's Hand nachträglich vermerkt worden ist, 1549, sondern 1550, nachdem er am 19. December 1549 mittelst seines im „Fertigungsbuch“ verzeichneten Testaments seine Ehefrau Anna Rößlerin zur Erbin seines Nachlasses eingesetzt hatte.

Die Verbindung von philologischen und medicinischen Studien, wie sie bei T. hervortritt, war im 16., wie auch noch im 17. Jahrhundert, gar nicht selten. (Vgl. beispielsweise Luc. Müller, Gesch. der class. Phil. in den Niederlanden, Leipzig 1869, S. 22 f., auch oben den Art. Jacob Tollius.) Sie hatte ihren Grund vorwiegend darin, daß die jungen Männer, die sich den eigentlichen Facultätsstudien, der Theologie, der Rechtswissenschaft oder der Heilkunde, zu widmen gedachten, vorerst als Mitglieder der Artistenfacultät propädeutische Vorlesungen über lateinische Sprache und Antiquitäten zu hören hatten, wie denn ja auch ohne Kenntniß der Sprache Cicero's ein Verständniß der ausnahmslos lateinisch gehaltenen Vorträge der theologischen, juristischen und medicinischen Professoren überhaupt nicht möglich gewesen wäre. Infolge seiner humanistischen Gelehrsamkeit vermochte T. seinen Berufsgenossen die Schriften griechischer Aerzte in lateinischen Uebersetzungen und die Werke römischer Heilkundiger in zweckmäßigen Ausgaben darzubieten. Das Verdienst, das er sich hierdurch erworben hat, wird noch dadurch übertroffen, daß er von dem epochemachenden Werke des größten Anatomen seiner Zeit, der Fabrica humani corporis des Andreas Vesalius, eine deutsche Uebersetzung besorgte, die 1551 zu Nürnberg im Druck erschienen ist. Ohne Zweifel haben auch zwischen ihm und dem Verfasser der Fabrica nähere persönliche Beziehungen bestanden; bekannt wenigstens ist, daß der damals 28jährige Vesalius sich 1542, gerade als T. Rector war, in Basel immatriculiren ließ und dort den Druck seines Werkes — dasselbe erschien 1543 bei Oporin in Basel — überwachte. Als selbständige medicinische Schrift wird von T. nur eine einzige Abhandlung erwähnt: „Wie man sich von der grausamen erschrecklichen Pestilenz enthalten mög.“ Basel 1539.

Vgl. R. Thommen, Gesch. der Univers. Basel 1532—1632 (Basel 1889), S. 218 ff., wo die älteren Quellen (insbes. Melch. Adami Vitae medicorum, Athenae Rauricae, Leu's Helvetisches Lexikon, Iselin's Lexikon, Jöcher's Gelehrtenlexikon, Miescher's Medicinische Facultät zu Basel, Häser's Gesch. der Medicin, Bd. 2., Biogr. Lexikon der hervorragenden Aerzte, Bd. 5) auf Grund urkundlichen Materials theils berichtigt, theils ergänzt werden. Außerdem verdankt der Verfasser einige werthvolle Mittheilungen, wie Herrn

Dr. Thommen selbst, so auch den Herren Oberbibliothekar Dr. Bernoulli und Archivschreiber Säuberlin zu Basel. — Ein Verzeichniß der von T. veröffentlichten Schriften findet sich bei Jöcher, Gel.-Lex., IV, 1171 f. Die oben angeführte Schrift über die Pest wird darin übergangen.

Koldewey.

Törmer: Benno Friedrich T. (nicht Thörmer, wie Nagler schreibt) Maler, wurde am 4. Juli 1804 in Dresden-Neustadt als zweiter Sohn des Kgl. Sächs. Hauptmanns und Zeichenlehrers an der Ingenieurakademie zu Dresden geboren. Da er sich der Malerei widmen wollte, bezog er die Kunstakademie daselbst am 6. November 1819. Schon im nächsten, wie in mehreren der folgenden Jahre wurden ihm für seine akademischen Studienarbeiten ehrenvolle Nennungen seines Namens, sowie Belobungsscheine zu Theil. Das Verhältniß zu seinem Meister und Lehrer Karl Vogel von Vogelstein war sehr herzlich; davon legen einige dem Schüler mit freundlichen Worten gewidmete Handzeichnungen des Meisters Zeugniß ab. Bei den Arbeiten Vogel's im kgl. Lustschloß zu Pillnitz (Kirche und Speisesaal) war er mit thätig. Im August des Jahres 1829 erhielt T. das akademische Reisestipendium auf zwei Jahre, um eine Studienreise nach Italien zu unternehmen; dieses Stipendium wurde nach Ablauf dieser Frist auf weitere drei Jahre verlängert. Rom wurde nun die zweite Heimath des Künstlers. Nach kurzem Besuch seiner Vaterstadt im J. 1835 kehrte er dahin zurück, wo er mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode lebte. Reisen unternahm er nach Kiew, London, Algier, sowie öfter auch nach der alten Heimath, der er sich ganz wieder zuzuwenden gedachte, als am 6. Febr. 1859 ein Herzschlag unerwartet sein Leben endete. — T. malte als Akademieschüler religiöse und historische Stoffe, z. B. die Traumdeutung des Joseph im Kerker; in Italien wandte er sich jedoch mehr der griechischen Göttersage und romantischen Motiven zu, wie das unter andern sein im J. 1833 in Dresden ausgestelltes Bild: Rinaldo im Zaubergarten Armida's nach Tasso's „befreitem Jerusalem" beweist; in späteren Jahren schuf er aber nur noch Genrebilder im Geist der Niederländer, eines Netscher oder van Mieris. Diese Arbeiten wurden zu seiner Zeit von den Engländern sehr gesucht und gern gekauft. Ein Bild dieser Periode, „Der Musikunterricht" betitelt, befindet sich auf der kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. Ein anderes seiner Gemälde, einen „Falkenjäger mit Damen", kaufte der sächsische Kunstverein im J. 1839 an. Drei andere Bilder wurden durch den Stich für die Bilderchronik des sächsischen Kunstvereins vervielfältigt, die „Dame am Putztisch", gestochen von A. Krüger, „Rinaldo und Armida", gestochen von E. Stölzel und „Nymphen im Bade von Satyr belauscht", gestochen von Kluge. Zu Anfang der fünfziger Jahre erhielt T. den Posten eines sächsischen Legaten am päpstlichen Stuhl, und im Juli 1853 wurde ihm von Dresden aus der Titel eines Professors verliehen. — Außer für das Schöne hatte T. auch großes Interesse für die Naturwissenschaften, denen er als rastloser Forscher manche Dienste geleistet hat. Er war Ehrenmitglied der Gesellschaft für vaterländische Naturgeschichte in Dresden.

Nach einer Mittheilung des Neffen Törmer's, des Malers Hugo Törmer in Loschwitz bei Dresden.

Vgl. Woermann, Katalog d. kgl. Gemäldegalerie zu Dresden. 2., verm. Aufl. Dresden 1892. S. 708. — G. K. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon. München 1848. XVIII, 356. — Fr. Müller, Die Künstler aller Zeiten. Stuttgart 1864—1870. III, 669 und IV, 423.

H. A. Lier.

Torquatus: Georg T., oder, wie er mit seinem deutschen Namen hieß, Halsband, Theologe und Geschichtschreiber, war im zweiten oder dritten

Decennium des 16. Jahrhunderts, nach 1513, in der Sudenburg bei Magdeburg geboren. Seine erste wissenschaftliche Bildung hat er wol auf dem Altstädter Magdeburger Gymnasium erhalten, dann ging er nach Braunschweig und von da aus bezog er die Universität Wittenberg, um Theologie und Philosophie zu studiren. Seinen Plan, sich ausschließlich den Wissenschaften zu widmen und auf ein öffentliches Amt zu verzichten, führte er nicht aus. Er ging nach Magdeburg zurück, wurde am Altstädter Gymnasium Schulcollege und zugleich Frühprediger an der Jakobikirche, 1557 Capellan an der Ulrichskirche, 1570 Pastor an der Nicolaikirche in Neustadt-Magdeburg und starb hier am 30. Juni 1575. Eine von ihm 1569 in niederdeutscher Sprache unter dem Titel „Husbuck" verfaßte Selbstbiographie scheint nicht mehr erhalten zu sein, doch gibt Boysen, der sie noch in Händen hatte, daraus in der Vorrede seiner Ausgabe von Torquatus' Magdeburger Annalen einige schätzenswerthe Mittheilungen, die den Verlust dieses Buches schmerzlich empfinden lassen. Danach hat er 1567 den Plan gefaßt, Geschichte, und zwar Magdeburger und Halberstädter Annalen, zu schreiben. Zu diesem Zwecke beschäftigte er sich nicht nur mit der bereits gedruckten Litteratur, er machte auch in den bezüglichen Archiven eingehende Studien. Ein noch vorhandenes Patent des Erzbischofs Sigismund vom 9. November 1563 gibt den Stiftern und Städten den Auftrag, T. bei „seinem vorhabenden Geschichtswerke" über das Erzstift Magdeburg zu unterstützen. Andererseits mußte er sich zur „Verschwiegenheit und Geheimhaltung etwaiger bei Perlustrirung der Archive aufzufindender Arcana" verpflichten. Eine „Series pontificum ecclesiae Magdeburgensis", welche unter seinem Namen von Mencken im 3. Bande von dessen Scriptores rerum Germanicarum herausgegeben ist, wird, wenn sie wirklich von ihm herrührt, nur eine Vorstudie zu seinem Hauptwerke sein; einen selbständigen Werth kann sie nicht beanspruchen. Im J. 1562 veröffentlichte er eine Streitschrift gegen das Papstthum: „Vom Grewel des selbserdichteten Coelibats", das von großer Belesenheit des Verfassers zeugt. Das Hauptwerk seines Lebens sind die „Annales Magdeburgenses et Halberstadenses", das nach seinem Plan drei Theile umfassen und bis auf Erzbischof Cardinal Albrecht von Brandenburg fortgeführt werden sollte. Er hat aber nur den ersten Theil vollendet, die beiden anderen Theile, von denen der eine die Geschichte des Erzstifts Magdeburg bis zum Tode Erzbischof Albrecht's II. im J. 1234 behandeln, der dritte bis ins 16. Jahrhundert gehen sollte, sind unausgeführt geblieben. T. selbst hat sein Manuscript nicht veröffentlicht, dasselbe kaufte der Domdechant von Möllendorf, von dessen Familie es die als Historiker bekannten Meibom erwarben. Nach dem Tode der Meibom kam das von diesen hochgeschätzte Werk mit ihrer ganzen Bibliothek zur Auction, in der es der auch als Schriftsteller bekannte gelehrte Syndikus der Stadt Magdeburg, Smalian, erwarb. Von dessen Erben kam es in den Besitz eines nicht genannten berühmten Mannes, der es dem Oberhofprediger und Consistorialrath Boysen in Quedlinburg mittheilte, welcher es 1761 im ersten (und einzigen) Bande seiner Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Magdeburgensium et Halberstadensium etc. herausgab. Das Werk des T. trägt allerdings sehr stark den Stempel seiner Zeit, sein Verfasser prunkt mit einer für diesen Zweck ganz unfruchtbaren Gelehrsamkeit, seine Ansichten über die älteste Geschichte der Deutschen sind jetzt vollständig unbrauchbar, ebenso seine Etymologien, aber dennoch enthält das Buch, namentlich in seinem topographischen Theile, viele noch heute brauchbare Mittheilungen. Ueber den Verbleib des Manuscripts ist bis jetzt noch nichts bekannt geworden.

Kettner, Clerus Neostadio-Australis. — Boysen, Monumenta inedita etc. Tom I., qui Georgi Torquati Annales continet. Lipsiae et Quedlin-

burgi (1761). — G. Hertel, Mag. Georg Torquatus und seine Werke, in den Blättern für Handel, Gewerbe und sociales Leben (Beiblatt zur Magdeburger Zeitung) 1887, S. 178 ff. Janicke.

Torrentius: Johannes T., Maler, geboren zu Amsterdam im J. 1589, stand in dem Rufe eines ausgezeichneten Stilllebenmalers, ließ sich aber Ausschreitungen in sittlicher Beziehung zu Schulden kommen, indem er obscöne Gegenstände malte und die Lehren des Christenthums in einer von ihm gestifteten Gesellschaft verspottete. Infolge dessen wurde er vor Gericht gestellt und zu 25jähriger Gefangenschaft verurtheilt, aus der er jedoch auf Verwendung hochgestellter Persönlichkeiten, unter denen sich wahrscheinlich der englische Gesandte Sir Dudley Carleton befand, wieder frei gelassen wurde. Ebenso bat König Karl I. von England in einem Brief vom Mai 1630 an den Prinzen von Oranien, ihn aus dem Kerker zu entlassen und ihn nach England zu senden. In England scheint T. sein ärgerliches Leben fortgesetzt zu haben. Später kehrte er nach Amsterdam zurück, wo er im J. 1640, 51 Jahre alt, gestorben sein soll. Von seinen Bildern ist nichts mehr bekannt, was sich aus der Angabe der alten Biographen erklärt, die berichten, daß man polizeilich nach ihnen gefahndet und sie dann verbrannt habe.

Vgl. außer den Angaben von Houbraken, Sandrart, Immerzeel das bei W. H. Carpenter, Mémoires et documents inédits sur Antoine van Dyck, P. P. Rubens et autres artistes contemporains. Anvers 1845, S. 250, 251 abgedruckte Schreiben Karl's I. von England. H. A. Lier.

Torrentius: Laevinus T., eigentlich Livin van der Beken oder van der Becke, wurde am 8. März 1525 zu Gent als der Sprößling einer angesehenen Patricierfamilie geboren. Die Grundlage für seine Gelehrsamkeit legte er in Löwen, wo er zuerst die philosophischen Wissenschaften, darauf Jurisprudenz studirte. Als während seines dortigen Aufenthalts der Versuch des geldernschen Generals Martin van Rossem, die Stadt zu erobern, vereitelt wurde, feierte T. die Zurückweisung des Feindes durch eine lateinische Elegie, die, allerdings ohne Nennung seines Namens, in Druck erschien und ihrem jugendlichen Verfasser in weiteren Kreisen Lob und Anerkennung eintrug. Später reiste er mit zwei Brüdern Namens de Jonghe aus Antwerpen nach Italien und hielt sich u. a. einige Zeit in Bologna auf, wo seine beiden Reisegefährten die juristische Doctorwürde erwarben. In Rom verweilte er mehrere Jahre und trat dort zu verschiedenen hervorragenden Gelehrten und Kirchenfürsten, so z. B. zu den Cardinälen Morone und Sirlet, in nähere Beziehungen. Nach seiner Rückkehr in die Niederlande zog ihn der Bischof von Lüttich, Erhard de la Marck, in seine Nähe, und auch die Nachfolger desselben wußten seine Talente zu schätzen. So kam es, daß er bald zum Domherrn an der Kathedrale zu Lüttich, dann zum Archidiakon von Brabant, schließlich zum Generalvicar des Bisthums in geistlichen und weltlichen Dingen ernannt und vielfach zu diplomatischen Sendungen verwendet wurde. Bei den religiösen Unruhen, die schließlich zu der Losreißung der nördlichen Staaten führten, stand T. auf der Seite der katholischen Partei, suchte jedoch einen Ausgleich der Gegensätze herbeizuführen. Seine Freunde nannten ihn deshalb den Engel des Friedens; aber die Protestanten trauten ihm nicht. In des ältern Petrus Burman Sylloge Epistol. I, 480 wird er beschuldigt, daß er ein Knecht (mancipium) der Jesuiten gewesen sei und Balthasar Gerard, den Mörder Wilhelm's von Oranien, begünstigt habe. Am 10. Septbr. 1587 wurde T. zum Bischof von Antwerpen geweiht und bemühte sich in dieser Stellung nicht ohne Erfolg, die in seiner Diöcese wohnenden Protestanten in den Schoß der römischen Kirche zurückzuführen. Den aus England vertriebenen Katholiken gewährte er bereitwillig gastliche Aufnahme und dauernde Unter-

stützung. Zum Lohne für diese Wirksamkeit ernannte ihn Philipp II. von Spanien zum Erzbischof von Mecheln und damit zugleich zum Vorsitzenden des Staatsraths von Flandern; aber bevor noch die päpstliche Bestätigung eingetroffen war, starb T. zu Brüssel am 26. April 1595. Seine Leiche wurde auf dem Chor der Kathedrale zu Antwerpen bestattet. Das ihm dort errichtete und noch heute vorhandene Marmordenkmal trägt seine Statue in liegender Stellung (abgebildet im Grand Théâtre sacré etc., Bd. II, T. 1, zu S. 14). Bilder von ihm finden sich vor seiner Horazausgabe, in dem angezogenen Grand Théâtre etc. vor S. 13, bei Foppens, Bibl. Belg. II, 793, sowie auf einer Münze bei Ger. van Loon, Num. Hist. I, 457 zum J. 1595. Seine werthvolle Bibliothek — sie wurde auf 30 000 Gulden abgeschätzt — hinterließ T. nebst seinen sonstigen Sammlungen dem von ihm gestifteten Jesuitencollegium zu Löwen.

T. besaß umfassende Kenntnisse in der Geschichte, der Rechtswissenschaft und besonders in der Alterthumskunde. Seine lateinischen Gedichte wurden von den Zeitgenossen sehr hoch geschätzt. Manche meinten, er sei auf dem Gebiete der lyrischen Poesie der erste nach Horaz. Die Nachwelt freilich hat die Erzeugnisse seiner Muse bald vergessen, während seine philologischen Arbeiten noch lange Zeit nach seinem Tode Beachtung fanden. Sein Kommentar zum Sueton wurde von Joh. Georg Grävius in die Ausgabe, die derselbe 1672 und 1691 von diesem Schriftsteller erscheinen ließ, vollständig herübergenommen. Auch sein Horaz, der erst mehr als zehn Jahre nach seinem Tode in die Oeffentlichkeit trat, wurde geschätzt, obwol manche meinten, er habe darin vielfach mit dem Kalbe des Lambinus gepflügt.

Vgl. Franc. Sweertius, Athenae Belg., S. 506—508. — Valerius Andreas, Bibliotheca Belg. (Ed. renov. Lovan. 1643, 4°), S. 609 f. — Thom. Pope Blount, Censura celebriorum authorum (Ed. nov. Genevae 1694, 4°), S. 817 f. — Ant. Teissier, Les Eloges des Hommes savans, tom. IV (4^me^ éd., Leyde 1715), S. 205—207. — Adr. Baillet, Jugemens des Savans (nouv. éd., Amsterd. 1725), Bd. 2, Abth. 2, S. 114 f., Nr. 412. — Le grand Théâtre sacré du Duché de Brabant, Bd. 2, Abth. 1 (1734, fol.), S. 13 f. — Jo. Franc. Foppens, Biblioth. Belg. II, 793—795. — Jöcher, Gel.-Lex. IV, 1261 f. — Saxii Onomast. liter. III, 506—508, 655. — A. J. van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden, Bd. XVIII (Haarlem 1874), S. 195 f. — Weitere Quellen finden sich namentlich in dem letztgenannten Werke verzeichnet, desgl. ein Verzeichniß der von T. veröffentlichten Schriften. Friedrich Kolbewey.

Törring: Christof T. (im Nekrologium Döring). Er war geboren zu Brandenburg, die Zeit ist nicht bekannt, legte am 2. September 1630 im Benedictinerstift Göttweig das feierliche Ordensgelübde ab, studirte zuerst in Köln, dann in Bologna die Rechte, wurde hier am 10. Mai 1636 zum Doctor jur. utr. promovirt, wurde im selben Jahre Professor des kanonischen Rechts in Salzburg, lehrte daselbst auch Theologie und Mathematik, kehrte 1642 nach Göttweig zurück, wo er am 10. November 1643 starb. Seine Schriften über kanonisches Recht sind angegeben in der Hist. univ. Salisb. p. 319; — bei Kobolt, Gel. Lex., S. 695; — in meiner Gesch. III, 143. — Die biogr. Daten aus Necrologium Gottwicense durch gütige Mittheilungen des Bibliothekars P. Carlmann v. Schilling.

v. Schulte.

Törring: Josef August Graf v. T., Verfasser von Ritterdramen und bairischer Staatsmann um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. T. entstammte einem der ältesten bairischen Adelsgeschlechter und zwar der Jetten-

bacher Linie dieses mehrfach verzweigten Hauses. Bis 1803 führte er nach einem reichsständischen Familienbesitz den Beinamen Gronsfeld. Sein Großvater war der in der Geschichte Baierns bekannte Feldmarschall Graf Josef Ignaz Felix v. Törring-Jettenbach († 1763, s. S. 461). Josef August wurde als der Sohn des Majoratsherrn Grafen August Josef (1728—1802) und der Gräfin Maria Elisabeth geb. Freiin v. Lerchenfeld am 1. December 1753 zu München geboren. Schon als Knabe gab er sich eifrigem Lernen hin, dann studirte er Jura und Philosophie auf der Ingolstädter Hochschule und trat 1773 in München als wirklicher Hofkammerrath und kurfürstlicher Kämmerer in den bairischen Staatsdienst ein. 1779 ward er Oberlandesregierungsrath. 1780 vermählte er sich mit einer Gräfin v. Sandizell, die ihm drei Söhne und zwei Töchter gebar. 1785 nahm er seine Entlassung, trat aber vier Jahre später wieder in den Staatsdienst ein und rückte zu immer höheren Würden auf; im J. 1817 wurde er Staatsminister und Präsident des Staatsrathes. Hochbetagt trat er in den Ruhestand, erst ein Jahr vor seinem Tode, der am 9. April 1826 erfolgte.

T. war eine ernste, edle Erscheinung von gesunder und tüchtiger Gesinnung. Neben der strengen Erfüllung seiner amtlichen Pflichten, war er mit einem Kreise gleichgesinnter Männer bestrebt, Wissenschaft und Kunst in Baiern von neuem zu erwecken. Seit dem Jahre 1775 war er Mitglied der bairischen Akademie der Wissenschaften. T. stand in anregendem mündlichen und brieflichen Verkehr mit Gelehrten und Schriftstellern, schrieb einen Aufsatz „Ueber den Ehestand“, ein Werk über Mineralogie und viele verschiedenartige Abhandlungen, hielt bereits 1776 eine „Akademische Rede von der Ehrsucht“ und verfaßte in seinem Jünglingsalter einige Gedichte und zwei Dramen. Seit dem Beginn der siebziger Jahre war bei den Aristokraten in Baiern (wie in Wien) das Dichten von Theaterstücken förmlich Modesache geworden. Gleichzeitig mit T. veröffentlichten Dramen in Baiern die Grafen Soden, Savioli-Corbelli, Morawizky, Daun und Anton v. Törring-Seefeld (geb. 1725 in München, Kammerpräsident und Finanzminister, Oberhofmeister des Königs und Vicepräsident der bairischen Akademie, † 1812, seine dramatischen Arbeiten verzeichnet Brümmer, Dichterlexikon s. v.). Es waren zumeist bürgerliche Familienstücke und historische Dramen der älteren Gattung. Josef August T. aber wandte sich den Ritterdramen zu. Durch seine Vorliebe für die einfachen, natürlichen Sitten des Mittelalters, durch das rittermäßige Ceremoniell des Freimaurerordens (dem er selbst angehörte), durch seine Achtung vor der Bedeutung des deutschen Adels und vor der Würde des echten Ritterthums wurde er von selbst auf die Bahn gelenkt, die eben Goethe durch den Götz so erfolgreich eröffnet hatte. Als vornehmer Aristokrat beschäftigte er sich mit der Dichtung freilich nur in den Nebenstunden und in etwas herablassender Weise; trotzdem hatte er zu seinen Dichtungen in mehrfacher Beziehung ein stärkeres inneres Verhältniß, als die vielen Litteraten und Schauspieler der Zeit, die Ritterdramen verfaßten, nur weil es eben eine beliebte Neuerung war. T. ließ sich in der Wahl der Stoffe und in der Art der Behandlung durch seine vaterländische Begeisterung für Baiern beeinflussen: sein erstes Stück: „Kaspar der Thorringer“, entnahm er der Geschichte seines eigenen Geschlechtes; sein zweites: „Agnes Bernauerin“, schufen eigene schmerzliche Erlebnisse, „Unglück der Liebe“, wie er selbst eingesteht. Trotz den verhältnißmäßig großen Erfolgen der „Agnes“ schrieb er kein drittes Stück mehr, weil ihn weder ein heißer dichterischer Schaffensdrang, noch ein neues persönliches Erlebniß dazu trieb, weil er auf einem anderen, als dem dichterischen Wege der Nation besser zu nützen vermeinte und weil er endlich (laut einem Brief an den Intendanten Dalberg) die Ansicht vertrat, „daß auch eines Shake-

spears Glorie einem deutschen Edelmann, einem zum hohen Dienste des Staats gebohrnen Bürger nicht rühmlich seye".

T. schließt sich in dem ersten Drama: „Kaspar der Thorringer", das im Anfang des 15. Jahrhunderts spielt und „wahrhaft Historisches mit viel Erdichtung" enthält, sowol in den Hauptzügen der Handlung und in der freien Technik, als auch in zahlreichen Einzelheiten an Goethe's „Götz" an. Wenn Goethe auf Götz Züge seiner eigenen Persönlichkeit, eigene Erlebnisse und Empfindungen überträgt, so ist dies bei T. freilich nicht der Fall, aber er theilt doch mit seinem Helden, den er zugleich als Vorfahren ehrt, die gleichen Gesinnungen als Edelmann und bairischer Patriot. Vor allem hat T. eigene sociale Ansichten seinem Ahnherrn in den Mund gelegt. Der kriegerisch gesinnte Kaspar und sein Kreis bilden einen Gegensatz zu dem üppigen Hof des von Schurken übel berathenen jungen Herzogs Heinrich von Baiern-Landshut. Kaspar stellt sich, nachdem er vergeblich in Frieden versucht hatte, den Herzog auf eine bessere Bahn zu bringen, an die Spitze der aufständischen Ritter und Bürger (erst nach langem Zögern, ähnlich wie Götz) und greift für „die gute Sache des unterdrückten Volkes", für die Rechte „der beleidigten Stände", für „Vaterland und Freiheit" zum Schwert. Nachdem er im Verlauf des blutigen Kampfes seine Stammburg und sein Weib geopfert hatte, nachdem er durch die Vehme verurtheilt wurde, erscheint ihm von neuem der Ahnherr seines Hauses als Geist (die Gespensterscenen sind deutlich durch Hamlet angeregt) und verlangt, daß er mit dem reumüthigen, gebesserten, zu allen Zugeständnissen bereiten Herzog, Frieden schließen solle. Kaspar geht darauf ein und so schließt das Stück versöhnlich. Das Drama, das schon 1779 vollendet war, wurde erst 1785 ohne Wissen des Verfassers in Klagenfurt veröffentlicht und wiederholt (zuletzt Wien 1811) nachgedruckt. An Nachwirkung wurde es bei weitem übertroffen durch Törring's zweites Drama: „Agnes Bernauerin", das bereits 1780 zu München erschien und in Technik und Composition einen entschiedenen Fortschritt des Dichters erweist. Den Stoff nahm er aus der heimischen Geschichte des 15. Jahrhunderts; seine Quellen waren Oefele und Falckenstein. Albrecht, der Sohn des Herzogs Ernst von Baiern-München, hat sich insgeheim mit dem Augsburger Bürgermädchen Agnes Bernauerin vermählt. Das Stück beginnt in dem Augenblick, da das Paar von der Trauung kommt. Mitten in der ersten Schäferstunde wird Albrecht von seinem Vater zum Turnier nach Regensburg abberufen. Er eilt dahin, wird aber hier (was der Dichter zur Ueberlieferung glücklich hinzu erfunden hat) vor den Schranken wegen seiner Beziehungen zu Agnes schimpflich zurückgewiesen. Bald darnach wird er von Gesandten des Vaters besänftigt und in Regierungsgeschäften ausgesendet. Während seiner Abwesenheit nimmt der Vicedom Agnes gefangen und führt sie vors Gericht. Das Staatsverbrechen, dessen sie hier angeklagt wird, ist zugleich ihre tragische Schuld. Sie hätte der aufkeimenden Liebe widerstehen, dem Herzog entfliehen sollen; da sie nun sein Weib geworden ist, hat sie Gesetz und Herkommen übertreten. Harrt sie jetzt in Treuen beim Herzog aus, was ihr Recht ist, so säet sie Unfrieden zwischen Vater und Sohn, vielleicht den Bürgerkrieg. Es bleibt ihr nur ein Ausweg, ihr Leben dem Staatswohl zu opfern. Agnes weigert sich standhaft auf Albrecht zu verzichten. Sie wird vom Vicedom verurtheilt und in der Donau ertränkt. Zu spät, um sie zu retten, sprengen Albrecht und Ernst heran. Ernst betheuert, er hätte das Urtheil gemildert, bestimmt seinen Sohn zu vergeben und weist auf das gemeinsame Vaterland, als Trost, hin. Das von den Stürmern und Drängern oft behandelte Thema des Standesunterschieds bildet den Mittelpunkt des Stückes. Der Dichter versucht, besonders in der ersten Hälfte des Dramas, die Rechte des Herzens gegenüber

den Pflichten des fürstlichen Standes warm zu vertheidigen. Während der Abfassung des Dramas aber ist nach eigenem Geständniß „in des Autors Seele mancher wichtige Wechsel vorgegangen“ und nun bemüht er sich in der zweiten Hälfte auch die Ansichten der Gegenpartei (deren Wortführer des Herzogs Freund Kaspar der Thorringer ist), die Forderung der Unterordnung des empfindsamen Herzens unter das Staatswohl eindringlich vorzutragen. Der Stil des Dramas ist, wie im „Kaspar“, eine rhythmisch bewegte Prosa mit vielen Redefiguren und volksthümlichen, zuweilen derben Ausdrücken. Die „Agnes“ wurde bis 1791 wiederholt neu aufgelegt, sie erzielte bei der ersten Aufführung in Mannheim 1781 einen durchschlagenden Erfolg und erhielt sich bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf der Bühne.

Bemerkenswerth ist die litterarische Nachwirkung der „Agnes“, die nach drei Richtungen deutlich verfolgt werden kann: im Stoff, in einzelnen Scenen und Motiven und in der vaterländischen Tendenz. Der überaus poetische Stoff, der auch in einem Volkslied (Simrock Nr. 322 u. a.) besungen wird, wurde erst nach T. von zahlreichen Dichtern dramatisch behandelt, unter denen auch Hebbel und Otto Ludwig ihrem Vorgänger in den Hauptzügen folgen. Wiederholt wurde die „Agnes“ fortgesetzt, für verschiedene Bühnen neu bearbeitet und in Musik gesetzt, sie wurde in eine Novelle umgemodelt und von Giesecke 1798 parodirt. In einer großen Reihe von Ritterstücken, so in denen von Babo, Schikaneder, Soden, Spieß, Weidmann, Ziegler sind Figuren und Scenen des „Kaspar“ und der „Agnes“ (am häufigsten die Turnierscene) bis zu wörtlichen Entlehnungen nachgeahmt worden. Die Begeisterung für Baiern, die aus Törring's Dramen ertönt, hat zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen: eine bestimmt abgegrenzte Gruppe von bairisch-vaterländischen Ritterstücken, unter denen Babo's Otto von Wittelsbach besonders hervorragt. Dem heutigen Geschmack gilt die Ausführung in Törring's Dramen für veraltet; ihr ästhetischer Werth ist gering; sie sind darum mit Recht vergessen worden. Doch gebührt dem schlichten und liebenswürdigen Dichter zweifellos in der Gruppe des Ritterdramas jene litterarhistorisch bedeutsame Stellung, die ihm sein verdienstvoller Biograph O. Brahm zugewiesen hat.

Goedeke, Grundriß[2] 5, 262 f. — Neuer Nekrolog der Deutschen 4, 2, 1828, 850. — Otto Brahm, Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts. Studien über Josef August v. Törring, seine Vorgänger und Nachfolger. Straßburg 1880 (Q. F. 40), 6—68. (Brahm's bibliographische Anmerkungen, besonders zu Seite 37 u. 59 hätten in der neuen Auflage des Goedeke consequenter verwerthet werden können.) — O. Brahm, J. A. v. Törring, Im neuen Reich 1880, 1, 805—816. — A. Hauffen, Das Drama der classischen Periode (Deutsche Nationallitteratur, Band 138) I, 4—10. Mit dem Bildniß Törring's und einem Neudruck der Agnes Bernauerin nach der Originalausgabe (15—70). — Ueber den Agnes Bernauer-Stoff: Brahm in Edlinger's Litteraturbl., Wien 1878, Heft 20 f. und Julius Petri (Rostocker Dissertation), Leipzig 1892.

Adolf Hauffen.

Törring: Ignaz Felix Graf v. T., baierischer Minister und Feldmarschall, Sohn des kurbairischen Kammerherrn Franz Joseph Grafen v. Törring und seiner Ehefrau Ursula, geb. Freiin von Grammont, geboren zu Jettenbach am 28. November 1682, † zu München am 18. August 1763.

Die Familie Törring gehört zum ältesten bairischen Adel; sichere Nachrichten führen bis ins 12. Jahrhundert zurück. Unter den verschiedenen Hypothesen über die Abstammung des Hauses verdient wol die von Friedr. Töpfer aufgestellte den Vorzug; darnach sind die Törring als ein Nebenzweig der Grafen des Chiemgaues anzusehen, die auch unter den Namen Grafen v. Tengling, Burg-

hausen, Schala und Peilstein auftreten. Diese Ansicht stützt sich darauf, daß die Herren v. Törring nach dem Aussterben des Peilsteinischen Zweiges auf Stein an der Traun in den Besitz dieser Veste gelangten, daß sie nach Erlöschen des Mannsstammes der Grafen v. Plain Anspruch auf die alte Grafenburg Tengling erhoben und dieselbe wirklich als Allodialgut in ihre Hände brachten, daß ihnen bei der Theilung des Chiemgaues (1254) durch den Vertag von Erharding ein Theil der Grafschaft zugestanden werden mußte, daß sie nach dem Aussterben der Herren v. Tetelheim, welche anerkannter Maßen von den alten Gaugrafen abstammen, auf die Verlassenschaft Anspruch erhoben und vom Erzbischof von Salzburg trotz der Kaufurkunden, die er vom letzten Tetelheimer in Händen hatte, mit einer bedeutenden Summe abgefunden wurden. Auch der Umstand, daß mehr als 500 Vasallen zur Burg Törring gehörten, weist auf dynastische Abstammung hin. Die Familie theilte sich 1557 in drei Hauptlinien, die sich nach den Schlössern Seefeld, Stein und Jettenbach benannten. Die Linie Stein erlosch 1774 mit Franz Adam Graf v. Törring, die Jettenbachische 1860 mit Graf Max August v. Törring-Jettenbach zu Gutenzell, dagegen blüht noch in Baiern die Linie Törring zu Seefeld in den directen Nachkommen des Stifters, Georg, des jüngsten Sohnes Kaspar's des Torringer. Im 14. Jahrhundert gelangte die Familie in Besitz des Oberjägermeister- und des Banneramtes im Herzogthum Baiern; nachdem Kaspar der Torringer (s. unten) der beiden Aemter verlustig gegangen war, gab Herzog Maximilian I. 1607 der Familie wieder das Oberstjägermeisteramt in Baiern zu Lehen; außerdem wurden 1618 das Erzkämmereramt des Erzstiftes Salzburg und 1665 das Erbmarschallamt des Hochstiftes Regensburg erworben. Der Steiner Linie gehörte an Adalbert, seit 1613 Fürstbischof von Regensburg; ihm zu Ehren verlieh Kaiser Ferdinand II. 1630 der Familie die reichsgräfliche Würde. Auch Adam Lorenz v. Törring wurde 1663, Max Procop von Törring 1787 auf den bischöflichen Stuhl von Regensburg erhoben.

Nachdem Ignaz Graf v. T. das Gymnasium zu München absolvirt hatte, oblag er an der Universität Salzburg philosophischen und juristischen Studien; im Abgangszeugniß war gesagt: „Praeclarissimi quondam in republica viri luculentissima edidit specimina“. Nach der Heimkehr trat er in die kurbairische Armee ein. 1703 begleitete er als Adjutant den Kurfürsten Max Emanuel auf dem Zuge nach Tirol. Nach der Niederlage bei Höchstädt folgte er dem flüchtigen Kurfürsten nach den Niederlanden. Als Oberstlieutenant, später als Oberst im Kürassirregiment Graf Arco machte er alle Feldzüge in den Niederlanden und am Rhein mit; wiederholt wurde er auch vom Kurfürsten nach Paris mitgenommen. Nach dem Friedensschluß vermählte er sich (28. October 1714) zu Paris mit Theresia, Gräfin von Arco, einer Nichte des Feldmarschalls Arco, der nun zu Gunsten Törring's auf seine Oberstlandzeugmeisterstelle verzichtete. Vom Kurfürsten erhielt T., wie sein Enkel klagt, „nach mehr als 17 Campagnen, mehreren Blessuren, 14 ganze Jahre aus Fürstenliebe verlassenen Eltern, Gütern und Vermögen, aufgehabten großen und wichtigen Botschaften“ nur ein Decret, das allen männlichen Nachkommen der Familie Törring die Erbfolge in der Pflege Trostberg zusicherte. Als im Mai 1717 ein bairisches Hülfscorps zur Theilnahme am Türkenkrieg nach Ungarn ging, wurde T. als Gouverneur der zwei ältesten Söhne des Kurfürsten, die den Feldzug mitmachen sollten, aufgestellt. In der Schlacht bei Belgrad (16. August 1717) fanden die Prinzen und ihr Begleiter Gelegenheit, sich durch persönliche Bravour hervorzuthun. Kaum war T. heimgekehrt, entsandte ihn Max Emanuel unter Beförderung zum Generalwachtmeister als außerordentlichen Gesandten nach Wien. Es handelte sich um Betreibung der Vermählung des Kurprinzen mit der ältesten Tochter

Joseph's I. Am Mißlingen des Planes trug Max Emanuel selbst die Schuld, weil er die dem Kaiser mißfällige intime Verbindung mit dem spanischen Hofe nicht aufgeben wollte, doch gelang es T., mit Unterstützung des Prinzen Eugen, die Heirath des Kurprinzen mit der jüngeren Tochter Joseph's, Maria Amalia, zu Stande zu bringen (October 1722). Darauf wurde T. in Anbetracht seiner langen, treuen Kriegsdienste, „insonderheit aber wehrend bey erwelten kayserlichen Hofe obhabender Heuraths-Negociacion erwiesenen, zu gnädigster Satisfaction führenden Conduite" zum wirklichen geheimen Rath ernannt. 1725 begleitete T. die bairischen Prinzen nach Versailles zur Hochzeit Ludwig's XV. Im nächsten Jahre führte er in München mit Marquis Maillebois die Verhandlungen wegen Erneuerung des französisch-bairischen Bündnisses. Unmittelbar nach Max Emanuel's Ableben wurde T. vom neuen Kurfürsten zum Conferenzrath und Minister des Auswärtigen ernannt. Törring's Verdienst war es, daß der Kurfürst wenigstens eine Zeit lang von waghalsigen, kostspieligen Bestrebungen abstand. Während Max Emanuel noch auf dem Sterbelager den Sohn ermahnt hatte, die österreichische Erbfolgeordnung nicht anzuerkennen, und sich insgeheim der Hülfe Frankreichs zu versichern, der Kanzler Unertl dagegen in der ersten Sitzung des Conferenzrathes engen Anschluß an den Kaiser empfahl, rieth T., der Kurfürst möge weder vom Kaiser, dessen guter Wille stark anzuzweifeln sei, noch von Frankreich, dessen Selbstsucht immer allen anderen Rücksichten vorangehe, etwas erbetteln, worauf er ein gutes Recht habe, sondern den günstigen Augenblick abwarten, um dieses Recht geltend zu machen. „Erst muß man gehen können, ehe man laufen lernen will. Die Schuldenlast ist groß, der Credit gering, das Land erschöpft. Den Staat vor dem Abgrund zu retten, an welchen ihn die frühere Regierung gebracht hat, das ist unsere nächste und wichtigste Aufgabe." Dieser Ansicht zustimmend, beschränkte der Kurfürst seinen Hofhalt und suchte Ordnung in das Schuldenwesen und in die Verwaltung der Staatseinkünfte zu bringen; er gab aber auch den Gedanken nicht auf, sich um die Freundschaft Frankreichs zu bewerben, weil er ohne französische Hülfe seine Ansprüche auf das habsburgische Erbe nicht durchzusetzen hoffen konnte. Es kam deshalb schon 1728 in Versailles zu einer Erneuerung der älteren Allianzverträge; auch mit den verwandten Kurfürsten von Köln und Pfalz wurden Freundschaftsverträge errichtet. Als es an der Zeit schien, die bairischen Ansprüche aufzudecken, wurde T. im Juni 1737 nach Versailles abgeordnet, um den Leiter der französischen Politik, Cardinal Fleury, zu thatkräftigem Beistand zu bewegen es wurde auch wenigstens so viel erreicht, daß an der Bereitwilligkeit des französischen Cabinets, gegebenen Falles die Ansprüche Karl Albert's mit Waffengewalt zu unterstützen, nicht mehr zu zweifeln war. T. war damals unzweifelhaft der einflußreichste Mann am Münchner Hofe. General Schmettau, den König Friedrich II. 1741 als Militärbevollmächtigten nach München abgeordnet hatte, äußerte sich über T. in höchst abfälliger Weise; T. habe seinen Einfluß nur der Gefügigkeit zu verdanken, womit er sich den Schwächen seines Fürsten dienstbar erweise. König Friedrich erwiderte voll Entrüstung, sein Gesandter möge sich doch nicht mit solchem Klatsch befassen; um so mehr befremdet es, daß in Friedrich's Histoire de mon temps der nämliche Vorwurf erhoben wird: „Der erste Minister des Kurfürsten und zugleich der erste General war Graf Törring, ein Mann, der diesen Stellungen keineswegs gewachsen war, denn er hatte nur das Talent, zu schmeicheln und den Lüsten seines Herrn zu dienen." Ohne Zweifel ist vieles, was Schmettau in München hörte, auf üble Nachrede der politischen Gegner Törring's zurückzuführen, denn T. war jetzt das Haupt der französisch gesinnten Partei, die Baierns Heil in unbedingtem Zusammengehen mit Frankreich erblickte. Im Mai 1741 führte er in Nymphenburg mit

Belleisle die Unterhandlungen wegen des von Frankreich zu stellenden Hülfscorps; daß diese trotz der Abmahnungen des Kanzlers Unertl in dem berüchtigten Nymphenburger Vertrag ihren Abschluß gefunden hätten, ist nur eine Erfindung der Gegner Frankreichs und Baierns. Als im Sommer 1741 der Krieg mit Oesterreich beschlossen wurde, trat T. (6. August 1741) als Feldmarschall an die Spitze der kurbairischen Truppen. Diese befanden sich trotz der Heeresreform von 1734 in trauriger Verfassung. Von dem starken Hülfscorps, das der Kurfürst 1737 zur Theilnahme am Türkenkrieg an Oesterreich abgegeben hatte, war kaum die Hälfte zurückgekommen. Noch im April 1741 bestand die ganze Armee aus 5000 Mann; auf den Kriegsfuß gebracht, zählte sie etwa 20 000 Mann. Ihr Führer T. hatte den Ruf eines kühnen und tüchtigen Officiers erworben, von Befähigung zum Feldherrn aber noch keine Probe abgelegt. Das ihm untergebene Corps sollte sich jetzt bei Schärding mit der französischen Avantgarde vereinigen, Oberösterreich einnehmen und von da über Budweis nach Prag marschiren. Von den französischen Generälen wurde Klage geführt, daß durch Törring's Schuld für die Verpflegung der Franzosen auf ihrem Marsche durch Baiern nicht genügende Vorkehrungen getroffen worden seien; T. rechtfertigte sich aber durch den Nachweis, daß nach der Verabredung mit Belleisle die Franzosen von Donauwörth aus den Weg zu Wasser hätten fortsetzen sollen, während sie eigenmächtig den Weg zu Lande einschlugen. Bald erhoben sich auch Rangstreitigkeiten zwischen T. und dem Führer des französischen Corps, Generallieutenant v. Leuville; schon damals verfolgten der französische Gesandte, Marquis v. Beauvau, und die französischen Heerführer das Princip, alles Mißgeschick der vereinigten Truppen auf die Schultern Törring's abzuladen. Mit dem Vorschlag König Friedrich's, den Feldzugsplan dahin abzuändern, daß unmittelbar gegen Wien marschirt werden möge, war T. einverstanden, doch Marschall Belleisle und Kriegsminister Breteuil erhoben lebhaften Protest. So mußte denn T. mit den Baiern am 24. October bei Mautern die Donau überschreiten und über Tabor und Budweis gegen Prag ziehen, wo er sich wieder mit den Franzosen vereinigen sollte. Daß er die Position bei Tabor verließ, ohne für Deckung des wichtigen Platzes zu sorgen, wurde von Belleisle als Ursache alles Unglücks bezeichnet, das in der Folge den Kurfürsten und sein Land, sowie die Franzosen traf; T. vertheidigte sich aber gegen die Anschuldigung mit Glück in einer Schrift: „Suppositions détruites par des verités prouvées". Während der Einnahme von Prag (25. November) stand Törring's Corps bei Dobrciz; erst am 27. kam T. selbst nach Prag, seine Truppen wurden sodann zur Besetzung von Piseck und Frauenberg verwendet. Wenn bisher der Feldzug für die Franko-Bavaren trotz der vielen strategischen Fehler der Heerführer günstig verlaufen war, so brachte das Jahr 1742 einen traurigen Umschwung. Auf die Nachricht, daß General Khevenhüller zu einem Einfall in Baiern Truppen zusammenziehe, erhielt T. Weisung, über Strakonitz und Winterberg ins passauische Gebiet zurückzukehren, um Baiern zu decken und die Befreiung des in Linz eingeschlossenen Segur vorzubereiten. Er verfügte nur noch über 1300 Mann Infanterie und 2000 Reiter. Während des Marsches erhielt er Meldung, daß die kleine Festung Schärding von den Oesterreichern eingenommen worden sei; er beschloß also zunächst diesen Platz zurückzuerobern. Er stieß jedoch nicht, wie er gehofft hatte, auf eine schwache österreichische Abtheilung, sondern auf das von General Bärnclau befehligte Hauptcorps. Der Versuch, die Stadt durch eine Kriegslist einzunehmen, mißlang (17. Januar 1742), und ebenso ein Sturm gegen den Brückenthurm; dagegen wurden auch drei Ausfälle der Oesterreicher zurückgewiesen. Da die von General Piosasque befehligte Abtheilung, die auf dem linken Innufer gegen Schärding hätte vorrücken sollen, nicht eintraf, be-

schloß T. Nachmittags, den Kampf abzubrechen und in der Richtung nach Braunau weiter zu marschiren. Als jedoch die Dämmerung hereinbrach und nun von allen Seiten ungarische Husaren die bairischen Colonnen umschwärmten, artete der Rückzug bald in zügellose Flucht aus. „Die Unordnung“, so berichtet T. selbst, „wurde so groß und so abscheulich, daß ich glaube: es gibt in der Geschichte kein zweites Beispiel, daß Truppen an einem und demselben Tage solche Beweise von Muth und von Feigheit gegeben haben.“ T., der sich übrigens im Gefecht am Brückenkopf durch hervorragende Bravour ausgezeichnet hatte, wurde von Belleisle und der französischen Heeresleitung mit Vorwürfen überschüttet. „Das Schwierigste wird sein“, schrieb Belleisle nach Versailles, „dem neuen Kaiser gute Minister, gute Räthe und einen besseren General als T. zu verschaffen“; es seien denn auch dem Kaiser die dringendsten Vorstellungen gemacht worden, aber die Vorliebe des Verblendeten für T. sei unüberwindlich; höchstens werde sich erreichen lassen, daß T. das Commando niederlege, dagegen die Leitung der Staatsangelegenheiten übernehme. In diesem Sinne machte auch der Kaiser dem Feldmarschall Andeutungen. „Ich sage Ihnen dies Alles“, schrieb Karl VII. an T., „nicht als Ihr Herr, sondern als Ihr Freund, der Sie liebt und achtet, denn ich kenne Ihre guten Dienste, Ihren Eifer, Ihre Tapferkeit und Ihre Anhänglichkeit an meine Person .... Ich könnte gar nicht zufriedener mit Ihnen sein als ich es bin. Da ich Sie also auf diese Weise kenne, so bitte ich um Ihren Rath; geben Sie ihn mir, wie Ihr Herz ihn dictirt und mein Interesse ihn erheischt. Sagen Sie mir, ob nach allen angestellten Betrachtungen Sie mir nützlicher und nothwendiger sind bei der Armee oder bei meiner Person, und ob diese Auszeichnung, daß ich Sie zu mir berufe, um in kurzer Zeit wieder mit mir zu derselben Armee zu gehen, Ihrer Ehre den geringsten Eintrag thun kann?“ T. erwiderte, der Kaiser möge sich durch französische Einflüsterungen nicht mißtrauisch machen lassen, des Vaterlands Interesse erheische an der Spitze der bairischen Truppen einen Baier. „Lassen Sie mich also lieber hier für Sie und mein Vaterland sterben, das ist die Belohnung, um welche ich für meine vierzigjährigen Dienste bitte.“ Doch schon die nächsten Tage brachten eine neue Schlappe der bairischen Truppen. T. hatte sich nach dem Schärdinger Unfall mit den Trümmern seines Corps nach München geworfen, in der Absicht, die Isarlinie zu vertheidigen. Doch der Fall von Linz, Passau und Braunau vereitelte dieses Vorhaben, und als sich Menzel mit seinen ungarischen Reitern der Hauptstadt näherte, zog T., nachdem er mit dem Ständeausschuß den Entwurf einer Capitulation ausgearbeitet hatte, von München ab (10. Februar 1742); es schien ihm geboten, den letzten Rest des Heeres, auf dem die Hoffnung des Landes beruhte, vor Ankunft der zweiten französischen Armee nicht einer neuen Schlappe auszusetzen. Er wandte sich deshalb nach Ingolstadt, um hier die Donau zu überschreiten; der leichteren Verpflegung wegen sollten aber die Truppen noch so lange als möglich auf dem rechten Ufer belassen werden; deshalb standen etwa 4000 Mann Fußvolk und 2200 Kürassiere und Dragoner zwischen Abensberg und Mainburg. Da gelang es (14. Februar) der Vorhut Bärnclau's, die bairischen Vorposten zu überrumpeln; die Verwirrung theilte sich auch den in Mainburg gelegenen Regimentern mit, die Reiterei wurde zersprengt, das Fußvolk zum größten Theil gefangen genommen. Dadurch war T. genöthigt, das ganze rechte Donauufer zu räumen, nur Straubing, Ingolstadt und Vohburg blieben noch in bairischen Händen. Aus Anlaß der Niederlagen von Schärding und Mainburg wird auch von neueren Militärschriftstellern, insbesondere von Erasm. Graf Deroy, über T. als Strategen und Taktiker ein sehr ungünstiges Urtheil gefällt; es darf jedoch nicht unbeachtet bleiben,

daß der Marschall nur über ungenügende Truppen und, wie namentlich aus Klinggräffens Berichten erhellt, höchst mangelhaft ausgebildete Officiere verfügte. Karl VII. hat auch in seinen Memoiren für seinen alten Freund kein Wort des Tadels; als er, dem Andringen Belleisle's und Broglie's nachgebend, T. endlich von seinem militärischen Posten abberufen und durch Graf Seckendorff ersetzt hatte, begründete er den Schritt nur damit, daß er den treuesten und geschicktesten Diener zur Leitung der Staatsgeschäfte unumgänglich nöthig gehabt habe. Bis zum Tode Karl's VII. blieb T. der einflußreichste Mann bei Hofe. Noch auf dem Sterbelager ermahnte Karl seinen Sohn aufs dringlichste, er möge ja den verdienten T. nicht bei Seite setzen, da „niemand besser als dieser die vornehmsten Höfe, deren Grundsätze und wahre Interessen kenne". Doch unmittelbar nach Karl's VII. Ableben änderte sich die Sachlage. Die Kaiserin-Wittwe, Graf Seckendorff und fast alle höheren Militärs und Beamte drängten zum Frieden mit Oesterreich; T. fast ganz allein vertrat die Ansicht, daß Baiern durch Fortsetzung des Kriegs nicht mehr viel verlieren, aber möglicher Weise alles wieder gewinnen könne; ein Sonderabkommen mit Oesterreich werde Preußen und Frankreich beleidigen, und wenn etwa am Wiener Hofe der Plan einer Einverleibung Baierns wieder auftauche, werde Baiern allein stehen und wehrlos dem übermächtigen Nachbar preisgegeben sein. Dieser Gedanke, nicht ein hartnäckiges Festhalten an einer „Großmachtspolitik, welche ihm persönlich ebensowenig Ehre, wie seinem Vaterlande Vortheil eingetragen" (Dove), ließ den Minister dem Frieden widerstreben, und wenn man die politisch-militärische Lage unbefangen würdigt, kann Törring's Standpunkt nicht als unberechtigter Chauvinismus verurtheilt werden; bekanntlich trat ja wirklich unmittelbar nach Abschluß des Füssener Friedens der glücklichste Umschwung zu Gunsten der Bundesgenossen Karl's VII. ein. Vielleicht wäre es zum Abschluß des Friedens gar nicht gekommen, wenn nicht T. gerade in den Tagen der Entscheidung von einem schweren Augenübel heimgesucht worden wäre, so daß er nicht in erwünschter Weise den Staatsgeschäften nachgehen konnte. Wie von T. die Lage aufgefaßt wurde, erhellt aus einem Briefe an seine Gemahlin. „Unser junger Herr ist verrathen und verkauft durch eine Bande österreichischer Deserteurs, die ihre Aussöhnung erlangen wollen auf Kosten der Ehre und der Interessen des Hauses Baiern." Noch am 21. April 1745, also am Tage vor der Unterzeichnung der Friedensurkunde in Füssen, eilte T. nach Augsburg, um den jungen Max Joseph von Annahme der österreichischen Vorschläge abzumahnen; er wurde aber barsch zurückgewiesen. Nun gedachte T. noch ein drastisches Mittel anzuwenden, um den Frieden und die Freundschaft mit Oesterreich zu hindern; er wollte in zwölfter Stunde mit den bei Friedberg lagernden bairischen Truppen die Oesterreicher überfallen und so aufs neue den Kampf entzünden, aber der Kurfürst erließ strengen Gegenbefehl. Als der Friede unterzeichnet war, suchte T. selbst um seine Entlassung nach; sie wurde ihm unverzüglich bewilligt, auch mußte er „alle in Händen habenden herrschaftlichen Briefstücke" ausliefern und wurde angewiesen, über die seit 1727 gezahlten und von ihm verwalteten französischen Subsidiengelder Rechnung abzulegen. T. überreichte dem Kurfürsten ein Absolutorium des verstorbenen Kaisers, worin verfügt war, daß über die Verwendung der Subsidiengelder keine specificirte Rechnung verlangt werden dürfe. Noch verletzender für den Gestürzten war das Verbot der Theilnahme an den Berathungen der Landschaft, ja, 1752 wurde ihm vom Kurfürsten, der Verdacht hegte, daß T. „die Unzufriedenen bestärkt und gelitten habe, daß seine Wohnung der Sammelplatz der frechen Tadler der kurfürstlichen Befehle wurde", förmlich der Hof verboten. Durch Vermittlung der Kaiserin-Wittwe kam zwar im April 1753 eine Aussöhnung des Kurfürsten mit T. zu Stande, aber die österreichische

Partei am Hofe, namentlich der Beichtvater des Kurfürsten, P. Stadler, wußte zu verhindern, daß der Franzosenfreund wieder zu politischem Einfluß gelange. T. pflegte nur ein paar Wintermonate in München zuzubringen, wo ihm als Landzeugmeister eine Wohnung im Zeughaus eingeräumt war, den größeren Theil des Jahres verlebte er auf seinen Schlössern Winhering und Jettenbach. Am 18. August 1763 starb er, wie sein Sohn August der Regierung zu Landshut anzeigte, „nach dreivierteljähriger merklicher Abnamb der Cräften, dann darauf erfolgter Schlaffucht und innerlichem Brand". Die Leichenfeier entsprach der Bedeutung und den Würden, die der Verstorbene als „der gute Freund des Kaisers" innegehabt hatte; der ganze Hof, Officiere, Beamte, Adel und Clerus gaben bis zum Isarthor das letzte Geleite; dann wurde die Leiche nach Au bei Wasserburg gebracht und in der Kirche des Augustinerstifts bestattet.

P. Augustin Auracher, Der gute Freund des Kaisers, d. i. Ehren- und Trauerrede ꝛc., abgehalten am 1. Herbstmonats 1763 (das Exemplar der Münchner Staatsbibliothek ist mit satirischen Randglossen von der Hand des Geheimraths Lippert versehen). — Umständige Beschreibung über den hohen Todfall, dann Leichenbegängniß Sr. hochgräfl. Excellenz ꝛc. — Das Tagebuch Kaiser Karl's VII., herausg. von Heigel, 142 ff. — Heigel, Der österreichische Erbfolgestreit ꝛc., 17 ff. — Er. Graf v. Deroy, Beiträge zur Gesch. des österr. Erbfolgekriegs, in Vhdlgn. des hist. Vereins von Niederbaiern, 20. Bd., 12 ff. — Der erste schlesische Krieg, herausg. vom preuß. Generalstab, I, 112. — Preuß, Der Friede von Füssen. — (Friedr. Töpfer) Ignaz Graf v. Törring-Jettenbach, ein Beitrag zur bair. u. deutschen Geschichte (Manuscript). — Acten in den k. Kreisarchiven zu München und Landshut. Heigel.

Torringer: Kaspar T., bairischer Ritter, erbte nach dem Tode seines Vaters Wilhelm T. die Stammburg Torring im Salzburgischen und die Anwartschaft auf zwei Erbämter des Herzogthums Baiern, das Jägermeister- und das Banneramt. In einer Aufzeichnung über die Gründung des Klosters Wessobrunn aus dem 11. Jahrhundert wird ein Jäger Tharingeri als Begleiter des Herzogs Thassilo genannt; Riezler nimmt an, daß darunter ein Törring zu verstehen, die Familie demnach schon mindestens im 11. Jahrhundert im Besitz des Jägermeisteramtes gewesen sei. Gegen diese Hypothese dürften aber wohl sprachliche Bedenken zu erheben sein, abgesehen davon, daß die Bezeichnung venator für das Jägermeisteramt eigentlich nichts beweist. Auch erscheint im 14. Jahrhundert im Besitz des genannten „Gejaidlehens", womit die Befugniß verbunden war, „das er wild im (bairischen) lande jagen mocht, wo swan er wollt", ein anderes Geschlecht, die Harskircher; erst 1355 trat Harprecht Harskircher das Amt an seinen Oheim Seiz v. T. ab; Seiz erhielt darüber von Herzog Stephan 1356 einen eigenen Lehensbrief. Daß sich die damit verbundene Jagdbefugniß auf ganz Baiern erstrecke, wurde auch von Herzog Heinrich von Niederbaiern nicht bestritten; trotzdem ließ er 1413, angeblich weil Kaspar T. versäumt habe, auch von ihm die Lehensbestätigung zu erbitten, einen im herzoglichen Forst jagenden Törring'schen Jäger gefangen nehmen. T. beschwerte sich bei den Herzogen von Baiern-Ingolstadt und Baiern-München, und diese baten den Vetter, er möge den T. „bei seinem Gejaid lassen nach seiner brief sag und alter gewonhait". Thatkräftiger Schutz aber wurde dem Ritter weder von jenen Herzogen, noch von seinem Landesherrn, dem Erzbischof von Salzburg, geleistet; deshalb verband er sich mit anderen bairischen Rittern, die über Bedrückung durch den herrischen Heinrich zu klagen hatten. Als 1416 auch Ludwig im Bart von Baiern-Ingolstadt mit Heinrich in Fehde geriet, trat er jenem Ritterbunde bei, und Kaspar T. wurde zum

Bundeshauptmann erkoren. Nachdem T. auf einem Bundestage zu Wasserburg (10. März 1420) gegen den Landshuter Herzog Klage erhoben hatte, wurde zu Recht erkannt, daß der Bund um des Uebergreifens willen, welches Heinrich dem T. wider Recht gethan, Hülfe schaffen sollte; auch Herzog Ludwig gelobte Beistand. Dagegen wandte sich nun Heinrich an Kaiser Sigmund, und dieser verfügte die Auflösung des Ritterbundes. Der kaiserliche Befehl blieb unbeachtet, und Herzog Ludwig überrumpelte Neustadt an der Donau, worauf neuerdings in ganz Baiern die Fehde entbrannte. Heinrich, von den Bürgern von Reichenhall, Burghausen, Oetting und Braunau unterstützt, zog vor die Stammburg des Bundeshauptmanns T. bei Tittmoning, erstürmte und zerstörte dieselbe; die Steine wurden zur Befestigung der Stadt Burghausen verwendet („pauet alda ain Zwinger, haist noch der Törringer" erzählt Aventin). T. floh nach Regensburg, wo er sich die glücklich geretteten Urkunden über die Gerechtsame seines Hauses durch den Abt des Schottenklosters vidimiren ließ; mit diesen Zeugnissen trat er sodann in Nürnberg vor den Kaiser. Wirklich befahl Sigmund (18. September 1422), Herzog Heinrich sollte dem T. gerecht werden, und die Streitfrage neuerdings durch neun oder sieben von seinen Räthen, lauter Wappengenossen, untersuchen lassen. Doch auch diesmal wurde das Wort des Kaisers nicht beachtet, um so weniger, da sich gerade damals der Ritterbund infolge der Niederlage bei Alling zur Auflösung genöthigt sah, und die meisten Mitglieder Herzog Heinrich's Verzeihung erbaten. Nun wandte sich T. an die hl. Veme. Vor dem Freistuhl zu Sachsenhausen in der Herrschaft Waldeck beschwerte er sich, daß Herzog Heinrich ihm das Jägermeister- und Banneramt vorenthalte, die Burg Törring zerstört habe und der Ehre wie dem Recht ausgewichen sei. Im ganzen Reiche erregte es nicht geringes Aufsehen, daß einer der angesehensten Landesfürsten vor die Veme geladen wurde, um sich vom Vorwurf ungerechter Bedrückung eines Unterthanen zu reinigen. Herzog Heinrich erkannte die Zuständigkeit des Gerichts dadurch an, daß er sich durch Bevollmächtigte vertreten und den Schöffen eine Vertheidigungsschrift übergeben ließ; darin war gegen T. selbst die Anklage erhoben, daß er schuldlose Kaufleute überfallen und beraubt habe, daß er sich förmlich zum Haupt aller Feinde des Herzogs gemacht und diesen durch allerlei Hinterlist zu schaden versucht habe; auch die Echtheit der vorgelegten Documente war in Zweifel gezogen. Im November 1424 stellte sich der Herzog selbst dem Gericht, während T. aus Furcht, von den Leuten des Herzogs überfallen zu werden, wegblieb. Nun war der Ausgang nicht zweifelhaft; „zu den Freienhagen unter den Linden an dem Freistuhl" wurde geweiset: der Herzog soll, da er gegen T. gerechte Sache habe und die Burg Törring erst nach förmlicher Absage genommen worden sei, aller Zusprüche, Schuld und Klage quitt und ledig sein. Gegen dieses Urtheil legte jedoch T. Berufung ein, weil Kurd Rube weder ein wirklicher Freigraf, noch in der heimlichen Acht sei; ja es konnte sogar nachgewiesen werden, daß Rube selbst vor mehreren Jahren vervemt worden war. Im Auftrag Kaiser Sigmund's übernahm nun Erzbischof Dietrich von Köln die Untersuchung. Am pflichtigen Tage erschien diesmal T. in der Kirche des hl. Cassius zu Bonn, während der Herzog ausblieb; dementsprechend wurde entschieden, daß das Urtheil des Kurd Rube als Ungericht zu erachten sei, und der T. ebenso gut in seinen Rechten stehe, wie vor dem Spruche. Darauf trat T. sogar mit neuer Klage vor die Veme; er forderte jetzt im Namen des Ritterbundes strenges Gericht über den Mann, der den eigenen Blutsverwandten, Herzog Ludwig von Ingolstadt, in Konstanz während des hl. Concils trotz freien Geleits überfallen und tödlich verwundet habe. Vor dem Freistuhl des Albert Swind zu Limburg erschien T. mit sechs echten Eideshelfern, welche mit ihm beschworen, daß

der trotz richtiger Vorladung nicht erschienene Herzog jene Unthat begangen habe; darauf wurde Vollgericht beschlossen und Herzog Heinrich verbemt (21. Juni 1429); Hals und Lehen des Verurtheilten sollten dem römischen Reich und dessen König verfallen, die Unterthanen des Gehorsams entbunden sein. Der Freigraf Albert Swind bat den Kaiser um Vollstreckung des nach Recht der heimlichen Acht gefällten Urtheils, aber Sigmund war dazu nicht geneigt. Herzog Heinrich legte vor dem Freistuhl zu Halser Verwahrung ein mit der Begründung, daß er nach Limburg nicht richtig geladen worden sei, und die Verbemung wurde wieder aufgehoben. Während der Proceß noch fortdauerte, starb Kaspar T.; in einer westfälischen Urkunde vom 26. März 1430 wird er schon „der seelige“ genannt. Ueber sein Ende fehlt jegliche Nachricht; um so weniger konnte ausbleiben, daß sich die Sage des dankbaren Stoffes bemächtigte und den trotzigen Ritter bald unter den Streichen herzoglicher Dienstmannen verbluten, bald den mit Strang und Dolch ausgerüsteten Häschern des Kurd Rube zum Opfer fallen ließ. Weder das Eine, noch das Andere ist wahrscheinlich. Ein „Vollgericht“ wurde über T. gar nicht gefällt; auch wurden, wie Lindner nachgewiesen hat, in jener Zeit überhaupt nur wenige Todesurtheile vollzogen. Ebenso unbegründet ist der gegen Herzog Heinrich laut gewordene Verdacht, denn sonst würde sich kaum Jörg v. T. unmittelbar nach dem Tode seines Vaters mit dem Herzog verglichen haben; er erlangte Rückgabe der väterlichen Allode und Lehen, doch blieben Jägermeister- und Banneramt dem Hause T. entzogen, und die Stammburg durfte nicht wieder aufgebaut werden. Mit Recht wendet sich Töpfer ebenso gegen die Historiker, die den T. wegen seiner Auflehnung gegen den Herzog als Hochverräther brandmarken wollten, wie gegen die entgegengesetzte Auffassung, die einen Märtyrer ständischer Freiheit feierte. Im Licht seiner Zeit betrachtet, verdient der Ritter, der nur sein eigenes Recht beharrlich vertheidigt hat, weder dieses Lob, noch jenen Unglimpf.

Bernh. Thiersch, Die Verbemung des Herzogs Heinrich's des Reichen von Baiern (1835). — Der Fehmgerichtsproceß Caspar des Törringer, in Freyberg's Sammlung historischer Schriften I, 201. — (Friedrich Töpfer), Das Oberstjägermeister- und Banneramt, zwei Erbämter des Herzogthums Bayern im Besitz des Hauses Törring, zugleich Darstellung des von Kaspar v. T. gegen Herzog Heinrich von Bayern-Landshut geführten Vehmprocesses (1842). — Riezler, Geschichte Baierns III, 249 ff. — Th. Lindner, Die Veme S. 591. — Der Stoff ist wiederholt dramatisch behandelt worden, u. A. von Josef August Graf v. Törring, Kaspar der Thorringer, ein Schauspiel in fünf Aufzügen (1785). Heigel.

Tosi: Joseph T., katholischer Theologe, geboren 1824 zu Witschein in Steiermark, † zu Wien am 14. Mai 1875. Er wurde 1846 zu Graz zum Priester geweiht, wirkte drei Jahre in der praktischen Seelsorge, setzte dann im Frintianeum zu Wien seine theologischen Studien fort und wurde 1851 Doctor der Theologie. In demselben Jahre wurde er supplirender, 1853 ordentlicher Professor der Dogmatik zu Graz. In weiteren Kreisen wurde er bekannt durch seine „Forschungen über den Syllabus Errorum der päpstlichen Encyclica vom 8. December 1864“ (Wien 1865). 1868 wurde er als Professor der Dogmatik nach Wien berufen, 1871 zum Canonicus an St. Stephan ernannt. Geschrieben hat er nur noch einige Aufsätze in der österreichischen Vierteljahrsschrift für Theologie.

Litt. Handweiser 1875, S. 252. Reusch.

Tossanus: Daniel T. der Aeltere, ausgezeichnet als Apologet reformirter Lehre und hervorragend als Leiter des Kirchenwesens in der Kurpfalz, geboren zu Mömbelgard, dem heutigen Montbéliard, am 15. Juli 1541, † zu Heidel-

berg am 10. Januar 1602. Sein Vater Peter Toussain aus St. Laurent in Lothringen, mit Calvin und Farel befreundet, hat reformatorisch zu Metz, an einigen Orten der Schweiz, Frankreichs und in der württembergischen Grafschaft Mömbelgard gewirkt, in der Zeit des Interims aber und später der lutherischen Strömung in Mömbelgard gegenüber in den Verdacht der Accommodation bei den Reformirten durch seine Friedensliebe sich gebracht. Deßungeachtet wußte ihn Jacob Andreä 1571 vom Amte zu bringen wegen seiner reformirten Gesinnung; der zwei Jahre darauf erfolgten Restitution konnte er sich nicht lange erfreuen, da er kurz darauf starb. Daniel T. erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf den Universitäten Basel und Tübingen. An letzterem Orte erfreute sich derselbe des Stipendiums des Grafen Georg von Württemberg, der seit 1553 die Grafschaft Mömbelgard in Besitz hatte. Doch sollte ihm in späteren Jahren dieses Beneficium noch vielen Aerger bereiten. Nachdem er als Magister der freien Künste 1557 Tübingen verlassen, ging er einige Zeit nach Paris, um sich in der Aussprache des Französischen zu vervollkommnen, sodann nach Orleans, wo er öffentlich die hebräische Sprache lehrte und 1562 zum Prediger an der dasigen reformirten Gemeinde berufen wurde. Hier stand er in einem reichgesegneten Wirkungskreise bis zum Jahre 1569, da er den Verfolgungen, denen seine Glaubensgenossen seitens der Römischen sich ausgesetzt sahen, weichen mußte. Er floh mit den Seinigen nach Montargis, wo er bei der Herzogin Renata v. Ferrara auf einige Zeit Schutz fand, dann nach Sancerre und von da zu seinem Vater nach Mömbelgard, den er im Predigen ein ganzes Jahr unterstützte, bis wieder ruhigere Zeiten für Frankreich gekommen. Während seines Aufenthaltes in Mömbelgard gerieth T. mit den württembergischen Theologen, welche in jener Zeit der Ubiquitätslehre sich ergeben und in eine sehr schroffe Stellung zu den Reformirten getreten waren, in Conflict seiner dogmatischen Richtung wegen. Er war daher von Herzen froh, als er im August 1571 wieder nach Orleans zurückkehren konnte. Sein Ansehen unter seinen französischen Glaubensgenossen war inzwischen gestiegen, daher er auf der Nationalsynode von Rochelle 1571 mit in die Commission gewählt wurde, welche das reformirte Bekenntniß gegen die Feinde desselben in geeigneten Schriften vertheidigen sollte. Die Provinzialsynode zu Sancerre 1572 wählte ihn sogar zu ihrem Präses. Die Greuel der Bartholomäusnacht, welche ihren Weg auch nach Orleans fanden, vertrieben bald darauf T. für immer von Orleans. Nur wie ein Wunder entkam er denselben mit seiner Familie und fand wieder für kurze Zeit einen Bergungsort in Montargis, von wo er sich nach Basel wandte. Im März 1573 traf ihn in dieser Stadt eine Berufung des Kurfürsten von der Pfalz Friedrich III. zu dessen Hofprediger. In dieser neuen Stellung, in welcher er das volle Vertrauen seines fürstlichen Herrn genoß, sah er sich bald in allerlei Streitigkeiten mit den Lutheranern und nachher auch mit den Römischen verwickelt, wie sehr er auch bei seiner Friedensliebe solchen nichts weniger als zugethan war und die Einheit des gesammten Protestantismus in seiner provocirten Polemik gegen die Kirche Roms stets betont hat. Mit dem weltlichen Mitgliede des Kirchenraths Otto v. Grünrade beauftragt, das reformirte Bekenntniß in der Oberpfalz einzuführen, fand er, besonders bei der Bürgerschaft der Stadt Amberg, dem Sitze des lutherisch gesinnten Prinzen Ludwig, des Statthalters dieses entlegenen kurpfälzischen Landestheiles, einen ähnlichen Widerstand, wie ihn vor ihm Olevianus (s. A. D. B. XXIV, 286) gefunden. Eine „Christliche erinnerung an einen Ersamen Rath vnd Gemeinde der Churfürstlichen Pfaltz Statt Amberg, von wegen jüngster mit jhnen gepflögener handlung zu fortpflantzung vnnd erhaltung Gottseliger einigkeit in Kirchen vnd Schulen“, die T. 1575 veröffentlichte, suchte genannten in aller

Ruhe klar zu machen, daß ihnen kein neuer Glaube sollte aufgedrängt werden, vielmehr gehe es der Obrigkeit nur darum, daß die Unterthanen rechtschaffen unterwiesen würden. Seine wohlgemeinten Worte vermehrten jedoch nur die vorhandene Aufregung. Alsbald erschien gegen seine Schrift ein in sehr bissigem Ton gehaltener „Warhaffter Bericht, Eines Erbarn Burgermeisters, innern vnd äußern Rats, der Churf. Pfaltz Stad Amberg, das in jrer angehörigen Kirchen vnd Schule, die christliche, reine Lere, nach inhalt Gottes Worts, vnd der rechten waren Augsp. Confession gefüret, vnd die hochwirdigen Sacramenta gereichet, auch alle andere actus Ecclesiastici verrichtet werden. Vnd Welcher gestalt sie bey gedachter Lere vnd Kirchenordnung gelassen zu werden, jeder zeit vnd noch, vntertheingst gebetten vnd bitten." Kurfürst Friedrich III. beabsichtigte hierauf, um diese Angelegenheiten besser ordnen zu können, seine Residenz für einige Zeit nach Amberg zu verlegen. Sein am 26. October 1576 erfolgter Tod befreite die Oberpfälzer von den ihnen octroirten reformirten Predigern. T., der in den letzten Stunden dem Kurfürsten mit dem Troste des Wortes Gottes zur Seite gestanden, sah sich alsbald nach dessen Ableben von dem neuen Landesherrn, dem lutherischen Kurfürsten Ludwig VI. zurückgesetzt, indem ihn derselbe bei der Leichenbeisetzung nicht die Rede halten ließ. Nur der Vermittelung des Pfalzgrafen Johann Casimir hatte er es zu danken, daß er Tags nachher eine besondere Gedächtnißpredigt in der Heiligengeistkirche halten durfte. Zwar blieb er noch bis zum Frühjahre 1577 in Heidelberg, da bis dahin der neue Fürst fern von seiner Residenz gehalten wurde. Allein die Ausübung seines Amtes ward ihm, wie den anderen reformirten Theologen untersagt, und als er dennoch, ohne Genehmigung des lutherischen Ministeriums, am 3. Februar 1577 in der Peterskirche eine Predigt über die Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls hielt, wurde diese das Signal zum rücksichtslosesten Vorgehen gegen die reformirten Theologen, welche sich noch in Heidelberg befanden. Ausgewiesen fand er jedoch zu Neustadt a. d. Hardt, welches mit den linksrheinischen Besitzungen dem reformirt gesinnten Pfalzgrafen Johann Casimir zugefallen war, eine seiner Bedeutsamkeit entsprechende Stellung. Dieser ernannte ihn nämlich zum Generalsuperintendenten über alle Kirchen und Schulen seines Ländchens.

Als der genannte Fürst, vornehmlich auf den Rath des T., am 1. April 1578 in Neustadt eine reformirte Hochschule eröffnete, berief er nebst den meisten bisherigen Heidelberger Professoren auch T. an dieselbe, wobei dieser jedoch seine kirchliche Oberaufsicht weiter führte. Ueberdies pastorirte er einige Zeit die benachbarte Wallonengemeinde St. Lambrecht, welche damals eines eigenen Hirten entbehrte. Der Fremdengemeinen in diesem pfälzischen Landestheile, wie in der Kurpfalz vordem wie auch nachher, nahm er sich überhaupt in regster Weise an. Gewöhnlich besuchte er deren Synoden, ja auf der 1582 zu Frankenthal tagenden war er sogar Präses. So war er als seines jetzigen Landesherrn rechte Hand auch nebst Ursinus dessen Begleiter auf seinem Zuge ins Lager des Kurfürsten Gebhard von Köln. Da starb der pfälzische Kurfürst Ludwig VI. am 12. October 1583 und Johann Casimir mußte aus dem kölnischen Kriege als Vormund des neunjährigen Kurprinzen Friedrich IV. und als Administrator des Landes zurückkehren. Bei dieser Gelegenheit verlegte er die unter dem Namen Casimirianum bekannte Neustadter Hochschule nach Heidelberg, nachdem er erst auf dem Wege der Güte eine Verständigung mit den lutherischen Theologen daselbst herbeizuführen vergeblich versucht hatte. T., der als Hofprediger alsbald mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir zurückgekehrt war, wurde allenthalben mit feindlichen Blicken von jenen begrüßt, welche nun allsonntäglich von der Kanzel herab die reformirte Lehre verlästerten. Auch

eine Disputation, am 4. April 1584 von Johann Jacob Grynäus, der von Basel dazu berufen worden, geleitet, erwies sich als nutzlos; gegen das unterm 19. Februar 1584 erlassene Mandat des Administrators, die Abschaffung der Calumnien und Lästerung betreffend, reichten die lutherischen Prediger der Hauptstadt sogar eine Resolution ein. Nach wie vor beharrten dieselben bei ihren öffentlichen Lästerungen auf die reformirte Lehre vom Abendmahl und von der Person Christi. Daher erfolgte endlich am 17. Juli genannten Jahres ihre Entlassung. Inzwischen wurde T. als Rathgeber des Pfalzgrafen Johann Casimir von Lucas Osiander dem älteren, der ihn schon wegen seiner im J. 1578 veröffentlichten „Trostschrifft an alle gutherzige Christen, so von wegen der reynen, vnd vom Papistischen sawerteig gesäuberten Lehr der Sacramenten, vnd besonders des H. Abendtmals angefochten werden" nebst Johann Marbach in Straßburg und Nicolaus Cancerinus, Superintendenten der Grafschaft Harburg und Herrschaft Reichenweiler in Elsaß angegriffen hatte, worauf sich T. gründlich vertheidigt, und von Jacob Andreae in dessen Confutatio disputationis J. J. Grynaei, Tubing. 1584 in einer geradezu ehrenrührigen Weise sammt seinem Vater beschimpft. Er selbst schwieg auf diese gemeine Behandlung, die ihm mit Grynaeus widerfuhr. Die Antwort aber, welche die Heidelberger Prediger gaben in „Epistola Consolatoria ad rever. et gravissimos Theologos, D. Jac. Andreae: et D. Lucam Osiandrum 1584", war die glänzendste Rechtfertigung seiner Person. Wenige Jahre später fing Samuel Huber aus Bern, den der Größenwahn in die lutherische Kirche getrieben, welche seinen vagesten Universalismus selbst nicht toleriren konnte, über der Prädestinationslehre mit T. Streit an. Niemand hat vielleicht diesen händelsüchtigen Menschen besser beurtheilt als T. in seiner Erwiderung, betitelt: „Des Schwindelgeists eigentliche Merckzeichen in dem unruhigen Mann Sam. Huber, der sich wider den ewigen vnd gerechten rath Gottes zu einem fürsprecher der verworffenen vnd verdampten mit großer vngestümme auffgeworffen. Newstadt an der Hardt 1592".

Am heftigsten aber war die Polemik, in welche er sich mit mehreren Jesuiten verflochten sah, besonders mit Petrus Thyraeus, der allen Ernstes den evangelischen Pastoren alle Legitimität absprach. T. trat als deren Anwalt auf und suchte auf Grund der heiligen Schrift und der Kirchenväter die Rechte einer christlichen Obrigkeit, die Diener der Kirche zu berufen oder auch ihre Berufung zu bestätigen, mit Verwerfung der ausschließlichen bischöflichen Machtbefugniß dazu, nachzuweisen in seiner Schrift: „De Jure Vocationis et Missionis Ministrorum Evangelicorum, Theses apologeticae" (Heidelb. 1587). Die jesuitische Gegenschrift: „De ratione examinandi et examine apologeticarum thesium nuperrime a Thyraeo edito" ist überreich an persönlichen Invectiven und behandelt T. wie einen dummen Jungen. In einer hierauf publicirten „Epistola nouthetice sive admonitoria" antwortet T. in einem durchweg ruhigen und gemessenen Tone, geht aber auf die Geschichte einiger Päpste ein, wodurch nun Thyraeus aufs höchste gereizt wird und seine und seines Gegners bisher erschienenen Schriften zusammenstellt und mit geharnischten Vorreden versehen, welche seine vermeintliche Ueberlegenheit und des Antagonisten Schwäche darthun, 1589 zu Mainz veröffentlichte. T. brach hierauf die directe Polemik ab, gab aber in seinem, ein Jahr später erschienenen „Pastor Evangelicus, sive de legitima Pastorum evangelicorum vocatione, officio et praesidio", einer Pastoraltheologie, eine vortreffliche Widerlegung aller Scheingründe des genannten Jesuiten. Von geringerem Interesse war der Streit mit Laurentius Arturus und Nicolaus Serrarius.

Von gleichem dauernden Werthe sind die Schriften, welche T. gegen die Ketzereien Kaspar Schwenkfeld's, die in der Kurpfalz ziemlich damals verbreitet

waren, geschrieben hat. Er hat damit den Vorwurf, der mit Unrecht bis auf die Gegenwart so oft der reformirten Kirche gemacht wird, daß sie in ihrer Lehre zu spiritualistisch sei, gänzlich entkräftet und gezeigt, daß diese vielmehr überaus biblisch, nüchtern und allem schwärmerischen und subjectiven Wesen abhold sei. Schon der Titel der ersten Auflage seiner Hauptschrift gegen Schwenkfeld: „Gründlicher notwendiger beweiß, daß die heutige Secten vnnd spaltungen einen liebhaber der Warheit von der Christl. euangelischen Religion nicht abhalten sollen" (Heidelb. 1575) ist in dieser Beziehung charakteristisch.

Aber nicht bloß in Schriften für das Volk, worunter wir auch mehreren Predigtsammlungen begegnen, sondern auch in gelehrten Disputationen, welche unter seiner Leitung die Studirenden der Theologie hielten, und sonstigen Abhandlungen wirkte er im allgemeinen für die biblische Wahrheit und die Sache des Protestantismus und im speciellen für das reformirte Bekenntniß. Die meisten seiner Werke sind noch heute von großem Werthe, so seine Commentare zu den Büchern des Neuen Testaments und seine Erklärung der Klagelieder Jeremiä, seine „Synopsis de Patribus" u. a. Mehrere derselben sind in englischer, holländischer und französischer Uebersetzung erschienen. In letzterer Sprache hat er selbst einige erbauliche Schriften publicirt, unter welchen sein treffliches, auch deutsch erschienenes Gebetbüchlein „L'exercice de l'âme fidèle" zu nennen ist.

Im J. 1586 erwarb sich T. die Doctorwürde in der Theologie, in welcher er damals die erste Professur an der Heidelberger Universität erhalten hatte. Auch ward er Mitglied des kurpfälzischen Kirchenraths. Tief beugte ihn der Verlust seiner ersten Gattin, einer gebornen Covet aus Paris, am 28. März 1587. Von seinen zwei ihn überlebenden Söhnen ist der nachbenannte als ein bedeutender Gelehrte zu nennen, welcher den litterarischen Nachlaß des Vaters mit stattlichen Vorreden herausgegeben hat. Mehrere Töchter verheiratheten sich mit berühmten Männern, so Renata, welche als Gattin des Kirchenrathes Joh. Wigand Spanheim die Stammmutter des bekannten Gelehrtengeschlechts Spanheim wurde; und Johanna, verehelicht mit Joh. Friedr. Schloer, aus deren Ehe die gelehrte Theologenfamilie Mieg hervorgegangen ist.

Der gleichnamige Theologe Daniel T. der Jüngere, Rector in Basel, französischer Pastor in Frankenthal und zuletzt Professor und Kirchenrath in Heidelberg, wo er 1655 am 3. October gestorben, ist ein Neffe des Daniel T. des Aelteren. Man hat von ihm mehrere vortreffliche lateinische Schulreden, darunter eine über die Erbauung, Zerstörung und Wiederaufrichtung der Stadt Heidelberg, sowie eine Parentation auf den älteren Johannes Buxtorf.

Die meisten der Schriften des T. sind in der France protestante verzeichnet, aber vollständig ist diese Liste nicht. An Versuchen zn Lebensbeschreibungen des T. hat es nicht gefehlt. Am werthvollsten ist „Vitae et obitus Dan. Tossani narratio" seines Sohnes Paul, gewidmet dem Kurfürsten Friedrich IV. Sehr gediegen ist die Arbeit von Dr. Müller, Gymnasialdirector zu Flensburg, im dortigen Jahresberichte von 1882. Auch des Unterzeichneten Versuch in der (Erlanger) Ev. reform. Kirchenzeitung von 1866 sei hier erwähnt, vornehmlich aber sind die ausgezeichneten Artikel von Bernus und Weiß in dem Bullet. hist. et litt. de la soc. du protest. franç. zu nennen, sowie die in genealogischer Hinsicht recht verdienstvolle Arbeit von Dr. Ad. von den Velden in der franz. Colonie 1892. — Sim. Stenius, Oratio funeb. — Jac. Christmann, Parentatio. — Chauffepie, Dictionn. — Niceron. — Gräße. — Bouginé. — Herzog. — Großes Univ.-Lex. — Corpus Reform. Calvini epp. — Herminjard, Corresp. d. Reform. — Kirchhofer, Farel. — Sudhoff, Olevian. — Struve, Pfälz. Kirchengesch. — Häusser. — Medicus, Kirchengesch. von Baiern und Rheinpfalz. —

Wittmann, Gesch. d. Reform. in d. Oberpfalz. — Märtyrerbuch von Crespin und von Crocius. — Röhrich, Gesch. d. Reform. im Elsaß. — Schnurrer, Erläut. d. württemb. Kirchen-Ref. u. Gelehrtengesch. — Cuno, Franc. Junius. — Pfälz. Memorab. XIV. — F. v. Bezold, Briefe des Pfalzgr. Joh. Cas. — v. Kluckhohn, Briefe Friedr. d. Frommen. — Derselbe, Friedr. d. Fromme. — Cyprian, Epist. Gothan. — Hotomannorum Epist. — Zanchii Opera. — Hagen, Briefe Heidelb. Professoren. — Cuno, Aus dem Freundeskreise Olevians. — Eine umfassende Monographie über T. hat der Gefertigte in Vorbereitung.

Cuno.

Tossanus: Paul T., des vorgenannten Sohn, reformirter Theologe, hervorragend als Herausgeber eines Bibelwerkes, sowie als wissenschaftlicher Exeget, geboren am 27. September 1572 zu Montargis, † 1634 zu Heidelberg. Seine Studien machte er zu Heidelberg, Altdorf, Genf und Leiden. Hierauf wurde er zum Rector nach Deventer berufen und drei Jahre später in derselben Eigenschaft nach Amsterdam. Eine Reise nach England, auf dessen berühmten Hochschulen Oxford und Cambridge er seine Kenntnisse erweiterte, gereichte ihm zu großer Förderung in seinen theologischen Grundsätzen. Nachdem er sich noch im März 1599 die Doctorwürde in der Theologie zu Basel erworben, nahm er 1600 einen Ruf an die wallonische Gemeinde zu Frankenthal an. Von da kam T. 1608 als Pastor der Klosterkirche und Mitglied des Kirchenrathes nach Heidelberg. Im J. 1618 ist er nebst Abraham Scultetus (s. A. D. B. XXXIII, 492) und Heinrich Alting (s. A. D. B. I, 367) als pfälzischer Abgeordneter auf der ökumenischen Synode der Reformirten zu Dordrecht, wo er sich als ein besonders strenger Gegner der Arminianer hervorthut. Seit 1613 ist er in Heidelberg auch als Professor der Dogmatik an der Universität thätig. Die Zerstörung der pfälzischen Residenzstadt durch Tilly im September 1622 zwang ihn zur Flucht. Er fand hierauf mit Johann Philipp Pareus einen neuen Wirkungskreis in Hanau, wo sie die Regentin Katharina Belgica, welche für ihren minderjährigen Sohn, den Grafen Philipp Moritz, die Regierung führte, an die von ihrem verstorbenen Gemahle, dem Grafen Philipp Ludwig II. im J. 1607 gestiftete Hohelandesschule, die sie in neuen Aufschwung zu bringen suchte, berief. T. stand hier, soweit das in jenen unruhigen Zeiten nur möglich war, in einem gesegneten Wirkungskreise als Professor der Theologie bis zum Jahre 1631, wo er nach Heidelberg zurückkehrte und bis zu seinem Tode als Mitglied des kurpfälzischen Kirchenrathes thätig war.

Es ist keine sehr große Anzahl von Schriften, welche T. zum Verfasser haben. Aber was er geschrieben, ist werthvoll, theilweise noch für unsere Zeit, mit Ausnahme der polemischen Schriften. Vor allem ist seine oben erwähnte lateinische Biographie seines Vaters zu nennen, sodann sein Bibelwerk, welches er im J. 1617 zu Heidelberg in Folio herausgab. Dasselbe gibt die Version Luther's mit trefflichen Erklärungen des Herausgebers und wörtlicher Uebersetzung aller Stellen, die Luther nicht richtig übersetzt hat. Dieses Werk erfreute sich unter den Reformirten Deutschlands lange einer großen Beliebtheit, wie die vielen Auflagen beweisen, welche es erlebt hat. In den Baseler Editionen erschien es vermehrt mit Zusätzen aus den Anmerkungen des Deobati und der holländischen Staatenbibel. Auch in Marburg und Frankfurt wurde es wieder aufgelegt. Die letzte Ausgabe war die von dem preußischen Hofprediger Hermann Pförtner zu Minden im J. 1716 daselbst veranstaltete. Auch durch sonstige Werke förderte T. das Bibelstudium, wie durch seinen „Syllabus dictionum hebraicarum quae universo sepher tehillim continentur“ (Basil. 1615), sowie einen Index zu dem lateinischen Bibelwerke des Tremellius und Junius. Auch sein 1624 zu Hanau erschienener „Index locorum communium et propriorum nominum in totis Bibliis“

ist hierher zu rechnen. Die classische Philologie hat er gefördert durch seine „Phraseologia Terentiana“ (Oppenh. 1613). Besonderen Dank schuldet ihm aber die Nachwelt, daß er den vortrefflichen handschriftlichen Nachlaß seines Vaters veröffentlicht hat.

Pfälzisches Memorabile XIV. — La france protestante. — Revius, Daventria illustrata. — Zeitschrift f. Geschichte des Oberrheins. N. Folge. IV, 3. — Festschrift zur Feier des 200jährigen Jubil. des Gymnas. zu Hanau von Dr. Piderit. Hanau 1865. — Geschichtsblätter des deutschen Hugenotten-Vereins. Zehnt III, Heft 3. — Cuno, Franc. Junius. Cuno.

Totila, Ostgothenkönig, a. 542—552, auch Baduila (Kämpferlein) genannt, war der Brudersohn des Königs Ildibad, 540/541. Es ist bezeichnend für die arge Zerklüftung, die in dem Gothenvolk seit dem Erliegen des Königs Vitigis (s. den Artikel) eingerissen war und für die starke Abnahme der Volksbegeisterung, andrerseits für das kräftige Fortleben des Sippeverbandes, daß T., schon damals im Volke wegen seiner Tapferkeit und Klugheit hoch angesehen, nicht nur auf die Nachricht von der Ermordung seines Oheims durch einen erbitterten Leibwächter, und der Erhebung des Rugiers Erarich auf den Gothenthron (ein Hause dieses Volkes war mit den Gothen eingewandert und in all' diesen 60 Jahren unvermischt und unvertheilt angesiedelt geblieben) bereits beschlossen hatte, sich und die Veste Treviso, wo er befehligte, den Byzantinern zu ergeben, sondern — noch mehr: — daß er dies den Gothen, die ihm die Krone anboten, ganz offen erklärte und — das Erstaunlichste! — sich dadurch nicht im mindesten in ihrer guten Meinung schadete. Man sieht, von einem Nationalkrieg, in dem jedes Glied des Volkes in Haß und Kampf gegen den Feind ausharrt, ist nach dem Untergang des Vitigis und den langjährigen schweren Mißerfolgen nicht mehr die Rede: das Volk ist in Parteien gespalten, das Königthum kann sich seit Theoderich's Tod nicht mehr festigen: der Kampf der Gothen ist jetzt ein stückhafter: auch ein so hervorragender Mann wie T. — damals schon — war, will lieber mit den Byzantinern seinen Frieden machen, als nach seines Gesippen Tod unter dem fremden Rugier kämpfen. Er selbst bezeichnet den mit dem thatenlosen Erarich schwer Unzufriedenen den Tag, zu welchem er die Uebergabe von Treviso zugesagt habe, erklärt aber, die Krone annehmen zu wollen, wenn Erarich bis dahin beseitigt sei. Dies geschah: denn man erfuhr, daß er insgeheim Justinian ganz Italien und das Gothenvolk in die Hände zu liefern versprochen hatte gegen Gold und die Würde des Patriciats: zum dritten Mal war so seit Theoderich's Tod das Gothenvolk von seinem eigenen Herrscher (Amalaswintha, Theodahad) verkauft und verrathen: der Verräther ward erschlagen und T. bestieg den Thron. Die alle Welt überraschenden Erfolge, der gänzliche Umschwung der Dinge, die Erhebung der schon fast völlig vernichteten Gothenmacht in Italien (nur noch Eine Tausendschaft und die Veste Pavia hatte König Ildibad vorgefunden) nahezu auf die Höhe der Tage Theoderich's, ja in Einer Richtung — des kühnen und glückenden Angriffs auf das Herz des Ostreichs selbst! — sind nur zum Theil der Heldenschaft und der Kriegskunst des Königs, zum größeren Theil der genial zu nennenden Staatskunst und gewiß auch der hochherzigen, gewinnenden Milde und Güte dieser genial erscheinenden Jünglingsgestalt zuzuschreiben (er nennt sich selbst einen „jugendlichen“ Barbarenkönig, aber frei von der Ueberhebung eines solchen).

Der Hauptgrund der Erfolge der Byzantiner in den sechsjährigen Kämpfen Frühjahr 536—541/42 — trotz aller Tapferkeit der Könige Vitigis und Ildibad und ihrer Gothen — war gewesen der von Anfang bis zu Ende und überall sich vollziehende Uebertritt der ganzen italischen Bevölkerung: wo immer die katholischen, die imperatorischen Fahnen sich zeigten, folgten ihnen die Italier,

öffneten — zumal die katholischen Bischöfe, wie z. B. der Papst Silverius — die Thore der Vesten und Städte, lieferten die gothischen Besatzungen aus, verriethen Belisar alle Pläne und Bewegungen der Barbaren und ermordeten auch wol in „sicilianischen Vespern" in nächtlichem Ueberfall die friedlich neben ihnen angesiedelten Weiber und Kinder der fernen gothischen Heermänner. Dieser Undank gegenüber der nur allzu milden Behandlung durch Theoderich und seine Tochter fand gebührende Vergeltung: von vielem Unerträglichen in der byzantinischen Verwaltung war das Unerträglichste der furchtbare, grausame und abgefeimte Druck der Finanzbeamten, wie ihn Prokop nicht nur in der erbitterten Geheimgeschichte, auch in seinen, mit seinem Namen veröffentlichten „Kriegsgeschichten" schildert. Alle diese Finanzgräuel — die des Systems und die des Mißbrauchs — wurden nun sofort über die von den Amalern verhätschelten Italier verhängt, sofort, sobald den Lanzenträgern Belisar's die „Logotheten", d. h. die kaiserlichen Rechnungs- und Steuerbeamten (wie z. B. ein Alexander genannt „Kneifzange") auf den Fersen folgten. Die Stimmung der Italier war schon verwandelt: sie verwünschten die Byzantiner, bereuten, sie unterstützt zu haben, gedachten der so milden gothischen Behandlung. Ebenso weise als gütig sorgte nun T. für Steigerung und Verbreitung dieser Gesinnungen: durch freundlichste Behandlung der Gefangenen bewog er viele Söldner Justinian's zum Eintritt in das gothische Heer, durch Schonung und Freilassung der Frauen und Kinder von vielen römischen Senatoren, der schlimmsten Gothenfeinde, erwarb er den Ruhm der Großmuth und Milde auch den Römern gegenüber, durch Steuererlasse gewann er die Städte und deren Curien, und eine hervorragende Leistung der Staatskunst war es, daß er den vornehmen römischen Großgrundeignern, jenem Adel, der die Barbaren bitter haßte und nach Byzanz oder in die Lager Belisar's geflüchtet war, zwar die Ländereien wegnahm, aber sie den Bauern verpachtete, dadurch diese von ihren Herren Unterdrückten ganz hinweg auf seine Seite zog und von ihnen nun die Pachtgelder erhielt. Diese herzgewinnende Güte war der letzte Grund seiner Erfolge. Er verlangte auch von seinen Gothen gleiche Milde gegen die Italier, verurtheilte einen hervorragend tapferen Gothen seiner Gefolgschaft, der eine Calabreserin vergewaltigt hatte, trotz der Fürbitten des ganzen Heeres unnachsichtig zum Tode und gab der Verletzten dessen Vermögen, erklärte der Stadt Neapel, er belagere sie nur, um sie rasch von dem Joche der Byzantiner zu befreien, zum Danke, weil sie den Gothen am besten Treue gehalten, gewährte nach der Einnahme der Besatzung freien Abzug, der Bürgerschaft volle Sicherheit; in anderen Fällen ließ er die ausgehungerten Feinde nach der Ergebung speisen, wachte aber selbst mit Sorgfalt darüber, daß sie nicht durch plötzliches Uebermaß ihre Gesundheit schädigten und entließ, die nicht unter ihm dienen wollten, mit Kleidern und Schuhen beschenkt, in ihre Heimath, indem er sogar die Fahrgelder für sie den Schiffern bezahlte.

Die Hoffnung der Gothen, des tapfern Ildibad Kraft und Stern werde auf seinen Neffen übergehen, erfüllte sich glänzend bis zu Totila's letzter Schlacht. Der noch jugendliche Held, der nun die Sache des gothischen Volksthums in sich verkörpern und verherrlichen sollte, zog, nachdem ein Anschlag der byzantinischen Feldherrn — ihrer elf mit 12 000 Mann — auf Verona gescheitert war, verstärkt durch die Besatzung dieser Stadt, aber doch immer noch nur 5000 Speere zählend, kühn von Ticinum (Pavia) aus der gewaltigen Uebermacht der Kaiserlichen bis Faënza entgegen und schlug sie durch eine geschickt gedachte Umgehung so völlig in schmähliche Flucht, daß sie, außer vielen Todten und Gefangenen, alle ihre Feldzeichen verloren, „was" — sagt entrüstet Prokop — „den Romaeern (d. h. Byzantinern) nie zuvor begegnet war". Als darauf Totila's Heerführer

ein zweites Heer der Byzantiner bei Mucella in gleich schimpfliche Flucht zerstreut hatten, schlossen sich die kaiserlichen Feldherrn, alles Zusammenwirken aufgebend, jeder ängstlich in eine Stadt, sich besorgt gegen Totila's Angriff verschanzend: die Gefangenen, die sie verloren, traten meist in des gütigen Königs Dienst, waren sie doch meist vaterlandlose Söldner aus allen Barbarenvölkern. In seinem zweiten (dem allgemeinen 8.) Kriegsjahr (a. 542/543) nahm T. Caesena und Petra, überschritt den Tiber, vermied einstweilen noch das schwer zu bezwingende Rom, wandte sich nach Campanien und Samnium, gewann das starke Benevent, das er schleifte: — man sieht, seine geringe Truppenzahl reicht noch nicht aus, auch nur die wichtigsten Festungen zu besetzen, ohne sich für den Angriff im offnen Felde allzu empfindlich zu schwächen. Darauf nahm er außer anderen Castellen Cumae und entließ hier die vorgefundenen Gemahlinnen der ärgsten Gothenfeinde, der römischen Senatoren (deren Princeps, Cethegus, schon früher wegen Verrathes aus der Stadt verwiesen worden war). Nun fielen ihm Bruttien, Lucanien, Apulien, Calabrien durch freiwilligen Anschluß der Italier zu: überall in diesen Landschaften richtete er die gothische Verwaltung wie im tiefen Frieden wieder ein, als unbestrittener Beherrscher Italiens, von den geschonten und geschützten Bauern, deren Pflugarbeit und Ernte die Gothen gegen die Byzantiner zu schirmen hatten, die Pachtgelder und Gefälle anstatt der geflüchteten Vornehmen und des kaiserlichen Fiscus erhebend. Die Söldner des Kaisers, nun weniger als je bezahlt, weigerten sich, im offenen Feld zu fechten und hielten sich, unbotmäßig gegen ihre selbst verzagenden Führer, in den großen Festungen Ravenna, Rom, Spoleto, Florenz versteckt. Justinian, mit Recht über die Unthätigkeit dieser Feldherrn erbost, schickte einen Praefectus Praetorio Italiae als Oberführer ab: dieser aber, der eigenen Unfähigkeit bewußt, wagte gar nicht, Epirus, später Sicilien zu verlassen und in Italien zu landen. Der zweite verlor bei dem Versuch, in das von T. belagerte Neapel Lebensmittel zu werfen, durch einen Angriff der raschen Schiffe Totila's, der zumal ein Seeheld war, seine ganze Flotte mit allen Vorräthen und Mannschaften; eine zweite Flotte ward durch Sturm in die Hände der Gothen getrieben: T. zeigte den belagerten Neapolitanern die gefangenen Befehlshaber, und als sie (— eine damals wie schon im Mittelalter häufige kriegsrechtliche Gepflogenheit —) versprachen, sich zu ergeben, falls binnen 30 Tagen nicht Entsatz komme, bewilligte er ihnen lachend die dreifache Frist: lange vor dem 30. Tag ergab sich diese drittgrößte Stadt Italiens (543/44). Bei äußerster Milde gegen die Besiegten ließ er die Mauern schleifen: er scheute, durch des Vitigis Beispiel gewarnt, die Belagerungen fester Städte, für die seine Gothen wenig Geschicklichkeit hatten und wollte nur im offenen Felde schlagen: es läßt sich diese seine Strategie genau nachweisen. Die Feldherren Justinian's gaben es andrerseits ihrem Imperator schriftlich, daß sie dem König im offenen Felde nicht gewachsen seien und vertrieben sich in ihren Festungen sammt ihren Söldnern damit die Zeit, bei lüderlichstem Leben die Einwohner zu plündern und in jeder Weise zu mißhandeln, so daß diese allgemein Befreiung durch die Gothen ersehnten. Da griff also T., während er Otranto in Calabrien belagern ließ, bereits nach Rom: er forderte die Bewohner durch Nachts angeschlagene Briefe auf, ihm, dem Erretter, die Thore zu öffnen: der byzantinische Befehlshaber ließ die arianischen Priester ausweisen, die er jener Anschläge verdächtig erachtete: aber T. zog auf Rom. Da entschloß sich Justinian, Belisar, den er aus schnöden Gründen und infolge schmählicher Ränke argwöhnisch aus Italien (540/541) abgerufen und verhindert hatte, nach Gefangennehmung des Vitigis den Gothenkrieg zu vollenden, aus dem freilich ebenfalls keineswegs abgeschlossenen Perserkrieg in Asien zurückzubefehlen und gegen diesen jungen Gothenkönig zu entsenden. Aber schlecht ausgerüstet von dem

geizigen Pandektenkaiser — seine trefflichen Leibwachen hatte er in Persien seinem Nachfolger lassen müssen — brachte Belisar zunächst nur 4000 Mann zusammen. Er ging nach Salona und versah, freilich nicht ohne eine Schlappe, das nahezu ausgehungerte Otranto mit Lebensmitteln; in Pola ward alsdann die Schwäche seiner Scharen durch listig verkleidete Späher Totila's ausgekundschaftet: wenig besorgt um Belisar, gewann T. nun Tivoli und sperrte so dem eingeschlossenen Rom die Zufuhr aus Tuscien auf dem Tiber ab. Vergebens versuchte Belisar zu Ravenna, Italier und Gothen zum Eintritt in sein Heer zu bewegen: nicht Ein Mann folgte seinem Ruf, ja, seine eigenen illyrischen Söldner liefen davon, in ihre von den Hunnen bedrohte Heimath, mit Recht dem Imperator sagen lassend, sie hätten während all ihrer Dienstzeit in Italien keinen Sold erhalten. Zwar gewannen die Byzantiner Bologna, aber bei dem Versuch, Osimo zu entsetzen, brachte ihnen T. einen empfindlichen Schlag bei. Er eroberte Fermum, Ascoli und Spoleto und wandte sich nun selbst gegen Rom (545/546): auch während dieser Belagerung schützte und ermunterte er die Bauern der Campania bei Bebauung ihrer Felder: sie sollten unter dem Kriege nicht leiden. Wie die gesammte Kriegsleitung Totila's viel mehr kluganstellige Findigkeit und rasche Beweglichkeit bekundet als die des tapferen, aber schwerfälligen Helden Vitigis, so zumal diese Belagerung Roms. Die Lust zu Ausfällen verleidete er den Byzantinern sofort, indem er ihnen gleich bei dem ersten aus einem klug angelegten Hinterhalt blutigste Verluste beibrachte. Da sich nun Niemand mehr, Lebensmittel zu erbeuten, aus den Thoren wagte, stiegen alsbald Mangel und Hunger über die alten Mauern Aurelian's. Die Zufuhr von der See her schnitt T. ab, indem er auf der Rhede von Neapel und bei den Inseln des Aeolos zahlreiche kleine Fahrzeuge kreuzen ließ, die alle für Rom bestimmten Frachtschiffe sammt der Bemannung aufbrachten: so eine gewaltige, von Papst Vigilius aus Sicilien gesendete Frachtflotte: bei diesem Anlaß ließ T. einem (allerdings sehr stark verlogenen) Bischof die Hände abhauen, wie er auch in anderen Fällen, sonst so mildgütig, Verrath blutig bestrafte: so bei der Einnahme von Tivoli (s. oben a. 544/45) an einem anderen katholischen Priester (auch verschmähte er neben erlaubten, oft geistreich ersonnenen Kriegslisten gelegentlich die Ermordung gefährlicher feindlicher Heerführer nicht). Nunmehr verfügte der König bereits über so zahlreiche Streitkräfte, daß er neben der Einschließung Roms auch die letzte noch unbezwungene Stadt der Aemilia, Piacenza, einschließen und durch Hunger zur Uebergabe zwingen lassen konnte. Belisar fürchtete mit Grund für Rom und den ganzen Ausgang des Krieges: er ging von Ravenna nach Epidamnus, den sehnlich erwarteten Verstärkungen näher zu sein: Rom zu entsetzen in offener Feldschlacht war er viel zu schwach: die wenigen endlich eingetroffenen herulischen Söldner warf er in die Hafenstadt Roms, Portus, wo sie aber bald bei einem Angriff auf das Lager Totila's vernichtet wurden. Die Besatzung Roms zählte 3000 Mann, was Prokop sehr viel findet: ein Beweis für die geringe Ausdehnung der Werke und die Schwäche der Bevölkerung überhaupt.

Einstweilen (546/547) stieg die Noth der Bewohner der Stadt furchtbar: der elende Befehlshaber Bessas, die Officiere und die Soldaten benutzten sie, ihre Vorräthe zu Hungerpreisen zu verkaufen: der Scheffel Getreide ward zu 7, ein vor den Thoren erbeutetes Rind zu 50 Goldsolidi (= 88 und 625 Mark) verkauft: das Aas gefallener Pferde galt als Leckerbissen, das Volk lebte von den Brennnesseln, die in üppiger Fülle um die Mauern und Denkmale der verödeten Stadt wucherten: nachdem die Römer kein Geld mehr besaßen, gaben sie ihre werthvollste andere Habe für die Tagesverpflegung der Soldaten hin. Erst nachdem auch Hunde und Mäuse verzehrt, Tod und Selbstmord sehr häufig geworden waren, ließen die Feldherrn die Bürger aus den Thoren: bis dahin hatten sie

den Opfern ihrer Erpressung den Abzug verwehrt. Endlich trafen in Epidamnus die ersehnten Verstärkungen ein: Belisar brachte nun Otranto Entsatz, sein Feldherr Johannes hatte einige Erfolge in Calabrien, Bruttien, Lucanien und gewann Brindisi und Canusium. Aber Belisar's Versuch, vom Hafen Portus aus den Tiber aufwärts Lebensmittel nach Rom zu führen, scheiterte vor allem an der Unthätigkeit des Bessas, der immer noch die Belagerung in die Länge ziehen wollte, durch Verkauf von Getreide zu höchsten Preisen seine Reichthümer zu mehren. Zuletzt verriethen vier isaurische Söldner das ihnen anvertraute asinarische Thor und ließen, als der Abend dunkelte, die Gothen ein: ohne Widerstand flohen Bessas und die Truppen fast sämmtlich aus der Stadt: nur wenige suchten Zuflucht in den Kirchen, wie die auf fünfhundert Köpfe zusammengeschmolzenen Bewohner der Weltstadt. Der erste Gang des Gothenkönigs, des Ketzers, bei Tagesanbruch galt der (katholischen) Peterskirche, wo er sein Dankgebet verrichtete: er befahl, Leben und Freiheit der Besiegten zu schonen: nur 26 Soldaten und 50 Bürger waren bei dem ersten Eindringen der Sieger erschlagen worden: seinen leeren Kriegsschatz füllte er mit den im Hause des Bessas vorgefundenen erpreßten Geldern und den seltensten Kostbarkeiten der Bürger, verstattete im übrigen — nach damaligem Kriegsrecht — Plünderung, schützte aber Rusticiana, des Symmachus Tochter, des Boëthius Wittwe (s. Theoderich der Große), die angeklagt war, die Bildsäulen Theoderich's in der Stadt haben niederwerfen zu lassen, vor der Rache der Gothen, die ihren Tod forderten und ebenso die weibliche Ehre aller Frauen, wofür er reichen Dank und hohen Ruhm erntete.

Mit weiser Mäßigung nutzte der Sieger seinen Erfolg: dem Volk und — in härteren Worten — dem Senat von Rom, die unter Vitigis (s. diesen) eidbrüchig auf Veranlassung des ebenfalls eidbrüchigen Papstes Silverius Belisar in ihre Stadt gerufen hatten, hielt er nur ihren Undank und Verrath vor, ohne sie zu strafen und an den Imperator schickte er — aus dem eroberten Rom — Friedensanträge: ein überraschender Schritt eines jungen siegreichen Barbarenkönigs, der sich doch nur aus der klaren Einsicht in die Ueberlegenheit des großen, alten Culturreiches dort im Osten über das Häuflein vereinzelter Germanen in Italien erklärt. Er forderte durch Gesandte Justinian auf, das Verhältniß der Freundschaft zu erneuen, wie es weiland zwischen Anastasius und Theoderich bestanden: dann wolle er ihm wie ein Sohn dem Vater Waffenhilfe wider alle Feinde leisten: mündlich ließ er mahnen, ihn nicht durch Verweigerung des Friedens zu zwingen, den Senat hinzurichten, Rom der Erde gleich zu machen und angreifend in das Herz des Ostreichs einzubrechen. Aber Justinian wies ihn ab, eine Schlappe der Gothen in Lucanien erbitterte T. und so soll er denn — berichtet wenigstens Prokop — wirklich einen Augenblick die Zerstörung Roms beschlossen haben und erst durch eindringliche Mahnungen Belisar's davon abgebracht worden sein. Aber „Rom zerstören" wäre lange, schwere Arbeit gewesen: wahrscheinlich hat er nie mehr gewollt als er nun ausführte: er legte, wie in anderen Städten, z. B. Spoleto, an verschiedenen Orten die Umwallung der Stadt nieder, da er sie weder ausreichend besetzen konnte noch Belisar Preis geben wollte und ließ einen Theil seines Heeres in der Nähe Roms (120 Stadien, 14 römische Meilen) westlich stehen, zu verhüten, daß Belisar von Portus aus die Stadt besetze, die nun fast völlig leer stand, da T. die Senatoren als Geiseln mit sich führte, das andere Volk aber nach Campanien ziehen ließ: man sieht, er wollte verhindern, daß die Byzantiner, durch die Bevölkerung herbeigerufen, sich abermals hinter jenen Mauern festsetzten, an denen unter König Vitigis alles gothische Heldenthum zerschellt war. Er brachte das Landvolk in Lucanien, das sich von einem großen Grundeigner der Provinz gegen die Gothen hatte aufreizen

lassen, wieder zu Ruhe durch die von ihm mitgeführten Vornehmen, die er nun hier wieder als Grundherrn anerkannte, besetzte darauf das Castell Acherontis an der Grenze von Lucanien und Calabrien, ließ die römischen Senatoren als Geiseln in Campanien unter Bewachung zurück und wandte sich gegen Ravenna, diese stärkste Festung Italiens wieder zu gewinnen. Kaum war er fort, als Belisar Rom besetzte, das er mit aller Macht zu behaupten beschloß: er stellte durch unablässige Arbeit seines ganzen Heeres in 25 Tagen die zerstörten Theile der Umwallung wieder — nothdürftig — her, rief die Bürger aus Campanien in die Stadt zurück und versah diese von der See her reichlich mit Lebensmitteln. T. mochte nun seinen (— ersten —) großen Feldherrnfehler, die Räumung Roms, schwer bereuen — seine Großen schalten ihn schwer, daß er die Stadt verschont habe —: eilig zog er heran, bevor auch die Thore wieder genügend hergestellt wären: allein der erste unordentliche Angriff ward in zwölfstündigem Kampf abgeschlagen, desgleichen der des folgenden Tages und so sahen sich die Gothen genöthigt, zum dritten Mal in diesem Krieg die ihnen so unheilvollen Mauern zu belagern, während Belisar zum dritten Mal die Schlüssel der ewigen Stadt seinem Imperator schicken konnte. T. zerstörte die Tiberbrücken, erneuerte und besetzte das von ihm früher zerstörte Castell von Tivoli, zog dann aber (547/548) ab, das schon hart bedrängte Perugia zu erobern. Von da machte er einen raschen Streifzug gegen Johannes (oben S. 479), der nach glücklichem Gefecht in Capua viele dort vergeiselt gehaltene Senatoren und zumal viele Frauen von solchen in anderen Städten Campaniens befreit hatte: allzuhastiger Ungestüm der Gothen ließ aus dem an sich gelungenen Ueberfall die Feinde mit geringem Verlust nach Otranto entkommen. Doch schlug nun T. byzantinische Verstärkungen sofort nach ihrer Landung bei Brindisi und trieb sie nach Tarent. Dorthin trachtete auch Belisar, von Portus absegelnd, auf Befehl des Imperators mit jenen Verstärkungen Calabrien zu erobern: er landete bei Kroton und schickte seine Reiter voraus, die Päffe am Eingang von Calabrien zu besetzen: als aber diese, durch einen kleinen Erfolg übermüthig und sorglos gemacht, in ihrem Lager von T. überfallen und fast aufgerieben wurden, schiffte sich Belisar eilig wieder ein und verließ sogar das Festland von Italien ganz. Er ging nach Sicilien und sandte von Messina seine Gattin Antonina nach Byzanz, bei ihrer Freundin, der allmächtigen Kaiserin Theodora, kräftigere Unterstützung durchzusetzen. Von Sicilien aus machte er (548/549) einen vergeblichen Versuch, das von T. belagerte Ruscia zu entsetzen: er segelte nach Otranto, dann nach Kroton, wagte aber gar nicht, angesichts des hier an der Küste von T. aufgestellten Heeres, zu landen, sondern segelte unverrichteter Dinge nach Byzanz zurück: „sehr unrühmlich", sagt Prokop sogar in seinem unter seinem Namen veröffentlichten „Gothenkrieg": „fünf Jahre war er dermaßen aus Italien ausgesperrt gewesen, daß er es gar nicht wagte, auf dem Festland aufzutreten, sondern all diese Zeit segelte er, verstohlen und flüchtig, immer von einem Küstencastell zum andern längs dem Gestade hin, so daß die Gothen Rom und alles Andere wieder gewannen und gerade während seiner Heimfahrt Perugia mit Sturm nahmen".

Antonina hatte zu Byzanz Theodora nicht mehr am Leben getroffen und nunmehr bei Justinian die von beiden Gatten heiß ersehnte Abberufung Belisar's aus dem ruhmlosen und — bei so ungenügender Unterstützung — aussichtlosen Gothenkrieg und Entsendung nach Asien durchgesetzt, wo es dringend galt, die Perser abzuwehren. Nach Belisar's Abfahrt ergab sich Ruscia: die Besatzung, die treulos einen früheren Uebergabevertrag gebrochen hatte, zitterte vor der Rache: aber T. strafte nur die Anstifter und stellte den Andern die Wahl, frei nach Kroton abzuziehen oder unter ihm zu dienen: solch edle Milde und Klugheit verfehlte ihre Wirkung nicht: alle bis auf 80 traten unter seine Fahnen.

Darauf entsandte T. einen ebenfalls nach der Gefangennehmung in sein Heer getretenen ehemaligen Leibwächter Belisar's, Ilauf (ein germanischer Name), als Befehlshaber einer Flotte nach Dalmatien, wo dieser Muicurum bei Salona und Laureata eroberte, hier die gegen ihn geschickten byzantinischen Kriegsschiffe schlug, sie alle und dazu eine Menge von Frachtschiffen wegnahm und seinem König zuführte, der sich nun anschickte (549/550), Rom zum zweiten Male zu belagern. Da er mit seinen Schiffen bald den Hafen Portus gewann, vermochte er die Eingeschlossenen wirksam zu bedrängen. Durch einen Scheinangriff lockte und lenkte er die Besatzung nach dem Tiber ab und drang gleichzeitig durch das Thor des Apostels Paulus in die Stadt, wieder mit Hülfe isaurischer Söldner, die, grollend wegen ihres nie erhaltenen Soldes, ihre reich bezahlten Landsleute in Totila's Dienst beneideten. Der größte Theil der aus Rom nach Centumcellae — dem letzten noch von den Byzantinern behaupteten Nachbarort — flüchtenden Besatzung fiel in einen hier von T. geschickt gelegten Hinterhalt und fand den Tod. Sechshundert Reiter, die sich in das Grabmal Hadrian's geflüchtet und hier tapfer vertheidigt hatten, ergaben sich am andern Tag: sie nahmen — mit Ausnahme der Führer (die T. mit Reisegeld in die Heimath entsandte) — Dienst bei dem König, obwohl er ihnen freien Abzug nach Byzanz anbot: desgleichen 400 andere Soldaten, die in den Kirchen Zuflucht gefunden hatten. Gewitzigt, beschloß der König wohlweislich, nun Rom nicht wieder zu räumen, sondern die Stadt nach Kräften zu heben und aller Welt als seinen Herrschersitz zu zeigen (nicht nur dem Frankenkönig [welchem? wohl Theudibert, † 548, der sich um die italischen Dinge bemühte, s. den Artikel], wie Prokop meint, der ihm im J. 546/7 die Hand der Tochter verweigert, weil er in der Preisgebung Roms ein Zeichen der Schwäche erblickt habe): er lud Gothen und Römer, zumal viele Senatoren, die er nun in Campanien frei gab, ein, sich in Rom niederzulassen, stellte die in den drei Belagerungen zerstörten Gebäude und Denkmäler wieder her und hielt wie ein römischer Imperator glänzende Circusspiele ab, sich so in gesicherter friedlicher Herrschaft über Rom und Italien darstellend. Aber nicht aufgeblasen durch diese Erfolge suchte er abermals in Byzanz Friede nach unter den früheren Vorschlägen: Justinian verweigerte den Gesandten den Zutritt und dem „Tyrannen“ d. h. dem Anmaßer jede Antwort: der sonst recht Wankelmüthige ward (wie früher schon von der frommen Dirne Theodora, die den Krieg gegen die Ketzer als gottgefällig Werk betrieb — und sie konnte allerdings Abspülung ihrer Sünden durch Ketzerblut und Entschuldigungen bei'm lieben Gott dringend brauchen!) im Ausharren bestärkt durch die Führer der beiden Stände, die am glühendsten die ketzerischen Barbaren in Italien haßten: durch Papst Vigilius, das Haupt der rechtgläubigen Geistlichkeit, und durch den Consular und princeps Cethegus (al. Gothigus), den Leiter des senatorischen Adels. So schroff abgewiesen, wollte T. den Frieden durch den Krieg d. h. den Angriff auf das Ostreich erzwingen: er beschloß, die gleich zu Anfang des Krieges verlorene Insel Sicilien zurück zu erobern und zum Stützpunkt jenes Angriffs zu machen. Er hatte eine gewaltige byzantinische Flotte auf ihrer Fahrt dorthin mit allen ihren Schiffen, Bemannungen und Vorräthen aufgebracht: mit dieser Flotte und 400 kleineren neu hergestellten Fahrzeugen landete er auf Sicilien, trieb die byzantinischen Besatzungen nach Messina zusammen und ließ sie dort einschließen, während er selbst die ganze Insel ohne Widerstand durchzog und unterwarf. Schon vorher hatte er das Castell von Tarent erobert und Ravenna belagern lassen, ein drittes Gothenheer nahm Rimini und schlug bei Ravenna byzantinische Kernschaaren, die das Picenum hatten zurückgewinnen sollen. Justinian traf jetzt eine ungemein geschickte Wahl in Bestellung des Oberfeldherrn für den Gothenkrieg: er übertrug ihn seinem sehr

tüchtigen Brudersſohn Germanus, der ſich mit Mataſwintha (ſ. dieſe), der Enkelin Theoderich's, vermählt hatte: (der Gatte Vitigis [ſ. den Artikel] war wohl in der Gefangenſchaft geſtorben oder vielleicht war die von ihm erzwungene Ehe für nichtig erklärt worden): und es iſt ergreifend, wahrzunehmen, wie tief die Liebe zu dem alten Herrſcherhaus der Amalungen, trotz der ſchlimmen Erfahrungen, die man an Amalaſwintha und Theodahad gemacht hatte, in dem Gothenvolk eingewurzelt war: ſehr viele Gothen in den Heeren Totila's ſchwankten, ob ſie gegen den Großeidam Theoderich's fechten dürften; des Prinzen plötzlicher Tod (an einer Krankheit) a. 550 zu Sardica in Illyricum, wo er bereits ſein Heer muſterte, befreite T. von einem gefährlichen Gegner. Der König kehrte nun aus dem völlig unterworfenen, durch vier Feſtungsbeſatzungen geſicherten Sicilien mit reichſter Beute nach Italien zurück, dem von Dalmatien her drohenden Angriff des verwaiſten Heeres des Germanus zu begegnen. Allein zunächſt ſcheiterten oder ruhten die Angriffe der Byzantiner: eine kaiſerliche Flotte ward vom Sturm nach dem Peloponnes zurückverſchlagen, die Landheere wurden durch Einfälle der Slaven feſtgehalten, die T. vielleicht hierzu bewogen hatte. Erſt im J. 551 ernannte Juſtinian den Nachfolger des Germanus, den ausgezeichneten, Beliſar mindeſtens gleichwerthigen Feldherrn, den Perſerbeſieger Narſes. Dieſer hervorragende Mann — erſt infolge von Krankheit und Heilverſuchen war er verſchnitten worden — machte zur Bedingung der Uebernahme des Oberbefehls über die bisher eiferſüchtig hadernden, aber alsbald durch ſeine Geiſtesüberlegenheit bezwungenen Feldherrn, genügende Ausrüſtung an Geld und Streitkräften — Beliſar war in ſeinem letzten Feldzug ganz unzureichend ausgeſtattet geweſen — und wirklich ſetzte er bei dem ſonſt ſo knauſerigen Juſtinian alle ſeine Forderungen durch. Zu Salona in Dalmatien betrieb er großartige Rüſtungen, das Heer des Germanus durch zahlreiche und erleſene Verſtärkungen vermehrend: denn nicht, wie Beliſar bei Eröffnung des Kampfes, von Süden nach Norden hin, umgekehrt von Norden nach Süden wollte er die Halbinſel erobern, ſo die Gothen von ihren natürlichen Rückzugslinien über die Alpen abdrängend und zuletzt an der Südſpitze des Landes ins Meer werfend. Nämlich nicht auf ihre Vertreibung, — auf ihre Vernichtung hatte es Narſes abgeſehn. Dieſer geniale Plan ſollte wirklich — trotz allem Heldenthum Totila's und Teja's — das Verderben über die Gothen heraufführen. Mit allerdrückender Uebermacht trat Narſes den durch furchtbare Verluſte in 16 Kriegsjahren zu einem kleinen Häuflein herabgeſchmolzenen Heerbann Totila's gegenüber: die reichen Geldmittel des Weltreichs wurden nun verwendet, neue Söldner zu werben, lauter ausgeſuchte Krieger, nicht nur Perſer und Hunnen, ganz beſonders Germanen: 5000 Langobarden unter ihrem Königsſohn Alboin, 3000 Heruler unter ihren Volksedeln, 400 Gepiden unter dem Edeling Asbad, von deſſen Speer T. die Todeswunde empfangen ſollte: abermals, wie ſchon ſo oft, ſollte altrömiſche Kriegskunſt germaniſches Heldenthum durch andere Germanen unter überlegener römiſcher Führung niederwerfen: aus den Beſatzungen von Byzanz, aus Thrakien und Illyricum zog Narſes alle Kernſchaaren an ſich und außerdem nahm der wegen ſeiner Freigebigkeit weithin geprieſene Mann nach der Sitte der damaligen Feldherrn — auch Beliſar's — aus ſeinen Privatmitteln zahlreiche erleſene Führer und Soldaten aus allen Völkern in ſeinen Dienſt als Leibwächter.

T. ſuchte dieſe furchtbar aufſteigende Gefahr abzuwenden durch einen zuvorkommenden Angriff auf das Herz des Oſtreichs ſelbſt, um ſo Juſtinian zur Rückberufung des Heeres aus Dalmatien, zum Schutze von Byzanz, einzuſchüchtern. Er ſchickte (551/552) eine Flotte von 300 Kriegsſchiffen in die Gewäſſer von Kerkyra, die dortigen Inſeln und das Feſtland von Epirus anzugreifen: die Flotte eroberte und verheerte Kerkyra und die nahen ſybotiſchen

Inseln, schiffte dann Mannschaften auf dem Festlande von Epirus aus, die bis Dodona streiften, Nikopolis und Anchisus überfielen und auf der Rückfahrt die ganze Küste entlang viele Kauffahrer, auch für Narses bestimmte Vorrathsschiffe, aufbrachten.

Aber gleichzeitig traf die Gothen ein schwerer Schlag: ihre andre Flotte — von 47 Segeln —, die den Hafen von Ancona sperrte, während ein Heer die Stadt von der Landseite her bedrängte, ward von 30 byzantinischen Schiffen, die Narses aus Salona zum Entsatz schickte, infolge höchst ungeschickten Angriffs der Gothen, bei Sinigaglia völlig vernichtet unter schwersten Verlusten an Mannschaft: das Landheer floh aus seinem Lager nach Rimini: der Streich entmuthigte die Gothen, denn viele der besten ihrer Helden hatten hier den Tod gefunden. Zugleich mußten sich ihre Besatzungen auf Sicilien, ausgehungert, ergeben. Wieder suchte T. den Frieden: er ließ zu Byzanz vorstellen, wie einen sehr großen Theil Italiens: die Seealpen, viele Städte Liguriens, Venetien, die Franken besetzt hätten, das übrige sei durch den 17jährigen Krieg verwüstet: gleichwohl wollten die Gothen „für diese Wüste" Jahresschatzung zahlen, die allein noch unversehrten Länder — Sicilien und Dalmatien — räumen, in allen Kriegen dem Imperator Waffenhülfe leisten und seine Oberhoheit anerkennen. Aber Justinian wies alle Gesandten und alle Vorschläge ab: „denn er haßte den Namen der Gothen und sann darauf, sie auszutreiben aus dem Reiche": wieder, wie schon unter Vitigis (s. diesen) wollte er die Franken auf sie hetzen. Da beschloß T. abermals, die Byzantiner anderwärts zu beschäftigen: Narses zuvorkommend, in Dalmatien selbst anzugreifen, dazu fehlten — nach dem Unheil von Sinigaglia — wohl die Streitkräfte zur See, zumal (außer in Salona) in Ravenna und Ancona byzantinische Flotten ankerten. So ließ T. Corsica und Sardinien besetzen und völlig unter gothische Steuerverwaltung nehmen: kaiserliche Schiffe aus Afrika, die letzteres Eiland wieder erobern wollten, wurden durch Ausfall der gothischen Besatzung aus der Hauptstadt Caralis schwer geschlagen und zur Heimkehr gezwungen.

Allein diese kleinen Nebenerfolge vermochten nicht, die drohende Hauptentscheidung in Italien abzuwenden: bevor T. den (wahrscheinlich) geplanten abermaligen Angriff auf das Ostreich ins Werk setzen konnte, brach — nach sorgfältigst vollendeten Rüstungen — Narses von Salona auf und zog durch Liburnien und Istrien nördlich um den jonischen Meerbusen nach Venetien. Hier verweigerten ihm die fränkischen Grafen des Königs Theudebald (s. A. D. B. XXXVII, 727) den gemäß der Freundschaft zwischen beiden Reichen geforderten Durchzug unter dem Vorwand, die Langobarden in seinem Heere seien der Franken schlimmste Feinde (während doch erst 17 Jahre später [569] beide Völker sich bekämpften!), in Wahrheit, weil die Franken wenigstens Norditalien für sich selbst anstrebten und durchaus nicht Byzanz nach Vernichtung der Gothenmacht in Italien alleinherrschend werden lassen wollten. Nun gerieth Narses in arge Verlegenheit: denn einstweilen hatten die Führer der Gothen — unter Totila's Oberleitung — sehr umsichtige Vorkehrungen getroffen: T. hatte Teja, den größten Helden seines Volks, den späteren König (s. A. D. B. XXXVII, 535), mit trefflichen Tausendschaften nach Verona entsendet, die Straßen nach dem Süden zu sperren: Teja, ein des großen Feldherrn Narses nicht unwürdiger Gegner, löste diese Aufgabe meisterhaft: er machte die Uebergänge über den Po durch Vertiefung der Furten, dann durch Gräben und Verhacke unüberschreitbar: auf dem Südufer des Flusses erwartete er den Uebergangsversuch des Feindes, zur Schlacht bereit. Aber Narses fand diese Aufstellung unangreifbar und stand nun rathlos: denn das ganze Heer auf einmal über den jonischen Meerbusen zu setzen, — dazu gebrach es ihm an Schiffen und vereinzelte Landungsversuche mochten die Gothen leicht abwehren: die einzige gangbare Straße im Binnen-

land — an Verona vorbei — war gesperrt: und der Weg an der Ostküste entlang schien nicht zu verwerthen, da ihn zahlreiche und breite Flüsse in ihrem Unterlauf — vor der Mündung in das Meer — durchschnitten. Endlich erbot sich ein landeskundiger Heerführer, das Heer gleichwohl dieses Weges zu leiten: jene Flüsse sollten auf mitgefahrenen Schiffen und Nachen überschritten werden. So gelangte Narses, Verona nördlich umgehend, an der Ostküste hinziehend, nach Ravenna, von da, nach neuntägiger Rast, gegen Rimini: auch auf dieser kurzen Strecke mußten kleinere und größere Flüsse (der Utens, Bedese, Sapis, Rubico) überschritten werden, der Ariminus bei Rimini erst, nachdem der kühne Vertheidiger der Veste, Usdrila, gefallen war: aber auch jetzt noch mußte Narses längs der Küste hinziehen, da die bequeme flaminische Heerstraße durch die Veste Petra Pertusa völlig abgesperrt war.

T. hatte zunächst bei Rom das Eintreffen von Teja's Heer abwarten wollen, dessen Stellung ja nun umgangen war: jedoch auf die Nachricht, daß Narses bereits über Rimini hinaus vordringe, eilte er ihm durch Tuscien entgegen und nahm Stellung am Fuße des Apennins bei dem Städtlein Taginas (heute Gualdo Tadino). Alsbald erschienen die Byzantiner auf den Höhen und lagerten etwa 100 Stadien (12 500 Schritt) weiter bergaufwärts bei der „Brandstätte der Gallier" d. h. einem Ort, an dem der Sage nach weiland Camillus die Gallier geschlagen und ihre Todten verbrannt haben sollte. Narses forderte den König auf, die Waffen zu strecken und sich zu unterwerfen, da er ja doch mit seinem zusammengerafften Häuflein der erdrückenden Uebermacht des Weltreichs nicht widerstehen könne, anderfalls möge er den Tag der Schlacht bestimmen. Zornig verwarf T. den Antrag und bestimmte für den Kampf den 9. Tag. Dieser ganze Bericht Prokop's enthält aber viel Unwahrscheinliches: T. zeigt zwar jedesfalles bei diesem seinem letzten Waffengang durchaus nicht die früher bewährte Feldherrnschaft: er mußte — zumal bei der Uebermacht des Narses — das Herankommen von Teja's Heer abwarten: alsdann konnten die Byzantiner zugleich im Rücken von Teja und in der Stirnseite vom König angegriffen werden: und vielleicht bezweckte das jene Frist von 9 Tagen. Aber ebendeshalb ist unbegreiflich, daß Narses sich so lange habe hinhalten lassen wollen, statt sofort den schwachen Feind zu erdrücken. Hatte T. jenen Plan gefaßt, so hat er ihn doch sofort wieder fallen lassen, vielleicht in der Hoffnung, nun durch Ueberraschung zu siegen: denn schon am folgenden Tag erschien er, dem Gerücht seiner Annäherung vorausfliegend, mit seinem Heer zwei Bogenschüsse unterhalb des feindlichen Lagers. Aber der vorsichtige Narses hatte sich wohlweislich schon für diesen Tag zur Schlacht bereit gemacht und bereits in der Nacht eine das hügelige Gelände und das Flüßlein Clasius beherrschende Steilhöhe durch eine erlesene Schaar besetzt (ganz ähnliches wird übrigens von Aëtius vor der Hunnenschlacht von 451 erzählt), die nun vier Angriffe der gothischen Reiterei abschlug: der Besitz jenes Hügels sicherte die Byzantiner vor einem nur an dieser Stelle ausführbaren Flankenangriff. Am folgenden Tag stellten beide Feldherren ihre Heere in Schlachtordnung, mit sehr tiefen Gliedern. Narses lehnte seinen linken (östlichen) Flügel an jenen Hügel: er selbst befehligte hier den Kern seiner Truppen, darunter die Leibwächter und die Hunnen; in die Mitte stellte er die Langobarden, Heruler und andere Barbaren, ihre Reiter ließ er vorläufig absitzen, damit sie nicht so leicht — aus Verrath oder Furcht — die Flucht ergreifen könnten, den rechten (westlichen) Flügel überließ er seinen Unterfeldherrn. Die gewaltige Stärke seines Heeres erhellt schon daraus, daß er allein aus der den Gothen von jeher so verderblichen Truppe der leichten Bogenschützen je 4000 Mann auf jeden Flügel häufen konnte. 1000 Reiter schickte er dem gothischen Fußvolk in die (linke?) Flanke, 1500 hielt er hinter

seinem linken Flügel zurück, mit dem Auftrag, eine irgendwo weichende Abtheilung aufzunehmen und dem Verfolger sich entgegen zu werfen. Er zeigte seinen goldgierigen Landsknechten aus allen Völkern auf hohen Speeren Armringe, Halsketten, Zaumzeug, glitzernd von Gold und andren Schmuck, danach der Söldner Herz begehrte: nie hat es Heere gegeben, die weniger national waren, als diese byzantinischen. T. sprengte durch seine dünnen Reihen und mahnte mit dem nur allzuwahren Wort, dieser Tag werde das Schicksal des Gothenvolks entscheiden.

Da er aber das Eintreffen von 2000 Reitern (aus dem Heere des Teja? wahrscheinlicher vom Süden her: denn Teja stand an diesem Tage noch, wie es scheinen will, jenseit des Po in Pavia!) abwarten wollte, bevor die Schlacht beginne, suchte er Zeit zu gewinnen durch ein glänzend Waffenspiel, das sollte zugleich den Feinden zeigen, welch ein Mann er sei. In goldleuchtender Rüstung, auf herrlichem Roß, ritt er zwischen beiden Heeren in echt königlichem Schmuck, von Lanze und Wurfspeer flatterten ihm Purpurwimpel; so tummelte er das Pferd, nach allen Seiten kunstvoll verschlungene Kreise reitend: dabei warf er die Lanze hoch in die Luft, fing in schnellstem Ritt die zitternde in der Mitte, abwechselnd mit jeder Hand, und zeigte durch noch andre Reit- und Waffenkünste mehr seine wunderbare Gewandtheit und Geübtheit. Nachdem er in solchem Spiel den ganzen Morgen verbracht — man sieht, trotz seiner Uebermacht steigt der Byzantiner nicht zum Angriff in das Thal hinab, vorsichtig die Vortheile seiner klug gewählten Stellung wahrend — forderte er, immer noch, um Zeit zu gewinnen, eine Unterredung, die aber nun Narses ablehnte. Endlich waren gegen Mittag jene erwarteten Reiter eingetroffen: T. nahm jetzt sein ganzes Heer in das Lager zurück, ließ abkochen und die Truppen speisen. Dann führte er sie plötzlich zum Angriff heraus, auf Ueberraschung hoffend. Aber Narses hatte die Absicht durchschaut, sein Heer, unter den Waffen stehend nur einen Imbiß nehmen lassen, in Reih und Glied und stets den Feind und dessen etwaiges Anrücken im Auge. Dabei hatte er jedoch nun die gefürchteten Bogenschützen von beiden Flügeln her gegen sein Mitteltreffen hingezogen, so von beiden Seiten her das Ansprengen der gothischen Reiterei gegen diese seine Mittelfront zu bestreichen. (Prokop's Bericht, T. habe seinen Leuten befohlen, weder der Pfeile noch des Schwertes, nur der Lanze in dieser Schlacht sich zu bedienen, ist zweifelig, da er das gleiche von der Vandalenschlacht Gelimer's (s. d.) erzählt.) Die von Anfang unglücklich, wohl allzu jugendlich gedachte, hastig herbeigeführte und unglücklich eingeleitete letzte Schlacht Totila's — er hätte um jeden Preis Teja und dessen Heer abwarten, bis dahin die Entscheidung hinauszögern müssen — war gleich mit dem Beginn verloren. Seine Reiter erlitten, lange bevor sie zum Einhauen kamen, durch das Kreuzgeschwirr der Pfeile von beiden Seiten her solche Verluste an Leuten und Pferden, daß sie beim Zusammenstoß mit dem feindlichen Fußvolk blutig abgewiesen und in solcher Auflösung zurückgeworfen wurden, daß sie auf der Flucht ihr eignes Fußvolk niederritten und in völliger Verwirrung mit sich fort rissen: die Fliehenden wurden im Gedräng unter einander selbst handgemein und ohne Erbarmen schlachteten die Verfolger die widerstandlos von blindem Schrecken Fortgerissenen bis zum Einbrechen der dunkeln Nacht. 6000 Gothen und zu ihnen früher übergetretene Byzantiner fielen, aber Narses ließ auch alle Gefangenen ermorden. Auch T. fand, im Finstern, von nur noch fünf Begleitern umgeben, auf dieser Flucht den Tod: der Gepide Asbad (s. oben S. 482) holte ihn ein und durchbohrte ihm, ohne ihn zu erkennen, mit dem Speere die Schulter: Skipuar, ein in diesem Kriege viel genannter Gothenheld, verwundete den Gepiden und

ward selbst verwundet: ein Knabe des Gefolges und drei andre Gothen retteten ihren Herrn aus dem Getümmel und brachten ihn noch 84 Stadien (10 500 Schritt) bis nach Caprae (heute Caprara): dort pflegten sie seine Wunde, mußten aber bald seine Leiche begraben: sein mit Edelsteinen geschmückter Helm und sein blutig Gewand trafen im August als Siegeszeichen zu Byzanz ein: also fällt die Schlacht wohl in den Juli. Die Byzantiner wußten nichts von seinem Tode, bis ein Weib ihnen den Grabhügel wies: ungläubig öffneten sie, erkannten den König, bestatteten ihn wieder und meldeten es Narses. (Nach einer andern, minder glaubhaften, weil jenen genauen Angaben widersprechenden Nachricht soll T. nicht in königlichen Waffen, in gewöhnlicher Rüstung gleich zu Beginn der Schlacht durch einen Pfeil schwer verwundet und hierdurch das Heer in Furcht und Flucht geschreckt worden sein.) Die aus der Schlacht geretteten Gothen flohen nicht nach Rom, sondern nach Norden über den Po nach Pavia zu Teja, der nun zum — letzten — König der Ostgothen gewählt ward (s. A. D. B. XXXVII, 535).

Von den Regierungshandlungen Totila's im Inneren wissen wir nur das Wenige oben Eingeflochtene. Jedoch geben seine Münzungen anziehende Gradmesser ab für seine steigenden Erfolge und die wachsende — aufgezwungene — Feindseligkeit gegen Byzanz, dem er (wie übrigens alle nicht amalischen Nachfolger Theoderich's) nur als Anmaßer, „tyrannus", galt.

Goldmünzen durften die Barbarenkönige blos mit Namen und Bild des Imperators prägen: daher tragen die in Rom, Ravenna, Mailand, Arles geprägten Goldmünzen Namen und Bild von Anastasius und Justinus: doch fügte Theoderich sein Monogramm bei. Von T. sind erhalten Silbermünzen mit dem Bild und Namen des längst verstorbenen Anastasius — weil aus dem Vertrage Theoderich's mit diesem die Gothen ihr nun mit brutalem Unrecht von Justinian bestrittenes Besitzrecht an Italien ableiteten —, dann mit Bild und Namen Justinian's, Silber- und Kupfermünzen ohne Kaiserbild und Namen, ja eine Silbermünze Totila's zeigt, statt des Brustbilds Justinian's, des Königs eigenen mit dem kaiserlichen Stirnband geschmückten Kopf und seinen Namen: Kupfermünzen tragen sein Brustbild von vorn (ganz wie die imperatorischen, nicht, wie die Theodahad's, im Profil), mit einer geschlossenen Königskrone statt des Diadems: diese den Imperator ausschließenden Prägungen gehören offenbar der Zeit von Totila's stolzesten Erfolgen und der völligen Zurückweisung seiner Friedensanträge an. Teja münzte wieder Silber mit Anastasius' Bild und Namen.

Mit der katholischen Kirche stand der Ketzer T. gut: nach der Einnahme Roms (549) ließ ihn Papst Vigilius (a. 537 — a. 555) zu Byzanz, das Geschöpf und Werkzeug Theodora's, warnen vor der Einmischung in das Leben der ihm fremden Kirche, er verehrte hoch den (späteren) Papst Pelagius I. (555—560): wir sahen T. nach der Einnahme Roms sofort zum Gebet in die Peterskirche eilen. Sein Besuch bei St. Benedict von Nursia, dem großen Gründer des Benedictinerordens, ist vielleicht nicht erfunden, jedesfalles aber die ganze Ueberlieferung legendenhaft ausgeschmückt: T. wurde in der Kirchengeschichte zum Urbild eines grausamen, geistreichen, aber selbstverständlich immer widerlegten Zweiflers; daß er den Bischof von Populonia wegen (übrigens unbestrittenen) Kriegsverraths den Bären vorgeworfen habe, ist wenig wahrscheinlich: glaubhafter schon, daß er die rothe Nase des Bischofs von Narina „höchst gottlos" aus der „Gewohnheit ständigen Trinkens" erklärt habe. St. Benedict weissagt ihm, er werde Rom gewinnen, die See überschreiten, 9 Jahre herrschen, im zehnten sterben — was offenbar erst im J. 553 „geweissagt" ist.

Quellen und Litteratur: s. unter „Teja" XXXVII, 535, die Münzen, Urgeschichte I. Berlin 1881. S. 300, die Kirchenlegenden, Könige III. 1866. S. 246, über das Schlachtfeld von Taginas die Karte bei Hodgkin, V. London 1885. p. 710. Dahn.

Tourtual: Kaspar Theobald T., tüchtiger Anatom, als Sohn des Arztes Karl Florens T. am 1. September 1802 in Münster geboren, studirte in seiner Vaterstadt, sowie seit 1820 in Göttingen und Berlin Medicin. Am letztgenannten Orte wurde er 1823 mit seiner Schrift „De mentis circa visum efficacia" Doctor, machte dann eine wissenschaftliche Reise nach Paris und Süddeutschland und erhielt 1825 eine Stelle als Repetitor der Anatomie und Physiologie bei der medicinisch-chirurgischen Lehranstalt seiner Vaterstadt, wo er auch die chirurgische Klinik abhielt und über Chirurgie las. 1830 wurde er zum Lehrer der Anatomie, 1831 auch der operativen Chirurgie und zum Director der chirurgischen Klinik, sowie des anatomischen Museums ernannt. Nebenher bekleidete er seit 1830 nach und nach die Aemter eines Hülfsarbeiters, Medicinalassessors (seit 1833) und Medicinalraths (seit 1838) beim Provinzial-Medicinalcollegium in Münster. Von 1832—49 war T. Arzt an der Strafanstalt und dem Inquisitoriat daselbst. Nachdem 1849 die medicinische Lehranstalt in Münster aufgehoben worden war, widmete er sich ausschließlich seinen Aemtern in der Verwaltung (mit dem Titel eines Regierungs- und Medicinalraths) und führte auch die Aufsicht über das anatomische Theater. T., der am 15. Mai 1865 starb, war ein tüchtiger Forscher auf den Gebieten der Anatomie und Physiologie. Ein bis zum Jahre 1844 reichendes Verzeichniß seiner litterarischen Leistungen findet sich in Callisen's medicinischem Schriftstellerlexikon (XIX, 333 u. XXXIII, 54). Hierzu kämen noch „Neue Untersuchungen über den Bau des menschlichen Schlund- und Kehlkopfs mit vergleichend-anatomischen Bemerkungen" (Leipzig 1846), „Der Pflugschaarknorpel, seine Ernährungsgefäße und seine Rückbildung" (Med. Correspondenzblatt rhein. u. westfälischer Aerzte 1845) und verschiedene andere Publicationen in Casper's Vierteljahrsschrift und Müller's Archiv, welche die unten citirte Quelle mittheilt. Bemerkenswerth ist T. noch als Autor einer neuen Athemprobe, über die er in einem Aufsatz in Henke's Zeitschrift für gerichtliche Medicin: „Begründung einer aërostatischen Athemprobe" referirt.

Biogr. Lexikon ꝛc. V, 707. Pagel.

Toze: Eobald T., verdienstvoller Historiker und Lehrer der Staatswissenschaften, ist 1715 zu Konitz in Westpreußen (nicht zu Stolp i. P., wie gewöhnlich angegeben wird) als Sohn eines in polnischen Diensten stehenden Officiers geboren. Von seiner Jugendzeit ist nichts näheres bekannt, da er selbst darüber Stillschweigen beobachtete. Zu Anfang der vierziger Jahre war er Hauslehrer bei dem Landrath und Präsidenten v. Stackelberg auf Kaltenbrunn in Esthland und begleitete dessen Söhne auf die Universität Göttingen. Hier erwarb er den Magistergrad und wurde 1747 Universitätssecretär, mit welchem Amte damals zugleich eine außerordentliche Professur verbunden war. Durch eine Reihe von Uebersetzungen aus dem Englischen und Holländischen, wie durch eigene historische Untersuchungen machte er sich rühmlich bekannt, wurde Mitglied des königl. historischen Instituts und Ende 1761 als ordentlicher Professor der Geschichte an die neubegründete Universität Bützow berufen, zu deren Zierden und Stützen er bis zu seinem mit der Aufhebung der Hochschule zeitlich zusammenfallenden Tode, 27. März 1789, zählte. Waren auch die Verhältnisse — in seinem Rectorat von Michaelis 1765 bis Ostern 1766 wurden nur 9 Studirende immatriculirt — der Entfaltung einer weitreichenden Lehrthätigkeit nicht sehr günstig, so gewährten sie ihm andererseits wieder Muße zu umfänglichen, seiner Zeit hochgeschätzten wissenschaftlichen Arbeiten auf histo-

rischem und staatswissenschaftlichem Gebiete; sein Hauptwerk „Der gegenwärtige Zustand von Europa“ (Bützow 1767) und dessen Neubearbeitung „Einleitung zur allgemeinen und besonderen europäischen Staatskunde“ (Bützow 1779, 4. Aufl. 1790) wurde ins Englische, Holländische und Dänische übertragen. Im J. 1772 trat er, zum Hofrath ernannt, in die juristische Facultät ein und wurde 1774 zum Wirklichen Justizrath befördert. Persönlich wird ihm neben einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit und gründlichen Kenntniß fremder Sprachen außerordentliche Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit nachgerühmt. Sein litterarischer Nachlaß ging auf seinen Schüler K. F. Voigt, später Professor der Rechte in Greifswald, über.

Gadebusch, Livländische Bibliothek Th. 3, S. 248—250. — Eschenbach, Annalen der Rostockschen Akademie II, 356. — Meusel, Lexikon XIV, 105 bis 107 (mit Schriftenverzeichniß). — Jahrbücher des Vereins für mecklenburgische Geschichte, 50. Jahrg. (1885), S. 70/71. Ad. Hofmeister.

Trach: Jakob T. (Drach, latinisirt Dracontius), ein Prämonstratensermönch mit humanistischer Bildung, der am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts lebte. — Derselbe dürfte ungefähr 1480 geboren sein, da er den 31. Juli 1493 als Jacobus Trach de Oberkirch professus ord. Premonstratensis zu Heidelberg immatriculirt wurde. Den 3. Juli 1495 bestand er ebendaselbst das Baccalaureatsexamen und zwar via moderna. Den 13. April 1496 wurde er Magister der freien Künste. Er war vermuthlich Mönch in dem Prämonstratenser-Kloster Allerheiligen bei Oberkirch im Renchthal. In Heidelberg fand er Zutritt in dem Kreise hochbedeutender Männer mit humanistischer Bildung, welcher sich am Ende des 15. Jahrhunderts um Johann v. Dalberg, genannt Camerarius, Bischof von Worms, sammelte, und dem auch Johannes Reuchlin, Konrad Celtis, Adam Werner von Themar und viele andere angehörten. Dem Bischof war er bald so lieb wie ein Sohn, und wiederholt hat T. seinen Gönner in lateinischen Gedichten gefeiert. Mit Konrad Celtis blieb er noch in brieflicher Verbindung auch nach dessen Weggang aus Heidelberg. — Zu den Scaenica Progymnasmata Reuchlin's schrieb er eine Panegyris in lateinischen Distichen, worin er diesen der deutschen Jugend als den „einzigen und ersten Urheber der Komödie bei den Deutschen“ darstellt.

Vgl. dieselbe jetzt bei H. Holstein, J. Reuchlins Komödien. (Halle a. S. 1888) S. 32. Von seinen Freunden wird seine vielseitige Gelehrsamkeit wie sein Lehrtalent gepriesen. Auch hat er einen Globus verfertigt, auf dem er „Gestirne, Winde, Meere und alles, was dazu gehört“, anbrachte. Wo er sein Leben beschloß, ist einstweilen nicht bekannt, da eine darauf bezügliche Angabe in Butzbach's Auctarium (handschriftlich in Bonn) Bedenken erregt.

G. Töpke, Matrikel der Heidelberger Universität I, 407. II, 425. — K. Hartfelder, Der Humanismus und die Heidelberger Klöster (Festschrift d. hist.-philos. Vereins zu Heidelberg. Leipzig 1886), woselbst Briefe des Dracontius aus dem Briefcodex des Celtis mitgetheilt werden. — K. Morneweg, Johann v. Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof (Heidelberg 1887) im Register unter Dracontius. Hartfelder.

Trache: Johannes T. oder Trach wird gewöhnlich Johannes Draconites genannt und ist unter diesem Namen schon A. D. B. V, 371 erwähnt. Er wird auch nach seinem Geburtsort Carlstadt im Würzburgischen Johannes Carlstadt genannt; so nennt ihn u. a. Luther in seinem Trostschreiben an die Christen zu Miltenberg vom Februar 1524, und T. nennt sich selbst so in den Schriften, die er nach seiner Verjagung aus Miltenberg an und für seine dortige Gemeinde schrieb. — „Ein geistlich Lied wider den alten Feind“ von T. hat Wackernagel in seinem großen Werke mitgetheilt.

de Wette, Luthers Briefe II, 476. — Enders, Luthers Briefwechsel IV, 298. — Weller, Repertorium, Nr. 2831 bis 2833. — Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III, 1268. — Herzog, Theolog. Realencyklopädie, 2. Aufl., III, 688 ff. l. u.

Träger: Konrad T., Tregarius, Treer, geb. zu Freiburg in der Schweiz, † zu Baden in der Schweiz am 25. Nov. 1542. Er hatte zu Paris studirt (1509—1512), war in den Augustinerorden zu Freiburg eingetreten, lehrte daselbst seit 1514 Bibel und Sententiae, ging 1515 mit dem Prior von Constanz in Ordensangelegenheiten zum General nach Rom, wurde auf dem Ordenscapitel zu Speier im J. 1518 zum Provinzial und regens studii in Straßburg ernannt. Hier neigte er anfänglich der Reformation zu, was die Anstellung eines Predigers, welcher die Bibel im Geiste der Reformatoren lehrte, und die vom Bruder Gallus Wagner am 5. Mai 1521 unter seinem Vorsitze vertheidigte Disputation über Thesen beweist, welche die Ansichten Luther's über die Gnade vertreten. Infolge einer Reise nach Rom änderte sich sein Verhalten, der Prediger wurde nach Freiburg gesandt, er richtete an seine Ordensbrüder in Constanz ein scharfes Schreiben gegen die Reformatoren (1523), forderte die Verhaftung des Augustiners Johann Mantel, Predigers in Stuttgart, und schritt energisch gegen die Luther zugethanen Mönche ein. Im J. 1524 veröffentlichte er „Paradoxa centum de ecclesia conciliorumque auctoritate“ (gedr. Straßburg per Joh. Grüninger in die S. Georgii 1524, 4), welche er an einem sicheren Orte sich zu vertheidigen erbot. Die Versuche, ihn zur Vertheidigung in Straßburg zu bewegen, vereitelte er, sich auf die nöthige Zustimmung des Bischofs berufend, und begab sich in die Schweiz. Dies veranlaßte Capito zur Abfassung der „Verwarnung der Diener des Worts zu Straßburg an die Brüder gemeiner Eidgenossenschaft“, auf welche T. antwortete mit „Verwarnung an gemeyne Eidgenossenschaft vor der Böhemschen Ketzerei und antwurt uff ein lügenhafft gotteslesterig Buch ... der Diener des worts.“ Da T. bei der nunmehr stattfindenden Disputation nicht stand hielt, wurde er in einem Auflaufe von der Masse mit anderen gefangen und der Stadtobrigkeit übergeben. Von dieser wurde er, nachdem er am 12. October Urphede geschworen, in Freiheit gesetzt; er verließ Straßburg, um nie wieder zu kehren, und ging nach Freiburg. T. veröffentlichte noch mehrere Schriften, welche theilweise ebenfalls controversistische Punkte behandeln, stand im Vordergrunde der antireformatorischen Bewegung in der Schweiz, nahm theil an den Religionsgesprächen zu Baden im Aargau im Mai 1526 und Bern (geschlossen am 26. Jan. 1528) und trug bei zur Abwehr der Reformation in den alten Kantonen der Schweiz. Die Schriften Träger's sind ohne wissenschaftlichen Werth.

Ossinger, Bibl. p. 901 sequ., der ihn über Gebühr lobt. — Röhrich, Geschichte der Reformation im Elsaß I, 131, 217 ff. — Riffel, Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit III, 238 (nennt ihn Treyer).

v. Schulte.

Tralles: Balthasar Ludwig T., schlesischer Arzt und Gelehrter, wurde am 1. März 1708 zu Breslau als Sohn eines Kaufmanns geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu St. Elisabeth, wo ein Oheim und ein Großvater zu den ersten Lehrern das Knaben zählten. Schon auf der Schule zeigte er besonderes Interesse für die lateinische Sprache und die deutsche Litteratur, eine Neigung, die später dem Manne bis ins Greisenalter eigenthümlich geblieben ist. T. war ursprünglich für den väterlichen Beruf bestimmt; aber die Einwirkung eines nahen Verwandten, der als angesehener Arzt in Breslau lebte, und die eigene Vorliebe für gelehrte Studien ließen ihn den Wissenschaften treu bleiben. So bezog er nach Beendigung seiner Gymnasial-

studien, mit einem Breslauer Rathsstipendium ausgestattet, im J. 1727 die Universität Leipzig. Seinen anfänglichen Plan, Theologie zu studiren, gab er bei den trüben Aussichten, die sich infolge großer Ueberfüllung des Faches damals den Candidaten boten, bald zu Gunsten der Medicin auf. Nach dreijährigen gründlichen, auch auf die Nachbargebiete der Medicin ausgedehnten Studien in Leipzig führte der Wunsch, den damals in hohem Ansehen stehenden Friedrich Hoffmann (A. D. B. XII, 584) zu hören, T., dem es seine Mittel nicht gestatteten, seine Studien unter dem berühmten Boerhaave in Leiden fortzusetzen, nach Halle, wo er im J. 1731 auf Grund seiner Schrift „De vita animali theoretice et practice considerata" zum Doctor promovirt wurde. Gleichzeitig verließ T. Halle, wo er in seinem Lehrer Hoffmann einen väterlichen Freund gefunden hatte, und kehrte nach Breslau zurück, um hier die ärztliche Praxis auszuüben. Bei der großen Zahl von Aerzten aber die hier bereits wirkten, hatte er im Anfange mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Plan des wohlmeinenden Hoffmann, dem jungen T., der ihm in beweglichen Worten seine Noth geklagt hatte, in Halle ein lohnenderes Arbeitsfeld zu schaffen, scheiterte an der Mittellosigkeit seines Schützlings. Die Verhältnisse desselben besserten sich indessen bald, als er 1734 auf die Empfehlung von Hellwig's den Auftrag erhielt, den kranken Feldmarschall Grafen von Wackerbart nach Dresden zu begleiten. Hier hätte er unter günstigen Bedingungen eine Stelle als Hofmedicus erhalten können, wenn nicht sein confessioneller Standpunkt Schwierigkeiten gemacht hätte. Jedenfalls aber steigerte die Reise seinen ärztlichen Credit; er fand von nun an eine sich stetig erweiternde Praxis und war damit vor drückenden Sorgen für immer geschützt. Schon in den ersten Jahren seines praktischen Wirkens begann T. auch schriftstellerisch thätig zu sein. 1734 veröffentlichte er eine „Exercitatio physico-medica de virtute camphorae refrigerante incendiis corporis humani restringendis aptissima"; im folgenden Jahre schrieb er eine „Commentatio de vena jugulari frequentius secanda". 1736 folgte ein „Entwurf einer vernünftigen Vorsorge redlicher Mütter für das Leben und die Gesundheit ihrer ungeborenen Kinder", und als T. in demselben Jahre seine Frau, welche an den Blattern erkrankt war, durch einen Aderlaß glücklich geheilt hatte, legte er seine Erfahrungen in einer wiederholt aufgelegten Schrift nieder, welche den Titel führte: „Das Aderlassen als ein oft unentbehrliches Hülfsmittel zu einer glücklichen Blatterkur". Alle diese Arbeiten wurden von der wissenschaftlichen Kritik günstig aufgenommen und hatten T. in der medicinischen Welt einen solchen Namen gemacht, daß Haller im J. 1738 den jungen Breslauer Arzt für eine Professur in Göttingen, freilich erfolglos, in Vorschlag brachte. Erst 10 Jahre später erfuhr T. selbst hiervon durch einen Brief Haller's, in welchem dieser schrieb: „Perge me amare ut ego te, qui jam anno 1738 sola tuae eruditionis per aliquot libros commonstratae conscientia motus te mihi collegam sed frustra optavi". Das Ansehen, dessen sich T. als Arzt erfreute, fand auch darin einen Ausdruck, daß er 1741, als nach der preußischen Besitzergreifung das Collegium medicum, eine ärztliche Aufsichtsbehörde zu Breslau, ins Leben gerufen wurde, zum ersten Assessor, und dann zum Decan desselben ernannt ward. Die neue Stellung behagte ihm übrigens nicht. Schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit erfolgte auf eigenen Wunsch sein Austritt aus dem Collegium.

Hatte T. in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit sich bisher auf das ihm durch seinen Beruf vertraute Gebiet der Medicin beschränkt, so begann er nunmehr auch philosophisch-theologische Interessen und poetische Neigungen publicistisch zu bethätigen. Die nächste Veranlassung hierzu bot ihm La Mettrie's berühmtes Buch „L'homme machine", dessen materialistische Doctrin wie in der gesammten gebildeten Welt so auch bei T. eine ungeheure Entrüstung hervorgerufen hatte.

Während eine längeren Krankheit im J. 1748 schrieb T. gegen das ketzerische Buch seine „Commentatio de machina et anima humana prorsus a se invicem distinctis“.

Der Poesie hatte T. von jeher warme Neigung entgegengebracht; erst jetzt aber fand er den Muth, mit einer größeren Leistung hervorzutreten, nachdem er schon früher kleinere Gelegenheitsdichtungen, wie sie damals Mode waren, geliefert hatte. Eine Reise ins Riesengebirge, die er wenige Jahre vorher unternommen, hatte den Plan einer poetischen Verherrlichung der Schönheiten desselben in ihm entstehen lassen. Er knüpfte hierbei an das große Vorbild seines berühmten Fachgenossen Haller an, dessen „Alpen“ er auf seiner Gebirgstour mit Rührung und Entzücken gelesen hatte. Bei der starken Praxis, der er nach seiner Rückkunft obzuliegen hatte, und bei der augenscheinlichen Schwierigkeit, die das poetische Schaffen ihm verursachte, entstand das Gedicht sehr langsam. Es erschien 1750 unter dem Titel „Versuch eines Gedichtes über das Schlesische Riesen=Gebürge“ und war, wie die Streitschrift gegen La Mettrie, Albrecht v. Haller gewidmet. In achtfüßigen, trochäischen Reimpaaren geschrieben, läßt das Gedicht eine beachtenswerthe Gewandtheit der Sprache erkennen und verräth aller Orten den tiefgegründeten frommen Sinn des Verfassers. Aber bei aller aufrichtigen, dankbaren Freude an der Natur, die den Dichter augenscheinlich beseelte, sind die Schilderungen, zu denen der Stoff so reiche Gelegenheit gab, meist farblos und kalt. Ueberhaupt trägt das Ganze bei einer starken Belastung mit didaktischem und moralisirendem Beiwerk in erster Linie den Stempel mühevoller Verstandesarbeit und läßt nur selten Spuren tieferer poetischer Kraft erkennen. T. hatte offenbar selbst das Richtige getroffen, wenn er meinte, daß das Gedicht „mit einer brennenden Liebe, aber mit einem desto schwächeren Dichterfeuer“ entworfen sei. Im wesentlichen den gleichen poetischen Charakter trägt das Gedicht, in welchem T. 1756 Karlsbad („Das Kaiser=Carls=Bad in Böhmen in einer Ode entworfen; nebst einer Abhandlung von dem Gehalte und den Kräften dieses großen Heilmittels“, Breslau 1756) verherrlichte, das er im J. vorher als ärztlicher Begleiter des Ministers von Massow besucht hatte. Seine kleineren Gedichte, welche Lentner in der Schlesischen Anthologie (Breslau 1773) wol zum größten Theil veröffentlicht hat, sind anspruchslose, unbedeutende Gelegenheitspoeme, die aber hier und da epigrammatisches Talent verrathen.

Auf das medicinische Gebiet kehrte T. mit einer Arbeit zurück, in die er seine bei einer schweren eigenen Erkrankung gesammelten Erfahrungen niederlegte. Gelegentlich eines Besuches im Gebirge war er von einem heftigen Choleraanfall heimgesucht worden, nach dessen glücklicher Bekämpfung er 1753 eine von fachmännischer Seite sehr gerühmte „Historia cholerae atrocissimae“ schrieb. Diese Studie, die sich besonders des Beifalls seines berühmten Freundes van Swieten (A. D. B. XXXVII, 265) erfreute, verwickelte ihn wider Willen in längere theologische Streitigkeiten, aus denen er jedoch allem Anschein nach als Sieger hervorging. In einem Abschnitt seines Buches nämlich hatte er mit einer uns heut seltsam anmuthenden Abschweifung von der Bedeutung und der Wirkung des Abendmahls gesprochen und dabei Ansichten geäußert, welche von einem seiner Recensenten mißverständlich als eine Kritik der lutherischen und Billigung der reformirten Lehre ausgelegt wurden. T., der namentlich in Glaubenssachen jederzeit einen festen, unbeugsamen Standpunkt eingenommen, erwiderte darauf, wurde von neuem angegriffen und sah sich so noch zu mehrfachen Antworten genöthigt, bis er schließlich selbst allem weiteren Streit ein Ende machte, weil er sah, daß man sich auf Seiten seiner Gegner nicht über die Grundbegriffe mit ihm auf gleichen Boden stellen wolle. Eines wie hohen Rufes T. sich damals als Arzt erfreute, geht daraus hervor, daß man, als Prinz Ferdinand, der

Bruder Friedrich's des Großen, im J. 1757 in Breslau an einer schweren Lungenentzündung erkrankte, T. die Behandlung des hohen Patienten anvertraute. Er hatte das Glück, den Prinzen in kurzer Zeit von seiner Krankheit zu heilen und nach gelungener Kur von dem Könige einer langen Unterredung gewürdigt zu werden, über deren interessanten Verlauf er nach dem Tode Friedrich's des Großen in einem lesenswerthen Büchlein (Tralles' Aufrichtige Erzehlung seiner mit König Friedrich dem Grossen, der grossen Kayserin Maria Theresia und der durchl. Herzogin von Sachsen-Gotha Louise Dorothea, gehaltenen Unterredungen, als auch der Begebenheiten, welche sie veranlasset haben, nebst einigen Anmerkungen, 1789) eingehenden und augenscheinlich wahrheitsgetreuen Bericht erstattet hat. T. legte Werth auf solche hohe Beziehungen und hatte, da sie ihm doch nur auf Grund seiner ungewöhnlichen ärztlichen Tüchtigkeit zu Theil wurden, ein Recht dazu, auf dieselben stolz zu sein. Wie er schon als junger Anfänger sich das Vertrauen des sächsischen Hofes in hohem Grade erworben hatte, so konnte er sich auch rühmen, zweimal mit Maria Theresia persönlich in Berührung gekommen zu sein. Seine unabhängige Stellung als selbständig prakticirender Arzt aber schien ihm doch ungleich werthvoller als das angesehene und ehrenvolle Amt des ärztlichen Berathers an einem Fürstenhofe.

Einem im J. 1765 an ihn ergangenen Ruf an den Hof des Königs von Polen, Stanislaus August, hat er ebenso wenig Folge geleistet, wie der zwei Jahre später ausgesprochenen Aufforderung, als Leibmedicus bei dem Herzog von Gotha zu bleiben, der ihn zu seiner hoffnungslos kranken Gemahlin hatte rufen lassen und ihm nach deren Tode den Titel eines Hofrathes verlieh. Auch der Herzog zu Oels bemühte sich 1771 vergeblich, den Vielumworbenen als Rath und Leibarzt in seine Umgebung zu ziehen. Neben seiner angestrengten ärztlichen Wirksamkeit fand der unablässig thätige Mann nach wie vor Zeit zu intensiver wissenschaftlicher Arbeit. In den Jahren 1757 bis 1763 veröffentlichte er eine in mehreren Theilen erschienene Studie „De usu et abusu opii", welche den Beifall der hervorragendsten Aerzte fand, und in derselben Zeit bot ihm eine schmerzliche Erfahrung in seinem Privatleben Veranlassung, sich eingehend mit der Frage der Inoculation zu beschäftigen. Als er sich im Sommer 1760 als Wittwer mit seinen drei Kindern in Warmbrunn aufhielt, knüpfte er Beziehungen mit einem Mädchen an, das er zur Frau nehmen wollte, das aber noch vor der Ausführung dieses Planes unter seiner ärztlichen Pflege einer schweren Erkrankung an den Blattern erlag. In seinem Schmerze über diesen Verlust, den er der Unterlassung einer rechtzeitigen Inoculation der Patientin zuschrieb, schrieb er eine Studie „De methodo medendi variolis hactenus cognita, saepe insufficiente, magno pro inoculatione argumento", an die sich mehrere Gegenschriften damals berühmter Aerzte und einige Antworten von T. knüpften. Seiner dankbaren Gesinnung gegen den ihm wohl geneigten König von Polen gab T. 1767 durch eine Schrift Ausdruck, in welcher er unter dem Titel „Vera Patrem patriae sanum et longaevum praestandi methodus" eine Art Fürstendiätetik liefern wollte, ein Unternehmen, das die Kritik nicht ganz mit Unrecht einigermaßen abfällig behandelte, weil doch die diätetischen Lebensregeln der Fürsten im Grunde keine anderen sein konnten als die aller anderen Sterblichen. In den nächsten Jahren führten seine Beziehungen zum Grafen v. Hoditz (A. D. B. XII, 540) dem verschwenderischen und extravaganten Freunde Friedrich's II., T. wiederholt nach Roswalde, der in Mähren gelegenen Besitzung des Grafen. Zum Danke für die hier genossene Gastfreundschaft schrieb T. 1773 die „Amoenitatum Roswaldensium adumbratio", welche er 3 Jahre später sogar ins Deutsche übersetzte, eher eine panegyrische Stilübung als eine lebendige und anschauliche Schilderung des in Roswald Erfahrenen und Erlebten.

Noch einmal nahm T. im folgenden Jahre das Wort in einer philosophischen Frage. Die Gedanken, welche durch die Bekämpfung La Mettrie's in ihm über das körperliche und seelische Sein des Menschen rege geworden waren, beschäftigten ihn von neuem und verdichteten sich allmählich zu ausgesprochen dualistischen Ueberzeugungen, die ihren Ausdruck fanden in der Schrift „De animae existentia, immaterialitate et immortalitate". 1774 (Deutsch 1776). Bereits an der Schwelle des Greisenalters stehend, betrat T. noch ein ihm bis dahin fremdes Gebiet, dasjenige der litterarischen Kritik, hat aber seinen Namen in der deutschen Litteratur durch dieses Vorgehen in wenig erfreulicher Weise verewigt. Der Gegenstand war kein geringerer als Lessing's „Nathan der Weise". Ihm schien als dem begeisterten Anhänger Gottsched'scher Geschmacksrichtung der frische, freiheitliche Geisteshauch, der durch die kritischen und poetischen Schriften des sprachgewaltigen Lessing ging, nicht bloß unverständlich, sondern auch verderblich. So wandte er sich denn in seinen umfangreichen „Zufälligen altdeutschen und christlichen Betrachtungen über Herrn Gotthold Ephraim Lessing's neues dramatisches Gedicht Nathan der Weise" (2 Theile, Breslau 1779) nicht bloß gegen die Form, sondern auch gegen den Inhalt des Stückes. Er findet die Dichtung „eines so großen und feinen Geistes wie Lessing völlig unwürdig" und kommt auf Grund einer Reihe sprachlicher Ausstellungen, die uns heut im Munde eines so gebildeten Mannes unendlich pedantisch und lächerlich anmuthen, zu dem Schlusse, daß sich Lessing in dem Stücke alle mögliche Mühe gegeben habe, die deutsche Sprache zu verderben. Die Hauptsache aber ist ihm der Inhalt und die Tendenz des Dramas. Schon der Schluß in „Emilia Galotti", wo der Dichter, wie er sagt, den christlichen Odoardo seine leibliche Tochter mit eigener Hand hinschlachten läßt, anstatt die Zuschauer durch den verdienten Lohn der Tugend und die Strafe des Lasters zu erbauen, war ihm ungemein anstößig gewesen. Aber die im „Nathan" zu Tage tretende Herabsetzung des Christenthums überschreitet ihm alles Maaß. Er erstaunt „über die entsetzliche und zügellose Dreustigkeit . . ., mit der Religion öffentlich ein Gespötte zu treiben und sie lächerlich zu machen" und findet, daß Lessing sich wie Voltaire als ein Verächter der geoffenbarten Religion und als ein Herold des Unglaubens öffentlich dargestellt habe. Lessing dachte zu vornehm, um den alten, verdienten Gelehrten für diese Verunglimpfung öffentlich mit seinen furchtbaren Waffen zu vernichten. Am 12. December 1779 schrieb er an seinen Bruder Karl, der damals Münzdirector in Breslau war: „Vor einigen Tagen habe ich die Schrift von Dr. Tralles erhalten. Was sagst Du dazu? Was sagt man in Breslau dazu? Nur sein hohes Alter rettet den Mann vor einem bunten Tanze, den ich sonst mit ihm vorführen würde". Erfreulicher war die Schrift, mit welcher sich T. einige Jahre später gegen Friedrich's des Großen Verurtheilung der deutschen Litteratur wandte („Schreiben von der deutschen Sprache und Litteratur bey Gelegenheit der zu Berlin im J. 1781 in französischer Sprache herausgekommenen vortrefflichen Schrift: über die deutsche Litteratur; über die Mängel und Ursachen derselben und über die Mittel, sie zu verbessern." 1781). Die Publication ist eine entschieden interessante Antwort auf Friedrich's harte und ungerechte Kritik und ein beachtenswerther Beitrag zur Geschichte des litterarischen Urtheils in Deutschland. Die unerschrockene Art, in der T. die einzelnen Behauptungen des Königs erörtert und zu widerlegen bemüht ist, macht seinem Freimuth und seiner Denkungsart Ehre, wenn wir auch den litterarischen Urtheilen, die er fällt, nicht immer beistimmen können und es als eitle Geschmacklosigkeit bezeichnen müssen, wenn er zum Erweise der Behauptung, daß die deutsche Sprache Kraft und Anmuth besitze, sich selbst citirt.

Hochbetagt und reich an Ehren wie Erfolgen starb T. in seiner Vaterstadt

am 7. Februar 1797. — T. war ein Mann von gewaltigem, man könnte sagen, polyhistorischem Wissen, dem es bei außerordentlicher Vielseitigkeit der Interessen eine beneidenswerthe Arbeitskraft und Schaffensfreudigkeit möglich machte, neben seiner angestrengten, bis ins höchste Alter ausgeübten ärztlichen Praxis eine litterarische Thätigkeit von großem Umfange zu entfalten. Wiewohl es ihm nicht gegeben war, mit der gewaltigen Entwicklung des geistigen Lebens, die sich in der Zeit seines Mannes- und Greisenalters in Deutschland vollzog, verständniß-voll Schritt zu halten, so ehren wir in ihm doch den frommen, überzeugungstreuen Sinn, der ihn öfter aus Gründen des Glaubens auf glänzende, äußere Vortheile verzichten ließ, und die aufrichtige, mannesmuthige Art, mit der er auch im Kampfe mit offenbar überlegenen Gegnern die Wahrheit in seiner Weise zu sagen und zu fördern bemüht war.

Litterarische Beilage zu den Schlesischen Provinzialblättern. Breslau 1797, S. 55—66, 96—98. — A. Kahlert, Balthasar Ludwig Tralles — in den Schlesischen Provinzialblättern (Breslau 1844) Bd. 119, S. 639—646 und Bd. 120, S. 7—14. — A. Kahlert, Friedrich der Große und Tralles — im Deutschen Museum, hrsg. von R. Prutz IX (1859), S. 265—274. — J. Hodann, Friedrich der Große und der Breslauer Arzt Dr. Tralles — in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Philosophisch-historische Abtheilung 1868. Heft I, S. 50—74.

Max Hippe.

Tralles: Johann Georg T., geboren am 15. October 1763 zu Hamburg von unbemittelten Eltern. Er besuchte zunächst eine öffentliche Schule seiner Vaterstadt, ohne daß jedoch seine Talente von einem seiner Lehrer erkannt worden wären. Glücklicher Weise zogen die scharfsinnigen und bestimmten Antworten des Knaben die Aufmerksamkeit eines der prüfenden Vorsteher in so hohem Grade auf sich, daß dieser, Prediger Schumacher, den jungen Mann einem damals in Hamburg bestehenden Vereine wissenschaftlicher Männer empfahl, der sich zu seiner Aufgabe gesetzt hatte, Talente, die unter dem Drucke der Umstände zu erliegen drohten, hervorzuziehen und ihnen die Mittel zu ihrer Ausbildung zu verschaffen. Dank diesem Vereine wurde T. zu einer wissenschaftlichen Laufbahn vorbereitet. 1782 bezog er die Universität Göttingen, wo er alsbald die Aufmerksamkeit Kästner's und Lichtenberg's auf sich lenkte, sodaß ersterer, als er von der Berner Regierung um die Empfehlung eines Mannes angegangen wurde, der geeignet wäre, die ordentliche Professur für Mathematik und Physik an der Akademie zu Bern als Nachfolger Blauner's zu übernehmen keinen würdigeren als T. zu empfehlen wußte. So finden wir ihn gegen Ende des Jahres 1785 in Bern. Am 8. December 1785 hielt er seine erste Lection „zur Probe". Jedermann war mit ihm und seiner Geschicklichkeit sehr gut zufrieden, und so wurde er denn am 14. December 1785 von der Regierung zum Professor ordinarius der Mathematik und Physik definitiv ernannt. Neben der Ausübung seines Lehramtes beschäftigte sich T. in Bern vornehmlich mit Geodäsie. Auf seine Veranlassung und unter seiner Oberleitung wurden genauere trigonometrische Aufnahmen mehrerer Gebiete der Schweiz ausgeführt. Diese Arbeiten trugen ihm die Ehre ein, 1790 zu der Naturforscherversammlung in Paris berufen zu werden, die den Zweck hatte, durch alle Verfeinerungen der neueren Chemie, Physik und Mathematik, die Einheit des Längenmaaßes und des Gewichtes so festzustellen, daß sie nie wieder verloren gehen könne. Infolge der revolutionären Wirren verließ er 1803 Bern um sich für einige Zeit als Privatmann in Neuenburg niederzulassen. Im folgenden Jahre 1804 wurde er von der preußischen Akademie nach Berlin berufen; seit 1810 war er Professor ordinarius der Mathematik an der Universität Berlin.

Seine Lehrtüchtigkeit wird nicht gerade sehr gerühmt. Er sei seinen Schülern zu hoch gewesen, äußert sich ein Zeitgenosse. Hervorzuheben dagegen ist die Originalität und Genialität, mit der er auch bekanntere Gegenstände von einer neuen und bisher unbeachteten Seite aufzufassen wußte. Mehrere seiner Abhandlungen haben die Aräometrie zum Gegenstande, wodurch er auch auf die bürgerliche Gesellschaft dauernden Einfluß erlangt hat. Auch thermometrische Bestimmungen „über mittlere Wärme und Erwärmung der Erde von der Sonne" verdanken wir ihm, wie auch mehrere auf die Meteorologie sich beziehende Arbeiten. Betrafen Tralles' Arbeiten auch vornehmlich Gebiete der angewandten Mathematik und Physik, so ist indeß die reine Mathematik doch nicht unbeachtet geblieben, wie die Abhandlungen beweisen „Ueber die Winkelfunktionen aus rein analytischem Gesichtspunkte", sowie die „Analytische Betrachtung ebener und sphärischer Dreiecke und deren Analogie", ferner „Ableitung der Summen einiger Reihen", wie denn gerade die Lehre von den Reihen durch seine Abhandlungen „Von den Werthen der Produkte zu bestimmten Summen der Zeigezahlen ihrer Faktoren" und „Von den Reihen, deren Coefficienten nach den Sinus und Cosinus vielfacher Winkel fortschreiten" mehrere wichtige Erweiterungen erhalten hat.

Im J. 1822 ging er nach England zur Besorgung eines Pendelapparates. Bei den im vorigen Jahrhundert mit großem Eifer unternommenen Gradmessungen, deren Endzweck war, die genaue Gestalt der Erde durch einzelne gemessene Bogen zu bestimmen, war man zu der Einsicht gelangt, daß die vorkommenden Irregularitäten für diese Art der Bestimmung zu groß waren, um das gesteckte Ziel erreichen zu lassen. Man suchte daher die Aufgabe nunmehr durch Pendelbeobachtungen zu lösen, die allerdings die größte Genauigkeit und womöglich einen identischen, an mehreren Orten in Anwendung gebrachten Apparat verlangten. T., der vollkommen die Schwierigkeiten der Aufgabe kannte, glaubte daher nur dann den wahren wissenschaftlichen Zweck erreichen zu können, wenn er selbst mit seiner eigenen Kritik den nöthigen Apparat unter seinen Augen entstehen sähe. Im Juni 1822 reiste er ab in der frohen Aussicht, seinen Wohnort in Verbindung mit dem bisher am sichersten bestimmten Punkte setzen zu können. Da überfiel ihm in London eine plötzliche Krankheit, der er in der Nacht vom 18. zum 19. November 1822 erlag.

Das Verzeichniß seiner Schriften siehe bei Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch.

Abhandlungen der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Jahrgang 1826: Gedächtnißrede auf Johann Georg Tralles von Encke. — Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz (Zürich 1858), Theil 1. u. 2.

R. Knott.

Tramnitz: Friedrich Gustav Adolf T., Forstmann, geboren am 9. November 1811 in Golchen (Regierungsbezirk Stettin), † am 4. Juni 1885 in Landeck (Grafschaft Glatz). Er entstammte, insbesondere von mütterlicher Seite, einer alten Förster- und Jägerfamilie, wurde daher von seinem Vater, einem reitenden Jäger, von Jugend auf für das Forstfach bestimmt. Nachdem er den ersten Unterricht durch Hauslehrer erhalten hatte, besuchte er von 1827 ab zuerst das Werder'sche Gymnasium in Berlin, dann bis 1830 das Kölnische Realgymnasium daselbst. Hierauf genügte er im Garde-Schützen-Bataillon seiner Militärpflicht und trat — nach Ablegung der Feldmesserprüfung im Frühjahr 1832 — am 1. April 1833 in das reitende Feldjägercorps ein. Von Ostern 1834 ab erlernte er das Forstwesen und insbesondere das edle Waidwerk, dem er von Jugend auf mit Leidenschaft ergeben war, bei seinem Onkel Träbert zuerst zu Grammentin, dann zu Golchen und suchte sich von Ostern 1835 bis

dahin 1837 auf den preußischen Oberförstereien Abtshagen und Lindenbusch in der Praxis fortzubilden. Dann bezog er die Forstakademie Eberswalde, konnte aber den vorschriftsmäßigen zweijährigen Cursus nicht ganz vollenden, weil ihn eine nicht unbedenkliche Krankheit schon zu Michaeli 1838 nöthigte, sich in Berlin einer längeren und gründlichen Cur zu unterziehen. Nach (im Juni 1840) abgelegter Oberförsterprüfung wurde er fast zwei Jahre lang ausschließlich zum Courierdienst (in Paris, London &c.) verwendet. Am Schlusse 1841 erfolgte seine erste Anstellung als Oberförster in Zippnow (Rgbz. Marienwerder), wo ihn hauptsächlich die Regulirung, Fixirung und Ablösung von Holzgerechtsamen in Anspruch nahm. 1846 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Lubiathfließ und 1850 nach Driesen (Rgbz. Frankfurt a. O.) versetzt. In Lubiathfließ galt seine Thätigkeit hauptsächlich ausgedehnten, planmäßigen Aufforstungsarbeiten (Pflanzung einjähriger Kiefern). In Driesen, einem unvergleichlich productionsfähigen, aber durch sorglose Wirthschaft etwas heruntergekommenen Revier, fand er nach allen Richtungen hin ein reiches Arbeitsfeld. Durch sorgfältigere Nutzholzausbeute und intensive Bestandspflege (richtig ausgeführte Durchforstungen) brachte er den etatsmäßigen Reinertrag auf die fast vierfache Höhe. Auch beschäftigte er sich auf diesem Revier, welches eine große Anziehungskraft auf Forstbeflissene ausübte, mit der Unterweisung einer größeren Zahl von Lehrlingen. 1854 erfolgte seine Ernennung zum Forstinspector bei der Regierung in Breslau, woselbst ihm 1860 der Charakter als Forstmeister und 1865 der Rang eines Regierungsrathes zu theil wurde. 1872 zum Oberforstmeister ernannt, mußte er nach Liegnitz übersiedeln, wurde aber 1875 in gleicher Eigenschaft wieder nach Breslau zurückversetzt. Am 1. April 1882 beging er — unter großer Theilnahme von Berufsgenossen und Verehrern — sein 50jähr. Dienstjubiläum. Anhaltende Kränklichkeit, insbesondere ein heftiges rheumatisches Leiden, gegen das er im Bade Landeck wiederholt Heilung gesucht hatte, nöthigte ihn, am 1. Februar 1883 in den Ruhestand zu treten.

T. gehört mit zu den hervorragendsten Forstbeamten des preußischen Staats. Vom regsten Interesse für seinen Beruf erfüllt und in diesem rastlos thätig, förderte er das schlesische Forstwesen nach allen Richtungen hin in ausgezeichneter Weise. Durch seine langjährige und höchst ersprießliche Wirksamkeit im schlesischen Forstverein, welchem er seit dem Tode des Oberforstmeisters v. Pannewitz (am 19. August 1867) als Präsident und zugleich Vorsitzender der Filial-Institute (Sterbe-Kassen-Verein und v. Pannewitz-Stiftung) vorstand, wurde er auch in weiteren Kreisen rühmlich bekannt und genoß von Jahr zu Jahr größere Achtung in der ganzen Provinz. 1881 verlieh ihm die philosophische Facultät der Universität Breslau das Doctordiplom h. c., welches ihm Professor Dr. Göppert bei der 39. Generalversammlung in Oppeln überreichte. Als Präsident des Schlesischen Forstvereins besorgte er die Redaction des Jahrbuches desselben, in welchem auch eine Reihe von Abhandlungen, Mittheilungen und Berichten (über forstliche Reisen &c.) aus seiner Feder niedergelegt ist, die hauptsächlich auf Befriedigung des Bedürfnisses der einheimischen Forstbeamten gerichtet sind. Er verfaßte ferner die Festschrift für die XXVII. Versammlung deutscher Forst- und Landwirthe zu Breslau (1869) und eine vorzügliche Monographie über „Schneideln und Aesten" (1872).

Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftstellerlexicon, 1874, S. 486. — Forstwissenschaftliches Centralblatt, 1882, S. 493 (Jubiläum). — Allgemeine Forst- und Jagd-Zeitung, 1885, S. 252 (Nekrolog). — Centralblatt für das gesammte Forstwesen, 1885, S. 330 (Nekrolog, von Guse verfaßt). — Forstliche Blätter, N. F., 1885, S. 286 (Nekrolog). — Jahrbuch des schlesischen Forstvereins für 1885. Herausgegeben vom Freiherrn v. d. Reck. Breslau, 1886.

R. Heß.

Trapp: Ernst Christian T., philanthropischer Pädagog, † 1818, wurde am 8. November 1745 zu Drage unweit Itzehoe geboren. Hier hatte gerade um diese Zeit der Markgraf Friedrich Ernst von Brandenburg-Kulmbach, der damalige Statthalter von Schleswig-Holstein, ein neues Schloß (Friedrichsruhe) sich erbaut, in dem Trapp's Vater, Konrad T., die Stelle eines Schloßverwalters versah. Der Sohn besuchte das Gymnasium zu Segeberg, wo unter seinen Lehrern besonders Martin Ehlers Einfluß auf ihn gewann, und bezog dann die Universität Göttingen, wo er anfangs Theologie, dann Pädagogik studirte. Im J. 1768 ward er Rector in Segeberg, 1772 in Itzehoe. Von hier kam er 1776 als Subrector an das Gymnasium zu Altona, wo er gleich darauf in das Conrectorat aufrückte; aber schon im folgenden Jahre (1777) ging er als Lehrer an Basedow's Philanthropin nach Dessau. Bereits 1773 war er auf dem Gebiete der Pädagogik öffentlich mit einer „Rede von der Pflicht der Schullehrer, den Unterricht der Jugend nach den Bedürfnissen und Forderungen der Zeit einzurichten“ (Altona 1773) hervorgetreten, die er bei Antritt seines Itzehoer Rectorats gehalten hatte. Für eine theoretische und praktische Reform der Erziehung und der Schulen zu wirken, betrachtete er als seine Lebensaufgabe, der er sich mit Eifer hingab. Er faßte sie ganz im Geiste des damaligen Philanthropinismus auf, einer Richtung, mit der er nicht minder als die Vorzüge die Schwächen theilte. War er auch besonnener als Basedow, so war er von bedenklichen Uebertreibungen doch keineswegs frei. Er überschätzte bedeutend Werth und Wirkung der neuen Pädagogik und hatte von wirklich gründlicher ernster Bildung eine gar zu geringe Meinung. So hielt er allzuviel gelehrtes Wissen bei einem Erzieher geradezu für einen Schaden und das Erlernen fremder Sprachen für eines der größten Uebel an den deutschen Schulen. Wol galt er für den bedeutendsten Theoretiker unter den Philanthropinisten, seine „Unterredungen mit der Jugend“ (Hamb. u. Kiel 1775) hatten eine sehr günstige Aufnahme gefunden: aber nur zu bald zeigte sich, wie wenig er leisten konnte, als er seine Theorien in die Praxis übertragen sollte. Der preuß. Minister v. Zedlitz, besonders durch seinen Secretär Biester auf ihn aufmerksam gemacht, berief ihn nach Halle, wo ihm die Professur der Pädagogik und die Leitung des bei dem theologischen Seminar gegründeten Erziehungsinstituts übertragen wurde. Ostern 1779 trat er diese Stellung an. Bald hatte er hier gänzlich Schiffbruch gelitten. Schon im ersten Semester mußte er im Anfang Juli seine Vorlesungen ‘aussetzen’, d. h. schließen, „weil die Zuhörer“, wie er selbst zugab, „ausblieben“. Er wollte für diesen Mißerfolg den Professor Semler, der bis zum Herbst 1779 Director des Seminars war, verantwortlich machen und richtete gegen diesen ein „Sendschreiben“ (Anfang 1780), eine grobe Schmähschrift, die von Ungezogenheiten voll war und den allgemeinsten Unwillen gegen T. hervorrief. Semler hielt es unter seiner Würde darauf zu antworten. Chr. Gottfr. Schütz in Jena, der eigentlich für T. in Halle hatte Platz machen müssen, wies den Angriff gebührend zurück. In der öffentlichen Meinung war das Urtheil über T. gesprochen. Da er auch in den nächsten Jahren weder in der Erziehungsanstalt noch in seiner Lehrthätigkeit Erfolg hatte, seine Wirksamkeit in Halle sich vielmehr im wesentlichen auf die Abfassung theoretischer Werke („Versuch einer Pädagogik“ [Berlin 1780], „Ueber das Hallische Erziehungsinstitut“ [Halle 1782]) beschränkte, so legte er 1783 seine Professur nieder und übernahm die Leitung der von Campe auf dem Hammerdeiche bei Hamburg begründeten Erziehungsanstalt, die dieser aus Gesundheitsrücksichten hatte aufgeben müssen. Ein paar Jahre darauf folgte er seinem Freunde Campe nach Braunschweig, wo man das ganze Schulwesen nach philanthropischen Grundsätzen umgestalten

wollte. Unterm 6. Juni 1786 wurde T. als Professor und ordentliches Mitglied des neubegründeten Schuldirectoriums angestellt. Er sollte vor allem neue zweckmäßige Lehrbücher entwerfen; für die Zeit dieser Thätigkeit ward ihm eine freie Wohnung in Salzdahlum eingeräumt, nach der Vollendung des Auftrags aber eine Professur in Helmstedt oder eine geeignete Schulstelle versprochen. Am 3. October 1786 wurden die Mitglieder des Schuldirectoriums beeidigt, aber nach kurzer Zeit gerieth ihre Thätigkeit ins Stocken, da von den Landständen und anderer Seite gegen die neue Behörde Einspruch erhoben wurde, und auch sonst Schwierigkeiten entstanden, die zu einem großen Theile aus der schroff hervorgekehrten, kirchenfeindlichen Haltung Campe's und Trapp's erwuchsen. Am 6. April 1790 wurde das Directorium vorerst aufgehoben. T. erhielt eine Pension von 400 Thalern und nahm seinen Wohnsitz in Wolfenbüttel, wo er sich 1794 ein stattliches Haus kaufte. Die alte Thätigkeit setzte er auch hier noch eine Zeit lang fort, indem er eine kleine Erziehungsanstalt errichtete und in der alten Weise weiter schriftstellerte. Das Braunschweigische Journal philosophischen, philologischen und pädagogischen Inhalts, das er 1788 mit Campe, Heusinger und Stuve begann, gab er 1790—91 allein heraus, im Laufe des Jahres 1792 aber in andere Hände ab. Seine letzte litterarische Arbeit scheint die Herausgabe eines Romans „Friederike Weiß und ihre Töchter" (Berlin 1805) gewesen zu sein, den Wilhelmine Antoinette v. Thielau, die Mutter des A. D. B. XXXVII, 746 behandelten Wilhelm Erdmann Florian v. Thielau, verfaßt hatte. Friedrich Matthisson (Briefe II, 168) fand seinen alten Freund 1794 in Wolfenbüttel zufrieden und glücklich, und v. Strombeck sagt, daß Trapp's Haus gegen das Ende des 18. Jahrhunderts der Vereinigungsort der litterarischen jungen Männer gewesen sei; er rühmt seinen humanen wohlwollenden Charakter nicht minder wie seine Gabe, klar und anschaulich die schwierigsten Lehren auseinanderzusetzen. Aehnlich G. P. v. Bülow u. A. In der westfälischen Zeit ist T. bereit, die Stelle eines Mitgliedes im Directorium der Schulen zu übernehmen, jedoch nicht ohne Bedenken, ob er bei seinem Alter einer solchen Stelle noch gewachsen sei. Die letzten Jahre seines Lebens verfiel T. in Geistesschwäche, so daß nach dem Tode seiner Frau Anna Christine geb. Rundt, mit der er in kinderloser Ehe lebte († 16. Febr. 1818), ein Curator für ihn bestellt werden mußte. Doch nur für wenige Monate; denn am 18. April 1818 machte auch seinem Leben der Tod ein Ende. Da er ohne Testament und ohne bekannte Erben starb — eine Schwester Anna Emerentia Trapp, die bei ihm lebte, war am 16. Juni 1817 verschieden — so fiel sein Vermögen dem Staate und der Stadt anheim. Es war gewiß ganz in Trapp's Sinne, daß man jetzt sein Wohnhaus für die erweiterte und verbesserte Töchterschule verwandte.

Vgl. A. Gündel, Leben und Wirken E. Chr. Trapp's. Leipzig 1892. — Schmidt, Anhalt'sches Schriftstellerlexikon S. 542 ff., wo auch Trapp's Schriften verzeichnet stehen. — Koldewey, Braunschweiger Schulordnungen II und Geschichte des Schulwesens im Herzogthum Braunschweig. — Beste, Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche. — Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, I. Th. S. 411, 424 ff. — v. Strombeck, Darstellung aus meinem Leben I, 144 f. — G. P. v. Bülow, Rückblicke auf mein Leben, S. 52 ff. — Acten des herzoglichen Landes-Haupt-Archivs und des Stadtmagistrats zu Wolfenbüttel. P. Zimmermann.

Trattinick: Leopold T., geboren zu Klosterneuburg b. Wien am 26. Mai 1764, † zu Wien am 14. Januar 1849. Ursprünglich für das Rechtsstudium bestimmt, wandte sich T., der von Jugend auf eine große Vorliebe für die Naturwissenschaften zeigte und sich abwechselnd mit Entomologie, Mineralogie und Botanik beschäftigt hatte, bald ausschließlich der letzteren zu und opferte im

Interesse dieser Wissenschaft alle seine Zeit und sein nicht unbeträchtliches Vermögen. Lange Zeit ohne bestimmte Berufsbeschäftigung, erhielt er 1806 von dem niederösterreichischen ständischen Collegium den Titel eines Landschafts-Phytographen und wurde 1808 durch den ihm besonders wohlwollenden Kaiser Franz I. Custos der vereinigten Hof-Naturaliencabinette. Aus dieser Stellung schied er 1835 oder 36 mit einer Pension, auf deren Bezug er in seinen letzten Lebensjahren allein angewiesen blieb, da die Herausgabe seiner sehr kostspieligen Bücher und die Erwerbung einer umfangreichen und kostbaren Bibliothek sein Vermögen verschlungen hatten. Seine Pflanzensammlungen verleibte er dem Cabinet ein, in dessen Herbarium sie einen werthvollen Bestandtheil bilden. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten unterhielt er eine eifrige Correspondenz mit aus- und inländischen Fachgelehrten und andern hervorragenden Männern, zu denen auch Goethe und A. v. Humboldt gehörten. Er war Mitglied vieler gelehrten Vereine und Gesellschaften und hinterläßt seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt auch durch einige nach ihm benannte Pflanzenarten. Er starb 85 Jahre alt in Wien.

T. hat außerordentlich viel geschrieben. Ein vollständiges Verzeichniß seiner Publicationen findet sich in Wurzbach's Lexikon Bd. 46, 1882. Seine Werke sind fast alle phytographischen Inhalts. Schon 1792 versuchte er, als der erste in Oesterreich, eine Flora austriaca exsiccata herauszugeben, von welcher aber nur 5 Centurien erschienen. Hierauf veranstaltete er 1804—6 eine Ausgabe in Wachs gearbeiteter österreichischer Pilze mit beschreibendem Text. Dieser folgte 1809 ein Werk über Oesterreichs eßbare Schwämme, das 1830 eine zweite Auflage erlebte. 1805 begannen der „Thesaurus botanicus“, 20 Fasc. in Folio mit 80 Tafeln und 1811 sein Hauptwerk „Archiv der Gewächskunde“, 2 Bände mit 250 Tafeln, zu erscheinen. Diese Kupferwerke, welche in- und ausländische Pflanzen in beliebiger Reihenfolge darstellten, konnten, da die meisten der hierin aufgestellten neuen Arten von späteren Autoren nicht anerkannt wurden, auch nur wenige Abbildungen Originale waren, sich keinen bleibenden Werth verschaffen und ihre Fortsetzung gerieth schon nach einigen Jahren ins Stocken. Gleiches Schicksal hatten die zum Archiv gehörigen „Observationes botanicae“ (4 Fasc. 1811—1816) und die „Rosacearum Monographia“ (1823 u. 24). Auch die 1816—22 erschienene „Flora des österr. Kaiserthums“, 2 Bände umfassend, blieb unvollendet. Ihre Abbildungen sind dem „Archiv“ entnommen und der Text ist mit mehr poetischen, als botanischen Betrachtungen angefüllt. Die 1821 durch Herausgabe eines „Botan. Taschenbuchs“ beabsichtigte Gründung einer Zeitschrift, welche alle Zweige der Botanik umfassen sollte, hatte keinen Erfolg und der erste Jahrgang blieb der einzige. Für die Popularisirung der Botanik haben Trattinick's Schriften viel beigetragen, die wissenschaftliche Botanik aber nicht wesentlich gefördert, so daß sie bei den Fachgelehrten nicht diejenige Anerkennung fanden, die der aufgewendeten Mühe und den Kosten entsprochen hätte.

Verhandl. des zoolog.-bot. Vereins in Wien, Bd. V, 1855. — Wurzbach, Biogr. Lexikon, 46. Bd. — Pritzel, thes. lit. bot.

E. Wunschmann.

Trattner: Johann Thomas Edler v. T., geboren am 8. Juli 1717 zu Jahrmannsdorf bei Güns in Ungarn, wo sein Vater ein armer Pulvermüller war, kam früh verwaist nach Wiener-Neustadt. Hier begann er im Alter von 15 Jahren die Buchdruckerei zu erlernen, die für ihn das Glück seines Lebens werden sollte. Im J. 1739 wanderte er nach Wien und trat hier in eine der ersten Officinen, in die des Johann Peter van Ghelen, um sich hier in seinem Berufe vollends auszubilden. Bereits nach neun Jahren gelang es ihm mit

Unterstützung eines Gönners die Jahn'sche Officin zu kaufen und wurde er schon im folgenden Jahre „Universitätsbuchdrucker". „Das war die erste Sprosse der Leiter, auf der er nun zu Reichthum und Ansehen emporsteigen sollte; von nun ging es mit Unterstützung einflußreicher Freunde bei Hof und in den kaiserlichen Aemtern rasch vorwärts, und als es ihm gar gelungen war, die Protection van Swietens und des Hofphysikers Marci zu gewinnen und eine Audienz bei Maria Theresia zu erhalten (1750), trat der wachsenden Beliebtheit im Publicum die entscheidende Protection des Hofes an die Seite". Es ist daher unter solchen günstigen Umständen nicht auffällig, daß T. rasch die ersten und einträglichsten Aufträge zur Ausführung erhielt. Am 5. October 1754 wurde ihm nach Ghelen's Tod das Privilegium impressorium auf die Hofarbeiten gegeben, nachdem ihm bereits 1751 das Privilegium als Hofbuchhändler ertheilt worden war. Schon um diese Zeit (1752) hatte er auf Veranlassung des Commercialrathes eine eigene Schriftgießerei eingerichtet, so daß man die Schriften nicht mehr von Prag zu beziehen brauchte, obgleich noch die Schriftgießereien von Kalliwoda und v. Ghelen in Wien bestanden. Solche Privilegien, die später immer erneuert wurden und wozu auch immer neue kamen, sowie der schwungvoll betriebene Nachdruck deutscher Verlagswerke, wobei ihm die in Oesterreich herrschende Ansicht über denselben sehr zu statten kam, wurden die Quelle seines großen Reichthums. Daß gegenüber der Bevorzugung Trattner's auch außer den Buchdruckerkreisen einige Opposition sich kund gab, ist erklärlich; selbst sein einstiger Gönner, Gerhard van Swieten, war in seiner Eigenschaft als Präsident der „Censur-Hof-Commission" sein Gegner geworden; dieser scheint aber doch nicht so sehr aus amtlichen Gründen, als durch die vielen persönlichen Vortheile erbittert gewesen zu sein, die T. so zu sagen in den Schooß fielen. Dessen ungeachtet erhielt T. noch nach dem Jahre 1759 zahlreiche Privilegien. Gerade in diesem Jahre wurde er nach dem Tode der Maria Eva Schilgen auch „Landschaftsbuchdrucker" und erbaute in der Josefstadt die im Munde des Volkes als „typographischer Pallast" bezeichnete T. Buchdruckerei mit Setzerei, Buchbinderei, Schriftgießerei, Kupferstecherei und Kupferdruckerei. Aus Anlaß der Krönung Josef's II. zu Frankfurt a. M. (1764) wurde ihm über sein Ansuchen der Ritterstand des „Heiligen Römischen Reiches" verliehen. Er ließ durch den Architekten Peter Mollner an Stelle des Freisingerhofes den heute noch nach seinem Namen bestehenden „Trattnerhof" erbauen, der 1776 vollendet wurde. 1788 kaufte er vom Fürsten Alois von Lichtenstein die Herrschaft Eberpassing, wo sich auch seine Papierfabrik befand. „Aus dem armen, unbemittelten Waisenknaben .... war des Heil. Röm. Reiches Ritter, des Königreiches Ungarn Edelmann, niederösterreichisches Ständemitglied, Herrschaftsbesitzer, Besitzer von blühenden Officinen, acht Buchhandlungen und achtzehn Bücherniederlagen und zwei Papierfabriken, sowie des größten Zinshauses in Wien geworden". — Es läßt sich nicht leugnen, daß zu einem solch ungestörten Entwicklungsgange ganz hervorragende persönliche Eigenschaften nothwendig sind; und T. hat auch deren nicht wenige besessen: ungewöhnlicher Fleiß, Ausdauer, Klugheit und Muth. „Schnell erfaßte T. jederzeit den günstigsten Moment; aus dem Aufschwunge des geistigen Lebens in Oesterreich nach dem siebenjährigen Kriege, aus der herrschenden Ansicht über den Nachdruck und aus dem damals geltenden national-ökonomischen Systeme, daß das Geld im Lande erhalten bleiben müsse, zu dessen Verwirklichung die Regierung selbst zu materiellen Opfern sich herbeiließ, hat er, wie Keiner, energisch, ja mitunter rücksichtslos wie beim Nachdruck, seinen Vortheil gezogen". Namentlich hat der Nachdruck T. in Deutschland viele erbitterte Feinde, die sich oft in Pasquillen und heftigen persönlichen Anfeindungen ergingen, wachgerufen; war er ja der eifrigste Nachdrucker des In- und Auslandes, besonders deutscher Classiker. (Vgl. hierüber die Klage Klopstock's in einem Briefe desselben [Kopenhagen am

4. August 1767] an Denis, wegen eines Nachdruckes seines Messias. Ueber den Nachdruck in Wien siehe: Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte von 1482 bis 1882, II. Band, S. 105 f., 293, 295 ff.) — T. starb am 31. Juli 1798 im Alter von 81 Jahren. Er war zweimal verehelicht und mit Kindern reich gesegnet; seine zweite Gemahlin — Maria Theresia — war eine Tochter des berühmten Hof-Mathematikers Josef Anton v. Nagel. Ueber Trattner's typographisch oder litterarisch bemerkenswerthe Werke vgl. Mayer a. a. O. S. 42 f.

Anton Mayer.

Tratziger: Adam T., aus dem ehrbaren, seit dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts in Nürnberg nachweisbaren Geschlechte der Schmid Trotzieher, wurde dort um das Jahr 1523 geboren als Sohn des Konrad Trotzieher und der Helene, Tochter des Nürnberger Rechtsgelehrten Dr. Johann Letscher. Der Vater, dessen Stand wir nicht kennen, verließ später Nürnberg und hielt sich 1542 in Leipzig und Zwickau, 1546 und wohl auch später in Berlin auf, woher dann wohl die irrige Angabe stammt, daß T. ein Berliner gewesen sei. Nach dem Rathe des Vaters und dem Vorbilde des Großvaters wählte der Sohn zum Lebensberuf die Rechtswissenschaft. October 1540 finden wir ihn in Leipzig, wahrscheinlich schon damals, sicher seit 1542 im Genusse eines Nürnberger Stipendiums. Am 19. April 1543 oder 1544 wurde er Baccalaureus beider Rechte. In letztgenanntem Jahre scheint er das Stipendium von neuem erhalten zu haben. Jedenfalls erbat und erlangte er vom Nürnberger Rathe gegen das Versprechen, sich ferner zu der Stadt Diensten bereit zu halten, die Erlaubniß auf zwei Jahre eine Lectur in Frankfurt a. O. anzunehmen. Hier las er denn über römisches Recht und wurde im September 1546 nach einer Disputation über 101 Thesen zum Doctor beider Rechte promovirt. Schon im December desselben Jahres folgte er, nachdem er seiner Verpflichtung gemäß sich von neuem zu Diensten des Nürnberger Raths erboten hatte, aber seiner Bitte entsprechend freigegeben worden war, einem Ruf des Rostocker Raths an die dortige Universität als Professor. Rector war er hier ein Jahr lang vom 10. October 1547 ab; 1549 las er über die Decretalen. Im J. 1551 ernannte ihn der Rath zu einem seiner Commissare, welche mit Räthen der Herzöge Johann Albrecht und Heinrich von Mecklenburg und Gesandten der Städte Hamburg, Lübeck und Lüneburg über eine Reform der Hochschule beriethen, und übertrug ihm später die Führung des Stadtsyndicats. Aus dieser Zeit sind drei juristische Disputationen und eine von ihm im Namen der juristischen Facultät geschriebene Abhandlung: „Proneptem neque ex testamento neque ab intestato proavo succedere posse“ erhalten. Privatverhältnisse, wie seine schon vor dem 30. April 1553 vollzogene Verlobung mit Gertrud, Tochter des Hamburger Bürgers Jürgen van Zeven (durch ihre Mutter Ilsebe aus der hamburgischen Familie v. Mere stammend) und eine im J. 1553 in einem Processe seiner künftigen Verwandten um das Gut Wandsbeck unternommene Reise, führten T. nach Hamburg. Schon Michaelis 1553 ward er zweiter Syndicus neben Dr. Johann Straub oder Strubb, 1554 auf Lebenszeit angestellt und 1555, Ehren halber gebührenfrei, Bürger. Seine Thätigkeit in dem neuen Amte war eine ungemein vielseitige, namentlich seitdem er nach dem Abgange des Dr. Straub nach Lübeck 1555 Ostern ältester Syndicus geworden war. Hier seien nur die wichtigsten Missionen hervorgehoben.

Durch Vergleich vom 26. Mai 1554 beendete er die Fehde zwischen der Stadt und Herzog Heinrich dem Jüngeren von Braunschweig, der gegen eine Zahlung von 12 000 Thalern das besetzte Bergedorf wieder frei gab. T. war sodann einer der Deputirten, die von dem Amte im Namen Hamburgs wieder Besitz ergriffen, und übergab dasselbe dem neuen Amtmann. In demselben

Jahre finden wir ihn in Segeberg in den wichtigen Verhandlungen mit holsteinischen Räthen über die Oberherrlichkeitsansprüche Holsteins, deren spätere Fortführung in Hamburg wahrscheinlich ihm auch übertragen wurde. Vermuthlich in der Frage der Elbhoheit berieth T. neben anderen hamburgischen Gesandten 1555 auf dem Zollenspiker mit dem fürstlich lüneburgischen Statthalter. Mit denselben Abgeordneten begab er sich sodann nach Cölln zur Verhandlung mit dem Kurfürsten Joachim über die von Hamburg beanspruchte Stapelgerechtigkeit. 1556 ferner war er zugegen auf dem von Ferdinand I. in Frankfurt a. M. versammelten Tage aller Elbuferstaaten, auf welchem über die Elbschiffahrt und die Elbzölle berathen wurde. In hansischen Angelegenheiten vertrat er die Stadt wiederholt auf den Tagen der wendischen Städte und den allgemeinen Hansetagen. Als Anwalt der Stadt in ihrem Processe mit dem Domcapitel erwirkte er 1555 am kaiserlichen Hofe zu Brüssel die Einsetzung einer Commission auf den Herzog Franz Otto von Lüneburg und den Bischof von Osnabrück und verhandelte wiederholt mit den Commissaren, sowie am kaiserlichen Hofe.

Anfang 1558 verließ T. Hamburg und trat als Kanzler in die Dienste des Herzogs Adolf von Holstein. Vielleicht bestimmten ihn dazu seine später zu erwähnenden Familienverhältnisse, vielleicht schien ihm auch die neue Stellung glänzender. Bald nach dem Wechsel und wohl infolge desselben wurde der Kanzler in Hamburg verdächtigt, was ihn veranlaßte, am 6. April 1558 dem Rathe das Bürgerrecht aufzukündigen und einen Revers von 1554 über seine Verpflichtung zu lebenslänglicher Thätigkeit im Dienste der Stadt zurückzuverlangen. Zunächst war er für seinen neuen Herrn thätig bei der Unterwerfung Ditmarschens. Schon seit 1557 hatte er mit ihm im Geheimen darüber correspondirt und einen Rathschlag in der Frage abgegeben. Während des Krieges (Mai-Juni 1559) besorgte er die Geldgeschäfte bei den Truppen. Gleichzeitig führte er die erfolglos gebliebenen Verhandlungen über eine Heirath Herzogs Adolf mit Clara, der Tochter Heinrich's d. J. von Braunschweig, dann mit Elisabeth von England. In letzterer Angelegenheit ging er zweimal — Herbst 1559 und Frühjahr 1560 — nach London.

Daneben beschäftigten ihn die vom Herzog Adolf nicht ohne Gewaltsamkeiten durchgeführte Säcularisation des Bisthums Schleswig und die Hoheitsstreitigkeiten zwischen Holstein und Hamburg. Auf dem Reichstage zu Speier 1570 erlangte er vom Kaiser, dem er auf Erfordern einen Bericht über die Verhältnisse der Herzogthümer hatte vorlegen müssen, für die Herzöge von Holstein eine Expectanz auf Oldenburg und Delmenhorst, und setzte es durch, daß im Reichsabschiede sein Name unmittelbar nach dem Gesandten des Herzogs von Lauenburg folgte. Die beiden Odenseer Recesse von 1569 und 1579 über das Lehnsverhältniß Schleswigs zu Dänemark sind unter seiner Mitwirkung entstanden. Durch Vergleich vom 25. August 1578 beendete er die Differenzen über die Hoheitsrechte des Klosters Uetersen. 1581 verhandelte er mit den dänischen Commissaren über den Nachlaß Johann's des Aelteren, 1582 endlich nahm er im Namen seines Herrn die Huldigung der Nordfriesen entgegen und regelte Grenzstreitigkeiten mit Hamburg. Neben diesen wichtigsten politischen Missionen finden wir T. wiederholt auf den niedersächsischen Kreistagen und den Rechtstagen der Herzogthümer, sowie beschäftigt mit juristischen Arbeiten, namentlich der Bearbeitung des ditmarsischen und eiderstädtischen Landrechts und der schleswig-holsteinschen Landgerichtsordnung.

Schon vor November 1564 hat sich T. unter Bedingungen, die wir nicht genauer kennen, als Rath dem Herzog Franz von Lauenburg zu ausschließlichem Dienste verpflichtet. Dennoch hat er nicht aufgehört, die Geschäfte Fremder zu

betreiben, namentlich nicht diejenigen Adolf's von Holstein, wie er denn auch fortfuhr, sich in seinen Briefen als holsteinischen Kanzler zu unterzeichnen, seiner Angabe nach, weil ihm die bei Antritt seines Dienstes eröffnete Aussicht auf gewisse Güter in Lauenburg sich nicht verwirklicht habe. Für den Herzog Franz führte er Processe am Reichskammergericht und verhandelte für die Postulirung des Prinzen Heinrich an das Erzstift Bremen 1567 sowie wegen der herzoglichen Lehnsuchung. Später scheint sich das Verhältniß, wohl wegen gegenseitiger Unzufriedenheit, ganz gelöst zu haben. Wenigstens begegnet uns T. zwar noch in lauenburgischen Angelegenheiten, aber nicht mehr in lauenburgischen Diensten: so 1574 als subdelegirter kaiserlicher Commissar in den lauenburgischen Thronstreitigkeiten und im folgenden Jahre als Gesandter Adolf's von Holstein in den Verhandlungen über die Abtretung des Amtes Steinhorst an Holstein als Entschädigung für die von Adolf gegen die Söhne Franz I. geleistete Hülfe.

Dieser hier flüchtig geschilderten wichtigen und reichen Thätigkeit fehlte es auch nicht an materiellem Gewinn. In Hamburg besaß T. ein Haus an der Ecke der Brandstwiete und kl. Reichenstraße und den dem Domcapitel gehörenden Scholasterhof vor dem Dammthore, um dessen Besitz es mit dem Capitel zu einem Processe mit unbekanntem Ausgange kam, endlich seit 1575 eine Präbende. Am 22. Januar 1557 wurde er sodann von Herzog Adolf mit Schloß und Gut Wandsbeck belehnt, das er 1564 an Heinrich Ranzau verkaufte. In Schleswig errichtete er sich auf theils geschenktem, theils gekauftem Grund eine prächtige Wohnung aus den Steinen einer gleichfalls gekauften, leerstehenden Kirche. Der Herzog Franz belehnte ihn 12. November 1564 mit dem Gute Kropelshagen und der Aumühle am Sachsenwalde. Auch auf das Gut Schönberg scheint er Ansprüche erhalten zu haben, da 1591 sein Sohn Friedrich gegen Lauenburg auf Lehnssuccession in dasselbe klagt.

Trațiger's Ehe war keine glückliche. Seine Frau wird als streitsüchtig geschildert, und dazu kamen Differenzen mit deren Verwandten. Aber auch sein Charakter erscheint nicht im günstigsten Lichte. Neben seinen bedeutenden Fähigkeiten, seiner rastlosen Thätigkeit werden nur zu oft Klagen laut über sein Verhalten: so schon in Rostock und bei seinem Fortgange aus Hamburg. Auf dem Speierer Reichstage sollte er instructionswidrig statt einer Gesammtbelehnung nur die Expectanz gefordert haben, von lauenburgischer Seite beschuldigte man ihn nachlässiger Führung der reichskammergerichtlichen Processe und eigennützigen und hinterlistigen Verhaltens bei den Verhandlungen über die Abtretung von Steinhorst. Bekannt sind endlich die in den Kreisen der betheiligten Domcapitel über ihn umlaufenden Reden. Die Berechtigung der meisten Vorwürfe müssen wir dahingestellt sein lassen. Unvereinbar aber mit der gegen den Hamburger Rath eingegangenen Verpflichtung, keine Sachen Fremder zu führen sunder der stadt ungelimp und nhadeil, ist seine Ertheilung geheimer Rathschläge zur Unterwerfung Ditmarschens, die eben nach seinen Ausführungen keineswegs im hamburgischen Interesse lag.

Am 17. October 1584 starb er infolge eines Unglücksfalls auf einer Reise von Hamburg nach Gottorp. Er hinterließ den schon erwähnten Sohn Friedrich (dessen Sohn Adam gab 1664 in Stade eine Series der Hamburgischen Rathsmitglieder heraus) und eine an Klaus Wolders verheirathete Tochter. Außer zahlreichen, theilweise schon angeführten amtlichen Arbeiten schrieb er 1583 eine lateinische Topographie der Stadt Schleswig und bereitete eine Geschichte der Herzogthümer vor. Daß er dagegen eine Darstellung der Unterwerfung Ditmarschens verfaßt habe, wie man behauptet hat, findet sich nirgends bezeugt und ist nach seinem Schreiben an Heinrich Ranzau vom 2. November 1571 sehr unwahrscheinlich. Jedenfalls rührt schwerlich von ihm her die anonym über diesen Gegenstand

1569 zu Straßburg erschienene Wahrhafftige — Verzeichniß, da sie einen Gegensatz gegen den Herzog Adolf durchblicken läßt, und der Verfasser den Nortorfer Vertrag vom 29. April 1559 ungenau wiedergibt, den T. nach Michelsen, Ditm. Urk.-Buch S. 217, genau kennen mußte. Auch den Bericht des Augenzeugen vom 5. Juli 1559 wird er nicht geschrieben haben. Aus der Hamburger Zeit stammt ein 1557 abgefaßter „Bericht", daß Hamburg älter als Stade und die fünf wendischen Städte sei, ferner das am 29. December desselben Jahres vollendete Hauptwerk, die Hamburgische Chronik. Sie behandelt die Geschichte der Stadt von Karl dem Großen (da von dem Zeitpunkte an zuverlässige Quellen einsetzen) bis zum Jahre 1555, ist also augenscheinlich wegen der Uebersiedlung nach Holstein nicht zu dem beabsichtigten Abschlusse gekommen. Quellen sind vornehmlich die Werke des Albert Krantz, die Chroniken Korner's und Detmar's und handschriftliche Hamburger Chroniken, daneben in steigender Anzahl Urkunden und Acten des Hamburger Archivs. Das Werk zerfällt in vier Theile mit drei Einleitungen über die Geschichte der Sachsen bis zu Karl dem Großen, über den Namen Hamburgs und über die bei Ptolemäus genannte Stadt Treva. Am jeweiligen Ende der drei ersten Abschnitte finden sich Stammtafeln. Die Sprache ist hochdeutsch, die Darstellung klar und anziehend. In diesem Werke liegt uns der erste, mit nicht gewöhnlicher Begabung und mit dem Verständnisse eines Staatsmannes unternommene Versuch einer zusammenhängenden, auf solider Grundlage beruhenden Darstellung der hamburgischen Geschichte vor. Schon deswegen hat die Chronik bleibende Bedeutung. Ihr Werth wird dadurch aber noch erheblich gesteigert, daß sie einen Auszug aus vielen, jetzt nicht mehr vorhandenen Documenten bietet. In richtiger Würdigung dieses ihres Werthes wurde sie in zahlreichen Handschriften verbreitet und vielfach mit Fortsetzungen versehen. Die erste kritische Ausgabe auf Grund einer von T. selbst durchgesehenen Lüneburger Handschrift besorgte Lappenberg.

Erwähnt seien schließlich noch zwei, nach 1558 verfaßte, handschriftlich auf dem Hamburger Archive befindliche Aufsätze Traziger's von geschichtlichem Inhalte: 1) „Beschreibung woher die Stadt Hamburg ihren Namen erhalten. Dann auch wann das Ertz Stifft zu Hamburg sich angefangen, geendiget und wieviel Ertz Bischöfe in derselben residiret haben"; 2) „Beschreibung derer Auffrühre, so in einigen Städten Deutschlands sich begeben und zugetragen".

(Wilckens), Leben Dr. Adami Thracigeri. Hamburg 1722. — Moller, Cimbria literata II. — Westphalen, Monumenta inedita 1739. — Lappenberg, Ausgabe der Chronik mit Einleitung, 1865. — Wegele, Gesch. der Historiographie. — Hamburger Schriftstellerlexikon VII. — Zeitschr. d. Ges. f. Gesch. von Schlesw.-Holst.-Lauenburg XVII, XIX, XXI. — Jahrbücher f. d. Ldeskde. v. Schleswig.-Holstein II, X. — Zeitschr. d. Ver. f. Hamb. Gesch. III, VIII. — Mitth. d. Ver. f. Hbg. Gesch. I, III, V, X, XI. — Hans. Geschichtsblätter 1892. — Archiv d. Ver. f. Gesch. v. Lauenbg. II, III. — Kämmereirechnungen d. Stadt Hamburg VI, 1550 ff. — Hofmeister, Matrikel von Rostock II. — Schirrmacher, Joh. Albr. v. Mecklenburg, 1885. — Chalybaeus, Gesch. Ditmarschens, 1888. — Michelsen, Schleswig-Holsteinische Kirch.-Gesch. III, 1877. — P. v. Kobbe, Gesch. des Hzthms. Lauenburg II, III 1836. — Die Nachrichten über Traziger's Jugendzeit bis zur Uebersiedelung nach Rostock rühren zum großen Theile her von gütiger Mittheilung des Herrn Dr. Petz, kgl. Kreisarchivars in Nürnberg.

Wilhelm Becker.

Traube: Ludwig T., berühmter Arzt und Kliniker, wurde am 12. Januar 1818 als Sohn des Großweinhändlers Wilhelm T. und älterer Bruder des später durch hervorragende Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie ausgezeichneten

Moritz T. († zu Berlin am 26. Juni 1894) zu Ratibor in Oberschlesien geboren. Er besuchte anfangs eine Privatschule, dann vom 10. bis zum 17. Lebensjahre das Gymnasium seiner Vaterstadt, wo er sich besonders durch seinen Sinn für Mathematik und philosophische Propädeutik hervorthat. Ostern 1835 bezog T., eigener Neigung, sowie einem väterlichen Wunsche folgend, die Universität Breslau zum Studium der Medicin. Hier fesselte ihn am meisten der physiologische Unterricht Purkinje's; zugleich widmete er sich lebhaft philosophischen Privatstudien, namentlich studirte er gründlich Spinoza und Baco von Verulam. 1837 vertauschte T. Breslau mit Berlin, hörte hier mit Vorliebe Johannes Müller und beschäftigte sich eifrig mit Pflanzenphysiologie und Mikroscopie, sowie mit dem Studium der französischen Medicin, besonders der Werke von Magendie und Laënnec. Am 3. Februar 1840 erlangte er mit seiner, „Specimina nonnulla physiologica et pathologica" betitelten Inauguralabhandlung die Doctorwürde. (Die betr. Arbeit zerfällt in drei Abtheilungen: a) De dyspnoea in pulmonum emphysemate; b) De telarum primitivarum metamorphosi; c) Casus cretinismi scrofulosi, quem observavit auctor.) Unmittelbar darnach machte er eine wissenschaftliche Reise von dreivierteljähriger Dauer nach Wien, wo er sich unter Skoda und Rokitansky in der Handhabung der physikalischen Untersuchungsmethoden und in der pathologisch-anatomischen Diagnostik ausbildete. Nach Berlin zurückgekehrt, bestand er hier 1841 das Staatsexamen und ließ sich zunächst als Arzt nieder. Doch sagte ihm die rein praktische Thätigkeit wenig zu, vielmehr fuhr er fort, sich eingehender wissenschaftlicher Arbeit zu widmen. Als Assistent des Armenarztes der Rosenthaler Vorstadt, Dr. Natorp, sowie später von dessen Nachfolger, dem jetzigen Geheimen Sanitätsrath Dr. Ph. J. L. Klein, benutzte er das große armenärztliche Krankenmaterial zu weiteren klinischen Beobachtungen und Studien, wobei ihm die in Wien erlangte Fertigkeit in den neueren Untersuchungsarten mit Hülfe der Percussion und Auscultation außerordentlich zu statten kam. Nachdem er im Sommer 1843 trotz pecuniärer Schwierigkeiten zu seiner vollkommenen Ausbildung einen abermaligen Aufenthalt in Wien durchgesetzt hatte, eröffnete er noch in demselben Jahre zunächst in einem engeren Kreis von praktischen Aerzten Lehr- und Demonstrationscurse mit Auscultations- und Percussionsübungen, welche sich bald großer Beliebtheit erfreuten und T. den Ruf eines tüchtigen und gewandten Untersuchers, bezw. Diagnostikers verschafften. Leider mußten die immer mehr Zulauf findenden Curse nach einiger Zeit ganz eingestellt werden, da die Berliner Armendirection die Erlaubniß zur Benutzung des Krankenmaterials infolge von Klagen über große Belästigungen durch das viele Percutiren und Auscultiren zurückzog. T. wandte sich daher anderen wissenschaftlichen Arbeiten zu. Er begann experimentelle Untersuchungen an Thieren zu machen und zwar speciell zu dem Zweck des Studiums krankhafter Vorgänge an denselben. Hierbei assistirten ihm seine Schüler und Freunde, der später ruhmlos untergegangene Arnold Mendelssohn, Rühle, z. Th. auch Joseph Meyer. Als Resultat dieser Forschungen, die zunächst in primitivster Weise in Traube's Wohnung, dann mit Erlaubniß von Gurlt in der Thierarzneischule an Hunden angestellt wurden, erschien Traube's Aufsehen erregende Arbeit über „Die Ursachen und die Beschaffenheit derjenigen Veränderungen, welche das Lungenparenchym nach Durchschneidung der Nervi vagi erleidet", durch die er im Verein mit zahlreichen anderen nachfolgenden der Begründer der experimentellen Pathologie in Deutschland geworden ist. Schon während dieser Zeit (1845) trat T. in Beziehungen zu Reinhardt und Virchow, damals Prosector an der Charité unter Froriep, und gründete zusammen mit diesen Forschern ein neues Journal unter dem Titel: „Beiträge zur experimentellen Pathologie", in dem er außer der oben genannten berühmten Mono-

graphie die gleichfalls bedeutende Arbeit „Beitrag zur Lehre von den Erstickungserscheinungen am Respirationsapparat“, sowie eine „geradezu epochemachende“ (Leyden) Vorrede (1846—47) publicirte. Doch hörte das Journal bald auf zu erscheinen. Der Ausbruch der Revolution von 1848 ermöglichte T. als Juden die Habilitation als Privatdocent an der Berliner Universität und ein Jahr später (1849) erhielt er als der erste Civilassistent Anstellung an der Klinik der Kgl. Charité unter Schönlein speciell mit dem Auftrage, in der Auscultation und Percussion Unterricht zu ertheilen. In dieser Stellung entfaltete T. fortab seine glänzende und ganz außerordentlich fruchtbare Thätigkeit als Forscher und Lehrer; er wurde 1853 zum dirigirenden Arzt einer Abtheilung, 1857 zum außerordentlichen Professor und später zum Chef der eigens für ihn (nach Erledigung der zweiten Klinik durch den Abgang E. Wolff's) so betitelten „propädeutischen Klinik“ ernannt. 1862 wurde er Lehrer an den militärärztlichen Bildungsanstalten, 1866 erhielt er den Titel als Geheimer Medicinalrath, während die lange vorher verdiente Ernennung zum ordentlichen Professor infolge confessioneller Bedenken sich bis 1872 hinzog. Einen nach Schönlein's Abgang 1859 an T. ergangenen Ruf nach Breslau hatte er abgelehnt. In den letzten Lebensjahren kränkelte T. viel und war zu öfteren Unterbrechungen seiner Lehr- und praktischen Thätigkeit genöthigt. Sein Tod erfolgte am 11. April 1876. — T. gehörte unbedingt nicht bloß zu den glänzendsten Zierden der Berliner Hochschule, sondern muß auch als eine Koryphäe der neueren, exacten und naturwissenschaftlichen Periode der Medicin bezeichnet werden, die er in dreifacher Beziehung gefördert hat, als Lehrer, als Experimentator, besonders pathologischer, und als klinischer Diagnostiker. In ihm war eine glückliche Mischung von philosophischem Geist und der Fähigkeit naturwissenschaftlichen, namentlich physikalischen Denkens und nüchterner Beobachtungsgabe vertreten. So ist er zum genialen Pfadfinder der med. Wissenschaft und Kunst geworden, in deren Annalen sein Name und sein Andenken unauslöschlich sein werden. — Traube's Vorträge am Krankenbette, die klinischen Unterweisungen zeichneten sich dadurch aus, daß sie sich immer streng an den vorgestellten Fall hielten. Während die Auseinandersetzungen vieler klinischer Lehrer mehr allgemeiner Art sind und nur dieses oder jenes Capitel der speciellen Krankheits- und Heilslehre (Pathologie und Therapie) betreffen, zu dessen Wahl der jedesmalige vorgestellte Fall rein zufälligen und mehr äußeren Anlaß bietet, also sehr gut auch ohne Krankenvorstellung unter Umständen verständlich und denkbar sind, wie das z. B. bei den zeitweise recht glänzenden, meist sehr ruhigen und kühlen, häufig zu nüchternen und fast cynischen Vorträgen von Traube's großem Rivalen, dem vorzüglichen Diagnostiker Frerichs, der Fall war, trugen die Unterweisungen Traube's, der mit Leib und Seele akademischer Jugendlehrer war, durchaus individuelles Gepräge. Stets gingen sie von dem vorgestellten klinischen Fall aus, hielten sich lediglich an diesen und waren ohne ihn kaum möglich. Dadurch erlangte Traube's Lehrmethode die besonders anregende und fesselnde Kraft und wurde für den jungen Mediciner eine für seinen künftigen Beruf recht erziehliche, eine im besten und wirklichen Sinne des Wortes propädeutische. Besonders verdienstvoll und beliebt waren Traube's sogen. Ambulatorien, d. h. die von ihm geübte Sitte, mehrmals wöchentlich (abwechselnd mit den stationären Vorlesungen) stundenlang mit seinen Hörern die klinischen Säle von Bett zu Bett zu durchwandern und dabei gleichsam peripatetisch zu lehren. Hierbei sprudelten seine Vorträge von Bemerkungen medicinisch-ethischen, man darf sagen religiös-philosophisch-medicinischen, aber auch vielfach allgemein pathologischen und in besonders reichem Maaße historischen Inhalts; sie gestalteten sich dadurch zu einer Art von therapeutisch-klinischem Gottesdienst, bei dem man den hehren, antiken, so zu sagen hellenischen Geist

und den weihevollen Hauch Hippokratischen Kunstsinnes zu verspüren meinte. Nicht wenig trug hierzu Traube's Gewohnheit bei, gewisse „wichtige Sätze“ in Gestalt von knapp und scharf formulirten, aphoristisch-dogmatischen Aperçus aufzustellen, welche fast den Hippokratischen Aphorismen ähnelten. Namentlich wurde T. nicht müde, immer wieder auf das Sittliche im Beruf des Arztes hinzuweisen und seinen Schülern die Nothwendigkeit, bezw. die Regeln hinsichtlich des decens habitus einzuprägen. Auch bestand ein Hauptvorzug seiner Lehrthätigkeit darin, daß er die Therapie stets sehr eingehend behandelte, wobei er nicht selten auch manches (angeblich veraltete) Rüstzeug aus dem Arsenal seines reichen historischen Wissens und Könnens hervorzulangen sich nicht scheute. — Soviel über Traube's gesegnete Wirksamkeit als akademischer Lehrer, die Verfasser dieser Biographie noch das Glück hatte, während mehrerer Semester 1874—75, wo er T. als Schüler und Famulus näher stand, aus eigener Anschauung kennen und schätzen zu lernen. — Traube's Forscherthätigkeit ist durch epochemachende Arbeiten doppelter Art gekennzeichnet: einmal durch die berühmten, schon oben genannten experimentell-pathologischen Untersuchungen, denen sich später noch Abhandlungen über Fieber, über die Wirkungen der Digitalis, über den Zusammenhang von Herz- und Nierenkrankheiten u. a. hinzugesellten, dann durch außerordentlich zahlreiche Publicationen klinisch-casuistischen Inhalts, die z. Th. in den Charité-Annalen, zum größeren Theil in den Verhandlungen der Berliner med. Gesellschaft erschienen, deren sehr eifrig förderndes Mitglied T. war. Eine Zusammenstellung aller dieser, auch in anderweitigen Journalen zerstreuten Veröffentlichungen bilden die drei umfangreichen Bände, welche u. d. T.: „Gesammelte Beiträge zur Pathologie und Physiologie“ erschienen (Bd. I enthaltend die experimentellen Untersuchungen, Berlin 1871; Bd. II enth. die klinischen Arbeiten, ebda.; Bd. III nach dem Tode Traube's von seinem Neffen, dem zeitigen klin. Director am städtischen Urban-Krankenhause zu Berlin, Albert Fraenkel, ebda. 1878 edirt, enthält die Tagebücher und den wissenschaftlichen Nachlaß Traube's). Selbständig erschien noch die kleine, unvollendet gebliebene Monographie: „Die Symptome der Krankheiten des Respirations- und Circulationsapparates“ (Berlin 1867). — Nicht unerwähnt bleibe, daß T. als consultirender Arzt sich großer Beliebtheit besonders bei den Berliner Berufsgenossen erfreute, wozu sein wohlwollender, collegialer Sinn und seine geistreichen diagnostischen Bemerkungen am Krankenbette nicht wenig beitrugen; erwähnenswerth ist ferner der Umstand, daß T. 1875 bei Gelegenheit des Leydener Universitäts-Jubiläums zum Ehrendoctor dieser Hochschule ernannt wurde. — Die Zahl der aus Traube's Unterricht direct oder indirect hervorgegangenen Schüler ist Legion. Wir begnügen uns als einen von den bedeutenderen seinen Nachfolger E. Leyden zu nennen, dessen Gedächtnißrede z. Th. den obigen Zeilen zu Grunde gelegt wurde.

Vgl. ferner Biogr. Lexikon &c. V, 714. Pagel.

Traun: Hanns v. T., aus dem alten, oberösterr. Geschlechte der Herrn v. Traun und Abensberg, geboren zu Beginn des 14. Jahrhunderts, † nach 1370, einer der namhaftesten ritterlichen Kämpen seiner Zeit. Sohn Hartnit's aus der Ehe mit Adelburg von Hortheim, seit 1320 urkundlich auftauchend, 1362—1363 als Landeshauptmann von der Enns bezeichnet, widmete sich Hanns v. T. dem ritterlichen Kriegshandwerk „bey dreißig Jahre nach einander“, wie sein Lobredner, der zeitgenössische Spruchdichter Peter Suchenwirt bemerkt. Zu seinen frühesten Thaten zählt die Betheiligung am Gefechte des österreichischen Heerhaufens unter dem Habsburger Herzog Otto gegen die Böhmen vor Laa (Herbst 1332); dann machte er den Feldzug der österreichischen Herzoge im Bunde mit Kaiser Ludwig gegen Heinrich von Niederbaiern, Schwiegersohn und Verbündeten K. Johann's von Luxemburg mit, der die Vereinigung der beider-

seitigen Heere vor Landau (1336, August) aber keine entscheidende Schlacht herbeiführte.

Hier erwarb sich T. den „Rittersegen", — den Ritterschlag. — Später verlockte der Kriegszug der Luxemburger gegen Polen unsern Hanns v. T. zum Eintritt ins böhmische Heer. Im Sommer 1345 kam es zur Belagerung von Krakau, wobei er sich feindlicher Uebermacht wacker erwehrte. Nach dem friedlichen Ausgleich zwischen den Luxemburgern und Piasten (1346), drängte es den österreichischen Landherrn und Ritter in die weite Fremde. Er nahm angesichts des großen Krieges zwischen England und Frankreich Dienste bei K. Eduard III. gegen Philipp VI. von Valois und stritt tapfer vor den Mauern von Calais, das sich den Engländern nach einjähriger harter Belagerung endlich ergeben mußte (Aug. 1347). An der Wiedereroberung einer andern Feste (Cadamum?) nahm H. v. T. hervorragenden Antheil. Vom englischen Könige, sodann an seinen Sohn, den schwarzen Prinzen, entsendet, macht Hanns v. T. den Feldzug der Engländer in das südwestliche Frankreich 1355 mit. Dann verließ er den französischen Kriegsschauplatz und wandte sich nach dem Nordosten des Festlandes in das Gebiet der Litthauer, Lieven und „Reussen", und hilft die Eisenburg (Isborsk bei Pskow) belagern. Vor dem neuen Heereszuge der Engländer gegen K. Johann von Frankreich kehrt jedoch H. v. T. unter die ihm liebgewordene englische Fahne zurück, wird von K. Eduard III. huldreichst aufgenommen und an die Spitze von 80 Lanzen gestellt. So schifft man dann nach Frankreich hinüber und es kommt zur blutigen Schlacht bei Poitiers (1356, 19. Sept.) vor welcher Hanns v. T. die Nachhut der Franzosen ereilt und zerstreut. Am Tage der Schlacht verwundet Hanns v. T. den Bannerträger des Franzosenheeres und bringt als Fahnenführer Englands das Feldzeichen der Plantagenets zu Ehren. Er darf daher auch den Sitz zwischen dem gefangenen Franzosenkönig und dem Prinzen von Wales, dem Sieger einnehmen, wie Suchenwirt erzählt; der ihm auch eine Leibrente von 100 Mark zuerkennen läßt. Nach Kämpfen in der obern Bretagne übernimmt er als „Kriegshauptmann" zehn Wochen hindurch die Obhut über Calais. — Wir müssen jedoch zwischen seine Kriegsthaten unter englischem Banner von 1347 und die von 1356 andere Unternehmungen einschalten, die auch der oben erwähnten „Reussenfahrt" vorausgegangen waren. Es ist dies die Theilnahme an der Fehde des österreichischen Hauses Wallsee gegen die böhmischen Herren v. Neuhaus und die Gefolgschaft im Heere Herzog Albrecht II. von Oesterreich vor Zürch als Hauptmann des Passauer Fähnleins. Bei der Bestürmung Weissenhorns (in der Nähe des Bodensees auf Schweizer Seite) wurde Hanns v. T. schwer verwundet. Diese Ereignisse fallen vor das Jahr 1355. An den zweiten Feldzug in englischen Diensten reihen sich dagegen: die Kämpfe Salzburgs und Passaus mit Herzog Stephan von Niederbaiern, in denen Hanns v. T. das wichtige Mühldorf gegen die Baiern vertheidigte und Dornberg erobern half (1358); ferner die Heeresfolge im Friauler Kriege Herzog Rudolf's IV. von Oesterreich mit dem Aglajer Patriarchen Ludovico della Torre, welcher 1361 mit der Niederlage des letztgenannten Kirchenfürsten und seiner zwangsweisen Reise nach Wien schloß. 1364 gab er dem oben erwähnten Habsburger Kriegsgeleite vor das bairische Ried am Inn — und half nach blutigen Fehden mit den böhmischen Grenzfeinden — dem Passauer Bischof 1367 seine unbotmäßigen Bürger zu paaren treiben. 1368 begleitete er über Wunsch Herzog Albrecht III. von Oesterreich dessen kaiserlichen Schwiegervater Karl IV. auf der zweiten Romfahrt. Dann half er Triest gegen die Venetianer vertheidigen 1368—1369 und wandte sich wieder dem ihm lieb gewordenen England zu, dessen Herrscher ihn zur Vertheidigung des von den Franzosen (1369) bedrängten Calais entbot. — Es glückte ihm,

dann auf der Rückfahrt von Calais nach England ein feindliches Schiff wegzunehmen und dem Könige Eduard III. als willkommene Beute zu verehren. Seine letzte Waffenthat knüpft sich an die „Preußenfahrt" Herzog Leopold III. von Oesterreich, zur Zeit, als der deutsche Hochmeister in Samaiten (Samogitien) eindrang. Der laue Winter vereitelte bald den geplanten gemeinsamen Kriegszug (1370). Hiermit schloß die lange Kriegszeit Hannsens v. T., einer der typischen Erscheinungen des 14. Jahrhunderts, deren Kriegslust und ritterliche Abenteuersucht den verschiedensten Fahnen folgte und die entlegensten Pfade einschlug.

Suchenwirt's Werke, hrsg. u. erl. von Alois Primisser, Wien 1827. Einen Auszug aus Suchenwirt's Dichtung, der auf eine andere Handschrift als die Primisser's schließen läßt, benutzte Hoheneck in seinem Werke „Die löblichen Herrenstände des Erzh. Oesterreich o. d. E. 3 Bde. (1726—1747) II, 686 f. — Taschenbuch f. vaterl. Gesch. hrsg. v. Hormayr und Mednyansky J. 1828 S. 5 f. Oe. Reisende der Vorzeit. 1. Hanns v. Traun.

F. v. Krones.

Traun: Karl Emanuel Graf T., dramatischer Schriftsteller. Von seinem Leben ist fast gar nichts bekannt. Wurzbach identificirt ihn mit dem 1738 geborenen, nach 1811 gestorbenen General. Das Einzige, was ich von ihm weiß, daß er eine Beamtenstellung in St. Pölten innegehabt, und daselbst auch gestorben, widerspricht dieser Annahme. Seine zahlreichen Dramen sind durchwegs Schablonenarbeit, meist auf französischer Quelle fußend, mit starken Anlehnungen an Stephanie, Holberg, Molière u. a. Ueberall die Spieler, Deutsch-Franzosen, Soldaten, das Landmädchen mit der fadenscheinigen Tugend einer Pamela, gern wird der Orient und Amerika aufgesucht. Einige Stücke („Das Zauberschloß" „Die bestrafte Undankbarkeit") sind schlecht verkappte Kasperliaden. „Nicht einmal mittelmäßig" sagt die Allgemeine Deutsche Bibliothek mit Recht. Auf dem Wiener Theater ist meines Wissens nur „Die gute Tochter" 1780 erschienen.

Wurzbach 47, 15 u. 22. — Benzmann: Bibliothek deutscher Schauspiele 1781. S. 509—607. — Goedeke V² 324 f.

A. v. Weilen.

Traun: Otto Ferdinand T., Graf von Abensperg und Traun, kaiserl. Feldmarschall, Geheimer Rath, commandirender General in Siebenbürgen, geb. am 27. Aug. 1677 in Oedenburg, † zu Hermannstadt am 18. Februar 1748. Ein Sohn des Grafen Otto Lorenz von der Eschelberger Linie aus dessen zweiter Ehe mit Eleonore Susanna Rueber, Freiin von Puechsendorf. Von sechs Kindern blieb er allein am Leben. Nach sorgfältiger Erziehung im elterlichen Hause war Otto Ferdinand von seinem Vater auf die Universität Halle gesendet worden, die er verließ um 1693 die brandenburgischen Hülfsvölker als Freiwilliger nach den Niederlanden zu begleiten. Er nahm Theil an der Belagerung von Namur (1695) und trat dann (1697) in den kaiserl. Kriegsdienst. Schon in den Kämpfen des spanischen Erbfolgekrieges focht T. mit Auszeichnung in Italien und am Rhein und als er im J. 1709 als Oberstlieutenant dem Feldmarschall Guidobald Grafen Starhemberg als Generaladjutant zugewiesen wurde, fand er in Spanien bald Gelegenheit, die Aufmerksamkeit König Karl's (III.) auf sich zu ziehen. Infolge dessen wurde er bald „in Erwägung der sowohl Uns als des Königs in Hispanien Liebden geleisteten und annoch leistenden ersprießlichen Kriegsdiensten" am 16. Februar 1710 zum Oberst ernannt und ihm zwei Jahre später das durch den Tod des Generalfeldwachtmeisters Egkh erledigte Infanterie-Regiment verliehen. Als die kaiserlichen Regimenter 1713 aus Spanien gezogen wurden, kam T. mit seinem Regimente in die Lombardei, marschirte mit diesem 1718 nach Neapel und ging 1719 mit dem Corps des Feldmarschalls Grafen

Mercy nach Sicilien, wo er in der Schlacht von Francavilla (20. Juni) schwer verwundet wurde. Später (1720) befehligte er in Syracus.

Zum Generalfeldwachtmeister wurde er in Anbetracht der „besonders bei letzhiniger schweren, jedoch siegreichen Eroberung des Königreichs Sicilien erwiesenen distinguirten Bravour, Vernunft und Tapferkeit“ am 14. October 1723 befördert und 1727 zum Gouverneur von Messina ernannt. Feldmarschalllieutenant im J. 1733 (8. November), wurde T. im Januar 1734 nach Neapel beordert, wo er vergeblich versuchte, die leitenden Persönlichkeiten dafür zu gewinnen, die wenigen in Unteritalien stehenden Truppen zu vereinigen und sie den aus Toscana anrückenden Spaniern entgegenzuführen. Er selbst warf sich von Capua aus mit 3000 Mann dem vordringenden Gegner in dem Passe von San Germano entgegen und behauptete sich durch 23 Tage in dieser Stellung, bis er zum Rückzuge auf Capua genöthigt ward. Die geringe Widerstandsfähigkeit des Platzes suchte er durch Ausbesserung der Werke zu erhöhen und war bemüht, die Vertheidigung desselben in energischer Weise zu führen. Capua, der einzige Platz, den die Kaiserlichen gegen Ende des Jahres noch inne hatten, mußte jedoch, da kein Ersatz mehr zu hoffen, Ende November capituliren und am 30. November zog T. mit allen Kriegsehren aus der von ihm heldenmüthig vertheidigten Feste ab. Bei seiner Rückkehr nach Wien wurde T. zum Feldzeugmeister ernannt (25. April 1735) und erhielt im Sommer des Jahres 1735 die Aufgabe, die im südöstlichen Ungarn ausgebrochenen Unruhen zu unterdrücken. Von dieser Sendung zurückgekehrt, ernannte ihn Kaiser Karl VI., bei gleichzeitiger Verleihung der Geheimen Rathswürde, zum Generalcommandanten der in der Lombardei stehenden Truppen und Interimsstatthalter des Herzogthums Mailand (1736). Als Generalcapitän in Italien nahm er nach dem Tode Kaiser Karl's VI. die Erbhuldigung für die neue Herrscherin Maria Theresia entgegen und wurde am 9. April 1741 zum Feldmarschall ernannt.

Beim Uebergreifen des österreichischen Erbfolgekrieges nach Italien zum Oberbefehlshaber der vereinigten österreichischen und sardinischen Streitkräfte bestimmt, besetzte T. im Februar 1742 das Gebiet von Modena, während sich die unter dem Befehle Montemar's stehenden Spanier, ohne Widerstand zu leisten, zurückzogen, um die Ankunft des zum Oberfeldherrn der spanischen Armee ernannten Generals Gages abzuwarten. Unthätig standen beide Heere am Panaro sich gegenüber, bis Gages im Februar 1743 zum Angriff überging. Traun's geschickten Anordnungen gelang es jedoch am 8. Februar in der Schlacht bei Campo Santo den bedeutend stärkeren Gegner zurückzuwerfen. Er hatte bei dieser Gelegenheit zwei Pferde unter dem Leibe verloren. T., der seinem Gegner an Truppenzahl und Kriegsbedürfnissen nachstand, behielt sein Hauptquartier in Carpi und hielt die Uebergänge am Panaro und an der Secchia besetzt. Die Schwierigkeiten lagen nicht allein in der Stärke seiner Gegner, sondern in den mißlichen Verhältnissen, welche aus dem Verhalten des sardinischen Alliirten erwuchsen und in der Unmöglichkeit bei der schweren Bedrängniß, in der sich die Königin Maria Theresia befand, von Wien die erforderliche Unterstützung zu erhalten. Er erneuerte unter diesen Umständen seine wiederholt gestellte Bitte um Ablösung im Obercommando, welche nun auch bewilligt und dem Feldmarschall das Generalcommando in Mähren übertragen wurde, sowie er auch bald darauf durch die Verleihung des Ordens vom goldenen Vließ ausgezeichnet ward.

Nach dem Tode des Feldmarschalls Ludwig Andreas Grafen Khevenhüller wurde T. die ehrende Aufgabe, dem Prinzen Karl von Lothringen in der Führung der kaiserl. Armee am Rhein zur Seite zu stehen, und der Einfluß des tapferen und geistvollen Mannes machte sich bald in der Führung der Operationen hervorragend bemerkbar. Prinz Karl von Lothringen überschritt den Rhein, mußte

aber, da König Friedrich II. von Preußen wieder in Böhmen eingebrochen war, zur Deckung der Erblande aus dem Elsaß durch Baiern und die Oberpfalz in Eilmärschen nach Böhmen zurückkehren. Mit vollendeter Meisterschaft manövrirte T. den König von Preußen aus Böhmen; ohne Feldschlacht, aber mit den Folgen einer erlittenen schweren Niederlage für Preußen wurde der Feldzug beendet.

König Friedrich II. schrieb später: „Kein General beging wohl mehr Fehler als der König in diesem Feldzuge“ und weiter: „Des Herrn v. T. Benehmen ist ein vollkommenes Muster, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, studiren muß, um es nachzuahmen, wenn er dazu die Fähigkeit besitzt. Der König hat es selbst gestanden, daß er diesen Feldzug für seine Schule in der Kriegskunst und Herrn v. T. für seinen Lehrer angesehen hat“. (Histoire de mon temps, Red. von 1775. Chap. X). Im J. 1745 drängte T. die Franzosen aus Deutschland bis über den Rhein und ermöglichte dadurch die Kaiserwahl des Gemahls der Königin Maria Theresia, des Großherzogs Franz Stephan, zu Frankfurt a. M. Zwei Jahre später erhielt Feldmarschall T. das Generalcommando in Siebenbürgen, das er jedoch nur kurze Zeit inne hatte, da er bereits am 18. Februar des folgenden Jahres in Hermannstadt an der Wassersucht verschied. Graf T. war zweimal vermählt, doch war sein einziger Sohn erster Ehe, Oberst Karl Joseph Graf Traun ihm im Tode vorausgegangen.

T. war ein hochgebildeter, mit allen edlen Eigenschaften des Herzens und Charakters ausgestatteter Mann von hervorragender persönlicher Tapferkeit und Unerschrockenheit. Die Art seiner Kriegführung gelangte in der Beobachtung weiser Umsicht zum Ausdrucke und hat ihm reiche und verdiente Anerkennung eingetragen.

Acten d. k. u. k. Kriegs-Archivs. — Biographien k. k. Heerführer und Generale, herausgegeb. v. d. Direction des k. und k. Kriegs-Archivs. Wien 1888. — Neues illustrirtes vaterländisches Ehrenbuch I, Wien u. Teschen. — Thürheim, Feldmarschall Otto Ferdinand Graf von Abensperg u. Traun.

E. v. Duncker.

Traunfellner: Jacob T., Maler, wurde in Wien am 1. Mai 1743 geboren und an der Akademie seiner Vaterstadt zum Landschaftsmaler ausgebildet. Später wurde er Zeichenmeister an dieser Schule und erhielt den Titel eines k. k. akademischen Malers. Er starb zu Wien am 27. Februar 1807. Von seinen Arbeiten ist nur wenig noch bekannt. Die Albertina in Wien bewahrt ein Aquarell von seiner Hand, eine Waldlandschaft mit einem Bach bei Vollmondschein. Auf der historischen Kunstausstellung in Wien im J. 1877 waren zwei Schabkunstblätter von ihm zu sehen, eine „Nymphe im Bade“ nach T. Oehlenhainz, und ein „Knecht, der einen Vogel rupft“. Andere Blätter Traunfellner's führt Wurzbach XXXVII, 26, 27 an und berichtet von einem Sohn Jacob Traunfellner's, Namens Gottlieb, der gleichfalls Zeichenmeister in Wien gewesen sein soll und nach ihm, am 29. Juni 1811, starb. Diesem Gottlieb Traunfellner schreibt Wurzbach das eben erwähnte Blatt der „Nymphe im Bade“ zu, während andere die Bezeichnung G. Traunfellner auf Giovanni gedeutet und also das Blatt Jacob T. zugewiesen haben.

Vgl. Cyriak Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens. Wien 1888. S. 193. Hier ist zum ersten Mal das Geburts- und Todesjahr des Künstlers urkundlich belegt und richtig mitgetheilt. H. A. Lier.

Traunsdorff: Johann Heinrich v. T., Spruchdichter, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, über dessen Leben nichts überliefert oder feststellbar ist. Zufolge einem unter dem 12. September 1644 von Schultheiß und Rath zu Bern ausgestellten Zeugnisse für T., der nach fünfjährigem Aufenthalte in der

Stadt willens ist, sie zu 'quittiren', hatte er sich daselbst ehrlich und ohne Jemandes Klage gehalten und wird seiner 'Qualitäten' wegen allen Obrigkeiten und Standespersonen nach Gebühr empfohlen. Aus den Widmungen vor seiner dreibändigen Epigrammensammlung, die — jeder Theil einzeln — 1642 zu Bern erschien, läßt sich trotz der vielen Namen von altadeligen und Amtspersonen in Stadt und Kanton Bern denen T. das Werk zueignet, nichts Biographisches entnehmen, als daß von den zu Eingang der ersten aufgezählten Mitgliedern Berner Geschlechter „ich und die meinigen in diesem vnsern betrübten exilio sonderbahre wol- und gutthaten empfangen". An derselben Stelle teilt der Verfasser noch mit, daß er dieses erste Tausend weltlicher Reime selbst gefertigt habe, gar wenige ausgenommen, so sich auch in seinen scriptis befinden und von Alters her im Schwange gehen. Im Anschluß an die Dedication des zweiten Bandes bemerkt er, er habe zu Verhütung des Müssiggangs und Vertreibung der langweiligen Zeit, auch zu etwas Delectirung und nützlicher Recreirung aus seinen 8000 Poemata weitere tausend ausgewählt, melancholische Gemüther damit zu erfrischen und ergötzen in Ansehung des Versleins: „Quod prodesse velint et delectare poëtae." Hinter dem Titel des dritten Bandes wird aus Salvianus de Gubern. lib. 7 p. 260 citirt: Offendo forsitan quosdam, ut suspicor his, quae hic dico, sed quia veritas magis quam offensio cogitanda, dixi. Daraus, aus den vielen altsprachlichen Ausdrücken, Wendungen und Anspielungen, vielleicht auch aus dem „G. G. A." neben der Autorangabe auf Band 2 und 3 darf man eine gelehrte Bildung Traunsdorff's schließen. Daß er, wol auf Grund seiner Abkunft, in Patricierhäusern und bei den Behörden Berns wohlgelitten war, beweisen die genannten Zuschriften an zahlreiche derartige Persönlichkeiten. Freisinnige Anschauungen bekundet er öfters, und darin mag die Ursache seines Exils liegen.

Die drei Theile sind bezeichnet als „Erstes tausend", „Ander Tausend", „Drittes Tausent" „Deutscher Weltlicher POEMATUM" und tragen im übrigen sehr ähnliche Titel, weshalb die Fortsetzung des ersten genüge: „von allerhandt täglich fürfallender Materien, vnnd Handlungen, mancherley Sprüchwörtern vnnd Gleichnussen, schönen dictis vnnd Sentenzien, auß deß Authoris operibus manuscriptis vnnd Ethicomoralischen Emblematibus also zusammen getragen". Die einfache schriftstellerische Tendenz spiegelt der unmittelbar darauffolgende Sechszeiler: „Zoilus hat viel Brüder g'laßen, Die wohnen fast in allen Gaß'n, Ein jeder nur auff andre sicht, Denckt aber seiner selbsten nicht, Doch all Ding leichter außzulachn, Als daß man es könnt besser machn". Die Sinngedichte sind in Gedanke, Sprach-, Stil- und Versform solche der älteren Art und neigen stark zu volksmäßiger Weise in Auffassung und Wiedergabe, verschmähen also die Prägung des strengeren Epigramms. Neben allerlei alterthümlicher Spruchpoesie und Priamelhaftem stehen Schwänke, im zweiten Bande auch reichlich Lascives. Als Bezugsgebiet dient das menschliche Leben nach allen Seiten, mit Vorliebe gegensätzliche Zustände und dabei unangenehme Sachlagen, wie sie T. wohl selbst durchgemacht hatte. Die Gegenwart liefert wenig; daher steht auch die Satire mehr bei Seite. Für die, namentlich im ersten Drittel ganz besonders bevorzugten Sprichwörter und die Adagia-artigen Anekdoten liegen die Quellen beziehentlich copirten Originale im 16. Jahrhundert, vielleicht auch in Oesterreich, woher der Sammler — Bächtold's Vermuthung nach — möglicher Weise stammte.

Irgend welchen Eindruck scheint T. trotz der Masse dichterischer Kleinigkeiten, die er darbot, nicht hinterlassen zu haben. Nirgends findet man ihn angeführt, und keine Litteraturgeschichte nennt ihn außer C. Lemcke's „Von Opitz bis Klopstock" (G. d. d. D. I) S. 307 f. (S. 308 Fußnote einige Proben von

Sprüchen), wo er kurz gewürdigt und als Kehrseite des gelehrten Epigrammatikers Logau betrachtet wird. Die zu Anfang berührte Urkunde ist bei Bächtold, Gesch. d. deutsch. Lit. i. d. Schweiz, Anmerkungen S. 212 ausgezogen, ebenda S. 146 f. die Titel und Widmungen; im Texte des Buches S. 456 f. eine knappe Charakteristik mit angefügten bezeichnenden Sprichwörtern. Für reichsdeutsche Bibliotheken ist kein Exemplar verzeichnet. Ludwig Fränkel.

Trausch: Josef T., erfolgreicher Sammler auf dem Feld der siebenbürgischen Geschichte, ist geboren am 9. Februar 1795 in Kronstadt im Siebenbürger Sachsenland, und als emeritirter k. k. Finanzrath am 16. November 1871 daselbst gestorben. Sohn eines Hauses, dessen Häupter seit fünf Menschenaltern durchweg als Geistliche oder Beamte ihrem Volk gedient hatten — sein Vater war Magistratsrath in Kronstadt — machte er, nach beendigten Gymnasialstudien in Kronstadt, juridische Fachstudien in Klausenburg und Neumarkt (Marosch-Vasarhely), lernte darauf einige Monate hindurch die Verhältnisse und den Geschäftsgang der siebenbürgischen Hofkanzlei in Wien kennen und trat dann im Juni 1817 als Magistrats-Honorärsecretär dauernd in den Dienst seiner Vaterstadt und damit zugleich der sächsischen Nation und des Landes. Hier erstieg er nach einander die Stufen der damaligen sächsischen Beamtenlaufbahn, überall wegen seiner ernsten Schulung und seines Pflichteifers erfolgreich thätig; im J. 1831 zum Magistratsrath, 1841 zum Polizeidirector gewählt, lernte er, vom Vertrauen seines Kreises wiederholt als Vertreter in die sächsische Universität — die politische Vertretung der sächsischen Nation mit dem Recht der Statutargesetzgebung, zugleich Appellationsgericht derselben — und auf siebenbürgische Landtage entsandt, einmal auch als Mitglied einer ständischen Deputation in Wien, ebenso auf weitern europäischen Reisen denkend größere Lebensverhältnisse kennen. Im Sturmjahr 1848 war er als Vertreter seiner Nation in Pest und Wien bei dem Erzherzog Johann, dem Erzherzog-Palatin Stephan, dem Erzherzog Franz Karl und in einer Audienz bei Kaiser Ferdinand thätig; in der schweren Zeit des Bürgerkrieges 1849 hat er in seinem Amt seiner Vaterstadt die Treue bewiesen. Gegen Ende desselben wurde er nach hergestelltem Frieden von der neuen Landesregierung als Rechtsconsulent zur Statthalterei nach Hermannstadt einberufen, dann im Februar 1850 mit dem Präsidium der k. k. Kammerprocuratur betraut und im October 1853 zum Finanzrath ernannt. Als solcher trat er im December 1860, von seinem Kaiser mit dem Ritterkreuz des Franz Josef-Ordens ausgezeichnet, auf sein Ansuchen in den Ruhestand, aus dem ihn 1863 und 1864 zu neuer, doch kurzer politischer Thätigkeit der Landtag von Hermannstadt rief, an dem er als Kronberufener theilnahm.

Von Jugend auf mit warmer Neigung der Geschichte zugewandt, benutzte T. alle seine Stellungen und alle seine Muße gerne zu Arbeiten in ihrem Dienst. Den Verein für siebenbürgische Landeskunde, der für die Förderung der deutschen Wissenschaft und der Erforschung des Heimathlandes unter den Siebenbürger Sachsen von außergewöhnlicher Bedeutung geworden ist, hat er (1840) mit gründen helfen; von 1842—1858 als Ausschußmitglied desselben thätig, stand er von 1858—1869 als Vorstand an dessen Spitze. Im Sinne der Vereinsaufgaben und mit Unterstützung des Vereins veröffentlichte T. aus Handschriften des 18. Jahrh. 1847 und 1848 „Annales Hungarici et Transsilvanici“, wesentlich Aufzeichnungen sächsischer Chronisten, deren ältester hier Simon Massa aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist — ein Werk zwar (es führt auch den Titel: Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum), dem die streng kritische Grundlage und Durchführung allerdings abgeht, das aber doch geeignet war, in jener Zeit die geschichtliche Forschung hier auf neue Quellen hinzuweisen. Trausch's

Sammlerfleiß zeigt sich auch in der „Geschichte des Burzenländer Capitels“, eine Arbeit, die ihn in den Stürmen der Jahre 1848 und 1849 „die trübe Gegenwart vergessen ließ“, nicht eine pragmatische Geschichte des Capitels, sondern eine Reihe von chronologischen Nachrichten über dasselbe und Denkwürdigkeiten, die doch viel Lehrreiches enthalten. Die Abhandlung ist in dem, unter des Grafen Josef Kemeny Auspicien entstandenen Magazin für Geschichte, Literatur und alle Denk- und Merkwürdigkeiten Siebenbürgens (Bd. III, Kronstadt 1852) veröffentlicht. Die „Uebersichtliche Darstellung der älteren Gemeindeverfassung der Stadt Kronstadt nach den alten Ortsinstitutionen dieser Stadt“ (Kronstadt 1865) beleuchtet die früheren Zustände der öffentlichen Verwaltung desselben; die gleichzeitig erschienenen „Beiträge und Actenstücke zur Reformationsgeschichte von Kronstadt“ sind werthvoll wegen der hier zum ersten Mal gedruckten Apologia reformationis, welche Honterus 1543 zur Vertheidigung seiner Reformatio ecclesiae Coronensis — gedruckt auch in Wittenberg mit einer Vorrede Melanchthon's 1543 — geschrieben. In die Kämpfe der Gegenwart führen die „Bemerkungen über die, vom siebenbürgischen griechisch-nichtunirten Bischof, Basilius Moga, 1837 den, zu Hermannstadt versammelten Landesständen unterlegte Bittschrift“ (Kronstadt 1844). Von der sächsischen Nationsuniversität mit der Widerlegung derselben betraut führt T. „die breiten und oft ermüdenden Waffen des historischen Rechts“ ins Feld, ein äußerst zahlreiches Gesetz- und Actenmaterial, das allerdings Ueberzeugungskraft besaß — für den, der sich der Belehrung nicht absichtlich verschloß. Dieselbe Absicht rechtsgeschichtlicher Beleuchtung zur Ermöglichung eines Urtheils auf dem Boden des bestehenden Staatsrechts leitete T., als er die „Actenmäßige Darstellung der ungarischen und siebenbürgischen Landtagsverhandlungen über eine Vereinigung des Großfürstenthums Siebenbürgen mit dem Königreich Ungarn“ (Kronstadt 1866) herausgab. Das bedeutendste von Trausch's Werken ist jedoch sein „Schriftstellerlexicon oder biographisch-literarische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen“ (3 Bände, Kronstadt 1868—1871, richtiger 1876), die unermüdete, großer Achtung würdige Arbeit eines langen fleißigen Lebens. Das nie hoch genug zu preisende Werk von Johann Seivert (A. D. B. XXXIII, 665) „Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften“, das im Buchhandel vergriffen war, zu neuem unveränderten Abdruck bringend, bilden die Denkblätter eine ungemein reichhaltige Ergänzung und Fortführung jenes Buches bis 1870, allerdings in einzelnem nicht ohne Irrthümer, wie diese denn schwer zu vermeiden sind bei Sammlung von kleinsten Daten, die nicht selten durch fremde Hände beschafft werden mußten, aber dabei oft selbst in gelegentlichen Erwähnungen einen Reichthum hier nicht geahnten Inhalts bergend, der geradezu überraschend das geistige Leben oder die politischen Mühsale der sächsischen Nation beleuchtet. Die reichste Frucht des rastlosen Sammlerfleißes von T. ist seine großartige, fast über alle Theile, namentlich der sächsischen Geschichte sich erstreckende Handschriftensammlung, die er in 248 Bänden hinterlassen hat und es ist zugleich ein ehrendes Zeugniß der Liebe des Sammlers zu seinem Volke, daß er in seinem Testament bestimmte, die Sammlung möge gegen billige Entschädigung dem evangelischen Gymnasium seiner Vaterstadt oder dem Brukenthalischen Museum in Hermannstadt nach seinem Tode zukommen. Das Kronstädter Presbyterium hat von seinem Näherrechte Gebrauch gemacht und so ist der werthvolle Schatz, zu dem die Forscher auf dem Felde der siebenbürgischen Geschichte immer gerne sich hinwenden, jetzt im Besitze der Kronstädter evangelischen Gymnasialbibliothek.

Joseph Trausch, Schriftstellerlexicon der Siebenbürger Deutschen III, 409. — Karl Joseph Trausch (sein Sohn), Lebensskizze des Joseph Trausch. Kron-

stadt 1873. — G. D. Teutsch, Denkrede auf Josef Trausch, im Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, Bd. XII, S. 1—36.

G. D. Teutsch.

Traut: Wolf T., Maler und Zeichner für den Holzschnitt in Nürnberg, geboren um 1490, † 1520, Sohn des Malers Hans T., der vielleicht identisch ist mit einem Hans von Speier, da mehrfach erwähnt ist, daß die Trauts aus Speier stammen. Der 1407 und 1438 in den Bürgerverzeichnissen Nürnbergs aufgeführte Hans von Speier war vielleicht der Großvater des Wolf T. Der Vater, der 1488 erblindet sein soll und nach 1505 gestorben ist, wird 1477 und 1489 in den Bürgerbüchern genannt. Ferner wissen wir von ihm, daß er im Verein mit Hans Beuerlein das Augustinerkloster mit Fresken ausstattete „und darin viel erbare Herren conterfeyet". Die Erlanger Universitätsbibliothek besitzt von ihm eine aus Dürer's Besitz stammende Handzeichnung eines heil. Sebastian mit einem Vermerk von Dürer's Hand „Dz hatt Hans Trawt zw Nornmerhkg gemacht".

Das Geburtsjahr des Wolf T. steht nicht urkundlich fest, doch wird berichtet, daß er mit Hermann Vischer, dem ältesten Sohn Peter Vischer's, eng befreundet war „als wären sie Brüder gewesen". Das läßt auf Gleichaltrigkeit der beiden schließen und macht es wahrscheinlich, daß die Geburt des Meisters in die Zeit um 1490 fiel. Ueber seine künstlerische Erziehung ist nichts bekannt, seine künstlerische Art, die in Formen- und Farbengebung Alterthümliches mit Neuem verbindet und bei deutscher Grundlage leise italienisirende Anklänge zeigt, läßt vermuthen, daß er bei Wolgemut lernte und dann den Einfluß Dürer's und Hans von Kulmbach's erfahren hat. Als Maler lernen wir ihn nur aus einem Altarwerk kennen, das, mit seinem Monogramm (ein aus der Mitte des W aufsteigendes T) und der Jahreszahl 1514 versehen, aus der Kirche von Artelshofen bei Hersbruck in das Münchener Nationalmuseum gelangt ist. Es zeigt im Mittelfelde die heilige Sippe und auf den festen und beweglichen Flügeln Gestalten von Heiligen und ist aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit dem von Neudörfer erwähnten Altar, den Cunz Horn für die von ihm erbaute St. Annacapelle bei der Lorenzkirche von T. ausführen ließ. Zwar gibt Neudörfer für die Entstehung dieses Altarwerkes das Jahr 1502 an, doch ist, abgesehen davon, daß T. damals etwa 12 Jahr alt war, diese Angabe deshalb als irrige zu betrachten, weil die St. Annacapelle erst 1511 erbaut worden ist. — Ein 1512 für die Familie Murr ausgeführtes Epitaph mit der Darstellung des jüngsten Gerichtes in der Jakobskirche in Nürnberg ist durch mehrfache Uebermalung verdorben. Als Zeichner für den Holzschnitt war er für die Illustration verschiedener Druckwerke thätig. Um 1512 illustrirte er mit 54, z. Th. mit 1511 und 1512 bezeichneten Holzschnitten die 1512 bei Hieronymus Hölzel in Nürnberg gedruckte „Legend des heyligen Vatters Francisci". Aus dem Jahre 1512 stammt der, vier einen Garten pflegende junge Mädchen darstellende Titelholzschnitt von Strabi Fuldensis Monachi . . . . hortulus nuper apud Heluetios in S. Galli monasterio repertus (gedr. in Nürnberg bei Joh. Weyssenburger). 1514 stattete er das von Jodocus Gutknecht in Nürnberg gedruckte Missale Pataviense mit zwei Holzschnitten: St. Stephanus zwischen zwei Bischöfen und Christus am Kreuze zwischen Maria und Johannes sowie mit großen und kleinen Initialen aus. Einen Holzschnitt mit dem Abschiede Christi von seiner Mutter schuf er 1516, einen andern mit der Darstellung des heiligen Augustinus im Gespräche mit einem Kinde, das sich bemüht, mit einem Löffel das Meer auszuschöpfen, im Jahre 1518 und in den Jahren 1518—1520 war er für die Illustration des 1520 erschienenen Hallischen Heiligthumsbuches thätig, dessen 86 Holzschnitte ihn als gewandten Figuren- und Ornamentenzeichner kenn-

zeichnen. Auf dem Sockel der Petrusstatuette (S. 27 der Hirth'schen Neuausgabe des Heiligthumsbuches vom Jahre 1889 als XIII. Bändchen des Liebhaberbibliothek) befindet sich sein Monogramm.

Joh. Neudörfer, Nachrichten von Künstlern rc. 1547 herausgegeben von Lochner 1875. — R. Stiaßny, Zwei neue Altdeutsche. Allgem. Kunstchronik Wien, XI. Bd. 1887, S. 815 ff. — Georg Hagen, Wolf Traut und der Artelshofer Altar. Kunstchronik, Leipzig 1889, S. 579 ff. — Wilhelm Schmidt, Wolf Traut. Repertorium f. Kunstwissensch. XII, 1889, S. 300 ff. — Henry Thode, Die Malerschule von Nürnberg im XIV. und XV. Jahrhundert. 1891. P. J. Rée.

Trautmann: Franz T., Schriftsteller, wurde am 28. März 1813 zu München geboren, wo sein Vater als königlicher Hofjuwelier, als Kunstliebhaber, Kunstkenner und Sammler eine hochgeachtete Stellung einnahm. Das Vaterhaus mit seinen zahlreichen Kunstgegenständen, die Vaterstadt mit ihren alten historischen Erinnerungen, besonders aber ein häufiger Ferienaufenthalt im alten Kloster Wessobrunn riefen bei dem Knaben die lebhaftesten Eindrücke hervor und gaben seinem Geiste schon frühe eine ganz bestimmte Richtung, die noch durch eine zeitig begonnene Lectüre von Schriften, welche sich auf frühere Jahrhunderte bezogen, befestigt wurde. Denn wenn einerseits die historischen Erinnerungen und Studien schon in dem Jünglinge den Wunsch wachriefen, die Vorzeit seines Heimathlandes zu schildern, so erregte andererseits die Fülle des mannichfach Schönen, welches ihn in Hinsicht auf Kunst und Kunstgewerbliches von der Wiege an umgeben hatte, das Verlangen in ihm, auch in dieser Richtung tiefere Kenntnisse zu erringen und so in die Lage zu kommen, dem Ursprung der Kunstwerke nachforschen und das Wesen der Kunstfächer kennzeichnen zu können. Dieses Ziel unverrückt im Auge behaltend, erwuchs ihm in späteren Jahren die Möglichkeit, sein bahnbrechendes Werk „Kunst und Kunstgewerbe vom frühesten Mittelalter bis Ende des 18. Jahrhunderts. Ein Hand- und Nachschlagebuch zur leichteren Orientirung" (1869) herzustellen. Abgesehen von specifisch litterarischen und archivalischen Studien kamen ihm bei Abfassung des Werkes seine ausgedehnten Reisen auf dem Continente, wie auch nach England und Schottland, und die Erfahrungen zu statten, welche er durch unausgesetzte Mitarbeit an der Gründung des bairischen Nationalmuseums zu sammeln und auch geltend zu machen reichlich Gelegenheit hatte. Alle diese Bestrebungen erklären es auch zur Genüge, weshalb T. seinen ursprünglich gewählten Lebensberuf wieder aufgab. Er hatte sich, nachdem er das Münchener Gymnasium absolvirt und noch als Schüler ein Bändchen „Gedichte" (1830) veröffentlicht hatte, an der dortigen Universität dem Studium der Rechte gewidmet und die Studienzeit auf das treueste ausgenutzt; er hatte sodann vom Jahre 1837 ab in der juristischen Praxis sieben volle Jahre am Stadtgericht zu München pflichttreu gearbeitet, und seine Anstellung stand bereits in nicht zu ferner Aussicht: allein es waren Jahre eines inneren schweren Kampfes, die er zu durchleben hatte, um so schwerer, als seine Erfolge auf verschiedenen Kunstgebieten, Poesie, Musik und Landschaftsmalerei, zu weiterer Entwicklung einluden. Zwei Dramen „Jugurtha" (1837) und „Die Verstoßenen" (1840), die lyrisch-dramatischen Dichtungen „Proteus" (1843), ein lyrischer Cyklus „Maximilians Urständ", den er bei Gelegenheit des großen Künstler-Maskenfestes in München (1840) dichtete, besonders aber die Einzelerzählung „Herzog Christophs Wurf und Sprung", die in den neu begründeten „Fliegenden Blättern" (1844) erschien, waren sehr freundlich aufgenommen worden, und dieser Erfolg bestimmte ihn auch, die juristische Laufbahn aufzugeben und sich hinfort schriftstellerischer Thätigkeit und seinen Kunstbestrebungen zu widmen. In der Hoffnung, dieser

inneren Bestimmung mindestens nebenbei Rechnung tragen zu können, nahm er einen Ruf des Prinzen Karl von Baiern an, in dessen Dienst sich der sprachenkundige T. allmählich zum ersten Secretär heranbilden sollte. Die gehegten Hoffnungen, irgend productiv sein zu können, wurden durch die Menge der Arbeiten getäuscht, eine schwere Krankheit stellte sich ein, und so legte T. nach seiner Genesung sein Amt dem hohen Herrn zu Füßen. Von nun an begann seine litterarische Thätigkeit, hier und da begleitet von einer solchen auf dem Gebiete der Malerei, gelegentlich auch der Musik, sich mehr zu entfalten. Nach einigen Versuchen im Dramatischen („Schloß Latour", Schauspiel, 1846 — „Cagliostro", Drama, 1846), und nachdem er während eines Aufenthaltes in Franken 1849—50 den „Nürnberger Trichter", ein reich illustrirtes Blatt heiteren politischen Charakters herausgegeben und zwischendurch fleißig an den „Fliegenden Blättern" und der „Hauschronik" mitgearbeitet hatte, wandte er sich schließlich dem Gebiete zu, auf dem er die meisten Lorbeern geerntet hat: nämlich der Erzählung, deren Stoffe dem früheren Mittelalter angehören. Er begann mit „Eppelin von Geilingen und was sich seiner Zeit mit diesem ritterlichen Eulenspiegel und seinen Spießgesellen im Fränkischen zugetragen" (1852); dann folgten „Die Abenteuer des Herzogs Christoph von Bayern, genannt der Kämpfer" (II, 1852—53); „Die gute alte Zeit" (Münchener Geschichten, 1855); „Das Plauderstüblein", für jung und alt erzählt (1855); „Die Chronika des Herrn Petrus Nöckerlein, eines Glücksritters aus alter Zeit" (II, 1856); „Das Münchener Stadtbüchlein" (kleinere Erzählungen aus der Vorzeit, 1858); „Heitere Stadtgeschichten aus alter Zeit" (1862); „Leben, Abenteuer und Tod des Dr. Theodosius Thaddäus Donner. Eine neudeutsche göttliche Komödie" (1864); „Die Glocken von St. Alban. Stadt- und Familienroman aus den bewegten Zeiten des 17. Jahrh." (III, 1875); „Meister Niklas Prugger, der Bauernbub von Trudering" (III, 1879); „Heitere Münchener Stadtgeschichten" (1881); „Aus dem Burgfrieden. Alte Münchener Geschichten" (1886); „Eine heitere Starnberger Geschichte und Erinnerungen" (1887). Mit Ausnahme der „Glocken von St. Alban", welche uns in das Leben der Stadt Köln im 17. Jahrhundert versetzen, spielen alle Trautmann'schen Romane und Novellen auf bairischem Boden, viele in der Residenzstadt München. Sie sind abwechselnd heiter oder mild ernst; dem holden Wahn der Vergangenheit läßt er gern sein Recht, und ein gewisser inniger Zug zur Gläubigkeit wird, wo er am Platze ist, nicht zurückgedrängt. „In historischer Beziehung besitzt T. eine begründete Anschauung vergangener Zeiten, wodurch er dem Leser mühelose Einsicht in die Vergangenheit gewährt, und zwar nicht nur in ihre äußeren Erscheinungen, sondern auch in ihre inneren Bedingungen. Indem er das Gute wie das Böse nicht in äußeren Ereignissen allein abhandelt, sondern aus der stillen Innenwelt der Einzelherzen herausschafft, versinnlicht er dem Leser weit mehr, als die Geschichtsdarstellung im gewöhnlichen Sinne es vermag, die Geschichte des menschlichen Herzens in seinen schönen, heitern, düstern, ernsten, schelmischen und tadelnswerthen Schattirungen. Es waltet in Trautmann's Schriften herzliche Naivetät und ein gewisser Zauber wohlthuenden Humors; in religiöser Beziehung tritt nach keiner Seite hin Verletzendes auf, während fromme Wärme für Sitte und Religiosität sichtbar ist." Der Violation steht er ebenso fern wie dem Zelotismus, und dies hat ihm die Leser in den verschiedensten Lagern geneigt gemacht. Sein Streben ist, dem Leser nicht nur die innere Wahrheit, der Geschichte oder Sage entnommen, sondern auch die innere Wahrheit der Herzensgeschichte vor Augen zu stellen, und dadurch ist er eben ein echter Volksschriftsteller geworden. In den „Glocken von St. Alban", seinem bedeutendsten Werke, ist es ihm gelungen, auch das specifisch politische Leben mit der Wucht

seiner Leidenschaften zu gestalten und nebenbei die nothwendige Rückkehr des entarteten Menschen zum Ethischen zu signalisiren. An Anerkennung hat es T. für seine Leistungen als Schriftsteller nicht gefehlt: die Universität München übersandte ihm das Ehrendiplom eines Dr. phil., und der König von Baiern ernannte ihn 1881 zum Hofrath. In den letzten Jahren seines Lebens ging er noch an die Sammlung seiner lyrischen Gedichte, die er in zwei Bänden veröffentlichte, als: „Hell und Dunkel. Poesien aus allen Stimmungen" (1885) und als „Traum und Sage" (1864, neue Ausg. 1887). T. starb am 2. November 1887 zu München, wo er seit 1851 in angenehmen Verhältnissen und in glücklichster Ehe mit Elise, der Schwester des Dichters Julius Grosse, gelebt hatte.

Handschriftliche Mittheilungen. — J. B. Heindl, Gallerie berühmter Pädagogen u. s. w. München 1859, Bd. 2, S. 547 ff.

Franz Brümmer.

Trautmann: Leopold T., k. k. österreichischer Regierungsrath und Mitglied des Ausschusses der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft zu Wien, gestorben daselbst am 17. August 1825. Er war in Wien 1766 geboren und erhielt auch dort seine Erziehung, sowie eine wissenschaftliche Bildung durch den Besuch der Universität. Nach Absolvirung seiner Studien functionirte er als Erzieher bei dem Hofkanzler Freiherrn v. Eger und fand durch dessen Vermittlung demnächst Verwendung zu Geschäften im Staatsrathe. Aus Gesundheitsrücksichten mußte er jedoch diese Thätigkeit aufgeben und sich dem landwirthschaftlichen Berufe widmen. Sein Verlangen nach wissenschaftlicher Fachbildung führte ihn in das Auditorium des Professors Peter Jordan, welcher damals an der Wiener Universität als berühmter Oekonom docirte. Durch dessen Vorbild mächtig angeregt, entschied er sich auch für den Lehrberuf, und führte die Vorbereitung darauf mit solchem Erfolge durch, daß er 1805 zum Nachfolger seines Lehrers in der Professur für Landwirthschaft ernannt und zugleich zum ersten Secretär der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft designirt wurde. Als Lehrer begabt und mit Hingebung thätig, fand er bald Anerkennung in den Kreisen seiner Hörer, auch als Secretär hat er sich durch eifrige Förderung der Vereinszwecke verdient gemacht. Durch sein Werk: „Versuch einer wissenschaftlichen Anleitung zum Studium der Landwirthschaftslehre", welches 1810 zuerst erschienen und bis 1822 in dritter Auflage erneuert war, suchte er das Verständniß für einen rationellen Betrieb der Landwirthschaft in weitere Kreise zu tragen. Mit dieser Schrift lenkte er in eine neue Richtung ein, indem er die meisten Lehrsätze, nach dem Vorgange seines Lehrers, auf chemisch-physiologische Grundlagen zurückzuführen bemüht war, dadurch hatte er auch seinem Werke größere Verbreitung gesichert und sich einen litterarischen Namen erworben. Nachdem er 1819 zum niederösterreichischen Regierungsrath ernannt worden, gab er zwar die Professur und das Secretariatsamt auf, aber seine Wirksamkeit blieb auch ferner den landwirthschaftlichen Angelegenheiten gewidmet, da er als Mitglied im Ausschuß der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft dazu veranlaßt und seitens der Regierung mit dem Referat der Grundsteuer-Regulirungscommission betraut war. Nebenbei befaßte er sich noch mit der Herausgabe eines ökonomischen Almanachs, wozu ihm seine amtliche Stellung ausreichende Hülfsmittel geboten hatte. Durch Kränklichkeit mehrfach heimgesucht, mußte er der gewohnten Arbeitsamkeit sich öfters entziehen und fand schon im 59. Lebensjahre seinen Tod.

Vgl. Wurzbach, Biograph. Lexikon für den österr. Staat und Lengerke, Landwirthschaftliches Conversationslexikon. C. Leisewitz.

Trautmann: Johann Georg T., Maler, wurde im J. 1713 als Sohn eines Sattlers in Zweibrücken geboren. Vom Vater für die Erlernung seines

eigenen Handwerks bestimmt, wußte er es doch durchzusetzen, daß er sich dem Künstlerberuf widmen durfte. Er wurde Schüler des Hofmalers F. F. Bellon in Zweibrücken, in dessen Lehre er vom 1. Januar 1729 bis zum 31. December 1732, also vier Jahre lang, mit gutem Erfolge thätig war. Er wandte sich hierauf nach Frankfurt a. M. und fand hier bei Johann Hugo Schlegel mehrere Jahre hindurch Beschäftigung. Seine Beziehungen zu dem Tapetenmaler Johann Gabriel Kiesewetter, in dessen Geschäft er einige Zeit als Gehülfe mitwirkte, führten dazu, daß er sich mit dessen Tochter Magdalena Ursula im J. 1740 vermählte. Indessen konnte ihn der handwerksmäßige Betrieb der Malerei auf die Dauer nicht befriedigen. Er gab ihn daher schon nach einigen Jahren auf und suchte fortan als freier Künstler selbständig zu schaffen. Am liebsten malte er nach dem Vorbilde Daniel van Heyl's nächtliche Feuersbrünste, theils nach eigener Anschauung, theils nach der Eingebung seiner Phantasie. Er fand mit diesen Bildern großen Beifall bei seinen Zeitgenossen, die namentlich seinen Brand von Troja, den er mehrmals malte, bewunderten. Später schuf er Porträts, Genrescenen und größere Compositionen aus der biblischen und weltlichen Geschichte, wobei er Ostade, Brouwer und Teniers, hauptsächlich aber Rembrandt nachzuahmen suchte. Bilder des Künstlers findet man im städtischen Museum zu Frankfurt a. M. und in den Galerien zu Kassel und Darmstadt. Uebrigens wußte T. auch die Radirnadel mit Geschick zu führen. Man kennt sechs von Gwinner aufgezählte Blätter von seiner Hand. Seit dem Jahre 1761 durch den Titel eines kurpfälzischen Hofmalers ausgezeichnet, starb T. im Februar 1769. Sein Talent vererbte sich auf seinen Sohn Johann Peter Trautmann (geboren am 29. November 1745, † am 30. December 1792), der namentlich als Restaurator älterer Oelgemälde einen guten Ruf genoß und selbst als Maler in der Art seines Vaters auftrat.

Vgl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt a. M. S. 285. 287. Frankfurt a. M. 1862. — Eisenmann, Katalog der königl. Gemäldegalerie zu Kassel S. 370—371. Kassel 1888. H. A. Lier.

Trautson: Johann (II) (erster) Freiherr v. T., mit dem Prädicate Sprechenstein, österreichischer Staatsmann, † am 29. December 1589 (im Alter von mehr als 82 Jahren; da ihn der venet. Gesandtschaftsbericht über den Wiener Hof vom Jahre 1577 über 70 Jahre alt nennt), einziger Sohn des Tiroler Regierungsraths Hanns T. aus dessen Ehe mit Maria Sigwein v. Piedenegg. Schon 1531 (23. December) erscheint dieser Tiroler Adelige, Gatte der Brigitta (Schwester der einflußreichen Welschtiroler: Niklas, Christoph und Aliprand Freih. v. Madruzzo), welche am 27. April 1576 in Wien starb, für sich und die Nachkommen beiderlei Geschlechtes mit dem Tiroler Erbmarschallamt belehnt. 1534 finden wir ihn als einen der 13 Hauptleute der Unterinnthaler in dem Aufgebote, das die drohenden Anschläge Frankreichs abwehren sollte. Die Regierung verwendete ihn auch in Lieferungsgeschäften mit Baiern 1539—40. Besitzer eines Hauses in Wien und zufolge seiner wachsenden Beliebtheit bei Kaiser Ferdinand I. in den Freiherrnstand erhoben und dem niederösterr. Herrnstande einverleibt (1541), erscheint T. als Zeuge im Codicill dieses Habsburgers von 1547, 4. Februar an zweiter Stelle mit Amt und Würde des Hofmarschalls, in welcher Eigenschaft er im Gefolge Ferdinand's I. dem Augsburger Reichstage (1547—48) anwohnte. Schon in der Zeit Ferdinand's I. († 1564) hatte er die Herrschaften Hocheppan, Korb, Sommersberg, Gufidaun, Villanders, ferner die Veste Stein am Ritten bei Bozen an sich gebracht, und war derart ein tirolischer Großgrundbesitzer ersten Ranges geworden. Er legte hiermit bei großer Kargheit und großem Einkommen den Grund zum Wohlstande seines Hauses. Unter Maximilian II. (1564—1576) bekleidete er das

Amt eines Obersthofmeisters und erlangte durch kaiserliche Gunst die große niederösterreichische Herrschaft Falkenstein im Viertel unter dem Manhartsberge als Mannserblehen, wozu sich 1572—1578 die namhaften Güter Poysbrunn und Burgherrschaft Laa gesellten. Ein altes Verzeichniß läßt ihn 1540—1589 nebenbei 123 966 Gulden an „Gratificationen“ aus dem landesfürstlichen Kammersekel beziehen.

Der venetianische Gesandtschaftsbericht (Soranzo) von 1563 bezeichnet unsern T. als Marschall und einflußreiche Hauptperson bei Hofe, der zugleich das unbesetzte Amt des Obersthofmeisteramtes (Maggiordomo) versehe. 1577, zu Anfang der Regierung Rudolf's II., äußern sich die venetianischen Botschafter Michiel und Donado über T. folgendermaßen: „ein Siebziger (settuagenario et più), der von Ferdinand I. sehr geliebt und geschätzt worden sei, gleichwie von Maximilian II. und jetzt von Rudolf II.“ Manches wichtige Geschäft lief durch seine Hand, denn er zählte zu dem engen Kreise der Vertrauten Rudolf's II., was auch die Brüder des Kaisers nicht unterschätzten. Allerdings lähmten die Jahre seine Leistungsfähigkeit. Ein Bericht an Herzog Wilhelm von Baiern aus dem Jahre 1588 sagt: Bei den geheimen reten aber befind ich ein zimliche Kleinmütig- und Langsamkeit; so sind irer auch wenig, die des römischen Reichs in itzt schwebender Gelegenheit erfaren und ist der Herr Trautson fast alt und unvermügenlich. Die Berufung des gelehrten Hugo Blotius, der dann kaiserlicher Bibliothekar wurde (1575), ward auch durch ihn vermittelt. Als T. zu Prag am 29. December 1589 im hohen Alter starb, fehlte es nicht an Leichenfeierlichkeiten. Sein Sarkophag befindet sich in der St. Michaelskirche in Wien, mit einer ausführlichen Inschrift, die besagt, er habe über 60 Jahre (drei) Kaisern gedient und 49 Jahre die Stelle eines Geheimrathes bekleidet. Von seinen sechs Söhnen wurde der jüngste, Paul Sixt (s. a. u.), der bedeutendste.

Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer des österr. Kaiserstaates v. XVI.—XIX. Jahrh. II, 220—225 (danach der Art. in Wurzbach's österr. biogr. Lex. XLVII, 49). Wien 1858. — Relationen venet. Botschafter über Deutschland und Oesterreich i. XVI. Jahrh., herausg. von J. Fiedler (Fontes rer. austr. 2. Aufl. 30. Bd. 1870) S. 211. 372. — Stieve, Die Politik Baierns 1591—1607 I, 536. H. 1878. **Krones.**

Trautson: Johann Joseph Graf T. v. Falkenstein, Cardinal und Fürsterzbischof in Wien, Neffe des dortigen Fürstbischofs Ernst Grafen Trautson († 1702), wurde am 17. Juli 1707 geboren. Nachdem er sich aus Neigung den Priesterstand erwählt, wurde er rasch Domherr von Salzburg, Passau und Breslau, Propst zu Ardagger und Abt zu Sexard. 1743 ernannte ihn der Fürstbischof von Passau zu seinem Official in Niederösterreich, 1750 nahm ihn Cardinal Sigismund Graf Kollonitz zum Coadjutor mit dem Rechte der Nachfolge. Schon im nächsten Jahre folgte T. wirklich als Fürsterzbischof von Wien. Da das Bisthum unzureichend ausgestattet war, genoß er auch noch die Einkünfte der Propsteien Sexard und Ardagger nebst 6000 fl. Pension.

Gleich nach seinem Regierungsantritte gab er dem Clerus strenge Vorschriften über das clericale Leben und verbot seinen Geistlichen insbesondere, „ohne Mäntl und Collarien, mit Halstüchern und eingepulverten Haaren und Peruquen, mit Ringen an den Fingern, ganz abgekürzten offenen Westen und Röcken und zwar von verschiedenen Farben herumzugehen“. Am 1. Januar 1752 erließ er einen vielgenannten Hirtenbrief. In demselben werden für die Verwaltung des Predigtamtes allerdings gedeihliche Mahnungen gegeben; doch einzelne davon waren, zumal in aufgeregter Zeit, einer Mißdeutung nicht ungünstig. So wenn es heißt: „In jenen unseligen Zeiten, als die Kirche Gottes

in unserm Deutschlande greulich getrennt war, verargte man es den geistlichen Rednern, daß sie von Heiligen, von Ablässen und Rosenkränzen, von Bildern, von Processionen und derley gleichgültigen Dingen weitschweifig predigten, von Christus hingegen und den Glaubenswahrheiten schier keine Meldung machten. Wir vernehmen, daß dieser Fehler durch einige Prediger aufs neue hervorsprosse, welche von den Heiligen beredsam sind, dahingegen von dem Heiligen der Heiligen verstummen, welche die Verehrung der entweder wirklich oder vermeintlich wunderthätigen Gnadenbilder aus allen Kräften empfehlen und Christum, die Quelle aller Gnaden, die einzige Ursache unserer Rechtfertigung und unseres Heiles hintansetzen. Wir hören ferner, daß einige Prediger von einem unbescheidenen Eifer hingerissen, wider die höchsten Obrigkeiten, wider die dermalige Regierungsverfassung, wider die öffentlichen Verordnungen und Einrichtungen, wider die beschwerlichen Auflagen des gemeinen Wesens, sehr hitzig losziehen und poltern. Ja das Volk läuft sich aus dem Athem, um das Wort Gottes zu vernehmen. Aber wie entspricht der Erwartung so vieler Seelen ein Prediger, aus dessen Munde nichts als eitle und gedankenlose Spitzfindigkeiten, kurzweilige oder gar anstößige Dichtereinfälle, kühne und abgeschmackte Verblümeleien hervorgehen? Wie, wenn die Prediger in ihrer Vermessenheit so weit giengen, daß sie damit prahlten, daß sie von anderen apostolischeren Verkündigern des göttlichen Wortes das Volk abwendig machen, zu ihrem Gaukelspiele eine größere Horde versammeln und den muthwilligsten niedrigen Pöbel zu einem lauten Gelächter bringen. Diese Leute sollte man nicht allein von der Kanzel verjagen, sondern auch eines nicht kleinen Verbrechens belangen.“ Dieser Hirtenbrief machte viel von sich reden, wurde ins Deutsche übersetzt, Joseph II. befahl „zur Hintanhaltung sträflicher Anstößigkeiten“ dem Consistorium 1782 die Republicirung desselben. (Migazzi, Saulgau 1890. S. 616 ff.) Auch aus dem Grunde wurde T. vielseits „als geheimer Protestant“ angegriffen, weil er nicht gegen die Abschaffung einiger Feiertage Stellung nahm und den Eid beseitigte, durch welchen die Protestanten im Falle des Uebertrittes ihre bisherige Confession förmlich abzuschwören genöthigt waren; obwohl die Abschaffung dieses Eides gerade den Uebertritt erleichtern sollte.

T. war ein sehr gelehrter Prälat, Doctor der heiligen Schrift, der hebräischen und der griechischen Sprache kundig. Seine Bibliothek, welche bei der Verlassenschaftsabhandlung auf 6000 fl. geschätzt wurde, bildet einen schönen Theil der Bibliothek des Wiener Bisthums. Als Maria Theresia die würdigere Unterbringung der Universität befahl, übertrug sie die Ausführung dieser Angelegenheit dem Fürsterzbischof T. Er entledigte sich des Auftrages zur vollen Zufriedenheit der Kaiserin (Arneth, Maria Theresia IV, 119. 518). Gerhard van Swieten sollte nur einen Plan zur Hebung des medicinischen Studiums ausarbeiten, machte aber bald Vorschläge zur Reformirung des ganzen Universitätswesens in den habsburgischen Ländern. 1752 erschienen für die philosophische und theologische Facultät neue Studienpläne, auch sollte von nun an die Regierung die Directoren der einzelnen Facultäten ernennen, was dazu gebraucht wurde, daß schon 1759 die Directoren der philosophischen und theologischen Facultät, welche Jesuiten waren, durch Weltpriester ersetzt wurden (Cardin. Migazzi l. c. 290 f.). Die vier Studiendirectoren unterstellte die Kaiserin dem Fürsterzbischof T. als Protector, „in Ansehung seiner stattlichen Gelehrsamkeit, gründlichen Einsicht und des für die Aufnahme der Wissenschaften vielfach bezeugten ruhmwürdigen Eifers“. Der Fürsterzbischof war es auch, der die Instruction für den Director der theologischen wie der philosophischen Facultät entwarf und dringend rieth, an die juridische Facultät auswärtige Gelehrte zu berufen, indem durch einen berühmten Lehrer mehr als 10 000 fl., falls man

ihm einen so großen Gehalt geben müßte, durch die Fremden, welche kommen würden, ihn zu hören, ins Land gezogen würden. Es sei auch das einer der Vortheile, die das Aufblühen der Wissenschaften überall mit sich bringe. Maria Theresia resolvirte: „Ich muß bekennen, daß ich völlig dem Erzbischofe beifalle" (Arneth, l. c. 121). Der Würde eines Cardinals, zu welcher der gelehrte Papst Benedict XIV. T. am 5. April 1756 erhob, sollte sich dieser nicht lange freuen. Er wurde noch im selben Jahre vom Schlage gerührt und starb nach viermonatlichem Krankenlager am 10. März 1757. Sein Leib ruht neben dem seines Vetters Ernst im Presbyterium der Stephanskirche. Wegen der Erbschaft Trautson's hatte sein Nachfolger im Amte, Migazzi, lange Verhandlungen zu führen mit dem Erben Johann Wilhelm Fürsten v. T. Migazzi l. c. 84.

Vgl. Jos. Maurer, Regesten zur Geschichte des Cardinals und Fürsterzbischofs Joh. Jos. Trautson im Wiener Diöcesanblatt 1892. S. 73—83.

Wolfsgruber.

Trautson: Paul Sixt Freiherr und erster Graf v. T., geb. um 1550, † am 30. Juli 1621, österreichischer Staatsmann. Als Sprößling eines einflußreichen Vaters (Johann II. s. o.) konnte es ihm an Gunst des Hofes und raschem Emporkommen nicht fehlen. Schon Ende 1576 erscheint er unter den Hofräthen Kaiser Rudolf's II. und zwei Jahre später bezeugen Urkunden die an ihm geübte kaiserliche Freigebigkeit. Bereits acht Jahre vor dem Ableben seines Vaters († 1589) — 1581 — kennen wir ihn als Geheimrath und 1582—1594 als Reichshofrathspräsidenten, dessen kostspielige Tafeleien zur Zeit der in Regensburg abgehaltenen Reichstage bewiesen, daß er auf anderem Fuße als sein sparsamer Vater zu leben bedacht war, allerdings auf kaiserliche Kosten. Ueberdies bekleidete er das Amt eines Obersthofmarschalls, wie wir dies dem von Khevenhüller z. J. 1589 berichteten Rangstreit zwischen T. und dem Oberststallmeister Claudio Ritter v. Triulzi entnehmen, welcher mit der Entscheidung ausgetragen wurde, daß der Oberststallmeister nur im Felde vorangehe, sonst aber stets nachstünde. Nach dem Ableben seines Vaters rückte T. in seine Vertrauensstellung bei der Krone vor. Er und Wolfgang Sigmund Freiherr v. Rumpf (s. A. D. B. XXIX, 668—9) wurden die eigentlichen Minister Kaiser Rudolf's II., und zwar Rumpf als Oberstkämmerer und Verweser des Obersthofmeisteramtes an erster, T. als Obersthofmarschall an zweiter Stelle. 1594 hatten sie besonders für die Türkenhülfe der Reichsstände sich als Vertrauenspersonen des Kaisers einzusetzen. Daß T. die Gunst des Kaisers genoß, bezeugt die am 1. Februar 1598 von Rudolf II. vollzogene Erhebung der Hauptherrschaft Falkenstein zu einer freien Grafschaft und die Rangerhöhung seines Günstlings und der ganzen Familie, die nunmehr dem Grafenstande angehörten. Auch brachte T. die von Passau längst getrennte, landesfürstlich gewordene Herrschaft St. Pölten an sich, die er seit 1610 freierblich machte. — Bald aber mußte er (1600) den Sturz seines Amtsgenossen Rumpf theilen, der allerdings schon seit 1596 Anzeichen der krankhaften Uebellaunigkeit des kaiserlichen Sonderlings zu verspüren Gelegenheit hatte, schon im April 1599 um die Entlassung einkam und auch die Enthebung vom Oberstkämmereramte erhielt. Solche Anzeichen der Ungnade scheinen bei T. auch damals noch nicht vorhanden gewesen zu sein. Die Krise, welche ziemlich gleichzeitig (1600) beide ereilte, hing jedenfalls mit dem vom Gesandten Spaniens, San Clemente, im geheimen Auftrage seines Herrn verfolgten Plane zusammen, den gemüthskranken, regierungsunfähigen Kaiser zur Thronentsagung zu bewegen, einem Plane, dem auch der Papst hold war, und den vor allen die Erzherzöge, Rudolf's II. Brüder, voran Mathias und Maximilian III., zu verwirklichen strebten. Der Kaiser argwöhnte, daß Rumpf und T. dem Complotte nahe stünden. So erhielt er am 26. September und gleich darauf auch

T. die Entlassung. Deßungeachtet scheint dann wieder der in seinen Ansichten und Launen unberechenbare Herrscher diesen Schritt bereut zu haben, denn er zog sie später in der einen und andern Angelegenheit zu Rathe. Ja, als T. nach dem Ableben (1590) seiner ersten Frau, Anna, Tochter Ulrich's II., Freiherrn v. Eitzing, deren erstes Kind, einen Sohn, Kaiser Maximilian II. (1575) durch seinen Stellvertreter aus der Taufe heben ließ, und nach dem Tode der zweiten, kinderlosen, Gattin, Anna Poppelin, Freiin v. Lobkowitz, T. 1604 (30. April) zu seiner dritten Ehe mit Susanna Veronica Freiin v. Meggau schritt, erschien sein Freund Rumpf, Freiherr v. Weitra, als Sendbote Kaiser Rudolf's II. und überbrachte dem Hochzeitspaare ein Kleinod des Kaisers. Rumpf starb 1606, T. erlebte aber noch die Kaiserzeit Mathias' und Ferdinand's II. und gewann eine neue Vertrauungsstellung bei Hofe. Rudolf II., 1606 bereits von seinem Bruder Mathias und der protestantischen Ständeschaft Ungarns, Oesterreichs und Mährens zur allmählichen Entthronung ausersehen und zur Friedensnegotiation mit dem ungarischen Aufstande gezwungen, sah nun in T. einen Parteigänger seines Bruders. „Item Klesl, Rumpf und Trautson sein an all J. Mt. Unglick schuldig" heißt es in einem „Zettel" an den bairischen Hof aus Prag vom 8. September 1606, anläßlich der österreichischen Protestantenfrage. Jedenfalls war T. längst schon eine Vertrauensperson Erzherzog Mathias'. Denn als dieser im Februar 1603 an den deutschen Reichstag als Vertreter seines kaiserlichen Bruders abgegangen war, folgte ihm Mitte März dahin als einer der „Assistenzräthe" auch T. und spielte bei den Unterhandlungen eine wichtige Rolle. Im October 1603 pflog er Berathungen mit Rumpf und Hannewald zu Wien mit Erzherzog Mathias in Reichssachen. Allerdings war dies zur Zeit vor dem Bruche zwischen den zwei habsburgischen Brüdern. Bemerkenswerth ist die Angabe des venetianischen Geschäftsträgers Soranzo vom 25. Juni 1606, Kaiser Rudolf II. wolle T. wieder in den Rath der Krone berufen; dieser erkläre aber unverholen, er wolle sich in solchen Geschäften weder von Philipp (Lang, der berüchtigte Kammerdiener und spiritus regens Rudolf's II.) noch von andern am Gängelbande führen lassen. Sicher ists aber anderseits, daß T. damals, als der Kaiser zur freiwilligen Abdankung — nach Klesl's Plane — vermocht werden sollte, auch seine diplomatischen Künste versuchte. So erklärt sich auch, daß 4. November 1607 der bairische Resident Boden aus Wien an seinen Hof berichtet: „Sonsten laufen abermal neue Handel zwischen J. Majestät und J. Durchl. Erzh. Mathiasen, und will man etlichen Räten solches zuemessen, deßwegen Herr Glesel (Klesl), Trautson, Govrian (Covriani) und andere (auf Weisung des Kaisers) von Wien sollen geschafft werden." Sicher ist, daß T. sich bald vom Wiener Hofe ganz zurückzog. Ueber seine Rolle in den Tagen der Depossedirung Rudolf's II. (1608) und dessen völliger Entthronung (1611) sind wir nicht näher unterrichtet. Die Kaiserzeit Mathias' (1612—1619) läßt ihn in den Vordergrund treten. Der venetianische Gesandtschaftsbericht (Soranzo's) vom September 1614 führt ihn unter den Staatsräthen (consiglieri di stato) an zweiter Stelle, unmittelbar nach Klesl, an und bemerkt über ihn: T. sei lange der Principalminister Kaiser Rudolf's II. gewesen, aber in Ungnade gefallen, weil er im Verdachte war, die Endzwecke und Interessen Mathias' zu begünstigen, daher habe er sich auch nach Wien zurückgezogen. Er stünde in dauernder Gunst bei dem Kaiser (Mathias), sei sehr geschäftskundig, denke aber an seinen eigenen Vortheil und sei sehr reich geworden. Die Zügel der Verwaltung überlasse er dem Cardinal Klesl und wende mehr seinen Privatangelegenheiten als den Staatssachen sein Augenmerk zu. Dieser Bemerkung des fremden Gesandten entspricht auch die Thatsache, daß T. a. 1615 die mündliche Zusage des Kaisers, das Münzrecht ausüben zu dürfen, erlangte

und dasselbe trotz der Zurückweisung durch die Hofkammer wirklich ausübte. 6. April 1615 errichtete er auch das große Majorat seiner Familie mit kaiserlicher Genehmigung. Er erlebte noch die Thronfolge Kaiser Ferdinand's II., der ihm das durch den „Hochverrath" Georg's E. v Roggendorf verwirkte Erblandhofmeisteramt von Niederösterreich (1620, 23. Oct.) übertrug, und starb am 30. Juli 1621. Sein Grabmal erhebt sich in der Michaelerkirche Wiens. Aus der dritten Ehe überlebte ihn ein Sohn, Johann Franz Graf v. T. (geb. 1609, † 1663 als Statthalter von Niederösterreich).

Khevenhüller, Ann. Ferd. I—IV. — Relationen venet. Botschafter herausg. von Fiedler a. a. O. 2. A. XXVI. (2. Bd.) 1866. — Bergmann a. a. O. 226—232 (danach der Art. in Wurzbach's österr. biogr. Lexikon XLVII, 51—53). — Hammer, Card. Khlesl 1—4. — Hurter, G. Kaiser Ferdinand II. u. s. Eltern. — Gindely, Kaiser Rudolf II. — Stieve, Die Politik Baierns 1591—1607. 2. Hälfte (1883). Krones.

Trauttmansdorff: Ferdinand Fürst zu T., österreichischer Staatsmann, geboren am 12. Januar 1749 in Wien, † am 27. August 1827 in Wien. T. war der Abkömmling eines alten, seit den Tagen Rudolf's und Ottokar's mit der Geschichte der habsburgischen Monarchie auf das engste verknüpften Geschlechtes. Unter seinen Vorfahren zählte er jenen Grafen Maximilian v. T., dessen umsichtiger und bedächtiger Politik Ferdinand II. so große diplomatische Erfolge verdankte. Seine Eltern, Graf Franz Norbert v. T. und Maria Anna, geb. Gräfin v. Herberstein, bekleideten Hofchargen unter Maria Theresia und gehörten zur engeren Umgebung der Kaiserin. Er selbst ward als zweiter Sohn von vornherein für den Staatsdienst bestimmt und empfing dementsprechend auf der Wiener Hochschule wie an der Centralstelle des damaligen Reichsrechtes, am Kammergericht zu Wetzlar (1769), eine sorgfältige Vorbildung. Ihren Abschluß fanden seine Lehrjahre nach der Sitte der Zeit in einer größeren Reise durch Europa. Zurückgekehrt, trat er zunächst in den niederösterreichischen Verwaltungsdienst ein, verließ denselben aber nach kurzer Zeit wieder. Der Tod seines älteren Bruders hatte ihn schon einige Jahre früher zum Herrn des großen Familienbesitzes gemacht und seinen Talenten eine weite Bahn geöffnet. Er wandte sich jetzt (1774) der diplomatischen Laufbahn zu und fand in der Wiener Reichskanzlei die vorbereitende Schulung. Bereits im J. 1780 ward ihm die Stelle eines kurböhmischen Gesandten am Regensburger Reichstage anvertraut, mit ihr verbunden seit 1783 auch die Vertretung des Kaisers am fränkischen Kreise. Es war ein diplomatischer Anfangs- und Durchgangsposten, nicht gerade geschaffen, zu großen Erfolgen zu führen. Gleichwol gelang es T. schon hier, ein ungewöhnliches Geschick an den Tag zu legen und die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen. Der Streit Josef's II. mit den Holländern um die freie Schifffahrt auf der Schelde schien damals zu kriegerischen Verwicklungen zu führen. Für den Durchzug seiner Truppen nach den Niederlanden bedurfte der Kaiser der Zustimmung der Reichsstände. Er fand sie nicht überall. Friedrich d. Gr. schlug sie rundweg ab, andere Stände machten Schwierigkeiten. Im fränkischen Kreise dagegen lief alles glatt ab, hier hatte Trauttmansdorff's glückliche Hand die Wege geebnet: in persönlicher Verhandlung mit den Fürsten hatte er alle Anstände zu beseitigen gewußt.

Das Vertrauen des Kaisers lohnte ihm. Er erhielt (1785) den Posten am kurmainzischen Hofe, der damals eine ungewöhnliche Bedeutung hatte, freilich auch um so größere Schwierigkeiten bot. Gerade mit Beziehung auf Mainz hat Ranke es einmal ausgesprochen, daß die politische Verhandlung sich an den geistlichen Höfen zu der behutsamsten Vorsicht genöthigt sah. Aber nicht sowol die kleine Intrigue und der Kampf persönlicher Interessen machte diesen Boden damals für

den kaiserlichen Gesandten so heiß als vielmehr der große Gegensatz, in welchen sich die josefinische Politik zu der deutschen Kirche gestellt hatte. Vor den ausgreifenden Zielen des Kaisers suchte damals wie das weltliche, so auch das geistliche Fürstenthum bei Preußen Schutz. Als T. in Mainz eintraf, ward in Berlin gerade der Fürstenbund geschlossen, und er mußte es selbst mit ansehen, wie der Mainzer Kurfürst wenige Monate später, trotz seiner Gegenbemühungen, dem feindlichen Bunde beitrat. Um so wichtiger war es, die bevorstehende Wahl eines Coadjutors in österreichischem Sinne zu beeinflussen. Freilich, wie die Dinge lagen, war auch da ein voller Sieg nicht zu hoffen. Schon das mußte als ein Erfolg gelten, wenn nur verhindert wurde, daß ein ausgesprochener Gegner des Kaisers gewählt werde. Und so viel wenigstens wurde erreicht. Die Wahl Dalberg's (1. April 1787), obwol er gerade der Candidat des Fürstenbundes gewesen war, wurde doch in Wien als ein günstiges Ereigniß angesehen. Und nicht ohne Grund. Der eitle und unklare Mann, dem das phantastische Ziel vorschwebte, die unvereinbaren Gegensätze im Reich zu versöhnen, war jedenfalls kein gefährlicher politischer Gegner. T. wußte ihn dem österreichischen Standpunkt geschickt zu nähern, unter seiner Vermittlung trat er sogar vorübergehend in Correspondenz mit dem Kaiser. Genöthigt, die Acte des Fürstenbundes auch für seine Person zu unterzeichnen, that er es doch nur unter ausdrücklichem Vorbehalt der Treue gegen das Reichsoberhaupt. Noch ein Jahrzehnt später stand er in geheimen Beziehungen zum Wiener Hofe.

Trauttmansdorff's Haltung unter schwierigen Verhältnissen schien seine Verwendung auf einem der verantwortungsvollsten Posten der Monarchie zu rechtfertigen. Der Kaiser war bei der überstürzten Einführung seiner Reformen in Belgien auf unerwarteten Widerstand gestoßen, vor dem die statthalterliche Regierung in Brüssel zurückgewichen war. Nicht gewillt, diese abgedrungene Nachgiebigkeit gutzuheißen, aber doch noch entschlossen, mit Mäßigung vorzugehen, suchte er einen Mann, der Nachdruck und Festigkeit mit versöhnlichen Formen zu verbinden wußte. Eben die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften hatte Trauttmansdorff's bisheriges Wirken charakterisirt. So fiel die Wahl auf ihn (August 1787). T. selbst war mehr erschreckt wie erfreut, als der Ruf ihn traf. Er verhehlte sich die ungeheueren Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht. Gerade wie die Statthalter Albert und Marie Christine, wie Belgiojoso und Murray, wie Kaunitz selbst und Leopold von Toscana sah auch er den Verlust der niederländischen Provinzen voraus, wenn der Kaiser fortführe, seine grundstürzenden Reformen einer widerwilligen Nation mit Gewalt aufzudrängen. Der erste Rath, den er gab, entsprang dieser Ueberzeugung. Er schlug Josef vor, die Zugeständnisse der Statthalter zu bestätigen und damit zunächst das Vertrauen des Volkes zurückzugewinnen. Mit einem System der Festigkeit ohne Gewaltthätigkeit, der Güte und Milde ohne Feigheit und Schwäche machte er sich sodann anheischig, allmählich und unter Zustimmung der Nation selbst das zu erreichen, was im Sturme und gegen ihren Willen nicht durchzusetzen gewesen war. Sein Ziel war, die öffentliche Meinung und die Opposition der verletzten Interessen zu trennen und auf diese Weise den Ständen den einzigen Rückhalt zu nehmen, der sie gefährlich, ja unüberwindlich machte. Ein Gedanke, gleich hervorragend, man mag ihn als geschickten politischen Schachzug in den Verlegenheiten des Moments oder als den schöpferischen Ausgangspunkt eines neuen, auf die Macht der öffentlichen Meinung gestützten Regierungssystems betrachten. Aber für ein Programm, das die öffentliche Meinung wol beeinflussen und leiten, nicht aber vergewaltigen wollte, war Josef's Geist nicht zu gewinnen. Hier lag seine Schranke wie die des absoluten Systems überhaupt, das er vertrat. Wol war er zu großen Concessionen bereit: die Einführung der neuen Gerichts- und Verwaltungsorganisation

ließ er fallen, aber an den übrigen, vor allem an den verhaßten kirchlichen Reformen hielt er nur um so starrer fest und verlangte von seinem Minister ihre stricte und rücksichtslose Durchführung. Sah sich dieser somit von vornherein vor eine dornenreiche Aufgabe gestellt, so kam noch ein Umstand hinzu, der ihm eine gedeihliche Amtsführung auf das äußerste erschwerte. Das war die Ernennung des Generals d'Alton zum militärischen Commandanten in Belgien unter Bedingungen, die ihn, entgegen dem bisherigen Gebrauch, vollständig unabhängig vom Civilgouvernement machten. D'Alton war ein ehrgeiziger Intriguant brutalsten Schlages, nach der Aussage des Herzogs Albert „wenig um Mittel verlegen, wenn er sein Glück zu gründen hoffte". Während T., soweit das unter den ihm gesteckten Grenzen noch möglich war, auf die Versöhnung und Beruhigung der Geister hinarbeitete, verlangte d'Alton nur nach einer Gelegenheit zum Dreinschlagen, um seine Verdienste vor dem Kaiser in das beste Licht zu setzen. Er wollte, wie T. sagt, ein Volk besiegen, das nicht mehr im Aufstande, ein Land erobern, das noch nicht verloren war. Da er sich bei dieser Auffassung der Dinge im Grunde weit mehr in Uebereinstimmung mit seinem kaiserlichen Herrn befand, als T. bei der seinen, so war vorauszusehen, daß die militärische Nebenregierung den Minister gerade immer im entscheidenden Moment lahm legen werde.

Unter so hoffnungslosen Auspicien also trat T. sein Amt an (October 1787). Es bedurfte des ganzen Schwunges, dessen seine elastische, frohgemuthe Natur fähig war, um nicht von vornherein zu verzweifeln, es bedurfte des vollen Aufgebots biegsamster diplomatischer Gewandtheit, um zwischen so viel Klippen sicher hindurchzusteuern. Dennoch ließ sich zuerst alles gut an. Als eine Kette von Erfolgen bezeichnete T. selbst später seine Anfänge in Brüssel. Die Niederländer, nach Marie Christinens Zeugniß seit langen Jahren an hochfahrende Minister gewöhnt, brachten dem herablassenden jovialen Manne volles Vertrauen entgegen. Sie sprachen dem Kaiser ihren lebhaften Dank aus, daß er eine, ihnen so günstige Wahl getroffen. Aber nur zu bald machte d'Alton's brutales Dreinfahren alles wieder zu nichte. Mit den ersten Schüssen, die am 22. Januar 1788 auf das vor dem Brüsseler Stadthaus zusammengerottete Volk abgegeben wurden, war das kaum gewonnene Vertrauen unwiderbringlich verscherzt und die Revolution eingeleitet. Noch zwei Jahre fast hat sich T. im Lande behauptet. Zwischen der Aufsässigkeit und Hartnäckigkeit der Stände auf der einen, dem ungeduldigen Drängen des Kaisers und der Gewaltthätigkeit des Generals auf der anderen Seite hatte er einen schweren Stand. Gezwungen, Ideen zu vertreten, die nicht die seinigen waren und deren Undurchführbarkeit er erkannte, ist er mehr als einmal um seine Entlassung eingekommen, aber der Wille des Monarchen hielt ihn auf seinem Platze fest. Gehorsam und pflichttreu harrte er aus, immer bemüht, Maßhaltung mit Festigkeit zu paaren und Gewaltmaßregeln zu verhindern. Was er auch so — mit gebundenen Händen, möchte man sagen — geleistet hat, ist bewundernswerth. Zu Anfang des Jahres 1789 schien es wirklich, als sei der Widerstand der Stände gebrochen und die ruhige Unterwerfung des Landes eingeleitet. Der Kaiser drückte dem Minister seine Zufriedenheit durch Verleihung des goldenen Vließes aus, er dachte daran, ihn zum Reichsvicekanzler, ja zum Nachfolger von Kaunitz zu machen. Aber mit den bisherigen Erfolgen nicht zufrieden, wollte er nun auch seinen Sieg krönen und das System von 1787 ohne Abzug durchführen. Vergebens wandte T. alle seine Beredsamkeit dagegen an, d'Alton's Einfluß entschied. Er mußte sich selbst dazu hergeben, all die unheilvollen Maßregeln ins Werk zu setzen, welche das Volk zur Verzweiflung und in den offenen Aufruhr hineintrieben. Er war Zeuge der ohnmächtigen Schreckensherrschaft d'Alton's, seiner unrühmlichen Niederlagen und überstürzten Rückzüge.

Den völligen Zusammenbruch der kaiserlichen Sache vor Augen, nahm er es auf sich, in den Edicten vom 20. bis 25. November 1789 alle mißliebigen Reformen zurückzunehmen und die alte Verfassung wiederherzustellen. Es war zu spät. Auch in Brüssel brach die Revolte los und d'Alton fand nicht den Muth zu entschlossenem Widerstande. Er zog ab unter Preisgabe aller Vorräthe, Gelder und Acten. T. blieb sich auch in dieser Lage treu. Er war der einzige, der nicht den Kopf verlor und dem Kaiser zu retten suchte, was noch zu retten war. Furchtlos erklärte er den Brüsseler Bürgern, nachdem schon der General mit dem größten Theil der Truppen die Stadt verlassen, er werde auch ohne militärische Bedeckung bei ihnen bleiben, wenn die Bürgergarde sich für seine persönliche Sicherheit verpflichte. Erst als diese ausblieb und das letzte österreichische Bataillon sich anschickte, ihn inmitten einer aufrührerischen Bevölkerung allein zu lassen, entschloß auch er sich blutenden Herzens die Stadt zu verlassen (12. December 1789).

Die Demüthigung dieses Tages bildet den Abschluß von Trauttmansdorff's Wirksamkeit in Belgien. Der Kaiser, dessen Auflösung dieser Ausgang beschleunigte, schob alle Schuld auf seine Rathgeber, er stellte d'Alton vor ein Kriegsgericht und rief T. ab. Auch als unter Leopold die Wiederbesetzung des Landes erfolgte, war von der Verwendung Trauttmansdorff's nicht mehr die Rede. In seiner Zurückgezogenheit schrieb dieser damals als Antwort auf öffentliche Angriffe eine Apologie seiner belgischen Verwaltung, für uns eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der belgischen Revolution, zugleich aber ein schönes Document für die feste, dabei versöhnliche und dem Gegner gerechte Denkungsweise ihres Schreibers. Ein Zug von unbedingter Wahrhaftigkeit und Ritterlichkeit geht durch diese Blätter hindurch.

Auch in Wien verfehlten sie nicht Eindruck zu machen. Unter dem jungen Kaiser Franz trat T. wieder in den Staatsdienst ein. Es war eine Ehrenerklärung für ihn und seine belgische Politik, wenn gerade er nunmehr dazu ausersehen wurde, das kaum der französischen Occupation entrissene Land wieder unter eine geordnete österreichische Verwaltung zurückzuführen (Februar 1793). Seine Stellung war die eines Hofkanzlers für die Niederlande in Wien, von ihm hatte der ältere Metternich, statthalterlicher Minister in Brüssel, seine Weisungen zu empfangen. Trauttmansdorff's Politik war auch jetzt die der Maßhaltung und Versöhnung. Sie war von unkluger Revanche ebensoweit entfernt wie von unfruchtbarer Nachgiebigkeit gegen die Stände. Die josefinischen Ideale blieben begraben. Unter den schwierigen Verhältnissen des Augenblicks konnte es sich ohnehin nur darum handeln, an die gegebenen Ordnungen anzuknüpfen. Darum ward die Wiederherstellung und Erhaltung der ständischen Verfassung auf dem Fuße der Zustände unter Maria Theresia von vornherein als Norm proclamirt und — bezeichnend genug für den Geist der neuen Verwaltung — gleich in der ersten Weisung an den statthalterlichen Minister ausdrücklich erklärt, daß der Kaiser entschlossen sei, die öffentliche Meinung nicht vor den Kopf zu stoßen. Bei alledem war T. gewillt, sich von den Ständen nichts abtrotzen zu lassen und etwaigen Angriffen auf die alten Kronrechte mit Ernst und Nachdruck zu begegnen. Leider war es ihm auch diesmal nicht vergönnt, seine gesunden staatsmännischen Ideen zu verwirklichen. Wie vordem d'Alton, so zerstörte nun Metternich seine besten Absichten. Hatte der eine seine Politik durch gewaltthätigen Ehrgeiz compromittirt, so verdarb der Andere alles, wie Kaiser Franz selbst klagte, durch seine „abscheuliche Nachgiebigkeit". So viel Weisungen und Briefe auch von Wien aus an ihn verschwendet wurden, er war niemals zu festerem Einstehen zu bewegen. Während sich infolgedessen zwischen dem leitenden und ausführenden Minister ein ganz unerträgliches Verhältniß ent-

wickelte, das in einen förmlichen Federkrieg ausartete und die Regierung selbst so gut wie lahm legte, errangen die Stände Sieg über Sieg. Sie drängten Metternich von einer Position zur anderen zurück, aber sie zeigten sich deshalb keineswegs williger zu einer stärkeren Anspannung der finanziellen Kräfte des Landes, auf die für Oesterreich gerade jetzt so viel ankam.

Die Siege der Franzosen im Sommer 1794 und die erneute, nunmehr definitive Räumung Belgiens durch die Oesterreicher machten diesen unerquicklichen Zuständen ein Ende. Mit der Auflösung des niederländischen Gouvernements trat auch T. wieder zurück, er verschwindet nunmehr für eine Reihe von Jahren vom großen Schauplatz. Es war die für Oesterreich so verhängnißvolle Epoche, in welcher der Thugut'sche Einfluß dominirte. Der kaum gefaßte Gedanke einer Aussöhnung zwischen Oesterreich und Preußen ward aufgegeben, an seine Stelle trat bitterster Antagonismus gegen den preußischen Rivalen und eine Politik, die in hochfliegenden Plänen von ungemessener Expansion des österreichischen Besitzes und Einflusses schwelgte. In diesem Oesterreich Thugut's war für ein staatsmännisches Wirken Trauttmansdorff's kein Raum. Sein loyaler und offener Charakter sträubte sich gegen eine Politik des Mißtrauens und des versteckten Ehrgeizes, sein nüchterner Blick sah ihre ungeheueren Gefahren für die Monarchie voraus. Er war am Hofe des Kaisers Franz, der ihm stets sein persönliches Wohlwollen und sein Vertrauen bewahrte, neben dem alten Marschall Lascy der ausgesprochenste Gegner des herrschenden Systems. Man sah in ihm schon zu Anfang des Jahres 1794 den künftigen Nachfolger des Ministers. Dieser haßte den Rivalen mit Erbitterung, er verfolgte ihn, wie seine intimen Briefe zeigen, mit Nadelstichen und Gehässigkeiten, aber wenn es ihm gelang, T. von den Geschäften fernzuhalten, so konnte er doch nicht hindern, daß der Kaiser ihn bei jeder wichtigeren Wendung der Ereignisse um seinen Rath fragte. Es ist bekannt, daß Kaiser Franz niemals einen Entschluß faßte, ohne vorher von den verschiedensten Seiten Meinungen, Gutachten und Rathschläge eingeholt zu haben. Oft genug ist diese Nebenregierung unverantwortlicher Rathgeber zum Unheil der Monarchie ausgeschlagen. Hier möchte man im Gegentheil beklagen, daß Trauttmansdorff's Einfluß sich nicht wirksam genug erwies, die österreichische Politik aus den Bahnen des Thugut'schen Systems herauszuführen. Auch so sind die Denkschriften, in denen er seine Anschauungen über die jeweilige Lage niedergelegt hat, für die historische Betrachtung von nicht zu unterschätzendem Werth. Indem sie die Thugut'sche Amtsführung in ihrem ganzen Verlauf mit ihrer Kritik begleiten, spiegeln sie auf das treueste jene politische Unterströmung wieder, die in diesen Jahren am österreichischen Hofe mit der herrschenden Richtung um Einfluß und Geltung rang und in T. ihr Haupt und ihren Wortführer fand. Zunächst von dem Satze ausgehend und auf ihn unermüdlich zurückkommend, daß es unmöglich sei, den Krieg mit Frankreich in dieser Weise fortzuführen, schreiten die Denkschriften mit der Zeit dazu fort, dem Kaiser ein vollständiges Regierungsprogramm zu entwickeln. Und hier ist es nicht mehr der Wortführer einer Partei, sondern der selbständig denkende Staatsmann, der aus ihnen spricht. Vor allem dem erleuchteten Gedanken, den wir T. schon unter Josef verfechten sahen, daß eine gesunde Regierung die öffentliche Meinung auf Schritt und Tritt berücksichtigen, Vertrauen zum Volk haben und das Vertrauen des Volkes suchen müsse, begegnen wir hier von neuem. Daneben dem Satze, daß es auch Europa gegenüber darauf ankomme, das Mißtrauen und die Eifersucht zu zerstören, welche Thugut's gewundene Politik einflöße, daß man eine offene, loyale und anständige Politik einschlagen und ehrlich auf alle chimärischen Vergrößerungsabsichten verzichten müsse. Bei alledem kommt eine gesunde österreichische Interessenpolitik in den Denkschriften zu ihrem vollen Rechte.

Schon 1796 warnt T. davor, sich nicht über unausführbaren Plänen und zugleich in kurzsichtiger Opposition gegen die doch unvermeidliche Säcularisation des deutschen Kirchenguts der einzigen Möglichkeit zu begeben, den österreichischen Einfluß und Besitz auf legale Weise auszudehnen. Unablässig aber betont er, daß es darauf ankomme, ein klares politisches System zu ergreifen und sich nicht planlos von den Ereignissen treiben zu lassen. Er schlägt zu diesem Zweck die Ersetzung des ministeriellen Absolutismus durch ein collegialisches Conferenzministerium vor, welches unter dem Vorsitz des Kaisers berieth und die consequente, stetige Durchführung einer nüchternen und loyalen Politik verbürge, ein Gedanke, den Erzherzog Carl im J. 1801 wieder aufgenommen hat.

Die Schlacht bei Hohenlinden und der Friede von Lüneville führten endlich den Sturz Thugut's herbei, aber sein System fiel noch nicht mit ihm. Freilich für einen Moment konnte es so scheinen. Der Kaiser berief im Januar 1801 den Grafen T. zu interimistischer Verwaltung der auswärtigen Geschäfte unter formeller Oberleitung des Cabinetsministers Colloredo und zur Vertretung des in Lüneville weilenden Vicekanzlers L. Cobenzl. Aber dieses Trauttmansdorff'sche Ministerium blieb eine Episode, wegweisend zwar, doch von kurzer Dauer. Allerdings glaubte man anfangs allgemein, aus dem Interimisticum werde sich ein bleibender Zustand entwickeln und Cobenzl mit dem Posten in Paris oder Petersburg abgefunden werden. Aber binnen kurzem wurden andere Einflüsse im Cabinet des Kaisers mächtiger. Es war das System Thugut's, verkörpert in Colloredo, das noch einmal den Sieg davontrug über die neue Richtung, welche schon längst die öffentliche Meinung beherrschte. Colloredo konnte sich mit einem System nicht befreunden, das so rücksichtslos alle Traditionen der Thugut'schen Politik über den Haufen warf, und setzte die Rückkehr des Vicekanzlers auf seinen Posten durch (Sept. 1801). T. trat nach achtmonatlicher Geschäftsführung wieder ab, die österreichische Politik aber lenkte im wesentlichen, wenn auch ohne die alte Kraft, wieder in die alten Bahnen ein. Erst bei Austerlitz hat das System Thugut's seinen Todesstoß erhalten.

Die Geschichte des kurzen Ministeriums Trauttmansdorff's ist noch nicht geschrieben worden. Es ist hier nicht der Ort, sie im einzelnen zu verfolgen. In ihren Grundzügen stellt sie sich als der erstmalige Versuch dar, ein Programm, wie es die Denkschriften zeichneten, praktisch durchzuführen. Darin liegt ihre historische Bedeutung, der entscheidende Fortschritt, den sie gegenüber dem System Thugut's bedeutet und durch den sie die Politik Stadion's vorbereitet. In bewußter Abkehr von der bisherigen „listigen und verdrehten Politik, wodurch alles Vertrauen verscherzet wird", machte T. den Versuch, „das verlorene Zutrauen durch Annahme eines auf Rechtschaffenheit und bescheidene Freimüthigkeit gegründeten Systems" wieder zu erwerben. Ohne sich nach irgend einer Richtung hin zu binden, ohne es vor allem schon jetzt bei der völligen Erschöpfung aller Hülfsmittel Oesterreichs zu einer neuen Coalition gegen Napoleon kommen zu lassen, wollte er doch diese Coalition diplomatisch vorbereiten. Daß er sich zu diesem Zweck Rußland näherte, war der gegebene Weg und mag ihm nicht weiter zum Verdienst angerechnet werden. Etwas entscheidend Neues aber und ein Schritt von weitreichender Bedeutung war es, daß er auch eine Verständigung mit Preußen suchte, ja daß er sogar die große innerdeutsche Säcularisations- und Entschädigungsfrage im Verein mit dem „natürlichen Feinde" freundschaftlich zu lösen unternahm und zu diesem Zweck die Sendung Stadion's nach Berlin durchsetzte. Der Erfolg war überraschend. Schon war man dem Abschluß nahe, als die sehr wider Trauttmansdorff's Willen aufgerollte Münster'sche Wahlaffaire das kaum gewonnene preußische Vertrauen auf eine

harte Probe stellte. Dennoch gingen die Verhandlungen fort und T. hoffte noch auf einen guten Ausgang, — da kam Cobenzl zurück, und erst von diesem Moment an datirt der schroffe Abbruch auf österreichischer Seite und infolgedessen der Wiedereintritt Preußens in die Verhandlung mit Frankreich.

Mit dem September 1801 schließt die öffentliche politische Wirksamkeit Trauttmansdorff's ab. Freilich sein persönliches Vertrauensverhältniß zu Kaiser Franz erfuhr auch jetzt keine Trübung. Und von dem Vorrechte, welches diese Stellung ihm verlieh, hat er nach wie vor Gebrauch gemacht. Seine Denkschriften sind erfüllt von dem Gedanken, daß nur eine Defensivallianz aller noch unabhängigen Mächte Europas, einschließlich Preußens, dem neugeschaffenen französischen Coloß einen Widerstand entgegenzusetzen vermöge und daß diesem einen wahren allgemeinen Feinde gegenüber alle übrigen kleinen Jalousien und Gehässigkeiten aufhören müßten. Aber die Ausführung dieser Gedanken hat er nicht mehr selbst in die Hand nehmen dürfen. Wol war vorübergehend davon die Rede, daß er Cobenzl ersetzen solle, aber als dann nach Austerlitz das alte System definitiv verlassen wurde, da war es Stadion und nicht T., der die Durchführung der neuen Politik übernahm. Nur als Zuschauer hat er die Verwirklichung der Ideen erlebt, als deren unermüdlicher Verfechter er Jahre hindurch im stillen gewirkt hatte. Sein Kaiser erhob ihn am 12. Januar 1805 in den erblichen Fürstenstand und ernannte ihn im August 1807 zu seinem ersten Oberhofmeister. Volle zwanzig Jahre hat er dies Amt bekleidet. Der Glanz der Repräsentation, welchen der Wiener Hof zur Zeit des Congresses entfaltete, war sein Werk. Von politischen Geschäften scheint er sich in dieser Stellung streng ferngehalten zu haben. Bis zuletzt unermüdlich thätig, ist er am 27. August 1827 verschieden.

Trauttmansdorff's staatsmännische Laufbahn ist nicht vom Glück begünstigt worden. Es war ihm niemals vergönnt, seine politischen Ideale frei und ungehindert zu verwirklichen. Dreimal an eine leitende Stelle berufen, ward er jedesmal bei der Ausführung seiner Pläne durch fremde Einwirkungen lahm gelegt oder verdrängt. Auch über seinem Nachruf hat ein Unstern gewaltet. Die Denkschriften, in denen sich seine staatsmännische Begabung erst enthüllt, blieben bis auf den heutigen Tag unbekannt und harren noch ihrer Würdigung. Nur daß eine gelegentliche Erwähnung in einem Gesandtschaftsberichte einmal den Eindruck wiederspiegelt, den sie am Hofe machten. Sein kurzes Ministerium des Auswärtigen blieb verschollen. Wo er thatsächlich alles leitete, schien er nur in abhängiger Stellung die Ideen eines Anderen auszuführen. Wo sich ein in sich durchdachtes System unter Hemmungen von außen doch siegreich durchsetzte, um dann in raschem Wechsel vom Nachfolger wieder aufgegeben zu werden, konnte man begreiflicher Weise nur unerklärbare Widersprüche und Schwankungen erblicken. Am schlimmsten ist es seinem Charakter ergangen. Dieser Mann, den ritterliche Loyalität in hervorragendem Maaße auszeichnet, erschien seit der Veröffentlichung von Thugut's vertraulichem Briefwechsel im Lichte eines höfischen Intriguanten und Cabalenmachers. Ein tiefer dringendes Urtheil wird nicht bloß seinem sittlichen Wollen, sondern auch seinem staatsmännischen Können Gerechtigkeit widerfahren lassen. In einer Zeit, wo die österreichische Politik sich auf verhängnißvollen Irrbahnen bewegte, war er es, der dem Staate die Wege wies, welche später zu seiner Wiedergeburt führten.

Nekrolog Seiner Durchlaucht des Fürsten Ferdinand zu Trauttmansdorff-Weinsberg und Neustadt am Kocher. Aus der Wiener Zeitung vom 10. April 1828 besonders abgedruckt, Wien 1828 (danach Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich Thl. 47, S. 57—61). — Ad. Borguet, Histoire des Belges à la fin du XVIII^e siècle, 2. éd., T. 1—2, Brüssel 1861—62. —

Fragments pour servir à l'histoire des événemens qui se sont passés aux Pays-Bas depuis la fin de 1787 jusqu'en 1789. Publiés par le Comte de Trauttmansdorff. Avec des notes explicatives, Amsterdam 1792. — H. R. v. Zeißberg, Belgien unter der Generalstatthalterschaft Erzherzog Karl's (1793, 1794), Thl. 1—2. (Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, philos.-hist. Classe, Bd. 128 u. 129), Wien 1893. — Für die späteren Jahre sind die archivalischen Vorarbeiten des Verfassers zu einer umfassenderen Darstellung dieser Verhältnisse benutzt.

G. Buchholz.

Trauttmansdorff: Hektor v. T., eine Persönlichkeit, welche als angeblich von Chroniken und sogar durch eine Urkunde vom Jahre 1336 beglaubigt, dennoch in das Gebiet der Geschichtsfabeln verwiesen werden muß, gleich der Mähre, die ihn in der Schlacht bei Mühldorf-Ampfing (28. Sept. 1322) von dreiundzwanzig (!) Söhnen Albert Stuchs' v. T. als einzigen Ueberlebenden und Gefangenen der Baiern anführt. Die zeitgenössischen und maßgebenden Geschichtsquellen wissen von all dem nichts; erst seit der sog. „handschriftlichen Chronik der Steiermark", die, im 17. und 18. Jahrhundert zusammengestoppelt, auf die Autorschaft Hohenwart's, beziehungsweise des Frhrn. v. Stadl zurückgeführt zu werden pflegt, gelangte dieses Märchen von den 23 Trauttmansdorffern in der Schlacht von 1322 und der Name des „Hektors" v. T. in Curs. Bedeutsam ist es schon, daß man diesem Hektor keine Nachkommenschaft zuzuschreiben in der Lage war. Dieser apokryphe Hektor erlangte seine Beglaubigung bei Hormayr und bei Allen, die ihm folgten, durch eine angebliche Gnadenurkunde K. Ludwig's d. B. vom 24. April 1336, in welcher der Kaiser bezeuge: daß — zur Bekräftigung des Alters und der Güte ihres Adels — „Seifrid der Frauenberger sein gueten besigelten Brief mit Jahrzahl 213 Jahr (!), danach hat Hector von Trauttmanstorff auch mit seinen guten besigelten Brieffen bewisen: Vierthalb hundert und zwei Jahr (!)". — Da sie sich infolge ihres Rangstreites „eidlich einen Zweikampf zugeschworen", so sei es auch zu einem solchen gekommen, in welchem der Frauenberger „schwärlichen" unterlag. Hector v. T. („unser lieber Kammermaister", heißt es weiter) habe nun den „gefangenen" Frauenberger der Kaiserin als „zu einer Ehrung" geschenkt. Diese ließ ihn frei und ledig, aber unter der Bedingung, daß „hinfüran unßer lieber getreyer Kammermaister Hector von Trauttmanstorff, sein Bruder, ihre Erben und alle ihre Nachkommen, vor Seifriden dem Frauenberger seinen Erben und Nachkommen allweg, in Schimpff und Ernst mit ihr leib und wappen im Vorstand haben solten". Das angebliche Original dieser Fälschung (als welche sie schon in Böhmer's Regesten K. Ludwig's d. B. u. s. Zeit, 1839 [S. 108] kurz und bündig gebrandmarkt wurde) soll (nach Hormayr's Angabe) Frhrn. Wolf Christoph, Regierungspräsident „und 1584 seines Hauses Geschichtschreiber" (?) im Tozzenbacher Archive besessen haben. Sie sei im 30jährigen Kriege verloren gegangen, und es habe sich nur eine vidimirte Copie erhalten. Dieses Machwerk findet sich bei Lünig, R.-A. VII, 195 und XXIII, 1410 abgedruckt.

S. diese Geschichtsfabel von den Trauttmansdorffern im J. 1322 und von Hektor in Caesar's Ann. Styr. II, 449—450 (Muchar, Gesch. d. Hzths. Stmk. VI, 222—23 mißtraute seiner Quelle) u. s. w. — Hormayr, Taschenbuch der vaterl. Gesch. 1822, S. 95 f.; 1826, S. 404—5; 1838, S. 270 bis 272. — Wurzbach, Oesterr. biogr. Lex. XLVII (1883) S. 70—72.

F. v. Krones.

Trauttmansdorff: Maximilian Freiherr, späterhin Graf v. T., österreichischer Staatsmann. Er ward geboren am 23. Mai 1584 in Graz, wo sein Vater, Johann Friedrich v. T., am Hofe Erzherzog Karl's von Oesterreich, des

dritten Sohnes Kaiser Ferdinand's I., die Würde eines Kriegspräsidenten und Geheimen Rathes bekleidete. Bei seiner Geburt bekannten sich seine Eltern zur neuen Lehre, doch traten sie, noch ehe Maximilian herangewachsen war, zur römischen Kirche über, und mit ihnen wechselte auch der Sohn sein Bekenntniß.

In seiner Jugend hat sich T. nach dem Zeugnisse seines Zeitgenossen Franz Christoph v. Khevenhiller „des studiern und herrlicher tugenden beflissen; als er zu seinen männlichen jahren und aus fremden landen nach haus kommen, ist er in Ungarn gezogen und dort rittmeister worden; da er sich bey etlichen vornemen occasionen befunden und zu legung mehrer fundament im kriegswesen ist er nach Niderland, dem könig aus Spanien alldort zu dienen, verraist". Von da kehrte er nach einiger Zeit zurück und ward alsdann, noch unter der Regierung Kaiser Rudolf's II., in den Reichshofrath berufen. Nach dessen Tode 1612 trat er in den Dienst des kaiserlichen Hofes ein, wo er sich bald das Vertrauen der maßgebenden Persönlichkeiten zu erwerben wußte und allmählich zu hohen Ehren emporstieg. Kaiser Matthias ernannte ihn zum Obersthofmeister seiner Gemahlin, der Kaiserin Anna, und die nämliche Stelle ward ihm in der Folge auch bei Eleonore Gonzaga, der zweiten Gemahlin Kaiser Ferdinand's II., sowie bei diesem selbst übertragen.

Trauttmansdorff's Erscheinen am kaiserlichen Hofe fiel in ernste Zeiten. Durch tiefe innere Zerwürfnisse, ebenso wie durch gefährliche äußere Feinde war das Erzhaus in seinem Machtbestande schwer bedroht und um so mehr auf die Ergebenheit, Umsicht und Thatkraft seiner Diener angewiesen. In T. aber fanden sich diese Eigenschaften vereint, und so war er im Stande, dem angestammten Fürstenhause eine Stütze zu bieten, wie es ihrer in seiner schweren Bedrängniß bedurfte. Um für die tiefzerrütteten österreichischen Erblande die Grundlage dauernder Vereinigung und inneren Friedens zu schaffen, erschien es zunächst erforderlich, in Böhmen und Ungarn dem Haupte des jüngeren Zweiges von Deutsch-Habsburg, Ferdinand von Innerösterreich, dem Sohne Erzherzog Karl's, die Wahl zum Nachfolger von Matthias zu sichern. Von T. wurde dieser Plan eifrig gefördert und gelangte schließlich auch zur Ausführung: im J. 1617 ward Erzherzog Ferdinand, der spätere Kaiser Ferdinand II., zum König von Böhmen, im Jahre danach zum König von Ungarn erwählt. Mit der Regelung der Erbfolge wurde freilich das drohende Unheil nicht vom Erzhause abgewendet. Schon im Frühjahr 1618 sagte sich Böhmen von ihm los, und seine Erhebung riß auch einen großen Theil der übrigen kaiserlichen Erblande zum Aufruhr mit fort.

Mitten in diesen Wirren gelangte Ferdinand am 20. März 1619 zur Regierung. Je peinvoller seine Lage war, um so mehr kamen ihm Trauttmansdorff's treue und eifrige Dienste zu statten. Gemeinsam mit zwei anderen Räthen Ferdinand's wohnte er den Verhandlungen über die Kaiserwahl zu Frankfurt im Juli und August 1619 von Anfang an bei und hatte nicht geringen Antheil daran, daß sich die Mehrheit der kurfürstlichen Stimmen auf seinen Herrn vereinigte. Nach der Kaiserkrönung am 8. September 1619 begab er sich in Ferdinand's Gefolge zum Herzog Maximilian von Baiern nach München und war hier thätig beim Abschlusse des Bündnisses mit diesem mächtigen Fürsten, dem Haupte der katholischen Liga, eines Bündnisses, das für den Kaiser den höchsten Werth besaß in dem schweren Kampfe mit seinen rebellischen Unterthanen, der ihm bevorstand. Ebenso wie die Verhandlungen mit Maximilian, trug auch die Reise nach Rom, die T. unmittelbar danach im Auftrage des Kaisers unternahm, für diesen gute Früchte. Durch die Vorstellungen des Herzogs von Baiern und Spaniens unterstützt, erlangte er, wenn auch nur mit Mühe, vom Papste die Zusicherung einer Geldsumme zur Bekämpfung des Aufruhrs. Mit Hülfe seiner Verbündeten, insbesondere der Liga, gelang es dem Kaiser, seine

Feinde zu überwinden. An T. aber fand er, wie in den Tagen der Bedrängniß, so auch später einen treuen und gewandten Diener. Am 6. Januar 1622 schloß er als Bevollmächtigter Ferdinand's II. zu Nicolsburg Frieden mit Bethlen Gabor, dem Woiwoden von Siebenbürgen, der die Verlegenheiten des kaiserlichen Hauses benutzt hatte, um in Ungarn einzufallen. Da der Krieg mit ihm für die Truppen des Kaisers unglücklich verlaufen war, sah sich T. genöthigt, dem Feinde zur Erlangung des Friedens einen großen Theil dieses Königreichs preiszugeben, ein Opfer, das allerdings schwer, aber doch unvermeidlich war, um die Unterwerfung der übrigen Erblande in Ruhe zu vollenden.

In gleichem Maaße wie die Befriedigung der Ansprüche Bethlen Gabor's lag auch die Entschädigung und Belohnung des Herzogs von Baiern im Interesse des Kaisers. Den Werth jenes Verbündeten wußte Niemand besser zu schätzen als T., und wie er Maximilian's Verdienste seinem Herrn gegenüber rückhaltlos hervorhob, so trug er auch das seinige dazu bei, daß Ferdinand sein früher gegebenes Versprechen einlöste und dem Herzoge auf dem Reichstage zu Regensburg im J. 1623 an Stelle des geächteten Friedrich von der Pfalz die Kurwürde verlieh. Ebenso führte er in den darauffolgenden Jahren als Bevollmächtigter des Kaisers mit Maximilian die Verhandlungen über dessen Kriegsentschädigung und brachte dieselben auch im Februar 1628 zum befriedigenden Abschlusse. Gegen die Zusicherung des erblichen Besitzes der Kurwürde, sowie der oberen und rechtsrheinischen Pfalz, bewog er den Kurfürsten, das Land Oberösterreich herauszugeben, das ihm der Kaiser um den Preis von dreizehn Millionen Gulden verpfändet hatte. Schon aus früherer Zeit war T. dem Kurfürsten wohlbekannt, und jene Verhandlungen konnten nur dazu dienen, die Beziehungen zwischen Beiden noch vertraulicher als vorher zu gestalten.

Zwei und ein halbes Jahr nach der Auseinandersetzung mit Maximilian von Baiern, im August 1630, finden wir T., der in der Zwischenzeit vorübergehend als Gesandter des Kaisers am kursächsischen Hofe geweilt hatte, auf dem Kurfürstentage zu Regensburg. Er betheiligte sich daselbst an den Berathungen, die zur Absetzung Wallenstein's, des bis dahin allmächtigen Befehlshabers des kaiserlichen Heeres, führten. Ferdinand II. und die katholische Partei standen zu jener Zeit auf dem Gipfel ihrer Macht; bald danach geriethen freilich die Sieger durch ihren Uebermuth gegen die Besiegten aufs neue in schwere Bedrängniß, und wie beim Regierungsantritt des Kaisers, sahen sich auch jetzt die Diener des Erzhauses vor die schwierigsten Aufgaben gestellt.

Keiner unter ihnen aber rechtfertigte in höherem Maaße das Vertrauen seines kaiserlichen Herrn als T. Eine wichtige Rolle spielte er zunächst vor und während der Katastrophe von Wallenstein. Wiederholt ward er vom Kaiser an jenen abgesandt, das erste Mal im Sommer 1633 gemeinsam mit zwei anderen kaiserlichen Räthen zum Friedenscongreß nach Breslau, das zweite Mal im December des genannten Jahres ins Feldlager zu Pilsen, um den Friedländer zu bewegen, Böhmen zu verlassen und sich den Feinden des Kaisers entgegenzustellen. Unverrichteter Sache kehrte T. wenige Wochen später nach Wien zurück und da er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Wallenstein den Abfall vom Kaiser im Schilde führte, so rieth er diesem, den Feldherrn verhaften zu lassen. Der Sturz des Friedländers gab der Laufbahn Trauttmansdorff's eine neue, bedeutsame Wendung. Mit Wallenstein fiel auch dessen einflußreichster Parteigänger am Wiener Hofe, Fürst Hans Ulrich von Eggenberg, in Ungnade und T. wurde an seiner Stelle zum leitenden Minister berufen. Als solcher trat er im Juni 1634 mit dem Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen in Unterhandlung über den Frieden und erlangte dabei, durch den glänzenden Waffenerfolg der Kaiserlichen bei Nördlingen im September des Jahres begünstigt, für das Haus Oester-

reich sehr wesentliche Vortheile. Er bewog den Kurfürsten, ungeachtet der Gegenbemühungen Frankreichs und Schwedens, im Frieden zu Prag am 20. Mai 1635 gegen die Abtretung der Ober- und Niederlausitz seinem Bündnisse mit den Feinden des Kaisers zu entsagen: ein Erfolg, der für den Letzteren um so werthvoller war, als Kursachsens Beispiel auch die meisten übrigen protestantischen Reichsstände bestimmte, mit Ferdinand Frieden zu schließen.

Trauttmansdorff's Verdienste blieben nicht unbelohnt. Schon 1623 hatte ihn der Kaiser durch die Erhebung in den Grafenstand ausgezeichnet, und einen weiteren Gnadenbeweis gab er ihm nach dem Abschluß des Prager Friedens, indem er ihm mehrere Güter in Oberdeutschland schenkte. Das Vertrauen zu dem bewährten Staatsmanne übertrug sich von Ferdinand II. auch auf dessen Sohn und Nachfolger Ferdinand III. Schon ehe T. an Eggenberg's Stelle berufen wurde, hatte er bei dem damaligen Thronerben das Amt des Oberst-hofmeisters bekleidet; er verblieb darin auch nach Ferdinand's Regierungsantritt und wurde später sogar noch zum Präsidenten des Geheimen Rathes erhoben. Als solcher wirkte er nach allen Kräften darauf hin, den unheilvollen Krieg, der schon seit Jahrzehnten in Deutschland hin und her wogte, endlich zum Abschluß zu bringen. Nur seinen hervorragenden Geistesgaben und seinem braven Charakter konnte Graf T. das Ansehen verdanken, das er am kaiserlichen Hofe genoß, denn er besaß weder ein einnehmendes Aeußere, noch die glatten Formen des Höflings; auch sah er sich unter Ferdinand II. ebenso wie unter dessen Nachfolger von der mächtigen spanischen Partei am kaiserlichen Hofe wegen seiner friedliebenden und versöhnlichen Gesinnung vielfach angefeindet. Nichtsdestoweniger blieb seine Stellung unerschüttert, und im J. 1645 gab ihm Ferdinand III. einen neuen Beweis seines Vertrauens: er übertrug ihm auf die Empfehlung seines Schwagers, des Kurfürsten von Baiern, die Leitung der kaiserlichen Politik am westfälischen Friedenscongreß.

Mit ausgedehnten Vollmachten versehen, traf T. daselbst am 25. November 1645 ein und gab von Anfang an den festen Willen zu erkennen, mit aller Kraft für den Frieden zu wirken. Die Aufgabe, von deren Gelingen der Erfolg seiner Bemühungen abhing, war die Entschädigung der auswärtigen Feinde des Kaisers, der verbündeten Kronen Frankreich und Schweden. Die Bedeutung dieser Aufgabe hatte T. klar erkannt und faßte ihre Lösung als nächstes Ziel seiner Thätigkeit ins Auge. Schon Mitte December 1645 begab er sich von Münster, dem Hauptsitz der kaiserlichen Bevollmächtigten, nach Osnabrück, dem anderen Congreßorte, um sich dort mit den Gesandten der Krone Schweden, Salvius und Johann Oxenstierna, zu verständigen. Als Entschädigung bot er ihnen Vorpommern und Wismar nebst den Stiftern Bremen und Verden an, und es gelang ihm auch, sie für seinen Vorschlag zu gewinnen. Nach den versöhnlichen Erklärungen, die ihm im Februar 1646 von den Schweden gegeben worden waren, hielt er den Frieden mit ihnen für gesichert und kehrte noch in demselben Monat von Osnabrück nach Münster zurück, um sich daselbst auch mit den Vertretern der Krone Frankreich über die Entschädigungsfrage auseinanderzusetzen. Die Forderungen der Franzosen waren nicht geringer als die der Schweden. Sie verlangten die Abtretung der Besitzungen des Hauses Oesterreich im Elsaß sammt der wichtigen Rheinfestung Breisach. Ermuthigt durch das günstige Ergebniß seines Aufenthaltes in Osnabrück, erklärte T., ihre Ansprüche nicht befriedigen zu können, und er hoffte auch, die Verhandlungen mit Frankreich ohne Schädigung der Interessen des Kaisers zum Abschluß bringen zu können, umsomehr als die Forderungen der Gegner von den Spaniern, den Bevollmächtigten der meisten katholischen Stände und selbst von einem Theile der Protestanten mit Entschiedenheit bekämpft wurden. Die Franzosen hielten

jedoch hartnäckig an ihren Ansprüchen fest, und die Bemühungen der Friedensvermittler sowie des Kurfürsten von Baiern in ihrem Interesse konnten ihre Begehrlichkeit nur erhöhen. Nach langem Sträuben sah sich der Kaiser schließlich durch das unablässige Drängen und die Drohungen des Kurfürsten Maximilian bewogen, ihnen die geforderten Zugeständnisse zu gewähren. Am 13. September 1646 schloß T. mit den Vertretern Frankreichs ein vorläufiges Abkommen, worin er ihren Wünschen im weitesten Umfange Rechnung trug.

Die Opfer, die der kaiserliche Hof der Krone Frankreich brachte, waren wesentlich dadurch bedingt, daß deren Bevollmächtigte ihrerseits versprochen hatten, sich nach allen Kräften zu bemühen, um auch die Friedensverhandlungen des Kaisers mit seinen übrigen Gegnern zu einem glücklichen Ende zu führen. Sie kamen dieser Verpflichtung in der That mit Eifer nach, doch stießen sie dabei auf große Schwierigkeiten, denn nicht nur die Protestanten gingen in ihren Forderungen weit über das Maß dessen hinaus, was ihnen der Kaiser gewähren wollte, auch Schweden hatte inzwischen, durch fernere Beweise von Trauttmansdorf's Entgegenkommen ermuthigt, seine Ansprüche noch erheblich gesteigert. Erst im Februar 1647 gelang es dem kaiserlichen Hauptbevollmächtigten durch die Vermittlung des einen der beiden französischen Gesandten, des Grafen d'Avaux, mit Salvius und Oxenstierna ins Reine zu kommen. Die Einigung mit ihnen erfolgte im wesentlichen auf Grund der Vorschläge, die ihnen T. im Februar 1646 gemacht hatte. Die wichtige Entschädigungsfrage schien hiermit gelöst, und bei Trauttmansdorf's versöhnlicher Gesinnung wäre zu erwarten gewesen, daß sich auch zwischen den streitenden Parteien im Reiche ohne allzugroße Mühe eine Verständigung würde erzielen lassen. Die Friedensverhandlungen erhielten jedoch eine neue verhängnißvolle Wendung, indem Kurfürst Maximilian von Baiern am 14. März 1467 mit Frankreich und Schweden einen Neutralitätsvertrag einging. Durch den Abfall dieses mächtigsten Bundesgenossen des Erzhauses wurden dessen Feinde mit einem Schlage Herren der politischen Lage, und ihr Uebergewicht gab sich alsbald auch in den gesteigerten Ansprüchen kund, die jetzt bei den Friedensverhandlungen an T. gestellt wurden. Der Graf hoffte zwar anfangs noch, die Gegner durch erhöhte Zugeständnisse zufrieden zu stellen, doch kam er bald zur Erkenntniß, daß ihm dies nicht gelingen würde. Je schlechter sich aber die Aussichten für den Frieden gestalteten, um so lebhafter regte sich in T. der Wunsch, den Congreß zu verlassen. Ein körperliches Leiden, das ihn schon im Winter 1645 auf 1646 heimgesucht und seitdem nicht wieder verlassen hatte, konnte ihn in diesem Verlangen nur bestärken. Schon im Spätsommer 1646 hatte er sich beim Kaiser im Hinblick auf seinen Gesundheitszustand die Erlaubniß zur Heimkehr ausgewirkt, und nur auf vielseitiges Verlangen hatte er sich entschlossen, noch auf seinem Posten auszuharren. Nach den Erfahrungen der letzten Monate hielt er sich jedoch nicht länger für gebunden: am 6. Juni 1647 reiste er von Münster ab und begab sich an den kaiserlichen Hof zurück.

Die Anhänger der extrem-katholischen Richtung am Congreß, vor allem die Vertreter der Krone Spanien, hatten sein Entgegenkommen gegen die Feinde des Kaisers, insbesondere gegen die Franzosen, von Anfang an mit Unwillen wahrgenommen, und seine Abreise wurde demgemäß von der genannten Partei aufs freudigste begrüßt. Wenn daher T. nach seiner Rückkehr selbst seinen Einfluß beim Kaiser im Sinne seiner Widersacher geltend machte und die Fortsetzung des Krieges empfahl, so muß dies Benehmen gerade bei ihm in der That befremden; die Veränderung in seiner Stimmung erklärt sich allerdings aus dem Umschwunge der politischen Lage, der sich inzwischen zu Gunsten des Kaisers

durch dessen Wiedervereinigung mit dem Kurfürsten von Baiern vollzogen hatte. Gleichwol war aber gewiß auch T. in hohem Maße erfreut, als endlich im Herbst 1648 der ersehnte Frieden zu Stande kam. War es dem Grafen selbst nicht vergönnt gewesen, ihn zum Abschlusse zu bringen, so hatte er doch sehr wesentlich dazu beigetragen, die Verständigung der streitenden Parteien untereinander vorzubereiten, und wenn er auch in seiner großen Bescheidenheit geneigt sein mochte, seine eigenen Verdienste hinter die seiner Collegen zurückzustellen, so ward er doch selbst von dem schwedischen Bevollmächtigten Johann Oxenstierna als „anima legationis Austriacae“ bezeichnet und allgemein, bei Freund und Feind, wurde seinem Friedenseifer ebenso wie seinem Wohlwollen gegen Jedermann, seiner Mäßigung und seiner Geradheit warme Anerkennung gezollt. Der Kaiser dankte ihm für seine Bemühungen in einem überaus huldvollen Handschreiben vom 10. Januar 1649. T. sollte diese Auszeichnung nicht lange überleben; schon am 8. Juni 1650 starb er in Wien im Alter von 66 Jahren. Aus seiner Ehe mit Gräfin Sophie Palffy hinterließ er sieben Söhne und zwei Töchter. Die ernste Lebensauffassung des Grafen kam zum Ausdruck in seinem Wahlspruche: Sint temporalia in usu, aeterna in desiderio. Seiner aufopfernden Thätigkeit im Dienste des Hauses Oesterreich ebenso wie seiner lauteren, unantastbaren Persönlichkeit bleibt in den Annalen seiner Zeit für immer ein ehrendes Andenken gesichert.

Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. — Khevenhiller, Annales Ferdinandei IX, 402. — Derselbe, Conterfet Kupferstich II, 61. — Koch, Geschichte des deutschen Reiches unter der Regierung Ferdinand's III. — Einzelne Angaben bei Wolf, Maximilian I. von Baiern, IV. — Odhner, Die Politik Schwedens am westfälischen Friedenscongreß, S. 119 ff. — Helbig, Der Prager Friede, Hist. Taschenbuch 1858. — Gindely, Dreißigjähriger Krieg I, 480; II, 133 ff., 165. — Hurter, Ferdinand II. in Bd. VII. — Hammer, Khlesl, in den Urkunden-Beilagen. — Vgl. im übrigen noch die Verzeichnisse im Anschluß an die Artikel über Ferdinand II., Ferdinand III. und Maximilian I. von Baiern in der A. D. B. Außerdem stand mir auch archivalisches Material zur Verfügung. Egloffstein.

Trautzschen: Hans Karl Heinrich v. T., Dichter und Militärschriftsteller, ward am 26. Juni 1730 zu Wittgendorf bei Zeitz geboren. Er widmete sich aus Mangel an Mitteln dem Militärstande und machte im sächsischen Heere den siebenjährigen Krieg mit. Indessen galt seine eigentliche Neigung den wissenschaftlichen und poetischen Studien. Auch während des Feldzuges setzte er seine gelehrten Beschäftigungen fort, wobei ihm der Umgang mit seinem gleiches Streben verrathenden Schwager und Freunde, dem Oberst Friedr. Wilh. von Gerstenberg, sehr zu statten kam. Nach Abschluß des Friedens zog er sich, da seine Gesundheit gelitten hatte, als Pensionär nach Ernstthal zurück, wo er die ihm geschenkte Muße benutzte, um seine Erfahrungen im Kriege über allerhand militärische Dinge niederzuschreiben. Außerdem beschäftigte er sich mit dramatischen Arbeiten, die er unter dem Titel: „Deutsches Theater“ in 2 Theilen während der Jahre 1772 bis 1774 in Leipzig erscheinen ließ. Während des Bairischen Erbfolgekrieges diente er im Generalstabe der sächsischen Armee. Im J. 1784 wurde er Platzmajor zu Dresden und avancirte zu Ende des Jahres 1798 zum Gouvernementsadjutant. Er starb zu Dresden am 26. Octbr. 1812.

Vgl. Johann Georg Meusel, Das gelehrte Deutschland, 5. Aufl. Lemgo 1800, VIII, 105. — Christian Friedrich Möller, Verzeichniß der in den beiden Städten Zeitz und Naumburg gebohrnen Künstler, Gelehrten und Schriftsteller. Zeitz 1805. S. 67, 68. Die offenbar auf genauer Information beruhenden Angaben Möller's scheinen sowol Brümmer, Deutsches

Dichter-Lexikon. Nachtrag, Eichstädt u. Stuttgart 1887, S. 129, als auch Goedeke, Grundriß IV², S. 244 nicht gekannt zu haben, da sie Möller unerwähnt lassen. Das falsche Geburtsdatum 26. Januar (statt Juni) scheint ein von Goedeke aus Brümmer übernommener Fehler zu sein.

H. A. Lier.

Traxdorff: Heinrich T., auch Droßdorff und Gasdorff genannt, ein Orgelbauer aus Mainz aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Er baute um 1443 drei Orgelwerke; das der Sebaldkirche beschreibt Praetorius in seinem Syntagma II, 110 ff. (neue Ausgabe S. 132): Das Pedal bestand aus den Tönen A, B, h, c, cis, d, dis, e, f, fis, g, gis, a, b. Das Manual begann mit h, c, cis und reichte bis zum ciscis, dd. In der Liebfrauenkirche ebendort bestand die Orgel nur aus einem Manuale, begann mit h, cis, d und reichte nur bis zum $\overline{\text{fis}}$, $\overline{\text{g}}$, $\bar{\text{a}}$. Praetorius fügt dann noch hinzu, daß die vordersten Pfeiffen in der Sebaldskirche, die er Flöten nannte, auch um eine Octave höher gingen, wenn man den unklaren Ausdruck so verstehen kann (siehe S. 111 oben). Gerber berichtet noch, daß er auch in der Marienkirche zu Lübeck 1492 ein Werk aufgestellt hat. Hierüber berichtet Schroms in seinem Reiselexikon S. 920, der ihn aber Gasdorff nennt, sowie ihn Vollbeding Trendorff nennt. Es ist sehr fraglich, ob T. in so später Zeit noch gelebt hat. Rob. Eitner.

Trczka: Adam Erdmann Graf T. (nicht Terzky) von der Lipa, kaiserlicher General, bekannt durch seine Beziehungen zu dem Herzoge von Friedland, Wallenstein. Er war der Abkömmling einer angesehenen altböhmischen Familie, von deren Stammburg Lipa bei Königgrätz seit zweihundert Jahren allerdings kaum mehr bescheidene Ueberreste zu finden sind. Besonders in den Stürmen des langjährigen Hussitenkrieges zu Macht und Reichthum gelangt, zählten die T. seit dieser Zeit zu den vornehmsten Geschlechtern des Landes. Niklas v. T. († 1453), an allen wichtigen Landesangelegenheiten hervorragend betheiligt, erwarb um das Jahr 1436 das Schloß Lipnitz bei Deutschbrod, das, von ihm mit vielen Kosten einem gründlichen Neubau unterzogen — der Riesenthurm „Samson" erlangte eine gewisse Berühmtheit — künftig als eigentlicher Wohnsitz des jeweiligen Hauptes der Familie zu betrachten war. Schon 1440 von den vier östlichen Kreisen Böhmens zum Vertreter bei der Königswahl bestimmt, wurde er bei der Wahl Georg's von Podiebrad zum Landesverweser (1452) zu dessen Mitregenten ernannt. Die Erwerbung der beträchtlichen Güter Wlaschim, Pilgram, Heraletz, Lounowitz, Jung-Woschitz u. s. w. verschafften ihm den Beinamen des „Reichen". Der Familienbesitz wurde durch seinen Sohn Burian († 1468 — als Jüngling hatte er sich in der großen, blutigen Schlacht bei Außig am 16. Juni 1426 durch besondere Tapferkeit hervorgethan —), mehr noch durch seinen Enkel Niklas den Jüngeren († 1516) in einer Weise vergrößert, daß ihm bereits damals kaum ein zweiter an die Seite gestellt werden konnte. Außer den schon genannten Dominien gehörten hierzu u. a. Hermanmiestetz, Rziczan, Liechtenburg, Swietla, Habern, die ehemaligen Besitzungen des alten Klosters Seelau, Chotieborz, Opotschno, Hohenbruck, Smirzitz, Polna und vorübergehend auch die Herrschaft Tetschen, die jedoch Niklas d. J. kurz vor seinem Tode „wegen der schlechten Wege und der vielen Deutschen daselbst" wieder verkaufte. Auch seine Erben verstanden es, durch kluge Wirthschaft und reiche Heirathen das Vorhandene zu mehren — keiner in so hohem Maaße wie Johann Rudolph T., der Vater Adam Erdmann's, und Marie Magdalene v. Lobkowitz, dessen Mutter. Johann Rudolph, von Kaiser Rudolph II. in den „alten Herrenstand" des Königreiches Böhmen aufgenommen, erkaufte die von seinem Vorgänger den Grafen Thurn überlassene Burg Lipnitz zurück, erwarb von Katharina v. Dohna die Veste Drzewenitz sammt Zugehörungen und tauschte

Neu-Seelau gegen Schloß und Herrschaft Kaunitz ein. Dagegen veräußerte er, nicht ohne Gewinn, die Güter Welisch, Smirzitz, Kumburg mit Gitschin, Drzewenitz, Bradletz und Heraletz. An dem Aufstande von 1618 nicht unmittelbar betheiligt, verlor er nach der Katastrophe von 1620 nur einen kleinen Theil seines Besitzes an die königliche Kammer, Smidar und Kaunitz, welchen Verlust aber seine Gemahlin Marie Magdalene, deren Erwerbssinn den des Gatten bei weitem übertraf — sie stand im Rufe der geizigsten Dame ihrer Zeit — durch Erlag der Schätzungssummen wieder einlöste. Marie Magdalene begnügte sich damit nicht, sondern erstand in rascher Folge noch eine große Anzahl dem Fiscus verfallener Güter und Herrschaften, darunter (1623) vor allem Nachod mit Riesenburg, Koschtialow, Neu-Studenetz, Bohdanetsch und viele, den königlichen Städten Königgrätz, Trautenau und Czaslau confiscirte Höfe und Dörfer im Gesammtbetrage von mehr als einer Million Thaler. Zudem erwarb sie (1624) von Wallenstein nicht weniger als sechs, gegen die Herrschaft Kopidlno eingetauschte Güter: Zizelowes, Sadowa, Neustadt an der Mettau, Gradlitz, Hermanitz und Wölsdorf, von denen namentlich Neustadt einen höheren Werth beanspruchte. So gab es in Böhmen zu jener Zeit neben dem Herzogthum Friedland im Norden kein größeres Latifundium als das der Herren v. T. im Nordosten; ihnen zunächst standen die Kinsky mit ihrem ausgedehnten Gütercomplex im Nordwesten des Landes (s. A. D. B. XV, 775).

Nichts war natürlicher, als daß unter den benachbarten Großgrundbesitzern sich sehr bald nähere persönliche Beziehungen entwickelten. Sie wurden durch die Bande des Blutes fester geknüpft. Am 30. August 1627 vermählte sich Adam Erdmann T. mit Maximiliana, Tochter des Geheimen Rathes Grafen Karl Harrach, des zur Zeit einflußreichsten Mannes am kaiserlichen Hofe, dessen ältere Tochter Isabella Katharina bekanntlich vier Jahre früher die Gattin Wallenstein's geworden war, während Wilhelm Kinsky die Schwester Adam Erdmann's, Elisabeth, zur Frau hatte. An anderer Stelle wurde erzählt, wie wohl es Kinsky, der Protestant, verstand, trotz allgemeiner Güterconfiscation und Gegenreformation in den kaiserlichen Erbländern, seinen Güterbesitz zu behalten, ohne deshalb, wie von ihm verlangt wurde, zum katholischen Glauben überzutreten. Man weiß, daß er später (1630) sogar seiner Religion wegen ins Ausland ging und sich damit begnügte, seine Güter durch katholische Beamte verwalten zu lassen. Der gleichen Standhaftigkeit durfte sich Adam Erdmann T., der Schwager, nicht rühmen. Wie seine Voreltern im streng „böhmischen“ (utraquistischen) Glauben erzogen, gewann er es dennoch über sich — zweifellos bereits vor seiner Verheirathung —, diesen Glauben abzuschwören und Katholik zu werden. Am 18. Februar 1628 empfing er vom Kaiser den Grafenbrief mit dem Prädicat Hoch- und Wohlgeboren und dem sogenannten Palatinat. Die Würde eines Kämmerers und kaiserlichen Rathes folgte nach. Länger als er widerstanden Vater und Mutter den Versuchungen des glaubenseifrigen Hofes. Aber auch ihnen lagen ihre zeitlichen Güter mehr am Herzen als die Confession. Um nicht dem immerhin keineswegs beneidenswerthen Loose Wilhelm Kinsky's zu verfallen oder wol gar, gleich allen anderen protestantischen Rittern und Herren des Landes, ihren gesammten Grundbesitz verkaufen, d. h. verschleudern und „mit dem Rücken ansehen“ zu müssen, bequemten endlich auch sie sich noch vor Ausgang des Jahres 1628, dem Beispiele des Sohnes zu folgen. Welches Aufsehen dieser Schritt hervorrief und welche günstigen Folgen man sich katholischerseits von ihm versprach, beweist ein Breve Urban's VIII., d. d. Rom, 20. Januar 1629, das dem Convertiten Johann Rudolph T. unter dem Fischerring den päpstlichen Gruß und apostolischen Segen übersandte. „Wir beglückwünschen Deutschland“, heißt es daselbst, „zu dem neuen Horte der Religion

und Deine Edelgeboren zu dem Ruhme eines sehr weisen Entschlusses. Wir, die Wir gewusst, daß Du durch treffliche Tugenden Dich auszeichnest, sahen es wahrhaftig ungern, daß die Religion an Dir zu verdammen war. Nun aber umarmen Wir Dich um so lieber mit den Armen apostolischer Liebe, geliebter Sohn, der Du Deinen Ruhm mit der Würde des katholischen Namens vergrößert hast. . . . Edler Mann, führe hinter Dir auf den Wegen des Heils die Gemüther der Deinen, und mögen die Geschlechter, die Deiner Autorität gehorchen, auch Folge leisten den Rathschlägen Deines Geistes" u. s. w. Am 9. Juni desselben Jahres verlieh der Kaiser seinem Rath und Kämmerer Johann Rudolph T. die dem Sohne vor Jahresfrist geschenkte Grafenkrone. Der so zum zweiten Male erkaufte Grundbesitz der Familie sollte aber darum seinen Eignern keinen besonderen Segen bringen; jedenfalls nicht auf lange Zeit.

Adam Erdmann T. widmete sich der militärischen Laufbahn; nicht mit Zustimmung seiner Mutter, die ihn überaus zärtlich liebte. Ein nahestehender Augenzeuge erzählt, sie habe „viel Zähren vergossen, daß ihr Sohn Adam sich in das Kriegswesen begeben". Er diente nicht von der Pike auf, sondern trat nach aller Wahrscheinlichkeit als Volontär in die friedländische Armee, bei der wir ihn seit 1626 in Wallenstein's Umgebung finden, von diesem zu verschiedenen Commissionen, insbesondere nach Wien, verwendet. Dabei muß sich der junge Mann als sehr brauchbar erwiesen haben, denn nach zwei Jahren würdigte ihn der Feldherr der Auszeichnung, nach den entscheidenden Ereignissen vor Wolgast mit Ueberbringung der Siegesbotschaft an den Kaiser betraut zu werden. Am 3. September 1628 bestätigte Ferdinand II. den Empfang des ihm von T. eingehändigten herzoglichen Schreibens, mit dem Bedeuten, derselbe habe „auch, was er weiter mündlich zu referiren im Befehl gehabt, mit besonderer, Uns zu gnädigstem Belieben gereichender Dexterität und Geschicklichkeit an- und vorgebracht". Das Verhältniß Wallenstein's zu Adam Erdmann T. war somit von Anfang an ein günstiges. Zur Beurtheilung späterer Vorkommnisse scheint es von Wichtigkeit, zu wissen, ob ein ähnliches Verhältniß zwischen ihm und der Familie T., speciell zu Adam Erdmann's Mutter, bestanden habe. Hiefür bietet ein Schriftstück aus derselben Zeit, von der soeben die Rede gewesen, einen handgreiflichen Anhaltspunkt. Es sind dies wenige Zeilen Wallenstein's an seinen Landeshauptmann Taxis, die einer weiteren Erklärung kaum bedürfen. Sie lauten: „Mein Vetter (Max) schreibt mir, daß die Frau Trtschkin Smidar mir aus Freundschaft will um 160 000 Thaler lassen und daß sie solches Gut nie hätte verkaufen wollen. Nun weiß ich, daß sie mich mehr als dreißigmal gebeten hat, ich wolle es kaufen, aber ich allzeit ausgeschlagen. Itzt schätzt sie mir solches auf 160 000 meißn. Schock, und sie hat's vom Kaiser um 100 000 Schock m. wegen etlicher angehenkter Partiten genommen. Darum befehle ich Euch, daß Ihr Euch drum nicht annehmt und solches auf keinerlei Weise kauft. Sie kann damit, wo ihr's gefallen wird, betrügen. . . ." Man wird nach solchen Worten zugeben, daß die Freundschaft Wallenstein's zu Frau Marie Magdalene T., wenigstens im J. 1628, eine sehr große nicht genannt werden durfte. Es wurde aber später behauptet, Frau T., die Mutter Adam Erdmann's, die, trotz ihrer „Bekehrung" zur katholischen Kirche, niemals aufgehört, im Geheimen um so eifriger für den Protestantismus zu wirken und demgemäß in Verbindung mit vielen Gesinnungsgenossen das herrschende Regime in Böhmen zu bekämpfen, habe nach dieser Richtung mit Wallenstein unausgesetzt in vertraulichen, antidynastischen Beziehungen gestanden. Ein Beweis für diese Behauptung konnte freilich nie erbracht werden. Die Herrschaft Smidar ging im J. 1629 um den Preis von 100 000 Thaler in Wallenstein's Besitz über. Im selben Jahre verkaufte Marie Magdalene T. ihrem Sohne Adam Erdmann

die Herrschaft Nachod für nicht weniger als 200 000 Thaler, deren Bezahlungsbedingnisse im Kaufcontracte genau bestimmt wurden. Ihr Geiz scheint doch noch größer gewesen zu sein als selbst die Liebe zum Sohne. Als es sich darum handelte, auf ihren Gütern die Gegenreformation durchzuführen, verhielt sie sich dabei höchst reservirt, ja sie entließ einen ihrer Verwalter, der es sich beikommen ließ, die Bauern mit Gewalt den Reformationscommissären zu stellen. Ein Bauernaufstand, der auf den Herrschaften Neustadt und Nachod ausbrach und sich auch auf das Herzogthum Friedland ausdehnte, wurde von T. mit bewaffneter Hand unterdrückt, nicht, ohne daß ihm Wallenstein die kräftigste Unterstützung gewährt hätte.

Am 23. Februar 1630 empfing T. zu Gitschin aus der Hand seines ihm befreundeten Feldherrn das Oberstenpatent. Am selben Tage verständigte Wallenstein hievon den Commandirenden der damals in Italien stehenden kaiserlichen Truppen, Feldmarschall Collalto. Er habe, schrieb er, die acht Fähnlein seines eigenen Infanterieregimentes, die sich eben in Italien befinden, dem Grafen T. abgetreten und denselben „darüber zum Obristen bestellt". „Er wirbt stark", fügte er bei, „und wird nach und nach Rekruten hineinschicken". Bei diesen Werbungen kamen jedoch Unzukömmlichkeiten vor, die selbst den Kaiser veranlaßten, mit außergewöhnlicher Strenge einzuschreiten. Ein Handschreiben vom 24. Mai 1630 beklagte, daß T., ohne Vorwissen der Statthalter, auf seinen Gütern eine öffentliche Werbung angestellt, keinerlei Schein oder Patent dabei vorgewiesen, „sondern hierin seines Gefallens procedirt", die Geworbenen alsdann eigenmächtig in den königlichen Städten Königgrätz, Nimburg und Welwarn einlogirt und daselbst „über die tägliche überflüssige Unterhaltung und dargereichte Servitien und andere Spesen allerhand Muthwillen und Gewaltthätigkeiten verübt und Unseren armen, ohnedies bis auf den äußersten Grad erseigerten Unterthanen vollends das Garaus gemacht" habe. Der Kaiser, heißt es weiter, „wolle ihm hierdurch sein eigensinniges, unbefugtes Beginnen im Ernst verwiesen haben", mit dem Befehl, der unter Einem Wallenstein intimirt wurde, „daß er sich nach Prag alsbald gestellen und deswegen Rede und Antwort geben solle". Wahrscheinlich demzufolge änderte der General seine ursprüngliche Disposition. Er übergab (im Juni) die erwähnten Fußcompagnien deren bisherigem Oberstlieutenant Dietrichstein und ernannte dafür T. zum Inhaber des Reiterregimentes Haugwitz, bestehend aus 500 Arkebusieren, deren größter Theil zur Zeit ebenfalls ins Mantuanische marschiren sollte, bald darauf aber Befehl erhielt, nach Deutschland zurückzukehren. Bereits am 1. October 1630 erhielt T. einen, vom Kaiser gezeichneten Bestallungsbrief zur Anwerbung auch eines Cürassierregimentes von sieben Fähnlein. Man weiß, daß da Wallenstein schon vom Oberbefehle entfernt war. Es mochte T. gelungen sein, für seine Person die ihm vorgehaltenen Anschuldigungen zu entkräften. Er nahm am 9. Mai des folgenden Jahres wieder eine Anzahl kaiserlicher Werbepatente in Empfang, die ihn ermächtigten, in Böhmen noch ein Infanterieregiment von 3000 Mann aufzubringen, was augenblicklich seine Schwierigkeiten hatte. Im Juli 1631 mußte er um Verlängerung der ihm gewährten Werbefrist einschreiten. Mitte August war auch dieses Geschäft beendet. Zum Oberstlieutenant seines neuen Regimentes aber bestellte T. den Schotten Johann Gordon, zum Oberstwachtmeister dessen Landsmann Walther Leslie. Dasselbe ging nach Schlesien und stieß bei Glogau zu dem Corps des Feldmarschalls Tiefenbach. „Von des Herrn Grafen Regiment habe ich vernommen", wurde ihm von dort geschrieben, „daß es stark und gar schön Volk sei". Es kam nicht zur guten Stunde. Unter den Kaiserlichen herrschte die größte Verwirrung. Sie wurden vor Glogau von den Schweden überfallen, wobei das Regiment T., nach Aussage Wallenstein's, der von Prag

aus die Vorgänge auf dem Kriegsschauplatze mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgte, „ganz ruinirt“ wurde. Mit Eifer bemühte sich T., den Schaden wieder gut zu machen. Der Einfall der Sachsen in Böhmen war ihm wenig hinderlich, da seine eigenen, sowie die elterlichen Güter von dieser Invasion verschont blieben. Am 13. November langte Wallenstein von Prag in Pardubitz an, geleitet von einer Compagnie Infanterie und zwei Compagnien Reiter, „welche der Graf T. itzt auf's Neue geworben“.

Während der letzten Zeit war aber T. nicht allein militärisch thätig. Er hatte auch in den geheimen Verhandlungen, die seither zwischen Wallenstein und dem Könige Gustav Adolf gepflogen wurden, seine Hand im Spiele. Wie weit er dabei einen bestimmenden Einfluß auszuüben vermochte, wird wol niemals sichergestellt werden können. Gewiß ist es unrichtig, wenn nachträglich glauben gemacht werden wollte, T. hätte bereits „von Regensburg aus, eben um dieselbe Zeit, als der Herzog zu Friedland resignirt gehabt“, somit schon im September 1630 und aus eigenem Antrieb oder auf Wallenstein's Veranlassung eine Annäherung des Letzteren an Gustav Adolf gesucht. Dagegen muß als ausgemacht gelten, daß, als der Graf Heinrich Matthias Thurn im Auftrage des schwedischen Königs seinen Unterhändler, den Exulanten Jaroslaw Raschin v. Riesenburg, im Februar 1631 an Wallenstein sandte, um ihm gewisse Anerbietungen Gustav Adolf's vorzutragen, T. nicht zögerte, in diesem Handel eine Vermittlerrolle zu übernehmen — zu keinem anderen Zwecke, als den abgedankten kaiserlichen Feldherrn zu bestimmen, sich mit Schweden gegen den undankbaren Kaiser zu verbinden. In Opotschno, einem Trczka'schen Schlosse, wurden die ersten derartigen Verabredungen von Raschin und T. getroffen. Ende desselben Monats waren Beide in Wien, im Mai darauf in Dimokur, gleichfalls einer Trczka'schen Besitzung. Es stimmt nicht übel mit bekannten Thatsachen überein, wenn Raschin den Grafen Thurn von der „alten Frau Trczkin“ als von einem „verständigen Weib“ und einer „gewaltigen Praktikantin“ urtheilen läßt, die „ihres Gleichen nit habe“. Wieder im Juni soll T., und zwar in Prag, im Friedländer Hause, mit Raschin verkehrt haben; die Zusagen des Königs nahmen immer mehr eine reale Gestalt an. Im Juli überbrachte Jener sogar eigenhändige Schreiben Gustav Adolf's sowol an Wallenstein als auch an T. Es frägt sich nur, ob es wahr ist, was dem Herzog von dem posthumen Angeber als Antwort darauf in den Mund gelegt wird. Hier ist der Ort nicht, diese Frage zu entscheiden. Abgesehen von dem Gesagten, ist von T. die Beschuldigung nicht hinwegzunehmen, daß er dem Grafen Thurn, Raschin und einem Dritten, Bubna, gegenüber Erklärungen abgab, die den Genannten keinen Zweifel mehr übrig lassen konnten. Die Unterhandlungen zerschlugen sich bekanntlich im October 1631: wie behauptet wird, infolge Zurücknahme des gegebenen Wortes von Seite Gustav Adolf's, nicht Wallenstein's oder Trczka's. Noch im November übernahm der Friedländer die ihm vom Kaiser förmlich aufgedrungene Mission, die mit den Schweden verbündeten Sachsen für den Frieden, d. h. für sich zu gewinnen. Wie bis dahin mit dem Schwedenkönige, verhandelte Wallenstein von nun an mit Hans Georg v. Arnim, dem sächsischen Feldmarschall. Auch hier fand er für gut, sich vorzugsweise Trczka's als seines Unterhändlers zu bedienen. Auf dessen Schlosse Kaunitz fand am 29. November eine persönliche Zusammenkunft der Vertreter beider Parteien statt; auch T. war als Vertrauensmann zugegen. Das vorläufige Resultat wurde dem Kaiser berichtet, doch nicht schriftlich. Der Hauptzweck, wie gesagt, war ein eminent friedlicher. Die Aussichten schienen sehr günstig. Da aber Wallenstein bald nachher genöthigt war, Böhmen zu verlassen — der Kaiser selbst verlangte seine Abreise nach Znaim, wo Eggenberg und Questenberg ihn bestimmen sollten, die Bedingungen zu formuliren, unter

denen er den Oberbefehl wieder zu übernehmen geneigt wäre —, wurde die Fortführung der Verhandlungen mit Arnim an T. übertragen. Die Wiederübernahme des Generalats war erfolgt, als T. eiligst nach Znaim berufen wurde, „wasgestalt", schrieb Wallenstein, „Wir seiner anjetzo dahie gar hoch vonnöthen, indem Wir durch den Herrn gewisse und Ihrer kaiserlichen Majestät hochangelegene Sachen dem v. Arnim anbringen zu lassen entschlossen". Im Januar darauf, wissen wir mit Bestimmtheit, fand zwischen Arnim und T. eine Besprechung in Außig statt. Von ihrem Inhalte verlauten nur Muthmaßungen.

Dann trat, nach Monaten, an Trczka's Stelle bei Arnim der Oberst Ernst Georg v. Sparr. Geraume Zeit hindurch ist T. wieder ausschließlich Soldat. Mit großer Sorgfalt unterstützte ihn Wallenstein in neuen Werbungen, die er in einem Umfange betrieb, wie kein zweiter kaiserlicher Officier. Er completirte nicht nur die drei Regimenter zu Roß und Fuß, die er bereits besaß, sondern rüstete im Frühjahr 1632 noch zehn weitere Compagnien aus, je fünf eines neuen Infanterie- und eines Dragonerregimentes. Sie nahmen an den Wechselfällen des ereignißreichen Jahres 1632 auf fast allen Punkten des weiten Kriegsschauplatzes, in Böhmen, vor Nürnberg und bei Lützen, regen, stets ehrenhaften, meist glücklichen Antheil. Ebenso that sich T. bei mehr als einer Gelegenheit durch seinen persönlichen Muth hervor. Rühmend gedenkt der Bericht, den Wallenstein nach der Lützener Schlacht durch Diodati dem Kaiser erstatten ließ, der besonderen Tapferkeit und Ausdauer Trczka's während dieses heißen Tages. Vom Anfang bis zum Ende kämpfte er an der Spitze seines Cürassierregimentes, den braven Oberstlieutenant Rauchhaupt zur Seite. Er sprengte wiederholt entschlossen in den Feind und unterstützte so mit großem Nachdruck die hartbedrängte Infanterie. Eine Geschützkugel riß die Bekleidung von seinem Fuße und krümmte den Steigbügel, ohne den Reiter selbst zu verletzen. „Schon brach die Nacht herein", schließt der Bericht, „als die feindliche Cavallerie in Unordnung das Feld räumte, was den Grafen T. bestimmte, ihr mit dem Fußvolk nachzusetzen. . . ." Als später Wallenstein in Prag über die Haltung seiner Truppen bei Lützen Gericht hielt, die Tapferen zu belohnen, die Feigen aber zu bestrafen, da gab es für T. und seine Leute nur Belohnungen in reichem Maaße. Dahin zu rechnen ist u. a., daß, da der Oberst Johann Rudolph Pallant v. Moriamez bei Lützen gefallen war, dessen Regiment zu Fuß von Wallenstein an T. überlassen wurde, das sechste, das dieser nunmehr innehatte. Er vertauschte es nach kurzer Zeit mit dem Reiterregiment des Obersten Anton Gutschitz v. Kreuzenbach. Schon früher, wenige Tage nach seinem Wiedereintreffen aus dem Feldzuge in Prag, war T. nach Chemnitz zurückgesendet worden, der dortigen Besatzung Befehle zu hinterbringen. Von da begab er sich — wie es scheint, ohne vorherige Verständigung des Feldherrn — zum Grafen Holk, der eine Heeresabtheilung zur Deckung Böhmens in die Gegend von Preßnitz führte. „Daß Herr Graf T. nicht anders als mit gewollt", schrieb Holk an Wallenstein, „bitte ich, Ihre Fürstl. Gnaden wolle nicht mir Schuld geben". Ein Trauerfall rief bald darauf T. nach Hause.

Am 8. Januar 1633 starb auf dem Schlosse Swietla Marie Magdalene, seine Mutter. Ihr Testament setzte ihn zum Universalerben ihres beträchtlichen Vermögens ein, den Gemahl Johann Rudolph aber zu dessen Nacherben. Ein zweiter Sohn, der noch lebte, wurde enterbt. Das Testament nannte nicht einmal dessen Namen. Es war Graf Wilhelm T., jüngerer Bruder Adam Erdmann's. Wir lernen ihn zum ersten Mal kennen in einem Schreiben des Grafen Thurn an König Gustav Adolf vom Mai des Jahres 1632. „Hält der katholische Graf T." — Adam Erdmann — heißt es daselbst, „seine Worte nit, so er in Präsenz meiner, Herrn v. Bubna's und Herrn Raschin's geredet, so ist

der Schaden sein und hat Gott über den Herzog zu Friedland zu klagen. Sein Bruder, Graf Wilhelm T., so mich von Kindheit an mehr als seine Eltern geliebt, ist unserer Religion, ein tapferes, heroisches Gemüth, hat dem Elend nit zusehen können in seinem Vaterland, hält sich eine ziemliche Zeit auf in Frankreich, hat auf polnisch liberamente spendirt, die Eltern disgustirt, also daß der Graf Wilhelm Kinsky die Treue mehr als ein Schwager erweist, ihm zu helfen. Der eilet sich, Eurer königl. Majestät sich zu einem unterthänigsten Diener einzustellen. Aus diesem werden Eure königl. Majestät einen tapferen Helden abrichten, der Leib, Gut und Blut wird aufsetzen. . . ." Es ist nicht bekannt, ob Gustav Adolf dieser Empfehlung auch nachkam und Wilhelm T. in seine Dienste nahm. Sicher ist, daß Wilhelm nach dem Tode seiner Mutter in die Heimath zurückkehrte, zweifellos in der Absicht, von dem Erbe, das sie hinterlassen hatte, seinen Pflichttheil in Anspruch zu nehmen. War aber schon die bloße Rückkehr eines Exulanten nach Böhmen damals an die Voraussetzung des Uebertrittes zur katholischen Kirche geknüpft, so galt dasselbe um so mehr bei der Erwerbung irgend eines Grundbesitzes. Auch Wilhelm's „tapferes, heroisches Gemüth" dürfte sich unter solchen Umständen am Ende entschlossen haben, gleich dem Bruder und den Eltern katholisch zu werden. Das wird um so wahrscheinlicher, ja gewisser, als wir ihn schon nach wenigen Monaten als kaiserlichen Kämmerer und Obersten wiederfinden. Ihm schenkte Wallenstein am 30. April 1633 das Cürassierregiment Hans Ernst Vitzthum v. Eckstädt, was Kaiser Ferdinand „in gnädigster Erwägung Unseres Kämmerers, des Hoch- und Wohlgebornen, auch lieben Getreuen Wilhelm Grafen T. von der Lipa Ehrbarkeit, redlichen Gemüths" u. s. w. mit besonderem Patent bestätigte. Ob und in welcher Weise dem eine Auseinandersetzung Wilhelm's mit seinen Angehörigen vorausgegangen war, wird nicht berichtet. Im Mai rief ihn der Kaiser nach Wien, zu dem ausgesprochenen Zwecke, „einen Versuch zu thun, ihn mit dem Herrn Kinsky wieder zu vergleichen". Durch seine Handlungsweise hatte er sich also mit dem Schwager, der ihm in böser Zeit nach Thurn's Versicherung „die Treue mehr als ein Schwager erwiesen", überworfen.

Noch konnte Adam Erdmann T. seine Erbschaftsangelegenheiten nicht gehörig geordnet haben, als er sich wieder Hals über Kopf in die ihm besonders am Herzen liegenden Kriegsrüstungen stürzte. Ihm mußte Piccolomini sechs schwere Geschütze, Zwölfpfünder, sogenannte Regimentsstückel, und viele hundert Cürasse beschaffen. Er übernahm das Regiment des Obersten Andreas v. Contreras, resignirte aber dafür sechs Compagnien Dragoner, die, mit vier anderen des Generals Holk vereinigt, dem Obersten John Henderson untergeben wurden. Mit einer Compagnie „Polaken", welche T. gleichzeitig warb, schuf er sich eine Art Leibgarde, wie sie sonst nur die Höchstcommandirenden um sich zu haben pflegten. Im März war T. am Wiener Hofe. Wie wir von einem Dritten erfahren, handelte sichs um eine ganze Menge mehr oder minder wichtiger Verrichtungen, zumeist in Heeresangelegenheiten. Von seinem Vater überbrachte er bei dieser Gelegenheit der Kaiserin ein schönes Hündchen; sie war eine große Freundin von dergleichen. Der Meldung, die er im selben Monate dem Herzoge erstattete, Hofkriegsraths-Präsident Graf Heinrich Schlick habe die bestimmte Absicht, nach Prag zu kommen, wurde von Questenberg widersprochen. Vom Tage des Aufbruches Wallenstein's nach dem Kriegsschauplatze wich T. kaum mehr von dessen Seite. Noch aber hatte jener Böhmen nicht verlassen, als auch schon wieder von den Gegnern die alten geheimen Verhandlungen eröffnet wurden. Und wieder war T. der eigentliche Mittelpunkt aller Heimlichkeiten und Zwischenträgereien. Ihm sandte Holk schon in den ersten Maitagen ein Schreiben Bernhard's von Weimar, der nun auch Miene machte, mit dem Feinde Fühlung zu nehmen.

Als Raschin wenige Tage später sich in Gitschin anmeldete, ging ihm T. von dort entgegen, ihn vor der Ankunft genau zu informiren. Er sandte ihn am andern Tage von Smirzitz unter sicherem Geleite wieder über die Grenze. — Man kennt den äußeren Verlauf der folgenden Ereignisse im Sommer 1633. Am 5. Juni hatte T. die erste Unterredung mit Arnim; zwei Tage später wurde ein erster Waffenstillstand, zunächst auf zwei Wochen, geschlossen. Er führte nicht zum Ziele. T. und Piccolomini beredeten am 17. Juni mit Franz Albrecht von Sachsen=Lauenburg eine Verlängerung; T. und Ilow unmittelbar darnach eine Erneuerung des Stillstandes — als Wallenstein den Faden entzweiriß. Die Feindseligkeiten wurden eröffnet; doch beiderseits nicht mit dem gehörigen Nachdruck. Wieder ging T., auf Arnim's Einladung, ins feindliche Lager; Wallenstein selbst hatte mit Arnim eine Zusammenkunft. Am 21. August brachte T. die Zustimmung zum Abschlusse einer zweiten, vierwöchentlichen Waffenruhe. In seiner Gegenwart fiel an diesem Tage einer der gegnerischen Unterhändler, Prinz Ulrich von Dänemark, von einem kaiserlichen Schützen meuchlings erschossen. Auch nicht der zweite Stillstand war von Erfolg begleitet. „Aus dem Frieden wird nichts!" Mit diesem Worte verständigte Wallenstein seinen Vertrauten T. als den ersten von allen am 14. September von dem Mißlingen ihrer vereinten Bemühungen. Am Tage zuvor hatte er ihm, in dankbarer Anerkennung seiner eifrigen Dienste, ein siebentes Regiment verliehen, das beste im Heere, die tausend Reiter seines verstorbenen Lieblings, des Grafen Heinrich Holk, wogegen fünf Compagnien Arkebusiere dem neuernannten Obersten Georg Friedrich v. Mülheim abgetreten werden mußten. In einem Einschreiten vom 6. October gab der Herzog=Generalissimus dieser seiner Erkenntlichkeit einen noch kräftigeren Ausdruck, indem er T., den Obersten, dem Kaiser als Feldmarschalllieutenant in Vorschlag brachte, eine Beförderung, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Mit Recht durfte sich T. doppelt ausgezeichnet fühlen. Kein Wunder, wenn wir den jungen General mit Feuereifer bei der Sache sehen. Die Losung aber war nun: Krieg. Und schließlich war selbst einem T. das Kriegshandwerk doch noch geläufiger als das Diplomatisiren und Intriguiren. Im Laufe weniger Wochen wurde der Feind auf allen Punkten geworfen und Schlesien dem Kaiser zurückerobert. Der Hauptschlag aber fiel bei Steinau. Es war ein eigenes Verhängniß, daß just T. es sein mußte, der seinen Mitunterhändler seit Jahren, den armen, alten, von einer vielfach überlegenen Streitmacht rings umstellten Grafen Thurn, im Steinauer Brückenkopfe heimsuchte, ihm die Bedingungen zu dictiren, unter denen er sich mit seinem ganzen schwedisch=sächsisch=brandenburgischen Heere auf Gnade und Ungnade ergeben und als Gefangener ins kaiserliche Lager verfügen durfte. Acht Tage später unterzeichnete der Kaiser das Patent eines Feldmarschalllieutenants für Adam Erdmann T. Er führte auf dem Siegeszuge Wallenstein's durch Schlesien, die Mark Brandenburg und die Oberlausitz die Vorhut; er war bei der Eroberung von Großglogau, Frankfurt a. O., Görlitz und Bautzen; er setzte mit Schaffgotsch Berlin in Contribution und marschirte mit der Hauptmacht über Kittlitz, Schluckenau und Kreibitz gegen Leitmeritz, woselbst die Vereinigung mit Gallas stattfand. Ein gemeinsamer Angriff sollte Kursachsen zum Frieden zwingen und den Krieg beenden.

Da kam die Wendung, die große, schwere Krise im Leben Wallenstein's, der die Katastrophe folgte und folgen mußte. Entwicklung und Ausgang sind hier als bekannt vorauszusetzen. Wie bis dahin wich T. auch auf dem Eilmarsche aus dem nördlichen Böhmen nach Pilsen und über den Böhmerwald nach Furt nicht aus der Nähe Wallenstein's. Ebenso wenig auf dem folgenden Rückzuge nach Pilsen. Wie mit der Zahl seiner Regimenter — sie bildeten an sich für ihre Zeit eine kleine Armee —, so war er mit seiner jugendlichen Energie und

angebornen Findigkeit dem kranken, beim Kaiser verdächtigen und bald von seinen sonst ergebensten Anhängern fast vollständig verlassenen Feldherrn nachgerade unentbehrlich. Von Haus aus nicht von der Verschlossenheit und Schweigsamkeit eines Wallenstein, blieb er mit seinen letzten Absichten nicht das unlösbare Räthsel wie dieser. Er „lamentirte“ laut, „er sei bei Hofe ohne Verschulden übel gewillt, habe es nicht verdient, sondern viel auf Werbungen gewendet“. Gerade das aber war’s, was ihm in Wien am allermeisten verargt wurde. Schon bei dem ersten Aufenthalt in Pilsen, Ende November, referirte Graf Trautmansdorf dem Kaiser über die Beschwerde des Fürsten: „Eure kaiserl. Majestät selbsten culpirten, daß er Herzog so viel Regimenter dem Grafen T. gäbe, da doch solches allein zu Eurer kaiserl. Majestät Diensten, wegen des Grafen T. Credit und Mitteln, Soldaten zu bekommen, geschehe, der Graf T. auch sich der Werbungen beschwere und davor bitte.“ Als dann in Pilsen, nach dem Rückmarsche von Furt, wieder die Unterhandlungen mit den Feinden ihren Anfang nahmen, wurden in Wien Spottmünzen geprägt, die den Herzog auf einer Bärenhaut liegend darstellten, während T., Ilow und Andere die Haut in Händen halten, Arnim aber den Liegenden mit einer Schiene an der Nase führt. Infolge seiner Krankheit und mehr noch seiner Verstimmung allen Anderen immer unnahbarer, konnte Wallenstein doch des Umganges mit Einem, T., nicht entrathen. Fast alle Abende von 8 bis 11 Uhr kam dieser nicht vom Krankenbett. Begreiflich, daß man von allen Seiten die Verfügungen, die im herzoglichen Hauptquartier getroffen wurden, zunächst auf seine Rechnung setzte. Die Statthalter von Böhmen beschwerten sich gegen Keinen so sehr über die drückende Last der Einquartirung als gegen ihn und Ilow. Seine rechte Hand aber, wird versichert, war Heinrich Niemann, ein Mann der Feder im Soldatenrock, erfüllt von dem glühendsten Hasse gegen Alles, was mit dem Hause Habsburg zusammenhing. Man wollte verspüren, „daß Niemann allda nit nur ein simpler Rittmeister gewesen wäre, und T. hätte fast Alles gethan, was Niemann gewollt hätte“. Und T. wollte den Bruch mit dem Kaiser und darum den Anschluß Wallenstein’s nicht nur an Kursachsen und -Brandenburg, sondern selbst an Schweden und Frankreich. Beweis hierfür sein Schreiben an Wilhelm Kinsky vom 26. December 1633 (s. A. D. B. XV, 782). Der sogenannte Pilsener Schluß vom 12. Januar darauf war sein und Ilow’s Werk. Als es zur Unterzeichnung kam, wird berichtet, sei T. „etwas berauscht herumgegangen und habe, den Degen zückend, gesagt: Wo Einer, so dem Generalissimo feind, da vorhanden wäre, wollte er denselben in Stücke zerhauen helfen“. Da sei dem Piccolomini unwillkürlich das Wort entfahren: „O traditore!“ Um nicht dadurch verrathen zu werden, habe er aber den Obersten Diodati bei der Hand gefaßt und sei mit ihm im Saale herumgesprungen. — In jenen Tagen ernannte Wallenstein, vorbehaltlich der Genehmigung seitens des Kaisers, Piccolomini zum Feldmarschall, T. zum General der Cavallerie. Beide nahmen von nun an in der Armee diesen Rang ein. Die kaiserliche Bestätigung in seiner neuen Charge fand T. allerdings nicht; diejenige Piccolomini’s, der nicht mehr lange in Pilsen verweilte, erfolgte am 1. Februar, doch ohne Vorwissen des Generalissimus. Mit Piccolomini stand T. nach dessen Entfernung brieflich in lebhaftem Verkehr. Er unterließ es nicht, ihn vor Aldringen zu warnen, der nicht zu bewegen war, nach Pilsen zu kommen. Mehr noch als Wallenstein vertraute T. dem verschlagenen Florentiner ganz und gar, wie er denn überhaupt von Allen in Wallenstein’s Umgebung die größte Zuversicht und Vertrauensseligkeit zur Schau trug — bis zu der Stunde, in welcher Diodati, Piccolomini’s Creatur, ohne herzogliche Erlaubniß Pilsen mit seinem Regiment plötzlich verließ. Hauptmann

Schlieff, der damals von Wallenstein und T. seinen Abschied nahm, versichert, es habe jener nicht anders „als eine todte Leiche ausgesehen", den Grafen T. aber „hätte er nit mehr lustig, sondern in alio statu verspürt und confundirt befunden". In der bekannten Versammlung der Generale und Regimentscommandanten am 19. Februar war außer T., dem „General der Cavallerie", auch der „Oberst" Graf T., Wilhelm, der Bruder Adam Erdmann's, zugegen. Jener gab „für sich und für alle die Seinigen" das Gelöbniß zu Protokoll, „Leib und Leben bei Ihren fürstl. Gnaden, Herrn Generalissimo, aufzusetzen". Etwas vorsichtiger erklärte Wilhelm: Obwohl er „bei voriger Proposition (am 12. Januar) nit gewesen", jedoch „aus jetziger Proposition nit sehe, daß Ihre fürstl. Gnaden Generalissimus, was der kaiserlichen Hoheit entgegen, attentirte — resolvire er sich, gleich den Anderen, bei Ihrer fürstl. Gnaden zu leben und zu sterben und einzigen General nicht zu erkennen". In Prag, so lautete bei diesem zweiten „Pilsener Schlusse" die Ordonnanz, sollten die einzelnen Regimenter sich sammeln. Dahin gedachte Wallenstein am 21. Februar aufzubrechen, als T., der ihm vorausgeeilt war, auch schon wieder nach Pilsen zurückkehrte, nachdem er unterwegs eines der kaiserlichen Patente aufgegriffen hatte, das den „gewesenen General-Obristen-Feldhauptmann" seines Amtes entsetzte und mit demselben Gallas bekleidete, den Anhängern des nunmehr „gewesenen" Generalissimus aber erklärte: „Alles, was diesfalls vorgangen, nachzusehen und ganz zu vergessen — außerhalb daß wir aus solchem Pardon, neben dem General, noch zwo andere Personen wollen ausgenommen haben." Niemand wußte besser, als T. und Ilow, wer die „zwo anderen Personen" waren. Beide wurden von einem zweiten kaiserlichen Patent in Acht und Bann gethan.

Das Rendezvous war nicht mehr Prag, sondern Eger, wohin noch am selben 21. Februar der Weg angetreten wurde. Mit T. und Kinsky waren auch deren Frauen. Spätere eidliche Aussagen bestätigen, es habe T. vor seinem Abzuge von Pilsen mehrfache Erpressungen und rohe Gewaltthätigkeiten ausgeübt, aus dem Keller des Patriciers Wolfinger baare 8000 Gulden und vieles Silberzeug genommen, die Gräfin Czernin aber um 7000 Thaler beraubt u. dgl. m. Der Zug bewegte sich über Mies und Plan. Wenig mehr als 500 Mann waren die ganze Begleitung. Ein Regiment Trczka's war im Begriffe zu folgen. Ihm warf sich Piccolomini mit seinen Cürassieren nächst Mies entgegen. Es setzte „ein hart Treffen zwischen des T. und Piccolomini Regiment". Ilow schreibt aus Mies: „Piccolomini hat die Terzki'schen Reiter forciren wollen; sie haben aber unrecht verstanden, auf ihn chargirt und ihn zurückgetrieben; sind im Anzug, sich mit uns zu conjungiren. Ich hoffe, wir wollen ihnen das Tradiment bezahlen." Von Butler und Leslie geleitet, hielt man, nicht weiter behelligt, den Einzug in Eger. Es war ein Gang zum Tode. Piccolomini hatte Butler, Butler aber Gordon und Leslie, die Officiere Trczka's, dafür gewonnen, an dem „gewesenen" Generalissimus und seinen „Adhärenten" die vom Kaiser befohlene „Execution" vorzunehmen. In dem Gemetzel auf der Burg zu Eger fielen bekanntlich zuerst Kinsky und Ilow, ohne sich zur Wehre setzen zu können. Niemann flüchtete in ein Nebenzimmer und rannte dort in die Spieße der Wache. T. allein gelang es, seinen Degen zu erreichen und eine Ecke des Saales zu gewinnen. Er nannte Gordon und Leslie feige, schändliche Verräther und forderte sie auf, mit ihm zu fechten. Eine Rotte von mehr als 30 Mördern stürmte gleichzeitig auf ihn ein. Geraume Zeit hielt er sie sich geschickt und tapfer vom Leibe. Er schlug Deveroux den Degen in Stücke, hieb zwei Dragoner nieder und brachte dem Hauptmann Lerda eine tödtliche Wunde bei. Sein Wamms von Elennhaut schützte die Brust gegen Hieb und Stich. Endlich gelang es einem Iren, ihm die Schöße zu lüften — ein Dutzend Dolche machte seinem

Leben ein Ende. Als Butler und Geraldin, von Deveroux mit einem Zug Dragoner gefolgt, vor Wallenstein's Quartier auf den Marktplatz kamen, „da hörten sie des T. und Kinsky Weiber weinen und schreien, welche durch einen Lakaien, der dabei gewesen und mit den Hauptleuten aus dem Schloß herausgewischt, berichtet worden.“ Ein höherer Beamte Trczka's äußerte nach einem Jahre vor Gericht, sein Herr habe in Pilsen sich verlautet, es hätte ihm der General-Herzog die Nativität stellen lassen, in der es geheißen, „wenn er dies Jahr überlebe, so würde er ein großer und reicher Herr werden“. Er starb, kaum 35 Jahre alt. Eine Medaille, die ihm zu Ehren bei seinen Lebzeiten geprägt worden, hat uns sein stattliches Brustbild aufbewahrt. Der Revers der Medaille aber zeigt die Figur des Herkules, der dem Atlas die Weltkugel abnimmt, inmitten der Rundschrift: „Co wzmohov ramena“, zu deutsch: „Was die Schultern ertragen.“ Die Last, die er sich zugemuthet, war offenbar zu schwer gewesen für seine Kräfte — und wol auch für andere. Seine Leiche wurde mit denen Ilow's und Kinsky's im Minoritenkloster zu Mies vorläufig beigesetzt, dann auf dem Friedhofe „Mariä Himmelfahrt“ daselbst bestattet. Er hinterließ ein einziges Kind, ein minderjähriges Töchterchen Marie Isabella; seine Güter wurden selbstverständlich confiscirt. Gallas'sche Dragoner hatten bereits am 22. Februar, drei Tage vor seiner Ermordung, das Schloß Nachod besetzt, es für den neuen Herrn — Piccolomini — zu conserviren. Damit war aber die Tragödie des Hauses T. noch nicht abgeschlossen.

In Wien erzählte man, es habe Johann Rudolph T., Adam Erdmann's Vater, bei der Nachricht von der Entleibung des Sohnes den Ausspruch gethan: „es sei ihm gar recht geschehen, denn sonst, hätte den Adam der Kaiser bekommen, so würde er ihn durch die Stadt mit Pferden haben schleppen und viertheilen lassen“. Es liegt uns ein Brief Johann Rudolph's vor, geschrieben in Zleb am 2. März 1634, also wol unmittelbar nachdem der Schreiber jene Todesnachricht erhalten hatte. „Wollte Gott“, heißt es darin, „ich wäre nit geboren, damit ich nit hören sollte von diesen schrecklichen, unerhörten und leichtfertigen Sachen. Bin zwar in meinem Gewissen vor Gott und Menschen sicher und rein, habe mich dessen weder mit Gedanken noch mit der That theilhaftig gemacht, auch von dem nit das Geringste gewusst, dennoch aber Einer aus meinem Geblüt hat dies begangen! O unglückselige Stunde, in welcher er in seiner Mutter Leib empfangen worden!“ — Der Vater zweifelte nicht an der Schuld des Sohnes. Auch nicht der Bruder zweifelte. Graf Wilhelm T. hatte am Tage nach dem zweiten „Pilsener Schlusse“, den er, wie erwähnt, mitunterzeichnet, den Weg nach Prag genommen, wo er auch eintraf und das bewußte kaiserliche Patent zu Gesicht bekam. Von dort aus schrieb er am Abend desselben Tages an Gallas, um sich womöglich von allem Verdachte zu reinigen, als ob er mit dem Bruder im Einverständnisse wäre. „Wol habe ich“, sagt er, „mit den anderen Obersten die letzte Proposition unterschrieben, doch Seine Hoheit hat sich verbindlich gemacht, Niemanden zu zwingen, wenn etwas dem Dienste des Kaisers zuwiderlaufe, und da ich nun einmal dort war, so konnte ich die Unterschrift nicht verweigern.“ Damit begnügte sich Wilhelm nicht. Wie an Gallas wendete er sich an Schlick, den Hofkriegsraths-Präsidenten. Er hoffe nicht, der Kaiser werde ihn seines Bruders Aufführung entgelten lassen — „weil ein Vater nicht kann leiden für den Sohn, noch Sohn für den Vater, noch Beide für den Bruder“. Zur besseren Bekräftigung legte er seinem Schreiben ein zweites bei, eine „Attestation“ von der Hand des gutgesinnten Freiherrn Ernst v. Suys, Commandanten von Prag, der bestätigte, daß Wilhelm T. bei ihm erschienen und „sich höchlich entschuldigt, daß er von seines Bruders noch anderer, der röm. kaiserl. Majestät Widerwärtigen herrührender Unruhe im Geringsten einige

Wissenschaft nicht gehabt, sondern sich erklärt, höchstgedachter Ihrer kaiserl. Majestät, als einem gehorsamen Vasallen gebürt, getreu zu verbleiben". Gallas und selbst ein Carretto de Grana ließen sich herab, ihm ähnliche Wohlverhaltungszeugnisse auszustellen. Der Kaiser fand es demnach mit Rescript vom 8. März für gut, „daß der junge T. zum Regiment geschafft". Aber der junge Mann wurde dieser Gnade nicht froh. Er starb sehr bald darauf; die Todesart ist nicht bekannt. Bereits am 9. April stellte eine kaiserliche Verordnung — „nach Ableben des Grafen Wilhelm T." — dessen Regiment dem Obersten Hans Ernst Vitzthum v. Eckstädt zurück. Da dachte denn auch Johann Rudolph, der alte, unglückliche Vater, an das Sterben. Er schrieb am 2. Juni sein Testament. Der arme reiche Mann hatte, trotz dem Verluste der Güter seines Sohnes, noch über einen Grundbesitz im Werthe von 3 Millionen rheinischer Gulden (nach heutigen Geldverhältnissen etwa 30 Millionen) zu verfügen. Den besten Theil davon, Opotschno, Smirzitz u. s. w., testirte er seinen beiden Töchtern und der Enkelin Marie Isabella; zu Testamentsvollstreckern und Vormündern der Minderjährigen ernannte er sechs angesehene, zumeist in hohen Würden stehende Herren, unter ihnen Adam v. Waldstein, den Prager Oberstburggrafen, eine bei Hofe vielvermögende Persönlichkeit. Nichtsdestoweniger entging auch er seinem Schicksal nicht. Vor eine Untersuchungscommission gestellt, wurde er einem Verhör über seine und seiner Frau Beziehungen zum „Friedland" unterzogen. Das Protokoll liegt vor. Es schließt damit, der Befragte habe, „daß ihm von dergleichen, als er befragt worden, ja nichts wissend", mit einem Schwur betheuert; „daneben auch gebeten, man wollte ihn, als den, der Ihrer Majestät und dem Hause von Oesterreich stets treu verblieben, mit dergleichen Interrogatorien verschonen, weil er sich lieber den Tod — welchem er ohnedies nahe — als dergleichen anzuhören wünschen thäte." Vorläufig auf freiem Fuß belassen, ging er nach Deutschbrod. Hier fügte er am 29. September seinem Testament mit eigener Hand ein Codicill bei, das in einer Reihe größerer und kleinerer Legate seiner Dienerschaft zu gute kommen sollte. Während des Schreibens, fügt dem Schriftstück ein Zeuge bei, „ist die Ohnmacht an ihn kommen, er die Feder aus der Hand fallen lassen, weiter nichts geredet und also plötzlich verschieden". — Ein kaiserliches Decret an die von ihm bestellten Vormünder verfügte über dessen Nachlaß, insbesondere Opotschno und Smirzitz, als confiscirtes Gut. Es ist in hohem Grade bezeichnend, daß es einer dieser Männer, der bedeutendste unter ihnen, wagte, gegen ein solches Vorgehen des Monarchen zu remonstriren. Adam v. Waldstein hatte diesen Muth. . . „Wider welche allergnädigste Resolution", schrieb er zum wiederholten Male aus Oedenburg, 2. Januar 1635, „daß ich als Dero treuer Diener im geringsten sein sollte, davor wolle mich der Allmächtige behüten. Und obzwar Eure Röm. kaiserl. Majestät, als unsere allergnädigste Obrigkeit, durch solches Decret zu diesen Herrschaften Gerechtigkeit zu haben allergnädigst andeuten, nichts destoweniger ist an Dieselben mein und anstatt Anderer nochmaliges allerunthertänigstes Bitten: Eure Röm. kaiserl. Majestät geruhen mir und ihnen, Dero getreuen Unterthanen — doch ohne einzige Maßgebung — die Gnade erzeigen und bei solchem Possess, bis daß wir durch ordentliche, erlaubte, schon vorher begehrte rechtliche Mittel enthebt würden, allergnädigst verbleiben lassen, insonderheit weil dadurch Eurer Röm. kaiserl. Majestät Recht und Gerechtigkeit im geringsten nichts benommen, viel weniger davon etwas verwendet werden soll, also damit wir, von gedachtem Grafen Johann Rudolph T. geordnete väterliche Vormünder, desto sicherer unsere Gewissen salviren möchten, solches allergnädigstes Decret aus angeborenen Gnaden und Milden, als aller Wittwen und Waisen nach Gott höchster Vormund und rechter Vater, anderwärts zu verändern Ihro allergnädigst belieben lassen und

mein und ihr allergnädigster Kaiser, König und Herr sein und verbleiben.“ Die Antwort lautete: „Fiat. Herrn Supplicanten wiederum hinaus zu geben mit Bescheid, daß es Ihro kaiserl. Majestät allerdings bei Ihrer Resolution verbleiben lassen.“ Und dabei blieb es. Johann Rudolph's Testament wurde cassirt, über sein und der Seinen Gedächtniß die Verdammung ausgesprochen und deren gesammtes bewegliches und unbewegliches Vermögen dem Fiscus zuerkannt. Das war das Ende der Familie T. Ihr großer Reichthum, so geht die Sage, war ihr größtes Verbrechen.

Nach Urkunden der kaiserl. Archive in Wien, des Gubernial-Archivs in Prag u. A. m. Hallwich.

Trebelius: Hermann T., eigentlich Surwynt (Süderwind, Südwind) und daher von Hutten mit dem Beinamen Notianus genannt, ist etwa 1475 in Eisenach (oder in Nazza, jetzt in Sachsen-Gotha) geboren. Im Wintersemester 1500 bezog er die Universität Erfurt und dürfte dort schon mit Nikolaus Marscalcus Thurius (s. A. D. B. XX, 431) und dessen Amanuensis Georg Spalatin näher bekannt geworden sein, seine griechischen und poetischen Kenntnisse verdankte er jedenfalls hauptsächlich Marschalk. Dieser Wortführer des Humanismus ließ 1501 in Erfurt durch Wolfgang Schenck seine Orthographia drucken, das erste Buch mit griechischen Typen in Deutschland, der bald seine Grammatica exegetica, gedruckt von Paul Hachenborg, folgte (Priscian's Bücher *περὶ συντάξεως*, welche herkömmlich als ältester deutscher Druck mit griechischen Lettern gelten, verließen erst als dritter die Schenck'sche Presse). Noch 1501 richtete Marschalk eine eigene Hausdruckerei ein, aus der u. a. eine Wiederholung der bekannten Anleitungen des Aldus, Introductio ad litteras hebraicas utilissima und Elementale introductorium in idioma graecanicum und Enchiridion poetarum clarissimorum hervorgingen. Mit dem griechischen und lateinischen Satze Marschalk's und seinen Holzstöcken druckte T. später, und daher vermuthet man, daß er schon in Erfurt Marschalk's Gehülfe gewesen sei. Marschalk und T. siedelten noch 1502 an die von Friedrich dem Weisen neugegründete Universität Wittenberg über. Marschalk pflegte hier neben juristischen Studien seine typographische Thätigkeit weiter und druckte insbesondere 1503 einige Werke des Juristen Petrus von Ravenna. 1504 errichtete Wolfgang Stöckel auf Anregung des Kurfürsten vorübergehend eine Druckerei in Wittenberg und übernahm den Druck des Compendium iuris canonici des Petrus von Ravenna; der zweite und dritte Theil dieses von Stöckel in Leipzig 1506 vollendeten Werkes erschien mit einer poetischen Empfehlung des T., der wie Marschalk mit Petrus und seinem Sohne Vincentius befreundet war. Als Marschalk 1504, nachdem er Doctor der Rechte geworden, Wittenberg verließ, behielt T. den vollständigen typographischen Apparat. Seine zahlreichen Drucke sind leider meist vollständig undatirt, eine Ausnahme bildet die Ausgabe der Sermones extraordinarii des Petrus von Ravenna von 1505, die den Vermerk trägt: Wittenburgii: in incude litteratoria Trebelii, die anderen kennzeichnen sich in der Regel nur durch empfehlende Verse aus seiner Feder. T. lehrte gleichzeitig in Wittenberg die humanistischen Disciplinen und darunter Griechisch; für den letzteren Zweck druckte er ein nicht ganz mit dem Marschalk'schen übereinstimmendes Elementale introductorium in idioma graecum. 1506 gerieth er in einen Streit mit einem humanistischen Rivalen, dem gekrönten Dichter Georgius Sibutus Daripinus, dies und der Ausbruch der Pest, der die Universität nach Herzberg verscheuchte, veranlaßte ihn, sich nach Eisenach zu wenden, und er nahm zum mindesten den kleinen Satz seiner Druckerei dahin mit. Auch in Eisenach fand er die Pest, sein Sohn Elias starb daran. Er besang in einem elegischen Hekatostichon die Seuche und druckte das Gedicht in Eisenach. Noch in demselben Jahre gab er

die hierbei gebrauchten Lettern und Stöcke an Wolff Stürmer in Erfurt weiter. Bei dieser Gelegenheit wol befreundete er sich mit dem jugendlichen Dichter Eobanus Hessus. Ende 1506 oder wahrscheinlicher Anfang 1507 begab er sich wieder nach Wittenberg und empfing dort auf Empfehlung des Altvaters des thüringischen Humanismus Mutianus Rufus im Rectorate des Petrus Lupinus durch Friedrich den Weisen in einem Festactus der Universität, die als die Verleiherin des Kranzes erscheint, den Dichterlorbeer. Er kehrte wieder nach Eisenach zurück und lehrte daselbst die Jugend, als heidnischer Poet von einem Geistlichen von der Kanzel angefeindet und von dem Rathsherrn Konrad Weiß geschützt. 1508 ging er über Gotha nach Frankfurt a. O., um an der Universität die Poetik zu lehren und zugleich Jurisprudenz zu studiren. Der Kanzler der Hochschule Dietrich v. Bülow, Bischof von Lebus, scheint sich zuerst gegen ihn ablehnend verhalten zu haben, obgleich T. den christlichen Charakter seiner Poesien betonte, dafür gewann er wie Hutten, Aesticampianus und andere Humanisten einen thatkräftigen Gönner an dem kurfürstlichen Rathe Eitelwolf v. Stein. 1509 veröffentlichte er hier eine Gedichtsammlung: „Epigrammaton et carminum liber primus“ und eine andere Sammlung von Gelegenheitsdichtungen an Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, Dietrich v. Bülow, Eitelwolf v. Stein u. a., die 1508 entstanden waren. Er vereinigte eine ansehnliche Schar von Schülern um sich, unter denen die bekanntesten die pommerschen Edelleute Johannes und Alexander v. d. Osten sind, denen Ulrich v. Hutten seine Ars versificandi widmete. 1510 ließ Hutten durch Trebelius' Vermittlung seine Klagen gegen die Lötze drucken. Merkwürdig ist, daß T., der sich in Beistücken zu den Querelen schon Candidat, das heißt wol Baccalar, der Rechte nennt, erst 1511 in die Matrikel der Universität eingetragen ist. Im J. 1512 ließ er eine Naenia auf Dorothea, die Gemahlin Eitelwolf's v. Stein, ausgehen und verband damit Epitaphe auf Publius Vigilantius Axungia. Seinen humanistischen Collegen Richardus Sbrulius und Mathias Funck leistete er 1512, 13, 14 mehrfache litterarische Freundesdienste. Der wohlunterrichtete anonyme Centuriator Mader's, hinter dem man fälschlich Konrad Wimpina sucht, erwähnt, daß T. 1514 als ordentlicher Professor an der Universität das Civilrecht lehrte. Derselbe Anonymus nennt auch noch einige heut verschollene Dichtungen des T.

Gustav Bauch.

Trebra: Friedrich Wilhelm Heinrich v. T., ein bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehen stehender, in theoretischer wie praktischer Richtung ausgezeichneter Montanist, war am 5. April 1740 zu Altstadt im Thüringschen geboren und besuchte nach Beendigung des vorbereitenden Unterrichtes als einer der ersten Zuhörer die zu Ostern 1766 neu eröffnete Bergakademie in Freiberg behufs weiterer Ausbildung. Nachdem er hier seine montanistischen Studien zum Abschluß gebracht hatte, wurde T. schon 1767 als Bergmeister zur Betriebsleitung der Silberzeche Marienberg berufen, die er vor drohendem Verfall rettete und ihr neuen Aufschwung verschaffte. In Anerkennung seiner Verdienste wurde T. rasch zum Bergcommissionsrath (1769) und 1773 zum Viceberghauptmann befördert. In diese Zeit fällt seine erste schriftstellerische Thätigkeit mit der Abhandlung: „Nachrichten von einigen merkwürdigen Stufen aus dem Revier Marienberg“ 1776 (Beschäftig. d. naturf. Gesell. in Berlin II). T. trat dann 1780 in den hannöverschen Dienst, zuerst 1780 als Viceberghauptmann in Zellerfeld und dann 1791 als Berghauptmann in Clausthal zur Leitung verschiedener Bergwerke am Harz. Trotz vielfacher praktischer Thätigkeit beschäftigte sich T. auch eifrig mit wissenschaftlichen Arbeiten. Unter den Veröffentlichungen aus dieser Periode verdienen hervorgehoben zu werden: „Ueber kalkhaltiges, phosphorescirendes Steinmark“ (1784, Crell's Ann.); „Erfahrungen aus dem Innern

des Gebirges" (1788), eine ausgezeichnete Schrift, in welcher er namentlich die im Kleinen und gleichsam im Stillen unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme in großartigem Maaßstabe vor sich gehenden Umänderungen der Gesteine nachwies und die Ausfüllung der die Felsmassen durchziehenden Klüfte und Spalten mit solchen Ausscheidungsstoffen andeutete, damit die Theorie der Lateralsecretion anbahnend. Diese Schrift ist namentlich durch gute landschaftliche Bilder und durch vorzügliche farbige Darstellungen von Erzgängen ganz besonders ausgezeichnet. 1789—1790 folgte ein zweibändiges Werk: „Bergbaukunde", welches er gemeinschaftlich mit J. v. Born herausgab. Hierin findet sich alles Wissenswerthe des Bergfachs nach dem damaligen Stande der Wissenschaft und Erfahrung vortrefflich und eingehend erörtert. Aus dem Jahre 1790 stammt eine kleinere Arbeit: „Ueber den Harzer Spießglanz" und 1795 eine genaue Beschreibung seines Mineraliencabinets. Als allseitig anerkannt ausgezeichneter Bergbeamte trat T. 1801 in die Stellung eines sächsischen Oberberghauptmanns in Freiberg an die Spitze des sächsischen Bergwesens, dem er bis zu seinem am 16. Juli 1819 erfolgten Tode in umfassender und erfolgreicher Thätigkeit vorstand. In Anerkennung seiner großen Verdienste erhielt T. das Comthurkreuz des k. sächs. Civilverdienstordens. Auch wissenschaftlich blieb T. thätig. 1802 erschien eine weitere Schrift: „Das Silberausbringen des chursächsischen Erzgebirges von 1762 bis 1801", dann 1804 „Ueber einige chemische und geognostische Gegenstände" (v. Zach, Monatl. Corresp. IX), 1808 „Einleitung zu der gewerkschaftlichen Salinen Peubitz-Kötschau Privilegien und Constitution", 1810 „Bergmeisters Leben und Wirken in Marienberg", eine Schilderung seines Lebens während des Aufenthaltes am bezeichneten Bergwerke, 1816 „Ueber die innere Temperatur der Erde" (Geograph. Ephemer. 1816). Außerdem schrieb T. zahlreiche kleinere Aufsätze und Abhandlungen, welche im Teutschen Merkur, im Göttinger Magazin, in den Annalen der Soc. d. Forst- und Jagdkunde, der Allgemeinen Zeitung, in den Freyberger gemeinnützigen Nachrichten u. s. w. erschienen sind.

Meusel II. — Geschichte d. k. s. Bergakademie in Freiberg, 1866.

v. Gümbel.

Trechsel: Friedrich T., protestantischer Theologe des 19. Jahrhunderts. T. gehört zu den Schweizer Vermittelungstheologen aus der Schule Lücke's, geistesverwandt mit Ullmann. Er wurde geboren am 17. November 1805 zu Bern als ältester Sohn des dortigen hochangesehenen Professors der Mathematik und Physik an der Akademie, F. W. Trechsel († 1849), dem er selbst in den Bernischen Biographieen 1884 ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt hat. 1827 machte er sein theologisches Staatsexamen, setzte aber darauf seine theologischen Studien in Paris, Göttingen, Halle und Berlin fort. Einen bestimmenden Einfluß übte Lücke in Göttingen auf ihn aus, welchem er 1832 auch seine Erstlingsschrift „Ueber den Kanon u. s. w. der Manichäer" widmete. In diesem Jahre war er Spitalprediger und Docent an der Bernischen Akademie geworden, siedelte aber 1837 als Pfarrer nach Vechingen bei Bern über. Diese amtliche Stellung ließ ihm viel Zeit zu wissenschaftlicher Beschäftigung, welcher er mit großem Fleiß oblag. So gelang es ihm, die unitarischen Denkweisen des Reformationsjahrhunderts zum ersten Male einer zusammenhängenden Untersuchung zu unterwerfen. Sein darauf bezügliches Hauptwerk (1839 f.) ist freilich jetzt fast veraltet, da die wichtigsten Persönlichkeiten, die er darin ins Auge gefaßt hat, wie Servet, Ochino u. a. m., seitdem besondere monographische Behandlungen von anderer Seite erfahren haben. Als Zeichen der Anerkennung dafür erhielt T. 1855 von der Universität Heidelberg die Doctorwürde. Daneben aber hat T. nicht unterlassen, die Geschichte seiner engeren Heimath

methodisch zu erforschen und zahlreiche Mitarbeiter auf dem Gebiete der Bernischen Kirchengeschichte zu gleichem Streben anzuleiten. Auch weiteren Kreisen suchte er bis in sein hohes Alter durch sein reiches historisches Wissen zu dienen. Der historischen Gesellschaft zu Basel gehörte er als correspondirendes Mitglied an. 1851 bis 1860 war T. Decan der Classe Bern, vertauschte aber im letztgenannten Jahre seine stille Landpfarrei mit der Helferstelle am Münster in Bern. Hier wirkte er, bis ihn 1876 beginnende Taubheit zwang, sein Amt aufzugeben. Er blieb aber in seiner Heimathstadt wohnen und starb hier am 30. Januar 1885.

Schriften: „Ueber den Kanon, die Kritik und Exegese der Manichäer" (Bern 1832); „Die protestantischen Antitrinitarier vor Faustus Socin. Aus Quellen und Urkunden geschichtlich dargestellt." (Mit einem Vorwort von C. Ullmann. 2 Bde., Heidelberg 1839 u. 1844); „Beiträge zur Geschichte der Schweizerisch-reformirten Kirche, zunächst derjenigen des Kantons Bern" (4 Hefte, Bern 1841); „Bilder aus der Geschichte der protestantischen Kirche. Abendandachten, gehalten im Münster zu Bern. Mit biographischer Skizze des Verf. und kurzer Biographie, hrsg. v. F. Studer-Trechsel" (XXVIII, 349 S.). Bern 1889. — Außerdem eine Reihe von Abhandlungen im Berner Taschenbuch 1852 bis 1883 aufgeführt von F. Nippold (siehe unten), über Samuel König (1852), über Samuel Huber (1854), Samuel Lutz (1858 f.), „Das Hexenwesen im Kanton Bern" (1870), „Joh. Rud. Rudolf, Professor u. Dekan, ein Theologenbild der alten Schule" (1882), „Die Familie Rebmann" (1883) u. a. m.

Vgl. die oben erwähnte biographische Skizze; ferner F. Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte. 3. Aufl., 3. Bd., 1. Abth. (Gesch. d. deutschen Theologie), Berlin 1890, S. 282. — Derselbe, Berner Beiträge S. 419—420, wo die auf die Berner Geschichte bezüglichen Arbeiten Trechsel's aufgeführt werden. Darauf hat mich D. Nippold selbst freundlichst aufmerksam gemacht. — Biographische Nachrichten verdanke ich dem Sohne Trechsel's, Pfarrer F. Trechsel zu Spiez am Thuner See (Schweiz), welcher sie mir gütigst mittheilte. P. Tschackert.

Trechsel ist der Name mehrerer deutscher Buchdrucker und Verleger, die gegen Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Lyon eine bedeutende Thätigkeit entwickelten. Der erste unter ihnen ist Johannes T., sein frühester datirter Druck fällt ins Jahr 1488 (nicht 1487), sein letzter — über dem der Tod ihn ereilte — gehört dem Jahr 1498 an. Wenn Rettig's Vermuthung (Berner Taschenbuch 1878, S. 283 f.) zuträfe, so würde er aus Burgdorf bei Bern stammen, wo der Name T. heute noch vorkomme, und wohl gar identisch sein mit dem anonymen Drucker, der um 1475 in genanntem Burgdorf thätig war. Allein die Typen des letzteren haben wir wenigstens in keinem der uns zugänglichen Trechsel'schen Drucke wieder gefunden; überdies kommt der Name T. nach Ausweis der Universitätsmatrikeln in jener Zeit an den verschiedensten Orten vor (z. B. in Vilseck, Kranach, Heidenheim, Rotenburg), vor allem aber in Nürnberg, und wenn uns in der Erfurter Matrikel beim Jahr 1454 ein Johannes Drechsel de Nurenberga begegnet, so ist es gar nicht unmöglich, daß wir hier eben den späteren Lyoner Drucker vor uns haben. Der letztere besaß nach allem, was wir feststellen konnten, in der That auch gelehrte Bildung. Seine beträchtlichen Mittel erlaubten ihm allerdings, und der Umfang seines Geschäftes nöthigten ihn wohl auch, einen besonderen Corrector, d. h. einen gelehrten Beistand, sich zu halten. Ob freilich der Grieche Lascaris ihm solche Dienste leistete, ist zum wenigsten zweifelhaft; sicher dagegen ist, daß der Humanist und Dichter Jodocus Badius, der damals in Lyon über griechische und römische Litteratur vortrug und später einer der bedeutendsten Pariser Buch-

drucker seiner Zeit geworden ist, seit 1491 von J. T. förmlich als Corrector angestellt war. Da Badius in der Folge J. Trechsel's hochgebildete Tochter Thalia heirathete und von den Töchtern aus dieser Ehe die eine mit Robert Etienne, eine andere mit Johann Roigny, eine dritte mit Mich. Vascosan sich vermählte, der Letzteren Tochter aber die Frau von Fréd. Morel d. Ae., die Mutter von Fréd. Morel d. J. wurde, so hängen eine ganze Reihe von Druck- und Verlagshäusern und darunter die wichtigsten, die Frankreich im 16. Jahrhundert aufzuweisen hatte (die Etienne und Morel), mit unserem Meister sehr nahe zusammen. Was nun aber J. Trechsel's Bedeutung selbst betrifft, so kann er unbedenklich als einer der ersten unter den Lyoner Druckern des 15. Jahrhunderts — Lyon war damals nach Venedig die zweite Metropole des Buchdrucks — bezeichnet worden. Schon die Anzahl seiner Drucke ist verhältnißmäßig groß, Hain kennt ihrer 41, darunter umfangreiche Foliowerke, aus allen wissenschaftlichen Fächern, vorwiegend aus dem der Theologie; ihre Zahl ist aber hiermit und auch mit den drei weiteren, die Péricaud aufführt, sicher nicht erschöpft. Aber auch um der Trefflichkeit ihrer Leistungen willen, wegen der Correctheit ihrer Drucke und, wo es sich um alte Texte handelte, wegen der umsichtigen Verwerthung der Handschriften war diese Presse sehr geschätzt. Bildlichen Schmuck hat T. selten angewandt; doch verleugnet der Mann auch hierin seine Tüchtigkeit nicht. Von den Holzschnitten der Terenz-Ausgabe von 1493 sagt Lippmann im Jahrbuch der kgl. preußischen Kunstsammlungen V, 25 f., daß sie „den Anspruch erheben dürfen, dem Besten, was die Epoche auf diesem Gebiet hervorgebracht hat, zugezählt zu werden." Sein Druckerzeichen war einfach: auf schwarzem oder rothem Grund ein Doppelkreuz aus einem Kreis emporsteigend; links und rechts davon, im Kreis, die Buchstaben J. T. — Dem Vater wenn nicht gleich an Bedeutung, so doch nahe stehen seine Söhne Melchior und Kaspar T. Sie waren bei des ersteren Tod wohl noch nicht erwachsen, da dessen letzter Druck nicht von ihnen, sondern von dem Buchdrucker Joh. Cleyn zu Ende geführt wurde. Wenn aber ihr frühester bekannter Druck gar erst in's Jahr 1530 fällt, so hat dies nur einen zufälligen Grund in dem Mangel an genügenden bibliographischen Werken über das 16. Jahrhundert. Daß sie schon vor genanntem Jahre als Verleger bezw. Drucker thätig waren, ersieht man aus einem Actenstück vom Jahre 1526, betreffend den Nachlaß des Basler Formschneiders Hans Lützelburger (s. A. D. B. XIX, 718 f.). Darnach waren die von diesem Meister geschnittenen Hans Holbein'schen Bilder zum Alten Testament durch Melchior T. bestellt — was also jedenfalls vor 1526, vielleicht mehrere Jahre vorher, geschehen war — und sie wurden in der That auch von den beiden Brüdern T. zuerst im Druck herausgegeben, allerdings erst 1538, und zwar sowohl für sich allein mit dem Titel „Historiarum veteris instrumenti icones ad uiuum expressae" (wiederholt 1539), als auch in Verbindung mit einer Ausgabe der Vulgata. Und noch ein anderes berühmtes Holzschnittwerk Hans Holbein's d. J. ist von den beiden T. in die Oeffentlichkeit eingeführt worden, die Todesbilder, die mit dem Titel „Les simulachres et historiees faces de la mort" im gleichen Jahr 1538 erschienen. Wir haben damit bereits einige der wichtigsten Drucke dieser Presse kennen gelernt und fügen ihnen noch zwei weitere an: des Ptolemäus Geographie (latein.) von 1535 und des Santes Pagninus lateinische Bibelübersetzung von 1542. Beide sind von Michael Servet (unter dem Namen Villanovanus) besorgt und das letztere Werk ist von ihm zugleich mit Anmerkungen versehen, an welchen später die Genfer Richter des unglücklichen Mannes Anstoß nahmen. Wenn hiernach Servet bei seiner wiederholten Anwesenheit in Lyon (und Vienne) zum Theil für die T. thätig war, so geschah dies doch wohl nur in freierer Weise, nicht in der Stellung eines förmlichen

Correctors, als welcher in der Bibelausgabe von 1542 vielmehr ein anderer Gelehrter (Joh. Nic. Victorius) erscheint. Außer den genannten Drucken haben wir noch etwa 40 — damit aber jedenfalls lange nicht alle — festgestellt; sie gehören wie die Joh. Trechsel's den verschiedensten Gebieten an und sind im Unterschied von den oben genannten zu einem großen Theil für andere Verleger gefertigt. Auch diese jüngeren T. gebrauchten übrigens eine Druckermarke; dieselbe besteht in einer allegorischen Darstellung, welche wol die alles beherrschende Macht der Vernunft oder etwas Aehnliches bedeuten soll. Auf einem Postament eine dreiköpfige Büste mit Flügeln, unter derselben ein aufgeschlagenes Buch mit der Inschrift: *Γνωϑι σεαυτον*, am Fuße des Postaments eine Schlange und mit Ketten an ersteres gebunden zwei Kugeln (eine davon die Weltkugel) — das sind die wesentlichen Theile dieses Druckerzeichens. Um dasselbe steht dann noch gedruckt: Vsus me Genuit. Wie lange die Thätigkeit der beiden Brüder währte, liegt im Dunkeln. Melchior's Namen haben wir auf einem Druck von 1539 zum letzten Mal gefunden; auf einem solchen von 1541 kommt nur noch sein Bruder vor. Von Kaspar T. sagt Péricaud a. u. a. O. II, 32, er habe 1541 und 1542 in Vienne gedruckt, 1544 aber finde man ihn wieder in Lyon. Wir wissen nicht, wie weit dies richtig ist. Jedenfalls giebt es aus den erstgenannten Jahren Drucke von ihm, die aus Lyon datirt sind, und nach 1542 sind wir seinem Namen nicht mehr begegnet, auch nicht in neuen Auflagen von Werken, die zuerst bei ihm gedruckt worden waren. Ist er über 1542 hinaus noch thätig gewesen, so sicher nicht mehr lange. Mit ihm verschwindet der Name T. aus der Lyoner Druckergeschichte, in welcher er mehr als ein halbes Jahrhundert eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Vgl. in Betreff Johannes Trechsel's Hain's Repertorium bibliographicum (mit Burger's Register). — Péricaud, Bibliographie lyonnaise du XV^e^ siècle I. (nouv. éd.). II.—IV., Lyon 1851—59, bes. I, Nr. 53, 98, 102, 128; II, p. 14 sq. — In Betreff Melchior und Kaspar Trechsel's vgl. die Bibliographien von Maittaire, Panzer und Hirsch; ferner: Jahrbücher für Kunstwissenschaft. Jahrg. 3, 1870, S. 165 ff. — Woltmann, Holbein und seine Zeit, 2. Aufl., Leipzig 1874/76 (s. Reg.). — Breghot du Lut & Périgaud, Biographie lyonnaise, Paris 1839, ist uns nicht erreichbar gewesen. — Joh. Trechsel's Druckerzeichen findet sich bei Brunet, Manuel du libraire, 5. éd., T. III, col. 413 und (mit Typenproben) bei Thierry-Poux, Premiers monuments de l'imprimerie en France, Paris 1890, (Pl. XXIII, 1, 2), dasjenige seiner Söhne s. bei Brunet a. a. O. T. V, col. 1691.

K. Steiff.

Treffenfeld: Joachim Hennigs v. T., kurfürstlich brandenburgischer Generalmajor, ward um das Jahr 1616 zu Klinke, einem 10 Kilometer südöstlich von dem Städtchen Bismark gelegenen altmärkischen Dorfe, als der Sohn eines Ackermannes, Namens Hennigs, geboren. Er war ein übermüthiger Junge, zu allen Thorheiten aufgelegt, im Hause seiner Eltern herrschte Unfriede zwischen Vater und Mutter. Alle diese Umstände sowie die Verhältnisse der Zeit, in welche seine Jugend fiel, werden ihn bestimmt haben, als er der Heimath den Rücken kehrte und Soldat wurde. Wessen Werbetrommel er zuerst gefolgt ist und unter welcher Fahne er anfänglich gedient hat, ist nicht nachzuweisen; es steht nur fest, daß, als der dreißigjährige Krieg zu Ende ging, Jochen H. als Rittmeister dem Heere Friedrich Wilhelm's von Brandenburg, des Großen Kurfürsten, angehörte. Er war damals ein vermögender Mann, der Krieg hatte ihm Reichthümer beschеert, die er in Grundbesitz anzulegen und in Ruhe zu genießen wünschte. Das Gut Könnigde, halbwegs zwischen Bismark und Klinke gelegen, war zu verkaufen; H. erwarb es am 9. October 1648 von der Univer-

sität zu Frankfurt a. O., welcher es als heimgefallenes Lehen geschenkt worden war; um ihn endgiltig zum Eigenthümer zu machen, bedurfte es aber noch der Belehnung durch den Kurfürsten. Außer H. hatte sich ein anderer Officier um Könnigde beworben; Friedrich Wilhelm versprach (wahrscheinlich in Stendal oder Tangermünde) es demjenigen zu verleihen, der zuerst dort ankommen würde. Das war H., der alle Wege und Stege kannte, und so gelangte er in den Besitz. In Könnigde hat er nun bis an sein Ende gelebt und gewirthschaftet. Nur wenn der Kriegsdienst ihn forderte, war er zur Stelle und that dann treulich und mit großem Ruhme seine Schuldigkeit, einer der besten Reiterführer und der kühnsten Parteigänger seines Fürsten. Tapfer und vorsichtig zugleich, griff er wacker zu und hielt fest, wo er glaubte sein Ziel erreichen zu können, war aber schnell davon, wenn er sich keinen Erfolg versprechen durfte.

Die Nachrichten über seine Theilnahme an den Feldzügen des Großen Kurfürsten sind sehr lückenhaft. In den Berichten über die Kriege von 1656 bis 1659 wird sein Name gar nicht genannt; daß er sie mitgemacht hat, ist wahrscheinlich, weil die Kirchenbücher seiner in dieser Zeit nicht erwähnen, dagegen anführen, daß Exaudi 1659 über drei Jahre Rechnung gehalten und H., der jetzt als Oberstwachtmeister aufgeführt ist, dabei zugegen gewesen sei. 1670 war er Oberstlieutenant geworden. Als solcher tritt er im Herbst 1674 bei den Kriegsvorfällen am Rhein im Mörner'schen Cavallerieregimente auf. Es wird von mehreren gelungenen Streichen berichtet, welche er gegen die Franzosen ausführte. Einer derselben brachte ihm reiche Beute. Am 29. October kehrte er von einem Streifzuge mit dem ganzen Silberzeuge des Marschalls Crequi und anderen Sachen, auf fünf Mauleseln, nach einer anderen Quelle auf Wagen verladen, zurück. Seine Reichthümer verwendete er zum Erwerbe neuer Ländereien und zur Verbesserung der alten, auch soll er viel Silber, gemünztes und ungemünztes, hinterlassen haben. Ein Tag hoher Auszeichnung ward für ihn der Tag von Fehrbellin, der 18. Juni. Schon vorher hatte er einen Zug in den Rücken des Feindes gemacht, die Brücke bei Fehrbellin und den durch das Luch führenden Damm zerstört und dabei eine Abtheilung feindlicher Kürassiere geschlagen. Am Abend des 17. Juni war er mit einer Anzahl Gefangener zum Heere zurückgekehrt. Als am folgenden Tage sein Regimentscommandeur Oberst Mörner, welcher den Auftrag erhalten hatte, die brandenburgischen Geschütze gegen den Angriff der schwedischen Reiter zu vertheidigen, gefallen war, trat H. an seine Stelle, hieb das ostgothische Kürassierregiment zusammen und erfüllte glänzend die dem Regimente gestellte Aufgabe. Er selbst wurde dabei verwundet. Noch auf dem Schlachtfelde verlieh ihm der Kurfürst den Adel mit dem Zusatze, daß er hinfort Treffenfeld heißen solle. Auch der Söhne Treffenfeld's, welche schon im Heere vertreten waren, geschieht bei dieser Gelegenheit Erwähnung. Gleichzeitig wurde er Oberst und erhielt das erledigte Mörner'sche Regiment. — Der Schauplatz der Feindseligkeiten ward nun nach Pommern verlegt, wo T. mit Glück und Geschick mehrere Unternehmungen des kleinen Krieges ausführte. Damals hieß es in einer „Relation": „Es passiret allhier vor Stralsund Weniges, nur daß der Brandenburgische Oberst Treffenfeld mit seinen Truppen dieses Land in seinem Allarm hält." Beim Uebergange nach Rügen und bei der Eroberung der Insel am 14. September 1678 befehligte er die Reiterei des linken Flügels. An der Spitze von zwei von Treffenfeld's Compagnien, mit denen dieser zuerst gelandet war, warf Derfflinger die feindlichen Reiter. — Von Pommern ging es nach Preußen, wo durch die unter dem Feldmarschall Benedict Horn von Kurland und Samogitien anrückenden Schweden ernste Gefahr drohte. Im Januar 1679 waren diese bereits über Tilsit hinaus vorgedrungen. Da verbreitete die Nachricht vom Nahen des Kurfürsten mit einer

ansehnlichen Kriegsmacht solchen Schrecken in ihren Reihen, daß sie sofort den Rückweg antraten. General v. Görtzke, welcher ihnen zunächst stand, beschloß ihnen nachzusetzen, der Kurfürst folgte. Es war der Zug über das Haff. Am 29. Januar 1679 ward Fühlung gewonnen. Görtzke erhielt Befehl, den Feind zu erkunden und ihn so lange aufzuhalten, bis die Masse des Heeres herankäme. Oberst T. bildete mit 1000 Pferden seine Vorhut. Am 30. traf dieser beim Dorfe Splitter, nahe vor Tilsit, auf den Feind, welcher sich (nach v. Orlich, Leben Friedrich Wilhelms III., Berlin 1836), 9 Standarten Reiter und 2 Compagnien Dragoner (nach de Pufendorf, De rebus gestis etc., Leipzig 1733) 1 Regiment Cavallerie, 6 Compagnien Dragoner stark, zum Kampfe stellte. T. warf den Feind in Unordnung zurück und machte erst vor Tilsit angesichts der dort sich entwickelnden Hauptmacht Halt. Wenn Görtzke ihn unterstützt hätte, behauptete er, würde er auch diese geworfen haben. Als er dem Kurfürsten sechs gewonnene Fahnen überbrachte, ernannte ihn dieser zum Generalmajor. Auch sonst war reiche Beute in seine Hände gefallen. Von anderer Seite ward T. der Vorwurf gemacht, daß er zu jenem Zwecke seine Truppe verlassen habe. Dadurch sei dem Feinde Zeit gegeben, abzuziehen. Bei der fortgesetzten Verfolgung werden auch Treffenfeld's Leistungen rühmend erwähnt. Am 2. Februar schlug er die feindliche Nachhut bei Waiauthi. — Damit wird sein Name in der Kriegsgeschichte zum letzten Male genannt. Er kehrte nach Könnigde zurück, wo er am dritten Ostertage 1681 wieder die Kirchenrechnung unterschrieben hat und lebte bis zu seinem am 31. December 1688 erfolgten Tode dort ruhig und friedsam. Sein Mannesstamm ist mit einem Enkelsohne am 10. Januar 1770 erloschen. Das Gedächtniß seiner Thaten aber wird durch den Namen „Ulanen-Regiment Hennigs v. Treffenfeld" wacherhalten, welchen Kaiser Wilhelm II. am 27. Januar 1890 dem Altmärkischen Ulanenregimente Nr. 16, dessen Garnisonen in der Nähe von Treffenfeld's einstigem Besitze liegen, für immerwährende Zeiten verliehen hat.

Hennigs v. Treffenfeld und seine Zeit, von Major G. v. Kessel, Stendal 1863. — Eine quellenkritische Untersuchung der vorgenannten Schrift und einige weitere Mittheilungen durch Dr. Kamieth enthält das Osterprogramm 1887 des Louisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin; der Verfasser hat weitere Nachrichten über T. in Aussicht gestellt, aber noch nicht veröffentlicht.

B. Poten.

Trefurt: Johann Heinrich Christoph T., Arzt, ist am 24. Juni 1806 in Göttingen geboren, studirte und promovirte daselbst 1829 mit der Abhandlung „De mutationibus nonnullis quae primis vitae diebus infantium recens natorum observandae veniunt", machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung Reisen nach Würzburg und Paris und ließ sich in seiner Vaterstadt nieder, wo er sich für Geburtshülfe und gerichtliche Medicin als Privatdocent habilitirte, 1842 zum außerordentlichen, 1848 zum ordentlichen Professor ernannt wurde und am 20. November 1852 starb. T. war seit 1840 Mitredacteur von Haeser's Archiv und veröffentlichte selbstständig noch: „Ueber den Vorfall der Nabelschnur" (Berlin 1834); „Ueber die Ankylose des Steißbeines, deren Einfluß auf die Geburt und der dadurch angezeigten Kunsthülfe" (Göttingen 1836); „Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiet der Geburtshülfe und der Weiberkrankheiten. Erste Decade" (Göttingen 1844), sowie eine Reihe von Journalabhandlungen.

Vgl. Biogr. Lexicon V, 718. Pagel.

Treiber: Johann Philipp T., erst theologisch-philosophischer Schriftsteller, dann juristischer Professor, † 1727. T. wurde zu Arnstadt am 26. Febr. 1675 geboren. Sein Vater war der verdienstvolle Schulmann Johann Friedrich

T. daselbst. Dieser ließ ihm eine sorgfältige Erziehung zutheil werden, die so gut anschlug, daß der Jüngling auf der Universität Jena, wo er studirte, bereits 1695 nicht nur den poetischen Lorbeerkranz, sondern auch die Magisterwürde erhielt. Wegen seiner wissenschaftlichen Begabung und Strebsamkeit machte ihn die philosophische Facultät zum Adjunctus. Aber da er in Religions- und Glaubenssachen allzufrei sich auszusprechen liebte, so geschah es, daß er, darüber angeklagt, in Arrest genommen wurde und eine Zeit lang im „Akademischen Tabulat" zu Jena zubringen mußte. Blasphemische Reden, z. B. daß die Bibel in se ihm eine Thorheit sei und dergleichen Aeußerungen, hatten ihn in Jena in Mißcredit gebracht. Doch gelang es ihm, wieder in Freiheit zu kommen, und noch im J. 1700 als juristischer Doctor daselbst zu promoviren. Angeblich um sich bei den Wangenheimischen adeligen Gerichten in der Praxis zu üben, begab sich T. darauf in das Dorf Hain im Gothaischen. Hier aber verfaßte er eine zwar nicht dem Titel, aber dem Inhalt nach antikirchliche Schrift, die sogenannten „Fünf Monate" (der vollständige Titel lautet: „Kunst wider die in Glaubens-Lehren zu weit gehende Vernunft aus der Vernunft zu disputiren, fünf Monate"). Da die von seiten der Vernunft gegen die h. Schrift erhobenen Einwände hier aufs breiteste dargestellt, die Erwiderung darauf aber recht kurz gehalten war, so machte diese „Kunst, die Vernunft durch die Vernunft gefangen zu nehmen", den Eindruck einer „falschberühmten", zumal ihr Verfasser den Gedanken ausgesprochen hatte, daß der Beweis für die Göttlichkeit der Schrift eine petitio principii sei. T. kam dadurch in den Verdacht, daß er beabsichtige, gegen Religion und Bibel zu agitiren und dem Naturalismus und Atheismus zu huldigen. Er wandte sich daher, als er das merkte, nach Langensalza. Als er aber im J. 1703 seinen Vetter, den Pastor in Hain, heimlich besuchen wollte, wurde er gefänglich eingezogen und unter starker Bewachung nach Gotha geführt. Sechs Monate wurde er hier gehalten, bis er endlich zu Anfang des Jahres 1704 eidlich versprach, in dieser Sache nichts weiter zu schreiben. Darauf hin entließ man ihn. Hierauf begab er sich zu seinem Vater nach Arnstadt; aber da ihn die dortigen Geistlichen in ihren Predigten auch nicht schonten, siedelte er nach Erfurt über und ließ sich dort durch einen Jesuiten, P. Pudentius, bewegen, zum Katholicismus überzutreten. So that er den nicht ungewöhnlichen Schritt vom philosophischen Skepticismus zum blinden Autoritätsglauben (1705 oder 1706). In Erfurt aber war ihm dadurch unter dem Schutz des Katholicismus der Weg zu hoher Thätigkeit geebnet. Er wurde daselbst nicht bloß in die Zahl der ordentlichen Advocaten aufgenommen, sondern las auch mit vielem Beifall juristische Collegia. 1712 erhielt er eine außerordentliche, 1715 eine ordentliche Professur der Rechte, nachdem er vorher schon 1711 als Stadtvogt in den Rath gezogen und darauf nicht nur zum Kämmerer, sondern auch zum Rathsmeister erwählt worden war. 1713 erhielt T. von dem Grafen v. Boineburg die Würde eines Comes Palatini („Pfalzgraf"), aber da er die ehedem an dieser Würde haftenden Privilegien der Ausstellung von Diplomen u. s. w. jetzt noch geltend machen und sogar die Creirung von Magistern an der Universität auf Grund derselben vollziehen wollte, gerieth er mit dieser gelehrten Körperschaft in manchen Verdruß. Nachdem er noch zum Sachsen-Weimarischen Rath ernannt war, starb er am 19. August 1727 und wurde in der Klosterkirche auf dem Petersberge begraben.

Schriften (außer der oben erwähnten „Kunst . . . fünf Monate"): „Processus disputandi per dichotomias delineatus"; „Eutaxia doctrinarum logicarum exemplis iuridicis illustrata"; „Conspectus dichotomicus metaphysicae iuridicae Hartungianae"; „Sonderbare Erfindung, eine Arie in einer einzigen Melodey aus allen Tönen und Accorden aus jederlei Tacten zu componiren"

(Jena 1702); „Der accurate Organist im General=Baß“ (1704); „Conspectus dichotomicus iuris feudalis atque publici Romano-Germanici“; „Beweis, daß die alte Polizei=Regel, ‚Jedes Land ernähre seine Armen‘, ein betrüglicher Lehrsatz sei“ (1726, unter dem Pseudonym „Dionysius Trebellianus“ herausgegeben). Außerdem eine große Anzahl Dissertationen in lateinischer Sprache von 1698 an (ihrer dreißig sind dem Titel nach bei Zedler [s. unten] aufgeführt).

Vgl. (Zedler), Universallexikon Bd. 45 (1745) S. 352 ff. — Gust. Frank, Der Freigeist Joh. Phil. Treiber, in Zeitschr. f. wiss. Theologie 1864, S. 409. — Derselbe, Gesch. der prot. Theol., 2. Theil (1865) S. 343.

P. Tschackert.

Treit(z)schke: Georg Friedrich T., Dichter und Entomolog, der älteste Sohn des Bürgers und Kaufmanns Daniel Friedrich T. und seiner Gattin Laurentia Clara, geb. Meysel, wurde am 29. August 1776 in Leipzig geboren. Er widmete sich gleichfalls dem Handelsstande und wurde 1793 von seinem Vater zur weiteren Ausbildung in die Schweiz geschickt. Seine Vorliebe fürs Theater und für die Dichtkunst fand neue Anregung, als er in Zürich mit dem Prediger und Dichter Johann Georg Geßner bekannt wurde. 1797 kehrte T. nach Leipzig zurück, blieb hier im kaufmännischen Berufe thätig bis zum Tode seines Vaters (1799) und widmete sich dann ganz der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften. Seine erste dramatische Arbeit „Das Bauerngut“, eine Fortsetzung des kleinen Lustspiels „Die beiden Billets“ von Christian Leberecht Heyne (genannt Anton Wall), wurde auf vielen deutschen Bühnen mit Beifall gegeben. T. ging nun im J. 1800 selbst zur Bühne über, lernte 1802 auf einer Reise nach Wien den dortigen Leiter der Hoftheater, Freiherrn v. Braun, kennen und wurde von diesem bald darauf als Regisseur und Dichter am k. k. Hoftheater angestellt. In Wien vermählte er sich dann auch am 23. October 1805 mit der Tänzerin Magdalena de Caro (geb. am 25. April 1788 zu Civitavecchia, † am 24. August 1816 zu Wien), die ihm in elfjähriger Ehe einen Sohn und zwei Töchter gebar, wurde 1809 Vicedirector des Theaters an der Wien und, nach der Trennung der beiden Hofbühnen, 1811 Director dieses Theaters. 1814 erhielt er wieder eine Anstellung als Regisseur am Hoftheater, 1822 eine solche als Hoftheaterökonom, mit der zugleich die Aufsicht über die Casse und das Rechnungswesen verbunden war. In seinen Mußestunden schrieb T. zahlreiche Singspiele und Operntexte, unter denen besonders sein Libretto zu Beethoven's „Fidelio“ (1814) Bedeutung erlangte. Durch seine Bekanntschaft mit dem Schauspieler Ferdinand Ochsenheimer, der sich zugleich als Schmetterlingsammler und Entomolog bekannt gemacht hat, gewann T. auch Interesse für die Naturwissenschaften, setzte vom 5. bis zum 10. Bande dessen Werk „Die Schmetterlinge Europas“ (Leipzig 1825—35) fort und gab noch mehrere andere naturwissenschaftliche Schriften heraus. Auf schönwissenschaftlichem Gebiete bewährte er sich noch durch zahlreiche Beiträge über Musik und Theater für Zeitschriften und Tagesblätter, sowie durch Herausgabe mehrerer Gedichtsammlungen, wie: „Musenalmanach für das Jahr 1805. Herausgegeben von Karl Streckfuß und Georg Friedrich Treitschke“, „Musenalmanach für das Jahr 1808. Hrsg. von August Kuhn und Georg Friedrich Treitschke“, und durch eigene Gedichte, von denen 1817 und 1841 eine Ausgabe erschien. Einen Theil seiner dramatischen Stücke veröffentlichte er gesammelt unter dem Titel „Singspiele nach dem Französischen“ (5 Bde., Wien 1808). T. starb am 4. Juni 1842 in Wien.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 20. Jahrgang, 1842. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, 47. Theil.

Max Mendheim.

Treitz: Wenzel T., pathologischer Anatom, geboren 1819 zu Hostomic in Böhmen, studirte und promovirte 1846 in Prag, bildete sich noch eine Zeit

lang in der Anatomie unter Hyrtl in Wien, war später Assistent von Dlauhy und Engel und übernahm 1851 die Stellung als Prosector an der Universität Krakau, wo er 1852 in die ordentliche Professur der pathologischen Anatomie aufrückte. 1855 folgte er einem Rufe in gleicher Eigenschaft an die Universität Prag, wo er auch Vorsteher des pathologisch-anatomischen Instituts und am allgemeinen Krankenhause Prosector war. Aus Anlaß der zu Ende der 60er Jahre in Prag hervortretenden nationalen Spaltungen unter den Prager Studenten verfiel T. in eine mit Verfolgungswahn verbundene Melancholie, wozu sich noch infolge mehrfacher Sectionsverletzungen chronische Pyämie gesellte, und entleibte sich durch Cyankalium am 27. August 1872. T. war ein sehr beliebter Lehrer und tüchtiger pathologischer Anatom. Von seinen Arbeiten nennen wir: „Hernia retroperitonealis. Ein Beitrag zur Geschichte innerer Hernien" (Prag 1857); „Ueber einen neuen Muskel am Duodenum des Menschen, über elastische Sehnen und einige andere anatomische Verhältnisse" (Prager Vierteljahrsschrift 1853); „Ueber urämische Darmaffectionen" (ebda.).

Vgl. noch Biogr. Lex. VI, 2. Pagel.

Treitz-Saurwein: Marx T.-S. (Marcus Treytz-Saurwein) von Ehrentreitz, Kaiser Maximilian's I. Geheimschreiber, geboren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Mühlau bei Innsbruck, † am 6. September 1527 zu Wiener-Neustadt. Er war der Sohn eines Harnischschlägers oder Plattners in Mühlau, dessen Vorfahren, wenigstens der Vater, ebenfalls dort dasselbe Geschäft betrieben hatten, wie denn Mühlau überhaupt durch diese Industrie berühmt war. König Maximilian zog ihn vermuthlich in Anerkennung besonderer Begabung früh in seine Dienste, indem er ihn zu seinem Geheimschreiber ausbilden ließ. Der Kaiser schreibt später verschiedentlich: T. habe ihm von Jugend auf gedient. In Acten begegnet er uns zuerst im J. 1501 und nennt sich bei dieser Gelegenheit bereits mit dem Zunamen Saurwein. Die Saurwein sind ein im Innthal damals weit verbreitetes Geschlecht, mit dem T. verwandt war, was ihn jedoch zur Annahme des Namens veranlaßt hat, ist bisher nicht festgestellt; sein eigenes Geschlecht, von dem uns verschiedene Mitglieder urkundlich bekannt sind, nennt sich stets nur Treitz. Der Kaiser, der sich, wie es auch an einer Stelle im Weißkunig heißt, diesen „seinen Secretari allwegen von jugent nach seinem willen aufzog", gewährte ihm stets eine hervorragende Gunst. In zwei Fällen, 1505 und 1506, wo während der Reise T. ihn wegen privater Geschäfte nicht hatte begleiten können, läßt er ihn als unentbehrlich kommen, indem er ihm auf kaiserliche Kosten einen Stellvertreter für die eigenen Geschäfte besorgt. Auch bedenkt er ihn oft und reichlich mit Geschenken in Geld, Bergwerksantheilen und Landbesitz. 1509 verleiht er ihm eine lebenslängliche Jahresrente von 100 Gulden. Solche Gunst für T. pflanzt sich, wie wir sehen werden, auch noch auf Erzherzog Ferdinand und Kaiser Karl V. fort. Gleichwol gerieth T. im J. 1510 in schwere Bedrängniß. Eine böse Krankheit, schreibt er, habe ihn ganz verderbt; all sein Geld sei drauf gegangen; sein Besitz verpfändet; er bitte den Kaiser um eine Beihülfe zu einstweiliger Uebersiedelung nach Wien. Es scheint, daß er sich auch nach erfolgter Genesung nicht mehr dauernd im unmittelbaren Gefolge des Kaisers aufgehalten habe. Im übrigen aber gestaltete sich sein Schicksal bald wieder sehr günstig. An den litterarischen Arbeiten Kaiser Maximilian's, von denen gleich die Rede sein soll, arbeitete er unverdrossen weiter. Erzherzog Ferdinand aber ernannte ihn an Salamanca's Stelle zum Verwalter der niederösterreichischen Kanzlei, und in dieser einträglichen Stellung blieb er bis an seinen Tod. Im J. 1520 erhielt er das ihm schon von Kaiser Maximilian auf den Tod des bisherigen Inhabers „pflegweise verschriebene Schloß Stüchsenstein" in Niederösterreich; unter dem

gleichen Datum ernannte ihn Kaiser Karl zu seinem Rath und Secretär, und noch am 14. December desselben Jahres ward er mit dem Namen „von Ehrentreitz" in den Adelstand erhoben. Ehrentreitz war ein Schlößchen bei Mühlau, jetzt Kuratwidum. Bei seinem Tode hinterließ er seiner Wittwe, geborenen Keck und seiner Tochter Maria, verehelichter Strein, ein recht ansehnliches Vermögen. Sehr merkwürdig ist eine Bestimmung seines im J. 1525 geschriebenen Testamentes: nach seinem Tode soll am 1., 7. und 30. keine Messe gehalten werden noch Opfer geschehen, sondern „nur das lauter Evangelium gepredigt werden". T. hatte sich also offenbar der reformatorischen Bewegung angeschlossen, die eben in jenem Jahr in Wien so hohe Wellen trieb (vgl. den Artikel Kaspar Tauber, A. D. B. XXXVII, 423).

Das bleibende Andenken dankt T. dem Antheil, welchen er an Kaiser Maximilian's litterarischen Arbeiten gehabt hat. Ausdrücklich bezeugt wird er uns für drei Werke. Wie die Wiener Handschriften des Teuerdank beweisen, ist das Gedicht in dieser seiner ersten Gestalt, also nicht nur seiner Idee und Anlage, sondern auch seiner ersten Versificirung nach aus gemeinsamer Arbeit des Kaisers und Treitz-Saurwein's hervorgegangen, ohne daß sich bestimmen ließe, wie unter Beide die Arbeit sich vertheilte. Dann allerdings ward die Sache dem Melchior Pfintzing übergeben, dessen Ueberarbeitung der ersten Ausgabe von 1517 zu Grunde liegt (s. A. D. B. XXV, 664 f.). Ebenfalls an dem Text für die Ehren- oder Triumphpforte war T. beschäftigt; er lieferte diese Arbeit 1513 dem Kaiser ab; die Vollendung ward dem Stabius (s. A. D. B. XXXV, 337) übertragen. Wichtiger als Beides aber ist die Abfassung des Weißkunigs, d. h. des weißen Königs, nicht des weisen. Schon Cuspinian (s. A. D. B. IV, 662), der zu den Vertrauten des Kaisers gehörte, schreibt in seiner Vita Maximiliani p. 723: Scripsit Maximilianus Caesar patria lingua . . . . . res proprias . . . . . opere insigno cui titulus: Albus rex. Das Werk besteht nämlich in seinem wichtigsten Theil aus Dictaten, die der Kaiser je nach Lust und Muse seinen verschiedenen Schreibern machte. Auf Befehl des Kaisers redigirte T. selbst 1514 die beiden ersten Bücher (s. u.), machte von den weiteren Dictaten eine saubere Abschrift und übersandte das Werk in dieser vorläufigen Gestalt (Papierhandschr. der Wiener Hofbibliothek 3032 hist. prof. 16) zu weiterer Förderung dem Kaiser. Dieser selbst bezeichnete es bei diesem Anlaß als die ungefähre Hälfte des geplanten Ganzen. Zu einer wirklichen Durcharbeitung und Fortsetzung gelangte es indessen auch in den folgenden Jahren nicht, obgleich T. 1515 ein „Fragebuch" zusammenstellte, das die nothwendigen Aufschlüsse vom Kaiser erbitten sollte. Als 1517 der Kaiser mit seinen beiden Enkeln Karl und Ferdinand in Brüssel zusammenkam, durfte T. den beiden Erzherzogen ihnen „zu ehren und zu ainer underweisung" die Handschrift von 1514 mit einer Widmung von 1517 überreichen, worin er bemerkt, es sei noch kein fertiges Werk, sondern nur erst eine „Materi". Inzwischen hatte der Kaiser bereits Hunderte von Bildern dafür entwerfen, zeichnen und großentheils auch schon schneiden, auch für die weitere Durcharbeitung neue Abschriften anfertigen lassen. Probedrucke vieler Bilder wurden eingeordnet. Weiter aber gedieh die Arbeit nicht. Nach des Kaisers Tode (12. Januar 1519) ließ Erzherzog Ferdinand d. d. Augsburg, 6. März 1526 an die Raitkammer zu Innsbruck schreiben, T. habe sich verpflichtet, den Weißkunig fertig zu stellen, man möge einen Kasten mit den Handschriften und Holztafeln, der sich dort im Schlosse finden werde, nach Wien schicken und ebenso diejenigen Aufzeichnungen zur Geschichte des Kaisers, die man aus Freiburg i. Br. von Dr. Mändl erhalten werde. Mändl ist Jakab Mennel (s. A. D. B. XXI, 358). Die Raitkammer antwortete jedoch, es habe sich weder in Innsbruck der bezeichnete Kasten gefunden, noch sei aus Freiburg etwas übersandt worden, und

der schon 1527 erfolgte Tod Treitz-Saurwein's mag die weiteren Nachforschungen unterbrochen haben. Handschriften und Holztafeln gingen einstweilen verloren, bis Peter Lambeck (s. A. D. B. XVII, 533) das gesammte Material in der Wiener Hofbibliothek wieder auffand. So ist also der letzte und wichtigste Theil des Werkes nicht nur unvollendet, sondern auch in theilweiser Unordnung verblieben. Ein erster Druck in Folio wurde erst 1775 veranstaltet, 1888 aber erschien in dem Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des (österreich.) Allerhöchsten Kaiserhauses eine mit vorzüglichen Nachbildungen der Holzschnitte ausgestattete, auf kritischer Benutzung der sämmtlichen erhaltenen Handschriften beruhende Ausgabe von Alwin Schultz.

Als Geschichtsquelle ist trotz des unfertigen Zustandes der Weißkunig die wichtigste unter den autobiographischen Arbeiten des Kaisers. Das Werk war von Anfang an auf drei Theile berechnet. Während der Teuerdank die persönlichen Muth- und Ehrenthaten des Kaisers im Rahmen der Werbung des Teuerdank um die Hand der Königin Ehrenhold, mit der Maria von Burgund identificirt wird, darstellt, sollte der Weißkunig die kriegerischen Heldenthaten seines Regentenlebens verherrlichen. Der erste Theil S. 1—46 der Schultz'schen Ausgabe enthält als Vorgeschichte Maximilian's die Werbung Friedrich's III. um Eleonore von Portugal, seine Vermählung und Kaiserkrönung in Rom und die Rückkehr nach Oesterreich. Eine prophetische Andeutung von der göttlichen Bestimmung des aus dieser Ehe entsprießenden Sohnes zur Befreiung der Christenheit von den Türken durchzieht die Erzählung. Das Werk fügt sich hiermit an den Schluß des Teuerdank an. Denn dort erklärt die Königin Ehrenhold, sie müsse ihrem Ritter trotz aller ihr in persönlicher Tapferkeit bewiesenen Hingebung ihre Hand dennoch vorenthalten, bis er das Gebiet der Christenheit von den eingedrungenen Türken wieder befreit habe. Teuerdank antwortet ihr: „Die rays will ich gern nemen an; Got wel mir darzu glück geben, Unnd mir darinn fristen mein leben". Man erinnere sich, daß die Wiedereroberung Konstantinopels gewissermaßen das politische Stichwort schon der ersten Regentenjahre Maximilian's bildet. Dieser erste Theil ist übrigens der Hauptsache nach auf der Grundlage von Nikol. Lanckmann's Historia desponsationis et coronationis Friderici III. abgefaßt und darf wol ganz als eigene Arbeit Treitz-Saurwein's betrachtet werden. Im zweiten Theil, S. 47—145 des Drucks, folgt Maximilian's Geburt, Jugend, Erziehung (ein culturgeschichtlich beachtenswerther Abschnitt) und Vermählung mit Maria von Burgund (1477). Auch dieses alles dürfte im wesentlichen Treitz-Saurwein's eigene Arbeit sein, bei der Maximilian nur hier und da erzählend eingriff. Im dritten Theil, S. 146—369 des Drucks, folgen dann die Kriegsthaten, auf die das Ganze abgesehen war. Sie reichen vom französischen Kriege von 1478 bis zu den italienisch-französischen Kriegen von 1513. Der Kaiser dictirte aber nicht in zusammenhängender Erzählung, sondern in lauter einzelnen Bruchstücken und leider seiner romantischen Art gemäß überall ohne Nennung von Namen. Dadurch wurde seinem Geheimschreiber hinterher eine durchgreifend richtige Anordnung geradezu unmöglich, ja der Kaiser selbst wußte nachher manches Einzelne nicht mehr zu bestimmen. Der Schluß des Ganzen fehlt aber nicht, weil der Kaiser ihn nicht dictirte, sondern weil er ihn nicht erlebte; denn nach der ganzen Anlage des Werkes sollte ja diesen Schluß die Besiegung der Türken bilden. Noch einmal auf seinem letzten Reichstage von 1518 traf Maximilian mit letztem Eifer die Anstalten dazu, um wenige Wochen nachher die Augen zu schließen.

D. Schönherr, Ueber Marx Treytz-Saurwein im Archiv f. Oesterr. Geschichte Bd. 48 (1872, S. 355—374). — R. v. Liliencron, Der Weißkunig

Kaiser Maximilian I. in W. H. Riehl's histor. Taschenbuch, fünfte Folge, 3. Jahrg. (1873) und die Einleitung zur oben angeführten Ausgabe von Alwin Schultz.

R. v. Liliencron.

Trekel: Gerhard T., geistlicher Dichter des 17. Jahrhunderts, wurde, wol um 1620, in Stade geboren; 1645 nennt er sich in der Widmung des ersten Theils seiner 'Epigrammata' an den Senior des Nürnberger Collegium Pharmaceuticum 'eiusdem artis studiosus'. Bevor er nach Nürnberg übersiedelte, wohin er 1645 (oder 1646?) kam, hielt er sich in Naumburg auf und stieß da auf Johannis Steinmetzi Epigrammata latino idiomate in Natalem et festum Epiphaniae Salvatoris nostri Jesu Christi conscripta (mir unbekannt). Sie gefielen ihm so, daß er sie deutsch nachzubilden unternahm. So entstanden seine beiden dünnen Heftchen 'Geistliche Teutsche Epigrammata, Auff die Gnadenreiche Menschwerdung vnd Geburt vnsers Hochverdienten Erlösers vnd Seligmachers Jesu Christi. Auff jetzige Newe Teutsche Reimen-art gestellet. Nürnberg, bey Jeremia Dümlern. 1645' und 'Geistliche Teutsche Epigrammata, Auff das Fest der Erscheinung, sonst der H. drey Könige genannt. Auff jetzige Newe Teutsche Reimen-art gestellet. Nürnberg, bey Jeremia Dümlern. 1645' [Widmung Weihnachten 1646]. Es wird uns schwer, den Geschmack der Freunde zu begreifen, die zum Druck gerathen haben. Formell durch allerlei Experimente in Rhythmen, denen der Autor nicht gewachsen ist, entstellt, erheben sie sich auch im Inhalt, für den freilich wol mehr das Vorbild als der Nachdichter verantwortlich zu machen ist, nicht über die üblichsten Trivialitäten: denn im lutherischen Lager der Zeit gehören anspruchsvolle dogmatische Ausfälle gegen die Ketzer durchaus zum täglichen Brot, und ohne technische Kunststücke, wie die anaphorischen 'Gegensätze' des ersten Heftes, ist ein Kunstpoet des 17. Jahrhunderts kaum denkbar. Dazu und zu den langen, schweren Versen Trekel's, in denen wol das lateinische Vorbild nachwirkt, stimmt nun freilich nicht der gesucht kindliche Ton, der sich in Deminutiven gar nicht genug thun kann, wo es gilt, das Brüderlein im Krippelein, das Kindelein Jesulein zu feiern. Dieser tändelnde Ton mochte dem volkstümlichen, sangbaren Weihnachtsliede, aus dem er stammte, angemessen sein; schon im Kirchenliede von Nik. Herman bis auf Zinzendorf ist er selten geschmackvoll verwendet; besonders stillos aber, ja läppisch wirkt er in unnaiven declamatorischen Kunstgedichten, wie T. sie baut. Roethe.

Trekell: Albert Dietrich T., gelehrter Jurist, ist geboren zu Hamburg aus wohlhabender Familie am 13. October 1707 und † ebendort am 6. April 1764. Er ging 1730 zur Universität Frankfurt a. d. O., wo er bei Heineccius und Chr. G. Hoffmann hörte, mit J. W. Hoffmann aber sich befreundete; 1733 begab er sich nach Leipzig, wo ihn Gebauer, Christ, Ritter anzogen; und von da schließlich nach Halle. In seine Vaterstadt 1735 zurückgekehrt, lebte er dort, abgesehen von einigen, gelegentlich aus Gefälligkeit jungen Leuten ertheilten juristisch-propädeutischen Lectionen, ganz seiner gelehrten Muße. Frucht derselben sind eine Reihe von Untersuchungen zur römischen Rechtsgeschichte, die wol zum besten gehören, was die deutsche elegante Jurisprudenz des vorigen Jahrhunderts auf diesem Gebiete geleistet hat. So hat noch Haubold seine „Kleinen deutschen Aufsätze" 1817 gesammelt herausgegeben und den ersten derselben, welcher von der Geschichte der Testamentsformen handelt, als ein „Muster historischer Untersuchungen über das Römische Recht" gerühmt; und Trekell's Recension einer Reihe, den Unterschied zwischen res mancipi und nec mancipi behandelnder Schriften hat ebenso Hugo in sein „Civilistisches Magazin" (II, 57—83) aufgenommen. Trekell's Hauptwerk, seine „Selectarum Antiquitatum Romanarum pars prima (einzig erschienener Theil), in qua potissimum agitur de jure civitatis, Quiritium,

Latii, Italico, coloniarum atque municipiorum“ (Haag 1744), ist wol der bedeutendste Beitrag zu diesen schwierigen Punkten zwischen Spanheim und Savigny.

Hamburgischer Bericht aus dem Reiche der Gelehrsamkeit 1766, S. 569. — Haubold vor der genannten Ausgabe, mit Schriftenverzeichniß.

Ernst Landsberg.

Trelcatius: Lucas T., reformirter Prediger, Professor zu Leiden, geboren zu Erin bei Douai in Frankreich im J. 1542, erhielt seine Erziehung auf Kosten einer Muhme, welche in letztgenanntem Ort Mater eines Nonnenklosters war. Zum geistlichen Stande bestimmt, setzte er seine Studien zu Paris unter Johann Mercerus und Petrus Ramus fort, kam aber mit dem Protestantismus in Berührung und schloß sich bald an die Reformation an. Als seine Blutsverwandte ihm deshalb ihren Schutz entzog, wurde ihm von einigen Kaufleuten zu Ryssel weiter fortgeholfen, unter der Bedingung, daß er den Predigtdienst in der dortigen Gemeinde übernehme. Nach vollendetem Studium zu Paris und Orleans sah er sich durch die Religionsereignisse gezwungen, Frankreich zu verlassen und siedelte nun nach England über. Zu London ernährte er sich und seine Familie — er hatte sich schon vorher zu Santerre verheirathet — durch Unterricht in der lateinischen Sprache, setzte aber auch seine theologischen Studien eifrigst fort und wurde von seinen Gönnern etwa um 1576 zum Dienste an der Kirche zu Ryssel berufen. Die Zeitumstände erlaubten ihm jedoch dort nur einen kurzen Aufenthalt, weshalb er nach Brüssel verzog, wo er sechs Jahre lang den Dienst an der wallonischen Gemeinde versah. 1585 aber ging Brüssel an die Spanier über und T. zog nun nach Antwerpen, wo er infolge der Belagerung durch Parma einige Monate zu bleiben genöthigt war, hierauf aber nach Holland kam. Bald bemühten mehrere Gemeinden sich, den gelehrten, frommen und eifrigen Prediger für ihren Kirchendienst zu gewinnen. Die Wahl unter diesen überließ er der holländischen Synode, welche ihn für die wallonische Gemeinde zu Leiden bestimmte. 1585 trat er dieses Amt an und verwaltete es so löblich, daß die Curatoren der Leidener Universität ihm 1587 ein Professorat für Theologie antrugen. Siebzehn Jahre lang wirkte er als Prediger und Professor für Kirche und Wissenschaft, besonders um seiner milden Gesinnung willen und durch seine praktische Thätigkeit hochgeachtet, wie es uns Franciscus Junius in der „Oratio funebris in obitum L. Trelcatii“ bezeugt. Seine Schriften sind nicht zahlreich. Vielseitige Gelehrsamkeit zeigt seine „Synopsis Theologiae“. Leider zu früh ward er den Seinigen und der Universität entrissen, als ihn am 28. August 1602 die Pest hinraffte. Von den zehn Kindern, welche er hinterließ, zeichnete sich sein Sohn Lucas T. junior, geboren am 25. April 1570 zu London, besonders aus. Auch er wirkte an der wallonischen Gemeinde zu Leiden, vielleicht als Coadjutor seines Vaters, wurde auch an dessen Stelle 1603 außerordentlicher und 1606 ordentlicher Professor der Theologie. Beim Heranwachsen der kirchlichen Zwistigkeiten unterzeichnete er zwar 1605 mit Gomarus und Arminius eine Erklärung, die seine Uebereinstimmung mit jenen Beiden bezeugt; aber in seinen „Institutiones theologicae“, die er 1607 veröffentlichte, tritt er weniger maßvoll auf. Er starb schon am 12. September 1607.

Ueber T., Vater und Sohn, vgl. Meursius, Athen. Batav. p. 149/150 und 230/231. — Siegenbeek, Gesch. d. Leidsche Hoogesch. II F. Bl. 70/71 und 88/89. — Glasius, Godg. Ned. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

J. C. van Slee.

Tremellius: Immanuel T., Theologe der Reformationszeit, geboren 1510 von jüdischen Eltern zu Ferrara, † am 9. October 1580 in Sedan. Seit 1530 mehrfach mit Christen in Berührung gekommen, wurde er um 1540 in dem Hause des damals noch evangelisch gesinnten Cardinals Reginald Poole

getauft und wirkte 1541 unter Leitung von Petrus Martyr Vermigli als Lehrer der hebräischen Sprache an der Klosterschule zu Lucca in dem gleichen reformatorischen Geiste, wie die übrigen Lehrer dieser Schule. Als Papst Paul III. durch die Bulle vom 21. Juli 1542 die Inquisition einführte, entschloß sich T. zur Flucht aus Italien und erhielt noch Ende 1542 einen schönen neuen Wirkungskreis als hebräischer Lehrer an der blühenden von Johann Sturm geleiteten höheren Schule zu Straßburg. Hier verheirathete er sich im October 1544 mit einer Wittwe aus Metz, welche ihm eine Tochter in die Ehe brachte und eine zweite sowie einen Sohn schenkte. Aber schon Ende 1547 sah sich T. durch den unglücklichen Ausgang des schmalkaldischen Krieges genöthigt, Straßburg zu verlassen und fand, nachdem er sich vergeblich um eine Stellung in der Schweiz bemüht hatte, von Erzbischof Cranmer eingeladen, eine Zuflucht in England, wo ihm dann 1549 der Lehrstuhl der hebräischen Sprache an der Universität zu Cambridge verliehen wurde. Die Thronbesteigung der Königin Maria zwang T. 1553 von neuem, mit seiner Familie zu fliehen. Nach kurzem Aufenthalte in Straßburg, Bern, Lausanne und Genf wurde ihm endlich ein neues, wenn auch den ehemaligen akademischen Lehrer wenig befriedigendes, Amt zu theil, indem ihn Herzog Wolfgang von Zweibrücken Ende 1555 als Erzieher seiner drei im Alter von 4 bis 8 Jahren stehenden Kinder berief. Die ihm 1558 von Calvin zugedachte hebräische Professur an der neu gegründeten theologischen Hochschule zu Genf konnte T. nicht annehmen, weil Pfalzgraf Wolfgang ihn nicht ziehen lassen wollte. Statt dessen übertrug ihm der Herzog die Leitung des am 1. Januar 1559 eröffneten Gymnasiums in Hoenbach bei Zweibrücken. Doch auch diese Stellung nahm bald ein unerfreuliches Ende, da Wolfgang, welcher sich um diese Zeit der schroff lutherischen Richtung angeschlossen hatte, schon 1560 an der calvinistischen Lehrweise des T. Anstoß nahm und ihn deshalb nicht nur seines Amtes entsetzte, sondern sogar einige Monate gefangen hielt.

So mußte T. wiederum den Wanderstab ergreifen und wandte sich nach Metz, der Heimath seiner Gattin. Von hier aus betheiligte er sich an einer Deputation der Metzer Protestanten, welche die französischen Stände zu Orleans um freie Religionsübung bitten sollte, und erlangte für dieselben wenigstens die Erlaubniß, außerhalb der Stadt Metz ein Bethaus zu errichten. Auch im folgenden Jahre war T. mit politischen Sendungen betraut, indem er dem Könige Anton von Navarra die Zuschrift der in Naumburg versammelten deutschen protestantischen Fürsten mit der Mahnung zu treuem Ausharren im evangelischen Glauben zu überbringen hatte und dann am 26. Mai 1561 von diesem wieder an die deutschen evangelischen Fürsten gesandt wurde, um eine nähere Verbindung der französischen und deutschen Protestanten herbeizuführen. Bekanntlich scheiterte diese Mission jedoch schon an der Weigerung der in Betracht kommenden deutschen Fürsten.

Um dieselbe Zeit fand T. auch eine angemessene dauerndere Thätigkeit. Durch Kurfürst Friedrich III. von der Pfalz am 4. März 1561 zum Professor des alten Testaments an die in reformirtem Sinne umgestaltete Universität in Heidelberg berufen, wurde er am 23. Juni 1561 daselbst immatriculirt und, nachdem er Tags zuvor zum Dr. theol. promovirt worden war, am 9. Juli 1561 in den Lehrkörper der Universität aufgenommen. Hier kam T. auch zu einer ausgedehnteren litterarischen Thätigkeit. Der 1562 durch ihn bewirkten Herausgabe von in England gehaltenen Vorträgen Butzer's folgte 1563 ein Commentar zu dem Propheten Hosea, 1567 eine lateinische Uebersetzung von Jonathan's chaldäischer Paraphrase der zwölf kleinen Propheten, 1569 eine chaldäische und syrische Grammatik und in demselben Jahre die Herausgabe der Peschito,

der alten syrischen Uebersetzung des neuen Testaments, welcher er eine lateinische Uebertragung beigab. Nachdem so sein Ruf als gründlicher Kenner der hebräischen Sprache fest begründet war, begann er in Verbindung mit seinem Schwiegersohne Franz Junius (du Jon) das Hauptwerk seines Lebens, eine zuerst 1575 bis 1579 in fünf Bänden erschienene und später häufig neu aufgelegte lateinische Uebersetzung des alten Testaments. Als 1565 die Universität Heidelberg wegen Ausbruchs der Pest auf eine Zeit lang geschlossen wurde, machte T. eine Reise nach England, wo er von seinem inzwischen zum Erzbischofe von Canterbury erhobenen Freunde Matthias Parker aufs beste aufgenommen wurde, kehrte aber unter Ablehnung einer ihm in England angebotenen Professur nach einem halben Jahre nach Heidelberg zurück, um dort noch zwölf Jahre segensreich zu wirken. Die nach Friedrich's III. Tode von seinem Sohne, dem Kurfürsten Ludwig VI., bewirkte Wiederherstellung des Lutherthums in der Pfalz zwang jedoch T., im Alter von 67 Jahren nochmals eine neue Heimath zu suchen. Durch kurfürstlichen Befehl vom 5. December 1577 seines Amtes entlassen, ging er zunächst wiederum in die Heimath seiner Gattin nach Metz und wurde bald darauf als Lehrer der hebräischen Sprache an die von Heinrich de la Tour d'Auvergne neu gegründete Akademie in Sedan berufen, an welcher er bis zu seinem Tode in Treue wirkte. In seinem vom 31. Juli 1580 datirten Testamente gab T. nochmals der christlichen Ueberzeugung Ausdruck, welche er seit vierzig Jahren durch Wort und Wandel bezeugt hatte, und schloß wenige Monate später sein vielbewegtes Leben.

Vgl. außer meinem Artikel über Tremellius in der theologischen Realencyklopädie (2. Aufl., Bd. 16, S. 1 ff.) besonders Wilhelm Becker, Immanuel Tremellius, wo die übrigen Quellen vollständig verzeichnet sind.

Ney.

Treml: Friedrich T., Maler, wurde als Sohn des Decorationsdirectors T. am Hofburgtheater und einer Sängerin am Kärntnerthortheater am 8. Januar 1816 in Wien geboren. Anfangs für die Musik bestimmt, sollte T. von der Sängerin Vondra für seinen künftigen Beruf ausgebildet werden. Er zeigte jedoch große Abneigung gegen jeden Schulzwang, und wäre sowol am Polytechnikum, als später an der Akademie jedenfalls verbummelt, wenn sich nicht der bekannte Genremaler Peter Fendi seiner angenommen und ihn in strenger Schulung namentlich auf die Nothwendigkeit einer sicheren Zeichnung hingewiesen hätte. Nach Fendi's Tod im Jahre 1842 vermählte sich T. mit dessen Nichte und Pflegetochter, mit der er ein glückliches Familienleben führte. Er malte hauptsächlich Soldatenbilder, d. h. nicht Schlachtengemälde, sondern Genrescenen aus dem Soldatenleben in der Art Karl Schindler's, meistens in Oel, jedoch auch in Aquarell, und fand seit dem Jahre 1849 namentlich an dem Kaiser Franz Josef, der die meisten und besten seiner Werke besitzt, einen bereitwilligen Abnehmer. Eine Anzahl seiner Bilder wurde durch Lithographien, die in dem Verlage des Kunsthändlers L. J. Neumann erschienen, verbreitet. Das Urtheil über den künstlerischen Werth von Treml's Arbeiten lautet sehr verschieden. Während Wurzbach nicht genug Worte des Lobes für sie findet, behauptet Heinrich Kábdebo, daß seine Kunstfertigkeit nicht hervorragend gewesen sei. „Treml's Schöpfungen", sagt er, „tragen etwas Gesuchtes, Berechnetes, Gelecktes an sich, und vermögen uns bei allen Vorzügen der Technik, die uns mitunter darin überrascht, nicht zuzusagen; es offenbart sich eben darin schon der Verfall der Kunstrichtung". Außer in der neuen Pinakothek zu München, die „einen von der Schlacht bei Aspern träumenden Bauern" von Treml's Hand besitzt, scheint keines seiner Bilder in einer öffentlichen Galerie Aufnahme gefunden zu haben. — T. starb am 13. Juni 1852.

Vgl. Die historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877. Wien 1877, S. 209. — Wurzbach XLVII, 120—124.

H. A. Lier.

Trenck: Franz Freiherr von der T., Oberst eines Pandurencorps, später Pandurenregiments im Dienste der Königin (Kaiserin) Maria Theresia, geb. zu Reggio in Calabrien am 1. Januar 1711, † zu Brünn am 4. October 1749. Als Sohn des kaiserlichen Oberstlieutenants Johann Heinrich v. d. T. trat Franz v. d. T., nachdem er seine Erziehung bei den Jesuiten in Oedenburg und dann in Pozega in Slavonien erhalten hatte, im J. 1728 in das Infanterieregiment Niclas Graf Pálffy Nr. 8, mußte jedoch infolge arger Raufhändel und Ausschweifungen schon 1731 den kaiserlichen Dienst quittiren. Auf der Herrschaft Prestowacz, welche sein Vater für ihn ankaufte, lebte der inzwischen mit einer Tochter des Feldmarschalllieutenants Bar. Tillier vermählte T. bis zu dem im J. 1737 erfolgenden Tode seiner Frau. Der Krieg gegen die Türken bot T. in diesem Jahre Gelegenheit, die Aufstellung eines Pandurencorps dem Feldmarschall Graf Seckendorf anzubieten; dieser lehnte jedoch, da er T. als einen unruhigen, unbotmäßigen und händelsüchtigen Mann kannte, den Antrag ab, und dieser trat nun in den Dienst Rußlands, der anderen im Kriege gegen die Türken befindlichen Macht, in dessen Heer er die Charge eines Rittmeisters, später Majors erhielt. Unverträglichkeit und sein selbst vor Gewaltthätigkeiten nicht zurückschreckendes Wesen brachten ihn jedoch wegen thätlicher Widersetzlichkeit gegen seinen Obersten vor das Kriegsgericht, von dem er zu Beginn des Jahres 1740 zum Tode verurtheilt, vom Feldmarschall Münnich jedoch begnadigt, nach Degradation und mehrmonatlicher Festungshaft in Kiew aus Rußland verwiesen wurde. Er kehrte zu seinem Vater zurück, der damals Commandant von Leutschau war; jedoch auch hier gerieth er mit den Behörden in Conflict, mußte fliehen und suchte ein Asyl bei den Kapuzinern in Wien. Dem Einflusse des Herzogs Karl von Lothringen hatte er es zu verdanken, daß seine Angelegenheiten gütlich beigelegt wurden und er nach Slavonien auf seine Güter zurückkehren durfte.

Als der österreichische Erbfolgekrieg ausbrach, erbot sich T. abermals, ein Corps von 1000 Panduren auf eigene Kosten aufzustellen, welcher Antrag bei den damaligen Verhältnissen gerne angenommen und T. zum Major und Commandanten dieses Corps ernannt wurde. Als solcher machte er den Erbfolgekrieg mit, war überall wegen der Raublust und der Ausschreitungen, die sein Corps verübte, gefürchtet, nahm an allen Streifereien Theil, zeichnete sich aber selbst hervorragend durch Tapferkeit und Tollkühnheit aus. Trotz wiederholter Reibungen, namentlich mit Feldmarschall Graf Neipperg, wurde T. doch auf die Befürwortung des Vicepräsidenten des Hofkriegsrathes, Feldmarschalls Ludwig Andreas Graf Khevenhüller zum Oberstlieutenant und, als Belohnung für seine Bravour beim Rheinübergange des Prinzen Karl von Lothringen (1744), zum Oberst befördert. Bei einem Angriff auf Kolin in der Nacht vom 13. auf den 14. November 1744 wurde T. durch eine Kanonenkugel am Fuße schwer verwundet und mußte sich auf seine Güter zurückziehen. Im nächsten Jahre nahm er an den Operationen wieder Theil und bei der Plünderung des preußischen Lagers in der Schlacht bei Soor am 30. September 1745 fiel ihm das Zelt König Friedrich II. als Beute zu. Dieser Umstand war der Anfang seines Niederganges. Trenck's Feinde, deren er infolge seines gewaltthätigen und rücksichtslosen Auftretens in Menge hatte, verbreiteten das Gerücht, er hätte den König bei Soor festnehmen können, ihn jedoch sich retten lassen; auch habe er, statt den Feind im Rücken anzugreifen, von Beutegier verleitet, die Plünderung zu lange fortgesetzt und auf diese Weise den Sieg der Oesterreicher vereitelt.

T. kehrte auf seine Güter zurück; jedoch seine Gegner ruhten nicht eher, bis es ihnen gelungen war, allerhand Anschuldigungen wider ihn bei der Kaiserin vorzubringen. Um diesen Gegnern persönlich entgegen zu treten und die Anklagen zu entkräften, kam nun T. selbst nach Wien, doch kam es während seines Aufenthaltes in der Residenz zu argen und scandalösen Auftritten. Infolge dessen wurde T. arretirt und vor ein Kriegsgericht gestellt, dessen Präsident, der Feldmarschallieutenant und Hofkriegsrath Graf Löwenwolde, ein persönlicher Gegner Trenck's war. Der Pandurenführer wurde beschuldigt, Officierschargen um Geld verkauft, die Officiere ohne Kriegsrecht ihrer Chargen entsetzt oder zur Quittirung gezwungen, die Unterofficiere und Gemeinen mit Gassenlaufen und unmäßigen Prügeln abgestraft, viele abgängige Plätze unter dem Titel der attrapirten Deserteurs in Verpflegung fortbelassen und sich die Portionen angeeignet zu haben; in Schlesien und den Erblanden sollte er höchst sträfliche Excesse theils selbst begangen, theils seinen Panduren gestattet, und vieles Geld sich unrechtmäßiger Weise gewaltsam angeeignet haben. Dazu tauchte immer wieder die Anschuldigung von der Plünderung im Lager zu Soor auf, auch wurden viele Klagen über Trenck's verübte Grausamkeiten und ausschweifenden Lebenswandel vorgebracht.

Es scheint jedoch, daß dieser Proceß parteiisch und einseitig geführt wurde und der ungestüme T. ließ sich infolge dessen so weit hinreißen, daß er sich thätlich an Löwenwolde vergriff. Dies hatte zur Folge, daß T. an Händen und Füßen gefesselt ins Militär-Stockhaus gebracht, der Proceß ohne weitere Prüfung geschlossen und der Inculpat zum Tode verurtheilt wurde. Die wenigen Freunde, welche er noch besaß, setzten jedoch bei der Kaiserin eine Revision des Processes durch, und Maria Theresia, eingedenk der vielen guten Kriegsdienste, die ihr T. geleistet, milderte das harte Urtheil, indem sie ihn zum Verlust aller militärischen Chargen und Aemter, zur Ersatzleistung der in Schlesien erpreßten Geldsummen und zur Zahlung der Untersuchungskosten, sowie zu lebenslänglicher Festungshaft auf dem Spielberg bei Brünn verurtheilte. Nach langer Untersuchungshaft (der Proceß und die Wiederaufnahme des Verfahrens hatten mehr als zwei Jahre in Anspruch genommen) wurde T. in Begleitung von 3 Ober- und 2 Unterofficieren in der Nacht vom 29. auf den 30. August 1748 endlich in einer Postkalesche auf die Festung Spielberg gebracht. Die Festungshaft dort war übrigens für T. eine äußerst milde. Die Kaiserin bewilligte ihm aus der Sequestrationskasse täglich einen Ducaten, er durfte sich einen Bedienten halten, auch von Feder und Tinte Gebrauch machen; es wurde ihm gestattet alle Sonn- und Feiertage die Messe zu hören und beim Festungscommandanten Oberstlieutenant Freiherrn v. Kottulinsky zu speisen. Als T. im September des folgenden Jahres erkrankte, ward er in ein besseres Zimmer übertragen, auch wurden ihm Doctoren, Chirurgen und ein Geistlicher zur Verfügung gestellt. Nur die Ueberführung vom Spielberg zu den Kapuzinern, sowie, im Falle seines Todes, die Beerdigung mit militärischen Ehren konnte ihm, trotz des diesbezüglichen Wunsches der Kaiserin, nicht bewilligt werden; ersteres wegen des in den Klöstern bestehenden Asylrechtes, letzteres weil T. durch kriegsrechtliches Urtheil aller seiner militärischen Chargen und Würden verlustig erklärt worden war. Als er kurz darauf, am 4. October 1749, an der Wassersucht starb, wurde er seiner letztwilligen Bestimmung gemäß in der Kapuzinergruft in Brünn beigesetzt, woselbst auch jeden Freitag eine Seelenmesse für ihn gelesen wird, zu welchem Zwecke er 4000 Gulden legirt hatte.

Am 5. October 1872 wurden Trenck's Gebeine auf Veranlassung seines Großneffen, des k. k. Majors a. D. Heinrich Freiherrn v. d. Trenck, in einen

neuen Metallsarg umgelegt, dessen Deckel das Trenck'sche Wappen mit einer Widmungsinschrift ziert.

Acten des k. u. k. Kriegsarchivs in Wien. — Wurzbach, Biogr. Lexikon. Bd. 47. — v. Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre. — Wienerisches Diarium 1749. — Trenck's Selbstbiographie. Pallua-Gall.

Trenck: Friedrich Freiherr v. d. T., geb. am 16. Februar 1726 zu Königsberg i. Pr., † zu Paris am 25. Juli 1794. Friedrich v. d. T., ein Sohn des preußischen Generals der Cavallerie Christoph Ehrenreich und Vetter des österreichischen Pandurenobersten Franz v. d. T., besuchte schon im Alter von 13 Jahren die Universität in seiner Vaterstadt, woselbst er sich durch für sein Alter ungewöhnliche Begabung hervorthat. Im J. 1742 wandte sich T. der militärischen Laufbahn zu. Beim Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges war er Ordonnanzofficier König Friedrich II. von Preußen, zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten aus und gewann dadurch das Vertrauen des Königs. Im J. 1743 hatte T. gelegentlich der Vermählungsfeierlichkeiten der Schwester des Königs von Schweden die Aufmerksamkeit einer hohen Dame, man sagt der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich II., auf sich gelenkt. Dieser Umstand konnte dem König nicht lange verborgen bleiben und er benutzte die erste sich ihm darbietende Gelegenheit, um T. zu entfernen. Eine solche bot sich bald. Der österreichische Pandurenführer Franz v. d. T. hatte nämlich an seinen Vetter geschrieben und ihm ungarische Pferde zum Geschenk angeboten; daraus entwickelte sich eine Correspondenz zwischen den zwei Vettern, die dem König durch den, T. übel gesinnten Escadronscommandanten Jaschinsky derart entstellt zugetragen worden sein soll, daß Friedrich II. keinen Anstand nahm, T. wenige Tage nach der Schlacht bei Soor verhaften und nach der Festung Glatz abführen zu lassen. Der Festungscommandant Fouqué machte hier Trenck's Haft zu einer unleidlichen, so daß dieser wiederholte Fluchtversuche unternahm, welche jedoch mißglückten und seine Lage nur verschlimmerten. Endlich, am 24. December 1746, gelang es T. mit Hülfe des Lieutenants Schell aus Glatz zu entkommen. Er ging nun zu seiner Mutter nach Königsberg, welche ihn mit Geldmitteln ausstattete und ihm den Rath gab, nach Wien zu seinem Vetter Franz zu gehen. Diesen fand er bei seiner Ankunft in Wien bereits in Haft und in kriegsrechtlichen Proceß verwickelt. Nachdem er vergebens sein Glück versucht, verließ er im August 1748 Wien, um sich nach Holland zu wenden; in Nürnberg jedoch veranlaßte ihn der russische General Liewen, russische Kriegsdienste zu nehmen, und so zog denn T. nach Moskau und St. Petersburg. Hier erhielt er Kunde von dem Ableben seines Vetters Franz (4. October 1749), sowie die Nachricht, daß er zu dessen Universalerben eingesetzt worden. T. reiste nun wieder nach Wien, um die Erbschaftsangelegenheiten zu ordnen. Es wurde ihm nun allerdings eine Rittmeisterstelle im 5. kaiserlichen Kürassierregimente Graf Cordova verliehen; doch leistete er thatsächlich niemals active Dienste. Die vielen Processe, in welche er durch die Ordnung der Hinterlassenschaft verwickelt wurde, verlängerten seinen Aufenthalt in der österreichischen Hauptstadt bis zum Jahre 1754, in welchem seine Mutter starb. Um seine Familienangelegenheiten zu ordnen, reiste T. nun nach Danzig, wurde aber dort verhaftet und nach Berlin escortirt. Von hier ward er unter starker Bedeckung nach Magdeburg gebracht, woselbst er nahezu 10 Jahre in strenger und harter Haft gehalten wurde. Während dieser Zeit unternahm T. die unglaublichsten und abenteuerlichsten Fluchtversuche, doch alle mißlangen und seine Einschließung wurde dadurch nur schwerer, da er sogar mit Ketten an die Wand gefesselt wurde, um ihm jedes Entweichen unmöglich zu machen. Erst nach Beendigung des siebenjährigen Krieges erwirkte Maria Theresia bei Friedrich II. die Freilassung ihres Ritt-

meisters. Ueber Prag kehrte T. nach Wien zurück, übersiedelte aber schon nach zwei Jahren mit Bewilligung des Kaisers zum ständigen Aufenthalt nach Aachen, wo er sich mit der Tochter des dortigen Bürgermeisters vermählte. In Aachen betrieb er einen Handel mit ungarischen Weinen und redigirte die „Aachener Zeitung"; die allzufreie Sprache einerseits, geschäftliche Verluste andererseits veranlaßten T. zu Beginn der 80er Jahre auf seine ungarischen Güter überzusiedeln, wo er sich durch 6 Jahre mit Landwirthschaft und Schriftstellerei beschäftigte; in diese Zeit fällt auch die Abfassung der interessanten Selbstbiographie Trenck's.

Nach dem Tode Friedrich II. erhielt T. die Erlaubniß, nach Preußen zurückzukehren, auch wurde ihm für seine seinerzeit dort confiscirten Güter Ersatz geleistet; nach zweijährigem Aufenthalt in Berlin und Königsberg kehrte er nach Ungarn zurück. Im J. 1788 brachte er einen Sohn in eine Lehranstalt nach Dessau und reiste dann nach Paris, wo er enthusiastisch aufgenommen wurde. Wenige Tage vor Ausbruch der Revolution kehrte T. nach Oesterreich zurück und ging hier mit dem Gedanken um, eine Gesammtausgabe seiner vielen zerstreuten Schriften herauszugeben; er stieß jedoch hierbei auf große Schwierigkeiten, da die Censur den Druck seiner vielfach aufreizenden Schriften nicht bewilligen wollte. Infolge dessen ging er nach Hamburg und war schon im Begriffe seine Familie nachkommen zu lassen und sich ständig dort niederzulassen, als er auf die Idee verfiel, nochmals nach Paris zu fahren, um die dortigen neuen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1791 kam er in der Hauptstadt Frankreichs an und lebte da eine Zeit lang als Schriftsteller; plötzlich wurde er den damaligen Machthabern verdächtig, verhaftet und angeklagt, ein Agent fremder Mächte zu sein und an einer Verschwörung zur Wiederherstellung des Königthums theilgenommen zu haben. In Gemeinschaft mit 29 anderen Angeklagten wurde T. zum Tode verurtheilt und am 25. Juli 1794 zu Paris guillotinirt.

Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. 47. — Selbstbiographie des Friedr. Freih. v. d. T. Pallua-Gall.

Trendelenburg: Friedrich Adolf T., Philolog und Philosoph, geboren am 30. November 1802 zu Eutin, gestorben an den Folgen des Schlagflusses am 24. Januar 1872 in Berlin, war der Sohn des Hochfürstlichen Postcommissarius Friedrich Wilhelm T. zu Eutin, eines durch juristische Studien und Reisen vielfach gebildeten Mannes, der, um ein Hauswesen zu begründen, in das Verwaltungsfach übergetreten war. Seine Schulbildung genoß T. auf dem Gymnasium zu Eutin, das allerdings noch sehr mangelhaft eingerichtet war, in seinem Rector G. L. Koenig (A. D. B. XVI, 508) aber eine durch philologische und philosophische Studien, namentlich der Schriften Kant's, hochgebildete Persönlichkeit besaß. Er verstand es durch seine Unterrichtsweise, die mehr einem Privat- als Schulunterricht glich, sehr energisch und nachhaltig auf seine Schüler zuwirken. Außer ihm war Detl. Joh. Wilh. Olshausen (A. D. B. XXIV, 322), seit 1815 Superintendent des Fürstenthums Lübeck, von Einfluß, wie auf die Eutiner Schule überhaupt, so auch auf Trendelenburg's Entwicklung. Ostern 1822 bezog T. die Universität Kiel mit der Absicht, sich im historisch-philologischen Fach für das Lehramt an höhern Schulen durch gründliche Studien vorzubereiten. Sein eigentliches Berufsstudium war die Philologie, in der er sich an Wachsmuth anschloß. In der Philosophie hörte er Karl Leonhard Reinhold und Johann Erich v. Berger. Mit Geschichte beschäftigte er sich unter Dahlmann's Leitung, auch hörte er eine Zeit lang theologische Vorlesungen, doch traten diese Studien bald in den Hintergrund. Michaelis 1823 begab sich T., angezogen durch Gottfried Hermann und Spohn, nach Leipzig und vertiefte sich hier ganz in das Studium des classischen Alterthums. Michaelis 1824 bis Ostern 1826 vollendete

er dann seine Studien an der Universität Berlin. Boeckh und Buttmann waren in der Philologie seine Lehrer, in der Philosophie wurde er vorzugsweise durch Schleiermacher angezogen, daneben hörte er Hegel, über dessen Philosophie er äußerte: „ich besorge, daß Klarheit und Wahrheit in Wissenschaft und Leben durch sie nicht werde gefördert werden“. Als Frucht seiner Studien ist die geschätzte Abhandlung anzusehen: „Platonis de ideis et numeris doctrina ex Aristotele illustrata“, Lipsiae 1826, auf Grund deren ihm die philosophische Facultät der Universität Berlin am 10. Mai 1826 die philosophische Doctorwürde ertheilte. Sie schlägt den richtigen, seitdem vielfach mit Erfolg betretenen Weg ein, den Aristoteles als historische Quelle und kritische Norm bei Darstellung der Geschichte der griechischen Philosophie zu verwerthen. Am 7. Juli 1826 erwarb sich Tr. die facultas docendi in den alten Sprachen und in der Geschichte für obere Gymnasialclassen, doch hat er die oft lange Laufbahn des praktischen Dienstes im höheren Schulfach bis zu einer Oberlehrerstelle nicht durchgemacht. — Durch die Vermittlung des Ministerialraths Johannes Schulze wurde er von 1826—33 Erzieher des einzigen Sohnes des Generalpostmeisters und Bundestagsgesandten v. Nagler in Frankfurt a. M., des Schwagers des preußischen Cultusministers v. Altenstein. Er förderte durch eine siebenjährige, gewissenhafte und ersprießliche pädagogische Thätigkeit seinen Zögling so weit, daß derselbe die Reifeprüfung für wissenschaftliche Studien wohl bestand. Während dieser Zeit veröffentlichte T. ein paar pädagogische und philologische Aufsätze in Zeitschriften und drei Recensionen in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritikt auch arbeitete er fleißig an einer Ausgabe und einem Commentar zur Schrif, des Aristoteles über die Seele. Als seine Stellung im Hause v. Nagler's zu Ende gegangen war, hielt es v. Altenstein für das räthlichste, ihn aus eigner Initiative zum außerordentlichen Professor an der philosophischen Facultät der Berliner Universität zu ernennen und ihn neben der Professur auch in den Bureaus des seiner Leitung anvertrauten Ministeriums zu beschäftigen, um ihm Gelegenheit zu geben, sich zu der Stelle eines Schulraths gehörig vorzubereiten. T. führte sich nun im Sommersemester 1833 mit der Abhandlung „De Aristotelis categoriis“, Berl. 1833, deren Grundgedanke vielfach bestritten ist, in das akademische Lehramt ein und ließ im Laufe des Jahres seine durch philologische und philosophische Gelehrsamkeit schätzbare Schrift: „Aristotelis de anima libri tres“, Jenae 1833 (II. Ed. von Ch. Belger. Berol. 1877) erscheinen. Die Kenntniß der gesammten Philosophie des Aristoteles ist darin zur Erklärung einer kleinen Schrift desselben auf das gründlichste verwendet. Trendelenburg's erste Vorlesungen bewegten sich auf dem der Philologie und Philosophie gemeinsamen Gebiete und gehörten der Geschichte der Philosophie an; seit 1835 jedoch begann er einzelne philosophische Disciplinen, zunächst die Logik, selbstständig zu bearbeiten und vorzutragen. 1835 trat er als ordentliches Mitglied in die wissenschaftliche Prüfungscommission für die Candidaten des höheren Schulamts in Berlin im Fache der Pädagogik ein. Für den Zweck des Unterrichts in der sogenannten philosophischen Propädeutik, die seitdem so ziemlich vom Lehrplan der Gymnasien verschwunden ist, gab er 1836 seine „Elementa logices Aristoteleae“ heraus (I. Ausgabe Berlin 1836, II. 1842, III. 1845, IV. 1852, V. 1862, VI. 1868. Erläuterungen dazu Berlin 1842, II. Ausgabe 1862), welche viel gebraucht sind, deren pädagogischer Werth aber vielen Bedenken unterliegt. Auch haben sie ihren Verfasser nicht lange überlebt. Im gleichen Jahre 1836 schloß Tr. mit der jüngsten Tochter Fernande seines väterlichen Freundes, des Sprachphilosophen Karl Ferdinand Becker, eine sehr glückliche Ehe, aus der sechs Töchter und ein Sohn hervorgingen. Als im folgenden Jahre Heinrich Ritter von Kiel nach Göttingen berufen wurde, wurde T. als dessen Nachfolger in Kiel

in Aussicht genommen. Um ihn für Preußen zu erhalten, wurde im Juli 1837 seine Professur in eine ordentliche Professur für praktische Philosophie und Pädagogik verwandelt. Er trat sie mit der Abhandlung: „De Platonis Philebi consilio“ an. Diese Stellung hat T. bis zu seinem Tode bekleidet. Aus der geschlossenen Einheit eines sittlich tüchtigen Charakters heraus entfaltete er eine sehr vielseitige Thätigkeit und bewährte sich darin als gründlicher und sorgfältiger Gelehrter, als gewissenhafter Lehrer, als pflichtgetreuer und geschickter Beamter, dem es nicht an großen Erfolgen fehlte und der allseitige Hochachtung und Anerkennung genoß. Sehr weitgreifend war zunächst seine Thätigkeit als akademischer Lehrer, trotz einer nicht gerade interessanten Vortragsweise. Er las über diejenigen Fächer der Philosophie, welche der Lehrerbildung zur Grundlage dienen, allerdings mehr der Lehrer, welche dem philologisch-historischen Wissenskreis angehören, als der Mathematiker und Naturforscher. Ausgehend von der Erklärung platonischer und aristotelischer Schriften und der Geschichte der Philosophie, namentlich der Geschichte der alten Philosophie, nahm T. zunächst 1835 unter dem Namen der Logik eine Verbindung von Metaphysik und Logik in den Kreis seiner Vorlesungen auf, die er freilich früher lehrte, ehe sie sich allgemeinere Zustimmung und Anerkennung errungen hatte, ein Verfahren, das, wenn auch ziemlich verbreitet, doch seine großen Bedenken gegen sich hat. Seit 1836 las er über Pädagogik, seit 1837 die philosophische Ethik unter Hervorhebung der Rechtsphilosophie, 1840 begann er über die Psychologie zu lesen. Die Naturphilosophie, die Aesthetik, die Religionsphilosophie, wie die philosophische Encyklopädie fehlen im Umkreis seiner Vorlesungen. An letztere schlossen sich auch sogenannte philosophische Uebungen meist auf Grundlage aristotelischer Schriften an, welche die Weise der sogenannten philologischen Seminarien auf die Philosophie übertragen und besser wohl durch eine Societät mit Anleitung zur Lectüre philosophischer Werke und Abfassung philosophischer Arbeiten zu ersetzen sind, wobei Bücher und Themata aus den verschiedenen classischen Epochen der Philosophie gewählt werden müssen. Auf die Angelegenheiten der Berliner Universität, wie der philosophischen Facultät übte T. einen großen Einfluß aus. Er war dreimal Rector der Universität, fünfmal Decan der philosophischen Facultät und solange Mitglied des Senats, als dieses überhaupt zuläßig ist. — Im Zusammenhang mit seinem Lehramt war T. von 1835 bis 1866 ordentliches Mitglied der königl. wissenschaftlichen Prüfungscommission, auch eine Zeit lang Director derselben. Die allgemeinen Bestimmungen über die Prüfung in der sogenannten allgemeinen Bildung, im philosophischen und pädagogischen Fache verdanken seinen Rathschlägen ihren Ursprung, doch machen sie gegenwärtig manche Aenderungen dringend wünschenswerth. Wie in dieser Angelegenheit, so wurde Tredelenburg's Rath und sein Gutachten in vielen Fällen von der höchsten Unterrichtsverwaltung in Anspruch genommen, auch bei Besetzung von Stellen wurde er vielfach gefragt und war die entscheidende Persönlichkeit. 1846 wurde T. zum ordentlichen Mitgliede der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt und am 1. Juli eingeführt. Er übernahm es, die Geschichte der Philosophie in derselben zu vertreten und stellte dabei seine Thätigkeit unter den Schutz der Erinnerung an Leibniz und Schleiermacher. 1847 wurde ihm das Secretariat der philosophisch-historischen Classe übertragen, das er bis August 1871 mit großer Umsicht und Sorgsamkeit geführt hat. Er hatte demnach nicht nur wissenschaftliche Abhandlungen in der Akademie zu lesen, sondern auch die neu eintretenden Mitglieder zu begrüßen und die Reden an den wissenschaftlichen und patriotischen Gedenktagen zu halten. Die meisten seiner historisch-kritischen Aufsätze und Abhandlungen, die er in der Akademie gelesen hat, sind in den historischen Beiträgen zur Philosophie enthalten. Der erste Band erschien 1846

gleichzeitig mit der Aufnahme in die Akademie. Er enthält eine gründliche Untersuchung über die Kategorienlehre, der zweite Band folgte 1855, der dritte 1867 nach. Diese Abhandlungen gruppiren sich um die Namen Aristoteles, Spinoza, Leibniz, Kant und Herbart, sind der Methode der Forschung nach als musterhaft zu bezeichnen und begründen das Urtheil, daß, wenn T. auch keine Bearbeitung einer ganzen Periode der Geschichte der Philosophie veröffentlicht hat, doch im Gebiet der Geschichte der Philosophie seine größte wissenschaftliche Bedeutung zu suchen ist. Die Vorträge an den Gedenktagen, wie einige andere kleinere Abhandlungen sind in der Sammlung: „Kleine Schriften", Leipzig 1871, 2 Bde., enthalten. In der systematischen Philosophie hat T. zwei Versuche veröffentlicht, die zwar als fleißige und sorgfältige Forschungen überall anerkannt sind, aber gerade in ihren grundlegenden Behauptungen, selbst von den Freunden Trendelenburg's nur Widerspruch erfahren haben. Es sind dies „Die logischen Untersuchungen", 2 Bde., 1840, 1862, 1870, und „Das Naturrecht auf dem Grunde der Ethik", 1860, 1868. Wenn T. die antike Weltansicht eines Platon und Aristoteles zur Grundlage seiner Philosophie macht, so vergißt er, daß die moderne Physik sich im Gegensatz gegen die Aristotelische entwickelt hat, und daß das moderne sociale, politische und kirchliche Leben andere Voraussetzungen für die neuere Ethik darbietet, als sie im griechischen Volksleben für die Ethik des Platon und Aristoteles vorhanden waren. Von Trendelenburg's sonstigen Hypothesen hat namentlich die Idee einer constructiven Bewegung, worauf das Erkennen des Realen beruhen soll, nicht viel Anhänger gefunden.

Noch ist als Beweis des Vertrauens, das T. genoß, zu erwähnen, daß er von 1849—51 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses war. Er vertrat mit besonnener Mäßigung die nationale Politik und legte sein Mandat nieder, als es ihm nicht vergönnt war, für ein deutsches Preußen zu wirken. — Auch sonst fanden seine Verdienste durch Verleihung hoher Orden, zuletzt des Ordens pour le mérite, noch äußere Anerkennung. Er war Ehrendoctor der Rechte und der Theologie und Mitglied vieler gelehrter Körperschaften, z. B. seit November 1859 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München. — Ueber Recht und Unrecht in seinem Streit mit der Hegel'schen und Herbart'schen Schule sind die Acten noch nicht abgeschlossen.

Tr. wurde am 21. Januar 1870 von einem leichten Schlaganfall getroffen. Zwar genas er so weit, daß er seine Thätigkeit theilweise wieder aufnehmen konnte, doch starb er infolge wiederholten Schlaganfalls am 24. Januar 1872 und wurde auf dem Neuen Domkirchhofe in Berlin am 27. Januar bestattet.

Kleinert, Grabrede. Berlin 1872. — H. Bonitz, Zur Erinnerung an F. A. Trendelenburg. Berlin 1873. — C. Prantl, Gedächtnißrede. München 1873. — E. Bratuscheck, Biographie. Berlin 1873. (Etwas überschwänglich.)

A. Richter.

Trendelenburg: Johann Georg T. wurde am 22. Februar 1757 zu Lübeck geboren, studirte in Göttingen Theologie und wurde noch als Student nach Danzig berufen, um an dem dortigen akademischen Gymnasium die Professur der griechischen und der orientalischen Sprachen zu übernehmen. Seine Einführung in das ihm übertragene Amt erfolgte am 22. Juni 1779. Man rühmt ihm nach, daß er dasselbe mit reichem Erfolge verwaltet und sich seinen Schülern nicht bloß durch seine gründliche und umfassende Gelehrsamkeit, sondern insbesondere auch durch seine geistreiche und anziehende Behandlung der griechischen Classiker unvergeßlich gemacht habe. Von seinem uneigennützigen und menschenfreundlichen Bemühen, Gutes zu stiften, zeugte vor allem die Begründung eines Schullehrerseminars, die er im J. 1801 unter der Beihülfe von Privatleuten zustande brachte. Fünf bis acht Zöglinge erhielten darin nicht bloß Unterricht,

der ihnen theils durch den Stifter der Anstalt selbst, theils von dem Prediger Röhr, verschiedenen Candidaten, einem Capellmeister und einem Organisten unentgeltlich ertheilt wurde, sondern auch freie Wohnung, Beköstigung und die nöthigen Bücher. Im J. 1806 gelang es T., für das Seminar eine, wenn auch nur geringe staatliche Unterstützung auszuwirken. So schien der Bestand des Unternehmens gesichert zu sein, als ihm schon nach kurzer Zeit der Zusammenbruch des preußischen Staates den Untergang bereitete. Danzig, das erst seit 1793 unter dem Scepter der Hohenzollern gestanden hatte, wurde wiederum dem Namen nach ein Freistaat, war aber im Grunde weiter nichts als ein Spielball in den Händen des französischen Militärregiments. In den Rath, der 1807 an die Spitze der Republik gestellt wurde, trat auch T. unter gleichzeitigem Verzicht auf sein Lehramt als Senator ein. Nach der Wiedervereinigung der Stadt mit der preußischen Monarchie im J. 1814 übernahm er das Amt eines Stadtraths und hat in dieser Stellung, wie schon vorher, mit unermüdlichem Eifer für die Hebung des Danziger Schulwesens gewirkt. Er starb am 11. März 1825 zu Goysk in Polen, wohin ihn eine Reise geführt hatte, nach kurzer Krankheit an einem Nervenschlage. Der ehrenvolle Ruf, dessen sich T. als Schriftsteller zu erfreuen hatte, gründete sich besonders auf seine mehrmals aufgelegten „Anfangsgründe der griechischen Grammatik" (Danzig 1782, 1788, 1790, 1796), sowie auf die gekrönte Preisschrift: „Vergleichung der Vorzüge der deutschen Sprache mit den Vorzügen der lateinischen und griechischen" (Schriften der kurfürstl. deutschen Gesellschaft in Mannheim, Bd. IV, 1788). Ein Verzeichniß seiner Werke findet sich im Neuen Nekrolog der Deutschen, 1825, Theil II, S. 1368 ff.

Gotth. Löschin, Gesch. Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit, 2. Theil. Danzig 1823. — Th. Hirsch, Gesch. des Danziger Gymnas. seit 1814, abgedr. in Gymn. Gedan. Sacra saec. III. Gedani 1858. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1825, Theil II. — Außerdem archivalische Mittheilungen durch gütige Vermittlung des Herrn Gymnasialdirectors Dr. Kahle zu Danzig. Friedrich Koldewey.

Trentepohl: Johann Friedrich T., geb. zu Oldenburg im Großherzogthum am 17. Februar 1748, wirkte, nachdem er in Leipzig Theologie studirt hatte, in verschiedenen oldenburgischen Ortschaften als Hauslehrer (zu Dötlingen und Rodenkirchen) und später als Prediger (1781—89 zu Eckwarden, seit November 1789 zu Oldenbrok). Er starb am 16. März 1806 zu Oldenbrok. Während seines Aufenthaltes in Dötlingen erhielt er durch den Pastor Roth die erste Anleitung zur Beschäftigung mit der Pflanzenwelt; in späteren Jahren wurde er durch dessen Sohn, den Dr. Albr. Wilh. Roth in Vegesack, zu ernsten botanischen Studien angeregt. Er sammelte zunächst die höheren Gewächse seiner Heimath, wandte sich dann aber vorzüglich der Untersuchung der Algen zu. Seine 1805 gemachte Entdeckung der Schwärmsporenbildung bei Vaucheria, über die er in Roth's Botanischen Bemerkungen und Berichtigungen S. 180 ff. (mit Tafel) berichtete, ist von bahnbrechender Bedeutung, wurde jedoch erst nach Decennien in vollem Umfange gewürdigt. Sein handschriftliches beschreibendes Verzeichniß der oldenburgischen Blüthenpflanzen wurde lange nach seinem Tode durch Karl Hagena bearbeitet und 1839 als „Trentepohl's Oldenburgische Flora" herausgegeben; in der Vorrede auch biogr. Notizen. Focke.

Trentowski: Ferdinand Bronislaw T., polnisch-deutscher Philosoph, geboren 1808 in der Nähe von Warschau, studirte an der dortigen Universität Philologie, wurde Lehrer an dem Gymnasium zu Szczuczyn, wanderte aber beim Ausbruch der polnischen Revolution 1830 nach Deutschland aus, wo er sich mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt in Königsberg, Heidelberg und Freiburg im Breisgau aufhielt. Von 1836—1840 war er an der Universität Freiburg

Privatdocent, in welcher Eigenschaft er eine „Grundlage der universellen Philosophie" (1837) und „Vorstudien zur Wissenschaft der Natur" (2 Bde. 1840) herausgab. Später verfaßte er eine Anzahl philosophischer Schriften in polnischer Sprache und hielt 1848 in Krakau Vorlesungen. Von dort kehrte er wieder nach Baden zurück, verheirathete sich mit einer Deutschen und starb zu Freiburg i. Br. am 16. Juni 1869. Aus dem litterarischen Nachlaß wurde von seiner Wittwe das Werk herausgegeben „Die Freimaurerei in ihrem Wesen und Unwesen" (Leipzig 1873). O. Liebmann.

Trescho: Sebastian Friedrich T., evangelischer Prediger, † 1804. In Herder's Leben spielt eine zwar nicht erfreuliche, aber viel erwähnte Rolle der Diakonus von Mohrungen, Sebastian Friedrich T.; derselbe hat sich auch als erbaulicher und unterhaltender Schriftsteller, der zwischen Pietismus und Aufklärung in subjectiven Stimmungen sich bewegte, weit über die Kreise von Ost- und Westpreußen hinaus einen Namen erworben. T. wurde als Sohn eines Justizrathes am 9. December 1733 zu Liebstadt in Preußen geboren. Seine Vorbildung erhielt er ebendaselbst; zu Königsberg aber absolvirte er seine Studien. Als ein kränklicher und zu Hypochondrie geneigter Mensch verließ er die Universität in der Erwartung, in seiner Heimath bei seinen Eltern, zu denen er sich begab, zu sterben. Als aber bald darauf 1760 zu Mohrungen sein Schwager, der dort Diakonus war, mit Tode abging, übernahm T. auf Zureden der Gemeinde dessen Amt und verblieb so in Mohrungen im Kirchendienst bis an seinen Tod (1804, 29. October). T. war immer unverheirathet; eine bejahrte Schwester stand seinem Haushalte vor; neben seinen Amtsgeschäften lebte er der privaten Schriftstellerei; fast Jahr für Jahr setzte er als pietistisch-aufgeklärter Schöngeist ein Buch nach dem andern in die Welt und pflegte Beziehungen mit den Vertretern der deutschen Litteratur, so z. B. mit Lavater. Für einen solchen hypochondrischen Gelehrten und routinirten Vielschreiber war ein Aufwärter und Copist eine werthvolle Stütze; zu diesem Dienste nahm er aus seiner Gemeinde einen jungen Menschen zu sich, den Sohn seines Cantors, einen hochbegabten, talentvollen Jüngling, aber ohne dessen Anlagen zu erkennen oder zu fördern; es war der junge Herder, dem es dabei so schlecht ging, daß er als siebzehnjähriger Jüngling froh war, in Begleitung eines mit seinem Regiment durchziehenden russischen Regimentsarztes aus seiner „Sklaverei" nach Königsberg zu entkommen, wo sich ihm ein anderer Lebensweg öffnete. T. hatte durchaus abgerathen, daß der junge Herder studire, hauptsächlich weil er, der „eigenliebige" Mann, sich „keinen besseren Abschreiber wünschen konnte als den kenntnißreichen Jüngling mit der zierlichen Handschrift". (Vgl. R. Haym in s. Artikel „Herder", oben A. D. B. XII, 56). Dennoch hat dieses drückende Verhältniß Herder's zu T. auch seine gute Seite gehabt, indem der lernbegierige „Lehrjunge des routinirten Schriftstellers" diesem nicht bloß die Handgriffe des litterarischen Handwerks absah, sondern auch durch die freie Benutzung der Bibliothek desselben mit manchem Autor bekannt wurde, der auf sein ganzes späteres Leben Einfluß gewann. Werke von Klopstock, Kleist und Lessing hat er schon bei T. kennen und lieben gelernt (vgl. R. Haym a. a. O.). — Die meiste Beachtung fand unter seinen zahlreichen Schriften die „Sterbebibel oder die Kunst, selig und fröhlich zu sterben" (Königsberg 1762 3 Theile; 2. Aufl. 1767) und die „Geschichte meines Herzens, aus den Vorfällen des vergangenen zum Vortheil des künftigen Jahres gezogen." (Ebendas. 1763.) Weniger Glück hatte er mit dem Seitenstück zur Sterbebibel, mit der Lebensbibel, die er auf Wunsch des Fräulein von Klettenberg zu Frankfurt a. M. (Goethes „schöner Seele" vgl. s. Werke Ausg. letzter Hand Bd. 25, 196; 26, 103 f.) unter dem Titel „Die

Kunst glücklich zu leben, als eine Wochenschrift zur Erbauung abgefaßt" (Königsberg 1765 8°) veröffentlichte.

Die Schriften Trescho's, außer den genannten, finden sich bei Döring (siehe unten) aufgezählt. — Sein Bildniß trifft man im 1. Bande seiner Sterbebibel (1762) und in der Schrift „Einige Charakterzüge u. s. w." (s. unten).

Vgl. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w. 4. Bd. (1835), S. 513—519. (Ferner dort citirt:) „Einige Charakterzüge aus dem Leben des verstorbenen Diakonus zu Mohrungen S. F. Trescho" (Königsberg 1807). — R. Haym's Art. über „Herder" in Bd. 12 und dessen zweibändiges Werk „Herder nach s. Leben" u. s. w. (Berlin 1877 ff.)

P. Tschackert.

Tresckow: Hans Ludwig Udo v. T., königlich preußischer General der Infanterie, am 7. April 1808 zu Jerichow in der Provinz Sachsen geboren, trat am 26. November 1824 bei der 4. Jägerabtheilung in den Heeresdienst, ward am 15. September 1829 Officier und am 1. August 1856, nachdem er am 14. Juni des nämlichen Jahres Major im 13. Infanterieregimente geworden war, zur Uebernahme des Commandos des Herzoglich Sachsen-Altenburgischen Truppencontingents commandirt. Es war ein Füsilierregiment (2 Bataillone zu 4 Compagnien), der Herzog hatte damals eine Militärconvention mit Preußen abgeschlossen, das Militär sollte auf preußischen Fuß gesetzt werden. Nachdem T. diese Aufgabe gelöst und am 17. März 1863 zum Oberst befördert worden war, kehrte er am 3. Juli 1864 als Commandeur des 5. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 53 in den Dienst seines engeren Heimathlandes zurück. Das Regiment befand sich auf dem Schauplatze des Krieges gegen Dänemark, die Feindseligkeiten waren aber beendet und Lorbeeren zu ernten war dem Oberst v. T. erst vergönnt als er die ihm unterstellte Truppe zwei Jahre später gegen Preußens süddeutsche Gegner in das Feld führte. Er nahm in der Brigade Kummer der Division Goeben unter General Vogel v. Falckenstein am Feldzuge der Mainarmee theil, focht am 4. Juli 1866 bei Dermbach, am 10. bei Kissingen, am 14. bei Aschaffenburg und ward dann für die Dauer des mobilen Verhältnisses zum Commandeur der combinirten Gardeinfanteriebrigade beim II. Reservearmeecorps ernannt, welches unter den Befehlen des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin stand. Mit diesem rückte er nochmals in Baiern ein. Nach Friedensschluß ward er zum General und Commandeur der neugebildeten 33. Infanteriebrigade ernannt, deren Stabsquartier sich in Kiel befand. Bei Ausbruch des Krieges von 1870—1871, dessen Geschichte ihn, solange er Generalmajor war, als Tresckow I., nach seiner am 18. Januar 1871 erfolgten Ernennung zum Generallieutenant als Tresckow II. bezeichnet, trat er an die Spitze der 1. Landwehrdivision, welche zunächst einen Theil des Belagerungscorps vor Straßburg bildete und dann als 1. Reservedivision mit dem Corps Werder auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze thätig war. Tresckow's Name ist mit Allem eng verknüpft, was mit dem Angriffe auf Belfort und mit dem Falle der Festung in Verbindung steht. Am 18. October 1870 war er zum Commandeur des Belagerungscorps ernannt. Es ward ihm bald klar, daß weder eine Einschließung noch eine Beschießung des Ortes zum Ziele führen würde. Die Besatzung und die Einwohnerschaft waren mit Vorräthen so reich versehen, daß sie den Hunger nicht zu fürchten brauchten, und gegen das feindliche Feuer sicherte die Besatzung das Vorhandensein einer genügenden Menge von gedeckten Unterkunftsräumen. Es konnte sich nur um Beobachtung oder um Belagerung handeln. Die oberste Heeresleitung entschied sich für die letztere Wahl. Der Angriff begann mit einer vorbereitenden Beschießung. T. standen für die Lösung seiner Aufgabe anfangs 20 Bataillone, 4 Batterien Feldartillerie und 50 Belagerungsgeschütze nebst

Pionieren und einigen Cavalleriefchwadronen zur Verfügung, Mitte December betrug die Zahl der Gewehre 150 000, die der Festungsartilleriecompagnien 26, an Pioniercompagnien waren 6 zur Stelle. Am 2. December hatte der Batteriebau begonnen, alsbald nahm das Bombardement seinen Anfang, am 14. schlug ein Angriff auf das Dorf Danjoutin fehl, in der Nacht zum 9. Januar 1871 führte ein erneuter Versuch, dasselbe zu nehmen, zum Ziele. Während der Schlacht an der Lisaine nahm die Belagerung von Belfort ihren ruhigen Fortgang. Als dort die Entscheidung gefallen war, wurde in der Nacht zum 22. das Fort Pérouse genommen und dann der Bau von Parallelen gegen die Forts Perches begonnen, ein Angriff auf dieselben am 26. ward vom Feinde abgeschlagen, erst am 8. Februar gelang ihre Wegnahme. Als auf den übrigen Theilen des Kriegsschauplatzes die Waffen bereits ruhten, dauerte der Kampf um Belfort fort. Am 13. Februar standen 97 Geschütze bereit, ein vernichtendes Feuer auf den Platz zu eröffnen. Da führten die Verhandlungen, zu denen T. am 12. ermächtigt war, zum Abschlusse einer Capitulation. Schon am 13. trat eine vorläufige Waffenruhe ein und am 16. ward jene von T. und dem Oberst Denfert-Rochereau unterzeichnet. Am 18. zog die Garnison mit allen Kriegsehren, die dem tapferen Gegner gebühren, ab. Die Stadt bot ein Bild der Verwüstung dar. Das Belagerungscorps hatte 88 Officiere und 2049 Mann an Todten und Verwundeten eingebüßt, der Verlust des Feindes, dessen sehr unterschätzte Stärke 372 Officiere, 17 333 Mann betragen hatte, belief sich auf 32 Officiere und 4713 Mann.

General v. T., welcher außer dem Eisernen Kreuze 1. Classe den Orden pour le mérite erhalten hatte, ward am 23. Mai 1871 zum Commandeur der 2. Division in Danzig ernannt, trat am 12. Mai 1875 mit dem Charakter als General der Infanterie in den Ruhestand, zog sich nach Altenburg zurück und starb dort am 19. Januar 1885.

Richter, Geschichte des 5. Westfälischen Infanterieregiments Nr. 53, Berlin 1885. — E. Knorr, Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland, Hamburg 1867—1870. — A. Castenholz, Die Belagerung von Belfort, Berlin 1875—1878. B. Poten.

Trescow: Joachim Christian v. T., königlich preußischer Generallieutenant, im Magdeburgischen 1698 geboren, stand 1728 als Lieutenant bei den großen Potsdamischen Grenadieren (Infanterieregiment Nr. 6), trat dann in russische Dienste, focht als Hauptmann im Regiment Preobraschensk gegen Türken und Tataren und ward im März 1739 zum Oberst, demnächst auch zum Hofjägermeister befördert, kehrte aber im April 1743 als Oberst und Flügeladjutant des Königs in das preußische Heer zurück, mit welchem er am 2. schlesischen Kriege und insonderheit an der Schlacht bei Kesselsdorf theilnahm. Am 6. September 1746 verlieh ihm der König die Drostei Berum in Ostfriesland, am 17. Mai 1747 ernannte er ihn zum Commandanten von Neiße und zum Chef des Infanterieregiments Jung-Schwerin (Nr. 32), auch gab er ihm den Orden pour le mérite. Mit jenem Regimente rückte T. 1756 unter den Befehlen des Generalfeldmarschalls Graf Schwerin in den Siebenjährigen Krieg, ward nach der Schlacht von Prag, in welcher er sich hervorgethan hatte, zum Generallieutenant befördert und mit dem Schwarzen Adlerorden geschmückt, in der Schlacht bei Kolin aber gefangen genommen und nach Wien gebracht. Im März 1758 gegen einen Fürsten Lobkowitz ausgewechselt, erhielt er unmittelbar nach seiner Rückkehr das Commando einer 10 000 Mann starken Heeresabtheilung und den Auftrag, mit derselben die Festung Schweidnitz zu belagern. Oberst v. Dieskau befehligte unter ihm die Artillerie, die Leitung der Angriffsarbeiten war dem Oberst v. Balby anvertraut. Die Besatzung von

Schweidnitz (8000 Mann) commandirte Feldmarschalllieutenant Graf Thierheim. Die in der Nacht zum 16. April erfolgte Erstürmung des im Norden der Stadt belegenen Galgenforts führte die Capitulation der Besatzung herbei. Nachdem T. dann den Zug des Königs nach Mähren mitgemacht und der Belagerung von Olmütz beigewohnt hatte, wurde er in Neiße selbst belagert. Seit dem 4. August 1758 berannte General Graf Harsch die Stadt mit 12000 Mann, welche Ende September auf 20000 verstärkt wurden, am 25. October begann das Bombardement. Die Besatzung war nur schwach und die Hoffnung auf Entsatz bei der mißlichen Lage, in welcher König Friedrich sich nach dem Ueberfalle bei Hochkirch befand, gering, T. aber setzte den Angreifern mannhaften Widerstand entgegen und seine Gemahlin, eine geborene Fräulein v. Falckenberg, welche auf dem unfern gelegenen Gute Deutsch-Jägel im Kreise Strehlen sich aufhielt, wies einen österreichischen Versuch, sie zu bestechen und durch ihre Vermittelung eine nach einem zur Ehrenrettung unternommenen Scheinangriffe zu bewerkstelligende Uebergabe der belagerten Festung herbeizuführen, mit Entrüstung zurück. Sie verschmähte, was der Unterhändler ihr anbot und verlangte statt dessen durch die österreichischen Linien zu ihrem Gatten in die bedrängte Stadt geleitet zu werden, wohin sie nicht einmal Lebensmittel mitnahm, an denen es dort mangelte (v. Archenholz, Geschichte des Siebenjährigen Krieges, Berlin 1791, I, 200). Aber schon war Hülfe nahe. Daun hatte die bei Hochkirch errungenen Vortheile nicht verfolgt und der König wandte sich nach Schlesien, wo es galt Neiße und Kosel zu retten. Auf die Kunde von seinem Anmarsche hob Harsch am 5. November mit Hinterlassung von Schießbedarf und Kriegsgeräth die Belagerung auf und zog nach Mähren ab, ein Theil der Besatzung folgte ihm auf dem Fuße und machte dabei 800 Gefangene. Auf Befehl des Königs ließ T. einen Bericht über die Vorgänge drucken, welcher in deutscher und in französischer Sprache verbreitet wurde. Er starb zu Neiße am 20. April 1762 im Alter von 63 Jahren und 7 Monaten. Am Fußgestelle des Standbildes Friedrich's des Großen unter den Linden in Berlin ist auch der Name Joachim Christian v. T. eingeschrieben. — Der König rechnete ihn zu seinen guten Generalen, an denen er keinen Ueberfluß habe (Politische Correspondenz XVII, 155); am 30. August 1758 räth er ihm sich nicht gar zu fürchterliche Vorstellungen vom Feinde zu machen (ebenda 276).

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 4. Band, Berlin 1791.

B. Poten.

Tretsch: Aberlin T., Baumeister (auch: Dretsch, Dretzsch, Trötsch, Trösch, Tresch; Auberlin, Auberle, Albrecht). In Stuttgart als Bürgerssohn, allem nach als Sohn des zwischen 1536 und 1540 verstorbenen Hans T., um das Jahr 1510 geboren erscheint Aberlin T. seit 1537 im Dienst des Herzogs Ulrich von Württemberg. Jedenfalls seit 1542 in dem jetzt vom Stadtdecan bewohnten Haus Gymnasiumsstraße Nr. 27 (in unser Frauen Vorstadt) wohnhaft, dürfte er zunächst als ausführender Steinmetzmeister unter der Oberleitung des fürstlichen Baumeisters Martin Vogler von Lienzingen (1536—1549) beschäftigt gewesen sein. Mit dem Regierungsantritt von Herzog Christof im Jahr 1550 erscheint er sodann selber als dessen fürstlicher Baumeister, d. h. als oberster Berather des Herzogs in allen den Architekten berührenden Fragen und Oberleiter aller fürstlichen Bauten landauf landab, so daß nur der ebenfalls Baumeister genannte Oberzimmermeister eine in diesem Specialfach der seinen ähnliche Stellung neben und doch unter ihm hatte. Diesen Posten hat T. noch über den Tod des Herzogs Christof im J. 1568 hinüber bis zu seiner Zurruhe-

setzung 1576, der 1577 oder 1578 sein Tod folgte, inne gehabt; aber ein größeres Werk hatte er unter Herzog Ludwig nicht mehr auszuführen, und wir haben alles Recht ihn den Baumeister des Herzogs Christof zu nennen, in ähnlicher Weise wie nachher Georg Beer der Baumeister Herzog Ludwig's, Heinrich Schickhardt der der Herzoge Friedrich und Johann Friedrich gewesen ist. Baumeister des Herzogs Christof — das will nun einerseits gar viel besagen und eine großartige Arbeitsleistung für den Baumeister in sich einschließen, wenn man die große Baulust dieses Herzogs kennt und namentlich seine förmliche Liebhaberei des Schlösserbauens. Andrerseits ist es aber auch dem Nachruhm des Baumeisters etwas abträglich. Denn Herzog Christof war in Bausachen auch so verständig und selbständig, daß er seinem Baumeister Gedanken geben, Pläne nach seinem Sinn corrigiren mochte, alles bis auf die kleinste Kleinigkeit nach seinem Kopf gemacht haben wollte, sich neben seinem Rath, nach Belieben auch des von andern Sachverständigen, z. B. 1567 vom Jülichschen Baumeister Johann Pasqualin bediente oder seinen Baumeister nach dem Muster von solchem, das er anderswo erfahren oder gesehen und das ihm gefallen hatte, bauen ließ, wie die Küchenkamine (1558) nach dem Muster derer in Schwetzingen, den berühmten Reitschnecken am Stuttgarter Schloß (1558—1560) nach Dillinger Muster. Hierdurch ist es bedingt, daß wir fast nirgends sagen und ausmachen können, das und das an einer Schöpfung aus Christof's Zeit kommt auf des Baumeisters, das und das auf des Herzogs Rechnung.

Zunächst hatte T. die Aufführung des noch als Ruine bedeutenden Herzogs- oder Christofsbaus auf dem Hohentwiel von 1552—1556 persönlich zu leiten. Erst als bei dem 1553 begonnenen Bau des alten Schlosses in Stuttgart der Umbau des früheren als Hauptflügel stehen bleibenden Schlosses in der Hauptsache fertig war und der Bau der neuen 3 Flügel stete persönliche Oberleitung nöthig machte, kehrte T. 1556 — nunmehr in eine Wohnung in der Gegend der Hirschgasse — nach Stuttgart zurück und führte also unter des Herzogs Augen diese hervorragende Schöpfung der deutschen Renaissance durch, die bis 1563 im Außenbau im wesentlichen vollendet war, während die innere Einrichtung noch bis 1570 dauerte und die 3 Thürme noch später erst hinzugefügt wurden. Den bezeichnendsten Theil des Baues, die mit der geschlossenen Wucht im Aeußern so merkwürdig contrastirenden, Leben, Bewegung und Reiz verleihenden Arkadengänge gegen den innern Hof, finden wir am Schloß in Brackenheim ähnlich, und sie haben auch auf die Plassenburg bei Culmbach in die Ferne gewirkt. Auf den Emporenbau der Schloßcapelle wirkte das Vorbild von Torgau, Wittenberg und Annaberg in Sachsen ein.

An sonstigen Schloßbauten u. dgl. unter Herzog Christof ist eine oberleitende Thätigkeit von T. nachgewiesen für Asperg, Weinsberg, Waiblingen, Leonberg, Schorndorf, Tübingen, Neuenbürg (1557), Grafeneck (1559), Schloß Ruck bei Blaubeuren (1563), Kirchheim (Kirchthurm 1564), Neuenstadt, Hohenurach (1565), Böblingen (1568). Die Schlösser in Brackenheim und Göppingen wurden unter seiner Oberleitung von dem Meister Martin Berwart ausgeführt, wie Blasius Berwart längere Zeit der Steinmetzmeister am Stuttgarter Schloß war. Als ein Hauptverdienst von T. ist endlich sein Antheil an der 1568 nach 12jährigen schwierigen Verhandlungen und Berathungen zu Stande gekommenen württembergischen Bauordnung zu nennen. Selbstverständlich hatte er dabei namentlich die bautechnischen und baupolizeilichen Theile zu bearbeiten, hier besonders aber unter stetem persönlichen Eingreifen des Herzogs.

Klemm, Aberlin Tretsch, Herzog Christof's von Württemberg Baumeister, in Janitschek, Repert. für Kunstwiss. 1886, Heft I, S. 28—58 (dort S. 57 f.

auch die früheren Quellen). Nachträge dazu s. Staatsanzeiger f. Württ., bes. Beil. 1887, 232. — Württ. Vierteljh. 1889, 91 ff. A. Klemm.

Treu: In den älteren Theatergeschichten wird gelegentlich ein Theaterprincipal Karl T. genannt, der an verschiedenen Orten, z. B. in Berlin auftaucht, ohne daß es möglich wäre, Genaueres über seine Persönlichkeit zu ermitteln. Weit mehr wissen wir über den Theaterdirector Michael Daniel T., den wir nach dem gegenwärtigen Stand der Forschung für den Begründer des ersten deutschen Hoftheaters anzusehen haben. Dieser T. muß um das Jahr 1634 geboren sein. Urkundlich tritt er uns zuerst im Jahre 1666 entgegen, wo er sich mit der Bitte um Spielerlaubniß an den Magistrat zu Lüneburg wendet. In dieser Eingabe, die durch das beigefügte Verzeichniß seines aus 25 Stücken bestehenden Repertoires ein besonderes Interesse gewinnt, erfahren wir noch, daß er sich einige Jahre am dänischen Hofe aufgehalten hatte und dorthin zurückzukehren gedachte. Statt dessen begab er sich mit seiner Truppe nach München, wo er im Jahre 1669 neunzehn Komödien zur Aufführung brachte, zwölf davon in der Residenz und sieben in dem kurfürstlichen Lustschlosse zu Dachau. Zur gleichen Zeit führte auch die Gemahlin Treu's, Maria Clara Treuin, die Tochter eines ehemaligen Herzog Albrecht'schen Schneiders, auf besonderen Befehl des Kurfürsten Ferdinand Maria in der Stadt ihre „Actiones" auf. Treu's Leistungen müssen dem Kurfürsten behagt haben, da man von Seiten des Hofes den Versuch machte, ihn und seine Gesellschaft an München zu fesseln. Dies geschah in der Weise, daß man die einzelnen Mitglieder beim Hofstaat unterzubringen suchte oder ihnen ein Wartegeld bis zum Freiwerden eines Postens gewährte. T. wurde durch zwei kurfürstliche Decrete vom 17. Juli 1670 und vom 22. April 1671 ein Jahresgehalt von 300 Gulden zugesichert, während die beiden Schauspieler Daniel Conradi und Peter v. Strahlen kleine Posten am Hofe erhielten. Wie man die übrigen Mitglieder der Truppe versorgte, wissen wir nicht. Erst vom Jahre 1681 an vermögen wir eine Besoldung, die für ausschließlich schauspielerische Dienste berechnet wurde, nachzuweisen. Sie wurde an Ursula Margaretha Perner, die am 1. November 1681 nach München als „teutsche Comoediantin" berufen wurde, ausgezahlt. Um in bairische Dienste treten zu können, hatten T. und Peter v. Strahlen katholisch werden müssen. T. beschränkte jedoch seine Thätigkeit nicht auf den Hof, sondern veranstaltete schon im Jahre 1670 Aufführungen für die Bürgerschaft im großen Saale des alten Rathhauses. Anfangs scheint er damit Glück gehabt zu haben, doch ließ der Besuch schon nach einigen Jahren so nach, daß T. das Unternehmen wieder aufgab und nur in den Jahren 1677 und 1696 den Versuch noch einmal aufnahm. Auch am Hofe fand T. und seine Gesellschaft nur kurze Zeit hindurch Beifall, das Interesse schwand mehr und mehr seitdem die Kurfürstin Adelaide von Savoyen eine französische Truppe unter Ph. Millot's Führung engagirt hatte. Nach dem Tode der Kurfürstin im J. 1676 kamen für die deutschen Schauspieler wieder bessere Zeiten. Die französische Truppe wurde entlassen, und während der Jahrzehnte von 1677 bis 1687 finden wir in den Rechnungen des Hofzahlamts zahlreiche Belege für eine häufige Verwendung der deutschen Gesellschaft. Seitdem jedoch wieder italienische Schauspieler am Hofe auftraten, ließ der Antheil des Hofes an Treu's Darbietungen von Jahr zu Jahr merklich ab. Dazu kam noch der Umstand, daß Kurfürst Max Emanuel in Brüssel residirte, und daß dadurch überhaupt die theatralischen Bestrebungen in München ganz in den Hintergrund traten. T. spielte im J. 1696 noch zweimal und im J. 1697 noch dreimal vor dem Kurprinz Joseph Ferdinand. Diese Aufführungen und die bereits erwähnten, im J. 1696 auf dem Rathhaus zu München abgehaltenen sind die letzten, von denen wir noch hören. Schon vor-

her war T. in seinen Einkünften wesentlich beschnitten worden, da die wachsende Finanznoth in Baiern zu größter Sparsamkeit zwang. So kam es, daß er seine letzten Tage im äußersten Elend verbrachte, zumal seine Gattin ihm bereits am 12. September 1690 durch den Tod entrissen war. Er starb am 22. März 1708 und wurde auf dem Friedhof Sanct Petri nächst der Kreuzkirche begraben. — Es ist nicht leicht, noch heute eine genaue Vorstellung über die Bedeutung und die Leistungen Treu's zu gewinnen, da die vorhandenen Quellen dazu nicht ausreichen. Bemerkenswerth erscheint die Thatsache, daß in seiner Truppe auch Schauspielerinnen mitwirkten, was damals in Deutschland noch zu den Ausnahmen gehörte. Sein Repertoire muß ziemlich umfassend gewesen sein. Nach dem von ihm in Lüneburg eingereichten Verzeichniß zu urtheilen, stand er in früheren Jahren ganz unter dem Einflusse der englischen Komödianten. Ueber den Charakter der Münchener Stücke läßt sich wenig sagen, da wir nur die Titel kennen. Immerhin bleibt es interessant, daß auch eine deutsche Komödie von Dr. Faust unter den aufgeführten Stücken erwähnt wird.

Vgl. Karl Theodor Gaedertz, Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Bremen 1888. S. 99—102. — Karl Trautmann, Deutsche Schauspieler am bairischen Hofe (Jahrbuch für Münchener Geschichte. Bamberg 1889. III, S. 300—318.) — Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen. Wien 1892. Fach-Katalog der Abtheilung für deutsches Drama und Theater. Wien 1892. S. 85. XVI, 3. S. 238, LIX, 1—7.

H. A. Lier.

Treu: Daniel Gottlieb T., nennt sich auch Daniele Teofilo Fedele, wie ihn auch Gerber im zweiten Lexikon verzeichnet, der ihn aber weiterhin mit dem Italiener Fedeli verwechselt. T. hat im Mattheson (Ehrenpforte S. 371) eine Selbstbiographie veröffentlicht, die dann Gerber im ersten Lexikon abdruckt. Hiernach war er 1695 in Stuttgart geboren, wo sein Vater Buchdrucker war. Bei einem Gesellen seines Vaters lernte er die Violine spielen und bei dem Vater die Setzerei. Als Kusser (Cousser) nach Stuttgart als Capellmeister kam, nahm sich dieser des talentvollen Knaben an und unterrichtete ihn in der Composition. Bei einer Festlichkeit in Stuttgart ließ er sich als Violinist vor dem Herzoge hören und erhielt von ihm das Reisegeld zu seiner Fahrt nach Italien, dem damals gelobten Lande in der Musik. In Venedig nahm er Unterricht bei Vivaldi und im Contrapunkt bei Antonio Biffi. Nachdem er in der italienischen Sprache sicher geworden war, schrieb er nicht weniger als zwölf Opern, die sich den Beifall der italienischen Sänger durch ihre Gesanglichkeit erwarben, so daß er vom Theater St. Angelo in Venedig als Compositore angestellt wurde. 1725 wurde er von einer italienischen Operntruppe zum Capellmeister gewählt, die in Breslau ihre Vorstellungen gab. Er reiste unverzüglich dahin und schrieb für dieselbe die Opern „Astarto“ 1725, „Coriolano“, „Ulisse e Telemaco“ 1726 und „Don Chisciotte“ 1727. Im letzteren Jahre wurde er nach Prag geladen und diente von da ab verschiedenen böhmischen Grafen. Im Januar 1740 befand er sich zu Hirschberg in Schlesien und wurde vom Grafen Karl von Schaffgotsch als Capellmeister angestellt. Soweit reicht seine Selbstbiographie; damit aber brechen alle Nachrichten über ihn ab, so daß man annehmen muß, daß er in letzterer Stellung bis zu seinem Tode verblieben ist. Nach allem, was er selbst mittheilt, muß er eine Unmasse Compositionen geschaffen haben, da aber nichts davon gedruckt wurde, so sind dieselben wohl durch den steten Wechsel seines Aufenthaltes verzettelt und vernichtet worden; selbst die beiden theoretischen Abhandlungen, die Gerber ausführlich beschreibt, sind verschwunden. Nur in der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet sich ein

Autograph von ihm in einem Sammelbande (Agricola) Nr. 10, wo er unter dem Namen D. T. Fedele mit der Arie „Amor schau, dich zu verwunden", aus der Oper Endimione, für Sopran und drei Instrumente nebst Bassus continuus, sowie der Arie „Was soll ich thun, bekennen oder schweigen", ebendaher, Nr. 11 des Sammelbandes, vertreten ist. Rob. Eitner.

Treuberg: Friedrich Freiherr v. T., königlich bairischer Generallieutenant, am 3. Januar 1775 zu Michelstadt im Odenwalde geboren, trat am 12. October 1790 als Fähnrich der Infanterie in holländische Dienste und nahm in diesen an den Feldzügen der Jahre 1793—1795 Theil, vertauschte sie aber, nachdem er als Oberlieutenant ausgetreten war, mit solchen im kurbairischen Heere, in welchem er am 31. December 1796 durch Kauf eine Stelle des nämlichen Ranges im Regimente Ysenburg (jetzt 2. Infanterieregiment) erwarb. Als Major im 9. Infanterieregimente machte er die Feldzüge von 1805 und von 1809 gegen Oesterreich und den von 1807 gegen Preußen mit. Im russischen Kriege von 1812 war er anfangs Bataillonscommandeur, am 15. September aber wurde er zum Oberst und Commandeur des 9. Linieninfanterieregiments ernannt und entzog dieses, als der Rückzug angetreten ward, entschlossen und geschickt der Gefahr abgeschnitten zu werden, in welche es ohne Treuberg's Verschulden gerathen war. An der Spitze jenes Regiments befand er sich auch während des Feldzuges von 1813/14, welcher ihm daneben Gelegenheit gab, von seiner militärischen Tüchtigkeit auch durch Führung größerer, aus allen Waffengattungen bestehender Truppenabtheilungen Beweise abzulegen. Es geschah namentlich durch die Einnahme des Forts Landskron, welches nach stattgehabter Gegenwehr der französischen Besatzung am 26. December 1813 durch Capitulation von ihm genommen wurde und in einem glücklichen Gefechte, welches er am 10. Januar 1814 zwischen Sainte-Marguérite und Saint-Dié lieferte. Für letztere Waffenthat ward ihm der Militär-Max-Joseph-Orden zugesprochen. Demnächst ward er noch für Auszeichnung im Gefechte von Louisbaines am 13. Februar 1814 im Armeebefehle belobt und nach Friedensschluß erhielt er den preußischen Orden pour le mérite. Am 1. April 1815 zum Generalmajor aufgerückt, befehligte er im Feldzuge von 1815 eine Infanteriebrigade in der Division Beckers, am 21. Mai 1829 wurde er zum Generallieutenant und zum Divisionscommandeur befördert. Als solcher ist er am 30. December 1831 zu Würzburg gestorben. Seit 1842 trägt das Werk X der Festung Germersheim zu Treuberg's Gedächtnisse dessen Namen.

Schrettinger, Der königlich bayerische Militär-Max-Joseph-Orden und seine Mitglieder. München 1882. B. Poten.

Treubluth: Johann Friedrich T., ein seiner Zeit berühmter Orgelbauer, geboren am 29. Mai 1739 zu Weiksdorf in der Oberlausitz, † am 28. April 1821 zu Dresden. Seine Lehrzeit bestand er von 1754—1760 bei dem Orgelbauer Tamitius in Zittau, arbeitete dann als Gehülfe bei Joh. Gottfr. Hildebrand, unter dessen Leitung er 1760 die große Orgel in der Michaeliskirche in Hamburg baute, ging dann nach Dresden zum Vater des Hildebrand, Zacharias, den er zeitweilig vertrat und erhielt nach dessen Tode die Stelle eines Hoforgelbauers. Neben dem Orgelbau beschäftigte er sich auch mit der Verbesserung der Harmonika, die zu seiner Zeit selbst in den Künstlerkreisen eine außergewöhnliche Beachtung fand und selbst als Concertinstrument gebraucht wurde. T. versah dieselbe mit einer Claviatur, wodurch sie leichter spielbar wurde, auch erfand er eine Vorrichtung gegen das Verstimmen der Clavierinstrumente. Näheres über diese Erfindungen theilt das „Neueste gelehrte Dresden" von Kläbe mit (Leipzig 1796). Rob. Eitner.

Treuer: Gottlieb Samuel T., Historiker und Jurist, wurde am 24. December 1683 in Jakobsdorf bei Frankfurt a. O. geboren, wo sein Vater Gottlieb T. das Amt eines Predigers versah; seine Mutter Barbara Sabina war die Tochter eines Predigers Balthasar Lampertus und in erster Ehe an Treuer's Vorgänger in Jakobsdorf, Pastor Höhne, verheirathet gewesen; sie starb am 6. December 1708. Der Vater kam 1687 als Domprediger nach Magdeburg, wo der Sohn zuerst die Schule besuchte, und später (1. Januar 1707) als Oberhofprediger nach Wolfenbüttel, wo er am 29. October 1729 gestorben ist. Im J. 1700 bezog T. die Universität Leipzig, wo er anfangs neben der Weltweisheit Theologie, dann die Rechte studirte. Schon im ersten Jahre seines Studiums wurde er Baccalaureus, 1702 Magister und 1707 Assessor der philosophischen Facultät. Noch in demselben Jahre wurde er als Professor an die Ritterakademie in Wolfenbüttel berufen, wo er Gottesgelehrtheit, Philosophie und Geschichte vortrug und sich durch seine Beredtsamkeit, zumal bei dem Herzoge Anton Ulrich äußerst beliebt machte. Im April 1712 empfahl ihn daher die Wolfenbüttler Regierung der hannoverschen wegen seiner Gelehrsamkeit und seines Lehrtalents zu einer Helmstedter Professur. Im Jahre darauf machte er mit einem jungen Herrn v. Werfebe eine Reise durch Holland und Frankreich, und unterm 20. November 1713 wurde er dann zum Professor in Helmstedt ernannt; Anfang 1714 trat er seine neue Stellung an. Er bekam die Lehrfächer der Moral und der Politik, ersteres an F. A. Hackmann's, letzteres an J. Chr. Böhmer's Stelle. Er mußte hier die Politik nach Aristoteles, außerdem ius naturale et gentium nach Grotius, Pufendorf und Conring und naturam et constitutionem Reipublicae seu imperii Romano Germanici vortragen. 1723 bewarb er sich auch um die Professur der Beredtsamkeit, doch wurde er hiermit abgewiesen, da man fürchtete, daß er sich zu sehr zersplittern würde. Trotzdem erhielt er unterm 1. September 1728 nach Polycarp Leyser's Tode († 7. April 1728) die Professur der Geschichte, wofür er jedoch das Lehrfach des jus publicum abtreten mußte, das zwischen der philosophischen und juristischen Facultät schwankte und ihm schon mit dem Professor jur. Goebel Weiterungen zugezogen hatte. Sein Ruf als Lehrer wie als Gelehrter war so bedeutend, daß ihm 1730 von Halle und von Wittenberg aus ehrenvolle Anerbietungen gemacht wurden. Um ihn in Helmstedt, wo man seine Thätigkeit sehr schätzte, zu halten, wurde ihm jetzt am 29. December 1730 unter Beibehaltung seiner philosophischen Professur auch ein Sitz in der juristischen Facultät gegeben und die professio iuris publici wieder übertragen; am 31. Januar 1731 erhielt er die juristische Doctorwürde und unterm 18. November 1731 den Hofrathstitel. Als bald darauf die Universität Göttingen gegründet wurde, gewann ihn die hannoversche Regierung für die neue Hochschule. Ungern wurde ihm unterm 24. Juli 1734 für Helmstedt der Abschied ertheilt; Michaelis des Jahres traf er in Göttingen ein. Er wurde hier wieder Professor des Staatsrechts, der Moral und der Politik und gehörte als solcher auch wieder der juristischen und philosophischen Facultät an. Nach Professor Brunnquell's Tode († am 21. Mai 1735) leitete er die Angelegenheiten der Universität als königlicher Commissar. Bei der feierlichen Eröffnung der Hochschule im J. 1737 war er Decan der philosophischen Facultät, deren Statuten von ihm entworfen waren. Die erste Disputation, die in Göttingen gehalten wurde, geschah unter seinem Vorsitze. Er wirkte als beliebter Lehrer bis zu seinem Tode, der am 25. Februar 1743 erfolgte; in der Universitätskirche wurde er beerdigt. Es hieß, daß mit ihm die „hohe Schule einer ihrer größten Zierden beraubt worden sei". Geßner hielt ihm eine Gedächtnißrede. Wie seine Gelehrsamkeit, so wurde auch sein Charakter und seine Lebensführung gerühmt, sein munteres, freundliches, leutseliges Wesen. Letzteres

kam auch in dem Spruche Seneca's zum Ausdrucke, den er als Stammbuchvers einzuschreiben liebte: Hoc ante omnia fac, disce gaudere. Er war Mitglied der Berliner Societät der Wissenschaften und der Göttinger Deutschen Gesellschaft. Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist sehr vielseitig, die Zahl seiner Schriften, die sich in den Göttinger Zeitungen von gelehrten Sachen, 1743, S. 180—84 und an den unten angegebenen Stellen verzeichnet finden, sehr bedeutend. Sie behandeln verschiedene Gebiete der Jurisprudenz und der Geschichte, aber auch Philosophie und Theologie; ein großer Theil sind Gelegenheitsschriften. Bleibenden Werth hat vor allem seine gründliche, aber schwerfällige „Geschlechts-Historie der von Münchhausen" (Göttingen 1741) behauptet. Von seinem „Thesaurus antiquitatum Germanicarum", an dem er lange Jahre mit großem Fleiße gesammelt hatte, stand bei seinem Tode die Drucklegung des ersten Bandes bevor; sie ist in der Folge nun ganz unterblieben. Schon 1730 hatte er durch die „Delineatio Thesauri ant. Germ." auf das Werk hingewiesen. Wie er erst in Helmstedt von 1722—1728 15 Semester hindurch „Annales Academiae Juliae" herausgegeben hatte, so hat er später von 1741 bis zu seinem Tode auch die „Göttinger Gelehrten Zeitungen" redigirt. — Verheirathet war T. seit 1715 mit Sophie Luise Griesebach, einer Tochter des Amtmanns Paul Heinrich Griesebach in Friedland. Ihn überlebten zwei Söhne und eine Tochter, die wenige Wochen nach des Vaters Tode gestorben ist.

Vgl. Gesneri biographia acad. Gotting. Vol. I, S. 93—113. — Schmersahl, Nachrichten von jüngstverstorb. Gelehrten II, 703—33, wo sich auch die ältere Litteratur über ihn verzeichnet findet. — Pütter, Vers. e. akad. Gel.-Geschichte Gött. I, 47 ff. — (Hollmann), Fragment e. Gesch. d. Univers. Gött. (Gött. 1787.) — Rößler, Gründung d. Univers. Gött. (Gött. 1855.) — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Treuer: Wilhelm T. (das seinem Taufnamen vorgesetzte „M" bedeutet: Magister), theologischer und schönwissenschaftlicher Schriftsteller, wurde am 11. Februar 1632 zu Beskow geboren, wo sein Vater Bürgermeister war; seine Stammväter mütterlicherseits aber waren die Spangenberge, Johann und Cyriacus. Im J. 1652 wurde er zum Subconrector und 1653 zum Subrector des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster, 1660 zum Diakonus in Beskow ernannt, 1672 aber nach Frankfurt a. O. zum Prediger an der Unterkirche und 1673 als solcher an die Oberkirche berufen, bei welcher er 1676 in das Archidiakonat einrückte und in welchem Amte er am 20. März 1711, im 80. Jahre seines Lebens starb. Nach Wetzel, Historische Lebensbeschreibung der berühmten Liederdichter. Herrnstadt 1724. Th. III, S. 311 war er auch ein „gekröner teutscher Poet, genannt Kaiserlob". Sein Bildniß hängt zu Frankfurt a. O. in der Oberkirche unweit des Hochaltars. Unter seinen Schriften, deren größte Zahl Abdankungen und Leichenpredigten sind und in der Bibliothek des grauen Klosters zu Berlin sich befinden, ist für die Geschichte der deutschen Litteratur und speciell für deren Sprüchwörterkunde bemerkenswerth sein „Deutscher Dädalus", ein poetisches Lexikon mit einer Vorrede von August Buchner. Franckf. a. O. 1660, 2 Bände, und Berlin 1675 (in München), von welchem schon E. Neumeister, De Poët. germ., p. 106 mit Recht sagt: „caute quidem et cum judicio versandum". Das Buch soll nämlich dem deutschen Poeten aus der Noth helfen, wenn ihm die Gedanken sowohl als auch die Worte fehlen. Darum sind die Wörter, die in einem Gedichte etwa vorkommen mögen, zum Nachschlagen alphabetisch geordnet und bei den Substantiven die wichtigsten Epitheta beigefügt, z. B. daß der Aal „der schlüpferige, gleichgeschlangte, schlangengleiche, walzige, glatte, schuppenlose, schlüpferig-schnelle" und mit anderen

Beiwörtern poetisch bezeichnet werden könne. Dann folgen bei jedem Artikel, um dem Poeten auch Gedanken an die Hand zu geben, Beispiele aus den Werken Opitz's und den damals beliebten Opitzianern. Aehnliche Hülfsmittel erschienen um dieselbe Zeit von Gottfr. v. Peschwitz, Jüngsterbauter Hochteutscher Parnaß. Jena 1663, und besonders G. Ph. Harsdörffer's Poetischer Trichter. 3 Bände. Nürnberg 1648—1653. So werthlos allerdings Treuer's Dädalus an und für sich ist, so werthvoll und reich ist er an seltenen und anderer Orten selten vorkommenden Sprüchwörtern, sprüchwörtlichen Redensarten und Vergleichungen.

Küster, Altes und Neues. Berlin, Thl. I, S. 962. — M. Dieterich, Berlinische Kloster- und Schul-Historie. Berlin 1732, 8°, S. 330. — Jöcher. J. Franck.

Treumann: Karl T., Schauspieler, wurde in Hamburg am 27. Juli 1823 als Sohn eines Cassencontroleurs am dortigen Stadttheater geboren. Vom Vater für die Erlernung eines Handwerks ausersehen, trat er bei einem Hamburger Buchdrucker in die Lehre und wurde Setzer. Erst nach dem Tode seines Vaters im J. 1841 machte er sich auf und davon, um auf der Bühne sein Glück zu versuchen. Er ging nach Pesth, wo zwei seiner Brüder, Gustav und Franz, engagirt waren, und fand hier am deutschen Theater ein höchst bescheidenes Unterkommen. Als man aber von Hamburg aus auf ihn fahndete, um ihn unter die Soldaten zu stecken, nahm er den Namen Fels an und ließ sich von dem Director Nötzl für Hermannstadt engagiren. Nachdem er mit Nötzl's Truppe im Süden Ungarns herumgezogen war und eine Zeit lang auch bei Kreibig's Truppe in Arad thätig gewesen war, kam er nach Pesth zurück, wo er im J. 1845 unter der Direction Forst's in komischen Opernpartien, im Lustspiel und in der Posse mit günstigem Erfolge auftrat, ohne im besonderen Maße das Publicum zu fesseln. Das änderte sich erst, als er im J. 1847 nach Wien an das Theater an der Wien kam, wo er wegen seiner Vielseitigkeit in den verschiedensten Rollen beschäftigt wurde und sich die Gunst des Publicums binnen kurzer Zeit gewann. Nachdem er ehrenvolle Engagementsanträge von den Hoftheatern in Berlin, Dresden, München und Stuttgart abgelehnt hatte, trat er am 1. September 1852 an das Carltheater über, wo er neben Nestroy und später unter Nestroy's Direction neben Scholz der Liebling der Wiener war, namentlich seitdem er sich auf die Operetten Offenbach's verlegt hatte, von denen er eine große Anzahl für die deutsche Bühne einrichtete und mit deutschen Texten versah. Am 1. November 1860 übernahm er die Leitung des Nestroy'schen Ensembles und errichtete gleichzeitig das Quai-Theater auf dem Franz Josephs-Quai. Nachdem indessen dieses Theater bereits am 9. Juni 1863 ein Raub der Flammen geworden war, pachtete er nunmehr selbst das Carl-Theater, trat aber bereits im Kriegsjahre 1866 von seiner Leitung zurück, da er sich nicht mehr wohl fühlte. Er hatte sich ein stattliches Vermögen erworben, wozu namentlich auch seine häufigen Gastspiele viel beigetragen hatten, und überließ sich jetzt dem Wohlleben, das seine Gesundheit mehr und mehr untergrub. Er starb in seiner Villa in Baden bei Wien am 18. April 1877 infolge eines plötzlichen Schlagflusses. — T. war nach dem Urtheil Wurzbach's „kein Komiker im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern ein Chargenspieler, Verkleidungskünstler und in dieser Richtung einzig in seiner Art". Er wird in der Geschichte der Wiener Volksposse immer einen hervorragenden Platz behaupten, da er „als der universellste komische Charakter der Wiener Bühne" angesehen werden muß. Eine seiner Specialitäten war die Pflege des Couplets, das er in Wien recht eigentlich erst zur Geltung und allgemeinen Anerkennung brachte. T. hat sich auch als Bühnendichter versucht. Außer den Bearbeitungen von Offenbach

schrieb er den Text zu dem Ausstattungsstück: „Die Reise um die Erde“ und zu der Operette „Methusalem“ von Strauß, sowie das Stück „Der Courier des Czaren“, das erst nach seinem Tode am Carl-Theater gegeben wurde. Ein Theil seiner Bühnenstücke ist in der bei L. Rosner in Wien seit dem Jahre 1872 erschienenen Sammlung: „Neues Wiener Theater“ abgedruckt.

Vgl. Wurzbach XLVII, 172—178. H. A. Lier.

Treutler: Hieronymus T., geboren am 14. Februar 1565, † am 9. December 1607, berühmter Rechtslehrer, stammte aus Schweidnitz in Schlesien und war der Sohn eines unbemittelten Schneiders. Er studirte in Straßburg Philologie und Jurisprudenz. Er brachte einen Geist von scharfer Reflexionsgabe und methodischem Ordnungssinn zu den Studien mit und wurde schon in jungen Jahren ein einflußreicher Lehrer und Verbreiter der Ramistischen Dialektik, sowohl im Gebiete der Rhetorik selbst wie auch der Jurisprudenz. Sein schlesischer Landsmann Nic. Reusner, den er als seinen Straßburger Lehrer preist, führte ihn in diese Richtung zur methodischen Darstellung ein, die die Jurisprudenz aus den Fesseln der Scholastik befreite. Er entwickelte früh eine große Productivität. Seine ersten litterarischen Erzeugnisse fielen der Sitte gemäß in das Gebiet der lateinischen Poesie, es sind die im October 1585 und Januar 1586 in den feierlichen Versammlungen der Universität von ihm als Student vorgetragenen Dichtungen über die „Strenae magorum“ und die „Sacrosancti angeli“ (Argent. 1585, 1586). Er begegnete sich dabei mit seinem oberschlesischen Landsmann Salomon Frenzel, den bereits der Dichterlorbeer schmückte. Ihn lockte der letztere indeß nicht, obwohl einige weitere Gedichte in Gruter's Deliciae poetarum Germanorum VI, 379 ff. von seiner poetischen Kunst Zeugniß ablegen. Nachdem er die Magisterwürde erlangt hatte, nahm er 1588 eine Lehrerstelle an dem mit der Universität verbundenen Pädagogium in Marburg an. Rector desselben war wieder ein schlesischer Landsmann, Johannes Ferinarius, einer der späteren Schüler Melanchthon's, wegen seiner calvinistischen Neigungen viel im Leben herumgeworfen, in Marburg endlich im ruhigen Hafen gelandet. T. trat ihm alsbald nahe und führte noch 1588 seine Tochter Magdalena heim. Er erhielt im nächsten Jahre die Professur der Rhetorik an dem aufblühenden akademischen Gymnasium in Herborn und verfaßte zum Eintritt in dieselbe eine kurze Uebersicht der Ramistischen Dialektik, die eine Reihe von Auflagen erlebte („Rudimenta dialecticae P. Rami breviter collecta“, zuerst Herborn 1589). Nach dem Hefte eines seiner dortigen Schüler wurde später ohne sein Wissen seine „Isagoge sive thesaurus eloquentiae“ (Lich. 1602) gedruckt. Großmüthig widmeten dem bereits in der Ferne weilenden Verfasser die Buchhändler Kezel und Nebenius sein Werk. Wie er in Herborn die Rhetorik pflegte, bekunden ferner das „Exercitium eloquentiae de studio literarum, quatenus futuro principi sit tum necessarium tum utile“ (Marp. 1591), das fünf von seinen vornehmsten Schülern vorgetragene Reden enthält. In gleicher Eigenschaft als Professor der Rhetorik und Nachfolger des in die juristische Facultät übertretenden Phil. Matthaeus an die Universität Marburg berufen, eröffnete er hier seine Thätigkeit am 30. Mai 1591 mit einer Rede „De eloquentiae laudibus“ (Marp. 1592). Ein schönes Denkmal seiner Dankbarkeit gegen das hessische Fürstenhaus ist seine Rede auf den am 25. August 1592 verstorbenen Landgrafen Wilhelm, der im Druck (Marp. 1592) noch eine „Oratio de origine, fine et usu strenarum“ angehängt ist. Schon am 29. Januar 1590 war er in Marburg von Nic. Vigelius zum Dr. jur. utr. promovirt worden und fing nun, obwohl nicht der juristischen Facultät angehörig, an privatim über Civilrecht zu lesen und namentlich Disputationsübungen darüber abzuhalten. Hierbei hatte er solchen Erfolg, daß er schon 1592 und 1593 je einen Band „Selectae dis-

putationes ad jus civile Justinianeum quinquaginta libris pandectarum comprehensum" herausgeben konnte, die zusammen 69 solcher Disputationen enthalten. Die Namen der Respondenten sind angegeben. Stintzing weist in der Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft (I, 136, 466) ausführlicher nach, wie damals gerade in Marburg sich die Collegien zu Disputationsübungen entwickelten, und welche Bedeutung die Treutler'sche Sammlung erlangte. T. ließ nicht mehr über die Quellentexte selbst, sondern über Lehrsätze, die er so zusammengestellt hatte, daß sie in ihrer Anordnung wesentlich der Reihenfolge der Pandektentitel entsprachen, seine Schüler disputiren. Indem die Lehrsätze sich systematisch aneinander knüpften und somit die Lehre der Pandekten als ein Ganzes zur Darstellung brachten, dazu in den Anmerkungen Erläuterungen, Belegstellen, Controversen und Litteraturnachweise gegeben wurden, gestaltete sich die Sammlung zu einem Compendium der Pandekten, dessen Vorzug in der planmäßigen Anlage, dem kurz gefaßten Texte und dem in den Anmerkungen gegebenen Beweismaterial bestand. Ein eigenes System bot T. in der Sammlung nicht, sie war aber als Lehrbuch so brauchbar, daß sie fast ein Jahrhundert lang (noch 1688) neu aufgelegt wurde und den Anstoß zu einer eigenen commentirenden Litteratur gab. Es war ein glücklicher Griff eines jungen Mannes, der eine neue Lehrrichtung mit Geist und Kraft erfaßt hatte. Um so auffallender erscheint es, daß T. schon am 1. Januar 1594 nicht nur aus Marburg, sondern auch aus dem Lehramte schied, um einem Rufe als Syndikus der Stadt Bautzen in der Oberlausitz zu folgen. Wahrscheinlich hängt sein Weggang mit dem Aergerniß zusammen, das Nic. Vigelius, der ihn vor wenig Jahren promovirt hatte, durch sein 1593 gegen die neue Richtung in der Marburger Facultät losgelassenes Pamphlet Examen jurisconsultorum, o. O. (s. Stintzing 440, ein Exemplar auch in Breslau) veranlaßte, wenn dasselbe T. auch nicht persönlich nennt. Auch im praktischen Dienst zeigte er sich vortrefflich; wurde am 22. Aug. 1595 von Kaiser Rudolf zum ersten Kammerprocurator der Oberlausitz, später auch der Niederlausitz ernannt, wurde kaiserlicher Rath und erlangte den Adel mit dem Prädicat „von Kroschwitz" (nach Schimon, der Adel von Böhmen &c. datirt das Diplom für ihn und seinen Vetter erst vom 30. Juli 1603, doch erscheint Stanislaus T. von Kroschwitz schon in den Gedichten auf den Tod seines Sohnes, † am 22. November 1602, mit diesem Adelstitel). Der ihm von den Lausitzern gemachte Vorwurf, er habe sich nicht gerade als Freund der Städte bewiesen, ist begreiflich, da er als Kammerprocurator eben fiscalische Interessen zu vertreten hatte. Er starb schon im 43. Lebensjahre zu Bautzen. am 9. December 1607. Die Grabschrift, die er sich selbst entworfen hat, zeugt von lebendigem Gottesglauben. Seine Gattin folgte ihm schon am 1. Juni 1608 nach. Zwei Söhne und eine Tochter betrauerten die früh gestorbenen Eltern. — Von T. erschienen nach seinem Weggange aus Marburg bei Lebzeiten nur noch „Analecta librorum IV Institutionum methodo Ramea conscripta" (Marp. oder Francof. 1597 und 1601, Stintzing hat irrthümlich 1577). Nach seinem Tode wurden noch gedruckt „Annotationes aureae in jurisprudentiam Romanam Herm. Vulteji" (Cass. 1612) und „Processus judiciarius s. ad lib. II jurisprudentiae Herm. Vulteji Notae" (Francof. 1615). Seine „Consilia" gab mit denen seines Nachfolgers im Bautzener Syndikat, Andreas Schöps, Joh. Bütner (Francof. 1625) heraus. Diese Schriften sind von untergeordnetem Werth und nur auf seinen berühmten Namen hin aus Speculation gedruckt. Mit Witz charakterisirt ihn und seine Thätigkeit Joh. Cunradi in der Silesia togata in dem Distichon:

Disputo jus, logicam meditor, metra culta figuro
Et fiscum tueor, Dive Rudolphe, tuum.

Außer den Werken, die in Breslau zahlreich vorliegen, und Stintzing a. a. O. vgl. G. F. Otto, Lexikon der oberlausitzischen Schriftsteller und die dort angegebene Litteratur, ferner Mart. Hanke, Vitae Silesiorum eruditorum, Hdschr. der Bresl. Stadtbibliothek. — Catalogus . . . scholae Marpurgensis.

Markgraf.

Treviranus: Ludwig Georg T., reformirter Theologe, ausgezeichnet als Prediger und ascetischer Schriftsteller, geboren zu Speier am 6. Januar 1676, † zu Bremen am 16. Juli 1757. Nach Vollendung seiner Studien, denen er in Heidelberg oblag, wurde er im J. 1698 fürstlich anhalt-bernburgischer Hofprediger auf dem Schloß Schaumburg an der Lahn, unweit der Stadt Dietz gelegen. Drei Jahre später wurde er zum Pfarrer in die Stadt Nassau berufen, von wo er aber schon 1704 wieder ins Schaumburgische, als Prediger von Holzappel, zurückkehrte, da er bei der dasigen Herrschaft in hohem Ansehen stand. Doch folgte er 1708 dem unerwarteten Rufe an die St. Pauli-Kirche und Gemeinde nach Bremen, wo er der Stammvater eines in der Geschichte dieses kleinen Freistaates berühmt gewordenen Geschlechts geworden ist. In Bremen hatte T. einen ungemeinen Zulauf bei seinen Predigten. Nicht geringeren Eifer legte er durch die katechetische Unterweisung der Jugend an den Tag. Er führte einen eigentlichen Confirmandenunterricht und die Confirmation selbst, unter mancherlei Widerstand, zuerst hier ein. Auch trieb er fleißig die Privatseelsorge. Von Herzen der orthodoxen reformirten Lehre ergeben, hatte der immer mehr um sich greifende Pietismus einen nachhaltigen Einfluß auf ihn gewonnen. Obschon abhold aller Streitlust, fand er sich doch in einen heftigen Conflict verwickelt durch seine 1720 herausgegebene Predigt über Röm. 8, 34, betitelt: „Ruhm der Gläubigen in dem Tode Jesu gegen alle Verdammniß“, worin er die Lehre der reformirten Kirche, daß Christus allein für die Auserwählten gestorben sei, klar und bündig als eine Lehre, wie sie auch Luther und die anderen Reformatoren getrieben, in völlig irenischer Weise behandelte. Der Domprediger und lutherische Superintendent Dr. theol. Gerhard Meyer in Bremen hatte nämlich in seinen öffentlichen Katechisationen besagte Lehre seit einiger Zeit in ganz ungeeigneter Weise angegriffen. Die reformirten Prediger waren auf diese Weise gezwungen, in ihren Predigten ein Zeugniß dagegen abzulegen. Meyer verschärfte nun seine Angriffe gegen T. Dessen „Ruhm der Gläubigen“ setzte er einen „Wahren Ruhm aus dem Evangelio von der allgemeinen Gnade Gottes, daß Christus für alle Menschen gestorben sei“ entgegen. Auch erhoben sich noch andere als Gegner von T. Der später nicht unbedeutende lutherische Theologe, damals noch ein Gymnasiast in Hamburg, Esdra Heinrich Edzardus, sowie der Pastor Erdmann Neumeister daselbst, ja sogar ein Römischer schrieben wider ihn. Da gab denn T. endlich im J. 1726 eine „Unumgängliche Vertheidigung“ seiner Predigt über Röm. 8, 34 heraus, um, wie er am Schlusse schreibt, seine Feder in diesem Streite nie wieder anzugreifen. Auf diese Weise erreichte denn, zumal Dr. Meyer selbst inzwischen gestorben war, diese Angelegenheit ihr Ende.

Von den nicht zahlreichen Schriften Treviranus' sind die bekanntesten seine unter der Aufschrift „Die Wahrheit in Jesu“ erschienene Evangelien-Postille, sowie „Die rechte Gestalt Christi in seinen Gliedern“. Einer großen Beliebtheit haben sich auch noch lange Zeit in reformirten Kreisen erfreut: „Der Beruf und verschiedene Lagerplätze des Erzvaters Abraham“; „Die heiligen Wunderwege Gottes. 14 Betrachtungen“; „Die goldene Kette der Seligkeit“. Außerdem sind noch einige Gelegenheitsschriften von ihm erschienen.

J. Fr. Iken, Gesch. der St. Pauli-Kirche u. Gemeinde. Bremen 1882.

— H. W. Rotermund, Lexicon aller Gelehrten, die s. d. Ref. in Bremen gelebt II. — Derselbe, Gesch. der Domkirche zu Bremen. Cuno.

Treviranus: Gottfried Reinhold T., Physiolog und Naturforscher, wurde als Sohn des 1806 verstorbenen Notars Joachim Johann Jakob T., dessen Vorfahren aus Trier stammten (daher der Name), sowie als das älteste von 11 Geschwistern und Bruder des später berühmt gewordenen Botanikers Ludwig Christian T. am 4. Februar 1776 in Bremen geboren. Schon als Kind beschäftigte er sich viel mit physikalischen Experimenten. Nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt bezog er zum Studium der Medicin und Mathematik 1793 die Göttinger Universität, wo er bereits als Student eine Abhandlung „Ueber Nervenkraft und deren Wirkungsart" (in Reil's Archiv) veröffentlichte (wiederabgedruckt in Treviranus' physiologischen Fragmenten 1797) und am 24. September 1796 mit der „De emendanda physiologia" betitelten Inauguralabhandlung die Doctorwürde erlangte. Darauf ließ er sich, einem Wunsche seines Vaters zufolge, in Bremen nieder, wo er ein Jahr später zum Professor der Mathematik und Medicin an dem damals noch bestehenden „gymnasium illustre" ernannt wurde. Als solcher hatte er auch abwechselnd mit den beiden anderen Professoren der Medicin den ärztlichen Dienst am Bremer Stadtkrankenhause zu versehen, ein Amt, das indessen mit dem Beginn der französischen Invasion aufhörte. T., der am 16. Februar 1837 zu Bremen starb, hat bis auf wenige, durch wissenschaftliche Reisen hervorgerufene Unterbrechungen sein ganzes Leben lang ausschließlich in seiner Vaterstadt zugebracht und hier eine vielseitige gelehrte und schriftstellerische Thätigkeit entfaltet. Letztere kam besonders der biologischen Wissenschaft zu gute. Er publicirte: „Biologie oder die Philosophie der lebenden Natur für Naturforscher und Aerzte" (6 Bde., Göttingen 1802—22), das Werk seines Lebens, in dem er die Summe seiner Forschungen niedergelegt hat, sowie das gleichbedeutende Werk, betitelt: „Die Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens" (2 Bde., Bremen 1831 bis 33). T. war unter den Ersten (seit 1816), die vom Mikroscop in umfassender Weise besonders zu histologischen Studien Gebrauch machten und den Werth der Induction und des Experiments für Forschungen auf dem Gebiete der Heilkunde betonten. Seine übrigen Arbeiten betreffen theils mathematische Themata, theils Gegenstände der praktischen Medicin. Letztere, im ganzen kaum die Zahl von einem halben Dutzend überschreitend, sind von geringer Bedeutung. Ein Verzeichniß derselben liefert die im Biogr. Lex. VI, 5 angegebene Quelle. Pagel.

Treviranus: Ludolph Christian T., Botaniker, geboren zu Bremen am 18. September 1779, † zu Bonn am 6. Mai 1864, ein jüngerer Bruder des 1837 gestorbenen Biologen und Physiologen Gottfried Reinhold T., genoß seinen ersten Unterricht auf dem reformirten Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog, nachdem er noch einen zweijährigen Cursus auf dem damals in Bremen bestehenden Lyceum durchgemacht, Ostern 1798 die Universität Jena, um Medicin zu studiren. Hier waren der Botaniker Batsch, der Chemiker Göttling, der Anatom Loder, die Aerzte Stark und Suckow seine fachwissenschaftlichen Lehrer, neben welchen er noch bei Fichte und Schelling Philosophie hörte. Nach seiner im October 1801 erfolgten Promotion zum Dr. med. auf Grund einer Dissertation: „De Magnetismo animali", kehrte er nach Bremen zurück und widmete sich der ärztlichen Praxis, setzte aber daneben eifrig seine botanischen Studien fort, die er schon als Gymnasiast, angeregt durch seinen Lehrer Mertens, begonnen hatte und für welche er nun in seinem Bruder Reinhold, sowie in Männern, wie dem Astronomen Olbers, den Aerzten und Botanikern Albers und Roth, dem Algologen Mertens und jüngeren Naturforschern, wie Norwich,

Trentepohl und Rhode gleichstrebende Theilnehmer fand. T. begann seine botanischen Arbeiten mit einer Abhandlung: „Ueber den Bau der kryptogamischen Wassergewächse", abgedruckt in Weber und Mohr's Beiträgen zur Naturkunde I, 1805, worin zum ersten Male die Wirkungen chemischer Agentien auf pflanzliche Gebilde erwähnt werden. Näher trat er dann dem phytotomischen und physiologischen Gebiete in einer alsbald folgenden Abhandlung: „Vom inwendigen Bau der Gewächse und von der Saftbewegung in denselben" (1806), welcher die Göttinger Societät der Wissenschaften, die das Thema als Preisaufgabe gestellt hatte, das Accessit zuerkannte, während der Hauptpreis zwischen seinen Mitbewerbern Rudolphi und Link getheilt wurde. Anfang 1807 wurde T. dritter Professor der Medicin am Lyceum in Bremen, womit zugleich die Verpflichtung der Krankenbehandlung im Hospital verbunden war und folgte 1812, als Nachfolger Link's, einem Rufe nach Rostock als Professor der Naturgeschichte. Hier weilte er etwas mehr als vier Jahre unter für ihn angenehmen Verhältnissen, die ihm gestatteten, den größten Theil seiner Zeit botanischen Studien zu widmen, obgleich er neben seiner Professur seine medicinische Praxis beibehielt. 1816 ging er, nachdem er eine Berufung nach Hamburg abgelehnt, nach Breslau, woselbst durch Link's Versetzung nach Berlin der Lehrstuhl für Botanik und die Direction des botanischen Gartens frei geworden waren. Vierzehn Jahre hindurch wirkte T. in der schlesischen Hauptstadt, seinem Lehrberuf und seinen wissenschaftlichen Arbeiten in fruchtbarer Thätigkeit hingegeben, während er nebenbei eifrig auf die Verbesserung des botanischen Gartens bedacht war, der unter seiner Leitung in voller Ausdehnung angebaut wurde. Dabei stand ihm Göppert, zuerst sein Zuhörer, dann als Privatdocent und Conservator sein College, in inniger Freundschaft verbunden zur Seite. Auch mit andern Amtsgenossen, mit J. G. Schneider (Saxo), mit dem Anatomen Otto, dem Mathematiker und Astronomen Brandes, dem Mineralogen Glocker, mit Steffens und dem Professor der Landwirthschaft Heide stand er, nachdem er, bereits im vorgerückteren Alter sich einen Hausstand gegründet, in den angenehmsten Beziehungen. In den letzten Jahren trübte sich sein Verhältniß einerseits im Verkehr mit seinen Collegen vom akademischen Senat und zu den Studenten, die ihm, in seiner Eigenschaft als Rector, sein strenges Vorgehen gegen das Burschenwesen verübelten, andrerseits in seiner Stellung als Vorgesetzter des Obergärtners, den er schließlich sogar verklagen mußte. Es kam ihm daher nicht ungelegen, als er Ende 1829 seitens des Ministers Altenstein die Aufforderung erhielt, mit C. G. D. Nees v. Esenbeck in Bonn (s. A. D. B. XXIII, 368) in der Professur zu tauschen. So zog denn T. im März 1830 in Bonn ein, woselbst er über 30 Jahre, bis an sein Lebensende wirkte. Leider verflossen auch hier die ersten Jahre nicht ohne Mißhelligkeiten. Vor allem war sein Streben, die unklaren Beziehungen in der Stellung der Gartenbeamten zum vorgesetzten Director zu ordnen, die Veranlassung zu schweren Aergernissen, welche ihn, da sie auch durch ministerielle Entscheidung nicht beigelegt werden konnten, zuletzt dazu führten, sich von der Leitung des botanischen Gartens ganz zurückzuziehen und auf seine Professur zu beschränken. Seine Ansichten über die Bestimmung eines botanischen Gartens und über die Grundsätze, nach welchen er, als zunächst für den Unterricht und die wissenschaftliche Forschung bestimmt, zu leiten sei, hatte er später in einer besonderen Schrift bekannt gegeben: „Bemerkungen über die Führung von botan. Gärten, welche zum öffentlichen Unterrichte bestimmt sind" (1848). Im übrigen verlief Treviranus' Leben in der stillen Weise eines Gelehrtenlebens. Neben der Ausübung seiner amtlichen Pflichten nur seiner Wissenschaft lebend, verwendete T. seine Hauptarbeitskraft auf die Herausgabe seines größeren Werkes: „Physiologie der Gewächse",

das in 2 Bänden 1835 u. 38 erschien. Ferienreisen nach Oberitalien, Frankreich, Belgien, Holland, England, Schottland, nach Tirol und der Schweiz, dienten zur Erholung und Belehrung. Die Jubelfeiern anläßlich seines fünfzigjährigen Doctorats und Professorats brachten durch ehrenvolle Anerkennung seiner Thätigkeit eine wohlthuende Abwechslung in das streng zurückgezogene Leben des Forschers, der, obwol von schwächlicher Constitution, es doch durch eine bis zur Pedanterie getriebene Regelmäßigkeit seiner Lebensführung bis zu einem Alter von 85 Jahren brachte. Am 6. Mai 1864 verschied er; 14 Tage nach ihm seine treue Lebensgefährtin, mit welcher er in kinderloser, aber sehr glücklicher Ehe lebte. T. war ein eigenartiger Charakter. Bei kindlicher Weichheit und Güte des Herzens, starr eigensinnig festhaltend an dem, was er für Recht erkannte, unerschütterlich in seinen Ueberzeugungen, rechtschaffen und wahr bis zur Schroffheit, dabei von tief religiösem Gemüth, das freilich sich nach außen hin wenig zu erkennen gab. Ein so gearteteter Charakter fesselt nur selten die große Menge. Der kleine Kreis aber, der T. näher gestanden, ist nach dem Urtheil der Zeitgenossen ihm treu ergeben geblieben.

Das Hauptverdienst, welches sich T. um die Fortschritte der Botanik erworben hat, liegt in seinen phytotomischen und physiologischen Arbeiten. In erster Linie war es die oben erwähnte Preisschrift, welche, obwol nur mit dem Nebenpreise bedacht, dennoch inbezug auf die sich darin aussprechende unbefangene Beobachtung der Thatsachen und deren richtige Deutung zweifellos den Vorzug vor den Schriften seiner Concurrenten Rudolphi und Link verdient. An Umfang steht sie hinter diesen beiden freilich zurück und auch die Form der Darstellung ist weniger gewandt. Aber neben den viel besseren Abbildungen, welche sie enthält, sind es besonders die entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkte, auf welche T. entschiedener, als seine Mitbewerber Werth legte und welche ihn in einigen wesentlichen Fragen der Phytotomie zu Ansichten führten, die grundlegend für die Theorie vom Pflanzengewebe geworden sind. Er entdeckte zuerst die Intercellularräume, die er freilich irrthümlich für Wege des Saftlaufes hielt und machte Beobachtungen über die Zusammensetzung des Holzes und die Natur der Gefäße so gut und richtig, wie bei dem damaligen Zustande der Mikroskope billig nur zu erwarten war; kurz es finden sich in der Schrift schon die ersten bestimmten Andeutungen einer Theorie vom Dickenwachsthum der Zellwände, wie sie später durch Hugo v. Mohl's Arbeiten endgültig ausgebildet wurde. Trevianus' Arbeit blieb nicht ohne Anfechtung. Auf die von Mirbel 1808 in einem offenen Briefe gegen ihn gerichtete Polemik antwortete T. in einem Aufsatze, der in seinen „Beiträgen zur Pflanzenphysiologie" 1811 enthalten ist und die streitigen Punkte auf Grund neuer Beobachtungen wieder aufnahm. Auch diese kleine Schrift war recht verdienstvoll dadurch namentlich, daß sie einen guten Beitrag zur Kenntniß der getüpfelten Gefäße lieferte. Weniger glücklich waren die Erfolge seiner Studien über die Entwicklungsgeschichte des Embryos, womit sich T. wiederholt beschäftigte und deren Resultate er in einer Abhandlung 1815 niederlegte: „Von der Entwicklung des Embryo und seiner Umhüllung im Pflanzenei". Hier blieb er in seiner Erklärung an der Schwelle jener Vorgänge stehen, deren Enträthselung noch zu seinen Lebzeiten den Ausbau der Lehre von dem Befruchtungsact und der Samenbildung herbeiführte. Es verdient jedoch erwähnt zu werden, daß er, als entschiedener Anhänger der Sexualtheorie die Gründe seiner Gegner, namentlich Schelver's und Henschel's in einer besonderen Schrift: „Die Lehre von dem Geschlecht der Pflanzen in Bezug auf die neuesten Angriffe erwogen" 1822 widerlegte. Den Schatz seiner Erfahrungen auf dem Gebiete der Pflanzenphysiologie und Phytotomie legte T. in seinem zweibändigen Werke: „Physiologie der Gewächse"

nieder, erschienen 1835—38. Nirgends mehr, als in diesem Werke tritt die außergewöhnliche Gelehrsamkeit von T. und jene Eigenart seiner Forschung zu Tage, möglichst weit zurückzugreifen auf das, was die Vorfahren geleistet, so daß das Buch durch die reichhaltigen Litteraturangaben auch heute noch seinen Werth besitzt. Mit unverkennbarem Behagen werden die Leistungen eines Cäsalpin, Malpighi, Grew, Swammerdam, Leeuwenhoek u. a. den Resultaten der neueren Forscher lobend gegenübergestellt und wenn auch diese Rücksicht der Pietät anzuerkennen ist, so liegt doch zugleich darin eine Schwäche des Werkes. Sein Verfasser besaß schon damals nicht mehr geistige Regsamkeit genug, um die Resultate der modernen Forschung gebührend zu würdigen, so daß es bei seinem Erscheinen schon als veraltet gelten konnte. Für T. existirte noch die Wirkung der Lebenskraft und das Vorhandensein einer Lebensmaterie, mit welchen Anschauungen Ausgangs des ersten Drittels unseres Jahrhunderts die meisten Autoren schon gebrochen hatten. Mit der geschilderten Neigung hängt auch wol Treviranus' Vorliebe für historische Arbeiten zusammen, von welchen einige selbständig, wie die 1830 publicirte Arbeit: „Caroli Clusii Atrebatis et Conradi Gesneri Tigurini epistolae ineditae", andere in verschiedenen Zeitschriften herauskamen. In seinen jüngeren Jahren, bis 1821, lieferte er auch zahlreiche Recensionen. Auf dem Felde der systematischen und beschreibenden Botanik hat T. monographische Bearbeitungen der Gattungen Delphinium, Aquilegia, Allium, Hypericum und eine Abhandlung über die in Rußland wachsenden Carices hinterlassen und daneben viele systematische Beschreibungen, morphologische und kritische Bemerkungen geliefert, die von sorgfältiger Beobachtung und nüchterner, umsichtiger Kritik zeugen. Dem kühnen Fluge der Phantasie sich nie überlassend, gerieth er auch nicht so in den Strudel jener unwissenschaftlichen naturphilosophischen Richtung, welche eine nicht kleine Zahl der Botaniker seiner Zeit und namentlich auch der deutschen gefangen nahm. Dennoch beseelte ihn ein lebendiges Gefühl für das Schöne, auch in Kunst und Dichtung, und so führte ihn diese Freude an künstlerischen Schöpfungen zum Studium der Geschichte der Xylographie, worüber er in einem trefflichen kleinen Werke: „Die Anwendung des Holzschnittes zur bildlichen Darstellung von Pflanzen" (1855) Auskunft gab. Eine ausführliche Aufzählung sämmtlicher Publicationen von T. findet sich in dem unten angegebenen Nekrologe und der Selbstbiographie.

Martius, Nekrolog auf L. Chr. Treviranus in den Akadem. Denkreden 1866. — Selbstbiographie, Bot. Ztg. 1864. — Sachs, Geschichte der Bot. — Pritzel, thes. lit. bot. E. Wunschmann.

Trew: Abdias T., Astronom und Mathematiker, geboren zu Ansbach am 29. Juli 1597, † zu Altdorf am 12. April 1669. Mit seinem Vater, der zuerst Cantor in Ansbach war und nächstdem als Conrector an die damals hoher Blüthe sich erfreuende Stiftsschule in Kloster Heilsbronn berufen ward, siedelte T. dorthin über und absolvirte die Anstalt im J. 1618. Seine Studien begann und vollendete er in Wittenberg, wo er 1620 „de vero et falso" disputirte und 1621 die Magisterwürde empfing. Gleich darauf kehrte der junge Theologe in die Heimath zurück, um in verschiedenen fränkischen Orten den Kirchendienst zu versehen, allein schon 1625 berief man ihn, der auch auf anderen Gebieten sich tüchtig umgesehen hatte, als Rector der Stadtschule in seine Vaterstadt, und dieses Amt hat er zehn Jahre hindurch mit löblichem Eifer versehen. Die Kriegsnoth hatte aber allmählich auch die Markgrafschaft derart in Mitleidenschaft gezogen, daß die Beamten, deren Gehalt nicht mehr regelmäßig ausbezahlt ward, in die traurigste Lage sich versetzt sahen, und auch T., der damals schon eine kinderreiche Familie zu versorgen hatte, mußte sich um eine andere Stellung umsehen. Soeben war durch den Tod Schwenter's

(s. A. D. B. XXXIII, 413) die mathematische Professur an der Nürnbergischen Universität Altdorf vacant geworden; T. bewarb sich um dieselbe und bekam sie auch unterm 16. Januar 1636. Im J. 1650 wurde ihm auch noch die bisher von einem Mediciner versehene Professur der Physik zugetheilt, und dieser doppelten, anstrengenden Lehrverpflichtung genügte er bis zu seinem Tode. In zwei Ehen hatte T. 22 Kinder erhalten, von denen ein Sohn, Siegmund, in die Fußtapfen des Vaters treten zu wollen schien, denn er disputirte 1633 „De astrologia medica", allein schon sehr früh verstarb er im dänischen Seedienste. Durch einen zweiten Sohn wurde T. der Großvater des trefflichen Arztes und Naturhistorikers Chr. Jac. T. (s. S. 593).

Die litterarische Thätigkeit des emsigen Mannes war eine überaus große und verzweigte, und wenn er auch keine bahnbrechende Natur war, so haben doch seine Schriften zu ihrer Zeit allenthalben Anklang gefunden. Er begann mit Studien auf dem Gebiete der theoretischen Musik: „Janitor lycaei musici" (Rothenburg o. T. 1635), und es wurde ihm von den Zeitgenossen „die Erfindung der alleraccuratesten Temperatur" nachgerühmt. Weiterhin beschäftigte er sich viel mit praktischer Geometrie: „Manuale geometriae practicae" (Nürnberg 1636); „Geodaesia universalis" (ebenda 1641, dritte Auflage von Doppelmayr 1718); „Ingenieur-Stab" (Altdorf 1649); „Kurtzer mathematischer Unterricht von der Fortifikation" (Nürnberg 1640). Ein mit Recht der praktischen Einrichtung halber geschätztes Compendium der Gesammtmathematik kam 1657 zu Altdorf heraus: „Directorium mathematicum, ad cujus ductum et informationem tota Mathesis et omnes ejusdem partes . . . methodice doceri et facile disci possunt". Die Hauptthätigkeit Trew's war jedoch der Sternkunde und den von ihr abhängigen Disciplinen zugewandt. Auf einem Thurme der Stadtmauer („Treus-Thurm") errichtete er, unterstützt von der Nürnberger Aufsichtsbehörde, ein Observatorium, auf welchem er lange Jahre astronomische und, was ihm sehr zur Ehre gereicht, auch meteorologische Beobachtungen anstellte. Das von ihm verfaßte „Lehrbuch der sphärischen Astronomie" (Nürnberg 1637) wurde von Vossius seiner Methode halber sehr gerühmt. Alle während seiner Lebenszeit erschienenen Kometen hat T. sorgfältig beobachtet und in akademischen Gelegenheitsschriften, deren es aus seiner Feder eine Menge gibt, beschrieben, wir heben nur eine derselben hervor: „Gründtlicher Bericht von deme im Ende verwichenen Januarii Alten und Anfang deß Februarii Neuen Calenders erschienenen Cometen" (Nürnberg 1661), weil hier die Positionen des Schweifsternes mit Genauigkeit bestimmt und dessen Bewegungen durch die Sternbilder verfolgt werden. Dem kometarischen Aberglauben stand T. ablehnend gegenüber, und überhaupt bemühte er sich, über die Astrologie, welcher viele seiner Publicationen gewidmet sind [„Discurs von Grund und Verbesserung der Astrologie" (Nürnberg 1641); „Nucleus astrologiae correctae" (ebenda 1651); „Astrologia medica, hoc est de siderali scientia ad curam valetudinis et rerum eo pertinentium dextre applicanda" (Altdorf 1663)], richtigere Anschauungen zu verbreiten, ohne freilich die falsche Prämisse schon gänzlich verwerfen zu können. Als Chronologe hat T. redlich zur Aufnahme des gregorianischen Kalenders in den protestantischen Staaten beigetragen, und sein Handbuch dieser Wissenschaft [„Gründliche Calenderkunst, in zwei Theilen verfasset" (Lüneburg 1666)] wurde wol als das damals beste betrachtet. Daß er als „Physiker", nachdem er erst in vorgerückten Jahren dazu gemacht worden war, keine neuen Pfade mehr einschlug, ist leicht begreiflich, vielmehr war und blieb er Aristoteliker, wie seine 1658 (zu Nürnberg) gedruckten Vorlesungen über diesen Gegenstand bekunden.

Daß T. Anticoppernicaner war, ist bekannt, und er hat seiner Gegnerschaft in zwei Streitschriften deutlichen Ausdruck verliehen: „Disputatio de immobili-

tate terrae contra Copernicum“ (Altdorf 1636); „Examen hypersophiae antibiblicae eorum, qui negant aquas supercoelestes, diluvium particulare faciunt, terrae motum tribuunt“ (Nürnberg 1667). Dagegen ist bis jetzt vollkommen unbemerkt geblieben, daß T., der als kundiger Astronom die Unhaltbarkeit des ptolemaeischen Systems durchschaute und wol mehr aus religiösen Gründen an der Lehre von der Erdbewegung keinen Geschmack fand, entschiedener und bewußter Tychoniker war. Indeß ergibt dieser Umstand sich ganz unzweideutig für Jeden, der Trew's vielleicht verdienstlichste astronomische Schrift „Compendium compendiorum astronomiae et astrologiae, d. i. Kurtze doch klare Verfassung der gantzen Sternkunst“ (Altdorf 1660) näherer Einsicht unterzieht.

G. Vossius, De universae matheseos natura et constitutione liber, Amsterdam 1650, S. 390 ff. — Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730, S. 102 ff. — Hellmann, Repertorium der deutschen Meteorologie, Leipzig 1883, Sp. 499. — Nürnberger Festschrift zur 65. Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte, Nürnberg 1892(3). Günther.

Trew: Christoph Jacob T. (Treu), Arzt und Botaniker, geboren am 16. April 1695 zu Lauf bei Nürnberg, † am 18. Juli 1769 in Nürnberg, Sohn eines Apothekers, bezog, durch privaten Unterricht vorgebildet, 1711 die Universität Altdorf, um Medicin zu studiren. Neunzehn Jahre alt, vertheidigte er bereits eine Dissertation: „De sudoribus nocturnis“, und wurde auf Grund einer Abhandlung: „De chylosi foetus additis observationibus anatomicis“, welche Albr. v. Haller in die Sammlung ausgezeichneter Dissertationen aufnehmen ließ, 1716, im Alter von 21 Jahren Dr. med. Nach kurzem Aufenthalte in seiner Vaterstadt, trat T. 1717 eine Reise an, die ihn nach Würzburg, Frankfurt, Mainz, Straßburg, durch die Schweiz und zuletzt nach Paris führte. Die auf derselben gewonnenen neuen Anschauungen und die persönliche Begegnung mit namhaften Gelehrten förderten seine weitere Ausbildung. Namentlich nutzte er den 13 Monate dauernden Pariser Aufenthalt zu anatomischen und botanischen Studien aus, für welche er in dem berühmten Jussieu einen trefflichen Lehrer fand. In der Chemie hörte er Geofroy's Vorträge. Durch die Vermittlung zweier wohlhabender Landsleute machte er eine Reise nach Holland, verblieb ein Jahr in Leyden, wo er die Bekanntschaft Boerhave's machte und Gelegenheit fand, die aus Kleinasien mitgebrachten Pflanzensammlungen des Reisenden Leonh. Rauwolff eingehend zu bearbeiten und kehrte, nachdem er noch in Hamburg Aufenthalt genommen, ins elterliche Haus zurück. Einige Zeit trieb er die ärztliche Praxis in seinem Heimathsorte, bewarb sich aber 1720 um die Stelle eines praktischen Arztes in Nürnberg, die er auch erhielt, wobei er gleichzeitig von dem dortigen Collegium medicum als physicus ordinarius aufgenommen wurde. Nürnberg blieb von jetzt an das Feld seiner Thätigkeit. Das von Joachim Camerarius 1592 gegründete Collegium medicum war die eigentliche medicinische Behörde der damals freien Reichsstadt Nürnberg. An der Spitze stand ein aus den fünf ältesten Mitgliedern, den Senioren, gewählter Decan und die seitens des Collegiums ergangenen Verfügungen, die sich auf alle sanitären Verhältnisse der Stadt, auf die Prüfungen der Aerzte, Apotheker, Wundärzte, Hebammen u. s. w. bezogen, waren rechtsverbindlich. Nur die Mitglieder desselben durften ärztliche Praxis treiben. Um die Pflege der Anatomie durch Einrichtung von Secirübungen, um die Förderung der Botanik durch Anlage eines botanischen Gartens, wie um die Hebung des ärztlichen Standes hat sich das Collegium große Verdienste erworben und seine Blüthe verdankt es nicht zum kleinsten Theile der unermüdlichen Thätigkeit Trew's, der eine Zeit hindurch dem anatomischen

Theater vorstand. Dabei wußte er durch seine einnehmende Persönlichkeit, seine freundliche und aufopfernde Behandlung seiner Patienten eine ausgedehnte Praxis unter allen Ständen sich zu erwerben, neben der er noch genügende Muße zu einer vielseitigen schriftstellerischen Wirksamkeit fand. Eine umfassende Correspondenz mit den bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, darunter mit Linné, A. v. Haller, Gesner, Morgagni u. A., hielt ihn auf der Höhe der damaligen wissenschaftlichen Forschungen in Anatomie und Botanik, die er ganz besonders pflegte. 1730 übernahm T. die Mitredaction des von Dr. Schultze in Altdorf und Dr. Götze in Nürnberg herausgegebenen Commercium literarium physico-technicum medicum. Es war dies die erste in Deutschland erschienene Zeitschrift, welche außer Recensionen größerer Werke und Dissertationen auch größere und kleinere Originalabhandlungen enthielt. Von 1734—45 dirigirte er das Werk selbständig, das in seinen 15 Theilen allein aus seiner Feder 133 theils kürzere, theils längere Aufsätze anatomischen, chirurgischen oder botanischen Inhalts aufwies. Neben ihm betheiligte sich an diesem litterarischen Unternehmen noch eine Anzahl von Aerzten, welche sich zu einer Societas physico-medica vereinigt hatten. 1727 wurde T. Mitglied der Leopoldina, 1742 Adjunct derselben und 1746 Director für die Ephemeriden dieser Akademie, deren Herausgabe er mehrere Jahre hindurch besorgte und für die er 137 Abhandlungen schrieb. 1736 bekam er den Titel eines markgräflich Ansbachischen Leibarztes und Hofraths. Einen 1750 an ihn ergangenen Ruf an die Universität Altdorf schlug er aus und gelangte inzwischen zum Seniorate seines Collegiums in Nürnberg, von dem er zweimal zum Decan ernannt wurde. Auch im Auslande wurden seine Verdienste anerkannt, wie seine Aufnahme zum Ehrenmitgliede seitens der Akademien der Wissenschaften in London und Berlin und der botanischen Gesellschaft in Florenz beweisen. Außer seiner wissenschaftlichen Thätigkeit war T. auch noch Künstlern bei der Herausgabe größerer Kupferwerke aus dem Bereiche der Naturwissenschaften behülflich durch Ueberweisung reichen Materials aus seinen Sammlungen und seiner großen, die seltensten Schriften enthaltenden Bibliothek, für deren Bereicherung er keine Kosten scheute. Unter anderem gelang es ihm, den litterarischen Nachlaß Konrad Gesner's in Zürich durch Kauf an sich zu bringen. Die Herausgabe dieser werthvollen Schriften erfolgte 200 Jahre nach Gesner's Tode 1751—1771 durch den Erlanger Botaniker Schmiedel. In ungeschwächter körperlicher und geistiger Kraft betrieb T. seine ärztliche Praxis und seine schriftstellerische Thätigkeit bis in die letzten Tage seines Lebens. Ohne vorher krank gewesen zu sein, verschied er plötzlich im 74. Lebensjahre, nachdem er noch kurz vor seinem Tode zum Ansbachischen Geheimen Rathe ernannt worden war. Durch letztwillige Verfügung hatte er seine Bibliothek und seine Sammlungen der Universität Altdorf vermacht, welche dieselben in vier großen Zimmern des Collegien-Gebäudes aufstellen ließ. Die Stiftung führte den Namen Trewanum und war dem wissenschaftlichen Publicum zur Benutzung geöffnet. Die Bibliothek allein umfaßte 35 000 Bände, die mehr als 50 000 Einzelabhandlungen, darunter 16 569 Dissertationen, enthielten. Die Journal-Sammlung, in einem besonderen Zimmer aufgestellt, wies 2854 Bände auf. Neben zum Theil kostbaren naturwissenschaftlichen Werken bestand die Bibliothek aus philosophischen und philologischen Büchern, wie unter anderem aus einer vollständigen Sammlung der Ausgaben des Vergil. Nach Aufhebung der Universität Altdorf kam die Trew'sche Hinterlassenschaft nach Erlangen. Die Doubletten erhielt das damals in Nürnberg neu gegründete Real-Institut. Jetzt befinden sich dieselben in der dortigen Handelsgewerbeschule. — Die botanischen Schriften Trew's, durchweg lateinisch geschrieben und meist descriptiven Inhalts, haben heute nur noch historisches Interesse. Sie beweisen aber, daß ihr Verfasser bei

einer ungewöhnlichen Belesenheit auch selbständig zu forschen und kritisch zu urtheilen verstand. Seine schon 1727 publicirten, lange fortgesetzten Messungen am Blüthenschaft von Agave americana in Verbindung mit Beobachtungen über Lufttemperatur und Witterungsverhältnisse, die deren Einfluß auf das Längenwachsthum der Internodien und Blätter darthun sollten, waren Vorläufer für die hundert Jahre später von E. Meyer, Mulder und darnach von de Vriese, Harting und Caspary neu aufgenommenen einschlägigen pflanzenphysiologischen Untersuchungen.

Ein genaues Verzeichniß sämmtlicher Veröffentlichungen Trew's findet sich in: J. C. Ziehl, Erinnerungen an Ch. J. Trew und seine Zeit. Nürnberg 1857. E. Wunschmann.

Treyling: Johann Jacob T., geboren zu Eichstädt 1680 und als Professor der Medicin in Ingolstadt am 18. September 1758 verstorben, studirte in Wien Philosophie und Medicin und erlangte hier die philosophische und med. Doctorwürde. Zuerst Physikus in Neuburg, folgte er 1711 einem Rufe als Professor der Anatomie und prakt. Medicin an die Universität zu Ingolstadt, wo er 47 Jahre lang, bis zu seinem Lebensende, eine segensreiche Thätigkeit sowol als Lehrer wie als Schriftsteller entfaltete, sechsmal das Rectorat bekleidete und für die Rechte und Bedürfnisse der Universität energisch eintrat. Er war ein beliebter Lehrer, glücklicher Praktiker und aufgeklärter Forscher. Seiß erwähnt in einer der unten angegebenen Quellenschriften, daß er gegenüber seinem Facultätscollegen Morasch, der in seinen Vorlesungen und Schriften den Aristotelikern näher stand, bei Gelegenheit einer Promotion 1719 die Copernikanischen Anschauungen vertheidigte und dadurch den Widerspruch der Theologen herausforderte. Die litterarischen Arbeiten Treyling's beschränken sich im wesentlichen auf eine beträchtliche Anzahl von akademischen Gelegenheitsschriften, Programmen und Dissertationen, neben einigen wenigen selbständig erschienenen Abhandlungen, deren Titel in den unten citirten Quellen angeführt sind.

Biogr. méd. VII, 363. — Biogr. Lexikon rc. VI, 6. Pagel.

Triarius, ostgothischer Edeling (c. 450), Vater Theoderich Strabo's, des Gegners des Amalers Theoderich, s. Theoderich den Großen. Dahn.

Tribauer: Esajas T., wahrscheinlich zu Iglau in Mähren geboren, war im J. 1567 Prediger in Brieg und im J. 1571 Prediger in Iglau. Er schrieb: „Ein klein Handbüchlein wider die entzückten und vergeisterten Schwenckfelder" (Regensburg 1571), in welchem er seine Landsleute vor den Irrthümern der Anhänger Schwenkfeld's warnt. In diesem Buche befinden sich zwei Gedichte, welche demselben Zwecke dienen und welche Wackernagel in seine große Sammlung deutscher Kirchenlieder aufgenommen hat. T. gab außerdem ein Werk: „Ein geistlich Zeughaus voller Wehr und Waffen" (Wittenberg 1571) heraus.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied I, 486; V, 544 ff. l. u.

Tribbechow: Adam T., latinisirt Tribbechovius, evangelischer Theolog und geistlicher Dichter, geb. am 11. August 1641 in Lübeck, der Sohn des drei Jahre zuvor als Lehrer an das dortige Gymnasium berufenen und wegen seiner lateinischen Dichtungen geschätzten Justus T. aus dem lauenburgischen Mölln, zeichnete sich schon im Knabenalter durch ungewöhnliche Begabung und geistige Frühreife aus und verdankte seine wissenschaftliche Vorbildung dem Vater und der genannten Schule, die er 1659 mit der Universität Rostock vertauschte. Von hier, wo besonders sein Landsmann, der Kirchenliederdichter Heinrich Müller, durch Wort und Schrift bedeutsam auf ihn einwirkte, begab er sich dann nach einem kürzeren Aufenthalte in Wittenberg und Leipzig auf die Helmstedter Hochschule, um namentlich unter Friedr. Ulrich Calixtus, Balthasar Cellarius und Herm. Conring seine Studien fortzusetzen. Er wohnte dort in Calixtus'

Hause und konnte so dessen reichhaltige Bibliothek nach freier Wahl benutzen. Eine Unterbrechung seines akademischen Lebens trat ein, als ihn der Lübecker Syndicus und nachmalige Bürgermeister David Gloxin zum Hauslehrer seines einzigen Sohnes Anton Heinrich bestellte. Nachdem er mit diesem eine Zeit lang auf dem Familiengute Dankelroda ein wissenschaftliches Stillleben geführt und zugleich ein ihm angebotenes Lehramt am Lübecker Gymnasium abgelehnt hatte, kehrte er nach Rostock zurück, erwarb sich am 23. April 1662 den Magistergrad, wandte sich, unterstützt durch das nicht unbeträchtliche Schabbel'sche Familienstipendium, das ihm David Gloxin erwirkt hatte, im Mai nach Gießen, las nach einiger Zeit über Geschichte und Philosophie, disputirte öfters und gewann durch sein Buch über die Scholastiker (1664) mit einem Male die Hochachtung der gelehrten Welt. Das infolge dessen ihm angetragene Rectorat in Worms lehnte er ab, folgte dagegen einem durch den Geh. Rath J. A. Kielmann von Kielmannseck (s. A. D. B. XV, 719 ff.) veranlaßten Rufe als außerordentlicher Professor der Moral an die von Herzog Christian Albrecht von Schleswig-Holstein-Gottorp gegründete Hochschule in Kiel, übernahm im gleichen Jahre nach Michael Watson's Tode das ordentliche Lehramt der heiligen, kirchlichen und profanen Geschichte und setzte diese ersprießliche Thätigkeit bis zum Mai 1672 fort. Da bot ihm Herzog Ernst der Fromme, durch den Hofrath Joh. Francke, einen Schwiegersohn David Gloxin's, auf ihn aufmerksam geworden, die Stelle eines Kirchenrathes und Consistorialassessors an, für deren Besetzung er schon länger einen würdigen Vertreter gesucht hatte. T. erklärte sich zur Annahme bereit. Auf der Reise nach Gotha lernte er in Erfurt zufällig den damaligen Licentiaten Kaspar Sagittarius kennen und schätzen und trug zwei Jahre nachher durch sein Fürwort bei dem Herzoge nicht wenig dazu bei, daß jener die Professur der Geschichte in Jena erhielt. In Gotha fand er bereits einen Kirchenrath als Collegen, den Lübecker Wilh. Verpoorten (s. d.), der, im J. 1668 berufen, nach Tribbechow's Anstellung in gleicher Eigenschaft nach Coburg versetzt wurde (Aug. 1673). Sein neues Amt verpflichtete ihn, bei Vacanzen in höheren kirchlichen Aemtern Stellvertretung zu leisten, den Unterricht der fürstlichen Kinder und des Gymnasiums zu überwachen, bei den Visitationen der Kirchen und Schulen mitzuwirken, die theoretische und praktische Ausbildung der Studenten und Candidaten der Theologie zu fördern und sich an der Bearbeitung erbaulicher Schriften zu betheiligen. Eine allgemeine Kirchen- und Schulvisitation hatte er bald darauf im Altenburger Lande vorzunehmen, als dieses nach dem Erlöschen des bisherigen Fürstenhauses an Gotha gefallen war. Sie begann bereits 1672 in den Landgemeinden und endete 1674 in den Ephoralstädten, wohin der Herzog ihn und den Altenburger Generalsuperintendenten Joh. Christfried Sagittarius als Bevollmächtigte gesandt hatte. Nach dem Tode des Herzogs (26. März 1675) und noch vor dessen Beisetzung (4. Juni) hielt er in der Schloßkirche zum Friedenstein die Trauerpredigt (1. Juni) auf den Verstorbenen (gedruckt in der „Wolverdienten Ehren Seule, dem . . . Herzoge Ernst . . . aufgerichtet". Gotha 1678. Fol.) und nach der käuflichen Erwerbung der Herrschaft Tonna durch Friedrich I. in der Kirche des Hauptortes die Huldigungspredigt (29. Oct. 1677), ward nach dem Ableben Joh. Chrn. Gotter's († am 4. Nov. 1677) zum Generalsuperintendenten erhoben, mußte vom 9.—30. Sept. 1679 mit dem Altenburger Consistorialpräsidenten Hans Dietrich v. Schönberg (s. A. D. B. XXXVI, 781 ff.), seinem Collegen Joh. Christfried Sagittarius und zwei weimarischen Abgeordneten eine Visitation der Universität, des Hofgerichtes und des Schöppenstuhles in Jena vornehmen, wobei man auch die Bibliothek einer solchen unterzog und ihren Bestand an Büchern auf 3670 Nummern feststellte, und verhandelte vom 21. März bis zum 4. April 1680 im

Auftrage seines Fürsten mit dem genannten Sagittarius zu Orlamünde über die Beilegung der dogmatischen Fehde zwischen dem strenggläubigen Abraham Calov in Wittenberg und dem milderen Joh. Musäus in Jena, als eben der langwierige synkretistische Streit wieder heftiger entbrannte und eine ähnliche feindselige Stimmung wie zu Flacius' Zeiten anzukündigen schien. Nachdem sich die Vermittler über gewisse Vergleichspunkte geeinigt hatten, erfolgte die Vorladung der jenaischen Theologen, von denen aber nur Friedemann Bechmann und Joh. Wilh. Baier erschienen, während Musäus sich mit seinem gebrechlichen Alter entschuldigte. Jene beiden fanden die Vergleichspunkte nicht unbillig; doch wagten sie, weil Musäus fehlte, keine entscheidende Antwort zu geben. Die Commissare schrieben indes an Calov und hemmten so eine fernere Befehdung, die ohnehin nicht lange darauf mit dem Tode der beiden Hauptgegner abschloß und über den bald anhebenden pietistischen Streitigkeiten vollends in Vergessenheit gerieth. Am 27. Juli 1680 hielt T. die Weiherede in der von Andreas Rudolphi neuerbauten Augustinerkirche (s. A. D. B. XXIX, 576), verhandelte auch um diese Zeit mit dem belgischen Jesuiten Christoph Spinola über die Herstellung des kirchlichen Friedens zwischen Katholiken und Lutheranern, ohne daß aber dieser ohnehin von ersterer Seite nicht ernst gemeinte Versuch irgend einen Erfolg haben konnte. — Als Theolog von milder Gesinnung und jeder Streitlust abhold, als Prediger anregend, klar und erbaulich, gewann sich T. die Liebe seiner Mitbürger und fühlte sich überdies in seinen Amts- und Familienverhältnissen durchaus befriedigt. Seit dem 10. Aug. 1675 war er mit Sophie Elisabeth geb. Gießbach, der jugendlichen Witwe des Landkircheninspectors Thomas v. Aussen, vermählt. Sie schenkte ihm 3 Knaben und 6 Mädchen, von denen er zwei der letzteren bald wieder verlor. Im J. 1684 fing er an zu kränkeln, und als ihn am Christtage 1686 eine Ohnmacht auf der Kanzel befallen hatte, blieb er von da an der Kirche fern und starb in der Nacht vom 16. auf den 17. August 1687, Morgens zwischen 1 und 2 Uhr. Am folgenden 21. August, einem Sonntage, wurde er Abends bei Fackelschein und unter dreimaligem Läuten der Glocken in der Augustinerkirche bestattet. Sein nachher dort aufgehängtes Oelbild hat die Erinnerung an ihn noch lange bewahrt. — Von zahlreichen Dissertationen abgesehen, hat er sich namentlich durch folgende größere Schriften verdient gemacht: „De doctoribus scholasticis et corrupta per eos divinarum humanarumque rerum scientia liber singularis" (1665, eigentl. 1664; Ed. II., 1719, von Chrph. Aug. Heumann mit einer Vorrede und der Parentation W. E. Tenzel's herausgegeben); „Exercitationes V ad Baronii Annales, inde ab eo, quo Is. Casaubonus desiit, continuatae" (1667 und 1708); „Hieronymi Opera" (12 Thle. in 4 Foliobdn., 1684); „Historia Naturalismi a prima sua origine ad nostra usque tempora per suas classes deducta" (1700), von seinem Sohne Johannes (s. d.) aus dem Nachlasse veröffentlicht. Von handschriftlichen Werken hinterließ er u. a. seinen eigenen Lebenslauf (s. u.), sowie Bruchstücke eines Commentars über die ganze Bibel und einer „Kirchengeschichte Luthers bis auf unsere Zeit". Außerdem schrieb er im Auftrage Ernst des Frommen zwei Erbauungsbücher, von denen das eine aber erst nach dessen Tode herauskam: „Andachten vom ewigen Leben, aus dem Freuden-Spiegel des ewigen Lebens Dr. Phil. Nicolai gezogen" (1674) und „Die gecreutzigte Liebe, Das ist: Andächtige Betrachtung einer gläubigen Seelen über die Historia des bittern Leidens und Sterbens JESU Christi" u. s. w. (1676, 1695, 1718, 1720). Das Titelkupfer des letztgenannten Buches zeigt inmitten eines Herzens den gekreuzigten Christus und als Umschrift Tribbechow's bekanntes Lied: „Meine Liebe hängt am Kreuz; Ich will ihn daselbst umfassen" (3 fünfzeil. Strophen). Von da ist es bald in die evangelischen Liedersammlungen über-

gegangen: zunächst in den Anhang des „Geistlichen Gesang Buches" (Gotha 1691) und zwar mit einer vierten Strophe Joh. Heinrich Rumpel's, damaligen Professors am gothaischen Gymnasium († 1699 als Superintendent in Salzungen). Das Lied führt das von T. erwählte Ignatianische Symbolum „Amor meus crucifixus est" hymnologisch aus, was auch von Ludw. Andreas Gotter, Joh. Ernst Greding und Joh. Mentzer (?) in dreien ihrer Lieder geschehen ist. Von den beiden Melodien findet sich die ältere (es es as as b b c) in der „Psalmodia sacra" (1715; wiederholt als „Neues Cantional Mit dem General-Bass", o. J., aber 1720) des gothaischen Capellmeisters Chrn. Friedr. Witt, während die jüngere (g g as g c d h) in dem Pförten'schen Gesangbuche von 1761 steht (beide in L. Erk's Vierstimmigem Choralbuch, Berlin 1863, Nr. 181 und 180).

Vita Adami Tribbechovii ab ipsomet manu propria scripta. (Hdschr. im Herzogl. Haus- und Staatsarchiv zu Gotha, bezeichnet: QQ. XII, 45.) — Henrich Fergen, Gott liebender theurer Kirchenlehrer Weh und Wohl. Leichenpredigt. Gotha 1687. 85 S. Fol. (Lebenslauf 17 S.). — H. Witte, Diarium biographicum, Tom. II., Riga 1691, S. 143[ab]. — Casp. Sagittarius, Historia Gothana, Jena 1700, S. 189—194. — W. E. Tenzel's Parentation bei H. Pipping, Memoria Theologorum, Dec. II., Leipzig 1705, S. 187—201; wiederholt in der 2. Ausg. von Tribbechow's Buch „De doctoribus scholasticis", Jena 1719, S. XXXIII—XLVII. — Joh. Fabricius, Historia Bibliothecae Fabricianae, Pars IV., Wolfenbüttel 1721, S. 438 f. — J. C. Wetzel, Lieder-Dichter, 3. Thl. (1724), S. 315 f. — Zedler's Universal-Lex., 45. Bd. (1745), Sp. 579—581. — Jöcher, Lex. IV (1751), 1310 f. — (J. G. Brückner,) Kirchen- und Schulenstaat im Herzogth. Gotha, II. Thl., 12. Stück, Gotha 1760, S. 61—77; dazu: I. Thl., 12. Stück (1757), S. 2 u. II. Thl., 3. Stück (1758), S. 8. — Chrph. Sachse, Onomasticon literarium, Pars V. (1785), S. 119 f. u. 606. — J. H. Gelbke, Kirchen- u. Schulen-Verfassung des Herzogth. Gotha, 1. Thl., Gotha 1790, S. 105, 155 f. u. 160. — G. L. Richter, Lexikon alter u. neuer geistl. Liederdichter (1804), S. 412 f. — A. Beck, Ernst der Fromme, 2. Thl., Weimar 1865, S. 71 f.; dazu: 1. Thl., S. 520, 562, 656 f. u. 818. — E. E. Koch, Kirchenlied, 3. Aufl., 4. Bd. (1868), S. 75—78. — W. Tümpel in den Blättern für Hymnologie, hrsg. von A. Fischer und Johs. Linke, (6.) Jahrg. 1888, Kahla, S. 87. — Vgl. auch: Joh. Seb. Müller's Annales des Chur- u. Fürstl. Hauses Sachsen, Weimar 1701, S. 533 f. u. 537. — A. Fr. W. Fischer, Kirchenlieder-Lex., II. Hälfte (1879) S. 50[ab] u. 479[b]. (Hier u. bei Koch ist nach Brückner der 16. August 1684 als angebliches Todesdatum genannt.) — J. u. E. Löbe, Gesch. d. Kirchen u. Schulen des Herzogth. S.-Altenburg, 1. Bd., Altenb. 1886, S. 57 u. 3. Bd. (1891), S. 649. — W. Tümpel, Gesch. d. ev. Kirchengesanges im H. Gotha, I. Thl., Gotha 1889, S. 51. (Außerdem eine gef. Mitthlg. von Hrn. Stadtkirchner E. Böttner in Gotha.) A. Schumann.

Tribbechow: Johannes T., latinisirt Tribbechovius, geistlicher Liederdichter, geb. am 4. October 1677 in Gotha, das zweite von neun Kindern und der älteste Sohn des dortigen Generalsuperintendenten Adam T. (s. o.) und der Sophie Elisabeth geb. Gießbach, mit der sich sein Vater nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Landkircheninspectors Thomas v. Aussen, am 10. August 1675 vermählt hatte, wuchs seit dem zehnten Altersjahre unter der sorglichen Leitung der Mutter auf und genoß in dem heimathlichen Gymnasium den Unterricht vorzüglicher Lehrer, wie des Historikers Wilh. Ernst Tenzel, der Kirchenliederdichter Cyriacus Günther und Joh. Heinr. Rumpel, des Rectors Georg Heß und zuletzt noch des neuberufenen Professors und nachherigen Rectors Gottfr. Vockerodt (s. d.). Wie vordem sein Vater ein frühreifer Knabe („ingenium

praecox"), durchlief er die acht Classen der Landesschule in schneller Folge: am 23. April 1683 als Fünfjähriger in die Septima aufgenommen, befand er sich am 13. Juli des nämlichen Jahres schon in der Sexta, übersprang die Quarta und ging im Herbst 1694 aus der Selecta ab, um die Universität Halle zu beziehen, wo er, am 19. October 1694 immatriculirt, philosophische und theologische Vorlesungen hörte und unter dem Einflusse der Professoren P. Anton, J. J. Breithaupt und A. H. Francke sich dauernd der pietistischen Richtung zuwandte. Seit dem 19. Juli 1698 setzte er seine Studien in Jena fort, erwarb sich die Magisterwürde, ward 1699 Adjunct der philosophischen Facultät und entwickelte überdies eine eifrige litterarische Thätigkeit. Er schrieb und vertheidigte die Dissertationen „de Rechabitis" (1698), „de lectione fontium, ut vulgo appellatur, cursoria" (1699) und die „Summa Naturalismi" (30. Sept. 1699), durch welche er sich die Berechtigung zu Vorlesungen erwirkte und zudem die bevorstehende Herausgabe der „Historia Naturalismi" aus dem väterlichen Nachlasse ankündigte (1700 erschienen). Nachdem er noch in Jena die von vier sachbezüglichen Beilagen begleiteten „Brevia linguae ῥωμαϊκῆς seu graecae linguae vulgaris Elementa" (1705; Vorrede vom 20. Oct. 1704) veröffentlicht hatte, schloß er dann in Halle auf einmal seine gelehrte schriftstellerische Thätigkeit mit den drei Dissertationen „de vita et scriptis Clementis Alexandrini" (1706). Dorthin hatte man ihn am 27. April 1705 zum außerordentlichen Professor der Philosophie und zum Adjuncten der theologischen Facultät berufen. Als Nachfolger des älteren Thomas sollte er vornehmlich Logik und Metaphysik lehren, sah sich aber durch Kränklichkeit in seinem Wirken vielfach gehemmt und übernahm wohl darum im J. 1707 — nach den Quellen von Hiob Ludolf empfohlen, der doch bereits am 8. April 1704 gestorben war! — das Amt eines Hofpredigers und Beichtvaters beim Prinzen Georg von Dänemark, dem Gemahle der Königin Anna von Großbritannien, und verblieb nach dessen Tode (1708) noch ferner im Dienste der Witwe. In ihrem Auftrage bearbeitete er ein Gebetbuch für die zerstreuten Pfälzer und versah es mit einer ausführlichen Vorrede. Obwohl 1710 in Magdeburg als Klosterpropst zu Unserer Lieben Frauen gewählt und vom preußischen König Friedrich I. als solcher bestätigt, vermochte er die neue Würde doch niemals anzutreten; denn als er aus England vorerst nach Halle zurückgekehrt war, befiel ihn eine nicht mehr weichende Gemüthskrankheit. Sie begann mit dem Gefühle großer Angst und äußerte sich zudem hin und wieder in Paroxysmen. Die Zeitgenossen schreiben sie einem Liebestranke (philtrum) zu, den man ihm vor seinem Weggange von London gereicht haben soll, und nennen als Thäterin eine ihm leidenschaftlich ergebene Kaufmannstochter, in deren Hause er gewohnt und der er wiederholt erklärt hatte, daß er unvermählt zu bleiben gedenke. Sieht man von dem abenteuerlichen Liebestranke ab, so ergeben sich als natürliche Ursachen seines Leidens: eine unbezwingliche Sehnsucht und der Widerstreit zwischen Neigung und bestimmt ausgesprochenem Vorsatze. Fortan lebte er unter frommen Betrachtungen und häufigem Gebete noch etwa zwei Jahre in Halle, spendete den Armen öfters Geld und ließ für sie, auch wenn er selber fastete, Speisen zurichten. Er verfaßte damals fünf geistliche Lieder — das dritte am 4. October 1710, seinem 34. Geburtstage —, welche das u. a. „Liebes- und Ehren-Gedächtniß" in nachstehender Reihenfolge zuerst mitgetheilt hat: 1. Vom Geheimnis des Creutzes und geistlichen Kampf („O du Hüter Israels, Willtu dich nicht lassen finden": 14 achtzeilige Strophen), von Zinzendorf sehr geschätzt und in der Vorrede zum Herrnhuter Gesangbuch „ein erstaunliches Lied" genannt; 2. Abend-Lied („Ein köstlich Ding ist singen: 8 sechszeil. Str. nach der Melodie: „Nun ruhen alle Wälder"); 3. Lied auf Seinen Geburts-Tag („Gott, du bist's, der mich er-

schaffen": 11 achtzeil. Str.); 4. Morgen-Lied („Herr, ich will dir frühe singen": 7 neunzeil. Str.) und 5. Wider böse Sorgen und Gedancken („Seele, warum plagst du dich": 10 sechszeil. Str.). Mit Uebergehung des zweiten wiederholte sie dann J. A. Freylinghausen in seinem „Neuen Geist-reichen Gesang-Buch (1714), worauf sie sich, namentlich das erste und dritte, allmählich in andere Liedersammlungen verbreiteten. — Ein mit T. begonnener Heilversuch, dessen glücklichen Fortgang man von der Pflege seiner Mutter erhoffte, veranlaßte im März 1712 seine Ueberführung nach deren Wohnorte, dem kursächsischen Tennstädt. Dort erfreute er sich noch an dem vom Thurme geblasenen Choral: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen", endete aber bereits am folgenden 31. März, nachdem er zuvor noch Hände und Füße kreuzweise übereinander gelegt hatte. Hallische Freunde und Verehrer stifteten seinem Andenken das erwähnte und sonst immer nur mit Berufung auf Wetzel angeführte litterarische Denkmal. Es enthält (Bl. 2[a] — 9[a]) folgende Beiträge: ein lateinisches Gedicht biographischen Inhalts in 20 Distichen von J. J. Breithaupt, eine prosaische Zuschrift des Professors Paul Anton an den Glauchaer Diaconus Joh. Hieron. Wiegleb, ein „Christliches Trost-Schreiben" des letzteren an die trauernde Mutter und sieben deutsche Gedichte, als deren Verfasser sich nennen: A. H. Francke, der Professor Joh. Heinr. Michaelis, J. A. Freylinghausen (sein bekanntes Kirchenlied über den 25. Psalm: „Mein Geist, o Herr, nach dir sich sehnet"), der Adjunct der philosophischen Facultät Chrn. Benedict Michaelis, der Glauchaer Inspector Hieron. Freyer, der Student der Theologie Simon Heinr. Kleimann und der Zögling des Glauchaer Pädagogiums Joh. Andreas Wiegleb. Dann folgen nach einer „Erinnerung an den Leser" (Bl. 9[b]) anhangsweise noch 22 lateinische Meditationen Tribbechow's über Kirchenlieder und Stellen des Alten und Neuen Testamentes (Bl. 10[a] — 14[a]; die 1. und 5. Meditation über „Meine Seele, willtu ruh'n" und „Zeuch meinen Geist, triff meine Sinnen" auch bei Wetzel abgedruckt) und endlich (Bl. 14[a] — 16[b]) die genannten fünf Lieder des Verstorbenen. Außerdem widmete der Eisenberger Superintendent Elias Tömlich, der vormalige Gatte von Tribbechow's ältester Schwester Anna Barbara († 1707), seiner Schwiegermutter noch ein Trauergedicht in dem Einzeldrucke: „GOttes Wohlmeynen unter dem Creutz" (Eisenberg o. J.; 2 Bll. Fol.). Was die letztere betrifft, so hat sie, ohnehin durch den Verlust von fünf Töchtern schwer gebeugt, ihren Sohn nur bis zum 4. Juni 1713 überlebt. Sie starb in Gotha, 58 Jahre alt, und fand ihre Ruhestätte auf dem dortigen ältesten Friedhofe.

Christ-schuldiges Liebes- und Ehren-Gedächtniß, Dem weyland ... Herrn Johann Tribbechoven . . . Nach Dessen zu Tännstädt in Thüringen am 31. Martii 1712. erfolgtem Seligen Absterben Mitleidend aufgerichtet Von Innen benandten Gönnern und Freunden. Halle o. J. (1712.) Fol. (Herzogl. Bibliothek zu Gotha.) — J. C. Wetzel, Lieder-Dichter, 3. Thl. (1724), S. 316—324. — Zedler's Universal-Lexicon, 45. Bd. (1745), Sp. 581; von Jöcher, 4. Thl. (1751), Sp. 1312, mit geringen Aenderungen wiederholt. — Chrph. Sachse, Onomasticon literarium, Pars VI. (1788), S. 608. — G. L. Richter, Lexikon alter u. neuer geistl. Liederdichter (1804), S. 413 f. — E. E. Koch, Kirchenlied, 3. Aufl., 4. Bd. (1868), S. 377—380. — C. Kehr, Der christl. Religions-Unterricht in der Volksschule, 2. Thl., 2. Aufl., Gotha 1870, S. 359 f. — A. Fr. W. Fischer, Kirchenlieder-Lexicon, 2. Hälfte (1879), S. 479[b] und unter den einzelnen Liederanfängen. — Vgl. auch: Joh. Chrn. Bachov, Tractatus iuridico-historicus de sepulcris, coemeteriis aliisque rebus sacris, Gotha 1715, S. 285 (Grabschrift der Sophie Elisabeth T.). — (J. G. Brückner), Kirchen- u. Schulenstaat im Herzogth. Gotha,

II. Thl., 12. Stück, Gotha 1760, S. 68, Anmerk., u. S. 77. (Das unrichtige Geburtsjahr 1678 — ohne Tag —, zuerst von Zedler genannt, wiederholt sich in allen folgenden Quellen, während ihnen Brückner's bestimmtes und zuverlässiges Datum entgangen ist.) — Fischer, a. a. O. II, 58[b] (Freylinghausen's o. a. Lied, doch ohne Hinweis auf den ersten Druck). — W. Schrader, Geschichte der Friedrichs-Universität Halle, Berlin 1894, 1. Bd., S. 142 u. 2. Bd., S. 561. — Außerdem gef. Mittheilungen der Herren: Prof. Dr. R. Ehwald u. Bibliothekar Dr. H. Georges in Gotha, Privatdocent Dr. F. Heuckenkamp in Halle u. Oberbibliothekar Dr. K. K. Müller in Jena. (In Goedeke's Grundriß fehlt T.) A. Schumann.

Trichtl: Alexander T., Landschaftsmaler, geboren zu Wien am 15. December 1802, † daselbst am 25. October 1884. Seine auf den Ausstellungen der k. k. Akademie erschienenen Bilder verzeichnen Wurzbach XLVII, S. 191, und Cyriak Bodenstein, Hundert Jahre Kunstgeschichte Wiens. Wien 1888. S. 193. 194, der auch das Wurzbach unbekannt gebliebene Geburts- und Todesjahr des Künstlers ermittelt hat. H. A. Lier.

Trieps: Jacob Peter Eduard T., Jurist und Staatsmann, wurde am 31. März 1811 in Braunschweig geboren, † 1884. Sein Vater, der das Gewerbe eines Korbmachers betrieb, war aus Magdeburg zugezogen, eines Unterofficiers Sohn und katholischer Religion († 1832). Seine Mutter Joh. Dorothee Henriette geb. Pell, aus Braunschweigischen Bürgerkreisen stammend, war eine ernst religiöse Natur und auf den Sohn von großem Einflusse († am 5. Oct. 1842). Die Eltern lebten in ärmlichen Verhältnissen, doch fanden sich bald edle Herzen, die dem talentvollen Knaben, der evangelisch-lutherisch getauft und erzogen wurde, eine höhere Laufbahn ermöglichten. Der verdienstvolle Leiter der östlichen Bürgerschule Braunschweigs, Karl Aug. Daubert, erkannte bald seine ungewöhnliche Befähigung und fand Mittel und Wege, die ihm den Uebergang auf das Gymnasium gestatteten, wo Friedemann insbesondere sein anregender Lehrer war, und später auf das Collegium Carolinum, wo er den Unterricht von Petri, Emperius, Griepenkerl (mit dessen Sohne, dem Dichter Rob. G. er im Verkehre stand), Henke u. A. genoß. Dieses besuchte er von Michaelis 1829 bis Ostern 1831. So auf das gründlichste in den humanen Wissenschaften sowie in der Mathematik ausgebildet und mit einem glänzenden Reifezeugniß versehen, bezog er im Mai 1831 die Universität Leipzig, um sich den Alterthumswissenschaften zu widmen. Da dieses Studium ihm aber bald nicht mehr zusagte, so siedelte er für das folgende Semester nach Jena über, wo er nun mit Eifer Rechtswissenschaften studirte. Er hörte bei Francke Institutionen und Pandekten, daneben bei Fries aber auch Philosophie, mit der er sich im Vereine mit seinem Freunde Heinr. Schleiden eingehend beschäftigte. Im October 1832 ging er nach Göttingen, wo er noch drei Semester blieb und sich besonders an Professor Albrecht anschloß, dessen er sich stets mit Dankbarkeit erinnerte. Er löste hier eine Preisaufgabe über das Thema: „quae in definiendo tempore, quo initium capiat ius pignoris, consideranda sint“ mit bestem Erfolge; zu einem Drucke der Schrift, mit der er später (9. Aug. 1837) in Jena die Doctorwürde sich erwarb, ist es nicht gekommen. Im Jahre 1834 kehrte er nach Braunschweig zurück und bestand am 5. December die erste juristische Prüfung in vorzüglicher Weise. Er hatte sich damit das Recht der Advocatur erworben, die er, schon um sich den Lebensunterhalt zu gewinnen, sogleich ausübte; unterm 3. März 1835 wurde er zum Notar ernannt. Bei seiner Meldung zum zweiten Examen (Febr. 1837), das zur Erlangung einer Richterstelle erforderlich war, erfuhr er einige Weiterungen, da er inzwischen (Febr. 1836) wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Bestrebungen in Unter-

suchung gezogen worden war. Er hatte der Burschenschaft in Leipzig und der Arminia in Jena etliche Wochen als „Renonce" angehört, sich aber, da er den studentischen Angelegenheiten überhaupt wenig Geschmack abgewinnen konnte, bald davon losgesagt und auf seine Studien zurückgezogen. Das Ministerium ließ ihn dann auch ohne Bedenken durch Rescript vom 8. Aug. 1837 zu der Prüfung zu, die er am 23. März 1839 wiederum mit Auszeichnung beendete. Noch in demselben Jahre (10. Oct.) vermählte er sich mit Auguste Daubert, der Tochter seines Wohlthäters. Seine Thätigkeit als Anwalt hatte inzwischen einen bedeutenden Umfang gewonnen; als Dr. Fr. (v.) Liebe (der spätere braunschweigische Ministerresident in Berlin) 1837 zum Kreisgerichtsassessor in Wolfenbüttel befördert wurde, übernahm er auch einen großen Theil von dessen Praxis. Er war ein ebenso gesuchter wie geachteter Anwalt, dabei aber nichts weniger als ein Mann, der seine Stellung geschäftsmäßig auszunutzen verstanden hätte. Dazu besaß er eine viel zu hohe Auffassung von seinem Berufe. Das Recht zu finden und zu vertreten, war ihm eine sittliche Pflicht; auf viele seiner handwerksmäßigen Collegen sah er vornehm herab. Als der Stadtdirector Wilh. Bode, mit dessen gleichnamigem Sohne T. von frühester Jugend an auf das innigste befreundet war, 1848 von seinem Amte zurücktreten wollte, wünschte er ihn zu seinem Nachfolger zu haben. Doch vereitelten die Hetzereien eines neidischen Collegen die Wahl, die dann auf einen Dritten fiel.

Von den sogenannten drei Standesclassen wurde Tr. 1845 in die Ständeversammlung gewählt, wo er in den tollen Jahren 1848 und 1849 in liberalem, constitutionellem Sinne wirkte und durch sein entschiedenes Auftreten, das von einer packenden Beredtsamkeit unterstützt wurde, vor allem die Entlassung des Geheimraths Fr. Schulz aus dem Staatsministerium durchsetzte, von den Uebertreibungen der äußersten Linken sich aber besonnen fern hielt. Durch die Stände gelangte er dann auf das Gebiet, das seinen Neigungen und Fähigkeiten wohl am meisten entsprach, in die höhere Richterlaufbahn, indem diese ihn für eine der beiden Stellen im herzoglichen Oberlandesgerichte zu Wolfenbüttel wählten, deren Präsentation ihnen damals verfassungsmäßig zustand. Unterm 12. Dec. 1849 ward diese Wahl von dem Herzoge Wilhelm bestätigt. Als am 1. Juli des folgenden Jahres die neue braunschweigische Gerichtsverfassung, insbesondere die Strafproceßordnung, an deren Berathung er im Landtage hervorragenden Antheil genommen hatte, in Kraft trat, war er für ein Jahr Substitut des Oberstaatsanwalts und als solcher insbesondere für die Einführung des Schwurgerichtsverfahrens in die Praxis thätig; er trat dann aber wieder ins Obergericht zurück, in dem er bis in das Jahr 1857 auf das erfolgreichste wirkte. Inzwischen hatte die braunschweigische Regierung auf Anregung der Handelskammer in Braunschweig beschlossen, ein Mitglied zu der Commission abzuordnen, die seit Anfang 1857 in Nürnberg ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch bearbeitete. Die Wahl fiel auf T., der unterm 19. Mai 1857 mit dieser Aufgabe betraut wurde. Er hat dann in Nürnberg und, als die Commission zur Berathung des 5. Theiles, des Seerechts, nach Hamburg übersiedelte, hier sich an den Arbeiten auf das wirksamste betheiligt. Die Gewandtheit, mit der er hier auch die ihm von Haus aus fern liegenden Verhältnisse des überseeischen Handels- und Weltverkehrs — ein Gebiet, für das ihm jedoch aus seiner Anwaltszeit eine gründliche Einsicht in den Geschäftsbetrieb der großen Braunschweigischen Handelshäuser eine gewisse Vorbereitung gab — schnell und sicher auffaßte und beurtheilte, erweckte die Aufmerksamkeit der Hanseaten und den Wunsch, die tüchtige Kraft in ihren Dienst zu ziehen. Seine Erfüllung wurde ihnen dadurch sehr erleichtert, daß T. doch etwas enttäuscht war, als er in Wolfenbüttel nach v. Schmidt-Phiseldeck's Tode († am 5. Nov. 1856) die

Stelle des Oberstaatsanwalts nicht bekommen hatte. Er forderte und erhielt unterm 15. Nov. 1860 mit dem Ausdrucke des Bedauerns in Braunschweig seinen Abschied und wurde Mitglied des Obergerichts zu Hamburg. Gleich darauf wurde er von hier nach Nürnberg gesandt, um jetzt als Hamburgischer Abgeordneter dort an der 3. Lesung des ganzen Handelsgesetzbuches Theil zu nehmen. Als die drei Staaten Oesterreich, Preußen und Baiern die meisten der hier von den Mittel- und Kleinstaaten aufgestellten Fragen von vornherein verwarfen, verfaßte T. zwar gegen dieses gewaltsame Vorgehen einen scharfen Protest, trat dann aber doch dem so beschleunigten, wenn nicht erst ermöglichten praktischen Ergebnisse bei, indem er das Gesetz in einem ausführlichen Berichte, den er in Gemeinschaft mit Dr. Versmann u. A. an den Hamburger Senat erstattete, zur Annahme empfahl. Diese fand dann auch statt und das war wohl der Anlaß, daß viele schwankende Staaten dem Vorgange sich anschlossen. In die Zeit seines ersten Hamburger Aufenthalts fällt eine seiner wenigen in Druck erschienenen Arbeiten, ein Vortrag: „über Nationalität und Einheit des bürgerlichen Rechts" (Hamburg 1860), in dem er in geistvoller Weise Wünsche und Forderungen aussprach, deren Erfüllung wir jetzt entgegengehen.

Trotz der geachteten Stellung, die er in Hamburg einnahm, sehnte er sich doch nach der Heimath, an der er mit Liebe und Treue hing, zurück, und als ihm nach Breymann's Tode († am 18. Juni 1863) die Stelle des Obergerichtspräsidenten in Wolfenbüttel angeboten wurde, nahm er diesen Ruf mit Freuden an und brach die Verhandlungen ab, die zugleich über seinen Eintritt in das Oberappellationsgericht zu Lübeck schwebten. Seine Anstellung in Wolfenbüttel erfolgte unterm 4. Aug. 1863. Von allgemeinerer Bedeutung ist aus der zunächst folgenden Zeit das von ihm abgefaßte Gutachten über die Frage der Theilbarkeit der Bauergüter, das unterm 6. März 1866 von dem Plenum des Herzogl. Obergerichts an das Ministerium erstattet, und in der mit Entschiedenheit aus Gründen des Rechts wie der Staatswohlfahrt für ihre Geschlossenheit eingetreten wurde. Es ist erst im Jahre 1872 ohne Nennung des Verfassers unter dem Titel „Theilbarkeit oder Geschlossenheit der Bauergüter?" veröffentlicht worden, als diese Frage aufs neue auf der Tagesordnung der Landesversammlung stand. Anfang des Jahres 1868 wurde er nach Berlin in die Commission berufen, die für den Norddeutschen Bund eine neue Civilproceßordnung entwerfen sollte, doch schied er wegen Meinungsverschiedenheiten, in die er hier gerieth, nach etwa anderthalbjähriger Thätigkeit wieder aus ihr aus. Unterm 22. Mai 1869 wurde er zum Mitcurator der Verwaltung des Vermögens Herzog Karl's ernannt und als dieser wenige Jahre darauf starb († am 19. Aug. 1873) hat er mit dessen Erbin, der Stadt Genf, als Vertreter des regierenden Herzogs Wilhelm die Verhandlungen in kurzer Zeit in einer beide Theile völlig befriedigenden Weise zu Ende geführt. Hierdurch kam er in nähere persönliche Beziehungen zu seinem Landesfürsten, dem die gewandte und vornehme Art, wie er die ihm etwas peinlichen Angelegenheiten erledigte, ausnehmend gefiel. Es hat dies wohl nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß nach dem Tode des Staatsministers Campe († am 14. Oct. 1874) T. als wirklicher Geheimer Rath unterm 5. Nov. 1874 in das Ministerium berufen wurde, wo er das Departement der Justiz und des Cultus erhielt.

Wandte er hier, wie bei seinem Entwickelungsgange natürlich ist, sein Hauptinteresse auch der Justiz zu, so hat er doch auch das andere Gebiet keineswegs vernachlässigt. Insbesondere hat er sich um das Polytechnikum, das hauptsächlich durch sein energisches Eintreten und seine beredten Worte in den Verhandlungen der Landstände vor dem Untergange bewahrt wurde, wesentliche Verdienste erworben. Die Gymnasien entzog er — hier Anregungen, die vor

seinem Amtsantritte lagen, folgend — der Aufsicht des Consistoriums, indem er ihre Leitung, um sie in sachmäßige Hände zu bringen, der neuerrichteten Oberschulcommission übergab; doch trug er auch hier durch die Aufnahme eines tüchtigen Geistlichen in die Commission dem Interesse der religiösen Erziehung Rechnung. Noch mehr wollte er den christlichen Charakter der Volksschule gewahrt wissen und ließ er daher ihren Verband mit den kirchlichen Behörden in keiner Weise lockern. In kirchlicher Beziehung war er kein Parteimann, doch waren seinem juristischen Verstande und seiner geschichtlichen Auffassung feste Grundsätze sympathischer als unklare Gedanken; von Seiten der Liberalen ward später wohl nicht mit Unrecht von ihm behauptet, daß er die Orthodoxen begünstigt hätte. Mehr noch am Herzen lag ihm jedenfalls die Neuorganisation des Justizwesens, die auf Grund der Reichsgesetze zum 1. Oct. 1879 auszuführen war. Hier innerlich und äußerlich die Hoheit der Justiz zu wahren, betrachtete er als seine vornehmste Aufgabe. Von ihm selbst oder nach seinen Angaben und unter seiner Leitung wurden die zahlreichen Landesgesetze ausgearbeitet, die zur Einführung der neuen Reichsjustizgesetze erforderlich waren; bei dieser Arbeit unterstützte ihn besonders der damalige Obergerichtsrath Wilhelm Mansfeld, der, wie die „Ausführungsgesetze“ (Braunschw. 1879), auch die um diese Zeit erlassenen „Grundbuchgesetze des Herzogthums Braunschweig mit Motiven und Erläuterungen“ (Braunschw. 1878) herausgab. T. sorgte sodann — z. Th. nicht ohne lebhaften Widerspruch des Landtags, in dem sein energisches Auftreten eine vorher nicht gekannte Opposition hervorrief — für Errichtung würdiger Gerichtsgebäude, für angemessene Aufbesserung der Gehalte; auch durch strenge Auswahl unter den Anwärtern suchte er den Stand der Richter nach Möglichkeit zu heben und so den alten guten Ruf der braunschweiger Justizpflege auch für die Zukunft zu bewahren. Die Erhaltung eines selbständigen Oberlandesgerichts, die manchen ein kostspieliger Luxus däuchte, erschien ihm als eine staatliche Nothwendigkeit, da ihm seine Aufgabe im wesentlichen ein Verzicht auf die Justizhoheit und damit auch auf das wichtigste der durch die Reichsverfassung gewährleisteten Souveränitätsrechte bedeutet haben würde. Er aber hatte, wie der ihm befreundete Abt Dr. Thiele an seinem Sarge treffend hervorhob, „den Muth zu glauben, daß auch in der neuen Gestaltung des deutschen Reichs- und Staatsrechts ein kleines Land als Glied im Ganzen sehr wohl seine berechtigte Stelle finden und wahren könne, wenn es genugsam Zeugnis geben könne nicht nur über sein materielles Vermögen, sondern auch über die zur Selbstregierung erforderlichen geistigen Kräfte. Er traute das seinem Lande zu.“

Aus dieser Gesinnung ist auch das Regentschaftsgesetz vom 16. Febr. 1879 entstanden, das die Regierungsverhältnisse nach dem Tode des Herzogs Wilhelm sicher stellen sollte und in der Hauptsache ganz Trieps' Arbeit ist. Frühere von Andern gemachte Versuche die Sache zu ändern waren gescheitert, da sie rein auf bestimmte Persönlichkeiten zugeschnitten waren. T. unternahm es zuerst die obschwebenden Fragen generell durch einen Zusatz zur Verfassung (der neuen Landschaftsordnung vom 12. Oct. 1832) zu regeln. So schaffte er einen festen Rechtsboden, der bei dem Tode des Herzogs die Möglichkeit bot, ohne äußere Störungen die Staatsverwaltung fortzuführen und die unzweifelhaften Rechte der Dynastie unter Berücksichtigung der realen Verhältnisse für die Zukunft sicher zu stellen. Das Gesetz ist, wie sich jetzt inzwischen herausgestellt hat, für Haus und Land Braunschweig von unberechenbarem Segen gewesen und läßt diesen auch für die Zukunft erhoffen. Neben dieser Thätigkeit wandte T. sein Interesse natürlich auch den anderen Zweigen der Staatsverwaltung zu, die zunächst in das Ressort der übrigen Minister gehörten, für die er aber bei dem collegialen

Charakter der obersten Staatsbehörde gleichfalls die Verantwortung glaubte mit übernehmen zu müssen. Er gerieth hierdurch zu seinen Collegen in einen gewissen Gegensatz, der seinen inneren Grund in einer verschiedenen Auffassung von dem Wesen und den Aufgaben des Staates und seiner Leitung hatte und insbesondere auch bei der Berathung über die Stellung des vierten nicht stimmberechtigten Mitgliedes des Ministeriums zum Austrage kam. Da T. seine Ansicht nicht durchzusetzen vermochte, so reichte er seinen Abschied ein, der ihm zum 1. Juli 1881 bewilligt wurde. Ungern ließ der Herzog ihn gehen und nach dem Abgange des Staatsministers Wilhelm Schulz (1. Oct. 1883) scheint er nochmals versucht zu haben, ihn in seinen Rath zurück zu bekommen.

T. lebte nun in Braunschweig äußerlich zurückgezogen in reger geistiger Arbeit, mit juristischen und philosophischen Studien beschäftigt. Leider hat er hier auf seinem Hauptfelde, der Jurisprudenz, wo Leute wie Thöl, Gerber, Wächter, Gneist u. A. ihn als ebenbürtigen Kenner achteten, kein abgeschlossenes Werk hinterlassen. Oeffentlich ist er, wenn wir von dem deutschen Schriftstellertage in Braunschweig im Jahre 1882 absehen, wo er den Vorsitz im Festausschusse führte, nicht wieder hervorgetreten. Bei voller geistiger und körperlicher Kraft machte ein Gehirnschlag am 5. Juni 1884 seinem Leben plötzlich ein Ende. Der schönen Worte Thiele's an seinem Sarge, die im Drucke erschienen, ist oben bereits gedacht worden. Die Leiche wurde in Wolfenbüttel beigesetzt, wo seine Gattin ruhte, die ihm bereits am 4. Februar 1859 im Tode vorangegangen war. — T. war einer der seltenen bedeutenden Männer, bei denen Verstand, Gemüth und Herz in schönem Gleichmaße stehen. Mit einer hervorragenden Schärfe des Geistes, die auch die schwierigsten und fremdesten Verhältnisse schnell durchdrang und klar erfaßte, mit einer leidenschaftlichen Willenskraft, die mit urwüchsiger Gewalt der Schwierigkeiten Herr wurde, rastlos das Ziel verfolgte und Widerstand, der ihm unberechtigt erschien, schroff zurückstieß, mit einer reichen allgemeinen Geistesbildung und einer organisatorischen Schaffenskraft, die nicht am Einzelnen haftete, sondern das Ganze übersah und alle Angelegenheiten von einem hohen Gesichtspunkte überblickte und zurechtlegte, mit einer ungewöhnlichen dialectischen Gewandtheit und einer fesselnden Redegabe, die zu Herzen ging, weil sie von Herzen kam, verband er ein tiefreligiöses Gemüth, eine aufrichtige Herzensgüte, die überall gern half und Anderen lebenslang treue Dankbarkeit bewahrte, einen frohen, heiteren Sinn, der leicht in munterem Scherz und geistvollem Humor emporsprudelte und, zumal im Kreise alter Freunde, zu harmlos ausgelassener Freude sich hinreißen ließ. Hatte er auch Alles, was er geworden war, durch sich selbst und auf geraden Wegen erreicht, so hat er trotz dem berechtigten Selbstbewußtsein, das er bei der Offenheit seines Wesens nicht mit falscher Bescheidenheit zu verdecken suchte, sich niemals überhoben oder seine schlicht bürgerlichen Lebensgewohnheiten aufgegeben, wenn er auch dabei seiner Abneigung gegen Formen und Etiquettenwesen mitunter wohl etwas mehr, als klug und nöthig war, Ausdruck gab. Daß er ein lauterer Charakter war, der nur das allgemeine Beste im Auge hatte und selbstsüchtige Interessen nicht kannte, haben auch seine Gegner anerkannt, an denen es einem so entschiedenen Charakter wie ihm natürlich nicht fehlte. Unter den verdienten Staatsbeamten des Braunschweiger Landes wird ihm stets ein Ehrenplatz gebühren. P. Zimmermann.

Trier: Johann Wolfgang T., Jurist, geb. zu Möhra im Meiningischen 1686, 1709 Dr. jur. zu Leiden, 1711 Professor der Heraldik zu Leipzig, 1724 k. pr. Hofrath und ordentlicher Professor der Rechte zu Frankfurt a. d. Oder, dort auch nach J. J. Moser's Abgang Primarius der Facultät, wurde 1743 wegen äußerster Unverträglichkeit entlassen, ging nach Dänemark und trat dort

als Secretär in die Dienste einer Schifffahrts- und Handels-Compagnie, in welcher Stellung er um 1750 gestorben ist. Er wird als tüchtiger Praktiker des Civilrechts bezeichnet; bekannt geblieben aber ist er nur durch seine Schmähschriften gegen Heineccius und dessen axiomatische Methode, beginnend mit dem „Examen methodi axiomaticae qua in Elementis jur. civ. usus est J. G. Heineccius“, Frankfurt a. M. (thatsächlich a. d. Oder) 1733. Die Geschichte dieser Polemik gibt Nettelbladt in den Hallischen Beiträgen 1, 563 fg.

J. J. Moser, Lexikon der jetzt lebenden Rechtsgelehrten, 265 fg. — Meusel, Lexikon der 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller 14, 133 f.

Ernst Landsberg.

Trier: Karl v. T. (von gleichzeitigen Schriftstellern und in Urkunden, in fremden wie in eigenen, stets nur so genannt, als Karl Beffart v. T. erst seit dem 15. Jahrhundert, wol in genealogischem Mißverständniß, bezeichnet), der erste in Preußen gewählte Hochmeister des Deutschen Ordens, dessen Wahl bald nach dem am 5. März 1311 erfolgten Tode Siegfried's v. Feuchtwangen geschah, welcher den hochmeisterlichen Sitz nach der Marienburg verlegt und durch die Erwerbung des Fürstenthums Pommern das Ordensgebiet nach Westen hin über die Weichsel hinaus ausgedehnt hatte. T. starb am 12. Februar 1324. Die geschickte Amtsführung in einigen höheren außerpreußischen Stellungen, seine gewissenhafte Achtung vor den Ordensregeln und eine seltene Gewandtheit in der Rede (auch Lateinisch und Italienisch beherrschte er wie seine Muttersprache) waren es gewesen, was die Stimmen der Gebietiger auf ihn gelenkt hatte. Wenn es den Rittern jener Zeit und ihrem neuen Meister auch sicherlich noch nicht zum vollen Bewußtsein gekommen war, daß durch die beiden erwähnten Ereignisse Aufgabe und Bedeutung ihres Ordens gewaltig gewachsen waren, daß es sich nicht mehr bloß um die einträgliche Verwaltung großer, zerstreuter Besitzungen handelte, sondern daß dem ausgedehnten Gebiete vom Embach in Livland bis zur Küddow in Pommern die natürliche Aufgabe zufiel, sich zu einem mächtigen weltlichen Staate herauszubilden, so machten sich doch die daraus erwachsenden Gefahren sofort fühlbar. Nicht nur einen drei Jahre andauernden Mißwachs mit Hungersnoth und Seuchen im Gefolge und die fortdauernde natürliche Feindschaft der heidnischen Littauer waren zu überwinden: jener durch nachdrückliche Colonisation, diese durch unaufhörliche Abwehr und Angriff. Im äußersten Osten meinte sich der Erzbischof von Riga, in vieler Beziehung doch immer das Oberhaupt der Geistlichkeit in den baltischen Ordensbesitzungen, jetzt mehr denn je dem drohenden Anwachsen der Macht des Ordens entziehen zu müssen (und sei es auch durch eine Annäherung an die Heiden), und die nicht durch den Orden, sondern durch die Bischöfe gegründete Stadt Riga wehrte sich schon jetzt mit aller Kraft davor, wie ihre livländischen und preußischen Schwesterstädte eine einfache Landstadt des Ordens zu werden. Im äußersten Westen dann konnte es Polen, welches sich eben, wenn auch noch lange nicht gesammelt, so doch energisch zu sammeln begonnen hatte, nicht verschmerzen, das stammverwandte Pommerland und damit den Zugang zur Ostsee sich für immer entzogen zu sehen. Den Mittelpunkt endlich, um welchen sich alle Gegner des Ordens sammeln, von dem sie kräftigste Förderung erwarten durften, mußte die römische Curie bilden, die schon lange daran war, die der Obedienz entwachsene geistliche Körperschaft zu beugen und nunmehr auch aus den Reichthümern derselben für sich selbst die Früchte zu sammeln gedachte. Bei den schier endlosen Verhandlungen über alle diese Dinge, deren Fäden zumeist über Avignon liefen, tritt nun freilich, da nur diplomatische Actenstücke und Proceßprotocolle vorliegen, die Person des Hochmeisters ganz in den Hintergrund, aber, wenn auch bei allen drei Hauptgegnern die Verhältnisse so lagen, daß sie nicht auftreten

konnten, wie sie wollten und, um zum Ziele zu kommen, es mußten, so entgeht, scheint mir, doch nicht, daß auf der Seite des Ordens die oberste Leitung in geschickter Hand gelegen haben muß. Denn es kam doch selbstverständlich nicht bloß auf reichliche und richtige Vertheilung von Handsalben an, die leider damals bei der Curie den meisten Eindruck machten, sondern nicht minder auf die geschickte Benutzung der Umstände und des stetigen Wechsels derselben. Als Beweis möchte auch der weitere Verlauf dienen. Im preußischen Zweige des Ordens hatte sich bald ein starker Gegensatz gegen den Meister herausgebildet, nach dunklen, wenig jüngeren Aufzeichnungen, denn urkundliche Nachrichten fehlen, vielleicht wegen seines zu großen Eifers für den Buchstaben des Gesetzes; der herkömmlich angeführte Grund wenigstens, ein Zwiespalt über die Besetzung des Meisterstuhles von Livland, entfällt, weil dieser Vorfall sich erst fünf Jahre später ereignete. Im J. 1317 erklärte sich T. bereit, das Meisteramt niederzulegen und sich in den heimischen Convent nach Trier zu begeben. Bei der Heimreise aber ließ er sich auf einem Generalcapitel zu Erfurt leicht dazu bewegen, die Abdankung zurückzunehmen, und auch in Preußen fügte man sich und wählte dort wieder nach alter Sitte einen besondern Landmeister. Inzwischen war von Avignon auch an den Meister die Vorladung zu persönlicher Rechtfertigung gegen die Klagen der Rigenser und der Polen gelangt; der Meister folgte ihr, und es gelang ihm bei längerm Aufenthalt und durch seine rednerische Gewandtheit den Sieg zu erringen. Trotz früherer päpstlichen Verfügungen mußten der Erzbischof und seine Stadt sich bescheiden und die Polen den Uebergang Pommerns an den Orden als eine zu Recht vollzogene Handlung anerkannt sehen, sogar der dem Kulmerlande als einem alten Theile des polnischen Reiches aufgelegte Peterspfennig wurde erlassen. Schon erkrankt heimgekehrt, lebte der Meister noch vier Jahre in Trier, während deren er sich von den preußischen Angelegenheiten ganz fernhielt, nur der obersten Leitung des Ordens sich widmete.

Joh. Voigt, Geschichte Preußens, IV (1834). — K. Lohmeyer, Gesch. v. Ost- und Westpreußen, I (1881). — Scriptores rerum Prussicarum, I u. II (1861 u. 1863); dazu die verschiedenen preußischen Urkundenbücher.

K. Lohmeyer.

Triesnecker: Franz v. P. T., Astronom, geboren zu Kirchberg (Niederösterreich, bei Wagram) am 2. April 1745, † zu Wien am 29. Januar 1817. Frühzeitig in den Jesuitenorden getreten, besuchte der junge T. die Lehranstalten in Wien und Tyrnau und absolvirte zu Graz das Studium der Theologie. Nach Aufhebung des Ordens Weltpriester geworden, erhielt er bereits 1781 eine Anstellung an der Wiener Sternwarte, doch wird er erst im folgenden Jahre unter dem Titel eines Adjuncten aufgeführt. Als Director Hell im J. 1792 starb, wurde T. sein Nachfolger und leitete nun 28 Jahre lang das damals schon berühmte Institut, unterstützt von treuen Mitarbeitern, wie dem eifrigen Meteorologen Pilgram und dem genialen Rechner Bürg. Die „neue" Wiener Sternwarte, welche erst vor wenigen Jahren durch den großartigen Bau auf der Türkenschanze ersetzt wurde, war Triesnecker's Werk. Aeußere Auszeichnungen fehlten dem ebenso tüchtigen wie bescheidenen Wirken des verdienten Mannes nicht: er war Ritter des Leopoldordens, Ehrendoctor der Philosophie und Mitglied einer stattlichen Anzahl von gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften.

Als Adjunct und Vorstand der Sternwarte hatte T. in erster Linie die Berechnung und Ausgabe der Wiener „Ephemeriden", eines astronomischen Kalenders, zu leiten, der neben den Tabellen auch selbstständige Aufsätze wissenschaftlichen Inhalts brachte. Dieselben rührten theils von dem Herausgeber selbst, theils von gelegentlichen Mitarbeitern her; so enthalten beispielsweise die

„Ephemeriden“ die ersten Untersuchungen über die Bahn des neuen Planeten Uranus von dem Pater Fixlmillner in Kremsmünster. In dieser Sammlung machte T. seine Tafeln der Wandelsterne bekannt, von denen insbesondere die des Mondes zu ihrer Zeit großes Ansehen genossen, ehe sie durch Bürg's großartige Leistung in den Schatten gestellt wurden. Auch Kometen- und Planetenbeobachtungen wurden von T. regelmäßig angestellt und publicirt. Im Verein mit dem Exjesuiten v. Metzburg, einem bekannten Mathematiker, führte derselbe eine Vermessung von Westgalizien aus, und auch die Kartirung des Kronlandes Oesterreich unter der Enns förderten er und Pilgram wesentlich.

Die nachhaltigsten Verdienste erwarb sich jedoch T. um die mathematische Geographie. Wir denken dabei weniger an das von ihm angegebene Verfahren, die Figur der Erde aus Beobachtungen von Sonnenfinsternissen abzuleiten, denn dieses ist zwar theoretisch unangreifbar, kann aber kaum exacte Resultate liefern; wohl aber haben wir seine rastlosen Bemühungen im Auge, für eine ganze Anzahl von Orten die Breite und Länge durch scharfe Berechnung der vorhandenen Beobachtungen zu verbessern oder neu zu bestimmen. Bode's „Jahrbuch“, v. Zach's „Monatliche Correspondenz“ und die „Abhandlungen der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften“ enthalten seine auf dieses Ziel gerichteten Arbeiten; Prag, Madrid, Amsterdam, Peking und eine Anzahl westasiatischer Städte sind, um nur einige Beispiele zu nennen, die Orte gewesen, welchen er seinen Fleiß zu gute kommen ließ.

Bürg, Ueber Triesnecker's Lebensumstände. Bode's astronom. Jahrbuch, 1820, S. 207. — Scriptores Provinciae Austriacae Societatis Jesu, 1. Bd., Wien 1855, S. 369 ff. Günther.

Triller: Daniel Wilhelm T., Dichter, Mediciner, Philolog, wurde am 10. Februar 1695 in Erfurt geboren. Ueber die Geschichte seiner Familie von dem wackeren Köhler Georg Schmidt an, der 1455 den Namen Triller erhielt, weil er Kunz von Kaufungen „mit seinem Schürbaume weidlich getrillet“, hat T. im „Sächsischen Prinzenraub“ 1743 breitspurigen Bericht erstattet — siehe aber Koch, Trillersagen 1884; S. 138 f. die Vita seines Vaters Johann Moriz. Dieser (1662—1701), Jurist, Mediciner, Polyhistor, rühriger und vielseitiger Schriftsteller, auch er um Darstellung jenes Prinzenraubes und die Genealogie der Triller bemüht und fähig „ein anmuthiges Gedichte zu machen“, war 1694—1697 Professor der Mathematik und Dichtkunst am Erfurter Gymnasium und zog dann als Arzt nach Altenburg, wo ihn in einer Stunde mit seiner Gattin, Rosina Sibylla Köhler aus Altenburg, ein hitziges Fieber dahinraffte. Von einem Verwandten, dem Bürgermeister Lic. Gellert, versorgt und auf dem Zeitzer Gymnasium unter Herzog gut vorgebildet, studirte T. 1713 in Leipzig bei Menz Philosophie, bei Mencke Geschichte, bei Lehmann Naturlehre, war Mitglied der „Vertrauten Gesellschaft“ des späteren Reichsgrafen v. Lotz, ging aber 1714 von den schönen Wissenschaften zur Medicin über, ohne sich einseitig auf diesen Beruf einzuschränken. Im Juni 1716 wurde er Magister auf Grund der „Disputatio de Moly Homerico cum reliquis argumentis ad fabulam Circaeam pertinentibus“ (36 S., vgl. auch Poet. Betr. 3, 122). Das krause Thema war zuletzt von dem Jenaer Mediciner G. W. Wedel 1713 erörtert worden. Eine altmodische allegatenreiche Gelehrsamkeit verbreitet sich über die Buhlerin, ihr Philtrum, die Etymologie von μωλυ, die unzutreffenden Bestimmungen der antiken Botanik; es sei der Helleborus niger. 1718 promovirte er in Halle unter Hofmann's Auspicien mit der „Nova Lolli, Franconiae Deastri, explicatio“ (vgl. Miscellanea Lipsiensia XI, 13) und kehrte nach Leipzig zurück, wo er Vorlesungen über Geschichte der Heilkunst, seltsamer Weise auch über die Paulinischen Briefe hielt. Philologische Studien zum Neuen Testamente

hat er auch in Merseburg betrieben. Sein größtes Interesse wendete sich nachhaltig dem Hippokrates zu; die „Apologia pro Hippocrate, Atheismi falso accusato“, Rudolstadt 1719, ist gegen Gundling gerichtet. Das folgende Jahr brachte einen offenen lateinischen Brief an den Engländer Freind über das erste und das dritte Buch des Meisters, Vorstudien zu einer Ausgabe, die, durch Uebersiedelung unterbrochen, 1729 in der zu Leyden gedruckten Studie „De nova Hippocratis editione adornanda Commentatio“ (vgl. Leipziger Gelehrte Zeitung 1729, S. 61) wieder angekündigt, aber durch neue Lebenspflichten nochmals zurückgeschoben und auch in Paris nicht abgestoßen wurde. Kleineres steht auch in den Misc. Lips. X (1721) 118. 1720 als Landphysikus nach Merseburg berufen, heirathete er eine Apothekerstochter und legte, als der Schwiegervater starb, die Regierung aber den ärztlichen Beruf nicht mit dem eines Apothekers verbunden wissen wollte, die medicinische Praxis nieder, um bis zum Tode seiner Frau, 1729, der Officin vorzustehen. In dieser Periode trat er als Dichter hervor. Kränklicher Einsamkeit entzog ihn der Ruf, den Erbprinzen von Nassau-Saarbrücken 1730 als Leibarzt auf Reisen zu begleiten. Fortan hat T. eine große Weltkenntniß erworben, bedeutende gelehrte Verbindungen geschlossen und die Gunst hoher Herren erworben, die er in einer speichelleckenden Zeit würdig erwiderte, Widmungen und Gedichte liberal mit offenen Bekenntnissen über inneren Adel ausstattend. Sein weiterer Lebenslauf ist in den Reimwerken gebucht. Unterwegs versäumte er wissenschaftliche Arbeit und fördernden Austausch nicht. So finden wir ihn in Basel im Kreise der Bernoulli, Werenfels, Iselin, in Straßburg bei Schöpflin, während die beiden längeren Pariser Aufenthalte 1731 f. Studien auf der Bibliothek ergeben, mit allen namhaften Aerzten verkehrend, auch mit Fontenelle bekannt (vgl. die Verse 1757 in Gottsched's „Neuestem“ VII, 234); dazwischen in Holland der Geburts- und Geistesaristokratie nahe, auch für die Bilderschätze interessirt (Poet. Betr. II, 329). Nach persönlicher Begegnung verhieß er Franz von Lothringen für seine Tugenden das Kaiserthum (II, 341) und ward damit ein Prophet. Allen voran fesselte ihn Boerhave (II, 338; Epicedium 1738 III, 70), zu dessen Aretäusausgabe er „Observationes et emendationes“ beisteuerte. Im Frühjahr 1732 erfolgte die Heimkehr. Bieberich und Wiesbaden hat T. in manchen Reimen preisend abgeschildert. Er behielt reiche Muße für medicinische und philologische Studien, wie sie damals nicht nur bei ihm Hand in Hand gingen. In einen Streit zwischen den Breslauer G. Hahn und dem auch als Dichter wohl bekannten, von T. (IV, 323) besungenen Werlhof über die Frage, ob die Alten die Kinderblattern gekannt, warf er „Epistolae medicae duae de anthracibus et variolis veterum“ (Hahn's Carbo pestilens 1736 beigedruckt); drei Jahrzehnte später hat er W. Schlegel's höhnische Prophezeiung eines englischen Lehrgedichts über die Impfung durch die „Geprüfte Pocken-Inoculation“ (Frankfurt a. M. 1766, in Quarto) vorweggenommen, und 1768 ein größeres „Gedicht von der Veränderung der Arzneikunst“ (Wittenberg) zum Besten gegeben. Wie weit hinter den heutigen klinischen Untersuchungen liegen die verlassenen Gelehrtenstege einer Zeit, da T. zwar neuere Erfahrungen Boerhave's u. A., sowie eigene Empirie heranzog, um 1740 eine „Succincta Commentatio de Pleuritide ejusque curatione, adjectis simul decem singulis pleuriticorum historicis“ zu liefern, aber darin das Hauptaugenmerk den Lehren des Hippokrates, Aretäus, Alexander Trallianus, Cälius Aurelianus, Cornelius Celsus zuwandte. Und welcher Arzt betriebe heute gar die Textkritik nichtmedicinischer Schriftsteller der Antike, Griechen und Lateiner, Dichter und Prosaiker, wie T. in den „Emendationes et Observationes in Juliani Caesares“ (Gotha 1736), den Beiträgen zum Gellius,

zu Gronov's Aelian (London 1744), dem Commentar zu Lucan's Pharsalia u. s. w. Seinen Freunden in Hippokrates, dem weitberühmten Londoner Arzt Mead und Wigan, hat er 1742 einen dicken philologischen Band über den Kanal geschickt: „Observationum criticarum in varios Graecos et Latinos auctores libri IV“ (Frankfurt a. M., 519 S. ohne die Indices), durch eine stolze Absage an die Kritikaster eingeleitete weitschichtige Adversaria, besonders auf loci corruptissimi, depravatissimi, deploratissimi gerichtet, manchmal conservativ, öfter überkritisch ändernd, weite Kreise, der Prosaiker mehr, bis zu den Spätlingen durchlaufend, sehr belesen, ohne methodische Schärfe, auch mit bösen hebräischen Etymologien behaftet. Im gleichen Jahre schloß sich „Hesychianarum Emendationum specimen novum“ an. Die classischen Philologen kennen heute kaum noch seinen Namen. Einst war er mit Gelehrten vom Rang Reiske's intim (Lebensbeschreibung 1783, S. 747 Briefe aus den Jahren 1750—1758; vgl. die Erwähnungen in Bernard's Zuschriften).

T. führte trotz wiederholter Kränklichkeit ein glückliches Leben in schönster Eintracht mit seiner zweiten Gattin Henriette Thomä (geb. am 16. Januar 1715), die ihm am 7. October 1734 angetraut worden war: „O Tag! der würdig, mit Zinnober Im Allmanach gefärbt zu stehn.“ Die Kinder stellten sich in rascher Folge ein: sieben haben die Mutter überlebt. Er siedelte 1744 nach Frankfurt a. M. über, vom Reichshofrathscollegium zum Leibarzt und ordentlichen Rath gewählt und konnte sogleich eine große Praxis entfalten, zog aber schon im Juni 1745 als Hofrath und Leibarzt nach Weißenfels, dessen letzten Herzog er alsbald in den böhmischen Feldzug begleitete, selbst schwer erkrankend, in Iglau genesend (Poet. Betr. IV). Mit dem Herzog Johann Adolf erlosch im Frühjahr 1746 das regierende Haus, das Ländchen fiel an Kursachsen. T. erhielt nun, nachdem eine Aussicht auf Leipzig verflogen war, die erste medicinische Professur in Wittenberg und den Charakter als Hofrath und Leibarzt des Königs von Polen. Eine Sommerreise nach Frankfurt a. M. brachte am 12. August 1751 seiner Gattin den Tod. Der Untröstliche errichtete ihr ein großes „Wohlverdientes Ehrengedächtniß“ und wurde nicht müde, ihr in herzbrechenden Reimen an den Gedenktagen des gesegneten Bundes nachzuseufzen („Klage- und Trauergedichte über das Absterben seiner Henriette“, Wittenberg 1752; Poet. Betr. VI, 93). Er hat sich (VI. Vorwort) über Besser's und Canitzens Wittwergedichte ausgelassen, letzteren überschätzend, dem ersteren ganz gesunde Einwürfe machend — nun wetteiferte er mit ihnen, freilich lahm genug. Der 6. Band seiner „Poeterei“ macht 1755 auch unserer näheren Kenntniß dieses fortan träg verrinnenden Lebens ein Ende. An der Universität hielt er „wenig oder fast gar keine Vorlesungen“. Er lebte lang, viel zu lange für seinen Ruf: am 22. Mai 1782 ist er 87jährig gestorben. Für die Beerdigung hatte er einen langen Choral gedichtet, als „D. W. Trilleri Extremum Vale, oder letzte Abschiedsgedanken von dieser Welt“ gedruckt, worin er vor allem auf „ein redlich Herz“ Anspruch macht. Was wir von seiner Persönlichkeit wissen, gibt ihm ein gutes Recht darauf.

Ganz anders steht es um Triller's dichterische Titel. Wohl macht ihm sein später Nachruf „Zufällige Gedanken über J. C. Günther's elendes Leben und herrliche Gedichte“ (1742 III, 101, vgl. auch S. 327, 384) menschlich Ehre, daß er über der „allzufreyen Brunst“ das lyrische Genie nicht vergaß und dem Jugendfreund so treu blieb, auch sich ihm so willig unterordnet — aber aus seinen vielen tausend Reimen würde Niemand erschließen, daß T. einst (in Leipzig um 1718) neben dem genialsten Dichter der Zeit den „Anakreon“ übersetzt hat (vgl. Seufferts Vierteljahrschr. 6, 491). Einen Erstling, die galante Frühlingsode von 1713, zog er spät hervor (VI, 621). Seine Gedichte, außer Fabeln und dem

Epos, sind in sechs stattlichen Bänden als „Daniel Wilhelm Trillers, Phil. & Med. Doct. Poëtische Betrachtungen, über verschiedene, aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien" in Hamburg erschienen; der erste 1725, vom Meuselwitzer Pastor Hecker edirt, mit dem Zusatz „zur Bewährung der Wahrheit Christlicher Religion, denen Atheisten und Naturalisten entgegen gesetzet", mit Aenderungen und Zuthaten des Verfassers neu herausgegeben 1739 (752 S.) von J. C. B., der auch den zweiten Band 1737 (wiederholt 1746) zeichnet. Der dritte erschien 1742 (1750), der vierte 1747, der fünfte 1751, der sechste 1755. Vorausging 1723 Urtext und Uebersetzung von „Hugonis Grotii leidendem Christus" mit großem Erklärungsapparat und einer Zugabe von Passionsandachten. T. zeigt hier seinen Zusammenhang einmal mit Opitz, dann mit der neueren geistlichen Dichtung, die besonders in Hamburg gedieh. Und in Hamburg fand T., der auch am „Patrioten" theilnahm, seinen göttlich verehrten Meister, Brockes, den unermüdeten theologisch-naturwissenschaftlich reimenden Lobredner des „Irdischen Vergnügens in Gott". Ihm wollte, stets bescheiden zu dem vierten Gestirn nach Opitz, A. Gryphius, Lohenstein aufblickend, der medicinische Versmacher wie Icarus dem Dädalus folgen. Brockes habe seiner Dichtung erst Inhalt gegeben. Ihm widmete er jenen „Christus" und den ersten Hauptband, empfing selig prosaische und gebundene Anerkennungen des Rathsherrn (vgl. IV, 661), feierte ihn Jahre lang als Dichterfürsten und beschloß seinen 4. Band mit einem Trauercarmen. Charakteristisch für T. ist eine der Thesen von 1716: „Poetae fiunt, non nascuntur", und viel später der Vers: „Wer zu lang singt, singt nicht gut". Er hat über die Poesie sich schwankend geäußert, einmal für eine Stelle des Hippokrates alle Dichtungen der Welt hergeben wollen, anderswo (III, 112) den großen Haller — den letzten, den er noch würdigte — angerufen: „Du solltest Folianten schreiben, Und nichts, als nur die Dichtkunst treiben. . . Ruh' aus, die Körper zu zergliedern, Und wende dich zu deinen Liedern." Ihm war die Dichtung nur ein Nebenwerk, aber er betonte das utile, Feind des Schwulstes, dessen nicht geringe Spuren im eigenen ersten Band er zu bessern und fortan auf dem Mittelweg zwischen dem Prunkenden und dem Niederträchtigen zu meiden suchte, und ein Gegner Hofmannswaldau'scher Sinnlichkeit. Pope imponirte ihm (III, 146). Er selbst gewann einen dichtenden Verehrer in dem Coburger Herrn v. Böhlau, den er höchlich überschätzte (I^2 vorn; III, 329, 350, 383, 486; V, 183). Wir wissen, daß seine eigene Reimerei immer von Reminiscenzen an Stellen der Alten begleitet war, die er „unter währender Arbeit" an den Rand schrieb, um sie dann in Fußnoten niederzulegen. Manches darin und in Vorreden zeugt von weiter Belesenheit und vereinigt brave Worte gegen die landläufigen Casualverse mit den schiefsten Urtheilen, z. B. über Milton, Petrarca oder des Dantes lächerlich einfältige Vorstellung von „Ditis Hofstadt" — T. hat die Hölle freilich ganz anders beschrieben (I, 101). Er betont mit Berufung auf Pindar, Horaz u. a. und schiefer Anwendung auch auf Epos und Drama, was erlebte Gelegenheitspoesie heiße (IV. Vorrede), kann aber selbst nichts ausgestalten und steckt oft noch tief im alten Opitziren (vgl. auch I, 243: „Ich empfinde fast ein Grauen"; IV, 482: „Damon saß in tiefem Sinnen"). Teleolog und Feind der „verstockten Atheisten" wie Brockes, trotz zahllosen christlichen Reimen doch vom Deismus gestreift (III, 393 Lob Bayle's), hat T., im 1. Bande namentlich, gerade das, was an dem „großen Brocks" unser Lachen reizt, bis zum Verwechseln getroffen: wenn er Nelken oder Bienen beobachtet, das Firmament oder den Weinstock lehrhaft beguckt, „die aus Glaß geblaßne Röhre" des Torricelli, „des Blutes Circulfluß", das Fieber und das Chinin erörtert, mit Brockes hört und sieht, schmeckt und riecht (Aria: „Eröfnet sich das Nasen-Loch") oder in 115 Strophen,

nebst lateinischen Noten, einen Cursus der menschlichen Anatomie abhält oder vorher (I, 137), diese schlimmsten, aber belustigendsten Opera auch später auszeichnend, des Schöpfers weise Größe in der Fortpflanzung der Frösche mit liebevollster Versenkung schildert, wobei mitten in der Thierphysiologie ein Vergleich zwischen dem Froschpaar und Emma's und Eginhard's Huckepack erscheint. Medicinischem Interesse entsprang auch die, schon von zwei anderen unternommene Versification des Christian-Gryphischen „Tempels des Todes", wie er das Somnium Scipionis in deutschen Strophen bearbeitete und auslegte. Brockes hat ihn 1734 „aus langer Schlafsucht" wieder zur Poesie geweckt, aber Themata wie die Aloe oder des Holzes mannichfacher Nutzen schwinden gemach, die Wasser von Wiesbaden, Ems, Schwalbach, Böhmen („Das Kaiser-Karls-Bad zu besingen Empfind' ich einen Dichtertrieb") zu feiern lag dem Arzt nahe, doch hat er noch im 5. Band „Das Fliegenauge" unter die teleologische Lupe genommen. Geschmacklos kann er auf eine aristotelische Hodegetik ein „Lob des Caffe", auf die Huldigung für Haller ein Tobackgedicht folgen lassen. Sein Heimgebrachtes aus der Fremde ist recht uncharakteristisch; seine massenhafte religiöse Dichtung, auch nach Sannazaro's Muster, aber ohne heidnische Einmischung ausgebreitet (I, 511), trocken; seine Epigrammatik stumpf; seine durch keinerlei Liebeslyrik eingeleitete eheliche Hauspoeterei biedermännisch; seine zahlreichen verstreuten theils freien, theils treuen Uebersetzungen aus Horaz, Anakreon u. s. w. in Reimversen (mehrmals hat T. die altüberlieferten gereimten Sapphica) stillos; seine fortlaufenden Zeilen oder Strophen mannichfach, nicht selten äußerlich sauber, fließend, die Reime im ganzen rein und zwanglos (IV, 267 sie kommen „ungeheißen") — aber er ist ein urprosaischer Kopf ohne alle innere Form, seine Sprache so schwunglos wie seine Brockesischen Cantaten unfanghaft, und den von ihm (V. Vorrede) lebhaft bestrittenen Ausdruck „schöpferischer Geist" hat ihm selbst Niemand zugemuthet.

T. bezeichnet seine „moralischen" und „physikalischen" Gedichte als geringe Gaben. Zur Epik trieb ihn keine poetische Ruhmbegier, sondern ein harmloser Familienstolz. Daß den Deutschen zum Epos nicht sowol das Talent, als Zeit, Geld, Freiheit, Gönnerschaft fehle, setzte er in den Poet. Betr. II, 548 ff. thöricht auseinander, indem er zugleich wider den „rauhen Uebellaut und Ohrenzwang" reimloser moderner Verse (Seckendorf's) und die Hexameter (des Heräus) Einspruch erhob. Dem Nachtreter des 17. Jahrhunderts erschien Lucan, den er commentirte und verdeutschte, als geistvollster und wärmster Poet. Auf den Römer, aber auch auf Voltaire's Henriade sah er hinüber und ahmte einzelne Partien nach, wollte aber sein mit einer Ode und dem Abdruck alter Schriften des Vulpius und Tentzel beschlossenes, anmerkungsreiches Gedicht in vier Büchern, „Der Sächsische Prinzenraub oder Der wohlverdiente Köhler" (Frankfurt a. M. 1743, 320 S.) nicht vor den „tadelsüchtigen Wortrichtern und Erbpachtern des sogenannten guten Geschmacks" für ein Epos ausgeben, weil einer aristokratischen Poetik Bossu's u. A. zuwider ein niedriger Mann die Hauptperson sei. Trotz dem von ihm selbst für gewohnheitsmäßiges heroisches Spielwerk erklärten Apparate des Wunderbaren: Zaubereien, Träumen, unheimlichen schwarzen Reitern, Schutzgeistern, trotz Ausrufen und Gleichnissen sind die klapperigen Alexandriner bare Prosa, und die lange Vision des braven Köhlers von den künftigen Trillern macht eine böse Coda. Ein feierliches Cano eröffnet die Geschichtklitterung vom Jahre 1455. T. kannte ein ungedrucktes lateinisches Dichtwerk Eylenberg's von 1679, lobte und benutzte aber auch das treffliche alte Drama D. Cramer's, Plagium (P. Franz, Der sächsische Prinzenraub im deutschen Drama des 16. Jahrhunderts, Marburg 1891). Die geschichtlichen Relationen waren ihm alle geläufig, er bot den größten Fleiß auf — aber „Ein matter Dichterkiel

ist darzu viel zu schlecht, Timanthes' Schleyer wär hier nur allein gerecht", so daß dem Reimer selbst ein kritisches „Trillen" oder θρυλλεῖν (S. 123) nicht erspart blieb. Er steht tief unter dem Hermannsänger v. Schönaich. Göttinger (Gel. Zeitung 1743 St. 64) und Greifswalder (Crit. Versuche II, 300) griffen ihn an mit der Frage, ob das Wesentliche des Epos auf dem Rang der Personen oder der Wucht und Vortrefflichkeit des Gegenstandes beruhe. Die Dresdener Nachrichten (1743 St. 45, nach Waniek von Liscow) zausen das Machwerk höhnisch und rathen (St. 48) dem Urheber, seinen Kiel zu zerstampfen und seine Leier dem Aesculap zu weihen. Die Zürcher bitten den „erhabenen Poeten" nur ironisch, er möge nicht vergessen, dem Ehrentempel des Ahnherrn eine Capelle für seine eigene vornehme Person anzubauen (Sammlung VII, 96). Kühl verhalten sich die Gottschedianer (Crit. Beiträge VIII, 535); gleichwol muß T. stets in ihren Reihen marschiren, wenn die Blocksbergmusen von den Gegnern beschworen werden, wie ihn auch Henzi's Amusemens de Misodème zu den méchans écrivains zählten und Bodmer (Duncias 1747, S. 8) seinen Namen unter die obotritischen rückt.

Das Jahr 1740, eines der streitbarsten unserer Litteraturgeschichte, war auch für T. verhängnißvoll geworden. Damals erschien sein Band „Neue Aesopische Fabeln, worinnen in gebundener Rede allerhand erbauliche Sittenlehren und nützliche Lebensregeln vorgetragen werden" (Hamburg, ohne die Register 335 S., mit einem allegorischen Kupfer: „Ein Genius reicht dem Verfasser Geschöpftes Hippocrenenwasser" . . .). Vorausgegangen war im 2. Bande der Poet. Beitr. — der S. 215 auch „Die Matrone von Ephesus" nach Petronius mit Erwähnung Lafontaine's bringt — S. 548 ff. ein „Poetischer Anhang von moralischen Fabeln, nebst einem ausführlichen Vorbericht von denen Eigenschaften, Tugenden und Fehlern der Fabeln überhaupt": Musterung der deutschen Poesie, Lob des altväterischen, von T. mehrmals benutzten Rollenhagen, Preis der „güldenen Fabeln" Lafontaine's, mäßige Polemik gegen La Motte wegen zu langer Moralien und der Definition der Fabeln als kleiner Heldengedichte. Ihm ist die Fabel ein „historisches Epigramma, moralisches Geschichtsgedichte, symbolisches Sinngedichte", worin auf eine verdichtete, unglaubliche, aber nicht unvernünftige Geschichte eine Moral folgt. Gegen die Lehre und die Beispiele eröffnete 1740 Breitinger im 7. Abschnitt seiner „Critischen Dichtkunst" („Von der Esopischen Fabel") eine langathmige, theils zutreffende, theils ungerechte Polemik, die von der Definition des „lehrreichen Wunderbaren" aus, besonders S. 214—262, Mangel an Wunderbarem, Unwahrscheinlichkeit, verfehlte Moral, niedrigen Stil aufsticht; während Zink in den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen (1740, S. 641) die Fabeln des an der Alster wohlempfohlenen T. den Schulen ans Herz legt und T. „einem aufgeweckten Stoppe und scharfsinnigen von Hagedorn" als dritten geschickten Kopf zugesellt. Dem entsetzlich platten Stoppe ist T. allerdings überlegen, aber er steht tief unter Hagedorn. Man vergleiche nur die 43. Fabel vom armen Schneider und reichen Kaufmann mit dem „muntern Seifensieder", oder Triller'sche Bearbeitungen Lafontaine'scher Vorlagen sowol mit diesen als mit Hagedorn's Seitenstücken und überlege, was der congeniale Freund Horazens zu der philisterhaften Darstellung der Stadt- und der Feldmaus gesagt haben mag. Nur die Thatsache, daß theilweis ein engerer Anschluß an Lafontaine gesucht wird, und ein paar formale Experimente in dem schläfrigen Jambentrott verschaffen diesen Fabeln ein kleines geschichtliches Interesse. (Vgl. Eigenbrodt, Hagedorn und die Ezählung in Reimversen, 1884, dazu Seuffert im Anzeiger der Zeitschr. für deutsches Alterthum XII, 74 ff.) Zu der Sammlung von 1740, 34 verbesserte und 106 neue Stücke enthaltend, denen die 2. Auflage 1750 weitere fünfzig beifügte, hat T.

ein Vorwort geschrieben, dankbar für reichlichen Beifall, empört gegen „etliche tobende Neider und schäumende Verläumder". Eine gröbere Fassung war von der Censur unterdrückt worden, gelangte jedoch über Hamburg nach Zürich und auf illoyale Weise daselbst zum glossirten Abdruck in Breitinger's „Nothwendigem Ergänzungsstücke zu der Schutz-Vorrede Hrn. Dr. Tr*ll*rs", mit Seitenhieben auf den unschuldigen Liebling und Weihrauchspender Böhlau (Poet. Jugendfrüchte, 1740, S. 83, 345; bevorwortet von T.). Der Gottschedianer Pitschel antwortete dem Zürcher (Belustigungen, August 1741, I, an drei Stellen) salzlos und T. preisgebend. Breitinger hetzte billigen Spott zu Tod im „Echo des deutschen Witzes", 1741, besonders in den Aufsätzen „Historischer Erweis" ... und „Zureichender Grund" ...; in Bodmer's läppischem „Complott der herrschenden Poeten" muß „Tirller" die Gefährlichkeit der Schweizer bestätigen. Uebrigens hatte J. U. König schon im Mai 1725 den „Affen Brockens" bei Bodmer brieflich angeschwärzt.

Was Wunder, daß T., im Grund verträglich und kein Cliquenmann, nach solcher Unbill sehr ergrimmte und zunächst in der Vorrede der Poet. Betr. III seitenlang auseinandersetzte, wie „ein ungestümes und gräßliches Echo aus den rauhen Alpengebürgen her" und „derlei ohnmächtige papierne Donnerschläge", die nur „häßlichen Gestank" hinterlassen, ihn nicht anfechten könnten. Er kommt zu oft auf den hypercriticus Alpinus, die turpes glires Alpinos zurück. Die unglücklichste Entgegnung war 1746 die übereilte Concurrenz mit Bodmer's ein Jahr vorher begonnener Opitzausgabe durch einen vierbändigen, auf Fellgibel's schlechten Text gegründeten, unnütze Conjecturen und leere Anmerkungen führenden Neudruck, den Breitinger 1747 spielend abfertigen konnte („Der gemißhandelte Opitz" . . .) und Lessing verächtlich bei Seite schob. Gottsched (Büchersaal II, St. 6) dämpfte sein Parteilob als kundiger Richter durch gewichtige Zweifel.

T. war schon seinem Alter nach und als Brockesist kein Gottschedianer. Nur in den litterarischen Händeln jener Zeit konnte er als solcher gelten. Er erwähnt den Dichter Gottsched nur nebenher. Ein nach einem Besuch bei T. 1729 begonnener Briefwechsel war bald eingeschlafen, weil T. die Einladung in die Deutsche Gesellschaft dilatorisch beantwortet hatte, aber 1746 wieder in Fluß gekommen. Von einer scherzhaften Epistel an Frau Gottsched (28. Dec. 1750) sagt Danzel richtig, sie zeige „mehr als alle seine geistlosen Gedichte das unaustilgbar hölzerne Wesen des Mannes". Die Beziehungen blieben locker. Auch verfing bei Gottsched die Prahlerei nicht (8. März 1747), daß der Marquis de la Cer im Théâtre de l'univers (IV, 143) den einzigen T. als Deutschen neben Milton, Pope, Addison, Rousseau, Voltaire genannt habe. Später hätschelte der Leipziger seinen Schönaich, und die Zürcher nahmen diesen zum Prügelknaben, so daß T. beinahe bedauerte, keiner weiteren Angriffe gewürdigt zu werden. Im Neologischen Wörterbuch S. 71 fährt er übel, auch wenn der Satz ein verstecktes Lob bedeuten sollte. Klopstock's Stern war aufgegangen, Bodmer hatte den greulichen „Noah" ausgeschickt. Beider „seraffischen", patriarchalischen Stil suchte T., mit derselben Kritiklosigkeit wie Schönaich, 1751 zu parodiren: „Der Wurmsaamen. Ein Heldengedicht. Erster Gesang. Welchem bald noch XXIX. folgen sollen. Nach der allerneuesten Mahlerischen, Schöpferischen, Heroischen und männlichen Dichtkunst, ohne Regeln Regelmäßig eingerichtet" (8 S. 4° o. O., im Elsaß gedruckt, in Frankfurt verlegt), ganz witzlos, in schauderhaften Hexametern. Mit den beiden Fortsetzungen hat T. nichts zu thun, nur daß er am Schluß der zweiten als Meister des Natürlichen neben Brockes gerühmt wird, was ihm nichts half. Ein lustiges, bekannten französischen Versen nachgeahmtes kleines Gespräch zwischen Gottsched und T. theilt Kleist,

Zürich 22. Nov. 1752, Gleim mit (Sauer II, 213). Das Letzte, was wir von Triller's belletristischer Theilnahme besitzen, sind Spottverslein und zornige Randnoten zu Klopstock's „Gelehrtenrepublik“, in deren Schrullen sich ja auch ganz andere Männer als der abgelebte Greis nicht zu finden wußten. T. war damals, 1774, längst abgetreten, vergessen, fossil. Schon 1755 muß er gefühlt haben, seine Zeit sei vorbei, denn im Vorwort zum 6. Bande der Poet. Betr., wesentlich einem Todtenopfer für Frau Henriette, erklärt er sich unschlüssig, ob der vorhandene siebente erscheinen solle, und hält drei Uebersetzungen aus Grotius, sowie den deutschen Lucan zurück. Daß er Lessing noch überlebt und Schiller's „Räuber“ noch hat lesen können, muthet uns fast so wunderlich an, wie wenn der alte Schönaich im 19. Jahrhundert mit der Leipziger Facultät über seinen „Hermann“ correspondirt.

Aeltere Litteratur bei Jördens V, 86. — Danzel, Gottsched und seine Zeit, Anhang S. 388. — Reichliche Mittheilungen Waniek's. Erich Schmidt.

— In der Heilkunde hat sich T. als Arzt, akademischer Lehrer, besonders aber durch eine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit einen Namen gemacht. In letzterer Beziehung sind, abgesehen von den oben genannten Arbeiten, von hervorragenderer Bedeutung einige vorzügliche Beiträge zur Kenntniß der alten med. Classiker, Arbeiten, die noch heute historischen Werth besitzen und eine Bereicherung des diesbezüglichen Theils der Medicohistorie darstellen. Einige dieser Abhandlungen sind als akademische Gelegenheitsschriften erschienen, die T. in großer Anzahl verfaßt hat; andere betreffen das Gebiet der allgemeinen Pathologie und Therapie.

Vollständige Verzeichnisse finden sich in der großen 7bändigen französischen Biographie médicale VII, p. 364 u. in Dezeimeris' Dictionnaire historique IV, p. 285. — Vergl. auch Winter im Biogr. Lexikon VI, 8. Pagel.

Triller: Valentin T. Ueber die Lebensumstände dieses Mannes sind nur dürftige Nachrichten auf uns gekommen. Aus dem Titel des von ihm in den Jahren 1555 und 1559 herausgegebenen Gesangbuchs ist nur zu ersehen, daß er in diesen Jahren „Pfarrher zu Pantenaw“ (jetzt Panthenau) im Nimpschischen Weichbilde und daß er aus Gora (jetzt Guhrau im Niederschlesischen) gebürtig war. In der an den „Fürsten vnd Herrn Georgen, Hertzogen in Schlesien, zur Liegnitz, Breig ꝛc.“ gerichteten Widmung spricht er sich über seine kirchliche Richtung so aus: „So hab auch ich mich vnterstanden . . ein Singbüchlein zuzurichten, sonderlich weil wir diener des Worts, vnter E. F. G. wonende, bey vielen hochuerstendigen inn verdacht sind, als weren wir jrrige Lerer, welchs denn nicht allein vns, sondern auch E. F. G. nachrede bringen möcht, damit wir des argwans entlediget, auch E. F. G. dieser sach halben nicht nachgeredt werde, das, nemlich wir, als jrrige in E. F. G. Landen, souiert vnd gelitten würden, das alhie jederman sehen vñ spüren mögen, das wir eine reine vntadliche Christliche lere handeln, der wir vns auch alle eintrechtig zu hädeln stets beflissen vnd nach bevleissen, vnd bekennen mit der gemeinen Christlichen Kirchen, das nur ein einiger Gott sey, noch dem wesen, aber dreyfaltig, nach den personen vnd emptern, das nemlich der Vater vns sünder vnd verdampte menschen zu seligen, seinen Son offentlich in die Welt gegeben vnd aus Maria hat lassen geboren werden, vnd alle vnsere sünde jm auffgeleget zu büssen. Vnd der Son durch die menscheit, so er angenomen, mit seinem leiden, sterben vnnd aufferstehung, die sünd vnd verdamnis von vns genomen, vnd also vns die gerechtigkeit erworben hat, Vnd der heilige Geist solchs alles, durchs ministerium spiritus oder Predigampt, mit dem Euangelio vnd sacramenten, publicieret, anbeut, vnd aussteilet, allen so da glauben, vnd das niemand selig werden mag, er gleube denn dem Euangelio, so vns solchs alles lehret, wie der

Herr sagt Marci am letzten, wer nicht glaubet (nemlich dem Euangelio, das ich jtzt beuohlen hab zu predigen) der wird verdampt werden. Vnd das ausserhalb der gleubigen gemeine, welchs ist der leib, ja das allerliebste gemahl Christi, kein heil noch vergebung der sünden sey, von welchem allen dis büchlein auch zeuget vnd singet."

Trotz diesem rechtgläubigen Bekenntniß, dem auch der Inhalt seines Gesangbuchs nicht widerspricht, soll T. nach einer Mittheilung Hoffmann's von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes 1861, S. 82, nach Ehrhardt's Presbyterologie II, 414, wegen seiner oppositionellen Stellung gegen die streng lutherische Richtung, die in Schlesien die Oberhand gewann, im J. 1573 zugleich mit vielen Schwenkfeldianern, zu denen er aber nicht gehören wollte, vertrieben worden sein. Ueber seine späteren Lebensschicksale und seinen Tod ist jetzt nichts mehr bekannt, wie auch die Zeit seiner Geburt und sein Bildungsgang ganz in Dunkel gehüllt ist. Seine Bedeutung für den evangelischen Kirchengesang liegt ausschließlich in dem von ihm herausgegebenen Gesangbuch. Dies erschien zuerst mit dem Titel: Ein Schlesich singebüchlein aus Göttlicher schrifft, von den fürnehmsten Festen des Jares, vnd sonst von andern gesengen vnd Psalmen, gestelt auff viel alte gewönliche melodien, so zum teil vorhin Lateinisch, zum teil Deutsch, mit Geistlichen oder auch Weltlichen texten gesungen seind, Durch Valentinum Triller von Gora, Pfarherrn zu Pantenaw im Nimpschischen Weichbilde. Psalm CL. Alles was odem hat lobe den Herren. Gedruckt zu Breslaw, durch Crispinum Scharffenberg 1555. In Querquart. Sodann mit dem veränderten Titel: Ein Christlich Singebuch, fur Layen vnd Gelerten, Kinder vnd alten, daheim vnd in Kirchen zu singen, Mit einer, zweien vnd dreien stimmen, von den furnemsten Festen des gantzen jares, auff viel alte gewönliche Melodien, so den alten bekant, vnd doch von wegen etlicher Abgöttischen Texten sind abgethan, Zum teil auch aus reinem Latinischen Coral, newlich zugericht, Durch pp. 1559. Widmung und Vorrede sind in dieser Auflage neu gesetzt, alles übrige ist der Rest der ersten Auflage. Der Titel ist vermuthlich zu dem Zweck verändert, um dem Buch auch außerhalb Schlesiens mehr Eingang zu verschaffen.

In der Vorrede äußert sich T. über seine Gesänge: „Wiewol viel vnd manchfaltige schöne vnd Christliche gesenge von gelertern vnd geschicktern denn ich bin, getichtet vnd vorhanden sind, so hab ich doch nicht woln vnterlassen, auch diesen meinen kleinen dienst zuerzeigen meinen Landsleuten, den Schlesiern, angesehen etlicher gutherziger menschen vielfeltiges anregen, darzu mich auch verursacht haben, viel ausslendische vngewonete melodyen vnd noten, so in andern etlichen Singbüchlein eingeschrieben, aber in vnsern Schlesischen orten vnd Kirchen vnbekant, auch darzu derselbigen viel (vieleicht von den Druckern versehen) afft vnrecht clauirt vnd notiret sind, das manchs schier gar keinen rechten tonum geben wil. Zum vornehmsten hat mich verursacht, das mir zur zeit meiner gesenge, etwa bey sechsen, neben andern gedruckt, sind fürkomen, so mir auch von etlichen zugemessen worden sind, als sey ich derselben auch ein tichter gewesen, welche mich doch zum teil fast tunckel ansehen, vnnd dem rechten Christlichen syn verdechtig scheinen. Damit ich in diesem fall vnuerdacht, einem iedern meinen glauben frey an tag gebe, hab ich (sonderlich auch zu ehren vnserm güttigen Gott, vñ zu gutt den Christen, so vmb vns furnemlich auff den Dörffern wonen, vnd nicht alweg andere schwerer noten vnd getichte zusingen vermögen) diese meine gesenge zusamen getragen, vnd noch müglichem vleis, die vornemsten alten gewonlichsten seinen melodyen, so zuuor in vnsern Schlesischen orten vnd gemeinen, bekandt, der etliche Lateinisch, etliche Deutsch vbers jar, vnd sonsten gesungen, damit sie nicht gantz abgiengen, vnd jr gar vergessen

würde, auff vnser Deutsch zugericht, vnnd die noten auffs leichst vnd schlechst, als müglich, noch art der Musica hinzu gethan, auch derselben etliche mit ij. etliche mit iij. stimmen poliert, weil sie zum teil zuuor also gesungen sindt ob vieleicht jemand dieselbigen auch mit gehülffen also vermocht zusingen. Vber das hab ich auch sonderliche bekante Weltliche melodyen, mit geistlichen texten zugericht, vnd hinzugesetzt, der man auch etliche wol in der Kirchen singen möcht."

Dieses Buch enthält 144 Gesänge, sämmtlich mit deutschen Texten, welche theils Uebersetzungen Triller's aus dem Lateinischen, theils eigene Dichtungen desselben sind. 138 derselben haben ihre Melodien in Musiknoten bei sich. Von diesen Melodien gehören a) 41 zu alten liturgischen Gesängen, Introitus, Antiphonen, Benedicamus, Kyrie, Sanctus, Litaney, Tedeum ꝛc., b) 55 zu alten lateinischen Hymnen und Sequenzen, c) 16 zu vorreformatorischen deutschen geistlichen Liedern, welche T. meist in evangelischem Sinn umgewandelt hat, d) 5 hat T. zu neugedichteten Liedern gesetzt, und sind vielleicht von ihm selbst erfunden, e) 5 hat er aus gleichzeitigen lutherischen Gesangbüchern genommen und seinen Liedern angeeignet, f) 20 Melodien weltlicher Lieder hat er für geistliche Lieder verwendet, die er selbst gedichtet hat. — Auffallend ist, daß T. die zu seiner Zeit vorhandenen lutherischen Gesangbücher für sein Singebuch fast gar nicht benützt hat, da er denselben nur 5 Melodien, hingegen gar keinen Liedertext entnommen hat, insbesondere daß er auch solche lateinische Choralgesänge, Hymnen und Sequenzen, welche in lutherischen Gesangbüchern in deutscher Uebersetzung vorhanden waren, mit seiner eigenen Uebersetzung mittheilt, und daß er vorreformatorische deutsche Lieder, die in lutherische Gesangbücher aufgenommen waren, z. B. „Also heilig ist dieser Tag", „Christ ist erstanden", „Gott der Vater wohn' uns bei" in veränderter Fassung aufgenommen und durch Beifügung etlicher Strophen erweitert hat. Dieser Umstand erklärt sich nicht dadurch, daß er die von Wittenberg ausgegangenen Gesangbücher nicht gekannt; er hat ja doch 5 in denselben vorkommende Melodien benützt; auch kann nicht angenommen werden, daß er bezüglich der Lehre mit den Liedern jener Gesangbücher nicht einverstanden gewesen wäre, da ja seine eigenen Lieder mit der evangelisch-lutherischen Lehre ganz übereinstimmen; auch kann der Grund nicht darin liegen, daß ihm die Melodien jener Gesangbücher zu schwierig geschienen hätten; denn er hätte ja in denselben eine ziemliche Anzahl Lieder mit ganz leichten Melodien finden können; wenigstens hätte er zu den alten Hymnenmelodien, die seinem Buch mit jenen Gesangbüchern gemeinsam eignen, keine neue Uebersetzung zu geben nöthig gehabt. Der Grund für diese auffallende Erscheinung kann nach meiner Meinung nur in einem selbstbewußten Particularismus gefunden werden, welcher ihn bestimmte, dem Wittenberger Liederstrom einen schlesischen zur Seite zu stellen und zu diesem Zwecke vornehmlich die in seiner Heimath bereits bekannten Melodien zu benützen.

Triller's Uebersetzungen lateinischer Hymnen und Choräle sind nicht frei von sprachlichen Härten, seine eigenen Dichtungen, wiewol ohne höheren poetischen Schwung, zeugen von inniger religiöser Empfindung und haben durchweg kirchliches Gepräge. Seine Lieder sind ohne Zweifel in seiner Heimath viel gesungen worden. In der Breslauer Kirchen- und Hausmusik, die von 1644 an in vielen Auflagen erschienen ist, finden sich noch 9 derselben, und eins derselben ist noch im Breslauer Gesangbuch von Burg 1742 ꝛc. Bemerkenswerth ist, daß 39 Lieder Triller's in der katholischen Kirche Eingang gefunden haben, da sie Leisentrit in sein 1567, 1573 und 1584 erschienenes Gesangbuch aufgenommen hat. Bäumker (das katholische Kirchenlied II, 47) glaubt zur Entschuldigung Leisentrit's annehmen zu dürfen, dieser habe Triller's Gesangbuch gar nicht für

ein protestantisches gehalten und deshalb unbedenklich benützt. Das Fehlen von Luther's Liedern, die katholische Lehre vom Abendmahl in dem Liede: „Singet lob vnd preis mit schalle", und die Ueberschrift: „Gesang beim ampt der Messe vbers jar zu singen" habe ihn leicht irre führen können. Aber abgesehen davon, daß das angeführte Abendmahlslied vollkommen der lutherischen Lehre gemäß ist, und daß in lutherischen Gesangbüchern der Ausdruck „Amt der Messe" gewöhnlich ist, konnte unmöglich Leisentrit bei so ausgiebiger Benützung des Buches der evangelische Charakter desselben entgehen.

Bedeutender als durch seine Liedertexte erscheint Triller's Singebuch durch die darin enthaltenen Melodien. Nachdem schon in den ersten Jahrzehnten der Reformation für einige geistliche Lieder Melodien beliebter weltlicher Lieder verwendet worden waren, z. B. „Aus fremden Landen komm' ich her", „Entlaubt ist uns der Walde" für die Lieder: „Vom Himmel hoch da komm' ich her", „Ich dank' Dir lieber Herre" hat T., wie er auch selber in der Vorrede andeutet, dies in ausgedehnterer Weise gethan, da er 20 Melodien weltlicher Lieder geistliche von ihm gedichtete Liedertexte unterlegte. Acht dieser Melodien hat Michael Prätorius 1609 sammt den Texten in seine Musae Sioniae aufgenommen und mit Tonsätzen geschmückt; so sind dieselben auch in weitere Kreise gedrungen, und einige derselben sind in neuer Zeit von Tucher in seinem 1848 erschienenen Schatz des evangelischen Kirchengesanges aufgenommen und wieder bekannt geworden. Auch ist Triller's Gesangbuch die früheste gedruckte Quelle von 8 Melodien vorreformatorischer lateinischer Lieder, von denen 4 im evangelischen Deutschland allgemeine Verbreitung fanden, nämlich: „Surrexit Christus hodie", „Spiritus sancti gratia", „Quem pastores laudavere", „Cedit hiems eminus" mit den deutschen Liedern: „Erstanden ist der Herre Christ", „Des heiligen Geistes reiche Gnad'", „Den die Hirten lobten sehre", „Weltlich' Ehr' und zeitlich Gut". Was die zwei- und dreistimmigen Tonsätze des Triller'schen Gesangbuches betrifft, so hat der Verfasser hierbei nur geringes Verdienst zu beanspruchen, da er, wie er in der Vorrede andeutet, nur einen Theil derselben selbst verfertigt, die anderen aber aus schon vorgefundenen Quellen entlehnt hat. Welche von den 40 dreistimmigen und den 8 zweistimmigen Sätzen von ihm selber herrühren, ist schwerlich mehr festzustellen. Sechs derselben: „Ich weiß ein Blümlein hübsch und fein", „Erstanden ist der Herre Christ" (Surrexit Christus hodie), „Der heilige Geist vnd ware Gott" (Spiritus sancti gratia), „Nu last vns im glauben" (Omnium sanctorum), „Der Herr Gott sey gepreiset", „Wir wollen singen" (Anna coelestis), sind so beschaffen, daß außer dem Tenor auch der Discant eine ausdrucksvolle Melodie hat, welche später von manchen als Hauptmelodie angesehen und im Kirchengesang benützt worden ist. Rühren diese Sätze von T. selbst her, so kann man ihm contrapunktische Erfindungsgabe nicht absprechen.

Von Triller's Liedertexten sind bei Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied IV, 19—28, 111 abgedruckt, von den bei Triller erstmals erscheinenden Melodien finden sich 29 in des Unterzeichneten „Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder" unter Nr. 60, 127, 129, 243, 244, 288, 324b, 344c, 370, 1380, 1566, 1574, 3683, 3984, 3999, 4327, 4960, 4972, 5002, 5369, 5932, 7032, 7241, 7453, 7566, 8205, 8206, 8224, 8804.

J. Zahn.

Trinius: Johann Anton T., evangelischer Theologe, † 1784. T. wurde am 6. October 1722 zu Altenroda in der Grafschaft Mansfeld als Sohn des dortigen Predigers geboren. Im Elternhause sorgfältig vorgebildet, bezog er 1740 die Universität Leipzig, um auf Wunsch seines Vaters Theologie zu studiren. Zu Helmstedt setzte er unter Mosheim und von der Hardt 1742 diese Studien

fort; 1743 aber ging er nach Halle, wo er Baumgarten hörte. Eine 1744 von ihm unternommene Reise durch das westliche Norddeutschland erweiterte nicht nur seinen Gesichtskreis, sondern brachte ihm auch die nähere Bekanntschaft vieler Gelehrten. 1745 finden wir ihn noch einmal in Helmstedt fleißig die Collegia Mosheim's und Pertsch's besuchen. Späterhin übte er sich bei seinem Vater zu Altenroda im Predigen und Katechisiren. Nach einem kurzen Aufenthalt in Göttingen erhielt er durch den Freiherrn v. Knigge 1748 die Stelle eines Pfarrsubstituten zu Braunroda und Walbeck in der Grafschaft Mansfeld und 1750, nach dem Tode des dortigen Predigers, dessen Amt. Er starb 1784 am 3. Mai, nachdem er in den letzten Jahren seines Lebens zu Eisleben privatisirt hatte. — T. hat als Schriftsteller eine nicht unbedeutende Thätigkeit entfaltet; seine Neigungen zogen ihn zur Gelehrtengeschichte, aber auch zur moralistischen Bestreitung des Freidenkerthums.

Seine wichtigsten Schriften sind: „Schrift- und vernunftmäßige Betrachtungen über einige Sprüchwörter und deren Mißbrauch“ (Leipzig 1750; ihr Zweck war, zu verhüten, daß Sprüchwörter zur Beschönigung von Fehltritten und Vergehungen gemißbraucht wurden); „Beitrag zu einer Geschichte berühmter und verdienter Gottesgelehrten auf dem Lande; aus glaubwürdigen Urkunden und Schriften“ (ebendas. 1751—56, 3 Bde.); „Freidenker-Lexikon oder Einleitung in die Geschichte der neuern Freigeister, ihrer Schriften und deren Widerlegungen. Nebst einem Bei- und Nachtrage zu des sel. J. A. Fabricius Syllabe scriptorum pro veritate religionis christianae“ (Leipz. u. Bernburg 1759; eine Schrift zur Bekämpfung des Atheismus); „Erste Zugabe zu seinem Freidenker-Lexikon“ (Bernburg 1765); „Kurze, doch gründliche Vorstellung der Unterscheidungslehren der lutherischen Religion von andern in der Welt üblichen Religionen“ (Stollberg 1768); „Theologisches Wörterbuch“ (Frankf. u. Leipzig [Celle] 1770); „Altes und Neues zur Erweiterung und Verbesserung theologischer Kenntnisse“ (Halle 1771—72, 6 Stücke); „Vermischte Sammlung merkwürdiger Begebenheiten und Beispiele aus der Geschichte, zur Verherrlichung Gottes und Beförderung der Tugend“ (Halle 1777); „Die ganze Glaubens- und Lebenspflicht der Christen aus klaren Stellen der heiligen Schrift, in einem kurzen und ordentlichen Entwurfe seinen ehemaligen Zuhörern vorgestellt“ (ebendas. 1777); „Sprüche der Weisen alter und neuer Zeit“ (ebendas. 1777); „Die vereinigten Widersprüche der Bibel oder kurze Erklärung und Rettung derjenigen Schriftstellen, welche entweder sich selbst oder andern Wahrheiten zu widersprechen scheinen“ (Quedlinburg 1778); „Das kleine Alte Testament oder Auszug desselben, nach seinem gemeinnützigen Inhalt, vornehmlich für Ungelehrte“ (ebendas. 1779); „Neue Uebersetzung des Propheten Zacharias mit Anmerkungen“ (ebendas. 1780); „Lesebuch fürs Landvolk“ (ebendas. 1780—84, 3 Bde.); „Vermischte Prediger-Anekdoten“ (Halle 1784). Außerdem eine große Anzahl minder nennenswerther Publicationen, asketische Abhandlungen und Betrachtungen, Predigten, Nachrichten, Trostschreiben, ein Gebetbuch u. s. w. Ihre Titel bei Döring (s. unten).

Vgl. Heinr. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands u. s. w. IV (1835) S. 525—528. P. Tschackert.

Trinius: Karl Bernhard T., Arzt, Botaniker und Dichter, wurde am 6. März 1778 zu Eisleben geboren. Sein Vater Anton Bernhard T. war Pfarrer, seine Mutter Charlotte eine Schwester des bekannten Gründers der Homöopathie, Hahnemann. Als der junge T. im J. 1796 mit dem Zeugniß der Reife das Gymnasium seiner Vaterstadt verließ, sprach er seine Gefühle in einer Hymne aus (Gedichte S. 146—147). Er bezog zuerst die Universität Jena, um Medicin zu studiren; dann wandte er sich nach Halle, woselbst Professor Batsch in ihm die Neigung zur Botanik erweckte, später studirte er in

Leipzig und zuletzt in Göttingen: hier wurde er 1802 zum Doctor der Medicin promovirt. Nachdem T. in Berlin die Staatsprüfung bestanden, begab er sich auf eine Empfehlung Hufeland's in die deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Um in Rußland eine Anstellung als Arzt zu finden, machte er noch einmal ein ärztliches Examen in Dorpat und erhielt auch sofort eine Stelle als Arzt auf dem Landgut Gawsen in Kurland. Doch bald siedelte er nach der Stadt Hasenpoth (Kurland) über, woselbst er mit dem als Dichter bekannten Ulrich v. Schlippenbach und dem Schriftsteller v. Mirbach in lebhaften und freundschaftlichen Verkehr trat. Im J. 1808 gab T. seine Praxis in Hasenpoth auf, um das Amt eines Leibarztes der Herzogin Antoinette von Württemberg, geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg-Saalfeld, anzunehmen — in diesem Amt blieb T. 16 Jahre, bis zum Tode der Herzogin (1824). Diese Stellung war in gewissem Sinne eine sehr angenehme, insofern, als T. Gelegenheit fand, auf den vielen Reisen in Deutschland und Rußland interessante Gegenden zu sehen und mit berühmten und ausgezeichneten Männern in Berührung zu kommen; andererseits war die Stellung unbequem: T. wurde viel von seiner Familie getrennt. Wir sind im einzelnen über die Reisen und den wechselnden Aufenthalt Trinius' nicht unterrichtet. Die Jahre 1811—1815 verlebte T. in St. Petersburg, woselbst sich damals die Herzogin aufhielt; hier schloß er Freundschaft mit E. M. Arndt, hier fand er neben seiner praktischen ärztlichen Thätigkeit noch Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten. Von 1816—1822 verweilte T. in Witebsk — diese Jahre hat er einst als die höchste Blüthezeit seines Leibes und seines Geistes bezeichnet. Nachdem er 1822 nach St. Petersburg zurückgekehrt war, wurde er sehr bald — infolge seiner wissenschaftlichen botanischen Arbeiten — ordentliches Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften für das Fach der Botanik. Als 1824 die Herzogin starb, wurde T. zum kaiserlichen Leibarzt ernannt; von nun ab blieb St. Petersburg sein ständiger Wohnsitz und seine Thätigkeit war — neben der ärztlichen Praxis — die Pflege der Botanik an der Akademie. Von 1829—1833 unterrichtete T. den damaligen Thronfolger, spätern Kaiser Alexander II., in den Naturwissenschaften; er verfaßte in Berücksichtigung dieses Unterrichts „Zur Erinnerung an unsere Unterhaltung über allgemeine Naturgeschichte in den Jahren 1829 und 1830" (anonym, o. D. u. J.). Im J. 1836 besuchte T. im Auftrage der k. Akademie die wichtigsten botanischen Sammlungen Deutschlands und Oesterreichs: Berlin, Leipzig, Halle, Göttingen, Dresden, Prag, Breslau, Stuttgart und München. In München traf ihn ein Schlagfluß (März 1837); im Mai des nächsten Jahres kehrte er nach St. Petersburg zurück und obwol er sich von den Folgen des Schlagflusses allmählich erholte, so kränkelte er doch immerfort und starb, 66 Jahr alt, am 12. März 1844.

T. war seinem ursprünglichen Beruf nach Mediciner und hat vom Beginn seiner selbständigen Thätigkeit die Pflichten eines praktischen Arztes ausgeübt; er hat sich eine Zeit lang in St. Petersburg einer großen Praxis zu erfreuen gehabt und war in gewissen Kreisen als Arzt sehr angesehen und beliebt. Vom Jahre 1830 an neigte er stark zur Homöopathie, wozu ein lebhafter Briefwechsel mit seinem Oheim Hahnemann viel beigetragen haben mag. Medicinische Abhandlungen hat er keine verfaßt; doch ist eine Arbeit „Ueber das Wesen und die Bedeutung der menschlichen Haare und Zähne" hierher zu rechnen (Bull. d. St. Petersbg. Akad. u. Acta Acad. Caes. Leop. Vol. XVIII, p. 1).

Ein bleibendes Verdienst hat sich T. um die botanische Wissenschaft erworben — 33 Jahre lang hat er neben seiner ärztlichen Thätigkeit sich mit Liebe, Ausdauer und Geschick dem Studium der Botanik hingegeben. Sein Hauptgebiet waren die Gräser, die er sorgfältig bearbeitete; er beschrieb mancherlei neue Arten und bereicherte dadurch nicht allein die Wissenschaft, sondern legte auch den

Grund zu weiterer Forschung. Sein Hauptwerk „Species graminum, iconibus et descriptionibus illustr." (Vol. I 1828, Vol. II 1829, Vol. III 1836, cum tabb. 360. Petropoli, 4°) wird für alle Zeit eine Bedeutung haben. Außerdem hat T. in vielen Einzelabhandlungen die botanische Ausbeute russischer Reisender beschrieben. — Neben dieser rein wissenschaftlichen Thätigkeit leistete T. sehr viel als Akademiker: er begründete an der St. Petersburger Akademie ein botanisches Museum. Freilich bestand bereits vor T. an der Akademie eine botanische Sammlung: aber das Verdienst, diese kleine Sammlung durch die botanische Ausbeute der russischen Reisenden Gmelin, Steller, König, Adams, Falk, Amman u. A. vermehrt und zu einem großartigen botanischen Museum umgeschaffen zu haben, ist T. allein zuzuschreiben. Er schenkte kurz vor seinem Tode seine eigene reichhaltige Gräsersammlung (5000 Arten in 35—40 000 Exemplaren) der Akademie. — T. hat 34 botanische Abhandlungen veröffentlicht und außerdem noch einige Manuscripte botanischen Inhalts hinterlassen: eine Aufzählung können wir hier unterlassen.

T. war auch Dichter; er hat bei seinen Lebzeiten einige Gedichte in der „Euronia", im Morgenblatt und anderen Zeitschriften und Taschenbüchern, wie sie damals üblich waren, veröffentlicht. Er hat sich auch als Dramendichter versucht („Dramatische Ausstellungen", Berlin 1820. 268 S.), doch scheint er selbst seinen Gedichten keinen sehr großen Werth beigelegt zu haben; freilich hat er von Jugend auf seine poetischen Erzeugnisse gesammelt, doch erst nach seinem Tode haben zwei Freunde eine Sammlung seiner Gedichte herausgegeben („Gedichte", Berlin 1848). Man wird hier kein kritisches Urtheil über die poetische Begabung von T. erwarten — seine Zeitgenossen scheinen den Gedichten nicht die Bedeutung beigelegt zu haben, wie seine Freunde, die den Menschen T. schätzten und liebten. In einem Nekrolog heißt es: „T. gehört zu der kleinen Zahl jener auserlesenen Menschen, die durch eine eigentümliche Gewandtheit, feine Bildung ihres Geistes, durch die Eigenschaften ihres Herzens und durch eine lebhafte und glänzende Phantasie die Seele der Gesellschaft werden, in welcher sie leben, und gleich bei der ersten Bekanntschaft, ohne den Anschein, es zu wollen, die Zuneigung Aller, die sich ihnen nähern, erwerben".

Recke-Napiersky IV, 397, 98. — St. Petersb. Deutsche Akademische Zeitung 1845, Nr. 70. — Gedichte von Dr. K. B. Trinius, herausgegeben von zweien seiner Freunde. Berlin 1848, Reimer. Hier findet sich S. 1—32 ein Lebensabriß und S. 32—38 ein freilich nicht ganz vollständiges Verzeichniß der veröffentlichten und hinterlassenen Abhandlungen von T. L. Stieda.

Trippel: Alexander T., Bildhauer, wurde am 23. September 1744 als Sohn des Schreiners Hans Jakob T. geboren. Er gehörte einem alten Schaffhausener Geschlecht an, aus dem bereits eine Reihe von Künstlern hervorgegangen war, und wenn auch die nächsten Vorfahren Alexander Trippel's keine Künstler waren, so rühmt doch Joh. Georg Müller von seinem Vater, daß er „in Schaffhausen noch bei vielen Leuten als ein besonders geschickter und ingenieuser Bürger im Andenken stehe". Ueber die Jugend des Künstlers wissen wir nur ganz wenig. Da sich die Familie in gedrückten Verhältnissen befand, entschloß sich der Vater im J. 1754, mit seinen vier ältesten Söhnen nach London auszuwandern, wohin die Mutter, Ursula, geb. Habicht, im September 1755 nachfolgte. T., der in der Heimath die deutsche Schule besucht hatte, mußte in London, obwol er noch nicht zwölf Jahre alt war, sein Brot selbst verdienen. Er kam zu einem Instrumentenmacher in die Lehre, zeigte aber, da er nicht musikalisch genug war, wenig Neigung für diesen Beruf. Bald darauf lernte er einen Herrn v. Lücki kennen, der als „Bildhauer in Elfenbein" bezeichnet wird und sich erbot, ihm Unterricht im Zeichnen und Modelliren zu geben. Obwol der Unterricht nicht

viel taugte, hielt T. doch ungefähr ein Jahr lang bei Lücki aus und begab sich dann mit mehreren seiner Brüder auf die Reise, auf der er bis Kopenhagen kam und mit Unterstützung seines Bruders Bernhard Aufnahme in die königliche Bildhauerakademie fand (c. 1763). Sein erster Lehrer an ihr war der Professor Wiedewelt. T. würde unter seiner Leitung sicher rasche Fortschritte gemacht haben, wenn er nicht genöthigt gewesen wäre, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, tagsüber bei Bildhauern Marmorblöcke zu bearbeiten. Nur an den Abenden hatte er Zeit, den Unterricht an der Akademie zu besuchen. Im Mai 1765 versuchte er sich aus dieser drückenden Lage zu befreien, indem er sich nach Potsdam begab, in der Hoffnung, bei dem Bau des neuen Palais Beschäftigung zu finden. Da ihm aber die Arbeit dort nicht anstand, kehrte er schon nach vier Monaten wieder nach Kopenhagen zurück. Er fand hier Arbeit in dem Atelier des sehr geschickten Bildhauers Karl Fredrik Stanley und nahm nebenbei an dem Unterricht an der Akademie mit solchem Erfolge theil, daß er bereits im J. 1767 durch die Verleihung dreier Preismedaillen ausgezeichnet wurde. Im Jahre darauf erhielt er den ersten Preis, die große goldene Medaille, die ihm, wenn er ein Landeskind gewesen wäre, ein Stipendium für Rom eingetragen hätte; als Ausländer mußte er aber darauf verzichten. Nach achtjährigem Aufenthalt verließ T. am 21. October 1771 Kopenhagen und begab sich über London, wo er sich in die kgl. Kunstakademie aufnehmen ließ, nach Paris. Hier blieb er vom Frühjahr 1772 an drei und ein halbes Jahr, ohne den Pariser Künstlern näher zu treten. Im sagte die französische Kunstauffassung nicht zu. Vielmehr fühlte er sich zu den deutschen und namentlich zu den dänischen Künstlern hingezogen, die er gleichsam als seine Landsleute ansah. Am meisten verkehrte er mit den Kupferstechern Joh. Friedrich Clemens und Christian Gottfried Schulze, die damals gemeinsam sein Porträt schufen, das Clemens zeichnete und Schulze stach. Durch sie lernte T. den Kupferstecher Christian v. Mechel aus Basel kennen, der seitdem bestimmend in sein Leben eingriff und ihm zunächst vielseitige Bekanntschaften, Abnehmer und Auftraggeber zuführte. Mechel vermittelte den Verkauf einer Bacchusfigur Trippel's an Herrn Gedon Burckhardt in Basel und übernahm den Vertrieb einer allegorischen Figur, eines ruhenden Hercules, den T. geschaffen hatte, um sich in seinem Vaterlande bemerkbar zu machen. Dann suchte er Trippel's Verwandte in Schaffhausen über seine künstlerische Begabung aufzuklären und sie von der Nothwendigkeit, daß T. nach Rom gehe, zu überzeugen. Sie stellten die Bedingung, daß T. über die Schweiz und Schaffhausen reise. T. verließ also am 19. November 1775 Paris, traf am 2. December in Basel ein und ging nach nur kurzem Aufenthalt weiter nach Schaffhausen. Hier wurde er feierlich von seinem Pathen, dem Bürgermeister v. Meyenburg, mit dem Schaffhausischen Staatswagen eingeholt und mit hohen Ehren ausgezeichnet. Für seinen „Hercules“ erhielt er ein Präsent von 40 Ducaten oder 200 Gulden aus dem Seckelamt ausgezahlt. Auch in Zürich, wohin sich T. von Schaffhausen aus wandte, gab es eine Gratification von 15 Carolin „mit einem schriftlichen Attestatum“. Wichtiger noch waren die Verbindungen, die T. in Zürich mit einer Reihe hervorragender Bürger anknüpfte. Er lernte u. a. den Rathsherrn Geßner, einen Herrn Füßlin und vor allem Lavater kennen, der bei ihm einen, wie es scheint, verloren gegangenen Christuskopf bestellte. In Bern hatte er mit seinem Hercules weniger Glück. Er reiste daher statt nach Rom zunächst wieder nach Basel und Schaffhausen, wo er eine Anzahl Porträtbüsten und Reliefs schuf und überhaupt so gut aufgenommen wurde, daß er vielleicht ganz in der Heimath geblieben wäre, wenn ihn nicht die Sehnsucht nach Rom weitergetrieben hätte. Sobald er jedoch von seinem Onkel die Zusage einer Unterstützung auf zwei Jahre erhalten hatte, machte er sich von Basel aus

auf den Weg nach Italien (1. September 1776). Er ging zu Fuß und hielt sich nirgends länger auf, so daß er bereits am 2. October in Rom eintraf. Sobald er sich einigermaßen in der Stadt orientirt und Bekanntschaft mit den dort lebenden Künstlern gemacht hatte, fing er an, nach den Antiken zu zeichnen und für Herrn Burckhardt in Basel das Modell einer Bacchantin zu entwerfen. Da ihm diese Arbeit gelang, miethete er sich ein Studio und machte sich an die Ausführung des Werkes in Marmor, die er um das Neujahr 1778 vollendete. Nebenher schuf er noch eine Menge von Skizzen und Modellen, brachte aber nichts davon zur Ausführung, da er trotz der Bemühungen Mechel's keine Aufträge erhielt. Als seine Mittel mehr und mehr zusammenschmolzen, begab er sich im Juli 1778 wieder auf die Rückreise nach der Schweiz, wo er von seinem Onkel eine neue Unterstützung von 500 Ducaten erhielt. Mit ihrer Hülfe trat er seine zweite Romreise an. Diesmal sollte er länger in Rom verweilen, da fünfzehn Jahre vergingen, bis er sich entschloß, auf kurze Zeit die ewige Stadt zu verlassen und eine Reise nach Neapel anzutreten. Anfangs hatte er auch bei diesem zweiten Aufenthalt in Rom mit Noth und Entbehrungen aller Art zu kämpfen, aber seit der Mitte der achtziger Jahre trat allmählich eine Besserung in seinen Verhältnissen ein. T. fand mehr und mehr Anerkennung und kam in den Ruf, der beste lebende Bildhauer Roms zu sein. Sein erstes größeres Werk, das er in Rom zu Stande brachte, war ein figurenreiches Relief in Gyps, das eine Verherrlichung des Teschener Friedens darstellte. T. sandte es an Maria Theresia nach Wien und erhielt von ihr eine Belohnung von 200 Ducaten, konnte aber einen Auftrag zur Ausführung in Marmor nicht erhalten, da er so unvorsichtig gewesen war, auf Mechel's Rath Abgüsse des Reliefs auch an andere Höfe zu verkaufen, was Maria Theresia übel vermerkte. Auch Friedrich der Große erhielt ein Exemplar davon, gab es aber an den Staatsminister v. Hertzberg ab, der es auf seinem Gute Britz aufstellen ließ und sich seitdem als eifriger Gönner Trippel's bewährte, während Mechel, gekränkt durch das Mißtrauen Trippel's in seine Redlichkeit, die Beziehungen zu ihm abbrach. Bekannter wie durch dieses Relief wurde T. in Deutschland durch seine Büste der zwölfjährigen Dorothea Schlözer, der Tochter des Göttinger Professors August Ludwig Schlözer. Sie gehört zu seinen besten Arbeiten und wird gegenwärtig auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen aufbewahrt. Von seinen zahlreichen übrigen Arbeiten aus jener Zeit ist wenig erhalten geblieben oder als noch heute vorhanden bekannt. Unter anderen kaufte der sächsische Hof im J. 1781 die Marmorfigur einer Vestalin von ihm, die auf dem Altare das ewige Feuer unterhält (gegenwärtig im Schloßgarten zu Pillnitz). Nach dem Tode von Raphael Mengs übernahm T. die Ueberführung der von diesem Künstler hinterlassenen Sammlung von Gypsabdrücken antiker Bildwerke nach Dresden. Auch wurde ihm durch den Grafen Marcolini die Stelle eines Hofbildhauers in Dresden angeboten. Die Verhandlungen führten jedoch zu keinem Resultat, da T. auf die gestellten Bedingungen, die ihn seiner Freiheit beraubt hätten, nicht eingehen wollte. Während des Aufenthaltes Goethe's in Rom bestellte der kunstsinnige Prinz Christian von Waldeck die Büste des Dichters bei ihm. T. begann sie Ende August 1787 zu modelliren und vollendete sie im November 1788. Das ursprüngliche Exemplar kam nach Arolsen, wo es im Treppenhaus des fürstlichen Schlosses aufgestellt wurde; eine von der Herzogin Mutter Amalie im December 1788 bestellte, wenig veränderte Wiederholung mit der Jahreszahl 1790 schmückt die großherzogliche Bibliothek in Weimar. T. hat Goethe als Apollo dargestellt und uns so seine Züge in einer Auffassung aufbewahrt, die vielen Zeitgenossen als die am meisten bezeichnende für den jugendlichen Dichter erschien. Noch heute gilt diese Büste Trippel's „nicht nur für das idealste, sondern auch für das wahrste Bildniß

Goethe's", das wir haben, und in der That bildet sie ein würdiges Gegenstück zu Rauch's Goethe-Büste aus dem Jahre 1820, in der der gealterte Dichter in einer an den Zeus-Typus erinnernden Weise dargestellt ist. Auch die Büste Friedrich's des Großen, die T. nach einer Todtenmaske anfertigte, verdankte einem Auftrage des Prinzen von Waldeck ihre Entstehung. Sie ist über lebensgroß ausgeführt und wurde in Arolsen auf einem runden Postament aus rothem Granit aufgestellt, in das ein Relief, auf dem die Weisheit in der Gestalt der Minerva und Mars einander die Hände geben, eingelassen ist. Das Aufsehen, das die Goethe-Büste in Weimar gemacht hatte, bestimmte die Herzogin Mutter Amalia bei ihrem Aufenthalt in Rom während des Herbstes 1788, bei T. auch die Büste Herder's zu bestellen. T. führte sie gleichfalls in Marmor aus und brachte sie bis zum Juni 1796 fertig. Doch ist das auf der Bibliothek in Weimar aufbewahrte Exemplar eine Wiederholung der ursprünglichen Büste, die beschädigt in Weimar ankam und in Goethe's Besitz gelangte. Der bedeutendste Auftrag, den T. überhaupt erhielt, wurde ihm ungefähr gleichzeitig mit den Bestellungen der drei genannten Büsten zu theil. Er bezog sich auf das Denkmal für den russischen Grafen Czernichew, den Führer der russischen Garden in der Schlacht bei Zorndorf und späteren Gouverneur von Moskau. Er kam von der Gräfin Czernichew, die eine Concurrenz für ein Modell zu einem Denkmal ausgeschrieben hatte, in der T. vor allen anderen Mitbewerbern den Vorzug erhielt. Das in den ersten Monaten des Jahres 1789 vollendete Werk, das als solches in St. Petersburg nie zur Aufstellung gelangen sollte, weil die griechische Kirche weltliche Figuren in geweihten Räumen nicht duldet, war als Pyramide mit dem Porträt-Medaillon des Verstorbenen gedacht, vor der sich auf doppeltem Sockel der Sarkophag erheben sollte. Zu beiden Seiten des Sarkophags waren zwei überlebensgroße weibliche Figuren, die die Regierung und die Trauer vorstellen sollten, geplant. An dem unteren Theil des Sockels sollte ein Relief mit Trophäen angebracht werden, aus dem sich oben ein Figurenrelief entwickelte, das den Grafen in sarmatischer Tracht, umgeben von drei weiblichen Gestalten und von Merkur geleitet, zur Fahrt über den Styx bereit zeigt. T. führte die Hauptstücke in Marmor aus und wollte den architektonischen Theil in St. Petersburg anfertigen lassen. Indessen kam es anders, wie er gewünscht hatte. Pyramide und Sarkophag wurden in der Kasan'schen Kirche zu Jaropolz aufgestellt, während die Marmortheile des Denkmals zur Ausschmückung des gräflichen Schlosses in Jaropolz bei Moskau verwendet wurden. — Im J. 1787 wurde T. zum Ehrenmitglied der „kgl. preußischen Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften" ernannt, eine Auszeichnung, die T. seinem Gönner, dem Staatsminister v. Hertzberg, verdankte. Hertzberg hätte ihm auch gern die durch den Tod Tassaert's frei gewordene Stelle eines Hofbildhauers in Berlin verschafft, konnte es aber nicht verhindern, daß Schadow T. vorgezogen wurde. T. hoffte durch einen größeren Auftrag für diese Enttäuschung entschädigt zu werden und sandte einen Entwurf zu einem Fürstenbund-Denkmal nach Berlin, wurde aber bis zum Schluß des Jahres 1791 mit einer Entscheidung hingehalten, bis die ganze Angelegenheit in den Sand verlief. Inzwischen war er mit der Ausführung eines für Zürich bestimmten Denkmals für den bekannten Dichter Salomon Geßner beschäftigt. Er lieferte dazu zwei Entwürfe, von denen der letztere, der eine Libationsscene nach Geßner's Idylle: „Daphnis und Micon" schildert, angenommen wurde. Gegenwärtig wird das zu dem Denkmal gehörige Relief und das Medaillonporträt Geßner's in der Wasserkirche zu Zürich aufbewahrt. Durch Philipp Hackert's Vermittelung bestellte der Fürst Joseph von Schwarzenberg im J. 1790 bei T. ein Denkmal für seinen Vater, den Fürsten Johann Nepomuk von Schwarzenberg. Trippel's

Entwurf zeigt eine ähnliche Anlage wie die des Denkmals des Grafen Czernichew. Allerdings fehlt hier die Pyramide, dafür aber ist der Sarkophag, der die Büste des Verstorbenen trägt, etwas erhöht. Zu beiden Seiten erheben sich aber wiederum zwei überlebensgroße weibliche Figuren, die Wohlthätigkeit und die Gerechtigkeit, welche die hauptsächlichsten Tugenden des Fürsten versinnbildlichen sollen. Widrige Umstände verzögerten die Aufstellung und architektonische Vollendung auch dieses Denkmals, so daß erst der Fürst Johann Adolf von Schwarzenberg sie veranlaßte, als er im J. 1877 die Grabkirche seines Hauses bei Wittingau in Südböhmen vollenden ließ. Das Schwarzenberg-Grabmal war die letzte große Arbeit Trippel's. Allerdings trug er sich noch mit dem Plane zu einem Standbilde des Königs von Sicilien für Catania, als er am 24. September 1793 im 49. Lebensjahre infolge eines Fieberanfalls zu Rom starb. Er wurde auf dem protestantischen Kirchhofe bei der Pyramide des Cestius begraben. — Die Zahl der Werke Trippel's ist ziemlich groß, doch ist nur etwa der fünfte Theil davon erhalten; ebenso viele Arbeiten sind wenigstens beschrieben und zum Theil durch Abbildungen bekannt geworden. Als sein Hauptwerk haben wir das Denkmal für den Grafen Czernichew in Jaropolz anzusehen, das aber für die öffentliche Besichtigung unzugänglich ist. Das Urtheil über seine Bedeutung ist daher nicht leicht zu fällen. Seine deutschen Zeitgenossen, wie Salomon Geßner, Schlözer, Archenholz, Meyer und Goethe, ebenso auch der dänische Archäolog Zoëga, schätzten ihn sehr hoch, während die Italiener begreiflicher Weise Canova ihm vorzogen. Die neueren Kunsthistoriker haben ihn meist übersehen und die wenigen, die seinen Namen nennen, haben ihn falsch beurtheilt, da sie kaum mehr als seine Goethebüste kannten. Erst Vogler hat in einer eingehenden Arbeit über T. den Namen des Künstlers wieder zu Ehren gebracht und der Beweis geführt, daß er „mit den besten Meistern seiner Zeit mindestens in gleichem Range stand“.

Vgl. C. H. Vogler, Der Bildhauer Alexander Trippel von Schaffhausen. Schaffhauser Neujahrsblätter 1892 und 1893. H. A. Lier.

Trismorin: Salomon T. soll ein aus Deutschland gebürtiger fahrender Alchemist und einer der Verfasser des berühmten und für alle späteren Alchemisten werthvollen Werkes: „Aureum Vellus“ oder „Goldenes Vließ“ gewesen sein, einer um das Jahr 1490 entstandenen Sammlung alchemistischer Schriften, welche 1598 zu Rorschach zuerst im Druck erschien. T. wird als einer der glücklichen Adepten genannt, die im Besitze des Steins der Weisen gewesen sind. Paracelsus berichtet, ihn im J. 1520 in Constantinopel getroffen und seinen Unterricht dort genossen zu haben. Der Titel jener Sammlung, von der 1604 zu Basel ein zweiter Theil und 1708 u. 1718 zu Hamburg neue Auflagen erschienen, ist auf die aus dem 7. oder 8. Jahrhundert stammende Sage zurückzuführen, das Goldene Vließ der Argonauten sei eine auf Thierhaut geschriebene Anweisung gewesen, Gold zu machen. Der erste Theil enthält „die gar alten Bücher“ in neunzehn Tractaten, wovon fünfzehn dem T. zugeschrieben werden; die andern dem Hieronymus Crinot, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts von den Erträgnissen seiner Kunst 1300 Kirchen erbaut haben soll und dem Georg Biltdorff, Abten zu St. Morin, der nach Paracelsus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gelebt hat. Die Ueberschriften der einzelnen Tractate enthalten z. Th. wunderbare Worte, wie liber Suforethan, liber Caugeniuson, Maoathosan etc., die keiner bekannten Sprache angehören, sondern willkürlich erfunden sind; aus diesem Grunde wird auch die Existenz des T. selbst in Zweifel gezogen.

Immerhin haben aber die dem T. zugeschriebenen Werke — unter seinem

Namen soll auch 1677 eine Schrift „Von Tinturen, Stein der Weisen“ u. s. w. erschienen sein — für die Alchemisten jener Zeit keine geringere Bedeutung, als die Gedichte des Homer für die griechischen Sänger; es mögen daher hier noch einige wichtige Stellen daraus mitgetheilt werden. Im ersten Tractat erzählt T. seine Wanderschaft: „Also kam ich von Venedig noch an ein besser Orth, da wurden mir Cabalische und Magische Bücher in Egyptischer Sprach vertraut, die ließ ich in Griechische Spraach vertieren und von derselben in Lateinische, da fande und erschuaffet ich den gantzen Schatz der Egyptern“.

Durch diese arabischen Schriften erfuhr T. die Bereitung des Steins der Weisen, von der er folgende Beschreibung macht: Man sublimirt Quecksilber mit Alaun, Salpeter und Kochsalz und ißt dabei dickgeschmiertes Butterbrot, damit die Dämpfe nicht schaden. Das Sublimat wird mit Spiritus oft destillirt und das Destillat immer zurückgegossen, bis der Sublimat mit überdestillirt. Dies Destillat ist nun der Merkurius der Weisen. Zu ihm wird dünngeschlagenes Gold gesetzt, was darin wie Schmalz zergeht. Die Hälfte von dem zergangenen Golde läßt man mit Alkohol 15 Tage lang putrificiren, so wird es roth und zu Löwenblut. Dieses versetzt man mit der andern Hälfte zergangenes Gold, und digerirt in gut verschlossenen Kolben, so wird das Gemisch nach einander schwarz, grau, weiß, gelb, roth. Die Substanz, welche man so erhält, auf tausendmal so viel geschmolzenes Gold oder erhitztes Quecksilber gethan, verwandelt diese in den wahren Stein der Weisen, womit man dann Zinn, Blei, Kupfer, Eisen in gutes Gold veredeln kann.

Die späteren Alchemisten warfen T. allerdings oft vor, daß sich diese Vorschrift gar nicht so ausführen lasse, weshalb T. wol eine bei dieser Procedur wichtige Substanz zu erwähnen unterlassen habe; umsomehr aber beneideten sie den Glücklichen um den kostbaren Besitz, von dessen unvergleichlichen Wohlthaten T. im liber Suforethan u. A. folgendes berichtet: „Ich, Trismorin, hab michselbst und andere dapffere Leut mit diesem Geheimniß schon new gemacht, und da einer wollte (wenn es nicht wider die ewige Weisheit Gottes were), könndt er sich mit diesem Arcano aufhalten biß am jüngsten Tag.“ Er erzählt, wie er sich im hohen Alter und sehr abgelebt mit $^1/_2$ Gran vom Stein der Weisen verjüngt habe: seine runzelige, gelbe Haut sei wieder glatt und weiß, die Wange roth, das ergraute Haar schwarz, der gekrümmte Rücken grade geworden und jugendliche Regungen seien in ihm wieder erwacht. Frauen von 70—90 Jahren habe er wieder so jung und rüstig gemacht, daß sie noch mehrere Kinder geboren und in seiner Macht stehe es beliebig lange zu leben.

Kopp, Gesch. d. Chemie II, 179, 228. — Ders., Alchemie I, 98, 242; II, 229. — Ders., Beitr. z. Gesch. d. Chemie I, 12. B. Lepsius.

Trithemius: Johannes T., Polyhistor und Theologe, am 1. Februar 1462 zu Trittenheim, einem Dorfe an der Mosel unterhalb Trier gelegen, von nicht unbemittelten Eltern geboren. Sein Familienname lautete ursprünglich v. Heidenberg, nach der bekannten Sitte seiner humanistischen Zeitgenossen hat er aber nach seinem Geburtsorte sich einen neuen, bleibenden gebildet. Gemäß seiner eigenen Erzählung war seine Knabenzeit eine äußerst gedrückte; nur mit der äußersten Anstrengung hat er die Hindernisse besiegt, die sein rauher Stiefvater seinem unüberwindlichen Drange nach Erwerbung der elementarsten Kenntnisse und weiterhin der lateinischen Sprache entgegensetzte; zuletzt jedoch riß seine Geduld und er befreite sich mit Gewalt aus der moralischen Gefangenschaft, die ihn um seine Zukunft betrügen wollte. Er flüchtete in seinem 17. Lebensjahre zuerst nach Trier und dann nach Heidelberg, gerade zu der Zeit, in der hier ein reges wissenschaftliches Leben aufgeblüht war. Offenbar fand er hier Freunde und Gönner, die ihn u. a. auch in der griechischen und hebräischen Sprache

unterrichteten, so daß er später die so erworbenen Kenntnisse leicht vervollkommnen konnte. Nach allem war er bereits auf dem besten Wege, ein rechter Gelehrter der neuen Schule zu werden. Da trat, im J. 1484, eine Wendung in seinem Leben ein, deren Ursache wir zwar kaum ahnen können. T. entschloß sich, die theologische und priesterliche Laufbahn zu ergreifen, und zwar so, daß er, wenige 20 Jahre alt, als Novize in das bei Kreuznach gelegene Benedictinerkloster Sponheim eintrat. Es mag darauf hingewiesen werden, daß Kreuznach zum Gebiet des Kurfürsten von der Pfalz gehörte. Die Abtei Sponheim selbst befand sich z. Z. nicht in der besten sittlichen oder wirthschaftlichen Lage, wie das freilich z. Z. von der Mehrzahl der verwandten Anstalten gesagt werden muß. Indeß hielt dieser Umstand T. nicht ab, sich dem erwählten Berufe mit dem vollen Feuereifer und Schwunge seiner Seele hinzugeben. Dieses ungewöhnliche Streben und der anomale Zustand der Abtei hatten die Wirkung, daß er schon 14 Monate nach Ablegung der Profeß zum Abt erwählt und als solcher bestätigt wurde. Es ist bekannt, daß T. das Mögliche aufgeboten hat, den Erwartungen, die ihn in so jungen Jahren zu einer so angesehenen Stellung erhoben hatten, gerecht zu werden. Diese seine Anstrengungen im einzelnen zu verfolgen, würde uns aber an diesem Orte zu weit führen, sie charakterisirt sich am besten schon durch die Thatsache, daß er durch diesen seinen Eifer die steigende Abneigung des größeren Theiles seines Conventes auf sich lud, die bald so hoch ging, daß der jugendliche Abt durch Erfolge anderer und der edelsten Art sie nicht zu versöhnen vermochte. Wir berühren hier die Seite der Thätigkeit Trithemius', die das Gedächtniß seines Namens sicherer begründet hat, als sein gesammtes übriges Thun und Lassen. Indem T. sich dem Mönchsstande widmete, war seine Absicht von Anfang an nicht gewesen, dem Ideale seiner Jugend, den humanistischen Bestrebungen, untreu zu werden, und er verstand es in der That vortrefflich, die Interessen beider Richtungen erfolgreich zu verbinden. Als Gelehrter und Schriftsteller sich hervorzuthun, war offenbar in seinen Augen die Vollendung seines Berufes. Wer wüßte nicht, daß er mit unermüdlichem Eifer bestrebt war, die verarmte Bibliothek seines Klosters in Büchern und Handschriften in den verschiedensten Wissenszweigen auf eine Höhe des Reichthums zu bringen, die die Bewunderung der Zeitgenossen erweckte und überraschende Besuche von Gelehrten ersten Ranges, wie von Celtis und Alexander Hegius, nach Sponheim führte. Die Anfänge der litterarischen Wirksamkeit Trithemius', die im Verlaufe der Jahre einen so außerordentlichen Umfang annahm, fallen bereits in diese erste Zeit seiner Sponheimer Thätigkeit. Sie sind erbaulicher, liturgischer und reformatorischer Natur, insoweit sie sich auf die Regeneration der verfallenen Disciplin in der ihm anvertrauten Abtei beziehen. Die Erneuerung seines Ordens auf Grund der Bursfelder Reformation lag ihm in der That wie kaum etwas anderes am Herzen und er hat dafür die volle Spannkraft seines Geistes aufgeboten. Daran reihen sich verschiedene Schriften, deren Ausführung in seine Sponheimer Epoche fällt, zum Theil befinden sich freilich ziemlich unbedeutende darunter. Erwähnung verdient seine „Steganographie", eine Art von Geheimschrift, die ihn in den nicht ungefährlichen Geruch der Zauberei brachte, so daß er es vorzog, sie unvollendet zu lassen; sie ist später (1509) auch wirklich auf den Index gesetzt worden. Aber auch geschichtliche Arbeiten im engeren Sinne beschäftigen ihn schon jetzt: so die Chronik seines Klosters, eine Chronik der Herzöge von Baiern und Pfalzgrafen bei Rhein und endlich die Geschichte des Klosters Hirsau. Er war in dieser Zeit bereits ein berühmter und gesuchter Mann. Seine gelehrten Zeitgenossen, aber auch verschiedene Fürsten, ja sehr bald Kaiser Max I. haben ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Kurfürst Joachim I. von Brandenburg, der ihn be-

wunderte, hätte ihn am liebsten ganz für sich gewonnen und T. folgte im August 1505 in der That seiner Einladung nach Berlin. Indeß während seiner Abwesenheit brach in seinem Kloster der Sturm einer Opposition gegen ihn aus, der sich freilich schon längst angekündigt hatte und deren schlecht verhehlter Zweck kein anderer als die Beseitigung des verhaßten Abtes war. Die Gründe dieses Hasses waren gemischter Natur, in erster Linie waren sie jedoch gegen seine reformirenden Bestrebungen gerichtet. T. hätte zwar, wenn er den Wünschen des Kurfürsten von Brandenburg nachgab, ohne Schwierigkeit eine Stellung in Berlin finden können, kehrte jedoch Ende Mai 1506 nach dem Mittelrhein und in sein Kloster zurück; hier aber fand er die Lage der Dinge und das Treiben seiner Gegner so abschreckend, daß er den Entschluß faßte, auf seine Abtswürde zu verzichten und den Platz zu räumen. So war er für den Augenblick heimathslos. An Anerbietungen, ihm die verlorene Stellung zu ersetzen, fehlte es ihm freilich nicht, selbst Kaiser Maximilian war bereit, ihn an seinem Hofe aufzunehmen; T. aber dankte und entschied sich für die Annahme der Abtswürde des Schottenklosters zu Würzburg, die ihm der Fürstbischof von Würzburg, Lorenz v. Bibra, ein Freund der Wissenschaften, antragen ließ. Auf diese Weise entging er der Gefahr, aus seinem Geleise geworfen zu werden. Am 3. October 1506 traf T. in Würzburg ein, und mit dieser Wendung beginnt der letzte, friedlichste und, man kann sagen, der fruchtbarste Abschnitt seines Lebens.

Die Würzburger Schottenabtei war in ihrem Bestande und Besitzthume gründlich zurückgekommen; T. unterließ zwar nichts, ihr wieder neues Leben einzuflößen, von wesentlichem Erfolge in dieser Richtung kann indeß nicht gesprochen werden. Um so erfreulichere Befriedigung fand er dagegen in der Fortsetzung seiner litterarischen Arbeiten, in dem wissenschaftlichen Verkehr mit den angesehensten Gelehrten Deutschlands, in der Anerkennung, die ihm von allen Seiten gespendet wurde. Kaiser Max lud ihn gelegentlich zu sich nach Boppard an sein Hoflager ein und legte ihm hier u. a. die bekannten acht Fragen vor, die für den Mann, der sie stellte, wie für die Art, in der sie beantwortet wurden, gleich bezeichnend erscheinen. T. war überhaupt national genug gesinnt, um für Kaiser und Reich lebhaft zu empfinden, aber die theologischen Motive überwiegen in ihm doch, und gerade historischen Fragen gegenüber war er niemals einen Augenblick unschlüssig, auf die Seite der Hierarchie zu treten und überall sein eigenes Urtheil der kirchlichen Autorität zu unterwerfen. Betreffend seine Beziehungen zu Kaiser Max und aber auch zur Beurtheilung seiner gesammten Art zu denken und zu urtheilen, ist eine der ersten Schriften, die er in Würzburg ausarbeitete, im besonderen lehrreich, nämlich seine mystische Chronologie, „De septem intelligentiis libellus“, worin die sieben Planetengeister, die nach Gottes Anordnung die Welt regieren sollen, abgehandelt werden. Diese Schrift bezeugt in heller Deutlichkeit, wie gerne sich T. in dunkle Gebiete verlor und sich darin mit Behagen versenkte, und beweist zusammen mit seinem „Antipalus maleficiorum“, der sich vollständig auf dem Standpunkte des „Hexenhammers“ bewegt, wie lebhaft seine Phantasie arbeitete und wie leicht es ihm, wie vielen seiner Zeitgenossen, wurde, allem eigenen Denken zu entsagen. In den ersten Jahren der Würzburger Epoche entstand auch die „Polygraphie“, ein Versuch auf Grund der bereits erwähnten Steganographie die Chiffrirkunst weiter auszubilden. Er schlug ihren Werth ungemein hoch an, aber für unsere Zeit, dank der beliebten abstoßenden Methode, ist sie vollständig entwerthet. Höher müssen die historischen Arbeiten Trithemius' gestellt werden, obwol die Anerkennung, die man ihnen gezollt hat und hier und da noch zollt, eine erhebliche Einschränkung verlangt, da die Schwächen seines Charakters gerade hier in bedenklicher Weise zu Tage treten. Seine specifisch litterärgeschichtlichen Arbeiten sind noch in

Sponheim entstanden und sind ihrer drei: 1) „De scriptoribus ecclesiasticis“, wozu ihn Johannes v. Dalberg, Bischof von Worms, aufgefordert hatte; 2) „De luminibus sive de viris illustribus Germaniae“, wozu ihn Wimpheling ermuntert hatte, und 3) „De viris illustribus ordinis S. B.“, und zu dieser Schrift fühlte er sich als begeistertes Mitglied des Ordens von sich selbst angetrieben. Zu Arbeiten dieser Art war T. kraft seiner Belesenheit und Bücherkenntniß in hohem Grade berufen. Als werthvollste derselben erscheint die erste, die sich aber nicht streng an den kirchlichen Charakter der angeführten Schriftstellen hält; die beiden folgenden können der Natur der Sache nach nur vielfach wiederholen, aber auch inbetreff der ersten darf nicht verschwiegen werden, daß er keineswegs ohne Vorgänger arbeitete. Und auch schon hier macht die schablonenartige Fassung oft einen ermüdenden Eindruck und von einer geistvollen Behandlung im einzelnen ist keine Rede. Ueberhaupt, käme es darauf an, die genannten Schriften einer genauen Kritik zu unterziehen, so würden Fehler und Irrthümer selbst leichtsinniger Art uns entgegentreten. In jeder Beziehung die wichtigsten der historischen Schriften Trithemius’ sind seine Chronik des Klosters Hirsau (in Schwaben) und die angeblich älteste Geschichte der Franken. Die Untersuchung über den Werth derselben ist in den letzten 30 Jahren mit Eifer und Ernst geführt worden, aber jeder Unbefangene muß zugestehen, das Endergebniß spricht mit vernichtender Gewalt gegen den Verfasser. Die Hirsauer Chronik hatte T. noch in Sponheim (1495) begonnen und sie bis zum Jahre 1370 geführt, dann, durch die Zeitverhältnisse gedrängt, sie unterbrochen und erst nach seiner Ueberfiedelung nach Würzburg (ca. 1509) wieder aufgenommen und zu Ende geführt, aber so, daß er zugleich den bereits ausgearbeiteten ersten Theil einer Umarbeitung unterzog. So entstanden die sog. „Annales Hirsaugienses“, deren 1. Theil die Geschichte der Abtei von 830 bis 1226, deren zweiter von da bis 1514 behandelte. Die Haltung des Werkes in dieser Form beschränkt sich jedoch nicht auf die sog. Localgeschichte, sondern verfolgt willkürlich und unwillkürlich oft eine allgemeine Richtung und beschäftigt sich zugleich mit Welt-, Reichs- und Kirchengeschichte. Das Bedenkliche dabei ist aber, daß T. sich häufig nur solcher Quellen bedient, die als Erfindungen seiner Phantasie bezeichnet werden müssen, wie namentlich der sog. Fuldaer Mönch Meginfried, der in Wahrheit niemals existirt hat und schon in der älteren Bearbeitung aufgetaucht war. Die Erfindungskraft Trithemius’ gewinnt es über sich, auf Grundlagen von ein paar dürftigen Notizen lange Seiten voll zu schreiben und unwahre Angaben in Hülle und Fülle an einander zu reihen. Bei diesem unsittlichen Vorgehen ließ er sich, scheint es, durch seinen blinden Eifer für die Erneuerung seines Ordens bestimmen und erlag der Meinung, daß er dem vermeinten guten Zwecke zu Liebe schon etwas übriges thun dürfe. Auf diesem Wege gerieth er aber unter die Zahl der geschichtlichen Fälscher und zog sich einen Vorwurf zu, von dem ihn auch die beste Absicht nicht erretten kann. Indem wir diesen unleugbaren Makel seines gen. Werkes nachdrücklich hervorheben, verlangt die Gerechtigkeit indeß zugleich, darauf aufmerksam zu machen, daß die Annales, inhaltlich gemessen, gleichwol nicht ohne Werth sind, der freilich in jedem einzelnen Falle jedes Mal erst factisch festgestellt werden muß.

Die andere vielgenannte Schrift des T. ist seine Frankenchronik des sog. Hunibald: ebenfalls eine Fälschung, die nicht einmal durch den erbaulichen Zweck entschuldigt werden kann. Die Absicht dieses plumpen Betruges ist, die Lücken der gesicherten Ueberlieferung der ältesten fränkischen Geschichte auszufüllen und sie so weit als möglich in das entfernteste Alterthum zurückzuführen. Schon seine Zeitgenossen haben aber sich des Verdachtes gegen die Glaubwürdigkeit dieser Erfindung nicht erwehren können, und selbst Kaiser Max, so zugänglich er sonst für historische Kühnheiten war, hielt mit seinen Zweifeln über die Echtheit des

Hunibald nicht zurück. Heut zu Tage bestreitet kaum Jemand noch den Betrug, höchstens daß man T. als den Betrogenen zu entlasten versucht, aber auch diese Milderung kann vor der echten historischen Gewissenhaftigkeit nicht bestehen, und es bleibt noch immer zu bedauern, daß ein Mann wie Görres, noch dazu in seiner noch nicht verbitterten Epoche, der Versuchung nicht widerstehen konnte, für T. eine Lanze zu brechen. Immerhin muß man es beklagen, daß ein so reiches Talent zu solcher Entartung greifen konnte, denn wer möchte in Abrede stellen, daß T. im übrigen mehr als mancher seiner concurrirenden Zeitgenossen zum Geschichtschreiber beanlagt war, wie die Darstellung des 14. und 15. Jahrhunderts in den Annales Hirs. unverkennbar darthut. Nach einer nicht unglaubwürdigen Ueberlieferung soll sich T. in den letzten Jahren seines Lebens mit dem Plane, eine ausführliche deutsche Geschichte zu schreiben, getragen haben, indeß trat der Tod der Ausführung dieses Planes entgegen. T. starb zu Würzburg am 13. December 1516.

Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle die überaus zahlreiche ältere und noch mehr neuere Litteratur über T. anzuführen. Ich verweise für diesen Zweck zunächst auf meine Geschichte der deutschen Historiographie S. 68, 69, 74, Anm. Die neueste Monographie von T. hat Prof. Silbernagel (Landshut 1868) zum Verf. Von besonderer Wichtigkeit über T. als Historiker sind: E. Wolff, Joh. Trithemius und die älteste Geschichte des Klosters Hirsau, und Helmsdörfer, Forschungen zur Geschichte des Abtes Wilhelm von Hirschau (Göttingen 1874). Neuere Versuche, die erwähnten Anklagen gegen T. zu entkräften, dürfen wohl dahingestellt bleiben. Wegele.

Tritonius: Petrus T., Athesinus, also aus dem Etschthal gebürtig, studirte zu Ingolstadt um 1494—1497 unter Celtis Humaniora, ging dann nach München und starb dort. Auf Anregung des obigen Gelehrten componirte er im einfachen Contrapunkte, d. h. Note gegen Note gesetzt, die Horazischen Oden zu 4 Stimmen (22 Nrn.), die dann Celtis am Schlusse seiner Horazvorlesungen von den Schülern singen ließ. Oeglin in Augsburg setzte sie mit Holztypen in großem Format und gab sie 1507 heraus, doch so fehlerhaft, daß sie wahrscheinlich deshalb noch in demselben Jahre im kleineren Quartformate in Partitur erschienen. Dieselben druckte dann Egenolf in Frankfurt 1532 in 4 Stimmbüchern und abermals 1551 vermehrt bis zu 53 Nrn., von verschiedenen Componisten bearbeitet (s. meine Bibliographie der Musiksammelwerke unter 1532[d] und 1551[a] nebst Monatsh. für Musikgesch. 10. Jahrg. S. 48). Ueber die Oden des T. besitzen wir aus der Feder R. v. Liliencron's eine vortreffliche und umfassende Abhandlung nebst dem Abdruck derselben in Partitur, zugleich mit den Hoffhainer'schen Oden, in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, Bd. 3, S. 1, auch im Einzeldruck erschienen. Die Compositionen Tritonius' schließen sich genau dem Metrum des Textes an und bilden die erste Frucht des wieder auflebenden Studiums der Alten, wie Dr. Riemann sagt. Sie bilden zugleich die Anregung zu einer weitverzweigten Litteratur, denn ihm folgten von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab Werk auf Werk von den bedeutendsten Componisten für die Schuljugend abgefaßt. Dr. Arthur Prüfer giebt in seinem Buche: Untersuchungen über den außerkirchlichen Kunstgesang in den evangelischen Schulen des 16. Jahrhunderts (Leipz. 1890 Fock) eine treffliche Fortsetzung der Bestrebungen auf diesem Felde, nur sind die hierbei befindlichen recht zahlreichen Abdrücke der Compositionen sehr fehlerhaft. Wie eng sich an diese Art Composition dann das evangelische Kirchenlied, der Choral, in seiner 4stimm. Behandlung anschloß, ist augenscheinlich. Die Titel der Oden von T. lauten: „Melopoiae sive harmoniae tetracenticae super XXII genera carminum heroicorum, elegiacorum, lyricorum“ etc. in Fol. und der Titel der

Quartausgabe: „Harmonie Petri Tritonii super odis Horatii Flacci“ etc. Exemplare in Berlin, München und Wien. Rob. Eitner.

Triva: Johann Nepomuk Joseph Florian Graf v. T., königlich bairischer General der Artillerie und Kriegsminister, ward am 26. September 1755 als der Sohn des Commissärs beim Oberhofmeisterstabamte von Triva zu München geboren, trat nach dem frühzeitig erfolgten Tode seiner Eltern am 1. September 1766 als Regimentscadett in das kurfürstliche Heer und ward am 1. December des nämlichen Jahres in das „innere“ oder „noble“ Cadettencorps aufgenommen, dessen Zöglinge eine höhere Stellung einnahmen als die dem „äußeren“ angehörigen. Aus dieser Anstalt kam er am 26. September 1772 als Pikeur und Fähnrich zum Ingenieurcorps und ward zunächst beim Festungsbau in Rothenberg verwandt, 1780 aber, nachdem ihm 1777 der Charakter als Unterlieutenant verliehen war und er sodann eine Compagnie gekauft hatte, in das zu Neuburg an der Donau garnisonirende Infanterieregiment Kronprinz, jetzt 2. Infanterieregiment, versetzt. Veranlassung zu diesem Schritte gab ihm seine 1779 erfolgte Verheirathung mit einer Tochter des Regierungsrathes von Velhorn zu Amberg, die Möglichkeit gewährte ihm der Besitz eines kleinen Vermögens. 1785 kam er als Secondmajor zum Infanterieregimente Pfalzgraf Max (jetzt 8. Infanterieregiment) nach München in Garnison, wo demnächst Graf Rumford ihn bei der Anlage des englischen Gartens gebrauchte, 1791 starb seine Gattin. Im November 1792 führte ihn der Krieg gegen Frankreich ins Feld und namentlich im Jahre 1793 fand er mehrmals Gelegenheit sich hervorzuthun, so daß er zu den ersten gehörte, welche 1795 das Militärehrenzeichen, den Vorläufer des Militär-Max-Joseph-Ordens, erhielten. Er dankte diese Auszeichnung vornehmlich seinem tapferen Verhalten als Bataillonscommandeur bei dem fehlgeschlagenen Versuche in der Nacht vom 16.—17. Juni 1793 die Laufgräben gegen die Festung Mainz zu eröffnen, der Umsicht, welche er einige Monate später bei der Ausführung von Feldbefestigungsanlagen im Elsaß bewies, und der Standhaftigkeit, welche er als Führer eines combinirten Regiments am 22. December jenes Jahres bei einem Rückzugsgefechte auf dem späteren Schlachtfelde von Wörth an den Tag legte. Nach seiner im Herbst 1795 erfolgten Heimkehr aus dem Felde kam er als Oberst und Commandeur zum 2. Grenadierregiment, in welchem er seine infanteristische Laufbahn begonnen hatte und welches jetzt in München stand, 1797 vermählte er sich zum zweiten Male mit der Kammerdienerin der verstorbenen Kurfürstin Elisabeth, Fräulein v. d. Stockh. Das Jahr 1798 rief ihn von neuem auf den Kriegsschauplatz am Oberrhein. Ungeachtet seines, bei einem Officier auffallenden, auf die ihm erwachsenden Kosten begründeten Sträubens und der von ihm ausgesprochenen Bitte, man möge ihn in München belassen und ihn lieber im Generalstabe oder beim Hofkriegsrathe verwenden, mußte er das Commando der zur Reichsarmee gehörigen bairischen Truppen übernehmen. Seine Theilnahme an der Vertheidigung von Philippsburg trug ihm von neuem die Anerkennung seiner Vorgesetzten ein.

Inzwischen war am 16. Februar 1799 Kurfürst Karl Theodor gestorben. Sein Tod verhinderte die Ausführung weitgehender Pläne, durch welche das Heerwesen umgestaltet werden sollte und die auch T. Beförderung gebracht haben würden. Der Nachfolger, Kurfürst Maximilian IV. Joseph, erkannte aber ebenfalls die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform und nahm sich sofort vor T. eine wichtige Rolle dabei zuzuweisen. Zunächst indessen mußte dieser die Stellung als Generalquartiermeister bei einem Hülfscorps übernehmen, welches Baiern unter dem Befehle des Generallieutenants Freiherrn v. Zweibrücken im englischen Solde zum Kriege gegen Frankreich stellte. Mit diesem wohnte er dem Feldzuge

des Jahres 1800 bei, ohne, da seine Geschäfte nicht die vom Inhaber der gleichnamigen Stellung gegenwärtig zu erledigenden sondern die eines Intendanten waren, zu eigentlich soldatischer Thätigkeit zu gelangen. Am 14. Juni war er außer der Reihe zum Generalmajor befördert. Eine im folgenden Jahre geschlossene Verbindung seiner Tochter erster Ehe mit dem später sehr einflußreichen Staatsrath Krauß blieb nicht ohne Einfluß auf Triva's eigene Laufbahn. Diese gestaltete sich immer günstiger. Wenn auch die Stellung als Generalquartiermeister der Armee, welche ihm 1802 zu Theil wurde, damals nicht diejenige Bedeutung hat, welche die eines Chefs des Generalstabes jetzt beanspruchen darf, so ward sie doch unter T. zu einer sehr gewichtigen, da er das Ohr des Kurfürsten hatte und zugleich Chef des Militärcabinets war. Schon zu jener Zeit leitete er die gesammten inneren Heeresangelegenheiten. Auch begannen bereits damals die bedeutenden Zuwendungen an Geld und Geldeswerth in Gestalt von Gageerhöhungen u. s. w., durch welche der Kurfürst Triva's Leistungen zu wiederholten Malen anerkannte und belohnte. Des letzteren Geschäfte vermehrten sich bald durch die in Gemäßheit des Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 eingetretene Erweiterung der bairischen Grenzen und die damit zusammenhängende Verstärkung und Neugestaltung des Heeres. Die letztere veranlaßte, daß am 9. März 1804 ein neues Amt geschaffen wurde, dessen Inhaber — zunächst „Chef des geheimen Kriegsbüreaus", seit 1808 „Ministerstaatssecretär im Kriegswesen", seit 1814 „dirigirender Minister des Kriegswesens", seit 1817 „Staatsminister der Armee" betitelt — an der Spitze der gesammten Verwaltung stand. Das Amt ward T. übertragen, welcher am 28. September d. J. zum Generallieutenant aufrückte. Die Theilnahme der bairischen Truppen am Kriege des Jahres 1805 bewies, daß Triva's Friedensthätigkeit eine höchst ersprießliche gewesen war, Kaiser Napoleon erkannte sie durch Verleihung des Großofficierkreuzes der Ehrenlegion und einer Ordenspension von 5000 Francs an, T. selbst aber war bestrebt, die in diesem sowie bei den nachfolgenden Kriegen gemachten Erfahrungen zu immer weiteren Verbesserungen auszunützen. Die große Zahl der durch ihn geschaffenen Einrichtungen legt Zeugniß für seine umfassende Wirksamkeit und sein Verständniß ab. Am lautesten aber sprechen für seine Leistungen die in den zehn Jahren von 1805 bis 1815 stets erneuten Truppenaufstellungen, zuerst im Dienste der Heeresfolge Napoleon's, dann für die Ziele der Befreiungskriege und nach Beendigung der letzteren die den geänderten Verhältnissen angepaßte Neuorganisation der Armee. Wenn es dabei auch nicht ohne Mißgriffe abging, so zeugen doch die getroffenen Anordnungen sämmtlich von Triva's Sachkenntniß, seinem richtigen Urtheile und seiner Thatkraft. Die Anerkennung blieb nicht aus. König Maximilian Joseph ernannte ihn am 11. Januar 1811 zum General der Artillerie, einer Waffe, welcher er selbst freilich nie angehört, in der aber sein Vorgänger Rumford den Rang eines Generallieutenants bekleidet hatte; am 3. Dec. 1816 nahm der König ihn für sich und für seine Nachkommen in den Grafenstand des Königreiches auf; nachdem er ihn am 1. März 1806 zum Großkreuze des an diesem Tage gestifteten Militär-Max-Josephordens ernannt hatte, verlieh er ihm am 20. October 1820 den Haus- und Ritterorden des Heiligen Hubertus, welcher meist nur fürstlichen Personen zu Theil wurde.

Am 26. Sept. 1822, an welchem Tage er vor fünfzig Jahren in den Truppendienst getreten war, erhielt er den erbetenen Abschied nebst vollem Gehalte, Rang und Titel. Er hatte schon ein Jahr früher um seine Versetzung in den Ruhestand nachsuchen wollen, zumal in Aussicht stand, daß Wrede, mit dem er nicht immer übereinstimmte, den Oberbefehl des Heeres übernehmen würde, hatte aber den Gedanken aufgegeben, weil er das Bedürfniß fühlte, bevor er

aus dem Amte schiede, der Ständeversammlung Rechenschaft über seine gesammte Geschäftsführung und auch über seine persönlichen Einnahmen, abzulegen. Die Stelle als Chef des Generalstabes hatte er schon im J. 1820 an General v. Raglovich abgetreten; man warf ihm vor, daß er für diesen Zweig seiner Geschäfte nicht das genügende Interesse und auch nicht hinreichendes Verständniß gezeigt habe. T. hatte überhaupt viele Gegner. Seine langsame, trockene, etwas pedantische Natur paßte weder für den hochangelegten, lebhaften Kronprinzen Ludwig noch für den frischen thatkräftigen Wrede und die Mehrzahl der Officiere glaubte, daß seine Fähigkeiten die eines tüchtigen Verwaltungsbeamten und pünktlichen, ordnungsliebenden Geschäftsmannes seien, daß sie aber für die Ansprüche, welche sein Amt machte, nicht ausreichten und daß sein Gesichtskreis ein beschränkter sei, dabei verletzte sein rauhes unfreundliches Wesen und seine Derbheit. Seine Rechtlichkeit und seine Unparteilichkeit aber wurden allgemein anerkannt. Er starb am 8. April 1827 zu München. In ihm erlosch der Mannesstamm seines Geschlechtes. Seit dem 24. September 1842 führt ein an der Donau belegener Cavalier der Festung Ingolstadt seinen Namen.

Bayerische Bibliothek. Begründet und herausgegeben von Karl v. Reinhardstoettner und Karl Trautmann, 29. und 30. Band: Johann Nepomuk Graf v. Triva, von Adolf Erhard, Oberst z. D. und Vorstand des Kriegsarchivs. München 1892. B. Poten.

Trnka: Wenzel T. von Krzowitz, Professor der Medicin in Pest, wurde am 16. October 1739 zu Tabor in Böhmen geboren. Seine Studien machte er in Prag und in Wien, wo er durch Vermittelung von van Swieten 1769 im Militärkrankenhause angestellt wurde und 1770 den Doctorgrad mit einer Inauguralabhandlung „De morbo coxario“ erwarb. Bereits im letztgenannten Jahre wurde er zum Professor der Anatomie an der Universität Tyrnau berufen, nach deren Aufhebung er in gleicher Eigenschaft 1777 nach Ofen versetzt wurde, um diese Stellung 1784 mit dem Lehrstuhl der Pathologie in Pest zu vertauschen. Später las er statt deren über medicinische Praxis. Er starb am 12. Mai 1791. Seine Schriften sind meist compilatorischer Natur und betreffen Darstellungen pathologischen Inhalts vom historischen Standpunkte, z. B. eine Geschichte der Amaurose, der Leukorrhoe, der Ophthalmie, der Cardialgie, der Rachitis, der Tympanitis, der Hämorrhoiden, über Tetanus, Diabetes u. A. Nähere Angaben finden sich in den angeführten biographischen Quellen.

Biogr. méd. VII, 368. — Dict. hist. IV, 290. — Biogr. Lex. VI, 12. Pagel.

Troger: Paul T., Maler, wurde am 30. December 1698 zu Zell bei Welsberg im Pusterthal als Sohn des Schneiders und Meßners Andreas T. geboren. Er zeichnete schon als Knabe aus angebornem Trieb und ohne jede Anleitung mit solchem Geschick, daß durchreisende Fremde, vermuthlich die gräfliche Familie Firmian, auf ihn aufmerksam wurden und ihn sammt seinem älteren Bruder Joseph zur weiteren Ausbildung in der Kunst mit sich nahmen. T. wurde auf Verwendung des Grafen Lactanz v. Firmian, eines eifrigen Kunstmäcens, zuerst Schüler des Malers Gius (Joseph) Alberti in Fleims (1664—1730) und kam dann, von dem Grafen Firmian unterstützt, nach Bologna, Venedig und schließlich (c. 1728) nach Wien, wo er schon als fertiger Künstler auftrat und sich bald einer großen Beliebtheit und zahlreicher Bestellungen erfreute. Zum Kammermaler ernannt, war er nach dem Tode van Schuppen's in den Jahren 1754—1757 Rector der Wiener Akademie. Er starb am 20. Juli 1762 in Wien. Obwohl T. seinen ständigen Wohnsitz in Wien hatte, war er doch viel unterwegs, um den massenhaften Aufträgen, die aus seinem Heimathlande an ihn gelangten, genügen zu können. Er malte in Oel und

al fresco Altarblätter in der Art der damaligen Italiener, portraitirte auch und radirte nebenbei kirchliche und weltliche Darstellungen, Bildnisse und Landschaften. Seine Hauptwerke haben wir in Trient, Brixen, wo er die Fresken im Dome für 10 000 fl. fertigte, in Innsbruck, Mölk, Maria-Taferl und Göttweih zu suchen. In Wien findet man Gemälde von seiner Hand in St. Ulrich, in St. Lorenz am Schottenfeld und in der Mariahilferkirche. Alle diese Bilder zeichnen sich durch eine bedeutende Technik und vorzügliches Colorit aus und erinnern an die Art der Caracci und Guercinos. T. hat zahlreiche Schüler gebildet, unter denen Martin Knoller der bedeutendste war. In der kaiserlichen Galerie in Wien wird „ein Christus auf dem Oelberg" von Troger's Hand aufbewahrt. Die Sammlung der Wiener Akademie besitzt eine „Heilige Magdalena" und das Ferdinandeum zu Innsbruck eine „Einbalsamirung des Leichnams Christi".

Vgl. Wurzbach XLVII, 227—232, der das Todesjahr Troger's fälschlich mit 1777 angibt. — Carl v. Lützow, Geschichte der k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien 1877. S. 30, 31, 33. — Derselbe, k. k. Akademie der bildenden Künste. Wien 1889. S. 284, — Die historische Ausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien 1877. Wien 1877. S. 154—157. — Eduard v. Engerth, Kunsthistor. Sammlungen des allerhöchsten Kaiserhauses. Gemälde. Beschreibendes Verzeichniß. Wien 1886. III, 246, 247. H. A. Lier.

Troger: Simon T., Bildschnitzer aus Haidhausen bei München, war Hirtenknabe und fing, um sich die Langweile zu vertreiben, beim Viehhüten an, mit einem Taschenmesser Figürchen aus Holz zu schnitzen. Dann schnitzte er auch aus Elfenbein Bilder, deren Gewandung er aus braunem Holze zufügte. Diese Figuren stellten Bettler und zerlumpte Leierspieler dar. Schließlich wurde Kurfürst Maximilian III. auf diesen Naturkünstler aufmerksam, stattete ihm einmal einen Besuch ab und ließ ihm bessere Instrumente und Material, sowie Antiken und gute Zeichnungen zustellen. T. gelangte nun auch dazu, wirkliche Kunstwerke darzustellen, wie einen „Neptun", einen „Raub der Proserpina", die er aus Elfenbein fertigte und nach seiner gewöhnlichen Art mit braunem Holze bekleidete. Sein Gönner Max III. erwarb verschiedenes für seine Schlösser, schenkte auch Arbeiten an den Dresdener Hof. Ende des 18. Jahrhunderts besaß Bödecker zu Nürnberg einen „Triumph des Bachus" in $1^1/_2$ Fuß hohen Figuren, der auf 1000 Dukaten (!) geschätzt wurde. Erblindet und in Armuth starb der Künstler um 1769. Wilh. Schmidt.

Troilo: Franz Ferdinand v. T., Palästinafahrer. Aus einem alten tiroler Adelsgeschlechte, von welchem ein Zweig zu Ende des 16. Jahrhunderts nach Oberschlesien kam und späterhin nach seinem dortigen Stammgute Lassoth sich zubenannte. Fr. F. v. T. war der zweite von den drei Söhnen des kaiserlichen Raths Franz Gottfried v. T. auf Lassoth und der Ursula Juliana geb. v. Strachwitz. Jahr und Tag seiner Geburt, die etwa um die Mitte des 17. Jahrhunderts fällt, sind unbekannt. Nach eigener Angabe hat er auf verschiedenen Schulen und Universitäten sich ausgebildet und studirt, dann während eines Zeitraumes von vierzehn Jahren Reisen durch Deutschland und Italien unternommen und nachdem er an mehreren Fürsten- und Herrenhöfen sich aufgehalten und vorübergehend auch in spanischen Kriegsdiensten gestanden, einem innern frommen Verlangen genügend, dem gelobten Lande wiederholt Besuche abgestattet. Dadurch nun, daß T. diese in die Jahre 1666—1670 fallenden Fahrten in einem „Orientalische Reisebeschreibung" betitelten, 1676 zu Dresden gedruckten, 1717 in Leipzig und Frankfurt neu aufgelegten Werke ausführlich und anschaulich geschildert und in demselben über seine merkwürdigen Erlebnisse

und Schicksale eingehend berichtet hat, gebührt ihm unter den zeitgenössischen Reisebeschreibern ein hervorragender Platz.

Im Laufe des Jahres 1670 gelangte T., mit der Würde eines Ritters des Ordens vom heiligen Grabe geschmückt, in seiner oberschlesischen Heimath glücklich wieder an, von Geschwistern und übrigen Anverwandten freudig bewillkommnet, und verblieb daselbst, auf den Familiengütern sich aufhaltend, bis zum Jahre 1673, in welchem er dann sich nach Dresden begab, um in kursächsische Dienste einzutreten. 1676, als die „Orientalische Reisebeschreibung" in obengenannter Stadt im Druck erschien, befand sich T. daselbst als Kammerjunker und Fähndrich der Leibgarde zu Fuß. 1678 den 11. November verheirathete er sich mit Hedwig Sophie v. Polenz a. d. H. Tzschernowitz in der Niederlausitz, welche 1687 starb, nachdem sie ihrem Gatten vier Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter, geboren hatte; die spätere Ehe mit einer Unbekannten scheint kinderlos geblieben zu sein. 1680 als Capitänlieutenant bei der Festung Alt-Dresden auftretend, erscheint T. dann seit Ende des Jahres 1682 als Commandant des befestigten Schlosses Stolpen, in dem in der Folgezeit die bekannte Gräfin Cosel viele Jahre lang bis zu ihrem Tode (1765) gefangen saß. Letztere Eigenschaft bekleidete T. nachweislich noch am 29. Mai 1689 und da als sein Nachfolger Hans Wolf v. Schönberg am 1. November 1694 erstmalig genannt wird, muß ersterer in der Zwischenzeit von seinem Posten als Commandant von Stolpen zurückgetreten sein. Damit, daß Kurfürst Friedrich August I. von Sachsen am 30. December 1695 seinem „lieben Getreuen Franz Ferdinand von Troilo", dem aber irgend ein dienstlicher Charakter in dem Rescripte nicht beigelegt wird, auf vorgängiges Ansuchen die Bestellung eines Curators für seine vier Kinder bestätigt, schließen unsere Nachrichten über den Besprochenen. Das Datum seines Todes ist ebenso wenig, wie das seiner Geburt bisher festgestellt und soll in den Anfang des 18. Jahrhunderts fallen.

Nach Mittheilungen aus dem Haupt-Staatsarchiv zu Dresden; von Büchern außer der „Orientalischen Reisebeschreibung": Sinapius, Schlesische Curiositäten, Th. II (1728) S. 1066. — Gauhe, Adelslexikon Th. II (1740) Col. 2597. — Zedler, Universallexikon, Th. 45 (1745) Col. 1079. — C. Chr. Gercke, Historie der Stadt und Vestung Stolpen (Dresden u. Leipzig 1764) S. 292 ff. P. Pfotenhauer.

Troll: Konrad T., von Winterthur, geb. am 23. Mai 1783 in Gottlieben bei Constanz, verlebte seine Jugendzeit in Dürftigkeit, studirte 1802—1805 in Zürich Theologie und wirkte seit 1806 als Lehrer in seiner Vaterstadt Winterthur. Die Reorganisation des Winterthurer Schulwesens 1819 ist im wesentlichen sein Werk; als Rector trat er nun an die Spitze desselben; in den dreißiger Jahren war er auch eine Zeit lang Mitglied des kantonalen Erziehungsrathes neben M. Hirzel, Th. Scherr, Hs. Georg Nägeli u. s. w.; ein vorzüglicher Schulmann, der ebensowol durch pädagogische Einsicht und Begeisterung für Jugendbildung, als durch seinen Unterricht in den classischen Sprachen anregend wirkte; daneben in den mannichfaltigsten Gebieten des öffentlichen Lebens uneigennützige Mitarbeit leistete. Außer mehreren pädagogischen Abhandlungen und Reden hat er in seiner „Geschichte der Stadt Winterthur, nach Urkunden bearbeitet" (8 Theile 8° Winterthur 1840—1850) ein bleibendes Denkmal seines gewissenhaften Fleißes wie seiner originellen Persönlichkeit hinterlassen. Troll's Amtsjubiläum, das zugleich den Abschluß seiner Lehrthätigkeit bildete (1856), führte (unter seiner eigenen Leitung) zur Gründung eines städtischen Stipendienfonds. Seine Gesinnung als Schulmann charakterisirt das schöne Wort: „der Lehrer ziehe seinen Schulmeisterrock nie aus; es ist ein Ehrenrock; und der Staub und die Schweißtropfen, die an ihm haften, sind Ehrenzeichen,

sauer verdient und mehr werth als Ordenssterne. Ist der Beruf als Lehrer auch mühselig, so ist er doch selig in seiner Mühe." — Der Wunsch, der in seinem Ausspruch liegt: „Ich kenne kein größeres Unglück als sich selbst überleben; das wende Gott in Gnaden!" hat sich an ihm selbst erfüllt; noch im Besitze voller geistiger Frische ist T. am 7. März 1858 gestorben.

U. Ernst, Rector Troll in Winterthur; Separaturabdruck aus der Sonntagspost des Landboten. Winterthur 1886. Hunziker.

Troeltsch: Anton Friedrich Freiherr v. T., berühmter Ohrenarzt, ist am 3. April 1829 zu Nürnberg geboren, studirte in Würzburg, Wien, Berlin und Prag, erlangte 1853 die med. Doctorwürde, machte wissenschaftliche Reisen nach dem Auslande mit längerem Aufenthalte in Dublin, London und Paris, wo er sich eingehend mit der Ohrenheilkunde beschäftigte, ließ sich zunächst 1857 als praktischer Arzt in Würzburg nieder, habilitirte sich daselbst als Privatdocent der Ohrenheilkunde 1860 mit einer Abhandlung betitelt: „Angewandte Anatomie des Ohres" und wurde 1867 außerordentlicher Professor der Otiatrie. In dieser Stellung verblieb er bis zu seinem am 10. Januar 1890 erfolgten Tode. T. war einer der bedeutendsten Otologen und genoß als solcher einen Weltruf. Schon 1862 faßte er den ganzen Stoff seines Lehrgebiets in seinem „Lehrbuch der Ohrenheilkunde" zusammen, das große Verbreitung fand und 1881 in 7. Auflage in Leipzig erschien. Ferner bearbeitete er für Pitha und Billroth's Handbuch der Chirurgie „die Krankheiten des Ohres" (Erlangen 1865) und dasselbe für Gerhardt's Handbuch der Kinderkrankheiten (Tübingen 1881). Dazu kommen zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen in med. Zeitschriften, besonders im „Archiv für Ohrenheilkunde" das er mitbegründen half und dessen Redaction er von 1864—1873 allein besorgte. Von selbständig erschienenen Schriften verdienen noch Erwähnung: „Gesammelte Beiträge zur pathologischen Anatomie des Ohres und zur Geschichte der Ohrenheilkunde" (Leipzig 1883, auch in fremde Sprachen übersetzt, wie die meisten von Troeltsch's Publicationen). Die Ohrenheilkunde hat T. u. A. durch eine neue Methode der Untersuchung und Beleuchtung des äußeren Ohres und Trommelfells bereichert. Eine eingehende Würdigung der Leistungen und wissenschaftlich-praktischen Bedeutung Troeltsch's lieferten Zaufal in einem Nekrolog in der Prager med. Wochenschrift XV, 1891, sowie Schwartze im Archiv für Ohrenheilkunde XXXI, 1891.

Vgl. Biogr. Lex. VI, 12. Pagel.

Trömer: Johann Christian T., der radebrechende „Deutsch (oder: Deusch) Franços Jean Chrétien Toucement", stammt aus Dresden. E. Götze läßt ihn 1698 geboren sein; Angaben seiner Gedichte weisen auf das Jahr 1696 oder 1697 (Juli 1727: „bald dreißig Jahr"; December 1740: „Ick bin schon alte Mann und bald ahlb neunsigk Jahr"; August 1746: er hat Erfahrungen von neunundvierzig Jahren). Aus Reimen, die auch seine Zeugung in Schlesien, seine Bildung im Mutterleib und seine Geburt läppisch beschreiben, erfahren wir, daß der Vater, vielleicht Hofjäger, „ehn brave Franceman" (?), die Mama „ehn brave deutsche Weib" war, und sie diesen ihren mittleren Sohn im eigenen Hause bei leidlichem Wohlstand durch einen Informator unterrichten ließen. Nach dem Tode der Mutter kam er in einen Dresdener Buchladen, den er für einige Zeit, als ihm der Vater rasch eine liebe „Stiefel-Mama" gegeben", mit einem Leipziger vertauschte, um von da eine „gute Condition" in Nürnberg, vielleicht in der Lochner'schen Buchhandlung, anzutreten. Die folgende verworrene Zeit will er Studirens halber in Leipzig, Wittenberg und wieder Leipzig verbracht haben; doch kann ihm das Burschenleben, dessen Suiten er beschreibt, auch als nicht theilnehmendem Zuschauer bekannt geworden sein. Seine Bildung zeigt

nirgends höheren akademischen Charakter. Der Tod des Vaters, dann des älteren Bruders brachte dem unsteten Gesellen nur ein geringes Erbe. Er scheint in Leipzig und in Wittenberg den Buchhandel weiter betrieben zu haben und gab an letzterem Ort, falls das kein Versteckspiel ist, im Selbstverlag als „Ehn lustigk Fransoß" „Jean Chrétien Toucement" seine früheste Publication 1728: „Ehn Curieuse Brief", tagebuchmäßiger Bericht über den Aufenthalt des preußischen Königs und des Kronprinzen am kursächsischen Hof während des Januars und Februars. Alsbald hatte er sich gegen einen Leipziger Nachdrucker zu wehren, im September 1729 auch gegen die steife Verurtheilung seiner Sprachmengerei durch „Parthenomusi Ehren-Rettung der durch einen unteutsch Teutsch-Französischen Poeten violirten Pallas" (Februar; Alexandriner). Sein erstes Gedicht galt der Hochzeit einer Stiefcousine; es ist am 8. Juli 1727 von Comtes le petit Coq (Gräfenhainichen?) datirt. Im Februar 1729 trat er in den Dienst des Herzogs Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels, an dessen Geburtstag er in einer Komödie mitwirkte, und war, drei kurze von Reisen unterbrochene Dienstperioden hindurch, Kammerdiener, Kellerschreiber, Theaterdirector — oder verdienen die einschlägigen Verse keinen vollen Glauben? Wie es in anderer Richtung auffallen muß, daß T. von Schlesien und Böhmen so wenig zu sagen weiß und die Schilderung eines Wiener Aufenthaltes mit kahlen Schnurren ohne jeden Localcharakter füllt. Er hat den letzten Herzog von Weißenfels in Danzig wiedergesehen und noch 1746 an der Feier der Verleihung des Hosenbandordens persönlich als Gratulant theilgenommen. 1730 beobachtete und besang er das große Feldlager oder „Campement" bei Mühlberg; er berief sich beim Kurfürsten auf jene frühere Schilderung der Dresdener Hoffeste, um die Erlaubnis zum Druck zu erlangen. Was ihn zu mehrjährigem Aufenthalt nach Danzig führte, inzwischen 1732 flüchtig nach Paris, steht dahin, zumal da er bei der Verlobung mit einer Kammerjungfer seiner Gönnerin, der Herzogin von Kurland, sich als stellenlos bezeichnet. Das Bombardement der Stadt durch die Russen zerstörte seine Bibliothek. Er wandte sich mit einer drolligen deutsch-französischen Klageschrift an den Feldmarschall Grafen v. Münnich, erhielt eine gespickte Börse und das Versprechen gewichtiger Empfehlung in Petersburg, wohin er im September 1734 mit seinem Gönner, als Reisespaßmacher, abging. Aber trotz den freien Mahlzeiten und manchen Trinkgeldern der hohen Herrschaften war ihm die russische Hauptstadt ein zu theures Pflaster, trotz dem Alexandrinerschwall an Münnich, die Kaiserin, den sächsischen Gesandten u. s. w., und obwol er betheuerte, nur auf dem Papier ein Peter Squenz, übrigens ein frommer stiller Mann zu sein, wollte die Sehnsucht nach „ehne charge" sich nicht erfüllen. Der Graf reiste ab: „und ick bin Monsieur Nicks". Ende November 1735 ließ er „Des Deusch François Adieu" an Petersburg in Quart drucken, Neujahr 1736 gab er noch den satirischen Lebenslauf des Hofnarren Petrillo, vermuthlich eines die Concurrenz witternden Gegners, zum Besten und machte sich dann, reichlich beschenkt, auch im Besitz von allerlei russischen Brocken, auf den Heimweg. Er heirathete in Danzig am 3. April 1736 seine Jungfer Meister, reiste voraus nach Leipzig, holte die Gattin dann in Berlin ab und mag sehr bald von der Pleiße wieder an die Elbe gezogen sein. Im September datirt er die erste Gesammtausgabe von Leipzig. Die Wanderjahre, im ersten Sammelband 1736 anfangs wirr, dann mit sicherer Chronologie und ausführlich verewigt, lagen nun hinter ihm. Von 1736 bis zu den Opernschilderungen vom März 1756 hat er nur noch kleinere Gelegenheitsgedichte veröffentlicht, etliche Epithalamia für Freunde, eine Masse Festcarmina und Bettelverse an den Hof. So läßt er im März 1741, Weib und Kind erwähnend und alle Ausgaben vorrechnend, seinen Ruf aus der Neustadt zum Thron er-

schallen. Er bekommt unter anderem zwei Pferde geschenkt, bewohnt ein „Stroh-palais“ mit Garten in Laubegast, kränkelt, ist 1745 „ehn Witber Mann“, entwirft 1746 Kriegsbilder, versäumt an keinem „Josephatag“ und wann sonst Gelegenheit zum Gratuliren war submiß aufzuwarten und fand offenbar, selbst wenn er einen lästigen Nachbar beim „Lanßpapa“ als der gute, treue, arme Deutsch-franzos verklagte, seine Rechnung. Nach dem „Dresdener Anzeiger“ (1756 Nr. 19; von Götze benutzt) war er „Ober-Postcommissär, seit 1738 auch Straßen- und Alleen-Bau-Aufseher“, doch ist in den Gedichten von diesen Aemtern nicht die Rede, während sie die „Function eines sogenannten lustigen Raths am Hofe des Königs von Polen, August's III.“ wohl bezeugen. Eine zierliche Dresdener Handschrift, mit feiner — eigenhändiger? — Federzeichnung, führt dreist Beschwerde darüber, daß T. das von Brühl versprochene Galakleid noch nicht bekommen habe, und der König, den offenbar die Schilderung, wie ein Reiher bei der letzten Beize einen Pagen beschmutzte, heiter und günstig stimmen soll, wird gleich noch um einen Eimer Rheinwein und ein Service angegangen. T. erlag am 1. Mai 1756 einem Schlagfluß.

Diesem culturhistorisch interessanten, bedientenhaften Lebenslauf entspricht die ganze spielerige, schmeichlerische, gierige Reimerei, die Sachsens höchste Herrschaften sich Jahrzehnte lang huldvoll gefallen ließen, die aber auch in Petersburg ergötzte. Das gebrochene Deutsch-Französisch war nichts ganz Neues, aber bisher nur gelegentlich angewandt, um etwa den mit Prinz Eugen redenden Villeroy (Uhse, Wohlinformirter Poet S. 87) oder deutsche Ausländerei zu kennzeichnen, wie Holberg, die Gottschedin, Gellert einen Hansfranzen oder einen Sotenville mit welschen Brocken ausstatten und Lessing Riccauts Gemengsel von der „plump Sprak“ des besten Deutsch abstechen läßt — bei T. wie schon bei Rebhu, ist es ein alberner Spaß ,der sich dreißig Jahre in Permanenz erklärte. Allerdings ist T., obgleich er Wiederholungen nicht scheut, nie um neue Wendungen in seinen flüssig hingeplauderten Alexandrinern verlegen. Immer wieder verkündigt eine leichte, mechanische Stegreifpoeterei den Preis der gnädigsten „Lanßmama“. Ein paar discrete Zötchen am übelberufenen Schlußstein von Hochzeitsgedichten oder in der scherzhaften Empfehlung eines perfecten Kammerdieners für Damen scheinen im Zeitalter und Vaterland Picander's unverfänglich. T. hatte Talent für realistische Schilderung: Spuren davon zeigt sogar die Beschreibung der endlosen Hoffeste für Friedrich Wilhelm I. und den künftigen großen Friedrich, im höheren Maße mancher Dresdener Redouten oder pomphafter Opern und Ballets, der Leipziger Fischerstechen und Studentenmusiken. Der Deutschfranzos versteht es, den sächsischen Bauer vor dem Prunktheater, die Nürnberger Kräutlerin, das Danziger Fischerweib in echter landskräftiger Mundart reden zu lassen. Grobianisch, aber lustig malt er den Hausknecht, der die mit Vogelleim bestrichene Abtrittsbrille am Gesäß fortschleppt; der komischen Fopperei mit dem Hansarsch von Rippach verdankt er ein Winkelchen in den Faust-Commentaren. T. hat die alte Novelle von den drei Buckligen (Him, Ham, Hum; 8. December 1742) nicht ungeschickt in seinem Jargon erneuert, und das Kauderwelsch gezwungen, die berühmte Sage vom Schmied von Jüterbogk und dem Tod in Knittelversen weitläufig wiederzugeben (Ausgabe 1745 S. 174; 1772 I, 80). Das große Sammelproduct „Ehn lustigk Lebenlauf und artigk Avanture“ in sechs ungleichen Theilen enthält manche lebendige, drastische Partie, aber der geistige Standpunkt wird weder in Nürnberg höher genommen, noch in Paris, wo T. Modedamen und Abbés, Schuhputzer und Pflastertreter weitschweifig vorführt, noch in Petersburg, wo ihn die Kutscher besonders interessiren und ärgern, noch in den preußischen Residenzen, deren Localschilderung heute eben nur eine örtliche Theilnahme erregen kann. Darum

ist „Ehn Brief an Ehn kroß Ehrr von Potsdam und Berlin" (1730) durch L. Schneider in den Mittheilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams V, 34 auszugsweise wiederholt worden (die benutzte Edition von 1736 zeigte auf dem Einband in Goldlettern die Aufschrift „Zugabe zum Vogelkönigs=Gewinn bei dem Troemer'schen Schießen, den 14. Juni 1738"). Die Beschreibung des Campements (1730) ist immerhin, da sie unter die gemeinen Soldaten, ja zu Wald= und Feld=„Banisen" herabsteigt, viel lebendiger als J. U. König's unsagbar steifleinenes Heldengedicht „August im Lager", und für die Belagerung Danzigs bietet T. manchen frischen Zug. Zeitgenossen fanden in seinen „Schönen Raritäten und Spielwerk" eine flache Unterhaltung und ließen sich durch die Anaphern und Epiphern „Adjeu . . . ick muß ßu Auhs marchir" in Athem halten. Die ungeheure Naivetät, daß dieser servile Deutschfranzos in seiner „Description von Paris" es wagte, einen deutschen Herrn Ochs als französelnden Monsieur Bœuf à la mode zu verspotten, fiel kaum auf. Ernst hat ihn wohl Niemand genommen. Die vornehmere Kritik schritt an ihm vorbei.

Es erschienen „Jean Chretien Toucement des Deutsch François Schrifften mit viel schön Kuffer Stick, Kanß Complett, mehr besser und Kanß viel vermehrt. ßu Leipßigck bey die Auteur und ock bey Johann Christian Troemer" 1736 (534 S.); verändert in prächtigem Druck „Die Avantures von Deutsch François mit all sein Scriptures" . . . 1745 (die Zahl wie auch in der folgenden Ausgabe rebusmäßig gedruckt) in Nürnberg bei J. G. Lochner (568 S. und ein biographisches Register; der Königin gewidmet; vorn ein stattliches Portrait, das beste aber im Foliodruck „Die ahlb deusch Pegasus" 19. März 1754). Dürftig ausgestattet sind „Jean Chretien Toucement des Deutsch François Schrifften . . . Kanß Complett mit den zweiten Theil vermehrt" Nürnberg bei G. N. Raspe 1772 (408 und 310 S.). Der erste Band entfernt sich wieder von der Redaction des Jahres 1745; der zweite enthält unvollständig die einzeln, zum Theil sehr schön gedruckten und mehrfach illustrirten Gedichte der Zeit von 1736 an, deren manche in die „Neu=eröffnete historische Correspondenz von Curiosis Saxonicis" Dresden 1746 ff. übergegangen waren. Die Königliche Bibliothek zu Dresden ist an solchen Foliodrucken reich. Die Namensform „Trömel" in Litteraturgeschichten und anderen Werken zeigt, daß man in seine Schriften nur oberflächlich blickte, da er sich mehrmals nennt, z. B. im Petersburger Gedicht vom 19. Januar 1735: „Und eihß Jean Chrétien Toucement, und ock, Hans Christian Trömer", reimend auf „Römer" (vgl. die Weißenfelser Verse vom 23. Februar 1729). Das Richtige stellte Weigand in seinem Deutschen Wörterbuch 2. Aufl. I, 650 nach einer Mittheilung S. Hirzel's, mit Angabe auch des Oberpostcommissaramtes und des Begräbnißtages, fest. Götze in Goedeke's Grundriß IV, 24. Einzelne Drucke hat mir Herr Oberbibliothekar Dr. F. Schnorr v. Carolsfeld in Dresden mit gewohnter Güte zugesandt.

Erich Schmidt.

Tromlitz: s. **v. Witzleben**, August.

Tromlitz: Johann Georg T., ein Flötenvirtuose des 18. Jahrhunderts um 1726 zu Gera geboren und Anfang Februar 1805 im 79. Lebensjahre zu Leipzig gestorben, wo er sich niedergelassen hatte und sowohl als Virtuose in Concerten auftrat, wie als Lehrer des Flötenspiels und als Componist wirkte. Gerber im alten Lexikon schreibt schon vor 1790, daß er bereits seit 30 Jahren dort lebe und wirke und fügt über sein Flötenspiel hinzu, daß sein Ton mehr einer Trompete (!), als einer Flöte gleiche. Nebenbei beschäftigte er sich, gerade so wie Quantz, mit der Anfertigung von Flöten, denen er gleich beim Verkaufe eine Applicatur beilegte. Eine Flöte von 3 Mittelstücken, 1 silbernen Klappe und mit Elfenbein belegt, verkaufte er zum Preise von 4 Ducaten und stieg

damit bis zu 16 Ducaten, je nach der Anzahl der Mittelstücke und Klappen, die beide sich bis auf sieben steigerten; hatte die Flöte noch ein Fußstück mit c- oder cis-Klappe, so betrug der Preis 18 Ducaten. In Cramer's Magazin Bd. I, S. 1013 gibt er über die Anfertigung von Flöten eine umständliche Beschreibung. Auch gab er mehrere Flötenschulen heraus. Die erste erschien 1786 in Leipzig bei Breitkopf: „Kurze Abhandlung vom Flötenspielen" und die zweite 1791 bei Böhme in Leipzig: „Ausführlicher gründlicher Unterricht die Flöte zu spielen", in 4° 24 und 376 S. Beide Drucke findet man in den Bibliotheken zu Berlin und Dresden. Letztere Bibliothek besitzt noch ein Werk von 1800 „Ueber die Flöten". Gerber führt verschiedene Compositionen im Druck und Manuscript von ihm an, doch fand ich nur in der königlichen Musikaliensammlung zu Dresden „3 Sonaten als erste Fortsetzung für Clavier und Flöte oder Violine", ohne Druckort im Stich.

Gerber altes u. neues Lexikon. — Allgem. musik. Ztg. Lpz. Bd. 2, 600 und Bd. 7, 337 seine Biographie. Rob. Eitner.

Tromm: Abraham T., geboren zu Groningen in den Niederlanden am 23. Aug. 1633, ward nach längeren wissenschaftlichen Reisen zuerst Prediger in Haren, einem holländischen Dorfe, seit 1671 in Groningen, wurde 1717 von der dortigen Akademie zum Dr. theol. creirt und starb am 29. Mai 1719 (vgl. Winer, Hdb. der theol. Litt. Bd. 2 Sp. 808, wo aber irrig Haarlem statt Haren geschrieben ist). Tromm's Verdienste liegen auf dem Gebiete der hellenistischen Lexikographie. Nachdem schon Konrad Kircher (s. d. Art.) im Jahre 1607 eine Concordanz zu der griechischen Uebersetzung des A. Testaments gearbeitet hatte, welche eine Anordnung nach der alphabetischen Reihenfolge der hebräischen Wörter beliebte, denen dann die Aequivalente der LXX nebst Stellenangaben beigefügt waren — schien es T. richtiger die griechischen Wörter, die in den LXX vorkommen, zu Stichworten zu nehmen und ihnen dann die hebräischen Aequivalente nebst genaueren Stellenangaben beizuordnen. Auch dehnte er seine Wort- und Stellensammlungen auf die Fragmente der anderen alten griechischen Uebersetzungen und theilweise auch auf die Apokryphen des A. Testaments aus. Dazu druckte er das in Bernh. v. Montfaucon's Ausgabe der Hexapla von 1713 angefügte griechisch-hebräische Lexikon vollständig ab. Außerdem enthielt der Anhang einen ausführlichen index Hebraeus et Chaldaeus. Den langen Titel dieser concordantiae Graecae versionis vulgo dictae LXX interpretum, in 2 Foliobänden 1718 erschienen, findet man in Rosenmüller's Hdb. für die Litt. der bibl. Kritik u. s. w. Bd. 2 1798, S. 450 f. — Einen heftigen Gegner fand die Tromm'sche Concordanz in Joh. Gagnier, dessen Angriffe theilweise offenbar von Concurrenzneid eingegeben waren, da er mit einer ähnlichen Arbeit beschäftigt war. Seine vindiciae Kircherianae Oxford 1718 (s. den vollst. Titel bei Rosenmüller a. a. O. S. 452) hatten nur darin Recht, daß er Kircher's Arbeit gegen die ebenfalls übertriebene Herabsetzung Tromm's (in der Vorrede zu seiner Concordanz) in Schutz nahm. T. vertheidigte sich noch in demselben Jahre in einer epistola apologetica (s. den vollst. Titel bei Rosenmüller a. a. O.) — Tromm's Arbeit wirkte auch auf die Folgezeit befruchtend ein. Die lexikalische Arbeit von J. Chr. Biel 1779, 80 (s. A. D. B. II, 623) über die LXX beruht fast ganz auf dem Wortschatz der Tromm'schen Concordanz (vgl. Rosenmüller a. a. O. S. 454; Diestel, Gesch. des A. Testaments 1869, S. 575; Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. 1870, S. 791). — In einer der Wissenschaft genügenden Weise beginnt die Aufgabe einer Septuagintaconcordanz erst jetzt gelöst zu werden durch E. Hatch und H. A. Redpath, a concordance to the Septuagint and the other greek versions of the O. T.; bis jetzt erschienen P. I—III, 1892—94, Oxford. — Von seinen sonstigen Arbeiten mag noch

erwähnt sein die Fertigstellung einer bereits von Jos. Martini begonnenen holländischen Concordanz zum A. u. N. T., die er zuerst 1685 in 3 Foliobänden zu Amsterdam veröffentlichte und zu deren Neubearbeitung er wenige Jahre vor seinem Tode zurückkehrte, ohne sie vollenden zu können. Titel von ein paar kleineren Schriften findet man bei Jöcher s. v. C. Siegfried.

Trommer: David T., deutscher Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Seine Lebensumstände sind dunkel, und es läßt sich nur ermitteln, daß er aus Plauen im Voigtlande stammt, kursächsischer Pfarrer von Baggern und der coadjungirten Parochien Zülsdorf und Buckau war, wo er noch am Ende des Jahrhunderts sein Amt versah. Durch seine persönlichen und litterarischen Beziehungen war es ihm leicht gewesen, die ohnehin nicht schwer erreichbare Würde eines kaiserlichen gekrönten Poeten zu erlangen, zu der ihn seine künstlerischen Leistungen gewiß nicht berechtigen. Die von ihm 1670 zu Dresden herausgegebene „Nickerische Poesie" betitelte Sammlung geistlicher und weltlicher Gedichte, Lieder und Sonette, verrathen einen solchen Mangel an poetischer Individualität und solche technische Unbeholfenheit, daß sie selbst den sonst nicht anspruchsvollen Zeitgenossen unangenehm auffielen. Während er seinem großen „Landsmanne" Fleming nachzustreben vermeinte und daher seine unbeholfenen Epigramme mit dem selbstgebildeten Terminus „Sonnettchen" bezeichnete, wird er von anderen z. B. Haugwitz verspottet und der Gruppe der unfreiwilligen komischen „Reimereißer" beigezählt. Auch sein opernartiger Versuch eines Drama ecclesiasticum oder geistlichen Singspiels von der Verehelichung Isaacs und Rebeccas (Leipzig 1691), in dem er einen von Frischlin, Culmann u. a. schon ein Jahrhnndert vorher behandelten biblischen Stoff zu dramatisiren versucht, kann keinen Beweis für seine poetische Schaffensfähigkeit erbringen, und T. verdient nur als der charakteristische Typus der litterarisch dilettirenden, künstlerisch unvermögenden Geistlichen jener Zeit einige historische Beachtung.

E. Neumeister, Specimen dissertationis . . . S. 110. v. Waldberg.

Trommsdorff: Johann Bartholomäus T., bedeutender Pharmaceut und Chemiker, Begründer des Journals der Pharmacie, Professor an der Universität Erfurt, wurde daselbst am 8. Mai 1770 geboren, † am 8. März 1837. Der Name T. ist in Erfurt seit anderthalb Jahrhunderten mit der Pharmacie und Chemie eng verknüpft; im J. 1734 erwarb Hieronymus T. die dortige Schwanen-Ring-Apotheke und noch heute ist eine Erfurter Apotheke im Besitze der Familie. Hieronymus T. hinterließ die Apotheke 1768 seinem Sohne Wilhelm Bernhard, der Professor der Medicin an der dortigen kurmainzischen Universität war und Leibarzt des damaligen Statthalters von Erfurt, des Coadjutors Karl v. Dalberg. Er starb 1782 im Alter von 43 Jahren und da die Apotheke, welche er nicht selbst betrieben hatte, in verschuldeten Zustand gerathen war, so mußte sich seine Wittwe, eine überaus thatkräftige Frau, die Tochter eines mainzischen Beamten, Namens Schellhorn, entschließen, das Geschäft selbst zu übernehmen, um ihre neun Kinder, deren ältestes, Johann Bartholomäus, damals zwölf Jahre alt war, erhalten und erziehen zu können. Es war unter diesen Umständen natürlich, daß der Sohn den Beruf des Großvaters ergriff. Man ließ ihn noch zwei Jahre das Gymnasium besuchen und gab ihn dann zu dem weimarischen Leibarzt und Bergrath Bucholz in die Lehre, dessen Apotheke eines großen Rufes genoß. Obwohl T. hier vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit den groben und rein mechanischen Arbeiten eines damaligen „Gesellen" und mit der persönlichen Bedienung seines Lehrherrn betraut war, so machte er sich in den Nachtstunden dessen reichhaltige Büchersammlung durch eifriges Studium und Anfertigung von Auszügen aus den wichtigsten chemischen Lehrbüchern

so gründlich zu Nutze, daß Professor Crell in Helmstedt eine Abhandlung des „Lehrjungen" in seine Chemischen Annalen (1787) aufnehmen konnte. Nach drei Jahren kehrte T. in die Heimath zurück, wo sich seine Mutter inzwischen mit dem Professor der Medicin Planer, einem Freunde seines Vaters, verheirathet hatte, unter dessen Leitung er sich noch für ein halbes Jahr dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften widmete. Die nächsten anderthalb Jahre finden wir ihn als Defectarius bei dem Apotheker Zitelmann in Stettin, welcher mit seiner Apotheke ein großes Chemikalienlager und Drogengeschäft verband, wodurch T., dem der Versand der Waaren anvertraut war, seine Kenntnisse wesentlich bereichern konnte. Seine Studien ruhten dabei nicht; 1789 gab er eine „Allgemeine Uebersicht der Salze" heraus, die in Gotha auf vier Foliotafeln erschien. Der plötzliche Tod seines Stiefvaters veranlaßte ihn, nach Hause zurückzukehren und die Apotheke selbst zu übernehmen, um der Mutter die Sorge für die Geschwister zu erleichtern. Planer war, wie der Vater Trommsdorff's, Leibarzt bei Dalberg gewesen und so fand auch T. Gelegenheit, mit diesem wohlwollenden Manne in nähere, ja vertraute Beziehungen zu treten und dadurch zugleich mit einem Kreise bedeutender Persönlichkeiten, wie dem Präsidenten v. Dachröden, den beiden Humboldts, dem Astronomen Zach und den beiden Herzögen Ernst und August von Gotha.

Dem regen Geiste Trommsdorff's genügte die Beschäftigung mit der handwerksmäßigen Apothekerkunst nicht, welche damals einer rohen Empirie und einer marktschreierischen Geheimnißkrämerei verfallen war. Das Wissen des Apothekers beschränkte sich auf wenige Handgriffe. Ohne Kritik waren die unglaublichsten „Heilmittel" in den damaligen Arzneischatz aufgenommen und man staunt, wenn man beispielsweise in einer Pharmakopöe vom Jahre 1786 Medicamente findet wie: Mondmilch, Alabaster, Bergkrystall, gestoßenes Glas, Perlmutter, weißer Hundsdreck, getrocknete Kröten, Schweinszähne, Menschenhirnschale und ähnliche Dinge, oder wenn daselbst zur Bereitung eines heilsamen Oeles zwei junge Hunde, zwölf lebendige Frösche und acht Loth lebende Regenwürmer verwendet werden.

Diesem mittelalterlichen Unfug konnte nur gesteuert werden, wenn der wissenschaftlichen Kritik Eingang in die Apothekerkunst verschafft wurde. Dazu aber war jetzt gerade der richtige und mögliche Zeitpunkt gekommen; die Chemie, bis dahin eine verachtete Dienerin der Goldmacherkunst und der Medicin, hatte eben ihr Haupt erhoben und für sich den ihrer würdigen ungeschmälerten Rang einer Wissenschaft in Anspruch genommen; noch wogte der Kampf um ihre Fundamente. Die Phlogistontheorie, auf deutschem Boden erstanden, fand auch hier ihre eifrigsten Vertheidiger. Auch T. gehörte noch zu den Anhängern der Stahl'schen Lehre, aber die Macht der Thatsachen und die eigene Beobachtung lassen ihn bald den Irrthum erkennen, aus dem die falsche Theorie erwachsen, und nicht ohne Erfolg ist er sogleich bemüht, einen ihrer letzten und scharfsinnigsten Vertheidiger, den Professor Gren in Halle, für die neue Anschauung zu gewinnen. Trommsdorff's Verdienst ist es, diesen Zeitpunkt erkannt zu haben. Die kritische Methode auch in der Pharmacie zur Geltung zu bringen, die wissenschaftliche Chemie hier zur Gesetzgeberin zu machen, zugleich den Bildungsgrad und den ganzen Stand seiner Fachgenossen auf ein höheres Niveau zu erheben, das waren die Ziele, deren Erreichung und Erstrebung er sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht und die er bis an sein Ende mit seltener Energie und unermüdlichem Fleiße verfolgt hat. Um auf die Fachgenossen einwirken zu können, bedurfte es zunächst eines geeigneten Organs. Er gründete daher 1794 das Journal der Pharmacie für Aerzte, Pharmaceuten und Chemiker. Diese erste pharmaceutische Zeitschrift der Welt wurde bald der Sammelplatz aller wissen=

schaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der pharmaceutischen Wissenschaften. Unter Trommsdorff's Leitung erreichte sie in zwei Folgen die Anzahl von 53 Bänden und als er sich dann 1834 von der Redaction zurückzog, war es kein Geringerer als Justus Liebig, der dem Journal in seinen „Annalen der Pharmacie" eine würdige Fortsetzung schuf, aus denen später die heutigen „Annalen der Chemie" hervorgegangen sind. Es ist nicht möglich auf die zahlreichen Abhandlungen näher einzugehen, welche in dem Journal aus Trommsdorff's Feder stammen; neben rein wissenschaftlichen Untersuchungen sind die Aufsätze von Interesse, in denen er sich über allgemeine Angelegenheiten an seine Fachgenossen wendet, ihr Standesbewußtsein zu stärken, Mißbräuchen zu begegnen, die Erziehung und Belehrung der Gehülfen zu discutiren und die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Vorbildung des Apothekers klar zu machen.

Das zweite, noch wirksamere Mittel, den Bildungsstand der Fachgenossen zu heben, erkennt T. in der Beschaffung brauchbarer und auf der Höhe der Wissenschaft stehender Lehr- und Handbücher. Da es daran fast gänzlich mangelt, so vergeht fast kein Jahr, ohne daß ein solches oft vielbändiges Werk seiner nie rastenden Feder entfließt. Schon während seines Aufenthaltes in Stettin 1790 entstand ein „Kurzes Handbuch der Apothekerkunst", bald darauf, 1792, ein „Systematisches Handbuch der Pharmacie", das bis 1831 drei Auflagen erlebte und ins Schwedische übersetzt wurde. Zugleich erscheint eine „Uebersicht der wichtigsten Entdeckungen in der Chemie", dann 1796 eine „Monatsschrift für den Bürger und Landmann" und ein „Lehrbuch der pharmaceutischen Experimentalchemie", wovon 1811 die dritte Auflage gedruckt wird. Sein „Taschenbuch für Aerzte", 1797, wurde fünfmal und sein „Handbuch der Waarenkunde" dreimal aufgelegt. 1800—1804 erscheint ein achtbändiges „Systematisches Handbuch der Chemie" und bald darauf eine „Allgemeine chemische Bibliothek" in fünf Bänden. „Das chemische Probircabinet", 1801, wird in fünf Sprachen übersetzt und dreimal in Wien nachgedruckt. Bald folgt das „historische Taschenbuch für Chemiker" und 1803 das „Gartenbuch für Apotheker"; dann „Die Apothekerkunst in ihrem ganzen Umfange" in fünf Bänden, 1805—1813. Eine neue Pharmakopöe, die T. verfaßt hatte, wurde in Schwarzburg-Rudolstadt gesetzlich eingeführt. Erwähnen wir noch das fünfbändige „Handbuch der Färbekunst", 1815—1820, den „Grundriß der Physik", 1817, und sein „Taschenbuch für Chemiker und Pharmaceuten", so ist die Reihe seiner Werke keineswegs erschöpft, denn daneben hat T. noch Zeit gefunden, seinen Fachgenossen Werke bedeutender Ausländer zugänglich zu machen. So übertrug er Lehr- und Handbücher von Socquet, van Man, Orfila, Branthom, Thenard und Chevreul aus dem Französischen, von Henry, Cavallo, Parke aus dem Englischen und die österreichische Pharmakopöe aus dem Lateinischen ins Deutsche. Bei verschiedenen Zeitschriften war er ständiger Mitarbeiter, wie bei der Hallischen und Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung und in vielen in- und ausländischen Journalen sind Abhandlungen von ihm zerstreut.

Man sollte denken, daß mit einer so ausgebreiteten litterarischen Thätigkeit die Lebensarbeit eines Menschen erschöpft wäre; keineswegs! T. stand zugleich der Apotheke vor, die unter seiner Leitung bald von Schulden befreit war, und als er mit Martha Hoyer, der ältesten Tochter des Pfarrers zu Wandersleben, einen glücklichen Hausstand gegründet hatte, in welchem bald vier Söhne und fünf Töchter heranwuchsen, errichtete er in seinem Hause aus eigenen Mitteln eine pharmaceutische Bildungsanstalt, aus der im Laufe von 33 Jahren nicht weniger als 300 tüchtige Schüler, spätere Apotheker, Aerzte, Professoren und Fabrikanten hervorgegangen sind. An dieser Schule wirkten neben T., welcher Chemie und Pharmacie, zuerst auch Physik und Logik selbst vortrug, tüchtige

Kräfte, unter denen die Namen Naumburg (Medicin), Siegling und der spätere Schwiegersohn Trommsdorff's, Mensing (Mathematik), der gelehrte Apotheker Biltz (Botanik) und der Mineraloge und Arzt Bernhardi genannt werden mögen.

Daß einer so reichen Wirksamkeit auch die äußere Anerkennung nicht gefehlt hat, braucht kaum gesagt zu werden. Mit 25 Jahren wurde T. zum Universitätsprofessor, im J. 1823 zum Director der Erfurter (späteren königlich preußischen) Akademie der Wissenschaften erwählt. 47 Akademien, gelehrte Gesellschaften und wissenschaftliche Vereine schätzten ihn als ihr Mitglied oder Ehrenmitglied. Nachdem 1816 die Erfurter Universität aufgehoben worden, wurde T. mehrfach an andere Universitäten berufen, darunter nach St. Petersburg und später an Klaproth's Stelle nach Berlin, allein die Liebe zu seiner Vaterstadt hieß ihn diese ehrenvollen Anerbietungen ablehnen. In Kriegs- und Friedenszeiten war Trommsdorff seinen Mitbürgern ein stets hülfsbereiter Freund und Berather gewesen; kein Wunder, daß der Ehrentag, an dem er den Höhepunkt seines Lebens erreichte, unter allgemeiner froher Betheiligung gefeiert wurde. Umgeben von seiner Familie, im Kreise von 21 Enkeln, von zahlreichen dankbaren Schülern und Freunden von Nah und Fern, feierte er am 1. October 1834 sein 50jähriges Pharmaceutenjubiläum. Der König hatte ihm schon früher den rothen Adlerorden 3. Classe verliehen, jetzt erhielt T. den Titel eines Geheimen Hofrathes, seine Verehrer hatten zum Gedächtniß des Tages eine Denkmünze mit seinem Bildniß schlagen lassen und Freunde und Fachgenossen ehrten ihn durch die Errichtung einer Trommsdorffstiftung, deren Erträgnisse dem von ihm gegründeten Gehülfen-Unterstützungsfonds zu Gute zu kommen bestimmt waren. In den ihm noch bleibenden Jahren hatte T. die Freude, seinen jüngsten Sohn um sich zu haben, der den Beruf des Vaters ergriffen und die vielen von diesem begonnenen Unternehmungen ganz im Sinne desselben fortzuführen bestrebt war. In der frohen Ueberzeugung, sein geistiges Erbe in guten Händen zu wissen, verschied T. am 8. März 1837.

Es muß schließlich noch erwähnt werden, daß T. der Begründer einer der ersten chemischen Fabriken gewesen. In dem Laboratorium der Apotheke, sowie (1813) in einer kleinen Fabrikanlage in Teuditz wandte er sich der Herstellung von seltenen Alkaloiden, namentlich von Morphium zu. Aus diesen Anfängen ist später (1842) unter der Hand des ihn einzig überlebenden Sohnes Christ. Wilh. Hermann (geb. 24. Sept. 1811, † 3. Juli 1884) die weltberühmte Trommsdorff'sche Fabrik in Erfurt entstanden, welche sich mit der Darstellung von in Form und Reinheit vollendeten pharmaceut. und chem. Präparaten befaßt.

J. G. W. Mensing, Joh. B. Trommsdorff's Lebensbeschreibung. Erfurt 1839. — L. F. Bley, Das Leben J. B. Trommsdorff's. Archiv der Pharmacie 1839, 2. Reihe, Bd. 18, S. 1, 113, 225. — A. Tschirch, Entwicklungsgeschichte der pharm. Universitätsinstitute. Wien 1894. — E. Biltz, Christ. Wilh. Herm. Trommsdorff. Halle 1884. B. Lepsius.

Tromp: Martin Harpertszoon T., niederländischer Admiral, 1597 in der holländischen, an einer der Maas- (oder besser gesagt Rhein-) mündungen gelegenen Stadt den Briel als der Sohn eines Schiffscapitäns geboren, wurde von seinem Vater schon in seinem zehnten Jahre mit aufs Schiff genommen. Da derselbe im selben Jahre, 1607, in der Seeschlacht bei Gibraltar mitkämpfte, erhielt er bereits die Feuertaufe, als die meisten Knaben seines Alters noch in der Schule saßen. Kurze Zeit nachher wurde der Vater in einem Gefecht mit einem Seeräuber getödtet, und der Knabe gerieth mit sammt dem Schiff in dessen Gewalt. Schon damals, wird erzählt, gab er eine Probe seltener Unerschrockenheit. Als der Vater gefallen war, soll er der entmuthigten Mannschaft zugerufen haben: Wollt Ihr meines Vaters Tod nicht rächen! und sie zur weiteren Gegenwehr aufgefordert haben, was den Räuber den kühnen Knaben bei sich zu

behalten bewog. Zwei Jahre soll er in Gefangenschaft verblieben sein. Jedenfalls schreckte ihn diese abenteuerliche Jugend nicht ab. Er blieb im Seedienst und wurde 1622 Schiffslieutenant. Zwei Jahre später erhielt er den Befehl eines Kriegsschiffes. Von da an war er fast ohne Unterbrechung thätig im Kampf der Niederländer gegen die Kaper von Dünkirchen, welche dem niederländischen Handel und namentlich der Heringsfischerei gewaltigen Schaden zufügten. Vergebens waren aber alle Versuche, den Hafen vollständig zu blokiren. Immer wieder gelangten die zahlreichen Dünkircher Schiffe in See, und wenn auch mancher Kaper von den Holländern genommen oder zerstört wurde, die meisten gelangten mit schwerer Beute wieder zurück. In diesem anstrengenden Dienst bildete sich T. zu jenem Muster eines Flottenführers aus, als welcher er von Zeitgenossen und Späteren in- und außerhalb Hollands verehrt wurde. Schon 1629 hatte der Admiral Piet Heyn ihn den besten aller Seeofficiere genannt, und es wunderte Niemand, als Prinz Friedrich Heinrich ihn im J. 1637, als ein radicaler Wechsel in den höchsten Marinebehörden nothwendig schien, für die Stelle eines Lieutenantadmirals anwies und die Staaten ihn auch ohne Widerrede dazu ernannten. Er war damals 40 Jahre alt und hatte bisher keine höhere Charge als Capitän ausgefüllt. Doch zeigt seine Heirath mit einem Frl. Teding van Berkhout, dessen Vater Mitglied des Staatsraths gewesen, daß die Regenten ihn, wenn auch von geringer Herkunft, schon damals als ebenbürtig anerkannten.

Kaum ein Jahr später, im Anfang des Jahres 1639, gelang es T., einem Geschwader der Dünkircher bei Mardyk eine tüchtige Schlappe beizubringen, was ihm von Seiten der mit den Niederländern eng verbundenen französischen Regierung den St. Michaelsorden eintrug, wie er auch wenige Jahre später vom König von England den Ritterschlag erhielt. Freilich die letzte Auszeichnung galt mehr als eine Belohnung für die Ueberführung der englischen Königin und ihrer Tochter nach Holland, denn Karl I. hatte sonst wenig Ursache, T. seine Gunst zuzuwenden. Denn schon hatte dieser, namentlich auf seine Kosten, sich einen Namen erworben, der in der ganzen Welt bekannt war.

Die Eroberung des Elsaß hatte den Spaniern den Weg von Italien nach den Niederlanden versperrt und zwang sie, ihre Verstärkungen zur See dorthin zu schaffen. Eine Flotte von 67 zum Theil sehr schweren und wohl bewaffneten Kriegsschiffen wurde dazu im J. 1639 in La Coruña versammelt. Allein den damaligen Spaniern fehlte die Zuversicht, mit welcher sie im J. 1588 die Armada abgeschickt hatten. Im Gegentheil, sie versuchten sich im voraus der Mitwirkung Englands zu versichern, namentlich des Versprechens, der Flotte die englischen Hafen zu öffnen, falls die Niederländer sie nicht nach Dünkirchen gelangen ließen. Der König ließ sich in Verhandlungen darüber ein, und sein Verhalten den Niederländern gegenüber, mit welchen er, wie sein Vater, fortwährend in Zwistigkeiten über die von ihm beanspruchte Seeherrschaft verwickelt war, wurde jetzt so zweideutig, daß man nicht allein in Holland an ein Einverständniß mit Spanien glaubte. Die Staaten gaben darum T. den Auftrag, mit einem Theil seiner Flotte die sich auf der Rhede von The Downs, nördlich von Dover und Dünkirchen gegenüber sammelnde englische Schiffsmacht sowie Dünkirchen zu beobachten und mit dem anderen Theil dem Feinde, über dessen Stärke man nicht gehörig unterrichtet gewesen zu sein scheint, entgegen zu gehen. So kam es, daß T. nur 13 Schiffe bei sich hatte, als er am 15. September 1639 die ansegelnde Armada unweit Beachy Head entdeckte. Freilich wurde dieses Mißverhältniß einigermaßen von der Segelfertigkeit der Schiffe und der Erfahrung der Seeleute Tromp's ausgeglichen. Während die schwerfälligen Gallionen mit ungeübten Seeleuten bemannt und von noch weniger zu ihrem Amte befähigten Officieren geführt wurden und dazu mit Landtruppen und allerlei Kriegsvorrath überfüllt und die leichteren Fahrzeuge, die Dünkircher ausgenommen, nur be-

waffnete Kauffahrer waren, hatte das niederländische Geschwader in dem endlosen Kriege gegen die Dünkircher sich eine außergewöhnliche Gewandtheit und Manövrirfähigkeit angeeignet. T., dem bei allem Muth jede Tollkühnheit fremd war, schickte sogleich das kleinste seiner Schiffe ab, den Rest der Flotte, 16 Schiffe, herbeizuholen und enthielt sich des Kampfes, bis ihn der Viceadmiral Witte de With mit fünf derselben verstärkt hatte. Dann griff er am 16. September den vierfach überlegenen Feind an und wußte ihm den Weg nach Flandern zu verlegen. Unter fortwährenden Kämpfen, auch bei Nacht ließ T. dem Gegner keine Ruhe, gelangte die Flotte so in die Höhe von Dover. Da schloß sich das Blokadegeschwader von Dünkirchen unter Banckert an; T. konnte jetzt (am 18.) mit 27 Schiffen (eins war in die Luft gesprengt) den Spaniern so zusetzen, daß sie gezwungen wurden, mit Verlust zweier Schiffe sich in der schon genannten, von Banken gedeckten Rhede The Downs zu bergen, wie es hieß, weil ihnen die Munition ausging. Dies war freilich auch bei T. der Fall; er segelte sogleich nach Calais hinüber, dieselbe bei den Franzosen zu ergänzen. Dann schloß er die beiden Eingänge der von der spanischen und der englischen Flotte besetzten Rhede vollständig ab. Während sich jetzt ein äußerst widerlicher Handel entspann zwischen König Karl und seinen Großwürdenträgern einerseits und den Spaniern sowohl als den Franzosen und Niederländern andererseits (denn der wegen des schottischen Aufstands und des Streites mit seinem englischen Volke in ärgster Geldnoth steckende König stand nicht an, ersteren um hohen Preis die Rettung ihrer Flotte anzubieten und zugleich mit letzteren über deren Auslieferung in die Gewalt der Niederländer zu unterhandeln), wurde in Holland alles daran gesetzt, Tromp's Flotte mit allen irgend verfügbaren Schiffen zu verstärken. Innerhalb vier Wochen hatte derselbe 95 Kriegsschiffe, freilich mehr als zur Hälfte bewaffnete Kauffahrer, und 11 Brandschiffe unter seiner Flagge. Jetzt versuchte er auf allerlei Weisen den englischen Admiral zu bewegen, die Spanier aus seinem Schutz zu entlassen, ja, als derselbe vorgab, diese könnten nicht in See gehen, weil ihnen das Pulver fehlte, erbot er sich, es ihnen zu liefern; allein die Spanier regten sich nicht. So fing die Sache an sich so in die Länge zu ziehen, daß die Generalstaaten, welche eine so große Schiffsmacht nicht so lange in See halten konnten, sich zu dem, freilich dem Völkerrecht schnurgerade entgegenlaufenden Entschluß ermannten, T. den Auftrag zu geben, wenn er nicht anders könnte, den Feind auch in neutralen Gewässern anzugreifen. Diesem Befehl, der ihn einer großen Verantwortlichkeit bloßstellte, entsprach T. ohne Säumen. Den 21. October griff er in aller Frühe, und unterm Schutz eines dicken Nebels, der die Engländer hinderte zu erkennen, wie der Kampf eigentlich angefangen wurde, die spanische Flotte an, welche sogleich in die größte Verwirrung gerieth. Ungefähr die Hälfte lief auf den Strand und wurde dort von den Niederländern in Brand gesteckt, oder strandete bei der regellosen Flucht auf den Sandbänken. Der Rest wurde in das hohe Meer hineingejagt und dort angegriffen, zerstört oder genommen. Nur 18 Schiffe entkamen.

Ein solcher Seesieg war seit Menschengedenken nicht erfochten. Die spanische Marine war vollständig ruinirt. Der beispiellose Erfolg wurde mit Recht nicht allein den Umständen, welche freilich sich kaum günstiger hätten gestalten können, sondern namentlich der ausgezeichneten Führung Tromp's zugeschrieben, der jetzt allgemein als der erste aller lebenden Flottenführer galt. Namentlich bei den Engländern kam sein Name in Ehren. Die englische Nation freute sich eher über die Schmach, die er ihrem König zugefügt, da er in dessen königlichen Gewässern den dem Volke verhaßten Bundesgenossen des Königs angegriffen hatte. Und Karl war nicht in der Lage seine verletzte Hoheit zu rächen, oder seinen Aerger an T. auszulassen. Als er drei Jahre später ihm den Ritterschlag er-

theilte, dankte er ihm, daß er seine Flagge immer so anständig und höflich mit Salutiren und Flaggestreichen begrüßte. Erst Cromwell hat die Scharte wieder ausgewetzt. Denn der gewaltige, in Holland der erste englische Krieg genannte Kampf, welcher zu Gunsten Englands entschieden wurde, wurde von keinen anderen Umständen herbeigeführt, wie alle die Reibungen zwischen beiden Nationen, seit dem Anfang der niederländischen Seemacht, und wie in diesem waren es meistens Handelsinteressen, welche diese Reibungen veranlaßten.

Die Zeit, welche zwischen dem Sieg an den Dünen und dem Anfang jenes Krieges verlief, wurde von T. nicht unbenutzt gelassen. Die ersten Jahre blieben dem Kampf gegen die Dünkircher gewidmet; als das Raubnest, 1646, nicht ohne thätigen Beistand der niederländischen Blokade, von den Franzosen erobert war, hatte er nicht weniger seine Noth mit den englischen, namentlich zur königlichen Partei gehörenden Kapern. Um 1650 waren diese aus den Meeren verschwunden, allein jetzt forderten die sich allmählich verschlimmernden Unannehmlichkeiten zwischen der jetzt in der Republik obsiegenden Regentenpartei und der englischen Parlamentsregierung sein Verbleiben an der Spitze der Flotte. Schon war zwar manche Begegnung zwischen beiderseitigen Schiffen und Flotten nicht ohne Aerger und Blutverlust abgelaufen, als T., der den Auftrag hatte, die Ehre der Flagge zu wahren, wenn auch jede Veranlassung zum Kampf möglichst vermieden werden sollte, am 29. Mai 1651 einem englischen Geschwader unter dem Höchstcommandirenden, dem General zur See, Robert Blake, begegnete. Eine Reihe von mehr oder weniger absichtlicher Mißverständnissen, wie sie so leicht entstehen können, wenn zwischen zwei Völkern eine derartige Spannung herrscht, welche sozusagen die Kanonen von selbst losgehen läßt, veranlaßte ein Gefecht, das auf die Dauer den Bruch unheilbar machte; denn die Verhandlungen, welche die Staaten, die keineswegs gesonnen waren, einen Krieg anzufangen, gleich in London versuchten, zerschlugen sich infolge der hohen Forderungen der Engländer. Der Aerger, sich so einen Krieg aufgebürdet zu sehen, ließ die Häupter der Regentenpartei gegen T. die Beschuldigung erheben, er habe den Kampf absichtlich herbeigeführt. Denn T. war als Anhänger des Hauses Oranien und dazu als specieller Feind der Engländer bekannt, namentlich der Parlamentspartei, der Königsmörder, wie die holländischen, sehr orangistisch gesinnten Seeleute sie zu nennen pflegten. Namentlich ärgerten sie sich, daß die Republikaner die Niederländer eben so hochfahrend behandelten wie früher die königlichen Behörden. Diese Beschuldigung wurde bald allgemein verbreitet und fand Glauben. Als dann T. im Juli mit seiner zahlreichen, wenn auch sehr mangelhaft gerüsteten, theilweise aus angekauften und gemietheten Kauffahrteischiffen bestehenden Flotte nichts ausrichtete und zuletzt von einem Sturm arg zugerichtet zurückkehrte, während Blake seinerseits die Heringsfischerflotte überfallen hatte, meinten die regierenden Herren, es sei alles seiner Eigenmächtigkeit und Unbotmäßigkeit Schuld, er thue alles, um die Regierung in Verlegenheit zu bringen und Mißtrauen beim Volke zu erwecken, und riefen ihn zurück, um sich persönlich im Haag zu vertheidigen. Zwar gelang es T., dem nichts weiter entfernt gewesen war und dessen Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe über allen Verdacht erhaben waren, seine Unschuld glänzend darzuthun, jedoch man ließ die Flotte ohne ihn in See gehen. Allein die allgemeine Unzufriedenheit der Seeleute, die namentlich dem wenig beliebten de With nicht gehorchen wollten, und allerlei Widerwärtigkeiten, zuletzt die blutige Niederlage der Flotte, theilweise infolge der Unbotmäßigkeit von vielen Capitänen und Matrosen, zeigten genügend, wie thöricht es war, T. den Oberbefehl zu nehmen. So wurde ihm derselbe wieder aufgetragen und wirklich wandte sich das Glück. Bei Dover wurde Blake am 10. December 1652 mit Verlust geschlagen, was selbst von den

Engländern der ausgezeichneten Führung Tromp's zugeschrieben wurde. Einer ihrer fachmännischen Autoren vergleicht seine Manöver mit denen Nelson's, das höchste Lob in englischem Munde für einen Seemann. Ueberhaupt scheint T. wirklich als der eigentliche Erfinder einer Seetaktik in großem Stile angesehen werden zu müssen. Nur seinem Manövrirtalent war es zuzuschreiben, daß bei der bestehenden Ungleichheit der beiden Flotten die Niederländer keine ärgeren Unfälle erlitten. Denn während die Engländer schon viele Schiffe im Dienst hatten, welche den späteren Linienschiffen gleich kamen, dazu viel schwerere Geschütze und viel zahlreichere Bemannung an Bord hatten, bestanden die niederländischen Flotten nur zur kleinsten Hälfte aus eigentlichen Kriegsschiffen, die dazu viel kleiner und viel leichter bewaffnet waren. Nur das einzige Admiralsschiff Tromp's führte mehr als 50 Kanonen. Dazu waren die zur Zeit in Dienst gestellten Kauffahrer sehr schlecht gerüstet und bemannt und namentlich von Leuten geführt, denen theilweise alles militärische Ehrgefühl fehlte. Fortwährend gab es viele Schiffe, die sich im Kampfe außer Schußweite hielten oder gar sich davon machten. Erst in dem großen Krieg der sechziger Jahre machte Johann de Witt diesen Uebelständen ein Ende.

Wie arg sie jetzt waren, zeigte sich, als, nachdem T. den ganzen Winter hindurch das Meer unbestritten beherrscht hatte (die Engländer erzählen, er habe zum Zeichen einen Besen am Mast geführt, was jedoch bei seinem aller Eitelkeit baaren Gemüth keinen Glauben verdient), die englische Flotte am letzten Februar 1653 in der Nähe von Portland aufs neue begegnete. Drei Tage hintereinander dauerte der Kampf, bei welchem T. ungleich größeren Verlust erlitt als die Engländer und nur mit genauer Noth die von ihm begleitete Handelsflotte in Sicherheit brachte. Eine zweite, nicht weniger mörderische Schlacht an der vlämischen Küste, am 15. und 16. Juni, bestätigte die Meinung, es sei unter diesen Verhältnissen nutzlos, den Kampf fortzusetzen. Die sämmtlichen holländischen Admiräle, Männer, deren Namen allein schon genügen, ihre Tapferkeit zu erweisen, de With, Johann Evertsen, de Ruyter und Peter Floriszoon unterzeichneten eine von T. aufgesetzte Denkschrift an die Generalstaaten in diesem Sinne. Ja, de Ruyter stand nicht an, zu erklären, er wolle lieber nicht in See gehen, bevor diesen Mängeln abgeholfen wäre. Daß T. unter solchen Umständen noch die Entscheidung hinhalten konnte, spricht vielleicht mehr für seine Führung als mancher Sieg. Da aber fürs erste der Friede unmöglich schien und die Blokade der Küsten durch die Engländer nicht zu ertragen war, da dieselbe den Handel vollständig ruinirte, mußte T. mit den jetzt vorhandenen Mitteln aufs neue den Kampf versuchen. Dies war um so schwieriger, da ein Theil der Flotte in Texel, die Hauptmacht unter T. an den Maasmündungen lag. Am 6. August ging T. in See, um sich mit dem Rest zu vereinigen. Im heftigen Gefecht (8. August) vertrieb er die sich zwischen beide stellenden Engländer und erreichte sein Ziel. Dann wurde am 10. August die Schlacht aufs neue angefangen, im Gesicht der holländischen Küste unweit Terheyden, einem Dorf südlich von Scheveningen. Gleich im Anfang brach T. in die feindliche Linie ein, doch wurde er fast unmittelbar nachher von einer aus einem feindlichen Mast herabgefeuerten Musketenkugel ins Herz getroffen und verschied auf der Stelle. Seiner festen Führung beraubt, wurden die Niederländer nach heftigem Ringen geschlagen. Es war der letzte Kampf dieses merkwürdigen Krieges, der die englische Seeherrschaft begründet hat. Auch T. war nicht im Stande gewesen das Mißverhältniß der Kräfte auszugleichen. Doch hatte er sich einen Ruhm erworben, welcher nur von dem seines großen Zöglings de Ruyter überstrahlt ist. Die Staaten errichteten ihm ein prächtiges Grabmal in Delft. Doch noch mehr blieb seine Erinnerung beim Volke lebendig durch die Thaten seines Sohnes,

Cornelis, dessen ungestüme Tapferkeit sprüchwörtlich war und der die großen Gaben des Vaters sowie dessen Beliebtheit bei den Seeleuten geerbt zu haben schien, aber als Mensch demselben leider allzu ungleich war. Nicht dieser, sondern jenes Muster eines Seemannes, de Ruyter, war der berechtigte Nachfolger Tromp's in der Führung der niederländischen Seemacht in der Zeit ihrer Großthaten.

Vgl. de Jonge, Geschiedenis van het Nederlandsche zeewezen. Bd. I. — Backer Dirks, De Nederlandsche Zeemacht, und sonstige Werke über die niederländische Marine, wie z. B. v. d. Bosch, Levens van beroemde Zeehelden. Brandt, Leven van de Ruyter. — Leven van C. Tromp u. s. w. — Weiter von Zeitgenossen: Aitzema, Saecken van Staet en Oorlog, passim. — Hollandsche Mercurius. — Wicquefort, Histoire des Provinces Unies. Bd. I. — Von Späteren: Wagenaar u. s. w. — Hume, History of England und viele englische Werke. — Mehrere Artikel in der Kroniek van het Historisch Genootschap und (speciell über die Schlacht an den Dünen, über welche auch Gardener, History of England, 1603—1642, Bd. IX) in den Bijdragen voor Vaderl. Geschiedenis en Oudheidkunde. 2. Reihe. Bd. IV.

P. L. Müller.

Trompheller: Ernst Ludwig T. wurde am 5. August 1803 zu Herzogenbusch geboren, wo sein Vater damals als Hauptmann in holländischen Diensten stand. Wenige Monate später siedelten die Eltern nach dem thüringischen Städtchen Waltershausen über. Seine Schulbildung erhielt T. auf dem zu jener Zeit in hoher Blüthe stehenden Gymnasium zu Gotha. Auf der Universität Jena studirte er, namentlich unter der Leitung von Eichstädt (s. A. D. B. V, 742 f.) und Göttling (s. A. D. B. IX, 487—489), mit Erfolg Philologie, betheiligte sich aber auch mit Eifer am Turnen und Fechten. Als dann im Sommer 1825 durch den Tod des alten Raths Facius am Gymnasium Casimirianum zu Coburg eine Lehrerstelle zur Erledigung kam und für die Wiederbesetzung derselben die Heranziehung eines gelehrten und anregenden jungen Philologen erforderlich schien, fiel die Wahl auf Empfehlung der genannten Jenaer Professoren auf T. Am 15. November hielt er die üblichen Probevorlesungen in lateinischer und deutscher Sprache über Thukydides und Horaz und wurde alsbald als Collaborator fest angestellt. Von da an ist T. am Casimirianum länger als ein halbes Jahrhundert unausgesetzt als Lehrer thätig gewesen. Nachdem er bereits 1833 zum ordentlichen Professor ernannt worden war, erhielt er 1866 den Titel Schulrath und am 15. November 1875 aus Anlaß seines 50jährigen Dienstjubiläums das Ritterkreuz I. Classe des Herzoglichen Hausordens. Die ihm bei seinem Ehrenfeste von dankbaren Schülern zur Verfügung gestellte Geldsumme überwies er dem Gymnasium zur Begründung eines Stipendiums, der sogenannten „Jubiläumsprämie“. Drei Jahre später, zu Michaelis 1878, wurde er in Folge seines geschwächten Gesundheitszustandes unter Verleihung des Titels „Oberschulrath“ in den Ruhestand versetzt, aber schon am 12. Mai 1879 machte ein immer drückender auftretendes körperliches Leiden seinem Leben ein Ende. Kinder hinterließ er nicht. Seine Gattin, die Tochter eines Geistlichen aus dem Coburger Lande, mit der er seit 1827 in glücklicher Ehe gelebt hatte, war ihm schon seit mehr als einem Jahrzehnt im Tode vorangegangen.

T. war nach dem Urtheile eines langjährigen Amtsgenossen ein Mann von gediegener Gelehrsamkeit, der seine Befriedigung weniger in dem Haschen nach bunter Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, als in der Vertiefung und Beherrschung eines engeren Wissenskreises suchte. Was ihm Interesse ablocken sollte, mußte er in das Ganze seines Gelehrtenorganismus einreihen können; Ordnung und

Klarheit war ihm bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen die Hauptsache. Den Geist der alten Schriftsteller zu fassen, ihn in seinen Offenbarungen, hauptsächlich auf dem Gebiete der Poesie, zu belauschen, vor allem von den sittlichen Mächten des Alterthums, von seinen Schönheitsidealen sein Herz erwärmen zu lassen, das war sein Streben, das seine Lust, und darauf beruhte seine hervorragende Befähigung zum Lehren an einer höheren Bildungsanstalt. Von den Griechen und Römern las er mit Vorliebe Homer, Sophokles, Cicero und Horaz. Diese Schriftsteller regten ihn zu selbständigen Forschungen an, die, soweit sie veröffentlicht wurden, in der Gelehrtenwelt eine beifällige Aufnahme fanden. In der lateinischen Stilistik war er ein anerkannter Meister. Auch besaß er eine ausgebreitete Kenntniß der deutschen Litteratur und besonders in den Schriften Goethe's eine staunenswerthe Belesenheit. Von dem öffentlichen Leben hielt er sich fern; aber des Vaterlandes Wohl lag ihm zu allen Zeiten aufrichtig am Herzen.

Die Programme des Coburger Casimirianums enthalten von T. folgende Abhandlungen: „De versibus intercalaribus", 1826. — „De particula cum", 1828. — „Versuch einer Charakteristik der Ciceronischen Bücher vom Redner", 1830. — „Bemerkungen über Cicero's Brutus", 1832. — „Ueber Deutung und Zeitbestimmung von Horazens 14. Ode des ersten Buchs", 1850. — „Betrachtungen über die sechs ersten Lieder im dritten Buche der Horazischen Oden", 1851. — „Beiträge zur Würdigung der Horazischen Dichtweise", I. 1855, II. 1858, III. 1862, IV. 1866, V. 1874. Trompheller's wissenschaftlicher Nachlaß, der noch manche andere gründliche Ausarbeitung enthielt, wurde nach seinem Tode zufolge seiner bestimmten Anordnung durch Feuer vernichtet.

Vergl. die Programme des Casimirianums von 1876, 1879 und 1880. In dem letzten findet sich auf S. 21 ff. ein vom Professor Study verfaßter Nekrolog T.'s, der vorher schon in der Coburger Zeitung vom 17. und 19. Mai 1879 veröffentlicht gewesen war. Darauf gründen sich auch die Mittheilungen in Bursian's Biographischem Jahrbuche, 2. Jahrg., 1879.

F. Koldewey.

Troschel: Julius T., Bildhauer, wurde in Berlin geboren. Er gehörte seit dem Jahre 1821 als Schüler der Werkstatt Rauch's an, in der er eine Anzahl von Werken, die zu den besten Erwartungen berechtigten, ausführte, z. B. eine Büste der Tänzerin Elßler. Auf der Berliner Kunstausstellung im Jahre 1826 erschien er mit einem Entwurf zu einer Statue Lessing's. Im Jahre 1833 erhielt er den großen Preis der Sculptur für ein Basrelief, das den Kampf des Odysseus gegen die Freier darstellte. Mit dem Preis war ein Reisestipendium für Italien verbunden, mit dessen Hülfe er sich im Jahre 1834 nach Rom auf den Weg machte. Er verheirathete sich hier mit Vittoria Buti und behielt seitdem dauernd seinen Wohnsitz daselbst. Sein Feld war die Bearbeitung antiker Stoffe und namentlich die Pflege des idealen Genres. Doch leistete er auch Bedeutendes in der Portraitsculptur. Unter anderen fertigte er eine Büste des Papstes Pius IX., die von König Friedrich Wilhelm IV. angekauft wurde und gegenwärtig im Hohenzollernmuseum in Berlin aufbewahrt wird. In Rom schmückte er den Palast des Herzogs Torlonia mit vierzehn Basreliefs, die die Thaten des Kaisers Trajan nach Dio Cassius darstellen. Er starb zu Rom am 27. März 1863.

Vgl. G. K. Nagler, Neues allgemeines Künstler-Lexikon. München 1849. XIX, 121—122. — Fr. Müller, Die Künstler aller Zeiten und Völker. Stuttgart 1864. III, 709. — Friedrich und Karl Eggers, Christian Daniel Rauch. Berlin 1877. II, 287—289 und an zahlreichen anderen Stellen, die das Register zum 5. Bande aufführt.

H. A. Lier.

Troschke: Theodor Freiherr v. T., königlich preußischer Generallieutenant, ward am 13. März 1810 zu Berlin geboren. Sein Vater war kurz vorher als Generalmajor außer Dienst gestorben, seine Mutter, eine geborene v. Luck, leitete seine erste Erziehung, dann kam er zu einem Prediger im Havellande und 1820 in das Cadettencorps (Potsdam und Berlin), aus welchem er am 25. März 1827 als Secondlieutenant der Garde-Artillerie-Brigade überwiesen wurde. Nachdem er zur Lehrescadron und zur Allgemeinen Kriegsschule commandirt gewesen war, wurde er 1852 als Hauptmann in den Generalstab versetzt und 1846 zum Major befördert. 1848 kehrte er zur Truppe zurück, stand längere Zeit an der Spitze der zu Garz an der Oder, wo er demnächst zum Ehrenbürger gewählt wurde, garnisonirenden reitenden Abtheilung des 2. Artillerieregiments, commandirte das 1. Artillerieregiment zu Königsberg in Preußen und ward 1859 zum Generalmajor und zum Director der Vereinigten Artillerie- und Ingenieur-Schule in Berlin ernannt, daneben war er Mitglied der Artillerie-Prüfungs-Commission, deren Thätigkeit damals namentlich durch die Frage der Einführung gezogener Geschütze in Anspruch genommen ward. 1863 erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant. 1865 bat er um seine Versetzung in den Ruhestand, welche ihm unter Belassung in der Stellung als stimmführendes Mitglied des General-Artillerie-Comités und der General-Ordens-Commission gewährt wurde.

Es waren Ehrenstellungen von thatsächlich geringer Bedeutung; dagegen widmete General v. T. seine Thätigkeit fortan hauptsächlich der militärischen Schriftstellerei und dem Vereinswesen. Auf litterarischem Gebiete hatte er sich zuerst 1840 mit einem Gedichte in mehreren Gesängen versucht, welches unter dem Titel „Friedrichs des Großen Jugendjahre“ von Theodor Posthumus erschien und viel Aufsehen machte. 1863 gab er „Aus dem Leben des General v. Luck“ (A. D. B. XIX, 355), seines Oheims, heraus. (Auch in den von Dr. Runkel herausgegebenen Preußischen Jahrbüchern für 1863 abgedruckt.) 1865 folgte ein in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin zur Feier des Geburtstages König Friedrich's II. gehaltener Vortrag „Die Beziehungen Friedrichs des Großen zu seiner Artillerie“. Einer Erinnerungsfeier, der des fünfzigjährigen Bestehens der Militair-Literatur-Zeitung im Jahre 1870, verdankt ein größeres Werk sein Erscheinen: „Die Militär-Literatur seit den Befreiungskriegen, mit besonderer Bezugnahme auf die Militär-Literatur-Zeitung während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens von 1820 bis 1870“, ein Buch, welches eine Uebersicht über die in jenem Zeitraume in der genannten Zeitung abgedruckten Besprechungen und deren Inhalt giebt, aber nicht eigentlich eine Litteraturgeschichte ist. Im nämlichen Jahre veröffentlichte er außerdem ein Lebensbild des verstorbenen Verlagsbuchhändlers Ernst Siegfried Mittler (A. D. B. XXII, 35) und am 1. October 1871 eröffnete er die neubegründete Zeitschrift: „Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine“ mit einem Aufsatze über „Das Eiserne Kreuz“, welchen Kaiser Wilhelm vorher mit eigenhändigen Bemerkungen versehen hatte. 1872 erschien, wiederum als Jubiläumsschrift, die „Geschichte des Ostpreußischen Artillerie-Regiments Nr. 1“, welches er selbst commandirt hatte, und 1875 wurde ein von ihm in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin gehaltener Vortrag „Der preußische Feldzug in Holland 1787“ gedruckt. Seine Hauptarbeit aber war die Fortsetzung des vom württembergischen General v. Hardegg (A. D. B. X, 557), in zweiter Auflage unter der Bezeichnung als „Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte“ herausgegebenen Werkes, welches er so weit gefördert hat, daß nach seinem am Abend des 11. Februar 1876 auf einer Fahrt zum Besuche der Monatsconferenz der Mitarbeiter an der Militär-Literatur-Zeitung erfolgten Tode die Handschrift

ziemlich ohne weiteres dem Drucke übergeben werden konnte. Dagegen war er nicht im Stande eine andere von ihm übernommene Aufgabe zu Ende zu führen, nämlich im Auftrage der Historischen Commission der königlichen Akademie der Wissenschaften zu München eine „Geschichte der Kriegswissenschaften" zu verfassen. Auf seinem Schreibtische fand sich die Niederschrift des Anfanges seiner Arbeit. Daneben lag der Entwurf zu einer anderen, einem Aufsatze über Bayard, für das von dem Unterzeichneten herausgegebene „Handwörterbuch der gesammten Militärwissenschaften" bestimmt. Die Ausführung jener ersten Aufgabe hat dann Oberstlieutenant Dr. Max Jähns übernommen. Zahlreiche Beiträge hat T. für militärische Zeitschriften und Zeitungen geliefert, ferner einen Nachruf „Oberst Borbstaedt und sein Wirken in der Militär-Litteratur", Berl. 1873.

Auf dem Gebiete des Vereinswesens war er besonders während des Krieges von 1870/71 thätig. Er stand damals an der Spitze des Central-Nachrichtenbureaus, welches vom Central-Comité des Vereins zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger zu Berlin errichtet war. Im Verfolge dieser Aufgabe besuchte er auch den Kriegsschauplatz und wurde für die glückliche Lösung derselben durch Verleihung des Eisernen Kreuzes am weißen Bande ausgezeichnet.

Militär-Wochenblatt Nr. 16, Berlin 1876. — Allgemeine Militär-Zeitung Nr. 8, Darmstadt 1876. B. Poten.

Troß: Karl Theodor Edwin T., geb. am 25. August 1822 in Hamm, studirte 1843—1844 in Bonn, war 1844—50 Commis in der Franck'schen Buchhandlung in Paris, errichtete dort 1851 sein eigenes Geschäft, starb in Paris am 26. August 1875. T. war einer der kenntnißreichsten Antiquare unserer Zeit; sein Lager enthielt fast ausschließlich ältere seltene und kostbare Bücher, die er auf seinen jährlichen Reisen durch Europa mit vielem Glück zu sammeln verstand; die zahlreichen von ihm veröffentlichten Kataloge enthalten eine Fülle des werthvollsten bibliographischen Materials. Er war Verleger und z. Th. Herausgeber einer Reihe von geschmackvoll ausgestatteten Werken aus dem Gebiete der Bibliographie, Kunstgeschichte und der älteren französischen Litteratur. Ulm.

Troß: Karl Ludwig Philipp T., Dr. phil., wurde am 11. April 1795 zu Sensweiler bei Trarbach a. d. Mosel geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Trarbach, studirte seit 1811 protestantische Theologie in Straßburg und bezog 1813 die Universität Gießen. Seit Herbst 1815 unterrichtete er kurze Zeit an dem Handlungsinstitut zu Hagen und wurde im Frühjahr 1818, nachdem er in Münster die Lehrerprüfung bestanden, Conrector am Gymnasium in Hamm. Vom Herbst 1821 bis Herbst 1823 war er mit der Neuordnung der Münster'schen Gymnasialbibliothek beauftragt, kehrte dann als Gymnasiallehrer nach Hamm zurück, wurde 1829 Oberlehrer und trat im Herbst 1858 in den Ruhestand. Seine ersten Arbeiten waren dem Moselgedichte des Ausonius gewidmet, spätere betreffen Phädrus, Tacitus, Cassiodor und andere Lateiner bis zum Anfange des Mittelalters. Auch brachte er zahlreichere und größere Publicationen für die Litteratur und Geschichte des Mittelalters sowie der Reformationszeit zu Stande und erwarb sich große Verdienste besonders um die westfälische Geschichte, zugleich unter dem Namen L. T. Moseler mancherlei Uebersetzungen aus dem Holländischen liefernd. Verschiedene Arbeiten hatte er begonnen, als er im April 1864 eine Reise nach der heimathlichen Moselgegend unternahm, von der er nicht wieder zurückkehren sollte. Im Hause seiner Verwandten starb er an einer Lungenentzündung den 23. Mai 1864.

Vgl. H. Rumps Vorbemerkungen zu T.'s Ausgabe von Werner Rolevincks Lob des alten Sachsens (Köln 1865) und E. Raßmann, Nachrichten von Münsterl. Schriftst. Münster 1866, S. 347ff. P. Bahlmann.

Troſt: Johann T., Kunſtſchriftſteller, wurde am 16. Mai 1789 zu Wien, nicht wie Wurzbach und Lott angeben, zu Aſchaffenburg geboren. Im Jahre 1835 wurde er als Bibliothekar und Profeſſor der allgemeinen Theorie der bildenden Künſte an der Wiener Akademie angeſtellt. Dieſe Berufung legte ihm die Verpflichtung auf, dem Unterricht in der theoretiſchen Kunſtlehre und Kunſtgeſchichte, den weder Sonnenfels, noch Ellmaurer in genügender Vollſtändigkeit ertheilt hatten, eine beträchtlich erweiterte Geſtalt zu geben. Es gelang T. noch vor Eitelberger in dieſer Hinſicht einen Fortſchritt zu erzielen und die Kunſtlehre und Kunſtgeſchichte ſo zu behandeln, daß er gleichzeitig den wiſſenſchaftlichen Anforderungen und den Bedürfniſſen der Akademieſchüler gerecht wurde. Im Jahre 1850 von der Abhaltung von Vorträgen dispenſirt und im Jahre 1866 penſionirt, ſtarb T. zu Wien am 8. Februar 1867. Unter ſeinen Werken, die Wurzbach, wenn auch nicht vollſtändig aufzählt, verdienen ſeine beiden Arbeiten zur Proportionslehre hier genannt zu werden. In der erſten verſuchte er „die Proportionslehre Dürer's nach ihren weſentlichen Beſtimmungen in überſichtlicher Darſtellung" darzulegen (Wien 1859), in der zweiten aber, die den Titel führt: „Proportionslehre mit einem Canon der Längen-, Breiten- und Profilmaße aller Theile des menſchlichen Körpers" (Wien 1859), bemühte er ſich, ein eigenes Syſtem aufzuſtellen, das auf zuverläſſigen Meſſungen nach den vorzüglichſten Antiken beruhte.

Vgl. Wurzbach XLVII, 244—245. — Cyriak Bodenſtein, Hundert Jahre Kunſtgeſchichte Wiens. Wien 1888. S. 194. — Carl von Lützow, Geſchichte der k. k. Akademie der bildenden Künſte. Wien 1877. S. 105. 106. 182. 183. — Theodor Lott, k. k. Akademie der bildenden Künſte in Wien. Wien 1892. S. 91. 92. H. A. Lier.

Troſt: Karl T., Genre- und Thiermaler, wurde am 25. April 1811 zu Eckernförde geboren, wo ſein Vater, vormals heſſiſcher Genieofficier, aus Abneigung gegen die Wirthſchaft des Königs Hieronymus von Weſtfalen, in däniſche Dienſte getreten war. Einem Deſpoten ausweichend, fiel der Vater aber alsbald einem glänzenden Elend anheim, als er, einer an deutſche Ingenieure ergangenen Einladung des ſeit 1811 regierenden Königs Heinrich I. (Chriſtoph) von Haiti folgend, nach Domingo mit Frau und Kind überſiedelte. Die einförmige Langeweile einer damaligen Segelſchiffahrt, nur unterbrochen durch das phantaſtiſche Ceremoniell der Paſſage über die „lütge Linie" (den Wendekreis des Steinbocks), prägte ſich der Erinnerung des Knaben ein. Am 6. Januar 1817 landete das Schiff in der Bai von Haiti. Troſt's Vater erhielt eine hohe Stelle als Artillerieofficier im Innern des Landes, in der den Weißen ſonſt unzugänglichen Haupt- und Reſidenzſtadt „Sansſouci". Hier lernte der kleine T. das bunte „petit blanc", die aus afrikaniſchem Sauerteig und corrumpirtem Franzöſiſch zuſammengewürfelte Landesſprache, wovon ihm einige Brocken zeitlebens erinnerlich blieben, auch ſammelte er Stoff zu culturhiſtoriſchen Betrachtungen über die nur durch Gefräßigkeit und Tanzwuth aufzuregende Trägheit und Indolenz der ſchwarzen Race. Das Kind gewann ein ſcharf beobachtendes Auge nicht allein für die Menſchen, ſondern auch für die fremdländiſche Schönheit der Natur; ſeine Begabung dieſe Eindrücke zu ſchildern, hätte ihn ſicherlich ebenſo zum Schriftſteller wie zum Maler befähigt. Was er von den Märchen der Schwarzen einheimſte — von einer glänzenden Schlangenkönigin, von der Verwandlung der Weiber in Hexen, die ihre Haut abſtreifend, im Federgewand durch die Luft zu fahren vermögen, die Geſchichte von „Lapin und Bouqui" (beiläufig unſer „Hans im Glück") ſind echte Bruchſtücke der allen Völkern gemeinſamen Vorſtellungen und urälteſten Ueberlieferungen. Der kleine T. beſtand glücklich die Plagen der Ameiſen, des gefährlichen Erdflohs (chiqué) und des gelben Fiebers, welches

mit Ausnahme seiner Eltern fast alle dahinraffte, die mit ihnen nach Haiti gekommen waren; von einem waghalsigen Erstlingsritte gewann er für Lebenszeit eine breite Stirnnarbe. König Heinrich, welcher in der Jugend Schuhputzerdienste in der Capstadt (Cap Haiti) verrichtet und sich dann zum General und bis zum Throne emporgearbeitet hatte, wird als kräftiger, breitschulteriger, ebenholzschwarzer Mann geschildert, der, eine stattliche Erscheinung, in goldbetreßter grüner Uniform, auf dem mächtigen Dreimaster die landesfarbigen blau-roth-weißen Federn, häufig im Geleite seiner Adjutanten und Großen des Reiches, inmitten zweier Cavallerieabtheilungen dahinsprengte. Als Freund ceremoniellen Pomps erfand er auch ein berittenes Amazonencorps, bestehend aus den Damen der Würdenträger, welches mit Federn und Flitterwerk aufgeputzt und mit buntbemalten Bogen, Köchern und ellenlangen, vergoldeten Pfeilen ausgerüstet, lustig dahinraste. Daß er nach Napoleon's Vorbild sich auch mit neucreirtem Adel umgab und sogar Herzöge von Limonade und Marmelade ernannte — Kurfürst Karl Theodor schuf sogar einen Fürsten von Bretzenheim — ist bekannt. Die nach französischem Muster uniformirte Armee blieb indessen ohne Schuhe und Sold und erhielt nur eine aus abgekochten Bohnen und aus Mais und Reis bestehende nothdürftige Fütterung. Der König hegte eine ungeheure Passion für Katzen und prügelte mit einem Krückstock à la Fritz seine Großwürdenträger. Das Volk munkelte von einer weißen Nymphe Egeria, von welcher dieser dem großen Numa Pompilius so ungleiche Regent, seine Weisheit erhalten haben soll. Auch wurde erzählt, daß er einst eine seiner Lieblingskatzen, welche es gewagt habe, sein Leibgericht vorwegzumausen, durch einen Adjutanten auf vierzehn Tage in die Festung verbringen ließ. Diese, eine Stunde von der Festung entfernte, hoch und steilgelegene Festung, welche ihm als Schatzkammer für seine Thaler diente, flog eines Tages durch einen die Pulverkammer entzündenden Blitz in die Luft. Trotz aller europäischen Lackirung und französischen Firnisses blieb König Heinrich doch ein schwarzer Barbar, welcher beispielsweise alle aus Europa kommenden oder dahin abgesendeten Briefe untersuchen oder unterschlagen ließ, damit keine Kunde über die inneren Zustände ins Ausland gelangten. Kein Europäer, welcher im Innern gelebt hatte, sollte je wieder das Land verlassen. Deshalb fiel Trost's Vater, als er ohne Ahnung dieses Princips nach vierjähriger Dienstzeit um seine Entlassung und die Erlaubniß zur Rückkehr einkam, in Ungnade. Es gab Processe und Untersuchungen und infolge davon wurde die ganze Familie nach Fort Royal verbannt mit dem an den dortigen Commandanten gerichteten Befehl: „Ils sont là pour crever!“ Offenbar galt der Aufenthalt daselbst als gesundheitsgefährlich und todbringend, so daß der König hoffte, die Deutschen auch ohne Proceß und Urtheil los zu werden. Da sich indessen Niemand um die Gefangenen kümmerte, blieb ihnen eine beschränkte Freiheit und als Tröster in ihrer ungewissen, drohenden Lage die große Stille des zum Gewahrsam angewiesenen Raumes mit der Aussicht auf das weite Meer. Diese Zeit bildete den Knaben, welcher kurz vorher den ersten Zeichenunterricht erhalten und sogar mit Flaxman's Umrissen zum Homer Bekanntschaft gemacht hatte, zum Dichter und Künstler. Nach drei Monaten erschien endlich der Gouverneur im Namen des Königs, durchsuchte alle Habseligkeiten und beschlagnahmte alle Papiere, wobei es dem Vater gelang ein großes mit erläuternden Zeichnungen versehenes Tagebuch glücklich auf die Seite zu bringen. Vierzehn Tage darauf erfolgte ein schärferer Haftbefehl, dann brachte ein Adjutant dem Vater seine Patente zurück, sagte einige Artigkeiten von braven Deutschen, doch wurden alle Thüren und Läden geschlossen und die armen geängstigten Menschen ganz auf das Innere des Hauses und den mit hohen Mauern umgebenen Hof beschränkt. Die Eltern schienen auf alles gefaßt,

sprachen von einem Gürtel, in welchen sie das letzte Geld eingenäht hatten, nannten dem Knaben, dessen Leben man hoffentlich doch verschonen würde, die Städte und Namen der Verwandten in der fernen Heimath: dann schlossen sie ab mit dem Leben. Da erscholl eines Tages fremder Lärm, es schwoll herauf an ihr Ohr: endlich die Kunde von einer Revolution gegen den Tyrannen und daß derselbe, bei einer durch den Mulatten Boyer geleiteten Empörung, durch einen Schuß sein Leben selbst beendet hatte. Nun waren sie frei und erhielten von der Republik die Erlaubniß zur Heimkehr (1820). Nach siebenwöchentlicher glücklicher Fahrt, welche auch der dänische Maler Barnseer theilte, erblickten sie wieder vor der Wesermündung die erste Tonne mit dem Bremer Schlüssel. — Damit schließen leider schon die Aufzeichnungen des Künstlers, welcher in alten Tagen seinen Lebensgang in Schrift zu bringen begann. Wir sind nun auf die nicht immer zuverlässigen Notizen etlicher Lexikographen und auf unsere eigenen Sammlungen angewiesen. Der Jüngling kam mit seinen Eltern nach Fulda und dann zu seinem Oheim, dem Finanzminister Meisterlin nach Kassel und erhielt die guten Grundlagen zu einer weiteren Bildung, welche ihm zum Fortkommen in der feineren Welt so nützlich und heilsam wurde. Vorübergehend mag Karl T. wohl auch am Scheidewege geschwankt haben, ob er der militärischen Laufbahn oder dem Genius der Kunst folge; lange kann er jedoch in seinem Entschluß nicht gezaudert haben, da wir ihm schon um 1830 auf der Münchener Akademie und im Atelier bei Peter Heß begegnen, fest entschlossen, sich der Historienmalerei zu widmen. Er malte da Bildnisse, geschichtliche Darstellungen und Genrebilder, darunter eine Scene aus dem Tirolerkriege von 1809, welche sein Talent bewährten. Um das Jahr 1835 übersiedelte T. an das Städel'sche Institut nach Frankfurt, gewann an Philipp Veit einen treuen Lehrer und Berather und verlebte später im Verkehr mit Moritz v. Schwind, v. Donner, dem Kunstmäcen B. v. Bernus, Berthold Auerbach und Anderen eine schöne, genußreiche Zeit voll Anregung und Wetteifer. Die Begeisterung für eine ideale Kunst gab ihm hier die Weihe und auch späterhin das Geleite, vielleicht auf Kosten einer realen Durchbildung in Zeichnung und Colorit, welch' letzteres bei ihm zu einer weichlichen Süßigkeit neigte, die indessen mit der damaligen Düsseldorfer Romantik Hand in Hand ging. Auch hier waren es wieder historische (darunter die Gestalten „Ludwig der Deutsche" und „Karl der Dicke" im Frankfurter Kaisersaal) und religiöse Darstellungen, Familienscenen und Portraits, womit er seinen Namen begründete; seine heitere Laune griff auch gerne zur Carikatur. Dann malte er, dem allgemeinen Strome des politischen Lebens folgend, große Transparente; auch führte er die Radirnadel für seine eigenen Compositionen. Letztere erschienen größtentheils in den „Deutschen Dichtungen mit Randzeichnungen" (Düsseldorf 1843 ff.), darunter „Barbarossa" nach Rückert, Uhland's „Brautgesang" und „Die versunkene Krone", das „Glück von Edenhall", „Die Nonne", der „Treue Eckart" nach Tieck, dessen Novellen ihn gleichfalls vielfach zu Bildern anregten. In diesen Arabesken steht T. zwischen Schwind, Neureuther und Scheuren. Eine große Rolle spielte auch der ganze deutsche Märchenschatz wie: Undine, Aschenbrödel, Schneewittchen bis zum neckischen „Buckeligen Männlein" u. s. w. Seine Waldbilder, darunter ein „Hubertus", führten ihn nach Gotha und machten den Künstler dem Herzog Ernst bekannt, wodurch T. den Titel eines Hofmalers und vielfache Aufträge erhielt, welche ihn von 1851 bis 1859 beschäftigten. Für diesen ritterlichen Waidmann, welchem er oft nach dessen Schlößlein „in der hinteren Riß" folgte, schuf T. ein großes Jagdalbum mit Portraits, Thierstücken, Edelwild und Hunden. In München, wo T. seit 1859 längere Zeit weilte, entstanden einige originelle Bilder, darunter der coloristisch wirksame „Irrwisch" (photographirt von Hanfstängl) — ein Vorläufer

von Henneberg's „Jagd nach dem Glück" — die „Kunstpause im Atelier", eine „Mittagsruhe im Walde", ein „Rothkäppchen", ein „Wildernder Waldbruder" u. s. w. Die „Mittagsruhe" (ein beim Erdbeersuchen im blühenden Haag eingeschlafenes Bauernkind) wurde 1862 vom Münchener Kunstverein erworben. Doch hatten, im Gegensatze zu Schwind, welchem das Naive in feinster Empfindung aus der Hand floß, Trost's Mädchenköpfe etwas Geziertes, was damals im Portraitfache beliebt war, uns heutzutage jedoch abkältend berührt. Auch sein „Rothkäppchen" (1864, wozu die berühmte Sängerin Frl. Stehle das Vorbild gegeben haben mochte), das sich auf dem Wege zur kranken Großmutter mit Blumenpflücken und Vogelfüttern versäumt und dadurch dem bösen Wolf einen Vorsprung gewinnen läßt, war nicht frei davon. Eine Wiederholung dieses Bildes erschien noch 1874 im Geleite des „Irrwisch" auf der Ausstellung der norddeutschen Kunstvereine zu Hamburg, wo T. durch seine „poetische und idealistische Richtung den Sieg über vier andere, ganz materialistisch gehaltene „Rothkäppchen" davontrug (Lützow's Zeitschrift 1874 X, 170). Drei glückliche Jahre verbrachte T. in Italien, insbesondere zu Rom und Venedig. Die Riva de'Schiavoni mit ihrem buntbelebten Treiben, das packende Leben auf der Piazetta, die Fischer und Gondoliers auf den Canälen boten ihm unerschöpfliche Stoffe zu Bildern, darunter die Andacht eines alten Marinaro vor einem in den Lagunen eingerammten Bildstöckchen. Noch im April 1883 brachte T. als Erinnerung an seinen italienischen Aufenthalt einen durch besondere Beleuchtungseffecte auffallenden „Charfreitag in Venedig" zur Ausstellung. In München, wo T. zuletzt seinen bleibenden Sitz wählte, malte er viele Jagd- und Thierstücke, welche bereitwillige Abnehmer und Käufer fanden, darunter ein „Erlegter Hirsch" (photographirt bei Albert), auch ein sinniges Genrestück „Im Krieg" (ein vor einer Capelle für den fernen Streiter betendes Mädchen, angekauft 1870 im Münchener Kunstverein), dann eine „Elephantenjagd" im Hochland von Abessinien (1873) und zuletzt noch einen „Fischer" (nach Goethe) gleichfalls für den Herzog von Coburg, wofür der hohe Herr in einem eigenen Handschreiben vom 22. Mai 1879 die freudige Anerkennung aussprach, daß der Künstler trotz der Last der Jahre doch seiner idealen Richtung und Eigenart des Schaffens treu geblieben sei und im Colorit wie in der poetischen Auffassung eine glückliche Jugend bewahrte. Recht hübsch war seine „Siesta" (April 1893) durchgebildet — darstellend einen im Walde unter seinem Malerschirm ein Mittagsschläfchen haltenden Landschafter, während ein Fink von dem Schirmrand neugierig unter denselben guckt und Schmetterlinge den Malkasten umspielen. Sein letztes, freilich auch die Schwächen des Alters verrathende Bild, eine „Kahnfahrt" (wo rudernde Kinder nach einer Seerose haschen), kam am 1. März 1884 in den Kunstverein, an demselben Tage, wo ein durch Jahre sich hinziehendes Leiden sein Leben endete. Er hatte die letzten Jahre desselben im Kreise einer edlen, kunstsinnigen Familie, wie ein Freund und Kind des Hauses, sorglos und in treuester Pflege genossen. Von seinen Bildern besitzen außer S. K. Hoh. dem Prinzregent Luitpold, noch Frau Baronin Siegsfeld in Bernburg, Baron Bernus zu Frankfurt und Frau v. Passavant in München, treffliche Proben aus der besten Zeit seines Schaffens.

Vgl. Maillinger 1876. II. Nr. 2956 ff. — Allgemeine Zeitung, Nr. 118 vom 28. April 1884. — Kunstvereinsbericht für 1884. S. 70.

Hyac. Holland.

Trost: Martin T., geboren 1588 zu Hörter, ward 16 . . (?) Professor zu Rostock, 1625 zu Helmstedt, 1626 zu Soroe, 1629 zu Wittenberg, wo er am 8. April 1636 gestorben ist. (Hetzel, Gesch. der hebr. Sprache 1776, S. 219, wo aber das falsche Geburtsdatum 1558 zu verbessern. H. sagt selbst, daß T.

„im 48. Jahre“ gestorben sei (vgl. Winer, Hdb. der theol. Litt. Bd. 2. 1840, Sp. 808.)

T. machte sich für seine Zeit besonders um die Studien der syrischen Sprache und Litteratur verdient. Seine erste Leistung auf diesem Gebiete war freilich nur eine sehr mäßige. Sie bestand in einer verbesserten Ausgabe des ersten Druckes des syrischen neuen Testamentes, welchen J. A. Widmanstad (s. d. Artikel) mit Hülfe eines syrischen Priesters 1555 veranstaltet hatte. T. druckte mit eigenen syrischen Typen im wesentlichen nur diese Ausgabe ab, zog dabei aber noch andere Ausgaben zu Rathe, wie die von J. Tremellius von 1569 (s. den Artikel), von dem Franzosen F. Raphelengs von 1574 und die von Guido Fabricius in der Antwerpener Polyglotte 1572 (s. Rosenmüller, Hdb. für die Litt. der bibl. Kritik u. s. w. Bd. 3. 1749. S. 105—107); auch benutzte er des Fabricius besondere Ausgabe Paris 1584 (s. Rosenmüller a. a. O. S. 107—109). Er selbst fügte dem eine Sammlung von Varianten hinzu, die aber, da sie sämmtlich lediglich aus den gedruckten Ausgaben entnommen waren, wenig textkritischen Werth hatten. Die Vorrede von Jacob Martini, Professor zu Wittenberg, bestätigt mit ihrem Lobe nur den erwähnten Mangel (vgl. Meyer, Gesch. der Schrifterklärung. Bd. 3. 1804. S. 214 A. 71). Daß dabei die lateinische Uebersetzung des syrischen N. Testaments von Tremellius am Ende jeder Seite beigefügt war, konnte die textkritische Brauchbarkeit dieser Ausgabe auch nicht erhöhen. Seltsam ist es, daß einige Exemplare dieses Novum Domini nostri Jesu Christi Testamentum syriace (s. den vollst. Titel bei Rosenmüller a. a. O. S. 109) die Jahreszahl 1621, andere auf dem Titel dieselbe Jahreszahl, aber innerhalb der Texte öfter die Zahl 1622, wie wieder andere lediglich die Zahl 1622 tragen (s. Rosenmüller, a. a. O. S. 110; Nestle, syr. Grammatik. 2. A. 1888; Litteratura Syriaca, S. 21. Nr. 46 u. 47). Die Londoner Polyglotte hat übrigens in Vol. VI. p. 51 ff. die notationes variantis lectionis von T. wieder abgedruckt (s. Meyer a. a. O. S. 217). Ebenso hat Gutbier (A. D. B. X, 215) in seiner späteren Ausgabe des syrischen N. Testaments von 1654 lediglich den Text von T. zu Grunde gelegt (s. Rosenmüller a. a. O. S. 114 Anm.) und nur die Punktation [Bezeichnung der Vocale] vervollständigt (s. Meyer a. a. O. S. 218. A. 77). — Mehr Nutzen stiftete das mit dem Material des syrischen N. Testaments zu Stande gebrachte syrische Lexikon (Lexicon Syriacum ex inductione omnium exemplorum N. T. syriaci adornatum, s. den vollst. Titel bei Meyer a. a. O. S. 44), das im Jahre 1623 in 4° erschien, obwohl auch dies der Natur der Sache nach eben nur einen beschränkten Wortschatz enthalten konnte. Aber es ist anerkennend hervorzuheben, daß der Vf. nicht bloße Vocabeln sondern auch Phrasen und Idiotismen der Sprache gesammelt und darauf überhaupt zuerst die Aufmerksamkeit seiner Zeit gelenkt hat. Das erkennt auch Castelli in seinem lexicon heptaglotton von 1669 in der Vorrede an.

Bei Hetzel a. a. O. S. 219 sind von T. noch angeführt: „Grammatica Ebr. universalis“. 1632. 1637. 4°. (Bei Christ. Wolf, biblioth. hebraea P. II, 1721 sind S. 619 noch eine ältere Ausgabe von 1627 und einige spätere, von A. Sennert verbesserte, von 1643, 1653 und 1664 erwähnt. Vgl. die a. a O. S. 601 genannte medulla Grammaticae hebr. von Baldovius 1636 und die S. 613 angeführten grammatischen Arbeiten von Andr. Mylius 1637 und 39, die an T. anknüpfen.) — Hetzel führt außerdem noch an: „Tabulae grammaticae Ebr.“ 1637. 4°. — Gesenius, Gesch. der hebr. Spr. 1815 erwähnt diese Arbeiten nicht. — Titel einiger anderer jetzt werthloser Arbeiten s. bei Jöcher s. v.

C. Siegfried.

Trostberg: v. T., Minnesänger. Seine Heimath ist unbekannt, da ein Geschlecht seines Namens sowol in Tirol als auch in der Schweiz vorkommt. Ein Rudolf von Trostberg, der wiederholt in Zürich belegt ist, scheint zu Hadlaub's Gönnern zu gehören; Bartsch bemerkt aber mit Recht, daß die Sammler der Manessischen Handschrift diesem nicht (wie es geschehen ist) ein falsches Wappen gegeben hätten. Auch spricht seine Stellung in dieser Sammlung mindestens für Beziehungen zu Oesterreich. Im Gegensatz zu der herrschenden Ansicht glaube ich ihn deshalb dem Tirol und zwar mit Grimme dem Geschlecht der Edlen v. Trostberg und Velturns (bei Bozen) zusprechen zu sollen. Verschiedene von 1262—1296 belegte Herren dieses Namens können für den Sänger gelten. Dazu paßt nun auch seine Art. In der nächsten Nähe lebt der Dichter Walther v. Metze unterhalb Bozen (etwa 1260—1276), der wie er an geistreichen Einfällen reich ist, während ältere Landsleute wie Leutold v. Säben und Rubin eine lange Virtuosenübung bezeugen. Zu einem andern Tiroler, der um 1260 belegt ist, bringt ihn die Pariser Handschrift in Beziehung: zu Starkenberg; sie gesellt ihm ferner Stadegg und den Püller bei, Ausläufer der Lichtenstein'schen Schule, und Altsteten, Hornberg und Werbenwac, die drei Vertreter einer schwäbisch-österreichischen Dichterschule, in der Lichtenstein's Einfluß sich mit dem Neifen's (und mittelbar Neidhart's) kreuzt. Bemerken wir alle diese Fingerzeige, so gewinnt die nicht uninteressante Gestalt des Dichters deutliche Umrisse. Wie die meisten dieser späteren Virtuosen wählt er sich ein specielles Lieblingsthema; daß er sich hierfür aber das Lachen seiner Geliebten aussucht, verräth ein heiteres Temperament von österreichischem Schlag, welches auch sonst sich gegen den einreißenden Pessimismus empört. („Freudige Gesinnung hat ihr Ansehen ganz verloren!") Dies Thema führt er nun in der Mehrzahl seiner sechs Lieder in der Art durch, daß er alte Minneformeln in geistreicher Form erneut. Er verbindet die typische Blume mit dem typischen Baum: „Wie wenn in einem Wald eine Linde leuchtende Rosen trüge —"; er gewinnt der Redensart vom rosenrothen Mund und dem Preis des holdseligen Lächelns eine originelle Combination ab: „rosenroth ist ihr das Lachen, der viel lieben Herrin mein"; er bezieht die spielmannsmäßigen Farbencontraste auf sein Lieblingsmotiv: „lieblich sah ich weiße Zähne aus dem rothen Mund hervorlachen". Das ist aber alles nicht gesucht; ein Originalitätshascher von Lichtenstein's Art hätte nicht den uralten Gebrauch der Wechselrede zwischen Herr und Dame so schlicht erneut, hätte nicht ein Gedicht einfach mit vier Versen Neifen's begonnen, ein anderes mit einer Reminiscenz beschlossen. Vielmehr entspringen diese Einfälle urwüchsig dem Geist eines originellen Liebhabers alter Art; es ist ein naives Dichterherz, das in der Zeit höfischer Blasiertheit bekennt: „Ich meinte, ich würde ewig lachen dürfen, als ich dich, Herrin, lachen sah!" — Die äußere Kunst wird minder gepflegt als bei den schwäbischen Verskünstlern; die singbaren Strophen, die bequemen, aber vollen Reime erinnern wieder an altösterreichischen Sang. Wie viel Individualität unter dem Anschein der Gleichartigkeit bei unsern Minnesingern verborgen liegt, dafür bietet T. ein gutes aber meist übersehenes Beispiel.

Text: in Bartsch' Schweizer Minnesängern S. XXV. S. 270 f.

Litteratur: ebd. S. CLVI; v. d. Hagen, Minnesinger. IV. 412 f. — Bächtold, Gesch. d. d. Dichtung in der Schweiz S. 160. — Grimme in Pfeiffer's Germania 35, 331 f. Richard M. Meyer.

Trotsche: Karl Heinrich Christoph T., bedeutender Jurist, geboren am 21. October 1803 zu Lübeck, † am 28. Januar 1879 zu Rostock. Schon mit 21 Jahren wurde er bei der Justizkanzlei zu Güstrow als Advocat immatriculirt, trat 1832 als Registrator in dieselbe ein, erhielt im folgenden

Jahre den Charakter als Hofrath, wurde 1839 Kanzleirath und noch in demselben Jahre Justizrath. 1845 erfolgte seine Berufung an das Oberappellationsgericht zu Rostock, zu dessen Vicepräsident er im Jahre 1853 ernannt wurde; Präsident dieses obersten Gerichtshofes wurde er 1872. An den politischen Reformbestrebungen der Jahre 1848 und 1849 nahm T. lebhaften und hervorragenden Antheil. Von den beiden Güstrower Wahlkreisen im October 1848 in die constituirende Abgeordnetenkammer nach Schwerin entsandt, schloß er sich dem linken Centrum an und wurde am 31. Januar 1849 zum ersten Präsidenten der Kammer erwählt. Außerdem war er Mitglied des Verfassungsausschusses, des Justizausschusses und des Ausschusses für deutsche Angelegenheiten. — Neben seiner Thätigkeit als praktischer Jurist verfaßte er eine Reihe von werthvollen rechtswissenschaftlichen Arbeiten: „Das Verpfändungsrecht des Pfandgläubigers“ (Güstrow 1834), ferner sein Hauptwerk: „Materialien zu einem Handbuche des Mecklenburg-Schwerinschen Particular-Civilprocesses“ (Güstrow 1837, 2., umgearbeitete Auflage in 2 Bänden 1848/53, gänzlich neubearbeitet unter dem Titel „Der Mecklenburgische Civilprozeß“ 1866/68), sodann „Die Mecklenburgischen Heimath-Gesetze mit Erkenntnissen der Landesgerichte und Anmerkungen“ (Rostock 1859) und „Ueber die Vormundschaft für Abwesende und deren Vermögen“ (Rostock 1866). Die juristische Facultät der Universität Rostock ernannte ihn 1865 in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste zum Doctor honoris causa, der Rath der Stadt Rostock ertheilte ihm 1870 das Ehrenbürgerrecht und Großherzog Friedrich Franz II. zeichnete ihn zu seinem 50jährigen Jubiläum durch Verleihung des Groß-Comthurkreuzes des Ordens der wendischen Krone aus.

Rostocker Zeitung vom 31. Jan. 1879. Ad. Hofmeister.

Trott: August Heinrich Freiherr v. T. auf Solz zu Imshausen, geboren zu Kassel am 22. März 1783 als Sohn des hessischen Majors Rudolf Ludwig v. T. und der Eleonore Christiane geb. v. Leyser. Seine Mutter verlor der Knabe bereits im 7. Jahre. Die erste Erziehung erhielt er durch Hauslehrer, doch trieb ihn seine Lernbegierde die Lücken durch eigene Arbeit auszufüllen. Nachdem er das Gymnasium zu Gotha, dem er seit 1799 angehörte, glänzend absolvirt hatte, bezog er die Universität Jena (1802), auf der er sich mehr zu philosophischen (Schelling) und litterarischen Studien (Goethe) hingezogen fühlte, als zur Jurisprudenz. Für diese wurde sein Interesse erst in Göttingen wach, wohin er nur auf Wunsch seines Vaters gegangen war (1804), während er sich seiner eigenen Neigung nach lieber dem österreichischen Militärdienste gewidmet hätte. Um in die hessische Verwaltung überzutreten unterzog er sich in Kassel einem Examen, fand aber das dortige Leben so öde und abstoßend (Winter 1805/6), daß er zunächst nach Wetzlar an das Reichskammergericht ging. Sein Plan an demselben zu bleiben, wurde durch die Auflösung des Reiches im Herbste 1806 zerstört, und seine Absicht, nun doch noch in hessische Dienste zu treten, durch das Einrücken des französischen Corps in Kassel (1. Nov. 1806) vereitelt; er zog sich zunächst auf sein väterliches Gut zurück.

Als der Friede von Tilsit das Schicksal seiner Heimath entschieden hatte, bot er seine Dienste der Regierung des neuen Königreichs Westfalen an, die ihn im Januar 1808 als Unterpräfecten nach Eschwege schickte. Hier entfaltete er eine reiche Thätigkeit, da alle Verhältnisse neu zu ordnen waren, und fühlte sich in seiner Wirksamkeit sehr glücklich, zumal er hier auch am 27. Januar 1809 Elisabeth Sophie, Tochter des englisch-hannoverschen Generals v. Drechsel, heimführte, die er im Winter 1805/6 in Kassel kennen gelernt hatte. Sein festes und ruhiges Auftreten gegenüber dem Dörnberg'schen Aufstande belohnte die Regierung mit der Beförderung zum Präfecten des Harzdepartements (am 2. Juni

1809); aber bereits im September desselben Jahres wurde er nach Marburg versetzt, um Stadt und Land nach dem Sternbergischen Aufstande zu beruhigen. Vier Jahre stand er an der Spitze des Werradepartements und wenn auch die Volksstimme seine Verwaltung als hart verschrie, so ist doch dafür eher die drückende Kriegszeit verantwortlich zu machen; man kann nicht bestreiten, daß er vielmehr bemüht war, durch äußerste Strenge die Lasten in den Grenzen der gesetzmäßigen Forderungen zu halten und daß er den Uebergriffen der Militärbehörden, der Donateurs, vor allem aber der allmächtigen geheimen Polizei mit Energie und großer Kühnheit entgegentrat; sie trug ihm sogar Verwarnungen von Kassel ein. Nach der Schlacht bei Leipzig zog er sich auf Befehl des Königs Jerôme nach Koblenz zurück und folgte ihm auch nach Paris, wo er erst nach dem Pariser Frieden seine Entlassung forderte. Ende Juni 1814 kehrte er nach Deutschland zurück (Heidelberg und Mannheim). Er gehörte zu den wenigen Beamten, die dem Königreiche Westfalen aus Ueberzeugung dienten und ihrer Ueberzeugung treu blieben, auch als die Verbündeten das Land bereits wieder besetzt hatten; diese Treue und Anhänglichkeit an die Fremdherrschaft trugen ihm den bittersten Haß seiner Landsleute ein, und seine Versuche, sich vor dem Kurfürsten von Hessen zu rechtfertigen — er stellte sich bei der Rückkehr Napoleon's von Elba der hessischen Regierung zur Verfügung und bat 1816 den Kurfürsten um eine Audienz — blieben ohne Erfolg; ja der Kurfürst ließ ihn im September 1816 auf seinem Gute Imshausen verhaften und „wegen des durch seine leidenschaftliche Anhänglichkeit an das usurpatorische Gouvernement an seinem Vaterlande begangenen Verbrechens und wegen seiner Verwaltung" anklagen. Der erste Punkt war durch den Wiener Frieden und durch den kurhessischen Amnestieerlaß vom 7. Februar 1815 gegenstandslos geworden, und da auch die öffentliche Aufforderung, Beschwerden über den ehemaligen Präfecten einzureichen, ohne Erfolg blieb, konnte die Untersuchungscommission nur die Anklage wegen Verwendung öffentlicher Gelder für eigene Zwecke aufrecht erhalten: er hatte in der That zwei Mal größere Summen, die den Gemeinden seines Departements als Einquartierungsgelder zukamen, für sich verwendet, sie theils einem Freunde geliehen, theils mit sich auf die Flucht genommen. Da beide Summen inzwischen mit allen Interessen zurückgezahlt waren, schlug die Commission (21. März 1817) sechs Monate Festungshaft und Verurtheilung in die Kosten als ausreichende Sühne vor. T., der nach Beendigung der Untersuchung (20. Nov. 1816) aus seiner Haft in Marburg entlassen worden war, bestritt die Rechtmäßigkeit des Verfahrens, so daß der Kurfürst befahl, das Gutachten einer fremden Universität einzuholen (11. Nov. 1817). Inzwischen hatte sich T. nach Württemberg gewendet und eine Anstellung als geheimer Legationsrath im Ministerium des Auswärtigen gefunden (7. Febr. 1818); auf Wunsch des Königs von Württemberg schlug dann der Kurfürst von Hessen die Anklage gegen T. nieder (8. Mai 1818).

In Stuttgart wurde er zunächst mit der Regelung der staatsrechtlichen Verhältnisse der Standesherren und der vormals reichsunmittelbaren Ritterschaft betraut, dann nahm er an den Conferenzen zu Wien theil (1819/20), welche die Schlußacte feststellten. 1821 wurde er zum Staatsrathe und am 1. Mai 1824 zum Gesandten am Bundestage ernannt, dessen Verhandlungen er bis zu seinem Tode beiwohnte. Lange Zeit kränkelnd entwickelte sich bei ihm ein Rückenmarkleiden, das ihm nach einer 11 Monate langen vergeblichen Kaltwassercur in Ilmenau keine Hoffnung auf Besserung mehr ließ. Er starb in Frankfurt am 22. September 1840 infolge eines Nervenschlages.

Acten des Staatsarchivs zu Marburg. — Neuer Nekrolog d. Deutschen. Weimar 1842. Kretzschmar.

Trotzendorf, eigentlich Valentin Friedland, berühmter Schulmann des 16. Jahrhunderts, ist geboren in Troitschendorf bei Görlitz am 14. Februar 1490. Aufgewachsen in einfachen ländlichen Verhältnissen, begleitete er öfters seinen Vater nach Görlitz in das Kloster der Franziskaner, welche an dem wißbegierigen Knaben ihre Freude hatten und die Eltern bewogen, ihn der dortigen Klosterschule, dem sogenannten Studium, zu übergeben 1506. Nachdem er daselbst nothdürftig lesen und schreiben gelernt hatte, nahm ihn der Vater, welcher ihn in der Wirthschaft nicht gern entbehren mochte, wieder zurück. Die Mutter, welche sehnlichst wünschte, daß er ein Geistlicher oder Mönch würde, sorgte dafür, daß er von dem Pastor und Küster des Ortes im Lesen und Schreiben weiter unterrichtet wurde — die Tinte bereitete er sich aus Kienruß, statt auf Papier schrieb er auf Birkenrinde — und setzte es durch, daß er in einem Alter von 18 Jahren in die Stadt zurückkehrte. Er besuchte nun die lateinische Stadtschule in Görlitz und machte gute Fortschritte. Im Jahre 1509 starb seine Mutter an der Pest, ihre Mahnung „ja bei der Schule zu bleiben" hat der wackere Sohn treulich erfüllt; als vier Jahre später auch der Vater starb, lag ihm der Gedanke, in die alten Verhältnisse zurückzukehren, fern, er ordnete seine Erbschaftsangelegenheiten und begab sich 1514 nach Leipzig, um an der dortigen Universität seine Studien fortzusetzen. Großen Einfluß übten auf ihn zwei Männer, welche 1515 an die Universität berufen wurden, unter deren Leitung er, der bisher kaum mehr als das barbarische Mönchslatein kennen gelernt hatte, anfing die besten Schriftsteller zu lesen und nachzuahmen. Der eine war der zweiundzwanzigjährige Petrus Mosellanus (Peter Schade aus Pruttig an der Mosel), bei ihm hörte er u. a. Cicero de oratore und lernte ganze Abschnitte daraus auswendig. Der andere war Riccardus Crocus (Kroke) aus England, ein Schüler des Hieronymus Aleander aus Paris. Dieser, durch umfassende Kenntniß des Griechischen ausgezeichnet, Verfasser eines vielgebrauchten griechischen Elementarbuchs (Tabulae Graecas literas compendio discere cupientibus sane quam utiles Leipzig 1516) lehrte griechische Grammatik und Plutarch und verstand es in hohem Grade seine Zuhörer für den neuen Lehrgegenstand zu begeistern.

Schon im September 1515 erwarb sich Friedland die Würde eines Baccalaureus und wurde 1516 als Lehrer des Griechischen an dieselbe Schule berufen, welcher er kurz vorher als Schüler angehört hatte: mit den Lehrern liest er Cicero's Pflichtenlehre und Plutarch's Schriftchen über die Kindererziehung. An dieser Anstalt wirkte er 1516—1518: zum ehrenden Andenken wurde 1590 sein Bildniß mit entsprechender Widmung und der Inschrift Ne ventura tui post viveret immemor aetas Discipuli memores haec posuere tibi von dem damaligen Rector Laurentius Ludovicus in der Peterskirche aufgehängt. Das muthvolle Auftreten Luther's veranlaßte ihn seine Lehrthätigkeit in Görlitz aufzugeben und zu seiner weiteren theologischen Ausbildung die Universität Wittenberg zu beziehen, wo er als Valentinus Trossendorff in das Album eingetragen wurde: fortan behielt er diesen Namen bei. Unter Luther's und Melanchthon's Leitung widmete er sich der Theologie, unter mannichfachen Entbehrungen lernte er bei Matthäus Hadrian, einem gebornen Spanier, hebräisch: auch gehörte er zu den Studenten, welche Luther zur Disputation mit Karlstadt im Juni 1519 nach Leipzig begleiteten. Sein Vorbild und Ideal war Melanchthon: seine Lehre prägte er sich wörtlich ein und hielt an ihr auch in denjenigen Punkten fest, welche derselbe später aufgegeben hatte. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich durch Privatunterricht, besonders im Lateinischen, wozu sich reichliche Gelegenheit darbot.

Im Jahre 1523 folgte er einer Aufforderung seines jüngeren Studien=

freundes Georg Helmrich, welchen Herzog Friedrich II. in Liegnitz zum Rector der Schule zu Goldberg in Schlesien ernannt hatte, gemeinsam mit ihm diese Schule zu übernehmen und wurde bald darauf, als jener das Amt aufgab, sein Nachfolger, ohne, da es an Schülern fehlte, eine seinen Wünschen und Erwartungen entsprechende Thätigkeit zu entfalten. Es wurde ihm jedoch durch den Rath von Breslau die Auszeichnung zu Theil, der öffentlichen Disputation des an die Magdalenenkirche berufenen Johannes Heß als Sachverständiger für das Hebräische im April 1524 beizuwohnen. Nicht lange darauf finden wir ihn unter den Lehrern der Akademie in Liegnitz, welche der Herzog vornehmlich zur Bekämpfung der Schwenkfeld'schen Irrlehren, freilich mit unzulänglichen Mitteln, ins Leben gerufen hatte. Als dieselbe nach kurzem Bestehen wieder eingegangen war, kehrte T. mit den letzten sechs Studenten in seine zweite Heimath, nach Wittenberg, zurück. Wieder verlebte er hier in seiner früheren Thätigkeit zwei Jahre; es war das die Zeit, in welcher die Augsburgische Confession von Melanchthon abgefaßt wurde, da erhielt er zum zweiten Male von seinem Freunde Helmrich, welcher Bürgermeister in Goldberg geworden war, die dringende Aufforderung die Leitung der dortigen Schule zu übernehmen: in richtiger Selbsterkenntniß und vorurtheilsfreier Würdigung seiner Lage gab er dem Wunsche des Freundes nach und kehrte nach dem stillen, von dem Geräusch der Welt wenig berührten Städtchen an der Katzbach zurück. Er stand im 41. Lebensjahre, geistig und körperlich gesund, einfach und anspruchslos, in sich fertig und abgeschlossen, hält er zähe, man könnte sagen starr an dem, was er für zweckmäßig erkannt hat, fest. Sehr ehrenvoll lautete Melanchthon's Urtheil über ihn, welches Neander in dem griechischen Gedichte de miseria, dignitate et gloria paedagogorum in seinem Opus aureum 1, 489 ohne Melanchthon's Namen zu nennen, aufbewahrt hat, er sei zur Leitung einer Schule geboren, wie der ältere Scipio Africanus zum Feldherrn. Bisher hatte es ihm an Gelegenheit gefehlt, sein Talent in größerem Maßstabe zu zeigen, jetzt hatte er einen fruchtbaren Boden gefunden, auf dem er nicht nur sein Lehrgeschick, sondern auch sein bewundernswürdiges Organisationstalent entfalten konnte. Er führt nicht neue Wege, er erschließt nicht neue Bahnen, sondern bewegt sich innerhalb derselben Grenzen wie seine Zeitgenossen: seine Aufgabe fand er darin, die Schüler zu guten Bürgern des Staates, zu treuen Bürgern des Reiches Gottes zu erziehen: ihr widmete er seine ganze Kraft, in ihr fand er die vollste Befriedigung. Seine Thätigkeit fand zunächst in der Stadt und Umgegend, allmählich in immer weiteren Kreisen, Anerkennung. In kurzem mehrte sich die Arbeit, die fast auf ihm allein lastete, in ungeahnter Weise und als er 1535 nach Nürnberg an die Stelle des Joachim Camerarius, mit dem er zusammen in Wittenberg studirt hatte, berufen wurde, kostete es ihm große Ueberwindung die ehrenvolle Berufung abzulehnen und den Goldbergern große Mühe, ihn zu halten: nicht anders stand es bald darauf, als der Rath von Görlitz sich wiederholt bemühte, ihn für die dortige evangelische Schule zu gewinnen. Erst 1538 trat für ihn eine Erleichterung insofern ein, als ihm mehrere Gehilfen beigegeben wurden, deren Zahl sich allmählich vermehrte. Im Jahre 1540 überließ ihm der Herzog das Franziskanerkloster, ein weitläufiges Gebäude mit großen Sälen und Kreuzgängen, zu dem auch große Gärten gehörten: wiewohl diese Räume, da sie lange nicht benutzt waren, sich zum Theil in unwohnlichem Zustande befanden, so blieb doch unter dem Drange der Umstände nichts weiter übrig, als sich mit ihnen, so gut es eben gehen wollte, zu behelfen: verwöhnt und anspruchsvoll war man ja ohnehin nicht. Dort fand die Schule und ein großer Theil der Pensionäre Unterkommen, andere wohnten in der Stadt bei den Bürgern. Es ist schwer zu sagen, wie viel Schüler zu

gleicher Zeit dagewesen sind, schwerlich werden wir irren, wenn wir ihre Zahl auf einige hundert veranschlagen: vgl. H. Oesterley, Denkwürdigkeiten von Hans von Schweinichen Breslau 1878, 22. Nicht allein aus Schlesien, sondern auch aus Oesterreich, Mähren, Steiermark, Krain, aus Ungarn und Polen kamen sie, um auf der berühmten Schule einige Jahre zu studiren. So verschieden die Lebensverhältnisse derselben waren, so stellte doch Trotzendorf an Alle im allgemeinen dieselben Anforderungen, bei der Aufnahme verpflichtete er sie zu unweigerlichem Gehorsam gegen alle Lehrer der Anstalt, zu Fleiß, Frömmigkeit, Verträglichkeit und sittlichem Lebenswandel und bedrohte jede Uebertretung der Schul- und Hausordnung mit strenger Strafe, auch körperlicher Züchtigung, unter Umständen mit Verweisung. Seine im Jahre 1546 verfaßte, 1563 veröffentlichte Schulordnung enthält eine reiche Fülle vortrefflicher, aus der Praxis hervorgegangener, Winke und Mahnungen an die Schüler. Die Schule bereitet ihre Zöglinge zur Universität vor und befähigt sie vorzugsweise zum Studium der Theologie, aber auch zu dem der Medicin, Philosophie und Jurisprudenz: dieses Ziel suchte T. auf dem damals üblichen Wege zu erreichen: das Lateinische bildete die Grundlage und den Mittelpunkt des Unterrichts, möglichste Fertigkeit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch wurde angestrebt: darum war es den Schülern verboten unter einander deutsch zu reden. Ein Auszug aus der lateinischen Grammatik Melanchthon's, die wichtigsten Regeln in knappster Form, und durch passende Beispiele erläutert, lag dem Unterricht zu Grunde und wurde von Trotzendorf den Schülern stückweise dictirt. Erst nach seinem Tode 1566 wurde dieses „Compendium grammaticae latinae de praeceptis Philippi Melanchthonis excerptum in usum scholae Goldbergensis von den Collegen der Goldberger Schule gedruckt, und auch an anderen Schulen eingeführt. Gelesen wurden mit Vorliebe diejenigen Schriftsteller, von denen man sich die größte Förderung im lateinischen Ausdruck versprach, nämlich Plautus und Terenz, ferner Cicero's Briefe und seine Pflichtenlehre, von den Dichtern Ovid und Virgil, die in jeder Woche zu liefernden schriftlichen Uebungen bestanden zum großen Theil im Uebersetzen (auch aus dem Lateinischen ins Griechische), der Stoff zu freien Ausarbeitungen wurde allen Unterrichtsgegenständen entnommen und gab den Schülern Gelegenheit ihren Fleiß und ihre Fortschritte zu zeigen: sie dienten ähnlich wie heut zu Tage der deutsche Aufsatz zur Beurtheilung des Schülers. Auch metrische Uebungen fanden regelmäßig in jeder Woche statt.

Im Griechischen stellte T. sehr viel geringere Ansprüche als im Lateinischen: bei dem Mangel an brauchbaren Hilfsmitteln machte das Erlernen dieser Sprache den Schülern noch größere Schwierigkeiten: gelesen wurden in den oberen Classen die Briefe des Paulus und Reden des Isokrates, nach andern auch Lykurg und Euripides, T. selbst las für sich in späteren Lebensjahren gern Plutarch's Lebensbeschreibungen.

Außerdem wurden die Grundlagen der Philosophie, Dialektik und Rhetorik, sowie Astronomie, Rechnen und Musik getrieben, eine Zeit lang auch die Institutionen in den Bereich des Unterrichts gezogen: der wichtigste Unterrichtsgegenstand war die Religion, auf ihn legte T. den größten Werth. In der Unterstufe wurde Luther's Katechismus gelernt, in den oberen Classen trat hierzu eine Unterweisung in der Kirchenlehre und den Hauptartikeln, die sogenannte Katechesis (welche darin bestand, daß der Lehrer Frage und Antwort gab und so lange wiederholte, bis es sicheres Eigenthum des Schülers geworden war). Die frei vorgetragene Unterweisung nahm mit der Zeit, da T. kein Wort änderte, eine feste Gestalt an, die nachgeschriebenen Hefte vererbten sich und wurden nach seinem Tode von dankbaren Schülern heraus-

gegeben. So erschienen sie unter dem Titel „Methodi doctrinae catecheticae, scholae Goldbergensi propositae a Valentino Trocedorfio“ wenige Jahre nach seinem Tode, von M. Laurentius Ludovicus in Görlitz und „Catechesis scholae Goldbergensis, scripta a Valentino Trocedorfio, cum praefatione Philip. Melanth.“ Vitebergae 1558 von Matthias Volland. Während die erste Schrift, kürzer, dürftiger, für die mittleren Classen bestimmt, werthvolle Beiträge für die Lebensgeschichte Trotzendorf's enthält, eröffnet uns die zweite reich mit Bildern ausgestattet einen Einblick in die umfassende Gelehrsamkeit desselben, wie wir ihn sonst nirgend gewinnen.

Auch eine Sammlung von Schulgebeten des frommen Mannes ist unter dem Titel „Precationes reverendi viri Valentini Trocedorfii, recitatae in schola Goldbergensi, anno proximo ante mortem ex eius ore exceptae et editae opera Laurentii Ludovici Leobergensis“ Wittenberg 1564 erschienen. Auf die Abfassung dieser Gebete, welche in den oberen Classen gehalten worden sind und sich durch Einfachheit auszeichnen, verwandte T. großen Fleiß, sie sind, als sie gedruckt worden waren, auch in weitere Kreise gedrungen und in wiederholten Auflagen erschienen.

Bei der Erklärung der Perikopen am Sonnabend, zur Vorbereitung für den öffentlichen Gottesdienst, nahm T. Gelegenheit den betreffenden Bibelspruch genau zu erklären und dem Gedächtniß der Schüler einzuprägen, so daß er infolge häufiger Wiederholung bleibendes Eigenthum derselben wurde. Dieses Spruchbuch „Rosarium scholae Trocedorfii, contextum ex rosis decerptis ex Paradiso Domini“ ist 1564 zum ersten Male von M. Laurentius Ludovicus herausgegeben.

T. brachte es dahin, daß sechs Classen eingerichtet und ebensoviele Lehrer angestellt wurden, welche auskömmlich gestellt waren und längere Zeit an der Anstalt wirkten: mehrere sind auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Indessen würden wir dem Manne schweres Unrecht thun, wenn wir ihn nur nach seiner Thätigkeit als Leiter der Goldberger Schule und als den ersten und bedeutendsten Lehrer an derselben beurtheilen wollten, ja wir würden kaum verstehen, wie er einen so bedeutenden Ruf erlangen konnte, daß es als ein ganz besonderer Vorzug galt, sein Schüler gewesen zu sein, daß man, unbekümmert um Chronologie, sogar Wallenstein zu seinem Schüler gemacht hat. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit liegt nicht allein in der Schule, sondern in der außerordentlich geschickten Einrichtung und Leitung seiner Erziehungsanstalt, welche mit der Schule so innig verwachsen war, daß das eine von dem andern nicht getrennt werden kann. Es fehlt uns jegliche Nachricht darüber, wie dieselbe begründet worden ist, mit welchen Mitteln sie ins Leben gerufen, wie sie allmählich erweitert und vergrößert worden, wer die wirthschaftliche Leitung unter sich gehabt hat, nur vermuthen können wir, daß T. die Oberaufsicht über die ganze Anstalt gehabt, das ganze Risiko und die ganze Verantwortung allein getragen hat: eine Vermuthung, welche durch einige wenige Nachrichten unterstützt wird. Es gehörte eine ungewöhnliche Begabung dazu, die richtigen Mittel und Wege einzuschlagen, um die angemeldeten Alumnen in der Anstalt passend unterzubringen, für ihre leibliche Verpflegung, namentlich auch in Krankheitsfällen, zu sorgen, die Correspondenz mit den Eltern zu führen u. a. T. hatte vor seiner Berufung nach Goldberg, soviel wir wissen, keinerlei Erfahrungen in solchen Dingen gemacht, er hatte überhaupt dem praktischen Leben fern gestanden: wie schwer mußte es für ihn sein, sich in dasselbe hinein zu finden! Erleichtert wurde die Schwierigkeit einigermaßen dadurch, daß die Anstalt nach und nach sich vergrößerte und zugleich mit dem Leiter emporwuchs. Aber immerhin waren die Anforderungen, welche naturgemäß an den Rector gestellt wurden, die denk=

bar größten. T. war nicht verheirathet, die Sorge um eine Familie nahm ihn nicht in Anspruch. Geselligen Verkehr dürfte er wohl sehr wenig gepflegt haben: fünf Stunden Schlaf genügten ihm, seine ganze Zeit konnte er dem Amte widmen und hat sie ihm so gewidmet, daß er vollständig in demselben aufging. Es fiel ihm also in erster Reihe die Beaufsichtigung der Schüler außerhalb der Schulzeit zu, er ging mit ihnen regelmäßig spazieren und nahm an ihren harmlosen Spielen Theil; er sorgte für eine geregelte Hausordnung und ertheilte denjenigen, welche die Anstalt in der freien Zeit verlassen wollten, die Erlaubniß dazu. Bei der Durchführung der Hausordnung bediente er sich der Mitwirkung älterer Schüler und benutzte wahrscheinlich die Erfahrungen, welche andere geschlossene Anstalten in dieser Beziehung gemacht hatten. So groß sein persönlicher Einfluß war und so erfolgreich er dem Uebermuth und dem Leichtsinn der Jugend vorbeugte, so konnte er doch Ausschreitungen jeder Art nicht verhüten, um so weniger, als viele seiner Schüler, aus vornehmen Familien stammend, an Wohlleben und Ueppigkeit gewöhnt waren und die Mittel besaßen, sich manchen ihnen versagten Genuß zu verschaffen. Ebenso wenig stand es in seiner Macht zu verhindern, daß unter den Zöglingen ernstlichere Reibungen stattfanden und wiewohl er seinen obersten Grundsatz „Liebet Wahrheit und Frieden" oft nachdrücklich wiederholte, so wurde doch dieser Frieden gar manchmal gestört und es bedurfte großer Klugheit, um Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten und nicht gleich zu dem äußersten Mittel, der Verweisung, schreiten zu müssen. Zu diesem Zwecke hatte T., ob nach einem fremden Vorbild, ist unbekannt, ein Schulgericht eingesetzt, in welchem der eines Vergehens gegen die Schulgesetze Angeklagte nach achttägiger Vorbereitung sich vor dem aus Schülern gebildeten Gerichtshofe zu verantworten hatte: zeigte er Reue und hielt er eine fleißig vorbereitete lateinische Rede, so durfte er auf eine milde Beurtheilung seiner Richter und auf Freisprechung rechnen, war dies aber nicht der Fall, so sprachen die Richter unnachsichtig ihr Schuldig aus und T., als dictator perpetuus, verhängte die verdiente Strafe über ihn. Diese Einrichtung hatte insofern ihr Gutes, als die Mitschüler, welche in den meisten Fällen ein ganz richtiges Urtheil haben, durch ihre Abstimmung einen großen Theil der Verantwortlichkeit für eine verhängte Strafe übernahmen und der unter Umständen begreifliche Haß der Verurtheilten sich nicht gegen den Rector kehrte.

Eine andere Einrichtung, ein öffentlicher Actus, war dazu angethan, das Streben nach dem, was gut und edel ist, unter den Schülern wach zu erhalten: T. ordnete nämlich an, daß Schüler Mitschülern feierlichst in lateinischer Sprache Lobreden hielten, Panegyren nach dem Muster der griechischen Festspiele: ein Ehrenkranz belohnte denjenigen, welcher seine Aufgabe gut gelöst hatte.

Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit drang immer weiter und verschaffte ihm häufig Gelegenheit tüchtigen Schülern zu einem Schul- oder Kirchenamt zu verhelfen.

Durch rastlose Thätigkeit und Umsicht war es ihm gelungen, das Alumnat immer mehr zu vergrößern und sich dabei auch ein ganz anständiges Vermögen zu erwerben: es scheint aber, daß er allmählich die Zügel etwas locker ließ, daß er sich durch Rücksichten, die mit seinem sonstigen idealen Streben nicht in Einklang stehen, bestimmen ließ, nicht nur bei der Aufnahme neuer Schüler die gebotene Vorsicht aus dem Auge zu lassen, sondern ihnen auch größere Freiheit, als früher, zu gestatten. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er so viele Krakauer Studenten, welche plötzlich, des geistlichen Zwanges müde, die Universität verlassen hatten 1549, in seine Anstalt aufnahm? Mußte die Freiheit, welche er ihnen wahrscheinlich gestattete, nicht im höchsten Grade nachtheilig auf die vorhandenen Schüler einwirken? Die bösen Folgen zeigten sich bald genug.

Die Schüler zechten bis tief in die Nacht hinein außerhalb der Anstalt: bei einer solchen Gelegenheit, gegen Weihnachten desselben Jahres bekamen einige von ihnen mit dem Nachtwächter Händel: die Sache hatte sehr ernste Folgen, der Herzog ließ zwei von ihnen wegen Gewaltthat und Widersetzlichkeit gegen die Amtsgewalt in Liegnitz enthaupten. Dies geschah im Anfang des Jahres 1550. Seit dieser Zeit ging es, allerdings nicht gerade durch Trotzendorf's Schuld, mit Riesenschritten abwärts. Im Jahre 1552 herrschte in Goldberg große Theuerung und Hungersnoth: infolge dessen gingen viele Schüler der Anstalt ab, im nächsten Jahre folgte die Pest nach, welcher 2700 Einwohner zum Opfer fielen: als auch ein Schüler der Anstalt von ihr ergriffen wurde, war keine Möglichkeit mehr vorhanden, die Andern zu halten. Die Wenigen, welche zurückblieben, unterrichtete T. zuerst auf dem obersten Chore der Kirche, in der Meinung, daß dort die Luft reiner und besser sei, dann zog er mit ihnen nach Bunzlau. In dieser trüben Zeit suchte ihn Melanchthon zu trösten und lud ihn, wiewohl vergeblich, zu sich nach Wittenberg ein. Erst am Schluß des Jahres konnte T. die Schule in Goldberg wieder eröffnen, aber bald traf ihn ein noch härterer Schlag, ein furchtbarer Brand, welcher am 17. Juli 1554 den größten Theil der Stadt einäscherte, zerstörte auch seine Schule vollständig, sein Vermögen, seine Bibliothek, alles wurde ein Raub der Flammen.

Er siedelte mit seinen Schülern, deren Zahl sofort bedeutend abnahm, auf das Anerbieten des Herzogs nach Liegnitz über, wo seine Schule in einer Capelle der Johanniskirche Aufnahme fand. Das entsetzliche Unglück, welches über ihn gekommen war, vermochte nicht ihn niederzudrücken, mit unsäglicher Mühe brachte er die Mittel zum Wiederaufbau der Schule zusammen und wanderte oft den einige Meilen weiten Weg von Liegnitz nach Goldberg, um sich von dem Fortgang des Baues zu überzeugen, doch seine Kraft war gebrochen, am 20. April 1556 wurde er während des Unterrichts vom Schlage gerührt, wenige Tage darauf am 26. April verschied er. In der Stiftskirche St. Johannis fand er in einer Capelle, welche nach ihm benannt wurde, seine letzte Ruhestätte. Groß war die Trauer um den Entschlafenen. Dichter und Redner verherrlichten seinen Namen, Denkmäler wurden ihm an geweihter Stätte in Troitschendorf (1608), Görlitz (1590), Goldberg (1566), Liegnitz unmittelbar nach seinem Tode, in Troitschendorf noch jüngst (1890) an der Stelle, wo aller Wahrscheinlichkeit nach sein Geburtshaus gestanden hat, errichtet, das ehrendste Denkmal hat er sich in den Herzen seiner zahlreichen Schüler und Verehre gesetzt.

Johannis Claii libellus de origine et consuetudine scholae Goldbergensis, Gorlicii 1563. — Oratio de Valentino Fridlando Trocedorfio, instauratore et Rectore scholae Goltbergensis, Recitata Vuitebergae a Decano Collegii Philosophici, Magistro Baldasaro Rhauo Naumburgensi Silesio, 18. Calend. Septemb. Anno 1564, (abgedruckt in dem Rosarium von 1565 und mit etwas anderem Titel in den Wittenberger Ausgaben der Reden Melanchthon's von 1565, 1572 und 1590). Nach einer Bemerkung Georg Schmid's in der weiter unten erwähnten Geschichte der Erziehung II, 2, 278 ist wahrscheinlich Melanchthon's Schwiegersohn, Trotzendorf's Schüler und Freund, Caspar Peucer, der Verfasser dieser Rede. — G. Pinzger, Val. Friedland Trotzendorf. Hirschberg 1825. — K. J. Löschke, Valentin Trotzendorf, nach seinem Leben und Wirken, Breslau 1856. — K. v. Raumer, Geschichte der Pädagogik I^5, S. 213—224. — C. Hirzel in K. A. Schmid's Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens IX^2, S. 495—505. — F. Meister in den N. Jahrbb. für Philologie und Pädagogik 1880, II. Abtheilung (CXXII), S. 425—437, 473—487. — L. Sturm, Valentin Trotzendorf und die Latei-

nische Schule zu Goldberg. Goldberg i. Schl. 1888. — Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit, bearbeitet von K. A. Schmid, fortgeführt von G. Schmid II, 2, S. 277—302.

Meister.

Troxler: Ignaz Paul Vitalis T., schweizerisch-deutscher Philosoph, wurde am 17. Aug. 1780 zu Münster im Kanton Luzern geboren, erhielt seine Schulbildung auf den Gymnasien in Solothurn und in Luzern, worauf er Secretär des Regierungsstatthalters wurde. Nach dem Einfall des französischen Revolutionsheeres in die Schweiz ging er, um in Ruhe Philosophie und Medicin zu studiren, nach Deutschland und hörte von 1800 an in Jena Vorlesungen bei Schelling, dessen naturphilosophische Ideen er mit Enthusiasmus in sich aufnahm. Nachdem er in Göttingen den Doctortitel erworben und sich kurze Zeit in Wien aufgehalten hatte, ließ er sich 1805 in Luzern als praktischer Arzt nieder, während er zugleich eine rege wissenschaftliche Schriftstellerthätigkeit entfaltete. Seine „Ideen zur Grundlage der Nosologie und Therapie", die Schelling's lebhaften Beifall fanden, erschienen 1803; seine „Versuche in der organischen Physik" 1804; der „Grundriß einer Theorie der Medicin" folgte 1805; die „Elemente der Biosophie" 1807. Nach größeren Reisen lebte T. in seiner Geburtsstadt Münster und verfaßte seine „Blicke in das Wesen des Menschen" (Aarau 1811), worin er sich von der Schelling'schen Naturphilosophie abwendete, um von nun an, auf eigenen speculativen Pfaden wandelnd, die Anthropologie als Mittelpunkt und Fundament aller Welterkenntniß hinzustellen. Im Jahre 1815 vertrat er als Abgesandter der Schweiz auf dem Wiener Congreß die Interessen der Demokratie, lebte dann, mit der Herausgabe des „Schweizerischen Museums" und eines „Archivs für Medicin und Chirurgie" beschäftigt, in Aarau und Münster, und erhielt 1820 eine Professur für Geschichte und Philosophie an dem Lyceum in Luzern. Aus diesem Lehramt wurde er jedoch von der jesuitischen Partei, mit der er zeitlebens auf Kriegsfuß gestanden hat, sehr bald wieder verdrängt, und zwar im Hinblick auf seine Schrift „Fürst und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre" (Aarau 1821). Nun verließ er seinen Heimathskanton für immer und wendete sich nach Aarau, wo er als praktischer Arzt wirkte, ein eigenes Erziehungsinstitut begründete und wiederum zwei größere philosophische Werke ausarbeitete: „Naturlehre des menschlichen Erkennens oder Metaphysik" (Aarau 1828) und „Logik, Wissenschaft des Denkens und Kritik aller Erkenntniß" (3 Bde., Stuttgart 1829—30). Im Jahre 1830 wurde er als Professor der Philosophie an die Universität Basel berufen. Schon im folgenden Jahre aus politischen Gründen seiner Stelle entsetzt, erhielt er endlich 1834 an der neubegründeten Universität in Bern eine ordentliche Professur, die er bis 1850 verwaltet hat. An größeren Schriften veröffentlichte T. noch „Vorlesungen über Philosophie" (Bern 1835) und „Der Atheismus in der Politik des Zeitalters und der Weg zum Heil" (Bern 1850). Seine letzten Lebensjahre brachte er auf seinem Landgut bei Aarau zu, wo er am 6. März 1866 starb. — Was den metaphysischen Standpunkt anbetrifft, den der vielseitige, als Arzt, Politiker, Pädagoge und Philosoph thätige Mann nach seiner Abwendung von Schelling einnahm, so schloß er sich mehr an F. H. Jacobi an, erblickte, wie schon oben bemerkt, in der Anthropologie oder „Anthroposophie" die philosophische Fundamentalwissenschaft und hat, nicht ohne eine gewisse weitschweifige Ruhmredigkeit, den Versuch gemacht, aus der Natur des menschlichen Geistes, der eigentlich nichts Anderes als sich selbst wahrnehme und erkenne, alles menschliche Wissen, aber auch die religiösen Glaubensvorstellungen, abzuleiten.

O. Liebmann.

Trübel: Ritter Eckhart zum T. (Drübel, Dreubel, Treybel), volksthümlicher Laienschriftsteller der Reformationszeit, Verfasser mehrerer religiös-gemüthvoller Tractate über die Gebrechen des geistlichen und weltlichen Standes und ihre Besserung. — Aus altpatricischem Straßburger Geschlechte stammend, von Kindheit auf für die kriegerische Laufbahn bestimmt, hatte Eckhart in jungen Jahren 'Kaisern, Königen und Fürsten' gedient, 'in Dürkey, Walachey, Reussen, Podol und andern Ländern große Fährlichkeit vil weg erlitten', aber auch kostbare Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt. Heimgekehrt begründete er um die Wende des Jahrhunderts mit einem Fräulein v. Büttenheim zunächst in Straßburg, dann auf seinem benachbarten Burgsitz Hindesheim (Kr. Erstein) seinen eigenen Hausstand. Ein guter Hausvater und gläubiger Christ widmete er sich mit allem Fleiß der Erziehung seiner fünf Söhne und zwei Töchter, nahm aber auch an den Fragen des bürgerlichen und kirchlichen Lebens thatkräftigen Antheil. Wie er dem mannichfachen socialen Elend in seiner Umgebung zu steuern suchte, so wurde er nicht weniger durch die Unwissenheit und sittliche Verwahrlosung des Landvolkes bewegt, und schon jetzt ging ihm die Erkenntniß auf, daß auch die Kirche an schweren Gebrechen kranke und für das Elend der Laienschaft mitverantwortlich gemacht werden müsse. Mit Jubel wurde daher von ihm die im J. 1521 in Straßburg anhebende evangelische Bewegung als der Anfang einer neuen Zeit begrüßt. Eine kraftvolle, überzeugungstreue Persönlichkeit erhebt er, wie seine Standesgenossen Ulrich v. Hutten und Hartmut v. Kronberg, als ein 'Laie' seine Stimme; es ist der Trieb zur Wahrheit, der ihn reden heißt, und ohne Menschenfurcht will er reden, obschon er weiß, daß in der Christenheit die Wahrheit nur mit 'Leibesnoth' verkündet werden darf. Mit scharfem Spott zieht er gegen das leichtfertige Leben der Geistlichkeit, vor allem gegen ihren Geiz und ihre unersättliche Habsucht los. Bei Türken und Heiden habe er solche Habgier nicht gefunden wie bei den Dienern der Kirche Christi, die sich die weltverachtende nenne. Für Geld sei der Priesterschaft alles feil: der Himmel und die Sacramente, die Heiligen, ja die Mutter Gottes selbst würden für den 'Pfenning' ausgeboten; 'vnd also Gott vnnser Herr vnder der banck lygt vnnd der pfenning darauff'. Hieraus erwachse der Kirche Christi ein doppelter Schaden: der Gläubige versündige sich an Gott, indem er sein ganzes Vertrauen auf den 'Pfenning' setze; der Priester, indem er mit seinen Gedanken nicht bei der heiligen Handlung, sondern bei dem erhofften Gewinne weile, 'er vergißt Gottes, lugt nur nach dem Gelde, wie die Katze nach der Maus' u. s. w. — Wie kann es bei solchem priesterlichen Vorbilde um die Laienschaft besser stehen! Auch hier führen Selbstsucht und Lieblosigkeit aller Orten das Regiment: Hartherzigkeit und Genußsucht bei den Reichen, Zuchtlosigkeit, Faulheit und Untreue bei Arbeitern, Handwerkern und Dienern! — In dogmatischer Hinsicht ist Eckhart durchaus unbefangen, sein Standpunkt ist schlechtweg ein biblischer. Luther 'hatt vil luther gemacht, daz lange zeyt trieb ist gewesen'; er möchte d e n sehen, der Luther 'mit dem geystlichen schwert der göttlichen geschrifft' überwinden wolle, aber darum schwört er doch ebenso wenig auf Luther als auf das Wort der Straßburger Prädicanten. Seine Kraft ruht auf seiner eigenen, persönlichen Ueberzeugung: 'Liebe Gott und Deinen Nächsten', das ist das Hauptstück seines Evangeliums. So sind es auch nicht etwa gewisse theologische Probleme, wie sie sein bibelfester Freund, der Straßburger Ritter Matthias Wurm v. Geudersheim, zu erörtern liebte, die bei Eckhart zur Behandlung kommen, es sind lediglich Fragen des praktischen Christenthums, die sein Laieninteresse erregen; er 'tastet die Sakrament nit an', heilige Gewissenssache ist es ihm aber, für sein Theil der 'vilfäldigen Vnordnung', die in der Kirche Christi eingerissen, steuern zu helfen. 'Was geht mich Eckhart diser handel

an, ich bin ein ley, also spricht die welt, Ich han doch zue gesagt zu rugen vnd feyrobendt zu machen. Ich wolt gern still stan, es wil herfür, muoß herfür, die welt vnd jr wesen treibt mich darzu, Gott weyß, der sey mein zeüg. Amen'. So war der einfache, biedere elsässische Landedelmann, der Prediger der Menschenliebe und Duldung, der Mahner zur sittlichen Besserung, in Wahrheit der 'getreue' Eckhart seines Volkes. Seine von volksthümlichem Humor durchwehten Schriften, namentlich das seinen Kindern gewidmete Büchlein vom Jahre 1528 ('Ein vetterlich gedrungen gute zucht, leer'. . .), sind eine Fundgrube praktisch=religiöser Lebensweisheit. — Die Selbständigkeit seiner Ueberzeugung, seine zeitweilige Hinneigung zum Schwenkfeldianismus, der Freimuth, mit welchem er das officielle Kirchenthum kritisirte, brachten ihm mancherlei Anfechtungen. Er zog sich bald aus dem öffentlichen Leben zurück und ist wol anfangs der vierziger Jahre auf seinem Schlosse Hindesheim verstorben. Seine letzte Schrift (vgl. u. Nr. 7), ein begeisterungsvoller Erguß eines gottinnigen Gemüths, eine Aufforderung zum Lobe Gottes, ist datirt von seiner 'irdischen wonung vnd Schloß Hündeßheym, den dritten Tag Nouembris 1538'. — Seine heute sehr selten gewordenen Schriften sind: 1) „Eyn demüetige ermanung an Ein gantze gemaine Christenheit. Von Eckhart zum Trübel" (Straßburg, Martin Flach o. J., 1522 oder 1523); 2) „Eyn christelich lob vnd vermanung an die hochberümpte Christeliche statt Straßburg, von wegen des heyligen worts gottes, das sye (wie sye angefangen) stanndthafftig darbey beleybe. Durch Eckhart zum Treybel zu einem Meßkrom. Im xxiiij jar beschriben. Da gloriam Deo. Jo. ip." (Wappen des Vf. in Einrahmung, o. O.); 3) „Da gloriam Deo. Von dem eynigen Gott. Von dem Sun Gottes. Vom freudenreichen Trost aller Christlichen Ritter vnd Martyrer etc. Allein Gott zu Ehren durch mich Eckharten zum Drůbel von Hyndeßheym, Straßburger gebiet. MDXXIV. 29. Augst" (o. O.); 4) „Eyn vetterliche getrungenn gute Zucht leere vnd bericht christlich zu leben vnd zu sterben" (o. O., 1528); 5) „Ein Christlich bryederlich, treüwlich warnung vor auffrur vnd trostlich bestendig bey dem Euangelio zu beharren, an ein gemain layschaft sampt vnd sunder. Durch Eckhart zum Drůbel. Da gloriam Deo" (1525); 6) Anzeige, bericht vnd antwort auff disen Inhalt gegen aller meniglich, da es Not vnd erfordert. Durch mich Eckardt zum Drůbel vßgangen, mir vnd allen zu gut vnd vonnöthen beschehen. Da gloriam Deo" (dd. Hindesheim vff den ersten Tag Maii 1538); 7) „Bericht vnd anzeyge zu lob vnd eeren vnd preiß Gottes, aller menschen vnnd Creaturen, durch mich Eckhart zum Drübell, Ewer armer diener. Getruckt zu Straßburg, bey Jacob Frölich, im Jar, M.D.XXXIX."

Vgl. T. W. Röhrich, Gesch. d. Ref. im Elsaß I, 142, 212; II, 255. Straßburg 1832. — Derselbe, Mittheilungen aus der Gesch. d. evangel. Kirche des Elsasses III, 19 ff. Straßburg 1855. G. Knod.

Truber: Primus T., Reformator in Krain, Begründer der slovenischen Schriftsprache und Litteratur. — Pr. T. ward 1508 in Raschiza bei Auersperg, drei Meilen von Laibach in Krain, geboren, ein Sohn des Zimmermanns Michael T. daselbst, ein Unterthan und Erbhold der Freiherren (später Grafen und Fürsten) von Auersperg. Sein Vater ließ ihn als 13jährigen Knaben (1521) die Schule in Fiume besuchen, später diejenigen in Salzburg und Wien, allein der junge Primus war so arm, daß er sich vielfach sein Brot als Currentschüler ersingen, als „Partekenhengst" erbetteln mußte und dabei nicht im Stande war, an der Universität zu studiren, noch die Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprache sich anzueignen. Der treffliche, dem österreichischen Humanistenkreise angehörige Bischof von Triest und Wien, Peter Bonomo, welcher damals (1523) in Wien lebte, mag an dem frommen Gesange und der schönen Stimme des

armen Knaben Wohlgefallen gefunden haben, denn er nahm ihn (1525) als Discantisten in seine Cantorei zu Triest auf und blieb ihm auch zeitlebens ein wohlwollender Beschützer und Wohlthäter. Schon 1529 verschaffte er dem jungen Manne die Caplanei bei St. Maximilian zu Cilli in Steiermark. Als aber hier in der Nähe in Untersteier und Unterkrain an der Save der Aberglaube des Landvolkes durch angebliche Visionen einiger übelberüchtigten Weiber aufgestachelt und durch den Eigennutz einiger Priester ausgebeutet wurde, konnte der junge Priester, obgleich noch in der römisch-katholischen Kirche stehend und an der Messe u. s. w. festhaltend, sich nicht enthalten, in dieser Gegend in öffentlichen Predigten das Volk zur rechten Buße und zur Erkenntniß des alleinigen Heilandes Jesu Christi mit deutlichen Zeugnissen der h. Schrift und nach Anleitung des christlichen Katechismus hinzuweisen. Nun hatte sich damals in Krain schon seit einigen Jahren unter den Gebildeten des Bürgerstandes und der Geistlichkeit, namentlich der Domgeistlichkeit in Laibach, eine der Reformation zuneigende Stimmung verbreitet, und so kam es, daß T. durch den Ruf seiner Predigten nach Laibach geführt wurde und hier, in seiner Richtung bestärkt, in gleichem Sinne im Dome zu predigen fortfuhr (1531). Da er aber hier gegen die Ehelosigkeit der Geistlichen und die Austheilung des Abendmahls unter Einer Gestalt seine Stimme erhob, verbot ihm der Bischof die Predigten im Dom. Die Bürgerschaft öffnete ihm dafür die unter städtischem Patronat stehende Spitalkirche der hl. Elisabeth, wo sich ihm (1536) der Domherr Paul Wiener (später der erste evangelische Bischof Siebenbürgens) als Prediger des Evangeliums anschloß. Im J. 1540 hatte T. neben seiner Caplanei in Cilli noch die Pfarrei St. Helena zu Lack (bei Ratschach) in Untersteier erhalten. Dies gab seinen Gegnern, die natürlich inzwischen auch nicht unthätig gewesen waren, eine gute Gelegenheit, ihn aus Laibach zu entfernen und zu erwirken, daß er sich auf seine Pfarrei in Lack zurückziehen mußte. Damit waren aber weder die Laibacher Bürger, noch T. selbst ganz zufrieden. Jene beschwerten sich (1541) beim (evangelisch gesinnten) Generalvicar Leonh. Mertlitz über die Abstellung der windischen (slovenischen) Predigten im Dom, wo nur noch deutsch und italienisch gepredigt werde, und baten, in der Spitalkirche windisch predigen zu lassen. T. aber hielt sich (1541) längere Zeit in Triest (bei Bischof Bonomo) auf, und erhielt bald darauf (Ende 1541 oder Anfang 1542) statt der Pfarrei Lack die ihm angenehmere, an seine Cillier Caplanei angrenzende Pfarrei St. Martin zu Tüffer in Untersteier. Doch auch das dauerte nicht lange; Truber's Freunde in Laibach hatten inzwischen wieder die Oberhand erhalten, und noch 1542 ward T. Domherr in Laibach, die Cillier Caplanei daneben beibehaltend. Schon 1543 predigte er wieder in windischer Sprache im Dom, und 1544 übertrug der neue Bischof von Laibach Urban Textor selbst ihm und dem Domherrn Paul Wiener die windischen und deutschen Predigten daselbst. Im J. 1546 ward ihm die unter dem Patronate des Laibacher Domcapitels stehende Pfarrei zu St. Bartholomäimfeld in Unterkrain verliehen, welcher Ort noch heute bisweilen im Munde des Volkes „luteranska vas“ (d. i. lutherisches Dorf) genannt wird. Bischof Urban Textor, der mit Ignaz v. Loyola und dessen Begleiter Claudius Jajus in vertrauter Verbindung und Briefwechsel stand, und als Hofprediger, Beichtvater und Almosenier des Kaisers Ferdinand (I.) am kaiserlichen Hofe in Wien lebte, erfuhr (1546—47), daß er sich in T. und Wiener gewaltig geirrt, daß beide Männer insgeheim das Abendmahl unter beider Gestalt austheilten, und daß Wiener sogar nach dem Tode seiner ersten Gattin sich zum zweiten Male verheirathet habe. Kaiser Ferdinand hatte 1541 der Geistlichkeit der Diöcese Laibach das Privileg ertheilt, nur von der geistlichen Obrigkeit gerichtet werden zu können (was vermuthlich T. von Lack nach

Triest geführt hatte), jetzt bediente sich der Bischof desselben, als der Kaiser nach Beendigung des schmalkaldischen Krieges im August 1547 von Wien zum Reichstage nach Augsburg abgereist war, um die Häupter der evangelischen Richtung in Laibach gefänglich einziehen zu lassen', von Geistlichen die Domherren Leonh. Mertlitz, Georg Dragolitz (der seine Haushälterin geheirathet hatte), Paul Wiener, Prim. T., von Weltlichen Math. Klombner (einen höheren Beamten der Landschaft, dann des Vicedomamts), Martin Pregl (später Stadtrichter und Bürgermeister von Laibach) und den angesehenen Kaufmann Adam Concili (aus Istrien stammend). Die Weltlichen, als der geistlichen Jurisdiction nicht unterworfen, wurden von der Verfolgung offenbar nicht weiter berührt, der alte Dompropst Dr. Leonh. Mertlitz ward seiner Pfründen beraubt und excommunicirt, der Generalvicar Georg Dragolitz und Paul Wiener wurden auf das Schloß Laibach gefangen gesetzt, von wo der letztere zu weiterer Untersuchung nach Wien geführt und dort im folgenden Jahre (1548) zur Auswanderung nach Siebenbürgen begnadigt wurde. T. hätte ohne Zweifel ein gleiches Schicksal getroffen, wenn er nicht gerade von Laibach abwesend und in seiner Pfarrei St. Bartholomäimfeld in Unterkrain, unfern der kroatischen Grenze, gewesen wäre. Von den Freunden rechtzeitig gewarnt, entzog er sich der Verfolgung, indem er sich (wol durch Kroatien nach Fiume und Triest) an sichere Orte begab. Sein Haus in Laibach jedoch wurde mit Gewalt erbrochen, er selbst ward vom Bischof seiner Pfründen, Güter und Bücher (im Werthe von mehr als 400 fl.) beraubt, obschon ohne erhaltene Vorladung und unverhört. T. scheint sich in dieser Zeit zum Theil in Triest als windischer Prediger, zum Theil auf einem der Adelsschlösser am Karst (in Krain) aufgehalten zu haben, in der trügerischen Hoffnung sich wiegend, daß es ihm möglich sein werde, in seine frühere kirchliche Stellung zurückzukehren. Allein die Fürbitten der krainischen Landstände in dieser Beziehung hatten nicht den gewünschten Erfolg, und als die letzte Hoffnung geschwunden war, begab er sich auf den Rath guter, evangelisch gesinnter Freunde außer Landes. Nicht ohne große Gefahr ging er flüchtend (wol durch Oberkrain, dann) durch Kärnten nach Tirol, bis an dessen Grenze von Häschern verfolgt, von den Edelleuten auf ihren Schlössern aufgenommen und geschützt, und auch in Tirol noch nicht außer Gefahr, nach Oberdeutschland, denn in den österreichischen Ländern konnte für ihn, der als auf Vorladung Nichterschienener in des Landesfürsten Bann und Acht gekommen war, zunächst keines Bleibens sein. Er kam glücklich nach Nürnberg (1548), wo er von dem bekannten reformatorischen Prediger Veit Dietrich freundlich aufgenommen wurde. Hier ward T. (wie er selbst bekannte) erst ein rechter evangelischer Christ und in Lehre und Glauben recht gestärkt. Noch im selben Jahre (1548) verschaffte ihm Veit Dietrich die Stelle eines Frühpredigers in Rothenburg an der Tauber, wo die Reformation 1544 durch Thom. Venatorius eingeführt worden war. Damals (1544) hatte dazu Leonh. Kettner von Hersbruck dem Rathe in einem gedruckten Gedichte (in deutscher und lateinischer Sprache) Glück gewünscht, in welchem es gegen Ende (deutsch) also heißt: „Glertt, Christlich Prediger nimm on, — Den selben recht, vnd ehrlich lon. — Mer Glerter leut soltu auch haben, — Die recht leeren die jungen knaben. — Das nicht verschlossen wer vor dir, — Die jetz off steht, des himels thür". — Als nun T. hier sich niederließ, seine Gattin Barbara N. heimführte und ihm sein erster Sohn (Primus) geboren wurde, ahnte Niemand, in wie weitem Sinne durch ihn die rechte Lehre ausgebreitet und des Himmels Thüre Vielen aufgethan werden würde. Aber bei aller unerwartet glücklichen Gestaltung seiner Lebensverhältnisse konnte T. seines Vaterlandes, aus dem er vertrieben war, und seiner windischen Landsleute nicht vergessen, und von dem Wunsche beseelt, auch

diesen Gutes thun zu können, beschäftigte er sich damit, deren (slovenische oder windische) bis dahin noch nicht in Buchstaben fixirte Landessprache in Schrift (natürlich zunächst mit deutschen Lettern) darzustellen, was ihm nach mancherlei nicht leichten Bemühungen endlich (1549) gelang. Im J. 1550 wurden seine ersten beiden Schriften, die ersten in slovenischer Sprache, ein Katechismus und ein ABCdarium nebst kleinem Katechismus in Tübingen unter erfundenen Namen mit deutschen Lettern gedruckt. Diesen Büchern folgten später (1555—1582) viele andere Katechismen, Gesangbücher, Postillen, der Psalter, das Neue Testament u. a., und nach seinem Tode noch die von ihm hinterlassene Uebersetzung von Luther's Hauspostille (1595), im ganzen 25 slovenische Druckwerke, welche er theils in geschäftlicher Verbindung mit P. P. Vergerius (1555—1557), der sich auch in diese Unternehmung einzudrängen versuchte, theils mit dem Freiherrn Hans Ungnad (1560—1564), der in Urach (Württemberg) eine Bibelanstalt begründet hatte, in welcher die meisten Werke Truber's, namentlich das Neue Testament, in krobatischer Uebersetzung mit glagolitischen, cyrillischen und lateinischen Lettern gedruckt wurden. — Im J. 1552 war T. Pfarrer von St. Mang in Kempten geworden, dessen bisherige Prediger wegen Nichtbeachtung des Interims von einer kaiserlichen Commission 1551 abgesetzt und aus Kempten verwiesen worden waren. Nach Aufhebung des Interims durch den Passauer Vertrag 1552 kehrte die Kemptener Kirche zu ihrer früheren Ordnung zurück, und T., unterstützt von zwei Adjuncten, konnte ungefährdet und ruhig seines Amtes hier walten. Inzwischen war in Krain die evangelische Bewegung immer weiter vorgeschritten und das Verhalten des katholischen Clerus gegen dieselbe immer unleidlicher geworden. Dies bewog die krainischen Landstände, deren weltliche Mitglieder nun schon fast sämmtlich der evangelischen Kirche angehörten, zur Ordnung und Leitung derselben den ausgewanderten Begründer derselben, Primus T., als Landschaftsprediger nach Krain zurückzuberufen. Nur schwer trennte sich dieser von seiner Gemeinde in Kempten und von seiner litterarischen Thätigkeit in Urach, wohin er gerade in Urlaub übersiedelt war und wo er sogar 1561 vom Herzog von Württemberg die Stelle als Pfarrer in Urach angenommen hatte. Allein sein Herz hing am Vaterlande und er war von Anfang an bei sich selbst entschlossen, dem Rufe zu folgen, was immer auch sein Schicksal in Laibach sein werde. Da die krainische Landschaft drängte, reiste er am 9. Juni 1561, vorläufig auf einige Zeit, nach Krain, und traf unter festlicher Einholung und großem Jubel der evangelischen Bevölkerung in Laibach ein, wo er am 29. Juni 1561 zuerst wieder in der Spitalkirche deutsch und windisch predigte. Sofort schritt er an die Einrichtung und Ordnung der evangelischen Gemeinden des Landes zu einer evangelischen Landeskirche; aus dem „Reformator" war ein „Instaurator" der Kirche geworden, der er fortan als „Pastor" (Oberhirt, Superintendent, Bischof) vorstand. Im September desselben Jahres (1561) reiste T. nach Urach zurück (seine Stelle in Kempten hatte er bereits im Juni aufgegeben), um seine dortigen Geschäfte abzuwickeln, und übersiedelte dann im Juni 1562 mit seiner Familie gänzlich nach Laibach. Allein auf Betreiben des hiesigen Bischofs trafen bald kaiserliche Befehle (vom 12. August 1562) ein, T. und andere evangelische Geistliche, auch Math. Klombnern, gefänglich einzuziehen. Infolge wirksamer Verwendung der Landstände ward dieser Befehl dahin abgeändert, daß T. vom Bischof verhört werden solle. Dies geschah (Decbr. 1562), allein gleichzeitig mit dem Berichte des Bischofs darüber, ging ein Bericht der Landstände über den Bischof und seine und anderer Domgeistlichen Unsittlichkeit an den Kaiser. Infolge davon war weder von Truber's früherer (mit Außerachtlassung der Rechtsvorschriften erfolgten) Aechtung, noch von der eingeleiteten Untersuchung gegen ihn hinfort die Rede, vielmehr ward eine solche gegen den Bischof ange-

strengt, der jedoch die weiteren Folgen derselben abzuwenden wußte. Bei seiner oberhirtlichen Thätigkeit fühlte nun T. sehr bald das Bedürfniß einer slovenischen Kirchenordnung, welche er deshalb aus der württembergischen, nürnbergischen und mecklenburgischen zusammenstellte und in Tübingen drucken ließ. Dies Unternehmen zog ihm aber nicht allein in Württemberg durch den übereifrigen Kanzler Jak. Andreä eine Verdächtigung seiner lutherischen Rechtgläubigkeit zu, die er nur mit Mühe beseitigte, sondern es ward auch die Veranlassung seiner wiederholten und nun gänzlichen Verbannung aus Krain. Erzherzog Karl, Sohn Kaiser Ferdinand's, welcher 1564 die Regierung der inneröſterreichischen Länder übernommen hatte, erklärte auf Betreiben der Gegner Truber's die beabsichtigte Einführung dieser neuen Kirchenordnung für einen Eingriff in seine Hoheitsrechte, verbot dieselbe und verbannte ihren Urheber, T., für immer aus Krain. Mit Ende Juli 1565 verließ dieser seine Heimath abermals, die er nur noch einmal bei einem kurzen Besuche 1567 wiedersah. Er hinterließ derselben scheidend seine Büchersammlung, wodurch er die erste öffentliche Bibliothek (mit Ausleihen der Bücher gegen schriftliche Bestätigung) in Krain gründete. Er begab sich mit den Seinigen nach Württemberg, wo er zuerst (1565) Pfarrer in Laufen am Neckar, 1566 in Derendingen bei Tübingen wurde. Hier lebte er in einem eigenen von ihm selbst erbauten Hause bis an sein Lebensende, unermüdet thätig als Prediger und Seelsorger wie als Schriftsteller für seine slovenischen Landsleute. So nahete ihm das Greisenalter. Ehrwürdig war es, den viel erprobten Greis mit der hohen, festen Stirn, den spärlichen Locken ums Haupt, den klaren, klugen Augen, der edel geformten Nase, dem langen, vollen, weißen Barte zu sehen inmitten der Seinigen, gepflegt von der treuen Gattin, umgeben von der Sorgfalt und den Liebkosungen seiner Kinder (zweier Söhne und dreier Töchter) und einer Enkelin. Geliebt und verehrt von Allen, die ihn kannten, war er nicht nur ein treuer Familienvater und ein milder Wohlthäter der Armen, sondern auch ein gesuchter Rathgeber und ein väterlicher Freund der Jugend, besonders der krainischen Jünglinge, die in Tübingen studirten, auch ein beständiger Helfer und Beschützer solcher, welche gleich ihm um ihres evangelischen Glaubens willen ihre Heimath hatten verlassen müssen. Zu ihrer Unterstützung verwendete er hauptsächlich den Jahrgehalt, welchen die krainischen Stände ihm bis an sein Ende auszahlen ließen. Da seine Körperkräfte immer mehr schwanden, verordnete ihm der Herzog von Württemberg 1582 zwei Diakone aus dem fürstlichen Stifte in Tübingen; aber seines Geistes Kräfte waren noch immer thätig. Als 78jähriger Greis dictirte er noch auf seinem letzten Krankenlager einem Schreiber das Ende der krainischen Uebersetzung von Luther's Hauspostille. Am Tage vor seinem Tode erließ er allen Armen, an die seine Erben hätten Anspruch machen können, ihre Schulden. Dann verharrte er bis zum letzten Augenblicke in Gebet und Anhörung vorgelesener Stellen der heiligen Schrift. Und als ein anwesender Prediger auf sein letztes Seufzen Amen gesagt, ist er still und sanft in dem Herrn entschlafen, am 29. Juni 1586.

Jak. Andreä, Leichpredigt Pr. Truber's, Tüb. 1586. — Valvasor, Die Ehre Krains, 4 Bde., 1689. — Chr. Frdr. Schnurrer, Slavischer Bücherdruck in Württemberg im 16. Jahrh., Tüb. 1799 (daraus in Adami vitae german. theologorum, in Dobrowsky's Slavin, und in Safařik's Geschichte der südslawischen Litteratur). — Kopitar, Grammatik der slav. Sprache in Krain, Laibach 1808. — Mittheilungen des histor. Vereins in Krain, Laib. 1846—68 (verschiedene Aufsätze). — Rob. Prutz, Deutsches Museum, 1857, Nr. 33 (V. F. Klun, Primus Truber — unbrauchbar). — H. C. W. Sillem, Primus Truber, Erlangen 1861 (unbrauchbar). — Th. Elze, Die Super-

intendenten der evang. Kirche in Krain während des 16. Jahrh., Wien 1863. — Herzog's Real-Encyklopädie für Theol. u. Kirche, Suppl. III, 1866 (Truber, Primus, und die Reformat. in Krain, von Th. Elze; derselbe Aufsatz in der 2. Ausgabe etwas verändert). — J. Kostrenčić, Urkundliche Beiträge zur Geschichte der prot. Literatur der Südslaven von 1559—65, Wien 1874. — Aug. Dimitz, Geschichte Krains, 4 Bde., Laib. 1874—76. — Kausler u. Schott, Briefwechsel zw. Christoph, Herz. v. Württemberg u. P. P. Vergerius, Stuttg. (Litter. Verein) 1875. — Th. Elze, Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain, Tüb. 1877. — Jahrbuch der Gesellsch. f. d. Gesch. des Protestantismus in Oesterreich, Wien u. Leipz. seit 1880 [darin Th. Elze, Paul Wiener (1882); Ders., Die sloven. prot. Gesangbücher (1884); Ders., Die sloven. prot. Katechismen; Die sloven. prot. Postillen des 16. Jahrh. (1893)]. Th. Elze.

Trübner: Nicolaus T., genauer Johann Nicolaus, ein deutscher Buchhändler in London, von dem es kaum zu viel gesagt war, wenn in einem seiner Nekrologe ihm nachgerühmt wurde, er habe die goldenen Tage der Aldus und Elzevier wieder heraufgeführt. So groß war der Umfang seines Geschäftes, so bedeutungsvoll seine Thätigkeit für die Entwickelung bestimmter Wissenschaften, so hervorragend auch seine persönliche Stellung im Kreise der Gelehrten. Geboren ist T. zu Heidelberg, nach dem Taufbuch der dortigen lutherischen Gemeinde am 12. (nicht 16., auch nicht 17.) Juni 1817. Sein Vater, der Gold- und Silberschmidt Karl Albrecht T., ließ ihn zwar das Gymnasium besuchen; aber ihn seiner Neigung entsprechend studiren zu lassen, wollte ersterem zu theuer sein. So wurde er denn für den Buchhandel bestimmt, für dessen Erlernung sich an Ort und Stelle, in dem bekannten Geschäfte von J. C. B. Mohr, die beste Gelegenheit bot. Hier trat T. im Winter 1831/32 als Lehrling ein, um später bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen (1838), bei Hoffmann & Campe in Hamburg (1841) und bei Wilmans in Frankfurt a. M. (1842) Gehilfenstelle zu versehen. In letzterem Hause lernte ihn W. Longman, der Senior des großen Londoner Verlagshauses gleichen Namens kennen, der ihm eine Stellung in seinem Geschäfte anbot und so die Veranlassung wurde, daß T. nach London kam. Mit 30 Schillingen in der Tasche, seinem ganzen Vermögen, betrat dieser 1843 den Boden, auf dem er der Gründer eines weltumspannenden Geschäftes werden sollte. Wenig versprechend waren die Anfänge desselben. Denn als der junge Mann im Herbst 1851 bei Longman austrat, um sich selbständig zu machen, sah er sich genöthigt, hierfür die Unterstützung einiger Heidelberger Freunde und Verwandten zu suchen und dazu noch eine Verbindung mit dem Buchhändler Thomas Delf einzugehen, die zunächst verhängnißvoll werden sollte. Das Geschäft hatte keinen Erfolg und die sauer erworbenen Ersparnisse sowie die Unterstützung aus Heidelberg gingen verloren. T. suchte daher nach kurzer Zeit einen andern Gesellschafter, den er in David Nutt fand und diese Verbindung dauerte, unter der fortan bleibenden Firma Trübner & Co. bis zu Nutt's Tod 1863, worauf T. 1866 den Antheil desselben von dessen Erben kaufte. Erst nach dieser Zeit, 1873, baute er sein großes Geschäftshaus in Ludgate Hill, vorher war er in Paternoster Row gewesen. Unglücklich hatte sich, wie gesagt, die Verbindung mit Delf erwiesen und doch bildete sie, genauer besehen, die erste Etappe zu Trübner's großartigen Erfolgen. Durch Delf, der die Vertretung eines namhaften amerikanischen Verlagshauses hatte, wurde sein Auge auf die außereuropäischen Länder gerichtet und mit weitem, praktischem Blick erkannte er bald, welche Bedeutung Englands Weltstellung für den Buchhandel gewinnen konnte, wenn man sie auszunützen verstand. Und er, der Fremdling, war der Erste, der es verstand. Dank seiner

seltenen Thatkraft gelang es ihm, vor allem den Ein- und Ausfuhrhandel mit Nordamerika in kräftigen Fluß zu bringen und zu einem großen Theil durch seine Hand zu leiten. Zweierlei war es, was ihm dabei wesentlich zu statten kam. Indem er seine ganze Aufmerksamkeit dem amerikanischen Buchhandel zuwandte, kam er dazu, das erste Verzeichniß der in den Vereinigten Staaten im laufenden Jahrhundert veröffentlichten Werke zu verfassen; dasselbe ist unter dem Titel Bibliographical guide to american literature 1855 in erster und — in großer Vollständigkeit — 1859 in zweiter Auflage erschienen und das Vorbild für alle späteren Unternehmungen dieser Art geworden. Damit war T. mit einmal beim amerikanischen Buchhandel aufs allerbeste eingeführt und wie er nun nach dem ersten Erscheinen des Buches im Sommer 1855 (nicht schon 1852) noch den weiteren Schritt that und selbst einen mehrmonatlichen Besuch in Nordamerika machte, war es ihm ein Leichtes, überall die werthvollsten Verbindungen anzuknüpfen. Eine Frucht dieser Reise war auch die Herausgabe der Schrift: The literature of american aboriginal languages von Dr. H. E. Ludewig in New-York, die T. nach des Verfassers Tod 1857 mit einer Lebensskizze desselben herausgab. Nun aber wandte der unternehmende Mann seinen Blick vom Westen nach dem fernen Osten, von dessen Litteratur bis dahin nur Weniges nach Europa gekommen war. Und nach dieser Richtung wurde er recht eigentlich der Schöpfer und Vermittler eines geregelten buchhändlerischen Verkehrs. Mit der zähen Willenskraft, die ihm eigen war, überwandt er die größten Schwierigkeiten und bald hatte er in allen bedeutenden Städten des Orients, in Bombay und Calcutta, in Colombo und Bangkok, in Peking und Shangai, in Yokahama, in Teheran und vielen andern seine Vertreter. Ja selbst über Australien, Südamerika, Süd-, Ost- und Nordafrika dehnte er mit der Zeit das Netz seiner Verbindungen aus, so daß dasselbe schließlich so ziemlich die ganze außereuropäische Welt umspannte. Um aber das Erreichte möglichst fruchtbar zu machen, gründete er 1865 mit dem Titel: Trübner's American (sp. auch European) and Oriental Literary Record eine Zeitschrift, welche die gelehrte Welt mit den neuesten litterarischen Erscheinungen der überseeischen Länder und mit den die letzteren betreffenden Schriften bekannt machte, daneben aber auch kürzere und längere Mittheilungen aus jenen Ländern enthielt und einschlägige Fragen erörterte. Dieselbe wurde bald jedem, dessen Studien auf den betreffenden Gebieten lagen, zum unentbehrlichen Hilfsmittel und hat, wie Sayce sagt, für den Fortschritt der orientalischen Wissenschaften eine Bedeutung gewonnen, die kaum überschätzt werden kann. — Von wesentlichem Werth war es schon für die bisher geschilderten Unternehmungen, daß T. der betreffenden Litteratur nicht fremd gegenüber stand; denn er hatte noch als erwachsener Mann Sanskrit unter Goldstücker und Hebräisch unter Benisch gelernt und mit dem Schriftthum des Orients sich aufs genaueste bekannt gemacht, so daß der eben angeführte Gewährsmann, Sayce, ihm das Zeugniß gibt, er sei mehr als nur ein Buchhändler mit orientalischem Lager, er sei vielmehr selbst Orientalist gewesen. Das aber kam ihm noch ganz besonders in einem Zweige seines Geschäftes zu statten, der ihn in der Folge fast ausschließlich in Anspruch nahm, während er die Leitung des eigentlichen Bücherhandels den einzelnen Abtheilungsvorständen überließ; wir meinen den Verlag. Auf den Orient bezügliche Werke nehmen darin naturgemäß einen breiten Raum ein — ca. 700 Veröffentlichungen dieser Art zählt sein letzter Verlagskatalog auf — und deutsche, italienische, französische, englische, indische und japanische Gelehrte sind dabei vertreten. An einzelnem soll hier nur die von ihm 1878 begründete Oriental Series hervorgehoben werden, eine Sammlung von Werken zur orientalischen Philologie (Texte, Uebersetzungen u. s. w.), sowie zur Geschichte

und Geographie, zur Litteratur- und Religionsgeschichte des Orients, von der allein bis zu Trübner's Tod ungefähr 40 Nummern erschienen sind. Es war begreiflich, daß diese Dienste, die T. als Verleger wie als Buchhändler den orientalischen Wissenschaften leistete, in den betheiligten Kreisen große Anerkennung fanden. Auf mehr als einem Orientalistencongreß kam dies zum Ausdruck und was insbesondere die indische Litteratur betrifft, so schrieb nach seinem Tode ein hervorragender Gelehrter Indiens, niemand, sei es Gelehrter oder Verleger, habe sich so große Verdienste um die Litteratur dieses Landes erworben als T. Wir würden übrigens ein einseitiges Bild von der Thätigkeit dieses Mannes gewinnen, wenn wir nicht auch beachten würden, daß er mit seinem Verlag sich keineswegs auf das besprochene Gebiet beschränkt hat. Denn manch anderes Fach, auch die übrigen Zweige der Philologie, auch die Geschichte der Religionen, auch die Philosophie hat er mit Eifer gepflegt und wie er überhaupt mit Vorliebe solche Werke verlegt hat, die seinen persönlichen Neigungen, seiner freieren religiösen und politischen Gesinnung entsprachen, so war es ihm namentlich ein Anliegen, Werke der deutschen Philosophie, wie solche von Fichte, Feuerbach, Schopenhauer, Ed. v. Hartmann u. A. durch geeignete Uebersetzungen den Engländern zugänglich zu machen. Fügen wir zum Schluß hinzu, daß zu diesen Unternehmungen allen ein sehr bedeutender Kommissionsverlag sich gesellte, daß z. B. mehr als 60 gelehrte Gesellschaften und Behörden T. ihre Veröffentlichungen zum Vertrieb überließen (unter letzteren die englische Regierung selbst sowie eine Anzahl von Kolonialregierungen), so kann man den Umfang seines Geschäftes ermessen und man begreift, daß die Zahl der Publicationen, die seine Firma tragen, auf mehr als 3000 sich beläuft.

Trotz der gewaltigen Arbeitslast, die auf ihm lag, brachte es T. bei seinem eisernen Fleiße fertig, auch noch schriftstellerisch thätig zu sein. Wir meinen nicht die bibliographischen Veröffentlichungen, die er im Zusammenhang mit seinem Geschäfte herausgab — die wichtigsten sind bereits angeführt —, wir meinen auch nicht die Lebensskizze des belgischen Gelehrten und Consuls in England, Octave Delepierre, die ihm die Pietät gegen diesen seinen Schwiegervater in die Feder dictirte. Aber in einer großen Zahl von Aufsätzen ergriff er zu Fragen seines Berufs oder des öffentlichen Lebens das Wort und in einer Reihe kleinerer Schriften bethätigte er seine Freude am Uebersetzen. Schon als Gehilfe bei Longman veröffentlichte er (1845) „Sketches of flemish life“ von Hendrik Conscience, die die erste englische Uebersetzung eines flämischen Buches sein sollen; ihnen folgten später, für einen kleineren Kreis bestimmt, Uebersetzungen aus Scheffel, Eckstein und Brunnhofer's Buch über die Weltanschauung des Giordano Bruno. Ein größeres Werk über diesen italienischen Philosophen, für das er in den letzten Jahren Stoff gesammelt hatte, kam nicht mehr zur Ausführung; ein anderes über den Buchhandel im classischen Alterthum, in deutscher Sprache geschrieben, lag zwar bei seinem Tod, wie es scheint, im Manuscript in der Hauptsache fertig vor, ist aber, soviel wir feststellen konnten, nie veröffentlicht worden.

Wohl war es eine im weitesten Sinne internationale Stellung, die T. mit der Zeit sich errungen hatte. Sein Name war in Rio und Valparaiso so gut bekannt als in Peking und Tokio, in Bombay und Calcutta so gut wie in Boston und Philadelphia, und in seinem Heim herrschte bei seinen glänzenden Sonntagabendempfängen, wie Theilnehmer erzählen, ein babylonisches Gewirr von Sprachen. Aber ein treuer Sohn seiner Heimath, ist dieser Deutsche doch geblieben. Das hat er nicht nur durch seine fast alljährlichen Besuche in Heidelberg und im Schwarzwald bewiesen. Im Kriege von 1870—1871 trat er in seinem Record wiederholt mit scharfer Feder für das gute Recht seines

Vaterlandes ein. Nach dem Kriege war er es, der die Sammlungen für die neu zu errichtende Straßburger Bibliothek in England und den englischen Kolonieen in die Hand nahm und dank seinen unermüdlichen Anstrengungen zu einem hocherfreulichen Ziele führte. Der Heidelberger Universität aber hatte er als Ehrengabe zu ihrem 400 jährigen Jubiläum (1886) seine eigene Bibliothek zugedacht. Da er vorher starb, so wurde sein Vorhaben von seiner Witwe und zwar schon 1885 ausgeführt. Neben reichen Bücherschätzen kamen hundert Handschriften damit in den Besitz der Ruperto-Carolina.

T. verschied am 30. März 1884. Eben hatte er noch Gäste aus Indien bei sich bewirthet, als ein Herzleiden seinem Leben ein jähes Ende bereitete. Da er nur eine Tochter besaß, so hatte er schon einige Jahre vor seinem Ende zwei Theilhaber angenommen, Edwards und Duffing. Diese führten das Geschäft unter der alten Firma weiter, bis es 1889 mit den Häusern Kegan Paul und Trench zu Einem großen Unternehmen verschmolzen wurde.

Karl J. Trübner, geb. zu Heidelberg am 6. Januar 1846, welcher 1872 zu Straßburg im Elsaß die bekannte Verlagsbuchhandlung gründete, ist ein Neffe von Nicolaus T.

Ueber Nicolaus Trübner erschien bereits 1874 in Ueber Land und Meer, Bd. 32 S. 655 ff., ein lesenswerther Aufsatz (mit Holzschnitt-Porträt), der einen Einblick in den damaligen Stand seines Geschäftes gewährt. Vgl. dann weiter die Nachrufe von dem Buchhändler K. W. Hiersemann im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 1884 S. 2360 ff., 2427 ff. (auch in einer Sonderausgabe erschienen); von dem Orientalisten A. H. Sayce in Trübners Record 1884 S. 33 ff. (mit einer autotypisch vervielfältigten Photographie Trübner's), wo außerdem S. 37 ff. 40 der wichtigsten Nachrufe aus englischen und amerikanischen Zeitschriften und Zeitungen abgedruckt sind; und von dem Neffen K. J. Trübner im Centralblatt für Bibliothekswesen I, 1884, S. 240 ff. (gleichfalls im Record a. a. O. S. 50 ff., sowie in v. Weech's Badischen Biographien Th. 4, 1891, S. 468 ff. wiederholt). K. Steiff.

Truchseß: Eusebius Graf v. T., Jesuit, geb. 1631 zu Scheer in Württemberg, † 1713. Er studirte im Collegium germanicum zu Rom und trug 1652 bei Gelegenheit der ersten Säcularfeier des Collegs in Gegenwart fast aller Cardinäle die von dem Jesuiten Hieronymus Octavius verfaßte Festrede vor (Panegyricus de institutione Collegii Germanici et Ungarici). Diese wurde gleich nach der Veröffentlichung in den Index gesetzt, weil in der vorgedruckten Widmung an Innocenz X. mit Rücksicht auf die zahlreichen fürstlichen Personen, die unter diesem Papste katholisch geworden waren, der Ausdruck gebraucht war: Ipsa haeresis erubuit eum odisse, qui et eam adeo amaret. Im J. 1655 wurde T. Doctor der Theologie und Priester (einige Quaestiones, die er unter dem Präsidium des P. Martin de Esparza vor seiner Promotion vertheidigte, sind gedruckt). In demselben Jahre trat er in den Jesuitenorden. 1658—1666 war er Professor der Moraltheologie in Ingolstadt. Er veröffentlichte dort 1662 bis 1665 einige „Quodlibeta philosophica“ — das vierte handelt de cometarum significatione deque astrologia universa, — und 1665 „Theoremata miscellanea“. Dann war er Professor in München und Dillingen und (1684) Provinzial von Oberdeutschland und (1687) Rector in München. In der Generalcongregation vom Jahre 1687 wurde er zum Assistenten für Deutschland gewählt. In den folgenden Jahren spielte er eine hervorragende Rolle in dem Streite der fünf Assistenten mit dem 1687 gewählten General Thyrsus Gonzalez, der die gallicanischen Allüren französischer Jesuiten und den im Orden herrschend gewordenen

Probabilismus zu bekämpfen suchte. T. blieb Assistent bis 1695. Danach war er Rector in verschiedenen Collegien und noch einmal Provinzial.

de Backer. — Kobolt, Baier. Gelehrten-Lexikon I, 699. — Reusch, Index II, 296. — Döllinger-Reusch, Gesch. der Moralstreitigkeiten I, 132 u. f. — Reusch, Beiträge zur Gesch. des Jesuitenordens, S. 93. Reusch.

Truchseß: Friedrich Sebastian Wunibald T., Graf zu Waldburg, königlich preußischer Generallieutenant, entstammte dem im 16. Jahrhundert im damaligen Herzogthume Preußen ansässig gewordenen Zweige des alten schwäbischen Geschlechtes der Waldburg (Waldpurg) und ward dort im J. 1677 als der Sohn des Generallieutenants Joachim Heinrich Graf T. geboren. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, ihn in der A. D. B. als „Waldburg“ aufzuführen, da dieses der eigentliche Name der Familie, „Truchseß“ aber die aus dem entsprechenden Erbamte auf die Mitglieder übertragene Benennung ist. In allen zeitgenössischen Schriftstücken und Druckwerken kommt letztere indeß ausschließlich vor und König Friedrich II. selbst schreibt „Trux“, daher schien es zweckmäßiger, hier ebenso zu verfahren. T. persönlich zeichnete seinen Bericht über das unten zu erwähnende Gefecht von Lösch als „Friedrich Sebastian Erbtruchseß, Graf zu Waldburg“, den hier fehlenden Vornamen Wunibald führte er nach anderen Quellen außerdem. — Er trat 1702 in preußische Kriegsdienste, ward 1715 Major bei dem neuerrichteten Infanterieregimente v. Löben (Nr. 26), 1718 Oberstlieutenant und geleitete 1736 den auf Kosten König Friedrich Wilhelm's I. durch die preußischen Staaten nach Frankreich reisenden ehemaligen König von Polen, Stanislaus Leszczynski, auf dessen Fahrt von Königsberg i. Pr. bis Geldern. Bei dieser Gelegenheit zog er sich „einige Ungnade“ seines Monarchen, der ihn im übrigen schon seiner 6 Fuß überschreitenden Leibeslänge wegen liebte, und eine Arreststrafe zu, der Vorfall hatte aber sonst keine üblen Folgen für ihn, denn schon 1739 finden wir ihn mit einer Sendung an den dänischen Hof in Kopenhagen betraut. — Friedrich II., welchem er persönlich bekannt war und der ihn schon als Kronprinz in seine Gesellschaft gezogen hatte, ernannte ihn bei seiner Thronbesteigung zum Chef des Infanterieregiments Graf Dönhoff (Nr. 13) und im August 1740 zum Generalmajor, verlieh ihm die Amtshauptmannschaft von Plettenberg und sandte ihn schon im Sommer jenes Jahres zu König Georg II. von England nach Hannover, wo dieser sich damals aufhielt (Droysen, Geschichte der preußischen Politik, 5. Theil, 1. Bd., S. 76, Leipzig 1874). Als er sodann den Krieg gegen Oesterreich begann, vertraute er ihm von neuem die Wahrnehmung seiner Interessen bei diesem Monarchen an. T. sollte am Hofe von Saint-James den gethanen Schritt begründen und das englische Cabinet für des Königs Vorhaben günstig stimmen (Droysen, S. 202). Die ihm ertheilte Instruction (Politische Correspondenz Friedrich's des Großen, I) ist vom 12. December 1740 datirt. T., welcher nach einer beschwerlichen Reise in Begleitung von Bielefeld (s. A. D. B. II, 624, vgl. dessen Lettres familières) am 26. Januar 1741 in London eintraf, entledigte sich seines Auftrages mit Geschick, bat aber nach der Schlacht bei Molwitz um seine Rückberufung. Der König, welcher ihn bei diesem Anlasse einen fähigen Officier nennt, genehmigte die Bitte. T. mußte aber Georg II. zunächst noch nach Hannover begleiten. Dann berief ihn König Friedrich zu sich nach Schlesien. Hier zog er bald nachher des Letzteren Zorn, für welchen anscheinend bereits mehr Grund vorlag, auf sich, als er im Vertrauen auf das mit Oesterreich bestehende Verhältniß laut einer von ihm aus Jägerndorf am 1. December erstatteten Meldung einen Officier nach Olmütz sandte, der die Auslieferung eines desertirten Unterofficiers betreiben sollte. Der König schrieb ihm damals: „Je crois que Vous n'avez que quinze ans, vu la conduite extraordinaire que Vous tenez d'envoye

des officiers à Olmütz réclamer des déserteurs. Prenez garde à Vous ou bien après tant de sujets de mécontentement que Vous me donnez la brouillerie s'ensuivra.“ Wenige Monate später aber hatte er das Glück, seinen Kriegsherrn wieder günstig für sich zu stimmen. Es geschah durch das obenerwähnte Gefecht von Lösch. Das preußische Heer schickte sich an Brünn einzuschließen und T. erhielt am 14. März 1742 den Befehl, einen etwa 4 km nordöstlich von jener Stadt liegenden Flecken Lösch zu besetzen. In Erfüllung dieses Auftrages kaum an Ort und Stelle eingetroffen, ward er von einer dreifachen Uebermacht angegriffen, deren er sich mannhaft erwehrte, bis das brennende Schloß, in welches er sich zurückgezogen hatte, nicht mehr zu halten war. Dann schlug er sich zu den Seinen durch. Der König war sehr zufrieden und verlieh ihm eine Pension von jährlich 2000 Thalern (Der erste schlesische Krieg, 1740—1742, herausgegeben vom großen Generalstabe, III, 106, Berlin 1893). Im zweiten schlesischen Kriege machte T. den Feldzug von 1744 in Böhmen mit und war bei der Belagerung von Prag gegenwärtig, im August dieses Jahres gab ihm der König den Schwarzen Adlerorden, im Januar 1745 erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant. Im nämlichen Jahre fiel er in der Schlacht bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745). Er befehligte hier die Infanterie vom rechten Flügel des zweiten Treffens. Als er diese zur Unterstützung des ersten Treffens vorführen wollte, traf ihn eine Kanonenkugel, welche seinem Leben sofort ein Ende machte. Er starb kinderlos. Sein Name ist auf dem Friedrichs-Denkmale zu Berlin verzeichnet. — Beim Einsturze des Thurmes der dortigen Petrikirche am 21. August 1734 ward T. in seiner nahe gelegenen Wohnung unter den Trümmern begraben und erst nach drei Tagen an das Tageslicht befördert.

Neue genealogisch-historische Nachrichten, Leipzig (Heinsius) VII, 996. — [König], Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 4. Bd., Berlin 1791.

B. Poten.

Truchseß von Waldburg: s. Waldburg.

Truchseß von Waldburg, Gebhard: s. **Gebhard**, Erzbischof von Köln, Bd. VIII, S. 457.

Truchseß von Waldburg, Otto: s. **Otto**, Bischof von Augsburg, Bd. XXIV, S. 634.

Truchseß: Christian T., Freiherr v. Wetzhausen auf Bettenburg, fränkischer Edelmann, kein Mann der That, aber eine merkwürdige, von seinen Zeitgenossen als solche erkannte Individualität. Aus einem alten, der Reichsritterschaft zugehörigen Geschlecht stammend, wurde er am 31. Juni 1755 auf Schloß Bundorf (im bairischen Franken, Bezirksamt Königshofen), wo sein Vater als Gutsbesitzer lebte, geboren. Der väterlichen Führung durch dessen frühen Tod beraubt, trat er nebst seinem älteren Bruder unter die vormundschaftliche Leitung seines Oheims und seiner Mutter, einer geborenen v. Schaumberg. Die Erziehung, die ihm zunächst zu Theil wurde, in erster Linie die geistige Ausbildung, war nicht gerade hoch gegriffen, und aus diesem Grunde mochte es zweckmäßig erscheinen, daß er nach kaum vollendetem 16. Lebensjahre zuerst nach Gießen und das Jahr darauf (Ostern 1773) nach Leipzig auf die hohe Schule geschickt wurde. Von erheblichen Fortschritten konnte aber auch jetzt nicht gesprochen werden, zumal in beiden Fällen zusammen der Aufenthalt auf die kurze Zeit von zwei Jahren beschränkt wurde. Dagegen war es ein löblicher Gedanke, daß der junge T. schon in dem folgenden Jahre unter entsprechender Führung und in Gesellschaft seines Bruders und Vetters einen Theil der sogenannten großen Tour, wenigstens des südlichen Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns, bereisen durfte. Nach Hause zurückgekehrt, erhob sich für T. die Frage, was

weiter? Wird er, was nahe lag, auf eigenen Grund und Boden als Erbherr seine Stellung nehmen oder irgendwo im öffentlichen Leben eine Wirksamkeit zu begründen suchen? Für den jungen T., mit dem wir uns beschäftigen, entschied diese Frage auf Grund wahrscheinlich einer latenten Neigung, wenn man will, der Zufall. Bei Gelegenheit eines Besuches, den er 1775 bei seiner in Kassel verheiratheten Schwester machte, faßte er, sein eigener Herr und Souverän, der er war, den Beschluß, in der landgräflichen Garde Dienst zu nehmen: ein Leben der Art, das ihn mit dem fürstlichen Hofe und den gebildeten Kreisen der Residenz in nähere Beziehungen versetzte, mochte ihm anziehender erscheinen als die Ruhe und Stille des ländlichen Lebens auf den väterlichen Gütern. Zwölf Jahre hat er als Officier in dieser Stellung zugebracht. Sie bot ihm zwar keine Gelegenheit, kriegerische Lorbeeren zu ernten, aber auf die Erweiterung seines Gesichtskreises und Steigerung seiner geistigen Interessen hat sie offenbar einen höchst günstigen und befruchtenden Einfluß ausgeübt. Es wird nicht zu viel gesagt sein, wenn wir vermuthen, daß zu der geistigen, weithin leuchtenden Position, die er später in seiner Heimath einnahm, in der hessischen Hauptstadt der Grund gelegt worden ist. Es war die Zeit des Landgrafen Friedrich II., dessen helle und dunkle Charakter- und Regenteneigenschaften ja bekannt genug sind; notorisch hat er eine Anzahl bedeutender, zum Theil ausgezeichneter Männer um sich versammelt, deren Rückwirkung auf einen jugendlichen und empfänglichen Geist nicht ausbleiben konnte. Es seien unter ihnen Baron Schlieffen, Dohm, Johannes v. Müller, Sömmering, Georg Forster u. a. m. hervorgehoben; sie haben den strebsamen fränkischen Ritter in ihren Kreis aufgenommen und das Biedere und Gewinnende in dem Charakter des zweiten Götz von Berlichingen, wie sie ihn wohl oder übel zu nennen pflegten, wohl zu schätzen gewußt.

Man hat offenbar Grund, anzunehmen, daß T. in dieser Existenz, wenn sie auch einem aufstrebenden Geiste Schranken setzte, sich die längste Zeit gefiel. Aber der Tod des Landgrafen Friedrich II. (1785) und der Systemwechsel in militärischen Dingen, der mit der Nachfolge des Landgrafen Wilhelm IX. verbunden war, bestimmte T., aus ehrenhaften Gründen seinen Dienst zu quittiren und in seine fränkische Heimath, in das Land seiner Väter zurückzukehren.

Mit diesem Schritt beginnt jene Epoche in Truchseß' Leben, in der sich die volle Eigenheit seines Wesens erst recht entfaltet hat, in der er in weiteren Kreisen sich jene ungesuchte Popularität erwarb, die auch heutzutage noch nicht ganz verschollen ist, obwohl er in das handelnde Leben selbst unmittelbar niemals eingegriffen hat. In der im J. 1780 mit seinem Bruder getroffenen Erbtheilung war T. die bei Hofheim an der Straße von Coburg nach Schweinfurt gelegene Bettenburg mit den dazu gehörigen Besitzungen zugefallen. Es scheint, daß sich diese Erbschaft zur Zeit des Erbganges in einem ziemlichen Verfall befunden hat, gewiß ist aber, daß T. sie mit dem Entschlusse einer vollständigen Restauration angetreten und daß er diesen Entschluß auf eine höchst rühmliche und originelle Weise durchgeführt hat. Da es sich in unserem Falle nur um eine Charakteristik des seltenen Mannes handelt, so müssen wir uns zu diesem Zweck auf allgemeine Andeutungen beschränken. Diese Restauration erstreckte sich sowohl auf die Burg als auf die Umgebung des Gartens und Parkes, und legte er derselben die Idee von Einrichtungen und Zuständen aus der sogenannten Ritterzeit zu Grunde, in die er sich systematisch vertieft hatte, ohne darum den Sinn für die Gegenwart zu verlieren. Durch Freskogemälde in den Räumen seiner Burg erweckte er die Erinnerungen an die ritterlichen Gestalten der vergangenen Zeiten, wie eines Hutten, Sikkingen, Götz von Berlichingen u. a. m., und andererseits gab er seiner Sympathie für seine dichterischen Zeitgenossen durch die Schöpfung von Lessing-Goethe-Schiller-Wielandzimmern belebenden Ausdruck. Indem er so die

Anmuth des Lebens und den Cultus der Vergangenheit miteinander zu verbinden wußte, ließ er doch zugleich die Noth der Bedürftigen und Armen, die unter seiner Herrschaft standen, nicht außer Augen und sorgte für sie wie ein Vater, weniger durch vergängliches Almosen als durch Consolidirung ihrer wirthschaftlichen Existenz: so gewann er sich in dieser Weise eine Anhänglichkeit, die weit über das Grab hinaus reichte. Ein Edelmann vom Haupt bis zur Zehe, voll thatkräftigen Rechtsgefühls, erkannte er doch im gebildeten Bürgerthum den Kern und den Stolz der Nation. Der Untergang seiner reichsunmittelbaren Selbstherrlichkeit, den er durch die Mediatisirung des Jahres 1803 erlebte, hat ihm wahrscheinlich nicht viele Thränen gekostet, wenn er auch das rücksichtslose Ungestüm, womit sie vollzogen wurde, wie die anderen seiner Staatsgenossen nicht gebilligt haben mag. Die Bettenburg blieb seinen Grundsätzen gemäß, wenn der Ausdruck gestattet ist, eine Herberge der Gerechten, die Zahl seiner Freunde war im Verlaufe der Zeit gewachsen und rekrutirte sich aus den edelsten Elementen der Nation. Die Gastfreundschaft, eine specifisch ritterliche Tugend, übte er in löblichster Liberalität. Wenn auch die fesselnde Anmuth der Hausfrau fehlte — T. ist Junggeselle geblieben —, so verstand er es doch durch seine Aufmerksamkeit und Umsicht den mangelnden Zauber der Burgfrau nach Möglichkeit zu ersetzen. Unter seinen Freunden und Gästen begegnen wir den besten Namen jener Jahre; am zahlreichsten sind die Männer der Litteratur darunter vertreten, denen er überhaupt und von jeher eine fruchtbare Hingabe gewidmet hatte, ohne selbst je productiv zu sein oder sein zu wollen. Von litterarischen Namen, die die Bettenburg öfters beherbergte, nennen wir Heinrich Voß, mit welchem ihn eine warme Freundschaft verband; Gustav Schwab, der eine anmuthende Beschreibung seines Besuches auf Bettenburg hinterlassen hat: Ernst Wagner und vor allem Friedrich Rückert, um dessen Entwicklung T. sich ganz besondere Verdienste erworben hat. Zu seinen intimsten Freunden zählte auch der Freiherr K. A. v. Wangenheim, dem er die Thore seiner Burg auch dann öffnete, als er die Gunst der Großen verscherzt hatte. Mit den nahen Fürstenhäusern Meiningen, Hildburghausen und Coburg hatte er gleichfalls fruchtbare Beziehungen angeknüpft und sah zugleich Vertreter und Vertreterinnen derselben gelegentlich in seiner Burg. Die Zahl seiner Freunde und Gäste hat er zugleich durch Reisen vermehrt, die ihn in erster Linie nach Schwaben und in die Pfalz führten, wo seine liebsten Gesinnungsgenossen lebten und hausten. Seine letzten Jahre wurden durch ein Augenleiden getrübt, das zuletzt mit einer völligen Erblindung endigte, ohne jedoch die Heiterkeit seines Geistes trüben zu können. Die Ideale, die er sich groß gezogen hatte, verloren darum keinen Augenblick ihre Macht und ihre tröstende Kraft. Nebenher gab es ein Gebiet, das sich mit wissenschaftlicher Arbeit berührt, das ist die Pomologie, der er ein gutes Theil seiner ruhigen Stunden geweiht hat, was wieder mit der Cultivirung der nächsten Umgebung der Bettenburg zusammenhängt. Die Frucht dieser seiner Beschäftigung liegt in seinen umfassenden „Untersuchungen über die Kirschbaumzucht", die schon im J. 1819 veröffentlicht wurden und noch heut zu Tage nach dem Urtheile Sachverständiger nicht entwerthet sind. Die vollendete Erblindung hatte ihn selbstverständlich mit dem Gedanken an den Tod vertraut gemacht, er ging aber mit heiterer Gemüthsruhe der nahenden Katastrophe entgegen, die für ihn nichts Schreckhaftes bedeutete. Er starb am 19. Februar 1826 und sein Leichnam fand in dem nahen, ihm zugehörigen Dorfe Mainau seine letzte Ruhestätte, da er, nach seiner ausdrücklichen und charakteristischen Bestimmung, lieber mitten unter seinen Bauern als in der Gruft seiner Ahnen Ruhe finden wollte.

Bundschuh, Geographisches statistisch-topographisches Lexikon von Franken. 1. Bd. S. 367. — Neuer Nekrolog der Deutschen 5. Jahrgang 1827,

1. Theil. — Kühnert, Dichter, Patriarch und Ritter. Frankfurt a. M. 1869. — Beyer, Fr. Rückert's Leben (Frankfurt 1868). — Mosengeil, Briefe über den Dichter Ernst Wagner. 2 Bde. Schmalkalden 1826. Wegele.

Truchseß: Erhard T. v. Wetzhausen, humanistisch und juristisch gebildet, aus fränkischem Adelsgeschlechte entsprossen, Verwandter des folgenden. — Sein Name findet sich zum Jahre 1484 in der Ingolstadter Matrikel. Studirte in Bologna in den Jahren 1496 und 1497; er wird in den Annalen der deutschen Nation zu Bologna als artium magister, eccl. Eistettensis canonicus aufgeführt. Hier wurde er am 28. September 1499 nach wohl bestandenem Examen zum Decretorum Doctor ernannt (L. s. i. pontif. I. im St.-Arch. Bologna). Das Eichstätter Canonicat hatte er schon am 3. Juli 1489 erhalten (Reichsarchiv München); am 31. Juli 1500 wurde er zum Decan des Eichstätter Domcapitels gewählt. Er starb in dieser Stellung am 16. September 1519. (Im Necrol. Eistett. findet sich die Notiz: 'Anno 1519 in die S. Eufemie Virg. inter duodecimam et primam horas in media nocte obiit venerabilis ac nobilis dns Erhardus Truchsess de Wetzhausen, in omni facultate doctissimus, decanus et canonicus eccl. Eistetten.' Reichsarchiv München.) — Als Gelehrter und Freund der Gelehrten gerühmt (Scheurl's Briefbuch I, 141; II, 37). Jacob Locher Philomusus widmete ihm seine Schmähschrift wider die gegen das Studium der heidnischen Classiker auftretenden Geistlichen ('Ad nobilem et eruditissimum virum Erhardum Truchsess, Doctorem iuris et oratorem; decanum et canonicum Dryospolensis ecclesie . .' in: Continentur in hoc opusculo a Jacobo Locher Philomuso facili Syntaxi concinnato . . . Nurnberge, 16. Dec. 1506); ein Brief des Joh. Eck an Erhard Truchseß (dd. 2. März 1513) findet sich in Eck's 'Chrysopassus' (Wiedemann, Joh. Eck, S. 455).

G. Knod.

Truchseß: Martin T. v. Wetzhausen, Hochmeister des Deutschen Ordens vom 4. August 1477 bis an seinen Tod, 5. Januar 1489. Die vom Vorgänger überkommene Erbschaft war, nicht ohne seine eigene Schuld, keine sonderlich schöne. Dieser, Heinrich v. Richtenberg, hatte zwar dem Polenkönige den Huldigungseid, welcher ihm durch den Thorner ewigen Frieden von 1466, der dem Orden den Verlust der Selbstständigkeit und der bessern Hälfte des Preußenlandes gebracht hatte, auferlegt war, seiner Zeit freiwillig geleistet, aber zuletzt hatte er sich doch verleiten lassen, mit dem ermländischen Bischof Nikolaus v. Tüngen, der gegen den Willen des polnischen Oberherrn erhoben worden war, gemeinsame Sache zu machen. Im Auftrage des Meisters, fast an demselben Tage, da dieser selbst starb, hatte T., damals Komtur von Osterode, nach dem Beispiele des Bischofs ein Schutzbündniß mit dem Ungarnkönige Matthias Corvinus, dem Hauptfeinde der Jagiellonen, abgeschlossen und führte, ein halbes Jahr später zum Meister erhoben, zunächst dieselbe Politik weiter fort. Der dadurch hervorgerufene „Pfaffenkrieg" tobte zwar fast ausschließlich im Ermland, trieb aber zuletzt den Bischof selbst aus seinem Lande, zur Flucht nach Königsberg. Doch weder dieses Mißgeschick, noch die eigene Mittellosigkeit, selbst nicht der auf den Landtagen wiederholt hervortretende entschiedene Widerwille der eigenen Stände gegen den Krieg vermochten den Hochmeister von seinem Wege abzubringen. Hatten den Polenkönig eine Weile die von Süden, von den Ungarn drohenden Gefahren verhindert, den preußischen Krieg mit allem Nachdruck zu Ende zu führen, so brachte die weitere Entwicklung jener Verhältnisse auch hier die Sache zur Entscheidung, zur völligen Niederlage wie des Bischofs, so des Meisters und seines Ordens. Erst als König Matthias mit dem Kaiser und mit dem Könige von Böhmen, dem Sohne des Polenkönigs, seinen Frieden schloß und auch dem Polenkönige sich näherte, bald auch im Vertrage mit diesem die durch den Thorner Frieden

geschaffene Lage Preußens anerkannte, endlich als sich jede Hoffnung auf eine andere auswärtige Hülfe als nichtig erwies, dagegen der Polenkönig sehr energische Maßregeln ergriff, fanden es der Bischof und der Hochmeister für gut, den polnischen Aufforderungen endlich nachzugeben und zu persönlichen Unterhandlungen nach Polen zu gehen, wenn auch noch mit dem gegenseitigen Versprechen, auf keinen Fall die Huldigung zu leisten. Sobald aber der Bischof dem Könige von Angesicht zu Angesicht gegenübertrat, ließ er seinen Verbündeten im Stich, that einen Kniefall und gewann durch diese Unterwerfung seine Anerkennung. Der Hochmeister dagegen, der sich früher verschworen hatte, „lieber in seinem eigenen Blute zu ertrinken", verharrte in vergeblichem Hoffen auf den Ungarnkönig noch ein volles Vierteljahr bei seinem trotzigen Widerstande: erst sehr allmählich erkannte er seine Lage und leistete am 9. October 1479 zu Neustadt-Korczyn bei Krakau den Huldigungseid. Das Verhältniß zu Polen blieb weiterhin so freundschaftlich, wie es unter solchen Umständen, wo noch dazu Münzverhältnisse, Grenzirrungen, Räubereien, Handelsstörungen fortwährend Anlaß zu Klagen gaben, nur sein konnte; mehrmals kam der Meister mit dem Könige persönlich zusammen. Aber wie tief dennoch der Orden gedemüthigt war, zeigte sich bei der Türkenhülfe des Jahres 1485: als T. auf die dringende Aufforderung des Königs endlich trotz der Armuth des Landes wenigstens ein kleines Häuflein Truppen zusammengebracht hatte und damit an der Grenze erschien, wurde ihm zugemuthet, da sich die Gefahr vorläufig verzogen hatte, das Kriegsvolk bis zum nächsten Jahre unter den Waffen zu behalten. — Daß T. während der zwölf Jahre seines hochmeisterlichen „Stilllebens" nicht den guten Willen und die nöthige Einsicht besessen und gezeigt hätte, um die noch andauernden schweren Schäden vom dreizehnjährigen Kriege her zu heilen, darf doch nicht gesagt werden: in den neun Friedensjahren begann das Land in der That schon allmählich wieder aufzuathmen. Aber nicht so einsichtsvoll will es erscheinen, wenn er vermeinte, seinen Orden, die stark verrottete, überlebte halbgeistliche Körperschaft, durch Erneuerung und Verschärfung von Regel und Gesetz noch länger lebensfähig zu erhalten; auch wenn die ohne Frage weniger von besserer Einsicht als von Selbstsucht geleiteten Meister von Livland und von Deutschland nicht gewußt hätten, seinen Plan eines Generalcapitels die ganze Zeit über zu hintertreiben, eine ernstliche Förderung in seinem Sinne war nicht mehr zu erreichen.

Joh. Voigt, Geschichte Preußens, IX (1839). — Caro, Geschichte Polens, V, 1 (1886). — Scriptores rerum Prussicarum, IV u. V (1870 u. 1874). — Acten der Ständetage Preußens, herausgeg. von Toeppen, V (1886).

K. Lohmeyer.

Truchseß: Thomas T. v. Wetzhausen, humanistisch und juristisch gebildeter Geistlicher und Freund der Gelehrten. Thomas war ein Sohn des Jacob T. v. Wetzhausen zu Dachsbach und der Susanna v. Wilhelmsdorf (Biedermann, Baunach, Tab. 197). Scheint zunächst in Leipzig studirt zu haben, da dort im J. 1484 ein 'Thomas Trochsess de Bamberga' eingeschrieben wurde. Es gelang ihm bald ein Canonicat am Dom zu Speier zu erhalten; im J. 1495 am 24. März finden wir ihn in Rom, wo er die Annaten der ihm verliehenen Speierer Dompräbende eigenhändig entrichtet (Glaser, Die Diöcese Speier in den päpstlichen Rechnungsbüchern, Nr. 398); bald darauf wurde ihm auch eine Chorherrnpfründe an dem Würzburger Collegiatstift S. Burckhardi zu Theil; im J. 1500 wird er zum ersten Mal im Besitz dieser letzteren genannt. Im J. 1513 erscheint er auch als Inhaber der Pfarrei zu Weibstadt (Remling, Geschichte der Bischöfe von Speier, II, 221, a. 746). — Seine eigentliche gelehrte Ausbildung, die eine humanistische und zugleich juristische war, hatte er Italien, speciell Bologna zu verdanken. Seit dem Jahre 1500 widmete er sich in letzterer

Stadt dem Studium des kanonischen Rechts und erlangte hier nach wohl bestandenem Examen am 9. Oct. 1504 (Lib. s. i. p. I. St. Arch. Bologna) den Titel eines Doctor in Decretis. Der 'Deutschen Nation' in Bologna, in deren Annalen sein Name öfters genannt wird, verehrte der junge Doctor aus Anlaß seiner Promotion eine Ehrengabe von 1 Gulden ('Eruditissimus vir dns Thomas Truchsess scolasticus et canonicus ecclesie Spirensis in iure pontificio doctor dedit unum florenum': Acta Nation. Germ. Univ. Bonon. 340, 8). Mit Eifer betrieb T. aber gleichzeitig in Bologna auch humanistische Studien, und zwar, wie es scheint, unter dem um diese Zeit blühenden, um die deutschen Scholaren vielfach verdienten jüngeren Philippus Beroaldus. Hier scheint er sich auch seine von den Zeitgenossen gerühmte genauere Kenntniß der griechischen Sprache erworben zu haben. (So heißt es in der im J. 1519 erschienenen Satire 'Hochstratus ovans, Dialogus', wo seiner Verdienste um die Reuchlinische Sache gedacht wird, von ihm: 'ab Italia rediens auctus elegantia dicendi et sapientia iuris nemine praeeunte graece etiamnum discit tot undis negotiorum obrutus', vgl. Boecking, Opp. Hutteni, Suppl. I, 479). Noch während seines italienischen Studienaufenthaltes war er von dem Speierer Domcapitel zum Scholasticus gewählt worden, und zwar am 5. September 1503 (Remling, Geschichte der Bischöfe von Speyer, II, 207, a. 698). Kaum nach Speier heimgekehrt, mußte er sich alsbald wieder auf den beschwerlichen Weg nach Italien machen, um für den neuerwählten Bischof Philipp v. Rosenberg das Pallium einzuholen (27. September 1504: Remling a. a. O. II, 215). In der Verrechnung der Reisekosten (20. Januar 1506) begegnet uns T. zum ersten Male urkundlich als Decretorum Doctor (Remling, Urk.-Buch z. G. d. B. v. Speyer II, 406). Bemerkenswerth ist, daß er sich dagegen in einer von ihm selbst in seiner Eigenschaft als bischöflicher Generalvicar am 1. Februar 1513 ausgestellten Urkunde als 'Juris utriusque Doctor' bezeichnet (Remling, U.-B. II, 475); er scheint also inzwischen auch das Doctorat im römischen Rechte erlangt zu haben, wie es ja wohl öfters vorkam, daß noch nach Jahren das juristische Doctorexamen in solcher Weise vervollständigt wurde (Sitzungsberichte d. Wien. Akad. CXXVII [1892] S. 63). In der Stellung eines bischöflichen Generalvicars wird er vom 9. November 1507 bis zum 1. Februar 1513 genannt (Remling, Gesch. II, 216, a. 721, 221). Vom 8. Juli 1517 bis zu seinem Tode bekleidete T. auch das Amt des Domdecans zu Speier (Remling, Gesch. II, 835). Reuchlin hatte ihm zu dieser Standeserhöhung seinen Glückwunsch gesandt, worauf T. mit einem Dankschreiben antwortete (Geiger, Briefwechsel Reuchlin's, S. 281, vgl. a. 3 u. S. 61 a. 1 — an beiden Stellen läßt Geiger aus Versehen T. zum Dompropst promovirt werden). T. starb zu Speier am 12. Juli 1523 und wurde im Dome daselbst beigesetzt. — Von einer schriftstellerischen Thätigkeit des T. ist nichts bekannt, doch erfreute er sich wegen seiner Gelehrsamkeit allgemeiner Hochachtung, namentlich in dem Kreise der Humanisten. Besonders bekannt ist er aus seiner Thätigkeit in dem Handel Reuchlin's mit Hochstraten, in welchem er (mit Georg v. Schwalbach) als Subdelegirter des Bischofs Georg Reuchlin's 'Augenspiegel' zu begutachten hatte; seinem Einfluß war es zu danken, daß der 'Augenspiegel' als jeder Ketzerei unverdächtig erklärt und Hochstraten in die Kosten des Mainzer und Speierer Processes verurtheilt wurde (Strauß, Hutten I, 211; Geiger, Reuchlin, S. 299, 303). Daß er ein Schüler Reuchlin's gewesen, wie man aus einer gelegentlichen Bemerkung des Jodocus Gallus schließen könnte (dieser schreibt am 9. September 1499 an Reuchlin: 'nos quidem valemus, in quorum numero discipulorum tuorum Thomas Truchsess una mecum et Joanne nostro summe se tibi commendat'), darf bezweifelt werden; sein Name ist wenigstens in der Heidelberger Matrikel nicht zu finden. Jedenfalls beweist das oben er-

wähnte Dankschreiben an Reuchlin vom Jahre 1517 im Verein mit dieser Notiz von 1499, daß er allezeit sich als Reuchlinist bekannte; noch am 18. Januar 1518 bittet er Reuchlin, auf seiner Durchreise in Speier bei ihm Quartier zu nehmen. Auch mit den oberrheinischen Humanisten stand er in freundschaftlichem Verkehr; Erasmus rühmt gelegentlich die freundliche Aufnahme, die er bei T. in Speier gefunden und nennt ihn virum citra ostentationem eruditissimum et citra fucum humanissimum (Erasmi Opp. III, 371 — III, 752 wird er unrichtiger Weise 'Truchsess a Waltpurg' genannt). G. Knod.

Truhn: Friedrich Hieronymus T., ein Componist des 19. Jahrhunderts, geboren am 14. October 1811 zu Elbing, † am 30. April 1886 zu Berlin. Schon als Knabe erregte er durch seinen Gesang Aufsehen, ebensobald entwickelte er sich als Flötenspieler und kurz darauf als Violinist, so daß er im Orchester seiner Vaterstadt ein gesuchtes Mitglied war; doch wollten es die Eltern nicht zugeben, daß er die Musik zu seinem Lebensberuf wähle und erst im J. 1831 gestatteten sie, daß er sich in Berlin bei Bernhard Klein und Sigm. Dehn als Musiker ausbilde; selbst bei Mendelssohn genoß er kurze Zeit Belehrung über Instrumentation. Bald darauf erschienen die ersten Compositionen, die in Liedern und Operetten bestanden, doch die Zeit war für aufstrebende Künstler nicht günstig. Trotzdem sich T. in den damals gangbaren Ausdrucksmitteln bewegte und privatim als Genie anerkannt wurde, konnte er es doch nicht weder zu einer populären Berühmtheit, noch zu einem epochemachenden Künstler bringen. Bei aller Begabung, die hauptsächlich in einer leichten Erfindungsgabe bestand, bewegte er sich stets in den ausgetretenen Pfaden seiner Zeit, bewahrte dabei zwar stets eine edlere Richtung, konnte aber nicht das Interesse hervorrufen, welches Mendelssohn und Schumann in so reichem Maaße genossen. Auch als Schriftsteller trat er mehrfach in Fachzeitungen auf, so in Schumann's Neuer Zeitschrift für Musik, in der er vom 9. Bande bis zum 17. allerlei Themen behandelte: Theoretisches, Kritisches, Biographisches und Belletristisches, stets in geistvoller und pikanter Weise. Ebenso schrieb er für die Neue Berliner Musikzeitung, das Echo bei Schlesinger, für den Hamburger Correspondenten u. a. Blätter. Sein äußeres Leben war sehr bewegt: 1835 wurde er Capellmeister am Stadttheater in Danzig, 1837 war er wieder in Berlin, 1840 lebte er in Königsberg i. Pr. und veranstaltete große Aufführungen seiner eigenen und fremder Compositionen. 1843 machte er mit dem Clavierspieler Theod. Döhler eine Kunstreise nach Schweden, wobei er als Componist und Dirigent auftrat. 1848 lebte er in Elbing, gründete einen Gesangverein und veranstaltete öffentliche Aufführungen. 1852 war er wieder in Berlin und stiftete die neue Berliner Liedertafel. 1854 reiste er mit H. von Bülow und ließ sich dann in Riga nieder, wo er bis 1858 wirkte, um sich dann dauernd in Berlin niederzulassen. Seine gedruckten Compositionen reichen bis weit über opus 100 und wurden fast durchweg von der Kritik beifällig aufgenommen, doch hat sich keine derselben so hervorgethan, daß sie ein allgemein beliebtes Stück geworden wäre: sie wurden gespielt, gesungen und bei Seite gelegt. Gesellschaftlich war T. in allen besseren Kreisen ein gern gesehener Gast und als Musiklehrer stand er in gutem Ansehen. Sein Tod schloß nicht nur sein Leben ab, sondern auch die Lebensfähigkeit seiner Compositionen. Die Zeitungen brachten vielfach anerkennende Nekrologe und damit war T. abgethan.

Rob. Eitner.

Trümbach: Karl Levin v. T., geboren zu Wehrda (Kr. Hünfeld), trat am 15. Mai 1732 als Cadet in das hessen-kasselsche Grenadierregiment und blieb in hessischen Diensten bis zu seinem am 2. Mai 1779 in Kassel erfolgten Tode. (Am 15. Mai 1737 wurde er Fähnrich, am 4. Sept. 1742 Lieutenant,

am 11. Juli 1745 Capitän und erhielt als solcher am 29. Aug. 1747 die Schlotheim'sche Compagnie; als Major [seit dem 24. Dec. 1757] in das Regiment Wutginau versetzt, avancirte er am 8. Juli 1759 zum Oberstlieutenant und am 17. April 1761 zum Oberst; am 10. Mai 1766 wurde er Generalmajor und Chef des Leib-Infanterieregimentes, am 24. Sept. 1778 Generallieutenant und erhielt am 25. Sept. das Regiment Wölwarth.) Seine verschiedenen Feldzüge geben eine charakteristische Illustration zu der damals allgemein üblichen Gewohnheit die eigenen Truppen fremden Mächten zu überlassen. 1743 focht er am Rheine im englischen Solde, 1744 und 45 in Baiern im Dienste Kaiser Karl's VII.; 1745 ferner in Brabant, 1746 in Schottland (englische Dienste) und Brabant, 1747 und 48 in Holland unter den Truppen der Seemächte gegen Frankreich.

Acten des Marburger Staatsarchivs. Kretzschmar.

Trummer: Karl T., geboren zu Hamburg am 22. April 1792, ließ sich, nachdem er seit 1811 in Göttingen Jurisprudenz studirt und 1814 in Heidelberg den Doctortitel erworben hatte, in Hamburg als Advocat nieder. 1851 bis 56 lebte er in Wiesbaden, kehrte aber dann nach Hamburg zurück und starb hier am 15. September 1858. — Aus dem Dänischen übersetzte er Ingemann's Trauerspiel „Der Hirt von Tolosa" (in Theod. Hell's Bühne der Ausländer, Bd. I); aus dem Englischen Byron's Manfred. Unter dem Titel „Die Votivtafel" (1825) gab er vermischte Gedichte, gesammelt im J. 1820, und ebenfalls 1825 „Elbblümchen, eine kleine anspruchslose Gedichtsammlung aus den letzten 5 Jahren von D. W." heraus.

Lexikon der Hamb. Schriftsteller VII, 725 f.

Trümpi: Aegidius T., glarnerischer Industrieller, geboren 1768, † am 12. Februar 1839 in Glarus. — Aegidius T. gehört zu den Männern, welche das arme und einfache Alpenthal Glarus zur Großindustrie und damit zur Wohlhabenheit und zu mannichfaltigeren und reicheren Lebensformen hinüber geleitet haben. Von seinem 14. bis zu seinem 24. Lebensjahre hielt er sich in Lissabon auf, wo sein Vater ein Handelsgeschäft und eine Indiennefabrik eingerichtet hatte. 1792 kehrte T. über Amsterdam nach der Heimath zurück und trat hier als Volontär in das Druckereigeschäft A. B. und J. H. Schindler, um die ganze Technik der Indiennefabrikation gründlich kennen zu lernen und die gewonnenen Kenntnisse alsdann in dem väterlichen Geschäfte in Lissabon zu verwerthen. Schon im Frühjahr 1793 begab er sich mit einer jungen Gattin und einer Anzahl glarnerischer Arbeiter wieder in die portugiesische Hauptstadt, gerieth hier aber bald in Zerwürfnisse mit seinem Vater und folgte daher gerne einer Aufforderung seines Schwiegervaters, des Bannerherrn und werdenbergischen Landvogts Schuler, zur Rückkehr ins Glarnerland, wo die Baumwollindustrie eben in raschem Aufschwung begriffen war. 1796 erschien T. neuerdings in der Heimath und übernahm gemeinsam mit einem Schwager, Gabriel Trümpi, das Druckereigeschäft seines Schwiegervaters, das drittälteste dieser Art in der Thalschaft. Mit der Indienne- und Shawldruckerei wurde später die Türkischrothfärberei verbunden. Bis 1820 unter der Leitung der beiden Schwäger und unter der Firma Ae. Trümpi & Co., dann — nach der Trennung der bisherigen Inhaber — unter der Leitung des Aegid. T. allein und unter der Firma Aegidius Trümpi, wuchs das Geschäft zu einem der bedeutendsten, wenn nicht geradezu zum ersten des Landes heran und konnte im J. 1830 in voller Kraft und Blüthe den Söhnen übergeben werden. Auch heute noch blüht es in Glarus und Näfels.

An den öffentlichen Angelegenheiten des Landes hat sich T. nicht in hervorragender Weise betheiligt, und Aemter und Würden sind von ihm weder

gesucht, noch ihm entgegengebracht worden; offenbar, weil er sich erst als reiferer Mann in der Heimath niedergelassen hat und weil es dem im Auslande aufgewachsenen Manne an Neigung zu solcher Wirksamkeit fehlte. Er lebte ausschließlich seinem Geschäfte, so lange er es in seinen Händen behielt, und widmete seinen Lebensabend der Kunst und der von ihm mit großer Vorliebe gepflegten Musik — er war Mitbegründer der glarnerischen Musikgesellschaft — und ganz besonders den Werken der Gemeinnützigkeit und Wohlthätigkeit, wofür er bei seinen reichen Mitteln stets eine offene Hand hatte. Seine Lebensführung blieb einfach bei allem Reichthum und seinen Söhnen ließ er eine strenge, aber tüchtige Erziehung zu theil werden; daneben war T. aber von frohmüthigem Charakter und gegen Jedermann von zuvorkommendem und freundlichem Wesen. Er gehört zu den besten und verdientesten Männern des Glarnerlandes. H. Wartmann.

Trumpp: Ernst T., Orientalist, wurde geboren zu Ilsfeld bei Besigheim in Württemberg am 13. März 1828. Obwol er erst in seinem 13. Lebensjahre anfing, lateinisch und griechisch zu lernen, bestand er doch schon vier Jahre darauf als der siebente unter sechzig die Absolutorialprüfung, die ihm als künftigem Theologen einen Platz im Stift in Tübingen sicherte. Während seiner Studienzeit, die er mit einem glänzenden Examen abschloß, trieb er bereits (unter Roth und Ewald) eifrig Sanskrit und Arabisch, und wurde dann, nachdem er kurze Zeit in seiner Heimath Vicar gewesen war, 1849 durch den Wirbel der kurz vorhergegangenen politischen Bewegungen nach England verschlagen, wo er bald, durch Sir Edwin Norris empfohlen, Bibliothekassistent am East India House wurde. Dadurch wurde seine Aufmerksamkeit mehr und mehr auf das ausschließliche Studium der indischen Sprachen, besonders der neueren Dialekte, gezogen; und als die Kirchliche Missionsgesellschaft im J. 1852 einen Gelehrten suchte, der verschiedene dieser Sprachen grammatisch und lexikalisch zunächst für Missionszwecke, aber ebenso auch für Gelehrte zugänglicher machen sollte, da konnte die Wahl des Comités auf keinen geeigneteren und befähigteren als auf T. fallen, der denn auch mit Freuden diese Gelegenheit annahm, das längst ersehnte Ziel seines Strebens, das Wunderland Indien, selbst zu besuchen. Kurrachee (Kuratschi), die Hauptstadt der Provinz Sindh, war die erste Station seines so erfolgreichen indischen Wirkens. Die Frucht seiner dortigen Thätigkeit war die 1858 erschienene Sindhi Grammar und ein Sindhi-Lesebuch; ferner benutzte er diesen Aufenthalt, mit einem gelehrten Perser eifrig sich ins Neupersische einzustudiren, so daß er eine persische Uebersetzung des Common prayer book für seine Missionsgesellschaft veröffentlichen konnte. Dazwischen fällt auch ein zu seiner Erholung im Mai 1856 unternommener Besuch in Jerusalem und seine erste Verheirathung mit einer geborenen Baslerin. Leider starb seine Gattin schon 1857 am ersten Wochenbett infolge der Aufregung des grade ausgebrochenen indischen Aufstands, und T. kehrte daraufhin körperlich und geistig fast gebrochen nach Europa zurück, wo er sich indeß bald wieder erholte und 1858 mit seiner zweiten Gattin, Luise, einer geb. Pelargus von Stuttgart, die ihm während seines ganzen Lebens als treue Genossin und Helferin zur Seite stehn durfte, nach Indien zurückkehrte.

Diesmal war Peschawar an der indisch-afghanischen Grenze das Reise- und Arbeitsziel; die später (1873) erschienene Pushtu Grammar, die erste wissenschaftliche Darstellung der das Mittelglied zwischen dem Eranischen und Indischen bildenden interessanten Sprache, war das Hauptresultat dieser seiner Thätigkeit in Peschawar. Daneben widmete er sich mit großem Eifer dem Missionsberuf unter den dort lebenden Afghanen und Persern und fand sogar noch Zeit, die bis dahin ganz unbekannte Kafirsprache zum ersten Male darzustellen (erschienen im Journal of the R. Asiatic Society, 1868).

Seiner Gesundheit halber mußte T. jedoch schon nach 1½-jähriger Wirksamkeit Peschawar und überhaupt Indien verlassen (1860). Zunächst verlebte er in Stuttgart drei Jahre mit Verarbeitung seiner linguistischen Resultate, um dann sechs weitere Jahre gesegneten Wirkens in Pfullingen, an den romantischen Abhängen der rauhen Alb, als Diakonus zu verbringen.

Noch einmal rief ihn seine Wissenschaft nach Indien, und zwar war es diesmal die englische Regierung selbst, die ihn 1870 beauftragte, das in der alten Gurmukhisprache geschriebene heilige Religionsbuch der Sikh-Secte, den Adi Granth, ins Englische zu übersetzen. Er unterzog sich den äußerst mühseligen und große Geistesanstrengung und Fleiß erfordernden Vorarbeiten dazu in der indischen Universitätsstadt Lahore, wo er zwei Jahre, fern von den Seinen zubrachte. Im J. 1872 kehrte er nach Württemberg zurück, um in Tübingen die Uebersetzung auszuarbeiten, zu der er sich Grammatik und Lexikon erst selber hatte anfertigen müssen; daneben wirkte er dort von März 1873 bis August 1874 an der Universität als Privatdocent für orientalische Sprachen, wovon außer anderm auch eine semitistische, 1874 in der Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch. erschienene Abhandlung über den Accent des Aethiopischen, die geradezu als epochemachend für das Verständniß dieser Sprache gelten darf, rühmliches Zeugniß ablegt.

Sein eigentliches Lebenswerk ist jedoch die 1877 erschienene Uebersetzung des Adi Granth (mit einer umfangreichen, allein 137 Seiten füllenden Einleitung), und es ist nur zu bedauern, daß es ihm späterhin nicht mehr vergönnt war, die Grammatik und das Lexikon der Gurmukhisprache (einer der ältesten Formen der neuindischen Idiome, dieser philologisch so wichtigen Tochtersprachen des Sanskrit) zum Druck auszuarbeiten. Denn bald sollten den vielseitigen Mann andere, an seine Tübinger Privatdocentur anknüpfende Aufgaben auf ein ganz verschiedenartiges Thätigkeitsfeld rufen. Es wurde ihm nämlich im Jahre 1874 die Professur für semitische Sprachen an der Münchener Universität übertragen. Hier legte er sich mit großem Eifer und wahrem Bienenfleiße auf das so schwierige Gebiet der arabischen Nationalgrammatik; eine Reihe von Vorarbeiten zu einem von ihm geplanten größeren umfassenden Werke über die arabische Grammatik wurden von ihm in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er schon im J. 1873 geworden war, nach und nach veröffentlicht. Seine Begeisterung und hohe Begabung für rein grammatikalische Untersuchungen, die ihn so Großes in den verschiedensten Gebieten leisten ließen, hatten ihn zu diesen Studien, für die er sich schon seit seinen Universitätsjahren interessirt hatte, geführt, und seine angeborene und von aufrichtiger Herzensfrömmigkeit genährte Gewissenhaftigkeit ließ es ihm als Pflicht erscheinen, den ihm übertragenen Lehrberuf nun auch mit einer vor allem das Arabische umfassenden schriftstellerischen Thätigkeit verbinden zu sollen. Aber an dem schwierigen und leider auch ziemlich unfruchtbaren Stoff, der eine intensive Beschäftigung schon von der Universitätszeit an erfordert, scheiterten die Kräfte des schon im reiferen Mannesalter stehenden Gelehrten, die zudem von Indien her schon einen ziemlichen Stoß erhalten hatten. Ein tieferes Leiden, das schließlich in Erblindung und endlich in Geistesumnachtung endete, trübte seine letzten Lebensjahre, bis er am 5. April 1885 durch einen sanften Tod erlöst wurde.

Seine Verdienste im Gebiet der neuindischen Philologie, als deren Begründer er mit Fug und Recht gelten darf, werden ihm stets einen ehrenvollen Platz in den Reihen der Orientalisten unseres Jahrhunderts sichern; unter den als Gelehrten wirkenden Missionaren steht er geradezu unerreicht da; seine Vielseitigkeit, die auch dem semitischen und turanischen Sprachgebiete geschätzte Bei-

träge von bleibender Bedeutung lieferte, ist trotz einer gewissen sich allzusehr ins rein grammatische verbohrenden Einseitigkeit dennoch zu bewundern. Am meisten aber wird den Herzen derer, die ihm, dem stillen, wenig weltläufigen Manne, näher treten durften, seine unbestechliche Wahrheitsliebe, Charakterfestigkeit, Treue und Frömmigkeit unvergessen bleiben; sein Christenthum war ein ungeheucheltes und hat sich auch praktisch, so in gar manchen Acten edelster Wohlthätigkeit, von denen die Außenwelt nie etwas erfuhr, bethätigt.

Hommel.

Trunk: Johann Jakob T., Dr. phil. et jur., Forstcameralist, geb. am 11. Juli 1745 in Herrensheim (bei Worms), † nach 1802 in Alsheim (bei Worms). Er studirte an der hohen Schule zu Mainz, erwarb sich den philosophischen und juristischen Doctorgrad, und begann seine Laufbahn 1770 als Lehrer der deutschen Litteratur und Geschichte an dem fürstbischöflichen Gymnasium zu Worms. Später wurde er Stadtgerichtssecretär in Mainz, und von 1772 (oder 1777) bis 1782 fungirte er als kurmainzischer Oberbeamter zu Amorbach im Odenwalde. In dieser Eigenschaft hatte er zugleich die Oberaufsicht über die zugehörigen Forste zu führen, was ihn veranlaßte, sich auch als Forstmann auszubilden. Ein Zeugniß der kurmainzischen Förster aus dem Odenwalde (1789), welches in seinen Forsttabellen abgedruckt ist, erkennt seine Wirksamkeit als Oberforstbeamter an. Von 1782—1787 war er kaiserlicher Reichskammergerichts-Advocat in Wetzlar. Am 12. April 1787 wurde er, nach vorzüglich bestandener öffentlich ausgeschriebener Concursprüfung, Oberforstmeister in Vorderösterreich und öffentlicher Professor der Forstwissenschaft an der Universität Freiburg. Zugleich verordnete die österreichische Regierung, daß alle, die in den vorderösterreichischen Landen auf Forstdienststellen Anspruch machen wollten, bei T. Unterricht genossen haben sollten. Trotzdem waren seine Vorträge daselbst nicht von langem Bestande, denn schon im J. 1793 folgte er einem Rufe des Kurfürsten von Köln als wirklicher Hofrath und Professor der politischen Oekonomie, Land- und Forstwirthschaft. 1800 zog er sich in den Ruhestand nach Alsheim (bei Worms) zurück. Von seinen Schriften sind in forstlicher Hinsicht folgende bemerkenswerth: „Neues vollständiges Forstlehrbuch, oder systematische Grundsätze des Forstrechts, der Forstpolizey und Forstökonomie, nebst Anhang von ausländischen Holzarten, von Torf und Steinkohlen“ (1789); „Praktische Forsttabellen zu besserer Deutlichkeit des Forstlehrbuches“ (1789; 2. Aufl. 1808); „Die vortheilhafteste Art, die Laubwaldungen zu behandeln“ (1790; 2. Aufl. 1802); „Systematisch-praktischer Forstkatechismus“ (1799); „Neuer Plan zur allgemeinen Revolution in der bisherigen Forstökonomie-Verwaltung“ (1802). Bemerkenswerth ist außerdem ein von ihm verfaßtes ausführliches Gutachten (d. d. Rottenburg, 1. October 1788), betreffend den Zustand und die Verbesserung der Waldungen der vormaligen Grafschaft Nieder- und Oberhohenberg (abgedruckt in Moser’s Forstarchiv, XIV. Bd. 1793, S. 29).

Trunk’s Name ist insofern mit der Geschichte der Forstwissenschaft verknüpft, als er der erste Forstmann war, der in Vorderösterreich dem Forstfache eine einigermaßen wissenschaftliche Richtung gegeben hat. Bei seinem eigenthümlichen Bildungsgang konnte zwar eine wesentliche Förderung des technischen Forstbetriebs und der Grundlagen desselben von ihm kaum erwartet werden; auch hat er durch vielfache Uebertreibungen und eine gewisse Schärfe in seinen Schriften manchen Feind sich zugezogen. Die mathematischen Disciplinen des forstlichen Betriebs (insbesondere die Forstbetriebseinrichtung) beherrschte er aber doch in höherem Grade, als die meisten Forstcameralisten seiner Zeit, und seine juristischen Kenntnisse kamen ihm bei Lösung von Fragen der Forstgesetzgebung,

Forstorganisation und Forstverwaltung sehr zu statten. Charakteristisch für seine Stellung auf forstpolitischem Gebiete ist, daß er in Wort und Schrift als heftiger Gegner des Staatswaldbesitzes auftrat, den er hauptsächlich deßhalb verwarf, weil er auf Grund seiner Erfahrungen den Forstbeamten weder die nöthigen Kenntnisse, noch die erforderliche Dienstitreue und Redlichkeit (?), noch die unerläßliche Hingabe an das Interesse des Staates zutraute. Die Unrichtigkeit dieser Anschauung und Voraussetzungen ist durch die spätere Entwickelung der Forstwirthschaft und den großen Aufschwung, den gerade der Staatsforstbetrieb in allen Ländern genommen hat, schlagend bewiesen worden.

Monatschrift für das württembergische Forstwesen. VI. Band. 1855, S. 388. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstliche Chrestomathie. II. S. 296, Bemerkung 244 und V. 1. S. 7 u. 8, Nr. 37. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums u. s. w. II. S. 81, 155, Bemerkung 15; S. 161, 253 und 278. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 611. — Heß, Lebensbilder hervorragender Forstmänner u. s. w. S. 374. — Schwappach, Handbuch der Forst- und Jagdgeschichte Deutschlands. 1. Bd. 1886, S. 455 und 2. Bd. 1888, S. 551. R. Heß.

Trunk: Peter T., katholischer Geistlicher, geb. 1727 zu Wertheim an der Tauber, erzogen zu Miltenberg am Main, trat 1747 zu Mainz in den Jesuitenorden, wurde nach der Aufhebung desselben Prediger in der Stadtpfarrkirche zu Mannheim und nach zwei Jahren Pfarrer zu Bretten in Baden. 1777 wurde er, nachdem ihm der Dechant wiederholt Vorstellungen über anstößige Predigten gemacht hatte, bei dem Fürstbischof von Speier, August Graf von Limburg-Styrum (s. A. D. B. XVIII, 655) wegen einer Predigt über das Fegfeuer denuncirt, mußte die Predigt einsenden, kam aber diesmal, obschon der Fürstbischof ein strenger Herr war, mit einem Verweise des geistlichen Referendariates zu Bruchsal davon. Bald darauf wurden aber wieder, angeblich von den Kapuzinern, 42 anstößige Aeußerungen denuncirt, die er auf der Kanzel und in Privatgesprächen gethan haben sollte. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet und T. vorläufig vorbehaltlich der Entscheidung über andere Sätze angewiesen, zwei Sätze von der Kanzel zu widerrufen, eine derbe Bemerkung über die neue Andacht zum Herzen Jesu und die Bemerkung, der Zusatz bei dem vierten der zehn Gebote: „auf daß du lange lebest auf Erden“ werde besser weggelassen, da er bloß die Juden angehe. T. gehorchte nicht, sondern ging nach Mannheim, wo er bei der dortigen kurfürstlichen Regierung Schutz suchte. Er lebte nun einige Jahre in dem dortigen Bürgerhospitale mit einer ihm von der kurfürstlichen Regierung bewilligten Pension von 200 Gulden. Schiller schreibt über ihn, 13. Nov. 1783, an Frau v. Wolzogen (Fr. Jonas, Schiller's Briefe I, 162): „Trunk, ein katholischer Geistlicher, dessen Verfolgung und Schicksal sie im Deutschen Museum [1782, Bd. 1, S. 145—164: „Nachrichten von Herrn Pater Trunk“, vielleicht von Schiller selbst eingesandt] lesen, ist ein guter Freund von mir und hat mich während meiner Krankheit öfters besucht. Er ist ein lebendig herumgehender Beweis, wie viel Böses die Pfaffen zu stiften im Stande sind.“

Später bat T. um die Entlassung aus dem Verbande der Diöcese Speier, die er erhielt, nachdem er die Untersuchungskosten bezahlt hatte. Er siedelte nach der Diöcese Worms über, wo ihm aber der Kurfürst von Mainz auf den Antrag des Fürstbischofs van Speier das Messelesen verbot. Ueber sein weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Die Sache wurde, so unbedeutend sie an sich ist, damals in mehreren Schriften und danach auch in den damaligen Zeitschriften ausführlich und lebhaft besprochen. Zunächst erschien zu Gunsten (und unter Mitwirkung) von T. „Religionsklagen gegen Herrn Pater Trunk .... sammt Beantwortungen, herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von einem Lieb-

haber der Wahrheit", 2 Hefte, 1779, 1780. Dann erschien, gleichfalls anonym, aber von J. A. Sambuga, damals Stadtcaplan in Mannheim (A. D. B. XXX, 308), verfaßt, „Etwas zur Beruhigung des guten Katholiken wegen der sogenannten Religionsklagen . . ., mitgetheilt von einem Weltpriester aus der Pfarrei Mannheim", 1781. Es folgten noch 1781 zwei Entgegnungen (von einem rationalistischen Protestanten).

Die meisten Klagepunkte betreffen abergläubische oder sonst anstößige Dinge, die T. mit Recht, nur meist in zu derben und unpassenden Ausdrücken tadelte. Für viele beruft er sich auf ein von den Kapuzinern verbreitetes Büchlein: „Ein schöner und wohlapprobirter heiliger Segen".

Deutsches Museum, s. o. — Die neuesten Religionsbegebenheiten (Gießen) 1780, 738. 1781, 297. — Acta historiae ecclesiasticae nostri temporis VI, 45, 647, 792. — Litteratur des katholischen Deutschlands III, 363.

Reusch.

Truestedt: Friedrich Leberecht T., Arzt, geboren am 1. Februar 1791 zu Berlin, erhielt seine ärztliche Bildung als Eleve des med.-chir. Friedrich-Wilhelm-Instituts seiner Vaterstadt, diente während der Befreiungskriege als Compagniechirurg, wurde 1816 zu Berlin Doctor, 1820 Assessor beim königlichen Medicinalcollegium der Provinz Sachsen und Director der Hebammenschule zu Magdeburg, 1822 Rath am vorgenannten Collegium, 1825 Regierungs-Medicinalrath bei der Regierung zu Magdeburg und 1827 zugleich Director der daselbst errichteten med.-chirurgischen Lehranstalt. 1831 wurde er zum vortragenden und Geheimen Medicinalrath im Ministerium der geistlichen und Medicinalangelegenheiten zu Berlin ernannt, 1833 erhielt er eine außerordentliche Professur an der Universität zu Berlin und später den Titel eines Geheimen Obermedicinalraths. 1849 nahm er seinen Abschied und zog sich nach Halberstadt zurück, wo er am 19. November 1855 an den Folgen wiederholter Schlaganfälle starb. Außer seiner Inauguraldissertation betitelt: „De extensionis in solvendis herniis cruralibus incarceratis prae incisione praestantia" (Deutsch in Rust's Magazin für Heilkunde 1818 III) verfaßte er noch eine Reihe kleinerer Journalaufsätze für die preuß. med. Vereinszeitung, sowie die historisch wichtige Schrift: „Historisch-kritische Beiträge zur Reform der med. Verfassung in Preußen" (Berlin 1846), ferner: „Versuch einer Feststellung der allgemeinen Grundsätze, welche den gerichtlichen Arzt bei Abfassung eines geforderten Gutachtens über die Tödtlichkeit einer Verletzung leiten müssen" (Rust's Magazin u. s. w. 1820. VIII).

Näheres vgl. im Biogr. Lex. VI, 19 u. den das. citirten Quellen. Pagel.

Trutvetter: Jodocus T., aus Eisenach, Licenciat der Theologie, war zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Professor der Philosophie an der Universität in Erfurt, wo Luther bei ihm Vorlesungen über Logik hörte. Er hat eine „Summa totius logicae", ein „Breviarium dialecticae" (Erf. 1507) und ein „Systema physicum" herausgegeben und starb am 9. Mai 1519.

Jöcher's Allg. Gel.-Lex. IV, 1342. — Zedler's Univers.-Lex. XLV, 1333.

O. Liebmann.

Trützschler: Wilhelm Adolf v. T., ein Führer der deutschen Demokratie, geb. am 20. Febr. 1818 zu Gotha als Sohn des Geh. Regierungsrathes Franz Adolf v. T. (s. u. S. 694) und seiner Gattin Elisabeth geb. v. Wangenheim, † am 14. Aug. 1849, studirte in Jena, Leipzig und Göttingen zuerst Medicin, dann die Rechte und hatte als Viceactuar und Hülfsassessor an dem Justizamt zu Zwickau und dem Appellationsgericht zu Dresden die Laufbahn eines richterlichen Beamten unter glänzenden Aussichten eben angetreten, als den hochbegabten, aber rücksichtslosen und zu Gewaltsamkeit neigenden jungen Mann die revolutionäre Bewegung der

Jahre 1848 und 1849 in ihre Strudel riß und zu einem ihrer vornehmsten Opfer werden ließ. Als Mitglied der Frankfurter Nationalversammlung und des sächsischen Landtags hatte er innerhalb seiner Partei eine leitende Rolle gespielt. Dies führte dazu, daß er seine Person in hervorragendem Maße in den Dienst des badischen Aufstandes stellte, indem er sich durch Patent vom 26. Mai 1849 zum Civilcommissär in Mannheim und provisorischen Regierungsdirector im Unterrheinkreis, sowie durch eine vom 29. Mai datirte Vollmacht von Mördes zu dessen Stellvertreter ernennen ließ. Durch die Art, wie er seine revolutionäre Thätigkeit ausübte und vielleicht ausüben mußte, weil seine Anordnungen bei der badischen Bevölkerung einem weitverbreiteten Widerstande begegneten, hatte er neben politischer Gegnerschaft auch persönlichen Haß gegen sich erweckt. So kam es, daß in Mannheim, wo die Einwohnerschaft ein Bombardement und blutige Straßenkämpfe zu erleben fürchtete, am 22. Juni eine Contrerevolution ausbrach, in deren Folge T., als er auf einem bereit gehaltenen Pferde das Weite suchen wollte, von Bürgern und Dragonern festgenommen und an die wenige Stunden später einrückenden preußischen Truppen ausgeliefert wurde. Am 13. August verurtheilte ihn das Kriegsgericht zu Mannheim wegen vollendeten Hochverraths zum Tode. Die Anstrengungen seiner Gattin Gabriele, einer Tochter des sächsischen Generalmajors v. Mandelsloh, und seines Vertheidigers Küchler hatten nicht vermocht, diesen Ausgang seines Processes abzuwenden.

Allgemeine Zeitung 1849, besonders Nr. 177 vom 26. Juni S. 2728 und Beilage zu Nr. 231 vom 19. August S. 3570—3572. — Dresdner Zeitung 1849, besonders Nr. 213 vom 12. und Nr. 226 vom 27. September. — K. Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. Lpz. 1849, S. 401 f. — Carl Rosen, Adolph v. Trützschler, sein Leben und Ende. Dresden, im Selbstverlag des Verf., o. J. — Julius Hofmann, Schuhmachermeister und Schriftsteller, Deutschlands Klage um Adolph v. Trützschler. Dresden, im Selbstverlage des Verf. 1850. — Ludwig Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution. Heidelberg 1851, S. 550, 568 f., 595 f.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Trützschler: Friedrich Karl Adolf v. T., Staatsmann und Schriftsteller, geboren am 3. Juli 1751 zu Culmitzsch im damaligen kursächsischen Amte Weida, verlor seinen Vater, den königlich polnischen und kursächsischen Major der Infanterie und Kreiscommissar Franz Adolf v. Trützschler, schon im vierten Altersjahre, worauf seine Mutter, eine geborene v. Wolfersdorf, die fernere Erziehung des Sohnes übernahm. Der Unterricht, den sie ihm durch geschickte Hauslehrer ertheilen ließ, förderte ihn bei seiner glücklichen Begabung so sehr, daß er bereits zu Michaelis 1766 die Hochschule in Jena beziehen konnte. Er blieb dort bis zu Ostern 1771, hörte während dieser Zeit u. a. bei den Juristen J. E. und J. L. Schmidt, K. Fr. Walch, J. A. v. Hellfeld und bei den Philosophen Chr. Fr. Polz, J. E. B. Wiedeburg und J. G. Müller, vertheidigte 1769 unter Walch's Vorsitz seine Dissertation „de iure creditoris, mutata re oppignerata“, trat 1770 als Mitglied in die von J. E. J. Walch geleitete Lateinische Gesellschaft und vertheidigte 1771 ohne Präses eine zweite Dissertation „de donatione inter virum et uxorem per tertium facta prohibita“. Bald nach Vollendung seiner Studien zog ihn Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha in seine Dienste, indem er ihn zum Regierungsassessor (23. October 1771) und im folgenden Jahre (24. October 1772) überdies zum Consistorialassessor in Altenburg ernannte. Unter Herzog Ernst II. zum Regierungsrath (22. Januar 1773) und hierauf zum Hof- und Consistorialrath (25. Juli 1774) befördert, wirkte er 1777 als Subdelegirter in der vom kaiserlichen Reichshofrathe seinem Fürsten

übertragenen Streitsache des Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und der Reichsstadt Nürnberg über die Räumung und Beherrschung der Pegnitz, eine Angelegenheit, die nachher durch schriftlichen Verkehr einen gütlichen Abschluß fand, bekleidete daneben noch die Aemter eines Commissionsmitgliedes der Allgemeinen Wittwen-Societät (seit 8. Mai 1779), eines Oberaufsehers des Leuchtenburger Zuchthauses und später des in Altenburg errichteten Werkhauses, wie er denn auch von 1782—1792 als Deputirter der Landesregierung der Altenburger Polizeicommission vorstand und gleich lange die Stelle eines Rathscommissarius versah. Nachdem er dann unter dem genannten Herzog Vicepräsident des Consistoriums und Geheimer Regierungsrath (13. Mai 1783), sowie Vicekanzler (29. September 1786) geworden war, übernahm er anstatt des zum Geh. Rath und Kanzler beförderten Fr. Karl Adam v. Schwarzenfels das Directorium der Landesregierung, deren Mitgliedern er sich (26. December d. J.) in herrschaftlichem Auftrage selber vorstellte, und sah sich zudem mit der Würde eines Propstes des Freiadeligen Magdalenenstiftes betraut. Am 29. December 1794 erhielt er „zur Bezeugung höchster Zufriedenheit" den Rang eines Geh. Rathes und Kanzlers und durch den Herzog August am 7. Mai 1804 den Charakter eines Wirklichen Geh. Rathes, ferner am 13. December 1805 zugleich Sitz und Stimme im Geheimrathscollegium zu Gotha und zwar mit Beibehaltung der Kanzlerstelle und des Wohnsitzes zu Altenburg, sowie nach dem Tode des bisherigen Inhabers das Amt eines Obersteuerdirectors, worauf er (14. April 1817) durch die Ernennung zum Präsidenten des gothaischen Geheimrathscollegiums zur höchsten Würde im Staatsdienste aufstieg (21. Februar 1820). Als solcher beging er am 23. October 1821 seine fünfzigjährige Jubelfeier und erfuhr bei diesem Anlasse ungewöhnliche Ehren von nah und fern. Vor allem „mußte ihn die Anerkennung freudig berühren, die ihm von dem ganzen Fürstenthum Altenburg in Deputationen, Geschenken und schriftlichen wie mündlichen Ehrenbezeugungen unaufgefordert und beredt" zu theil wurde. Alle Stände des Landes, vom Herzog und seinen Angehörigen bis zum geringsten Landmanne, dankten ihm wetteifernd für die unermüdliche Treue, die seltene Humanität und den lebhaft ausgebildeten Gerechtigkeitssinn, wodurch er sich stets und namentlich in den schweren Zeiten der Napoleonischen Herrschaft ausgezeichnet hatte. König Friedrich August von Sachsen verlieh ihm das Großkreuz seines Civilverdienstordens und Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar dasjenige seines Ordens vom Weißen Falken; die Jenaer Hochschule überreichte ihm das Diplom eines Doctors beider Rechte; die Pierer'sche Hofbuchdruckerei veranstaltete eigens für ihn eine Prachtausgabe von Cicero's „Cato maior seu de senectute", und der Geheimrath Joh. Friedr. Graf v. Beust in Dresden widmete ihm seine Schrift „Altenburgs Kanzler", in der er je einen kurzen Lebensabriß der 16 früheren höchsten Staatsdiener gab, während er unter Trützschler's Namen die huldigenden Worte Goethe's setzen konnte:

„Dein Lorbeer ist das fürstliche Vertrauen,
Das auf den Schultern Dir als liebe Last
Gehäuft und leicht getragen ruht; es ist
Dein Ruhm das allgemeine Zutrau'n".

Bald nach diesem Ehrentage starb Herzog August in der Vollkraft des Lebens (17. Mai 1822), und da sein Nachfolger und Bruder, Friedrich IV., infolge eines unheilbaren Uebels die Regierung nicht selber führen konnte, so übernahm nun T. in Verbindung mit den Ministern Friedr. Aug. v. Minckwitz, Bernh. v. Lindenau und Joh. Karl v. d. Becke die Leitung der Gotha-Altenburgischen Lande und behielt sie nach v. Minckwitz' frühem Tode (18. Februar 1823) mit seinen beiden anderen Collegen nicht nur bis zum Hintritt des

Herzogs (11. Februar 1825), sondern auch noch während der 21monatlichen sogenannten Zwischenregierung, nachdem die Herzöge von Meiningen, Hildburghausen und Coburg sich dahin geeinigt hatten, den bisherigen Besitz des erloschenen Hauses Sachsen-Gotha bis zur Erledigung ihrer Erbansprüche ungetheilt verwalten zu lassen. — Schon zu Lebzeiten Friedrich's IV. machten sich die genannten Staatsmänner um das Wohl der ihnen anvertrauten Fürstenthümer sehr verdient. Sie schlossen mit den Gläubigern des Herzogs August ein billiges Abkommen und tilgten in kurzer Zeit die aufgelaufene nicht unbedeutende Schuldenmasse, indem sie die glanzvolle Hofhaltung beschränkten und die herzogliche Leibgarde auflösten. Zugleich förderten sie Handwerk und Gewerbe dadurch, daß sie dem 1823 in Gotha entstandenen Gewerbeverein die landesherrliche Bestätigung ertheilten, einen ansehnlichen Geldbeitrag zur Ermunterung und Aussetzung von Preisen für heimische Industrieerzeugnisse aus der Kammer- und Landschaftskasse verwilligten, für die Versammlungen und den Unterricht junger Handwerker ein herzogliches Gebäude einräumten und die erste Ausstellung vaterländischer Producte und Fabrikate in Gotha (5. September 1824) unterstützten. Vornehmlich aber ist ihnen als großes Verdienst anzurechnen, daß sie den Herzog Friedrich bestimmten, in seiner zweiten letztwilligen Verfügung vom 13. December 1824 die fideicommissarische Stiftung der reichen Friedenstein'schen Sammlungen auszusprechen, wodurch sie „die lange umsonst gewünschte Vereinigung aller vorher in den fürstlichen Schlössern und Zimmern zerstreuten" wissenschaftlichen und künstlerischen Schätze herbeiführten und diese so dem gothaischen Lande als unveräußerlichen Besitz für alle Zeiten sicherten. Heilsame Staatsacte waren auch der mit Weimar, Meiningen, Hildburghausen und den beiden Schwarzburg am 23. December 1822 abgeschlossene Handelsvertrag, wie nicht minder eine Uebereinkunft mit Schwarzburg-Rudolstadt, das die ihm gehörige Vogtei Seebergen an Gotha abtrat und dagegen vier ihm näher liegende Dörfer sammt der Hoheit über die Aemter Ilm und Paulinzella erhielt (19. Dec. 1823). Unberechtigtes Hereinregieren, das zu Lebzeiten Friedrich's IV. von Seiten Hildburghausens versucht wurde, wiesen die Minister, die Selbständigkeit ihrer Regierung wahrend, mit Entschiedenheit zurück. Nach dem Abschluß des vom sächsischen Könige Friedrich August vermittelten Theilungsvertrages (12. Nov. 1826) fiel Gotha an Coburg und Altenburg an Hildburghausen, wogegen dessen Herzog, Friedrich, sein bisheriges Gebiet an Meiningen abtrat. Unter dem neuen Landesherrn blieb T. in seiner altenburgischen Stellung und leistete ihm bei seiner Erfahrung und Sachkenntniß nicht unbedeutende Dienste. Er führte sein Amt noch bis zum 25. September 1830 fort, zog sich dann aber, der Ruhe bedürftig, in den Privatstand zurück. Als er eben auf seinem Erbgute Falkenstein im sächsischen Voigtlande verweilte, bereitete ihm ein Nervenschlag am 31. Juli 1831 ein sanftes und schmerzloses Ende. In 54jähriger Ehe mit einem geborenen Fräulein v. Griesheim verbunden, hinterließ er mehrere Kinder. Einer der Söhne, Franz Adolf v. T., befand sich als Geh. Regierungsrath in coburg-gothaischen Diensten. Er war der Vater des unglücklichen sächsischen Assessors Wilh. Adolf v. Trützschler (s. d.), der wegen seiner Theilnahme am badischen Aufstande in Mannheim standrechtlich erschossen wurde (14. August 1849). — Neben seinen Berufspflichten hat der vielbeschäftigte Staatsmann doch noch Muße zu litterarischen Arbeiten gefunden. Theils betreffen sie seine eigene Fachwissenschaft, theils gehören sie in das Gebiet der Jugendschriften. Außer den beiden oben genannten Dissertationen sind folgende erschienen und zwar meist ohne Nennung seines Namens: „Versuch einer genauen Bestimmung des Rechts wiederkäuflicher und unablegbarer Zinsen bei entstandenen Concursen" (1777); „Die Lehre von der Präclusion bei entstandenem Concurse der Gläubiger"

(2 Bde., 1781; 2. Aufl. 1802); „Anweisung zur vorsichtigen und förmlichen Abfassung rechtlicher Aufsätze, insonderheit über Handlungen der willkührlichen Gerichtsbarkeit" (2 Thle., 1783—84; 5. Aufl. 1817); „Anweisung zur Abfassung der Berichte über rechtliche Gegenstände" (1785; 3. Aufl. 1817); „Elise. Lustspiel in 3 Aufzügen" (1777); „Liebe und Tod. Trauerspiel in 5 Aufzügen" (1778); „Der Neujahrstag. Nachspiel für Kinder in einem Aufzuge" (1779); „Lydia. Schauspiel in 3 Aufzügen für Kinder" (1779); „Karl von Hellberg. Eine Geschichte" (2 Thle., 1781); „Geschichte der Emilie Goldbach, oder Liebe und Pflicht" (1782).

Denkschrift der funfzigjährigen Dienst-Jubelfeier Sr. Excellenz des Hrn. Fr. C. A. v. Tr . . . . am 23. Oct. 1821. Altenburg o. J. Mit Trützschler's Brustbild auf der Vorderseite einer Gedächtnißmünze. — N. Nekrolog, 9. Jahrg. 1831, 2. Thl. (1833), S. 680—692 (P. H. in St. = Pastor K. Fr. Hempel in Stünzhain bei Altenburg). — Chrn. Fr. Sachse, Des Christen Pflicht, mit der Gerechtigkeit die Liebe zu verbinden. Eine Predigt, gehalten . . . nach dem am 31. Juli d. J. erfolgten Ableben des Herzogl. Sachsen-Altenburg. Hrn. Geheimraths-Präsidenten Fr. C. A. v. T. Altenburg 1831. — Neuestes Conversations-Lexikon für alle Stände, 7. Bd., Leipzig 1838, Sp. 1457. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854, S. 148 f. — Vgl. auch: Meusel, Gel. Teutschland, 8. Bd. (1800), S. 132 f. und 21. Bd. (1827), S. 136 f. — Würdigung des Verdienstes — in: National-Zeitung der Deutschen, Gotha, 45. Stück vom 7. Nov. 1821, S. 805 (von H. A. O. Reichard). — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften, 7. Bd.: Personalien, Leipzig 1840 (Sonderausgabe: 1848), S. 183 f. und 539 f. — H. A. O. Reichard's Selbstbiographie, überarbeitet und hrsg. von H. Uhde, Stuttg. 1877, S. 485, Anmerk., und S. 509. — K. Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., 5. Bd. (1893), S. 403 f.

A. Schumann.

Tschabuschnigg: Adolf Ignaz Ritter v. T., österreichischer Politiker und Dichter, wurde am 20. Juli 1809, aus einer alten kärtnerischen, 1715 in den Reichsritterstand erhobenen Familie (deren bairischer Ast sich Zabuesnigg schreibt), als älterer Sohn des landständischen Secretärs Karl Leopold Emanuel zu Klagenfurt geboren. Nachdem er das Gymnasium und das treffliche Benedictinerlyceum daselbst absolvirt hatte, bezog er 1826 behufs des Rechtsstudiums die Wiener Universität. Er kam dahin mit zweierlei tieferen Gemüthseindrücken. Oeftere Krankheiten in dem innig zusammenhängenden Familienkreise hatten ihm früh manche traurige Erkenntniß nahegebracht, während andererseits die eben hierdurch geweckten und durch lebhafte Naturanlagen genährten dichterischen Ergüsse in den letzten Gymnasialclassen im Wetteifer eines jugendlichen litterarischen Cirkels spornenden Beifall ernteten. Den beherrschenden elegischen Hauch löste infolge des Umblicks in den ungewohnten weiteren Verhältnissen der Skepticismus ab, der seitdem, stets zum Zweifeln, leicht zum Regieren geneigt, seine litterarische Weltanschauung bestimmte. Sein Studieneifer, der auf die richterliche Laufbahn hinzielte, beschränkte freilich die Pflege der Poesie auf gelegentliche lyrische und novellistische Beiträge zu Unterhaltungsblättern und Almanachen; übrigens redigirte er den I. Jahrgang des Wiener Taschenbuchs „Immergrün" (1837) selbst. Die Julirevolution wirkte nachhaltig auf sein harmloses Studentendasein: er entnahm dem Polenaufstande den Anlaß zu einem kleinen Roman „Das Haus des Grafen Owinski", sammelte seine „Gedichte" und ließ aus Rücksicht auf die Censur ersteren 1832 als „von A. V. T. Süd" zu Dresden, letztere zu Leipzig erscheinen, beschloß aber auch seine akademischen Vorbereitungen als Jurist und trat Frühjahr 1832 in den Staatsdienst, und zwar in der Vaterstadt, von

wo er 1836 nach Triest kam. Seit 1844 functionirte er als Rath beim Stadt- und Landgerichte in verschiedenen Zweigen der Rechtspflege in Klagenfurt, 1850 zum Oberlandesgerichtsrath befördert, als welcher er die ersten Schwurgerichtssitzungen in Kärnten eröffnete. 1854 wurde er mit gleichem Range nach Graz, 1859 als Hofrath zum obersten Gerichtshof in Wien versetzt. Neben diesem Aufrücken als Beamter lief eine rege politische Thätigkeit her, die ihn namentlich 1848 als Vertrauensmann seiner Mitbürger bei den Wiener Berathungen über Verfassungs-, Verwaltungs- und Justizreformen, seit Beginn der constitutionellen Aera 1861 als Vertreter des Großgrundbesitzes im kärtnerischen Landtage und im österreichischen Abgeordnetenhause, als unbeugsamen Vorkämpfer eines gemäßigten Fortschritts, besonders humaner Verbesserungen in Gesetzgebung und innerer Geschäftsführung sah. Vom 12. April 1870 bis zum 11. Februar 1871 versah er das Portefeuille der Justiz im Ministerium Potocki, anfangs drei Monate auch das des Cultus. Seit 13. September 1870 Herrenhausmitglied, hat er bis zum Tode hier, wie schon als Abgeordneter und Minister äußerst thätig, mit Freimuth, doch ohne Hast, für moderne Umgestaltung der Strafverordnungen, für staatsbürgerliche und kirchliche Freiheit (so 1870 und 1874 gegen das Concordat) gefochten. Der Schriftstellerei und Bildungsreisen — 1869 bis 1872 nach Norddeutschland und Skandinavien, nach Ungarn und Polen, nach Griechenland, Kleinasien und Aegypten, wie 1836—47 durch Italien, die Schweiz, Nordwestdeutschland, 1849 nach Belgien und Frankreich, 1851 nach den Niederlanden, England und Irland — galt seine sonstige Zeit. Von seiner schönen Villa in Pörtschach am Wörther See, seinem Lieblingsaufenthalte, auf seinen Wunsch nach Wien gebracht, starb der seit einigen Jahren von einem Karlsbader Leiden Gequälte am 1. November 1877. T. war ein edler Charakter und ein gefühlvoller Mensch, insbesondere gegenüber den nächsten Verwandten. An seiner nach 12 Jahren errungenen Gattin Julie, geborenen v. Heufler, und dem hochverehrten, 1840 fünfundzwanzigjährig geschiedenen Bruder Franz, „dem Genossen seiner Bestrebungen, seinem besten, treuesten Freunde" (so lautet die Widmung zur zweiten Auflage der „Gedichte"), hing er zärtlich.

Auf den Höhepunkten seines politischen Auftretens, 1848—52, 1862—63, 1872—73 hat T. Zeitungsartikel über einschlägige Tagesfragen veröffentlicht. Im übrigen betraf sein litterarisches Schaffen die Gebiete der Reiseschilderung, der Lyrik, der Prosaepik. Lembert's „Telegraph" enthielt schon 1836 Tschabuschnigg's „Skizzen aus Triest", 1837 „Reisebilder aus dem Küstenlande und dem Venetianischen", die Klagenfurter „Carniolia" 1839 „Berner Oberland. Ein Reisebild" und „Italienische Studien", die mit jüngeren Skizzen 1842 zu einem „Buch der Reisen" vereinigt wurden, sämmtlich ebenso wie eine spätere Serie verständnißvoll und fesselnd geschrieben. Die lyrische Ausbeute seines Lebens liegt in der Sammlung „Gedichte" (4., vermehrte Auflage 1872), „Aus dem Zauberwalde. Romanzenbuch" (1856) und der mit daraus wählenden „Nach der Sonnenwende" (1876; Reclam's Universalbibliothek) vor. Sie zeigen ihn Sprache und Vers geschickt handhaben, in der Form zu Einfachheit, oft sogar zu volksthümlicher, im Ausdruck je nach dem Gegenstande zu größerer oder geringerer Klang- und Bilderfülle und zu vertiefter Reflexion neigend. Die Grundstimmung ist, anfängliche ironische Töne in der Art H. Heine's abgerechnet, dessen ältesten Nachahmern T. beizählt, überall ernst, nicht selten feierlich, wo politische Themata anklingen, sogar begeistert und natürlich ausgesprochen liberal, doch ohne aufdringliche Tendenz, und hier — man vergleiche z. B. in der jüngeren Auswahl „Deutscher Brauch" oder aus den „Gedichten" „Das neue Märlein vom deutschen Kaiser" — äußert sich auch einmal das Nationalitätsbewußtsein in T., das er als Staatsmann in dem polyglotten Kaiserstaate aus

praktischen Gründen der Versöhnlichkeit immer eindämmte, hingegen als Minister 1870 durch energische Befürwortung einer strengen und bewaffneten Neutralität durchschimmern ließ. Die Stoffe entlehnt er gern und mit schönstem Erfolge alter, besonders mittelalterlicher Sage und dem Schicksale streitbarer Geisteshelden; aber auch die Wiedergabe rein seelischer Empfindungen, an eigene Erlebnisse angelehnt, steht nicht vereinzelt. Am fruchtbarsten bekundete sich Tschabuschnigg's litterarisches Talent in der Novelle und größeren Erzählung, und hier, wo er mit viel Glück, früher auch mit carikirender Laune sociale Strömungen der Gegenwart aufzufangen und widerzuspiegeln suchte, hat er auch Hervorragendes geleistet. Allerdings wuchert bisweilen das kritische Gelüste so üppig, daß die Handlung ganz verloren geht, so in dem bedeutenden Werke „Der moderne Eulenspiegel“ (1846). Außer diesem sind in erster Linie nennenswerth: „Die Ironie des Lebens“ (1842), „Die Industriellen“ (1854; 2. Ausgabe 1876), „Grafenpfalz“ (1862), „Sünder und Thoren“ (1875), „Große Herren, kleine Leute“ (1877). Letzterer zweibändige Roman erschien als 5. und 6. Band einer 1876 begonnenen, aber mit Tschabuschnigg's Ableben stockenden Ausgabe der „Gesammelten Werke“ (I—VI, Bremen 1876—77).

Ausführlichen Bericht über den äußeren Lebensgang, allerlei Familien- und Privatverhältnisse, die Bibliographie der Bücher und Aufsätze und deren Aufnahme bei den Zeitgenossen, vielfach auf Grund persönlicher Bekanntschaft, liefert Wurzbach im „Biograph. Lex. des Kaiserth. Oesterreich“, 48. Band (1883), S. 3—21. An seine Daten, die sehr genau sind (nur S. 4[b] lies: Hell's „Abendzeitung“ statt „Abendblatt“; vgl. S. 11[b] und 14[a]) schließt sich dieser Artikel wesentlich an, alle dort gebotene monographische Litteratur zu wiederholen verzichtend. Was Brümmer, Lex. der dtsch. Dichter und Prosaisten des 19. Jahrh. II, 414 f., wider Wurzbach oder über ihn hinaus mittheilt, ist mit Vorsicht aufzunehmen. Zu den älteren Prosadichtungen vergleiche man W. Menzel (vgl. Wurzbach S. 12[b]), Gesch. der dtsch. Dchtg. III, 397. Wenn Schröer, die dtsch. Dchtg. des 19. Jahrh. S. 249 sagt, Tschabuschnigg's Gedichte „zeugen von feinem Geschmack und hoher Bildung“, so ist dies Urtheil eher auf die prosaischen Schöpfungen anzuwenden, die Schröer trotz seiner daneben stehenden Vertröstung im weiteren nicht erwähnt. Joh. Scherr, der Tschabuschnigg's Prosa sympathisch gegenüberstehen müßte, kennt ihn (Allg. Gesch. d. Litt.[5] II, 301) nur als „Lieder- und Romanzensänger“ (wie Schröer a. a. O., S. 296). P. Freih. v. Herbert, A. Ritter v. T. (Klagenfurt 1878), eine gute biographische Skizze mit Charakteristik auf 26 Seiten, blieb Wurzbach unbekannt. Vgl. auch Gottschall, D. dtsch. Nationallitt.[6] II, 369, III, 159, IV, 842.

Ludwig Fränkel.

Tschachtlan: Bendicht T. war ein sehr thätiges und brauchbares Mitglied der bernischen Behörden in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Von 1458 an bis zu seinem Todesjahr (1493) saß er beinahe ununterbrochen im kleinen Rathe, gelegentlich auch im großen. Von diesen Behörden wurde er mit den verschiedenartigsten Missionen betraut. So war er Schultheiß in Burgdorf gewesen, 1467 und 1492 Heimlicher von Burgern, 1491 Vogt des Anthonierspitals, 1473 und 1475 Vogt des Klosters in Fraubrunnen, im letztgenannten Jahre Bauherr, 1480 Umgelter, 1484 Fleischschauer. In den Jahren 1469 bis 1474 vertrat er viermal seinen Stand auf der Tagsatzung, man brauchte ihn zu kleinen Gesandtschaften nach Interlaken, Nidau u. s. w., man wählte ihn bei verschiedenen Gelegenheiten zum Schiedsrichter und zum Mitglied von amtlichen Commissionen. Von 1467—73 bekleidete er das Amt eines Venners von Metzgern; als solcher machte er den Mühlhäuser Krieg mit, und als 1473 die Berner gegen den Herrn v. Geroldseck ausziehen wollten, ernannten sie ihn

zum Venner des Heeres. Daß er zu den einflußreichern Mitgliedern des Rathes gehörte, beweist der Umstand, daß er in dem französischen Pensionenrodel des Jahres 1475 mit 50 Francs bedacht ist, und daß seine Anwesenheit bei wichtigeren Staatsverhandlungen gelegentlich besonders gewünscht wurde.

Seit 1462 war er verheirathet mit der Wittwe des Hans v. Kienthal, einer Margaretha Scherer. Aus ihrem im J. 1511 errichteten Testamente läßt sich ersehen, daß ihr Sohn Niklaus Karthäuser in Thorberg und ihre Tochter Margaretha die Frau eines Alexander Stockars von Schaffhausen war.

Die Stadtbibliothek in Zürich besitzt das Original einer mit Bildern reich verzierten Chronik, welche laut Vorrede im J. 1470 von T. und seinem Rathsgenossen Heinrich Dittlinger „geschrieben und gemalt" wurde. Es hält schwer, den Antheil der beiden Männer an der Arbeit des Schreibens und des Illustrirens mit Bestimmtheit auseinanderzuhalten. Man neigt sich der Ansicht zu, daß T. der Maler, Dittlinger der Schreiber sein dürfte. Der erste Theil der Chronik enthält eine Copie Justinger's bis 1421, die zweite Hälfte des Bandes dagegen schildert die Geschichte der Jahre 1424—1470. Der selbständige Werth dieser historischen Leistung wird aber durch zwei Umstände wesentlich herabgemindert: Erstlich ist die ganze Schilderung des Züricher Krieges nicht das Werk des Schreibers, sondern er nahm, allerdings mit Modificationen, die Geschichte des Zürichkrieges von Hans Fründ in sein Geschichtswerk auf. Was außer dieser Fründ'schen Zuthat noch übrig bleibt, gehört zum größten Theile dem Diebold Schilling an, dessen vor 1470 geschriebene kleine Chronik, allerdings auch wieder mit Modificationen und Zusätzen, in das Tschachtlan'sche Geschichtswerk überging. Somit erweist sich die Tschachtlan-Dittlingerchronik beinahe durchgehends als Copie. Doch behalten die Zusätze namentlich über den Mühlhäuser Krieg und den Twingherrenstreit ihren selbständigen Werth. — Als eine chronikalische Hauptquelle der Burgunderkriege wurde lange Zeit das „Tschachtlan'sche Zeitregister von 1451—1477" betrachtet. Dies Mscr. gehört aber dem 17. Jahrhundert an und hat den bekannten Chronisten M. Stettler zum Verfasser.

Quellen: Stierlin u. Wyß, Bendicht Tschachtlan's Berner Chronik. Bern 1820 (nach einer Copie Schilling's). — G. Studer, Tschachtlan's Berner Chronik, nebst den Zusätzen Schilling's. (Quellen zur Schweizer Geschichte. Bd. I, 191—298.) — G. Studer, die Chronik v. T. (Archiv des hist. Vereins des Kantons Bern. Bd. VI, 629—53). — G. v. Wyß, im Archiv für schweiz. Geschichte. Bd. X, 47—53. — R. Fetscherin, das sog. Zeitregister von T. Ebd. S. 1—47, 53—63. — Th. v. Liebenau, Diebold Schilling's Berner Chronik von 1424—68. (Archiv des hist. Vereins des Kantons Bern. Bd. XIII, 431—562.) G. Tobler.

Tschager: Joseph T., Kunstsammler, wurde als Sohn armer Eltern am 16. Mai 1778 zu Bozen in Tirol geboren. Nur mit einer dürftigen Bildung ausgestattet, ging er nach Triest, um sich für den Kaufmannslauf auszubilden. Später war er in Wien in dem Bankhause Geymüller thätig. Seit seiner Verheirathung mit Elisabeth Meister aus Fürstenfeld in Steiermark, die ihm ein sehr bedeutendes Vermögen mitbrachte, lebte er als Rentier in Wien. Er fing nun an mit gutem Verständniß Bilder zu sammeln, namentlich eine Reihe vorzüglicher Niederländer, die er testamentarisch dem Ferdinandeum in Innsbruck vermachte. Im Jahre 1839 kaufte er die Herrschaft Herbendorf bei Wildon in Steiermark, wo er am 24. November 1856 starb.

Vgl. Wurzbach XLVIII, 21—23. — Katalog der Gemäldesammlung im Ferdinandeum zu Innsbruck. Innsbruck 1890. (Geschichtliche Nachrichten.) H. A. Lier.

Tschamser: Franz Anton T., mit seinem Ordensnamen Malachias, wurde am 12. August 1678 zu Thann im Oberelsaß in einer dort schon lange ansässigen Handwerkerfamilie geboren. Ueber seine Jugendjahre und -Bildung sind wir nicht unterrichtet. Siebzehnjährig trat er in das Barfüßerkloster zu Luzern ein und schuf sich bald durch seinen Eifer und fleißiges Studium in seinem Orden eine geachtete Stellung. Später finden wir ihn zu Hagenau und in seiner Vaterstadt Thann, wo er von 1722 bis zu seinem Tode am 17. Januar 1742 die Guardianswürde des dortigen Franciscanerklosters bekleidete. Jahrelang versah er auch, als die französische Regierung Anstalten traf, die elsässischen Convente von der oberdeutschen Minoritenprovinz zu trennen, für den Provinzial die Visitation dieser Klöster. Sein eigenes Kloster hat er besonders durch Neubauten gefördert, seine Bedeutung aber beruht vor allem auf den von ihm verfaßten „Annales oder Jahrs-Geschichten der Baarfüsern oder Minderen Brüdern insgemein Conventualen genannt zu Thann“, die mit dem Jahre 1182, dem Geburtsjahr des h. Franciscus einsetzen und bis 1741, also bis kurz vor seinen Tod in eigenhändiger Aufzeichnung geführt sind. Veröffentlicht aber ist nur der erste bis 1700 reichende Band des Manuscripts. In chronologischer Folge sind hier Jahr für Jahr die merkwürdigsten historischen Weltbegebenheiten, die bedeutsamen Ereignisse der Geschichte seines Ordens und speciell der oberrheinischen Klöster, auffallende Naturerscheinungen und besonders ausführlich die Thanner Localchronik verzeichnet. Werthvoll sind die regelmäßigen Notirungen der Witterungs-, der Ernte- und Preisverhältnisse, während die ordensgeschichtlichen Angaben zumeist dem älteren Werk seines Ordensbruders Berard Müller: Chronica de ortu et progressu almae provinciae Argentinensis entlehnt sind, das in den oberrheinischen Franciscanerklöstern handschriftlich überall verbreitet gewesen zu sein scheint. Allen Wundern bringt T. naiven Glauben entgegen, die Reformation und die Reformatoren befehdet er in den schärfsten Ausdrücken, aber für einen Localhistoriker hat er den erforderlichen einfach schlichten, natürlichen und doch in der Erzählung nicht ermüdenden Ton, dem eine gewisse Derbheit nicht mangelt.

Die große Thanner Chronik von M. Tschamser. 2 Bände. Colmar 1864. — Geschichte der Oberdeutschen Minoritenprovinz von K. Eubel. 1886.

W. Wiegand.

Tscharner: Karl Friedrich v. T. (1772—1844, über seine Familie s. den folg. Artikel Karl Eman. v. T.), wurde am 13. Februar 1772 in Lausanne getauft, wo sein Vater, der Major Junker Beat Albrecht T., bernischer Landvogt war. In Lausanne, dem Sitz feinster französischer Bildung, später in Bern, erhielt er seine erste Erziehung, über welche es an genaueren Angaben fehlt. Siebzehn Jahre alt trat er in ein Schweizerregiment in französische Dienste, das aber bald von der Berner Regierung zurückberufen und aufgelöst wurde. Beim Einfall der Franzosen in die Schweiz, im März 1798, stand T. unter den kämpfenden Berner Milizen und erlebte als solcher, nach erfolglosem Widerstande, die Einnahme und Besetzung seiner Vaterstadt. Während der Zeit der helvetischen Einheitsregierung mit allen seinen aristokratischen Standesgenossen aus dem Staatsdienste verdrängt, aber durch ansehnlichen Grundbesitz vollkommen unabhängig, verlebte er einige Jahre im Privatstande. Nach der theilweisen Rückkehr zu den alten Regierungsformen wurde er zum Mitgliede des obersten Gerichtshofes erwählt; 1817 trat er in den „Kleinen Rath“ oder die eigentliche Regierungsbehörde. Zugleich war er Kanzler der neu errichteten Akademie und soll in dieser Eigenschaft, obschon er selbst keine eigentlich wissenschaftliche Bildung besaß, durch Heranziehung tüchtiger Lehrer aus dem In- und Auslande sich verdient gemacht haben um die Entwicklung der Anstalt. Seit 1820 war er Vor-

steher des Justiz- und Polizeiraths, wobei er den Mangel an eigener Rechtskenntniß durch seinen steten und vertrauten Verkehr mit dem ausgezeichneten Juristen, Professor Samuel Schnell (s. diesen Artikel), zu ersetzen verstand. Diese Geschäfte, wie sein Grundbesitz, brachten ihn in vielfache Berührung mit dem Landvolke, und wie er selbst durch Schlichtheit und Leutseligkeit sich Vertrauen erwarb, so konnte er sich seinerseits der Einsicht nicht verschließen von der Allgemeinheit und der Berechtigung des Verlangens nach einer Aenderung des Regierungssystems. Als der Umsturz erfolgte und im Januar 1831 die Räthe ihre Gewalt niederlegten, schloß sich der schon bejahrte Mann offen der Bewegung an. Ein Verfassungsrath wurde gewählt, und während fast alle seine Standesgenossen die auf sie fallenden Wahlen grollend ablehnten, nahm T. den Ruf zur Mitwirkung an und wurde am 28. Februar 1831 sofort zum Präsidenten ernannt. Ohne hervorragende Charaktereigenschaften, ohne Rednertalent, ja überhaupt ohne besondere geistige Begabung, genügten seine Ehrenhaftigkeit, seine Pflichttreue, sein praktisch nüchterner Sinn, vor allem seine Kenntniß des Volkes und seiner Bedürfnisse, ihm rasch ein bedeutendes persönliches Ansehen zu geben. Die hohe Achtung, die man ihm entgegenbrachte, mußte ihn entschädigen für mancherlei Verkennung und Kränkung, die er von frühern Freunden erfuhr. Als die Verfassung ins Leben trat, ernannten ihn nicht weniger als 24 Bezirke zu ihrem Vertreter im Großen Rath, und dem entsprechend wurde er nun auch sofort als Schultheiß an die Spitze der Regierung gestellt, eine Würde, die er nun, verfassungsgemäß Jahr um Jahr mit einem Amtsgenossen wechselnd, von 1832—1844 bekleidete. Hatte er schon vor der Einsetzung der neuen Behörde, im Januar 1831, den schwierigen Auftrag erhalten, in den ungeduldigen, zu revolutionären Gewaltthaten geneigten Gegenden den Jura die Ordnung herzustellen, so bedurfte er jetzt nicht weniger Thatkraft, um bewaffnete Erhebung von Seiten der gestürzten Aristokratie zu unterdrücken. Etwas unsicher in seinem politischen Urtheil, ließ sich T. meistens von seinen Rathgebern leiten, wußte aber seine Stellung stets mit Würde zu behaupten. Schwieriger gestaltete sich dagegen sein Verhältniß zum Auslande. Die Vertreter der fremden Großstaaten übten damals in der Schweiz einen ungebührlich großen Einfluß aus, es war die Zeit der politischen Flüchtlinge, aus Deutschland, aus Polen, aus Italien, die Zeit der beständigen Reclamationen und diplomatischen Beschwerden gegen das von der Schweiz behauptete „Asylrecht", und hierbei zeigte der Schultheiß wiederholt eine Aengstlichkeit, welche ihm auch von seinen sonstigen Parteigenossen als eine die Ehre und Selbständigkeit des Landes preisgebende Unterwürfigkeit zum schweren Vorwurf gemacht worden ist. Im J. 1836 war Bern Vorort der Eidgenossenschaft und infolge dessen der Schultheiß T., jetzt 63 Jahre alt, Präsident der Tagsatzung. Allein gerade dieses Jahr sollte nichts weniger als leicht sich gestalten für die Leitung der Geschäfte. War bisher wenigstens Frankreich der fortschrittlich gesinnten bernischen Regierung günstig gewesen, so wurde nun auch dieser westliche Großstaat aufs äußerste verstimmt, so sehr, daß im October 1836 eine außerordentliche Tagsatzung berufen werden mußte. Tscharner's Antrag, sich der Forderung des französischen Gesandten zu fügen, wurde abgelehnt und damit der Schweiz eine bedenkliche Demüthigung erspart, denn die Drohungen hatten keine weitere Folge. Die gleiche Haltung nahm T. wieder 1838 ein, als Frankreich die Austreibung des Prinzen Ludwig Napoleon verlangte; er war für Nachgiebigkeit, während eine freilich kleine Mehrheit den verfolgten „Schweizerbürger" schützen wollte und sich zum Kriege rüstete. Seine treuesten Freunde — manche betrachteten sie eher als seine Lenker — die Brüder Schnell (s. den Art.), traten jetzt von allen Staatsämtern zurück, T. selbst blieb Mitglied der Regierung und die Ueberzeugung von der unbedingten

Rechtschaffenheit des Mannes war allgemein genug, um ihn auch solche moralische Niederlagen überwinden zu lassen. Im Jahre 1842 trat er, wieder Schultheiß geworden, zum zweiten Male an die Spitze der Eidgenossenschaft. Nach langwieriger Krankheit, aber noch im Amte stehend, starb er am 9. Mai 1844. Das Begräbniß des trotz aller Schwäche hochverdienten, edeln und ehrwürdigen Staatsmannes wurde durch ungewohnte Feierlichkeit ausgezeichnet. Seine Bedeutung liegt hauptsächlich darin, daß er in seiner Person auf treffliche Weise den Uebergang aus dem alten aristokratischen Bern in das neue volksthümliche vermittelt hat.

Neue Helvetia, Zürich 1844. Nekrolog. — Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Zeit des sogeheißenen Fortschritts. Bern 1854—1855. 3 Bde. — Blösch, Eduard Blösch und 30 Jahre Bernischer Geschichte. Bern 1872. — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen. Zürich 1853—1866. 4 Bde. Blösch.

Tscharner: Karl Emanuel v. T. (1791—1873), stammte aus einer Familie, welche zur Zeit der Reformation mit Lucius T. aus Graubünden nach Bern übergesiedelt und hier, durch Reichthum und Tüchtigkeit ausgezeichnet, auffallend rasch in den Kreis der herrschenden Geschlechter der Stadt aufgenommen worden war. Zahlreich verzweigt, lieferte sie der Republik eine Anzahl trefflicher Staatsmänner und Officiere, von denen sich manche in ihrer Jugend in ausländischen Kriegsdiensten hervorgethan haben. Einer der directen Vorfahren Karl Emanuel's, der Generalmajor Niklaus T., war es, dem Bern den wichtigen Sieg bei Vilmergen im Aargau im J. 1712 verdankte. In diese Familientraditionen trat K. E. ein; denn auch sein Vater, Beat Emanuel, war Mitglied des „souveränen Rathes" und wurde 1793 Gubernator in Aelen, der damals noch zu Bern gehörenden Landschaft im untern Wallis, welche einst auch Albrecht von Haller verwaltet hatte. So verlebte der am 13. Februar 1791 in Bern geborene Knabe seine erste Jugend in dem prächtigen Alpenthale, unter einer französischsprechenden Bevölkerung. Das Jahr 1798, der Einfall der Franzosen in die Schweiz, machte dem Aufenthalte ein plötzliches Ende. Das Waadtland fiel von Bern ab. Der Gubernator, obwohl persönlich sehr beliebt und geachtet, mußte mit den Seinigen die Flucht ergreifen, unter Umständen, die dem jüngsten Bruder K. Emanuel's das Leben kosteten. Dieser, der nun mit seinen Eltern auf dem schönen väterlichen Landsitze „im Lohn" in der Nähe von Bern wohnte, erhielt seinen Unterricht erst in einem Pfarrhause, dann in den öffentlichen Schulen der Stadt. Die Anregungen eines damals in Bern als Lehrer lebenden deutschen Künstlers, des Professors Sonnenschein, weckten Neigung und Talent zum Zeichnen. Eine silberne Denkmünze, die ihm für seine Leistungen als Preis zuerkannt wurde, ermuthigte ihn, und unter Anleitung des genannten Lehrers widmete er sich nun, da ohnehin in den Wirren der Zeit wie der Wunsch so auch die Aussicht auf den Staatsdienst ihm genommen war, ganz dem Studium der Kunst. Schon 1810 zog es ihn nach Italien; fast 3 Jahre brachte er in Florenz, Neapel und Rom zu, arbeitend, genießend und der Freundschaft pflegend, bis eine neue Gefahr für das Vaterland, der Durchzug der österreichisch-russischen Armee durch die Schweiz, im December 1813, ihn wieder nach Hause zurückrief. Er that als Milizofficier seine Pflicht und trat dann, nach Herstellung des Friedens, in ein neu errichtetes Schweizerregiment in französische Dienste. Theils in Orléans, theils in Paris verkehrte der liebenswürdige und kunstsinnige junge Mann, auch äußerlich eine stattliche Erscheinung von ritterlichem Wesen, in der besten Gesellschaft. Im J. 1821 kehrte er nach Bern zurück, verheirathete sich und lebte nun, vollkommen unabhängig, seiner Lieblingsbeschäftigung, bald in Malerei, bald in Bildhauerei thätig, im Winter meistens

in der Stadt, im Sommer auf dem oben erwähnten Landgut „im Lohn", nach welchem er „Tscharner vom Lohn" genannt wurde. Er hat seine Arbeiten nie ausgestellt und nie verkauft; er war in der seltenen glücklichen Lage, daß die Kunst nicht ihm dienen mußte, sondern er der Kunst dienen konnte. Infolge dessen ist freilich auch sein Name nicht in die Ferne gedrungen. Von seinen Bildhauerwerken sind besonders zwei bekannt geworden, die 1842 im Modell vollendete und 1847 in München in Erz gegossene Statue des Herzogs Berchtold von Zähringen, des Gründers von Bern, und die erst in vorgerücktem Alter, 1871, ausgeführte Marmorgruppe der Pietà, erstere auf der Münsterterrasse, letztere, als Denkmal für die 1798 im Kampfe für das Vaterland gefallenen Berner, in der Münsterkirche selbst aufgestellt, beide von dem edeln Künstler der Stadt als Geschenk übergeben. In spätern Jahren etwas schwerhörend geworden und dadurch in die Einsamkeit geführt, aber innerlich in seiner Kunstbegeisterung stets jung geblieben, starb T. am 7. Januar 1873. Kinderlos geblieben vermachte er seinen künstlerischen Besitz meistens an die Bernische Künstlergesellschaft und einen großen Theil seines Vermögens an wohlthätige Stiftungen.

Berichte des Bernischen Kunstvereins, Jahrgang 1874. — „Alpenrosen", Jahrgang 1874. Blösch.

Tscharner: Niklaus Emanuel v. T., aus einer von Graubünden her in Bern eingewanderten und dort regimentsfähig gewordenen Familie stammend, ist 1727 in Bern geboren. Von einem Hauslehrer, dem nachmaligen Prof. Stapfer, welchem er denn auch Zeit seines Lebens treu befreundet blieb, trefflich erzogen, vollendete er seine Ausbildung durch Reisen im Inland, und seit 1750 im Ausland gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder Vinzenz Bernhard T. (geb. 1728, s. u., Verfasser einer französ. Uebersetzung der Gedichte Haller's und einer Geschichte der Eidgenossen [3 Bde. Zürich 1756—1758], Landvogt zu Aubonne 1769, † 1778) und trat dann wiederum mit diesem Bruder zusammen 1764 in den bernischen großen Rath ein, im nämlichen Jahr auch in die Helvetische Gesellschaft, der sein Bruder als Mitstifter angehörte; 1767 ward er Obervogt der Herrschaft Schenkenberg (am linken Aarufer von Aarau abwärts). Hier kam er auch in Beziehungen mit Pestalozzi auf dem Neuhof; und schon die Zeitgenossen, glaubten mit Sicherheit in dem Junker in „Lienhard und Gertrud" den benachbarten Obervogt auf Schloß Wildenstein („Arner" — Tscharner) gezeichnet zu finden. In der That waltete T. 1767—1773 als ein Vater seiner Unterthanen, denen er in jenen Hungerjahren seine Kornspeicher öffnete und aus Privatmitteln über die schwere Zeit hinweghalf. Seine „physisch-ökonomische Beschreibung des Amtes Schenkenberg", die er 1771 in den Verhandlungen der bernischen ökonomischen Gesellschaft (s. Tschiffeli) herausgab, verräth nach competentem Urtheil (Fetscherin) „eine solche Kenntniß dieser Gegend in allen ihren Verhältnissen, daß es wirklich fast unbegreiflich ist, wie eine so eindringende Forschung nach kaum vierthalb Jahren seiner Amtsverwaltung möglich war". Der Einsicht folgte auch die praktische That; wol auf seine Empfehlung hin gestattete die Regierung den sämmtlichen Gemeinden der Vogtei, ihre Güter einschlagen und die Gemeindetrift und zwar um den zehnten Pfennig des Bodenwerthes aufheben zu dürfen, und dieser, die Auslösungssumme, wurde ihnen sodann zu Handen ihrer Armengüter geschenkt. Auch den Schulen wandte er seine Aufmerksamkeit zu; unter Tscharner's Schriften nennt Holzhalb eine 1772 erschienene „Anleitung für Landschulmeister". Sein Walten als Landvogt schildert der älteste Nekrolog (von Stapfer) folgendermaßen: „die schlechte Beschaffenheit des Landes in ökonomischer und moralischer Hinsicht und die daraus entstehende Armuth seiner Bewohner waren so auffallend, daß sie auch ein minder tief blickender Beobachter als er bald entdeckt hätte. Aber nicht ein

Jeder hätte mit dem richtigen Scharfblick auch die Quellen des Elendes entdeckt und mit der unermüdlichen Thätigkeit und ausharrenden Geduld sie zu verstopfen gesucht und wirklich verstopft wie er. Keine Schwierigkeiten, weder Betrügereien von Unterbeamten, noch Eigennutz von Schreibern, noch Gewinnsucht von elenden Advocaten, noch Starrsinn und Unwissenheit von Bauern, selbst nicht schwerer zu besiegende Hindernisse konnten ihn ermüden, an der Ausführung des menschenfreundlichen Plans unabläßig zu arbeiten, den er sich zur Beglückung des Volks, das seiner Vatersorge anvertraut war, entworfen hatte. Kein Mittel blieb unversucht; aber Belehrung durch Unterricht und Beispiel, öftere Besuche in den Häusern, traulicher Umgang des Menschen mit Menschen, Zurechtweisung der Fehlenden mit Sanftmuth, Ueberzeugung der Irrenden durch Vernunft, Geldvorschüsse den nicht ganz Armen, und diesen freie Geschenke, wurden mehr gebraucht als Gefangenschaft, Schläge und Geldstrafen. Bei solchen Mitteln genoß er dann oft das Seelenvergnügen, seinen Endzweck, glückliche Menschen zu machen, erreicht zu haben. Ja, er hat während seiner wohlthätigen Amtsverwaltung manches von dem gethan und realisirt, was die Welt einige Jahre nachher in dem herrlichen „Lienhard und Gertrud“ an dem edeln Arner bewunderte, aber weil sie zu verdorben ist, für Roman hielt.“

Nach dem Ablauf seiner Amtszeit kehrte T. auf sein Landgut in Kehrsatz (zwischen Bern und Belp) zurück und lebte daselbst eine Reihe von Jahren seiner Familie, der Landwirthschaft und der Pflege der humanen Ideen in Briefwechsel und Schriftstellerei (Beiträge in Iselin's Ephemeriden, Schweizerisches Museum, Verhandlungen der ökonomischen Gesellschaft, Bürkli's Blumenlese). Als Präsident der Helvetischen Gesellschaft 1774 benutzte er die Gelegenheit, in seiner Eröffnungsrede über „die Bildung der patriotischen Jugend durch eine tüchtige Auferziehung“ zu sprechen, und zwei Jahre später veröffentlichte er in den Ephemeriden 17 „Briefe über Armenanstalten auf dem Lande“, die schon vom 2. Briefe an sich mit der Armenerziehung befassen; die Darstellung der Vision einer Armenerziehungsanstalt und diejenige einer Schule, wie sie nach der Idee Tscharner's sein sollten, (letztere im 16. und 17. Brief) sind noch heute lesenswerth. An Tscharner's Briefe anknüpfend setzte dann Pestalozzi in der nämlichen Zeitschrift 1777 in den (drei) „Briefen über die Erziehung der armen Landjugend“ die Idee seiner Erziehungsanstalt auf dem Neuhof auseinander.

T. war einer der Mitbegründer und langjähriger Präsident der ökonomischen Gesellschaft zu Bern, die sich um die theoretische und praktische Hebung der Landwirthschaft große Verdienste erworben hat; er ist der Stifter der zweitältesten Volkssparcasse in Europa, der bernischen Dienstenzinscasse (1786); segensreich wirkte er im bernischen Schulrathe, in der Korn- und Salzverwaltung, als Staatsmann bei der Genfer Vermittlung 1781; als Mitglied des Großen und seit 1789 des Kleinen Rathes, in welcher Stellung er namentlich die Wiedereröffnung des bernischen Bürgerrechtes betrieb, das die Engherzigkeit seiner Zeit ein für allemal als abgeschlossen erklärt hatte. In rascher Folge stieg er 1793 zum zweiten Amt des alten Bern empor, indem ihm die Stelle des Deutschsekelmeisters anvertraut wurde. Aber seine unausgesetzte Thätigkeit hatte die Kräfte seines Körpers untergraben; im Frühjahr 1794 zog er sich, sein nahes Ende fühlend, auf seinen Landsitz in Kehrsatz zurück, wo er am 5. Mai 1794 allgemein betrauert starb.

J. J. Stapfer's Nekrolog auf Tscharner in den Verhandlungen der helvet. Gesellschaft 1794. — Holzhalb, Supplement zu Leu's schweiz. Lexikon, Bd. VI. (Zürich 1795) S. 112—113. — Lutz, Nekrolog denkwürd. Schweiz (Aarau 1812) S. 533—534. — Biographie Tscharner's im Berner Taschenbuch

1852 (von R. Fetscherin). — Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule (Zürich 1881 ff.) Bd. I S. 195—200. Hunziker.

Tscharner: Vincenz Bernhard v. T. wurde am 4. Mai 1728 geboren. Sein Vater, bernischer Landvogt — oder „Hofmeister", wie dort eigentlich der Titel hieß — zu Königsfelden im Aargau, gehörte zu den regierenden Geschlechtern von Bern und galt als einer der „frömmsten und gelehrtesten" Magistrate der Republik. Vincenz Bernhard erhielt ausschließlich Privaterziehung. Als frühreifer Knabe schon mit dem 8. Jahre geistig beschäftigt, wurde er von seinem Hauslehrer, dem späteren Professor der Theologie Johannes Stapfer, sorgfältig unterrichtet und im 14. Jahre noch zu einem Aufenthalte in Iferten in der französischen Schweiz begleitet zur Vollendung seiner Studien. Im J. 1751 begab er sich, zugleich mit einem Bruder (s. o. S. 792), auf Reisen, durchwanderte Deutschland und Holland, England und Frankreich, verheirathete sich, 26 Jahre alt geworden, mit Salome v. Bonstetten, und lebte in angenehmer Unabhängigkeit, seine Zeit zwischen litterarischer Arbeit und heiterer Geselligkeit theilend, auf einem schönen Landsitze in der Nähe von Bern. Schon seit dem 14. Jahre in Dichtungen sich übend, zog er früh die Aufmerksamkeit der beiden Züricher Litteraten Bodmer und Breitinger auf sich, die ihm, wie Albrecht v. Haller, ihre Freundschaft bis zum Tode bewahrten und ihn zu weiteren Versuchen ermunterten. Im J. 1747 gab er unter Vermittlung Haller's in Göttingen eine kleine Sammlung von Gedichten heraus; er übersetzte Haller's „Alpen" und einige Theile von Klopstock's „Messias" nicht ohne Glück ins Französische. Wie zur Poesie, so sah er sich nachher zu geschichtlichen Studien hingezogen. Mit sehr ungenügendem Material, aber mit Fleiß und Geschick, verfaßte er seine „Historie der Eidgenossen", die in Zürich 1756—1768 in 3 Bänden im Druck erschien, die Zeit von 1308—1586 umfassend. T. hat hernach aufs höchste bedauert, daß er das Werk in seiner unvollkommenen Form veröffentlicht habe, und arbeitete unablässig an einer gründlichen Umgestaltung nach einem andern Plane; doch erst nach seinem Tode kam die neue Auflage zu Stande, in 2 Bänden, Zürich 1784 und 1789. Erst Johannes v. Müllers „Schweizergeschichte" hat das Werk in Vergessenheit gebracht. Unterdessen hatten praktische Aufgaben ihn in Anspruch genommen; er war einer der Gründer der damals berühmten „Oekonomischen Societät" von Bern, die an der Spitze aller gemeinnützigen Fortschrittsbestrebungen stand und vielen andern zum Vorbild gedient hat. Lange Jahre war er deren Secretär und hat als solcher die von ihr herausgegebene hochangesehene Zeitschrift geleitet. Diese Stellung gab ihm Gelegenheit, mit Rousseau in Verbindung zu treten, um dessen Duldung auf bernischem Gebiete er sich dann eifrigst aber freilich erfolglos bemühte. Im J. 1764 wurde er in den „Großen Rath" aufgenommen und begann damit seinem Vaterlande auch als Staatsmann Dienste zu leisten. 1769—1775 war er Landvogt zu Aubonne am Genfersee, wo er sich in ungewöhnlichem Grade beliebt zu machen verstand und mit dem Ehrenbürgerrecht der Stadt Rolle beschenkt wurde. 1776 Mitglied des „Geheimen Rathes" geworden, hatte er Theil zu nehmen an den Verhandlungen über den Abschluß eines als äußerst wichtig betrachteten Bündnisses mit Frankreich, und im Sommer 1778 sandte ihn der Rath als Regierungscommissär in die schweizerischen Herrschaften jenseits des Gotthard. In Lugano erkrankt — die Familie glaubte an Vergiftung aus politischem Fanatismus — wurde er nach Bern zurückgebracht und starb, wenig über 50 Jahre alt, am 16. Sept. 1778, allgemein betrauert als einer der geistreichsten, gebildetsten und und liebenswürdigsten Männer der Zeit. Er sprach und schrieb mit gleicher Fertigkeit Französisch und Lateinisch, Englisch und Italienisch. Seine Briefe — ungefähr 260 an der Zahl — zeigen ihn in geistigem Verkehr mit den be-

deutendsten Zeitgenossen, mit A. v. Haller, Bodmer, Breitinger, Salomon Geßner, mit J. G. Zimmermann und dem Basler Iselin, mit Wieland, Rousseau und Klopstock. Die litterarhistorisch inhaltreiche Sammlung befindet sich jetzt im Besitz der Berner Stadtbibliothek.

Auch der jüngere Bruder Tscharner's, Beat Rudolf, 1733—1799, der von 1776—1782 Landvogt zu Nidau und 1790 Salzdirector war, hat sich als Geschichtsschreiber verdient gemacht, indem er eine „Historie der Stadt Bern" bearbeitete und im Druck herausgab, Bern 1765—1766, in 2 Bänden.

Lobrede auf V. B. Tscharner, 1779 in der Oekonomischen Gesellschaft gehalten, in den „Sammlungen der Oekonomischen Gesellschaft von Bern" Bd. II. Zürich 1782. S. LXV—LXXXV. — Fr. E. v. Mülinen, Prodromus einer Schweizerischen Historiographie, Bern 1874. — R. Hamel, Mittheilungen aus Briefen V. B. Tscharner's. Rostock 1881. — R. Hamel, Briefe von J. G. Zimmermann, Wieland und Haller an V. B. Tscharner. Rostock 1881. — Sonntagsblatt des „Bund", Jahrg. 1879. Nr. 20.

Blösch.

Tscharner: Johann Baptista v. T., geb. am 20. Januar 1751, † am 1. October 1835 in Chur, erhielt seinen ersten Unterricht im Philanthropin zu Haldenstein, studirte später an der Universität Göttingen und bereiste nach Abschluß seiner Studien die wichtigsten Länder Europas. Die gesammelten Kenntnisse verwendete er, nach Hause zurückgekehrt, vorerst im Dienste seiner Vaterstadt, indem er, namentlich im Armen- und Schulwesen, durchgreifende Neuerungen einführte. Nachdem seine Söhne das schulpflichtige Alter erreicht hatten, gründete er 1786, wegen Mangel einer öffentlichen Lehranstalt, unter der Leitung seines ehemaligen Lehrers, Professor Nesemann, hauptsächlich für seine Familie eine Privatschule in Jenins, verlegte dieselbe später, als er Mitbesitzer des Schlosses Reichenau geworden war, in die dortigen günstigeren Räume. Unter der bewährten Leitung Nesemann's, sowie der regen Aufsicht Tscharner's entfaltete die Anstalt bald eine segensreiche Wirksamkeit, indem dieselbe nicht nur von Bündnern beider Confessionen, sondern auch von Ausländern besucht wurde, die dort in allen Gymnasial- und Realfächern der damaligen Zeit Unterricht erhielten.

In den Staatsdienst wurde T. durch Theilnahme an der Verwaltung der Unterthanenlande eingeführt. Die Art und Weise, wie er 1775—77 als Podestat zu Tirano, von 1783—85 als Landvogt der Herrschaft Maienfeld seiner Aufgabe oblag, verschaffte ihm den Ruf eines pflichttreuen, charakterfesten Mannes. Zu einer Zeit, da der rätische Freistaat in gleichem Maaße wie die alte Eidgenossenschaft durch innere Parteiungen und unheilvollen Einfluß von außen her uneinig und schwach war, sollte T. zur zeitweisen Leitung der Republik der drei Bünde berufen werden. Als T. 1795—97 als Bundespräsident dem Gotteshausbunde vorstand, begannen Bünden's politische Verhältnisse immer schwieriger und verwickelter zu werden. Die durch fremdes Geld und religiösen Fanatismus in eine österreichische (aristokratische) und französische (demokratische oder patriotische) Partei gespaltene Bevölkerung sollte vornehmlich durch zwei Ereignisse der nächsten Zeit in die größte Aufregung versetzt werden. Durch Decret vom 10. October 1797 erklärte Napoleon, „daß es den Völkern des Veltlins, von Cleven und Worms freistehe, sich mit der cisalpinischen Republik einzuverleiben" und durch ein weiteres Decret vom 22. gleichen Monats schlug das cisalpinische Directorium das Veltlin und die beiden Grafschaften zur cisalpinischen Republik, erklärte auch, „daß alles auf Veltliner, Clevener und Wormser Gebiet befindliche bündnerische Privateigenthum (damals auf acht Millionen Mailänder Lire gewerthet) zur Vergütung des durch die vielen Ungerechtigkeiten und Bedrückungen

früherer bündnerischer Regenten und ihrer Beamten der Nation verursachten Schadens confiscirt sein solle."

Ungefähr einen Monat nach stattgehabter Losreißung der Unterthanenlande beriefen die Leiter der französischen Faction einen außerordentlichen Bundestag zusammen, der hauptsächlich gegen die Einverleibung des Veltlins zu Cisalpinien remonstriren sollte. Am 27. November 1797 trat dieser Landtag zusammen und wählte T., Amtsbürgermeister in Chur, zu seinem Präsidenten. Sofort wurde die alte Regierung entlassen und den Mitgliedern derselben, denen man Unredlichkeiten mancher Art vorwarf, bis auf weiteres verpflichtet, die Stadt nicht zu verlassen. Sodann wurden Gesandtschaften nach Paris und Mailand abgeordnet, namentlich um dort die Herstellung der alten Landesgrenzen anzustreben, d. h. gegen die Abtrennung der Unterthanenlande vorstellig zu werden; vergebens, beide Botschaften brachten nur den Bericht nach Hause, daß die Einverleibung der bündnerischen Unterthanenlande mit Cisalpinien eine ausgemachte und unabänderliche Thatsache sei. Nun tritt im Januar 1798 der Landtag abermals unter Tscharner's Vorsitz zu einer sehr stürmischen Sitzung zusammen. Die Doppelstellung als Bürgermeister und als Standespräsident schuf für T. einen schwierigen Conflict, den er nur dadurch zu lösen im Stande war, daß er ersteres Amt zeitweise niederlegte. Nun sollte gegen diejenigen, denen man den Verlust des Veltlins vorwarf, strafrechtlich vorgegangen werden, doch dagegen widersetzte sich die österreichische Partei mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln, was an vielen Orten zu tumultuarischen Auftritten führte. Das unparteiische Gericht, dem T. als „Examinator" beigegeben war, erließ gleichwol gegen 32 Personen im Ganzen 25 Strafurtheile mit Geldbußen im Gesammtbetrage von 63,725 Gulden.

Am 5. März 1798 Nachmittags 1 Uhr ziehen die französischen Sieger in Bern ein. Damit war der Fall der alten Eidgenossenschaft besiegelt, „eine willenlose Leiche jeder Beraubung preisgegeben, einem französischen General zu Füßen, den ihre eigenen Kinder herbeigeführt hatten." Schon am 10. April drängte der französische Gesandte Gujot die Bündner zum Anschluß an die Schweiz, und unterm 26. April gelangte, nachdem am 13. gleichen Monats die Verfassung der einen und untheilbaren helvetischen Republik in allen beigetretenen Theilen der Schweiz feierlich proclamirt worden war, von Seite des helvetischen Directoriums auch an Graubünden eine Einladung zum Beitritt. Durch Ausschreiben vom 10. Mai wurden die Gemeinden hinsichtlich des Anschlusses um ihre Willensmeinung angefragt. Nun entbrannte allerorts heftiger Parteihader. T. äußerte sich über diesen Gegenstand dahin, daß eine beförderliche Vereinigung mit der Schweiz für beide das einzige Rettungsmittel sei. „Wir können, sagte er, der Einverleibung mit der Schweiz nicht ausweichen. Jeder gute Patriot würde wünschen, Bündens Unabhängigkeit zu retten, es durch eine eigene gute Verfassung zu ehren, aber Jeder muß auch die Einverleibung als das kleinste unter den vielen Uebeln ansehen. . . Zwischen zwei schrecklichen Uebeln, entweder directe österreichische Unterthanen, oder, unter dem Namen freier Schweizer, französische Unterthanen zu werden, scheint mir gleichwol die Wahl für Letzteres zu entscheiden." Am 6. Juli wurden die Gemeinden angefragt, „ob die Deputirten in Paris beauftragt werden wollten, unter französischer Vermittlung mit den Bevollmächtigten der helvetischen Republik über eine Vereinigung mit der Schweiz unter möglichst vortheilhaften Bedingungen in Unterhandlung zu treten."

Jetzt begann der Wettkampf der Parteien aufs neue. Flugschriften für und gegen die Vereinigung, sowie Gerüchte aller Art regten das Volk auf, so daß es am Abstimmungstage aller Orten zu Excessen schlimmster Art kam. Die Vereinigung mit der Schweiz wurde mit 34 gegen 11 Stimmen verworfen,

16 Stimmen wollten den Entscheid verschieben. Hierauf dankte der zumeist franco=helvetisch gesinnte Landtag ab. Die Patrioten wurden überall verfolgt und verließen, allerorts Gegenstand der Volkswuth, das Land. Am 6. August schrieb T. einem Freunde: „Alles fällt über uns her, und wenn nicht einige Patrioten consequenter werden und Frankreich uns thätiger unterstützt, so sind manche von uns zu Grunde gerichtet, und die übrigen werden ihre Politik in der Folge mit ewiger Nachreue büßen müssen. Ueber ein halbes Jahr habe ich gekämpft und standhaft ausgehalten." Ragaz bildete fortan den Sammelplatz der Emigranten, die T. und Zschokke nach Aarau absandten, um für sich und die flüchtigen Patrioten Aufnahme ins helvetische Bürgerrecht nachzusuchen, welchem Begehren im August 1798 auch entsprochen wurde. Immer mehr neigte sich die bündnerische Politik Oesterreich zu und am 21. August bittet der Bundestag den Kaiser um bundesgemäßen Schutz. Am 17. October kommt betreffs kaiserlicher Hülfe ein schriftliches Einverständniß zu Stande, worauf seit dem 18. October 4000 Oesterreicher über den Lucisteig in Bünden einmarschiren. Während diesen letzten Vorgängen hatte T. am Zürichsee eine Zufluchtsstätte gefunden. Dort ging ihm seitens des helvetischen Vollziehungsdirectoriums die Ernennung zum Regierungsstatthalter des Kantons Bern zu. Gemäß der ersten helvetischen Verfassung vom 12. April 1798 stellte der Regierungsstatthalter die vollziehende Gewalt vor, hatte Aufsicht über alle Beamten, übermachte ihnen die Gesetze, war verbunden sich von Zeit zu Zeit in die verschiedenen Districte zu begeben, um seine Aufsicht zu üben, ernannte den Präsident des Tribunals, der Verwaltungskammer und der niederen Gerichte 2c.

T. konnte sich mit dieser neuen Stellung nie recht befreunden, denn er wußte manche politischen und religiösen Ansichten seiner Oberen nicht mit seinem geraden und milden Sinne zu vereinigen. Er trat deshalb im März 1799 von seinem Posten zurück. Bei diesem Anlasse zeigt es sich wieder, welches Ansehen er sich in dieser schwierigen Stellung zu verschaffen gewußt hatte. Bei seinem Abschied schrieb ihm die Municipalität von Bern u. A.: „Wenn zur Zeit eines solchen allgemeinen Schwankens aller Dinge im Ort eine Gemeinde unter ihren öffentlichen Beamten Männer besitzt, deren Herz unwandelbar zur Freiheit und Rechtschaffenheit glüht, die mit Kenntnissen jeder Art ausgerüstet, die öffentlichen Geschäfte mit Glück und Weisheit verwalten, die mit Kraft und Würde den Gedrückten gegen den Unterdrücker, den stillen, fleißigen Bürger gegen den Friedenstörer schützen, die mit Aufopferung eigenen Wohls, selbst mit Gefahr ihres Lebens nur ihrer Pflicht leben, so kann sich dieser Ort, diese Gemeinde, gewiß nicht genug glücklich schätzen. Einen solchen Mann nun erkennt in Ihnen, Bürger Regierungsstatthalter, die Gemeinde Bern; in Ihnen siehet sie ihren Vater, ihren Freund und Bruder; in Ihnen verehret sie den wahren Patrioten, der von Stolz und Eigennutz gleich weit entfernt, keine andere Triebfeder zu seinen Handlungen kennet als Recht und Pflicht. Ihnen hat die Municipalität dieser Gemeinde die Aufrechthaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, so manchen wichtigen Dienst, so manche Gefälligkeit zu verdanken."

Graubünden war unterdessen ein Spielball der fremden Mächte geworden, mit wechselndem Glück konnten sich die Franzosen und Oesterreicher im Lande halten. Beide Mächte führten, sobald sie die Oberhand gewonnen hatten, eine Anzahl der angesehensten Männer als Geiseln hinweg, oft traf dies Schicksal solche, die niemals weder im Militär= noch im Staatsdienst eine Stelle bekleidet, oder durch ihre politische Thätigkeit sich Gegner geschaffen hatten. Für T. war es ein schwerer Schlag, als er, 1800 nach Hause zurückgekehrt, vernehmen mußte, daß auch sein 80jähriger Vater als Geisel weggeschleppt und bis nach Steiermark transportirt worden war, von wo er erst nach Verfluß von zwei Jahren

heimkehrte. Nach diesen folgenschweren Ereignissen zog sich T. vom öffentlichen Leben ganz zurück und lebte fortan ganz dem Bereiche seiner Familie, die Mußezeit zur Sichtung und Bearbeitung des reichhaltigen Familienarchives verwendend.

Archiv der Familie v. Tscharner. — Nekrolog in der Beilage zur Bündner Zeitung, 1835. — P. v. Planta, Die letzten Wirren des Freistaates der drei Bünde. Chur 1857.

F. v. Jecklin.

Tscharner: Johann Friedrich v. T., geb. am 16. September 1780, † am 4. December 1844, verlebte als zweitältester Sohn des Bürgermeisters Joh. Bapt. T. seine erste Jugendzeit im Vaterhause zu Chur, kam im sechsten Jahre in eine von seinem Vater gegründete Privatanstalt in Jenins und 1793 in das ebenfalls von seinem Vater wieder ins Leben gerufene Philanthropin in Reichenau. 1797 bezog T. zusammen mit seinem Bruder Johann Bapt. die Universität Erlangen, um nach dem Willen seines Vaters in allen wichtigen Zweigen des menschlichen Wissens unterrichtet zu werden. Nach dreijähriger Studienzeit kam der elterliche Befehl zur Heimkehr und zum Eintritt in ein Handlungsgeschäft in Zürich. Schon 1801 zog er es vor, nach Chur zurück zu kehren, um zunächst hier in der Nähe seiner Eltern, später in Livorno, im kaufmännischen Fache thätig zu sein. Die ihm an letzterem Orte gebotene freie Zeit gebrauchte er zum Studium von Kunst und Wissenschaften, sowie zur Beobachtung von Staatseinrichtungen, Sitten und Gebräuchen des Landes. Um sich nun ganz seiner Ausbildung in den schönen Künsten widmen zu können, reiste T. mit einem Gesinnungsgenossen über Florenz nach Rom, wo sich die Freunde ein Haus mietheten und bald mit hervorragenden Persönlichkeiten, wie z. B. Thorwaldsen, in innigen Gedankenaustausch traten. Im Herbste nach Chur zurückgekehrt, begann für T. mit dem Eintritt in die Handelscommission die öffentliche Wirksamkeit.

Die politische Laufbahn fiel in eine sehr sturmbewegte Zeit. Mit Napoleon's Sturz wurde auch die von ihm geschaffene Mediation unmöglich. In Graubünden behandelte die Verfassungsfrage der Große Rath, der durch kleinräthliche Proclamation vom 27. December 1813 auf den 4. Januar 1814 zusammen berufen wurde und an welchem T. als Deputirter der Stadt Chur theilnahm. Die Vermittlungsacte wurde sofort aufgehoben und ein Theil des Rathes verlangte Wiederannahme der alten Verfassung, wie solche vor 1792 bestanden hatte. Als die Versammlung, durch eine bewaffnete Bauernschaar von 300 Mann eingeschüchtert, trotz tapferer Gegenrede Tscharner's diesen Antrag annahm und diese Beschlußnahme durch Graf G. von Salis den fremden Gesandten mitzutheilen beschloß, erklärte T., er habe laut erhaltener Instruction für Aufhebung der Mediation gestimmt; alles Weitere aber, was die Versammlung gethan, müsse er, als durch offenbare Gewalt erzwungen, somit ungültig und kraftlos ansehen. T. nahm dann sofort seinen Abschied und reiste mit einer Anzahl Gleichgesinnter am nämlichen Tage nach Zürich, um die fremden Minister vom wahren Thatbestande zu überzeugen. In Zürich war zur Zeit die eidgenössische Versammlung beieinander, deren Mitglieder durch T. von den bündnerischen Verhältnissen ebenfalls unterrichtet wurden. In Basel galt es, die Alliirten vor einseitigen Einflüsterungen zu bewahren; dieselben gaben dann auch thatsächlich T. gegenüber die entschiedenste Mißbilligung des Vorgefallenen zu erkennen, mit beigefügter Erklärung, daß von Seite der hohen Mächte keinerlei Aufträge im Sinne des Geschehenen ertheilt worden; dieselben wollten nichts anderes, als daß Ruhe, Friede und Ordnung und eine dem Volke genehme Verfassung hergestellt würden. Unter diesem wohlthätigen Einfluß der fremden Mächte kam

unterdessen eine schweizerische Bundesverfassung zu Stande, die ihrerseits wieder den Zeitumständen angepaßte Kantonsverfassungen erheischte.

In den bündnerischen Verfassungsrath wurde auch T. gewählt, der durch seine vielseitige gründliche Bildung zur gedeihlichen Erledigung der schwierigen Aufgabe wesentlich beitrug. Der ausgearbeitete Verfassungsentwurf wurde am 3. September an die Gemeinden ausgeschrieben und durch eine Gesandtschaft, zu welcher T. auch wieder abgeordnet wurde, den fremden Ministern vorgelegt. Als 1814 der Wiener Congreß zusammentrat, um die politischen Verhältnisse Europas neu zu regeln, war T. von den Kantonsbehörden als Abgesandter ausersehen, damit er in Wien die Ansprüche Bündens auf die ehemaligen Unterthanenlande geltend mache. T. glaubte hierzu nicht geeignet zu sein und lehnte den ehrenvollen Auftrag ab, ging aber an die Tagsatzung nach Zürich, die während der ganzen Dauer des Wiener Congresses versammelt blieb.

Als 1817 Graubünden, das damals noch von den großen Weltmärkten Italiens und Oesterreichs abgeschlossen war, von einer furchtbaren Hungersnoth heimgesucht wurde, reifte in T. der Plan einer kunstgerechten Straßenverbindung mit dem Süden. Die Ausführung dieser Idee stieß anfangs auf ungeahnte Schwierigkeiten. Ein den Verhältnissen angemessenes Staatsbudget gab es nicht, ebenso wenig ein Expropriationsgesetz; und dennoch sollte der Kanton, ohne Staatsvermögen, ohne belangreichen Handel und Industrie, ohne technisch gebildete Ingenieure, ohne Unterstützung seitens der Mitstände Bergstraßen bauen.

Tscharner's Scharfsinn und Thätigkeit wußte im Verein mit einer Anzahl gleichgesinnter Männer alle diese Schwierigkeiten zu überwinden, er verstand es, die Speditionsgeschäfte, die Gemeinden und Landesregierung für das Unternehmen zu gewinnen, das jenseits der Berge anfangs für den St. Bernhardin und später — der Concurrenz wegen — auch für den Splügen an der sardinischen und österreichischen Regierung eine finanzielle Unterstützung fand. Die Ausführung dieser beiden Straßen sicherte dem Kanton auf lange Zeit einen einträglichen Transithandel. Mit dem Jahre 1831 beginnt für T. eine Wirksamkeit, die ihm ein ehrendes Denkmal in der Geschichte gesetzt, ihm aber auch viel Kummer und Enttäuschung gebracht hat. Die Julirevolution Frankreichs trug ihre Wellen bis in die Schweiz, woselbst hauptsächlich in Basel eine politische Erschütterung stattfand, die schließlich zur Trennung von Basel Stadt- und Land führte. T., der vom Bündnervolk in dieser sturmbewegten Zeit zur Tagsatzung abgeordnet worden war, wurde, nachdem die bisherigen eidgenössischen Repräsentanten ihre Demission erhalten hatten, als Nachfolger bezeichnet mit dem Auftrage, „öffentliche Ruhe und gesetzliche Ordnung im Kanton Basel zu handhaben, die Wirkungen und Verfügungen des dortigen Großen Rathes zu beobachten, und auf Versöhnung, Beruhigung und Hebung der obwaltenden Umstände nachdrücklich hinzuwirken". T. seinerseits ging vom Grundsatz aus, „die Eidgenossenschaft müsse und wolle die unter eidgenössischer Gewährleistung angenommene neue Verfassung dieses Standes auch wirklich mit allen bundesgemäßen Mitteln aufrecht erhalten und handle es sich nur darum, allfällig begründeten einzelnen Beschwerden der Unzufriedenen Abhülfe zu schaffen". Andrerseits frug es sich aber auch, „ob sich die Eidgenossenschaft verbunden glaube und infolge dessen entschlossen sei, die dermalige Staatsverfassung von Basel als anerkannt und gewährleistet zu handhaben, oder nicht?" Letzteres schien thatsächlich nicht der Fall zu sein, denn im December 1831 suchten die Commissäre um ihre Entlassung nach und es bemerkte T. in seinem bezüglichen Schreiben: „In seiner Stellung als eidgenössischer Repräsentant müsse es für ihn besonders peinlich sein, wenn der Grundsatz, von dem sein College und er fortwährend ausgegangen, und von welchem sie namentlich ihre Stellung zu der

Regierung von Basel beurtheilt hätten, mit den Gesinnungen eines Theils der Bundesversammlung nicht im Einklang stehen sollte."

Die nachgesuchte Entlassung wurde beiden gewährt; doch wurde T. wieder gewählt, ihm aber ein anderer Gefährte beigegeben.

Das stramme Festhalten Tscharner's am gesetzlichen Boden schuf ihm, namentlich in der radicalen Presse, viele Feinde. Auf die wider ihn aufgebrachten Verdächtigungen antwortete er: Im J. 1814 hielt ich, selbst mit Gefahr des Lebens und der Ehre, an der beschworenen Mediationsacte fest, bis sie factisch nicht mehr vorhanden war; und dafür hieß ich damals ein Jacobiner. Im J. 1831 und 1832, und solange sie immer bestehen wird, halte ich, unbeschadet seiner möglichen und wünschbaren Vervollkommnung, ebenso fest an dem gleichfalls beschworenen Bunde von 1815, und heiße gegenwärtig Aristokrat." Als die Bestimmung der Nachfolger in Frage kam, fiel, trotz aller Anstrengungen seiner politischen Gegner, die Wahl des einen Commissärs auf T., der die schwierige Stelle gerade deswegen annahm, weil er die geheimen Umtriebe niederschlagen und helfen wollte Basel aus seiner schwierigen Lage zu retten. Bei ihrer Ankunft in Basel verlangten die Commissäre sofort, daß beide Theile alle außerordentlichen militärischen Bewaffnungen niederlegen sollten, welcher Aufforderung die Stadt sofort, die Landschaft dagegen nur gezwungen und mit Haß gegen T. Folge leistete. Neuerdings beschwerte sich Letztere gegen ihn und verlangte dessen Abberufung. Als dann vollends die Tagsatzung Rückzug der eidgenössischen Truppen anordnete, da begehrte T. ersetzt zu werden. Welches Zutrauen er sich in der Stadt Basel erworben hatte, geht daraus hervor, daß er, nach stattgehabter Trennung der beiden Kantonstheile, von der Stadt als Commissär für Theilung des Staatsvermögens ernannt wurde, welche Aufgabe er auch übernahm und glücklich zu Ende führen half. Baselstadt war ihm für die geleisteten Dienste sehr erkenntlich. Der Große Rath beehrte ihn mit einer Dankesurkunde, die Universität ernannte ihn zum Doctor der juristischen Facultät. In der Folgezeit zog sich T. mehr und mehr von einem weiteren Wirkungsfelde zurück und widmete sich mit gewohnter Tüchtigkeit den Geschäften seiner Vaterstadt, allwo er in vielen Behörden und Commissionen saß.

Aus Tscharner's reichhaltigem litterarischen Nachlaß sind Abhandlungen über Religion, Philosophie, Recht, Politik, außerdem eine noch heute sehr werthvolle historische Uebersicht der Staatsgeschichte Graubünden's vorhanden. Von T. selbst ist Folgendes erschienen: „Italien. Herausgegeben von zwei reisenden Deutschen: P. J. Rehfues und Johann Friedrich Tscharner", 1803. — „Ueber das Transitwesen in Graubünden", 1808. — „Verhandlungen über die Theilungsfrage der Universität Basel", 1834—1836. — „Denkschrift über die Anstalt der Straßenprämien auf den neuen Handelsstraßen des Cantons Graubünden", 1841.

V. v. Planta, Joh. Friedr. v. Tscharner's Leben u. Wirken. Chur 1848.

F. v. Jecklin.

Tscharner: Johann Karl v. T., geboren am 24. Mai 1812, † am 28. December 1879, begann seine Studien im Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl, genoß nachher Unterricht in landwirthschaftlichen und gewerblichen Anstalten. Nach Abschluß seiner Ausbildung wirkte er während eines Jahres als Lehrer der Mathematik und der deutschen Sprache an einem bündnerischen Privatinstitut. Durch verwandtschaftliche Beziehungen kam er nach Italien und diente mehrere Jahre lang als Officier im neapolitanischen Schweizerregiment. Schon in Rom, wohin sich T. nach dem Aufenthalt in Neapel zurückgezogen hatte, bethätigte er sich als Correspondent mehrerer Schweizer Blätter. In den 40er Jahren kehrte T. in seine Vaterstadt Chur zurück und wurde sofort mit mehreren kantonalen und städtischen Aemtern betraut, wirkte auch als Rechtsanwalt. Gleichzeitig

setzte T. die schon früher begonnene journalistische Thätigkeit fort, schrieb zuerst die Churer Zeitung und gründete später den liberalen Alpenboten. In weiteren Kreisen bekannt wurde T. durch seine Berufung an die Redaction des „Bund“ in Bern, welcher Zeitung er seit der Gründung im J. 1850 während eines Vierteljahrhunderts als Chefredacteur vorstand.

Vgl. J. K. Tscharner, Der Bund vom 1. October 1850 bis 1. October 1874. Bern 1875. F. v. Jecklin.

Tschernembl: Georg Erasmus Freih. v. T., † zu Genf am 18. Nov. 1626, Vordermann der oberösterreichischen Stände akatholischen Bekenntnisses. Die Tschernembl sind ein in der windischen Mark stammsässiges Geschlecht, das schon im 14. Jahrhundert urkundlich auftaucht, dem krainischen Ritterstande angehört und im 15. Jahrhundert namhafte Stellungen bekleidet. So waren 1431—37 ein Martin T., 1444 ein Georg T. Krainer Vicedome, Letzterer 1450 auch Landeshauptmann von Krain, 1479 erscheint ein Georg als oberster Schenk des Landes Krain und der windischen Mark und zugleich als Landeshauptmann der Steiermark. Um 1535 übersiedelte Christoph v. T. nach Oberösterreich, woselbst er durch Heirath mit Margarethe v. Schärfenberg die Herrschaften Schwertberg und Windeck an sein Haus brachte und so in die oberösterreichische Landstandschaft eintrat, woran sich später die Rangerhöhung zu Freiherren knüpfte. Hanns v. T., sein Sohn, war der Vater des Freih. G. Erasmus, dem wir seit 1598 als Verordnetem des Herrenstandes und einer der bedeutendsten Persönlichkeiten unter dem Adel Oesterreichs begegnen. Am 13. October 1599 bestellte er seinen häuslichen Heerd durch Vermählung mit Elise Preuner, aus welcher Ehe mehrere Kinder hervorgingen, die vorzeitig oder unvermählt starben. Calviner von Bekenntniß, verkörpert T. den feudalen Autonomisten, dessen beweglicher Blick nicht bloß eine politisch-confessionelle Interessenverbindung mit den Staats- und Glaubensgenossen der andern habsburgischen Länder, sondern auch mit den Religionsverwandten in Deutschland anstrebte, die sich in der sogenannten „Union“ vereinigt hatten. In der Ständeschaft hervorragend und auch von der Wiener Regierung nicht unterschätzt, deren Seele, B. Khlesl, die principielle und persönliche Abneigung Tschernembl's mit gleicher Empfindung erwiderte, mußte ein Mann wie T., des Wortes und der Feder mächtig, angesichts einer allgemeinen Krise, wie eine solche die Schilderhebung Bocskay's — 1606 — herbeiführte, eine große Rolle spielen. Wir stehen an der Schwelle des Bruderzwistes im Hause Habsburg, vor dem Wiener Frieden vom 23. Juni, dessen Garantie durch die Stände der betheiligten Länder das Selbstgefühl der letzteren wesentlich erhöht, aber auch die Verständigung der ungarischen, österreichischen und mährischen Bewegungspartei zum gemeinsamen Handeln, zum Abfallen von Kaiser Rudolf II. und zum Anschlusse an Erzherzog Matthias anbahnt, der diese Hülfeleistung mit ausgiebigen Zugeständnissen entgelten sollte. Gleichzeitig arbeitete der planreiche, an Projecten unerschöpfliche Fürst Christian von Anhalt-Bernburg (s. A. D. B. IV, 145 f.) auf eigene Faust an einer engeren Verbindung mit der Bewegungspartei in den habsburgischen Ländern, um den „terminus fatalis domus austriacae“ zu beschleunigen. Er stand in Correspondenz auch mit T. So sehen wir denn am 12. August 1606 T. als einen der Vertreter der oberösterreichischen Ständeschaft in der Residenz an der Donau, um wochenlang über die Garantie des Wiener Friedens und die bezügliche Assecuranz der ungarischen Stände zu verhandeln. Andererseits suchte Anhalt 1607 (Oct.) durch einen Bevollmächtigten, Peter Weck v. Rosenberg, als Mittelperson engere Fühlung mit T. Das war die Zeit, in welcher sich unter Führung des mährischen Autonomisten, Karl's v. Zierotin, der Abfall von Kaiser Rudolf II. zu Gunsten Erzherzogs Matthias vorbereitete (1607). Der Versammlungstag der mährischen Oppositionspartei zu

Eibenschütz bezweckte deren Liga mit den österreichischen und ungarischen Gesinnungsverwandten. Dort erschien auch als ein Vertreter der Oberösterreicher T. und begab sich dann nach Znaim, zurück nach Oberösterreich und von Linz in das Lager Erzherzogs Matthias vor Czaslau in Böhmen. T. war unter denjenigen, welche im Februar 1608 das Bündniß mit den Ungarn unterzeichnet hatten, und so spielte er denn auch bei den Vorgängen, die dem Czaslauer oder Liebener Vertrage (25. Juni 1608) zwischen Kaiser Rudolf II. und Erzherzog Matthias vorangingen, keine untergeordnete Rolle. Wir finden ihn dann in Wittingau, im Schlosse des Rosenbergers, wo er mit Christian von Anhalt zusammentraf und Besprechungen pflog. T. bildete mit Richard und Gottfried v. Starhemberg die radicale Führerschaft der österreichischen Bewegungspartei und unterhielt nach allen Seiten hin rege Beziehungen. So heißt es, daß T. dem Erzherzog Matthias zur Zeit des Bruches mit dem Kaiser gerathen habe, sich mit Heinrich IV. von Frankreich zu verbinden.

Als nun Erzherzog Matthias durch die erzwungene Verzichtleistung seines kaiserlichen Bruders Herr Oesterreichs, Mährens und Ungarns geworden war, und die protestantische Bewegungspartei ihren Lohn von ihm heischte, kam es zu einem harten Gegensatze zwischen ihr — die man gemeinhin von ihrem Versammlungsorte die „Horner“ nennt — und der Wiener Regierung, da Cardinalbischof Khlesl mit den Zugeständnissen zu kargen entschlossen war. T. betrieb daher ein Aufgebot des 30., 10. und 5. Mannes zum Schutze der Horner „gegen ihre Feinde“ — „nicht gegen den König“. Jedenfalls sollte die Huldigung an Matthias von den geforderten Zugeständnissen abhängig gemacht werden. In der That leisteten nur die Katholischen die Huldigung bedingungslos, während die „Horner“ eine Deputation mit T. an der Spitze an den ungarischen Krönungslandtag abordneten, und ihr Führer die Ungarn bestimmen wollte, die Krönung Matthias' zum König aufzuschieben oder bewaffnet für die Oesterreicher einzuschreiten, falls die Wiener Regierung nicht früher den Forderungen der Horner gerecht geworden sei. Matthias beeilte sich nun, die Wirkung der Tschernembl'schen Rede durch nachdrückliche Eröffnungen zu lähmen, und in der That gaben die ungarischen Stände den Hornern den Rath, sich mit den bisherigen Zugeständnissen zu begnügen. Die Horner veranlaßten auch die Intervention des sächsischen Kurfürsten Christian zu Gunsten der Glaubensverwandten in Oesterreich, und die Oberösterreicher entboten Ende October einen Vertrauensmann an den Pfälzerhof nach Heidelberg, hinter welchem Schritte wir vor allem T. als Urheber ansehen dürfen. Die Verhandlungen der Horner mit dem Wiener Hofe schleppten sich unter Mitwirkung der Mährer und Ungarn bis in das Jahr 1609 hinüber. T. vertrat in Horn die Oberösterreicher, welche unter Richard v. Starhemberg den Hornern auch bewaffnete Macht zuführten. Unter solchen kritischen Verhältnissen kam es erst vom 4. März an zur Hauptverhandlung, wobei die mährischen Abgeordneten die Vermittlerrolle spielten. Das große Wort führte T. mit jener rücksichtslosen Offenheit, welche ihm eigen war, und von den Winkelzügen der Andern vortheilhaft abstjcht. Er tadelte vor den mährischen Abgeordneten am 12. März ganz offen den Versuch des Wiener Hofes, die Reichsfürsten gegen die österreichische Oppositionspartei auszuspielen, da jene doch durch die letztere besser informirt seien. Habe der Kaiser durch den Versuch des Glaubenszwanges seine Länder eingebüßt, so könne dies auch dem Könige (Matthias) widerfahren. „Wir suchen“, sprach er weiter, „Unionen, Correspondenzen mit der ganzen Welt, haben überall Abgesandte. Was diese indessen schließen, ist nicht mehr zu ändern. Kommt es zum Kriege, so werden die Prälaten und Geistlichen unsere ersten Leute sein und er wird mit Ausrottung des ganzen geistlichen Standes enden“. Mit gleicher Offenheit äußerte er sich gegen König Matthias selbst. Die Stände

würden mit der Union in Correspondenz bleiben. Er sage dies, damit, wenn sich in Zukunft etwas Widerwärtiges ereignen würde, Niemand sie beschuldigen könne, dem Regenten etwas „verhalten“ zu haben. Auch legte er es dem Könige nahe, Khlesl zu entlassen, „dann die Stände mit dem keine Gemeinschaft haben, noch in Räthen und anderswo neben ihm sitzen wollen“. Trotz der Zugeständnisse, welche Mathias am 19. März 1609 in der sog. „Capitulations-Resolution“ den Hornern eingeräumt hatte, blieb die Krise noch immer in Schwebe. So erklären wir uns, daß T. den Kurfürsten von der Pfalz um bewaffneten Zuzug ersuchte, wie dies sein Dankschreiben vom 31. December 1609 bezeugt. Nun legten sich die ungarischen, glaubensverwandten Stände durch Palatin Georg Thurzo ins Mittel; auch die Mährer und Böhmen sollten interveniren. T. unterhandelte (Dec. 1609 und Jänner 1610) zu Preßburg vornehmlich mit den Ungarn und begab sich in dieser Angelegenheit nach Olmütz in Mähren (Frühjahr 1610). Bei der ständischen Audienz in Wien (3. März 1610) verfocht T. das Recht des vierten Standes auf Glaubensfreiheit und den Anspruch der Protestanten auf die Bekleidung von Landesämtern. In den Vordergrund tritt T. wieder, als nach dem faulen Ausgleiche zwischen der Regierung und den österreichischen Ständen des protestantischen Bekenntnisses, die Vorgänge in Böhmen vom Jahre 1618 den Abfall der ständischen Mehrheit daselbst und ihre Conföderation mit den Gesinnungsverwandten in Mähren, Schlesien und Oesterreich herbeiführten. T. verfaßte das Gutachten der oberösterreichischen Stände über den böhmischen Krieg und eine Denkschrift an Kaiser Matthias, wie die böhmischen Unruhen zu bannen seien, selbstverständlich aus dem Gesichtspunkte eines Freundes der böhmischen Ständeerhebung. 1619 richtete er gleichartige Gutachten an den Thronfolger Kaiser Ferdinand (II). Nach dem Tode Kaiser Matthias' verfocht er das Recht der Stände auf die Landesadministration kraft des „uralten österreichischen Herkommens“. Während Karl v. Zierotin, das frühere Haupt der mährischen Bewegungspartei, der Dynastie gegenüber loyal blieb, mit Anhalt und der Union nichts gemein haben wollte und die Standes- und Glaubensgenossen vor Selbstüberhebung warnte, blieb T. der eifrigste Anwalt des ständischen Selfgovernments und des Conföderationsprincips und stand in der Opposition, als es sich im April 1619 um die Huldigung an Erzherzog-König Ferdinand II. handelte. Der Bund mit Böhmen (11. Juni 1619) war ganz nach seinem Sinne, und am 15. Juni finden wir ihn als Abgeordneten Oberösterreichs in dem folgenreichen Prager Ständetage. Auch er war entschieden gegen die Anerkennung Ferdinand's II. als Landesfürsten. Als dann Maximilian von Baiern mit dem Ligistenheere unter Tilly im Hochsommer 1620 den Marsch nach Oberösterreich vollzog und als Pfandherr sich huldigen ließ (20. Aug.), flüchtete sich T. mit den Gesinnungsgenossen Jörger, Starhemberg und Ungnad nach Eggenburg in Niederösterreich zu den böhmischen Truppen unter Anhalt's Befehle. Die Schlacht am Weißen Berge (8. Nov. 1620) vernichtete nicht bloß die Hoffnungen der böhmisch-mährischen Aufstandspartei, sondern auch die ihrer österreichischen Verbündeten. T., der auch zu Prag im böhmischen Kriegsrathe thätig gewesen, entwich dann in die Oberpfalz und, da er bald der „bairischen Luft nicht trauen wollen“, nach Württemberg, wo er unter dem Namen eines „Freiherrn v. Windeck“ in Vaihingen stille saß, und nach überstandener Krankheit, welche die Mutter des Pfälzer Kurfürsten zu einem Trostschreiben an T. bestimmte, nach Heidelberg (1622). Hierher hatte ihn der aus Holland wieder heimkehrende Pfalzgraf und Exkönig berufen, da er Tschernembl's benöthige. Doch die weiteren Ereignisse drängten den geächteten „Redlinsführer und Obersten aller Rebellion und Verwirrung“, wie ihn der gegnerische Verfasser der „Newen Perspective und Brüllen“ in seinem gegen Camerarius (1626) gerichteten Büchlein nennt, aus

der von Tilly und Spinola bedrohten Pfalz, und so suchte er in der Freistätte politischer Flüchtlinge, im calvinischen Genf, eine sichere Zuflucht. In Heidelberg ließ er ein Manuscript zurück, „Die Consultationes oder unterschidliche Rathschläg", in denen sein politisches Glaubensbekenntniß niedergelegt erscheint. Es gipfelt in folgenden Sätzen: „Das Homagium gebürt dem, der das Vaterland innhat und possedirt mit Willen gemeiner Landschaft". — „Wer nit in der Huldigung ist, der ist vogelfrei . . Das Volk wält sich seinen Fürsten und kann ihn also auch verwerfen . . . Ein Land macht sich selbst zum Erbland um seines eigenen Respects willen, und obwohl Gott Länder austheilt, so thut er doch solches nur durch das Volk des Landes. Wer nun den Erbherrn macht, der kann auch den Erbherrn rejiciren . . . ." T. war ein kenntnißreicher, gewandter Mann. Sein Glaubensverwandter, J. V. Andreä, dem er sich in Schwaben zu erkennen gab, nennt ihn „den durch seine Gelehrsamkeit und Scharfsinn berühmten Baron T."; aber auch Khevenhüller, der Regierungsmann und Hofhistoriograph bezeichnet ihn als „gelehrten, in Historien- und Landsachen erfahrenen, auch arbeitsamen Herrn". Es fehlte ihm auch nicht an Umsicht und Klugheit in schwierigen Zeitläufen. Als das Passauer Kriegsvolk 1611 den Weg durch Oberösterreich nach Böhmen nahm und das Bauernvolk gegen die Söldner aufgeboten wurde, soll T., wie der Söldneroberst Ramée in seiner „Entschuldigungsschrift" bemerkt, bei ihm gewesen sein und sich erboten haben, diesen „Zusammenlauf des Bauers einzustellen". Hätten alle Herrn und Landleute so gedacht, so würden die Lande nicht den geringsten Schaden erlitten haben.

T. vertritt in hervorragender Weise das unbotmäßige österreichische Ständethum in den Tagen seiner letzten Blüthezeit.

Anhaltische Kanzlei 1621. — Neuwe Perspectiv und Brüllen D. Ludovico Camerario 1626. — Khevenhüller, Annales Ferd. Lpz. Ges. A. VI. — Raupach, Evangelisches Oesterreich IV. Abthlg. — Hammer, Cardinal Khlesl II. III. IV. Bd. — J. Stülz, Z. Charakteristik des Freih. Georg Erasmus v. Tschernembl u. z. Gesch. Oesterr. i. d. J. 1608—1610 (Anh. f. K. österr. G.-Q. 9. Bd.). — Chlumeczky, Karl v. Zierotin u. s. Zeit. — Gindely, K. Rudolf II. — Freih. v. Hoheneck, Die Stände Ober-Oesterreichs. — Hurter, K. Ferdinand II. u. s. Eltern. — Ritter, „Gesch. d. deutschen Union" und „Briefe und Acten der d. Union", dsgl. Politik und Gesch. d. Union z. Zeit des Ausgangs Rudolf's II. u. der Anfänge K. Mathias (Abh. d. k. Akad. München XV. Bd. 1880). — Krebs, Christian von Anhalt und die kurpfälzische Politik. — Gindely, Gesch. d. 30jähr. Krieges. — Bernd, Z. Gesch. der österr. Unruhen v. 1608—1609 i. i. Zusammenhange mit der kurpfälzischen Politik (Progr. der Realschule in Krems 1876). Krones.

Tscherning: Andreas T., schlesischer Dichter, entstammt einer alten Bunzlauer Familie. Am 18. November 1611 zu Bunzlau als Sohn des Kürschnermeisters Andreas T. und der Margarethe Ruthard geboren, ward er von seinen Eltern in Frömmigkeit und Gottesfurcht erzogen. In Bunzlau besuchte er auch die Schule, verließ aber Eltern und Vaterstadt, als im J. 1630 die schweren religiösen Bedrückungen, von denen damals seine protestantischen Mitbürger heimgesucht wurden, ihn für sein Bekenntniß fürchten ließen. Mit zwei Freunden begab er sich zunächst nach Görlitz. Unmittelbar nach seiner Ankunft übertrug ihm der dortige Bürgermeister Franz Beyer die Erziehung seiner Kinder. Daneben aber fand T. auch Gelegenheit, seine Studien unter der Leitung des Gymnasialrectors Elias Kuchler, der ihm in väterlichem Wohlwollen zugethan war, fortzusetzen. Von seinen Eltern aus Görlitz zurückgerufen, ging T. dann zur Vervollständigung seiner Schulbildung nach Breslau, wo ihm wiederum die Unterstützung und Freundschaft hülfreicher Gönner in so reichem

Maaße zu theil ward, daß er die Stadt nachmals als seine zweite Heimath zu betrachten pflegte. In die Zeit seines etwa dreijährigen Breslauer Aufenthaltes fällt seine erste litterarische Wirksamkeit. Er veröffentlichte im J. 1634 die ersten Früchte seines dichterischen Schaffens in einer Sammlung „Deutsche und lateinische Gedichte", welche indessen nur zwei deutsche Gelegenheitspoeme enthielt. Am 7. Mai 1635 bezog T., mit Empfehlungen von Opitz versehen, die Universität Rostock, mußte aber, noch bevor er seine Studien vollendet hatte, wegen Mittellosigkeit die Hochschule verlassen. Bereits im Mai 1637 finden wir ihn wiederum in Breslau, wo er als Erzieher und Lehrer in vornehmen Familien wirkte. Namentlich seine poetischen Talente gewannen ihm hier viele Freunde, unter denen der als Musiker und Dichter geistlicher Lieder bekannte kaiserliche Rath Matthäus Apelles von Löwenstern sich des armen, strebsamen Jünglings besonders warm und hülfreich annahm. Zeitlebens ist T. diesem Manne für seine Wohlthaten in dankbarer Verehrung verbunden geblieben, wie zahlreiche Gelegenheitspoesien und ein reger Briefwechsel beweisen. Ihm hatte es T. auch wesentlich zu danken, daß er nach einem längeren Aufenthalt in Thorn, wo man ihn vergeblich drängte, am Gymnasium eine professio juris anzunehmen, 1642 an die Universität Rostock zurückkehren konnte, um hier seine Studien zu Ende zu führen. Aus der Zeit dieses zweiten Breslauer Aufenthaltes stammen die ersten bedeutenderen Publicationen Tscherning's. 1641 veröffentlichte er als Ergebniß seiner Studien auf dem Gebiete der orientalischen Sprachen, die er in Rostock getrieben, eine „Centuria proverbiorum Alis imperatoris Muslimici distichis Latino-Germanicis expressa . . . cum notis brevioribus", und im nächsten Jahre ließ er unter dem Titel „Deutscher Getichte Früling" (Breßlaw, In Verlegung Georg Baumanns, 1642) eine umfangreiche Sammlung seiner deutschen Poesien folgen, von denen nicht wenige schon vorher in Einzeldrucken veröffentlicht worden waren. In der Vorrede dieses Matthäus Apelles von Löwenstern gewidmeten Werkes entschuldigt T. die Schwächen seiner Dichtungen. Er bittet zu bedenken, daß er nur auf das Drängen vornehmer Freunde zur Veröffentlichung der Sammlung geschritten sei, und daß seine Poesien nur selten der Ausfluß einer frischen, ungetrübten Dichtermuße seien, auch nicht immer Gegenstände seiner eigenen freien Wahl enthielten. Er habe „etliches bey guttem Muthe, etliches betrübt und trawrig, nicht weniges freywillig, viel auff andrer Befehl vnnd gegebene masse der Zeit hingeschrieben"; deshalb sei nur „ein theil mit fleisse gesetzt, ein Theil vberhin geeilet worden". Aber seine Sammlung führe ja auch nur den Titel „Frühling"; die reiferen Früchte seiner Muse hoffe er in einem „Sommer" dereinst vorlegen zu können. In der That machen die Gedichte Tscherning's vielfach den Eindruck flüchtiger, bestellter Arbeit. Es sind ganz überwiegend Gelegenheitspoesien, die zumeist ernsten oder freudigen Familienereignissen ihre Entstehung verdanken und nur bisweilen eine gewisse Wärme der Empfindung verrathen. Aber wo es T. an dichterischer Kraft, ernster Vertiefung in einen Gegenstand oder Gedankenfülle gebricht, da überrascht er nicht selten durch die Glätte der Form und glückliche Bilder, durch die Reinheit und treffende Gewandtheit seiner Sprache. T. zeigt sich in allem als ein verständnißvoller, treuer Nachahmer von Opitz, den er sich nicht bloß im ganzen Charakter seiner Poesie, sondern vielfach auch in der Nachbildung der äußeren Form zum Vorbild genommen hat. Nach zweijährigen Studien zu Rostock ward T. am 12. Mai 1644 zum Magister der Philosophie promovirt und einige Tage später an Lauremberg's Stelle zum Professor der Dichtkunst ernannt. In dieser Stellung, in welcher er einmal zum Rector, mehrfach zum Decan gewählt wurde, hat T., von Amtsgenossen und Schülern hochgeehrt, bis an sein Lebensende gewirkt. Seine poetischen Leistungen während

des fünfzehnjährigen Zeitraums seiner Rostocker Lehrthätigkeit sind verhältnißmäßig spärlich und gehen über das bisher erreichte Ziel nicht hinaus. Sie beschränken sich auf eine kleine Sammlung lateinischer Gelegenheitsgedichte („Schediasmatum liber unus", Rostochi 1644), auf dichterische Zuthaten zu Opitzens Singspiel „Judith" (1646) und auf ein neues Bändchen deutscher Gedichte, welches eine Art Fortsetzung des „Frühlings" bilden sollte. Dasselbe enthält neben wenigen Epigrammen und einem kleinen dramatischen Gedicht, welches die Auferweckung des Lazarus behandelt, wiederum vorwiegend Gelegenheitspoesien, die aber in Inhalt und Form das im „Frühling" Gebotene jedenfalls nicht überragen. T., der schon damals vielfach von Krankheit gequält wurde, mochte selbst fühlen, daß der Inhalt der Sammlung die Hoffnungen nicht ganz erfüllte, die sein „Frühling" bei allen Freunden deutscher Dichtkunst erweckt hatte, und nannte das Buch bescheiden „Vortrab des Sommers Deutscher Getichte" (Rostock 1655). Ein Jahr vor seinem Tode veröffentlichte er noch ein theoretisches Werk („Unvorgreiffliches Bedencken über etliche mißbräuche in der deutschen Schreib- und Sprachkunst / insonderheit / der edlen Poeterey." Lübeck / In verlegung Michael Volcken 1658), in welchem er eine Reihe nützlicher Bemerkungen über orthographische, etymologische, syntaktische und lexikalische Fragen zum Gebrauch für Studirende zusammengetragen hat. Als Anhang folgt der Arbeit unter dem Titel „Kurzer Entwurff oder Abrieß Einer Deutschen Schatzkammer / Von schönen und zierlichen Poëtischen redens-arten / umbschreibungen / und denen Dingen / so einem getichte sonderbaren glantz und anmuht geben können ...", eine alphabetisch geordnete, vorzugsweise aus Opitz und Flemming schöpfende Sammlung poetischer Stellen über verschiedene Gegenstände, welche gleichfalls praktischen Zwecken dienen sollte. — Bald nachdem T. seine Professur erlangt, hatte er sich mit der Wittwe des Advocaten Simon Hinz, einer Tochter des Lübecker Kanonikus Johannes Marsilius, verheirathet, die ihm zwei Kinder, einen Sohn Andreas (geb. 1645) und eine Tochter Katharina (geb. 1647) gebar. T. starb nach drei Jahre langen, schweren Leiden am 27. September 1659.

T. erfreute sich von seiten seiner Zeitgenossen außerordentlich hoher Werthschätzung. „Hic erit Opitio par, nisi major erit" hatte einer seiner schlesischen Freunde von ihm gesungen, und mehrfach begegnet man zeitgenössischen Urtheilen, welche die beiden Bunzlauer Dichter zum wenigsten auf eine Stufe stellen. Noch Morhof ist der Ansicht, daß T. in vielen Stücken Opitz erreicht habe. Das erscheint uns heute als eine starke Ueberschätzung. Bei aller Anerkennung seiner poetischen Leistungen wird man T., der sich übrigens selbst in allem, was er geschrieben, durch wohlthuende Bescheidenheit auszeichnet, als einen der tüchtigsten und verdienstvollsten Nachfolger, aber immerhin nur als einen Nachfolger und Schüler Opitzens betrachten dürfen, dessen Hervorbringungen hinter den bedeutsamen und bahnbrechenden Leistungen des Meisters sicherlich zurückbleiben.

Selbstbiographie Tscherning's in dem Rostocker Universitätsprogramm des Johann Georg Dorsch auf Tscherning's Tod vom 30. September 1659. — K. H. Jördens, Lexicon deutscher Dichter und Prosaisten V, 92 ff. — Eine reichhaltige Sammlung der Correspondenzen Tscherning's befindet sich auf der Stadtbibliothek zu Breslau. M. Hippe.

Tscherte: Hans T., Baumeister (Geburtsjahr unbekannt, gestorben im September 1552 zu Wien). Derselbe entstammt einer slavischen Familie, welche im 15. Jahrhundert in Brünn ansässig war. Ueber seine Jugendjahre und seinen Bildungsgang fehlen nähere Nachrichten. Um das J. 1510 übersiedelte T. nach Wien. Im J. 1512 erwerben er und seine Frau Veronika das unter den Tuch-

lauben Nro. 439 gelegene Haus in der Stadt. Für die geachtete Stellung, welche T. einnahm, zeugt der Umstand, daß er im J. 1515 in den inneren Rath gewählt und in den J. 1516, 1517, 1518, 1519, 1520 und 1522 in denselben neuerdings berufen und gleichzeitig mit dem Amte eines Spitalmeisters betraut wurde. In dem Kampfe, welchen der Stadtrath um die Behauptung seiner alten Freiheiten gegen die Regierung des Kaisers Max I. führte und der nach dessen Tode zum Sturze der alten Regierung und zur Einführung einer neuen ständischen Regierung führte, stand T. auf der Seite der letzteren, ohne jedoch so weit gegangen zu sein, wie Bürgermeister M. Siebenbürger und dessen Anhang, welche zum offenen Aufruhr schritten. Wenigstens zählte er nicht zu jenen Stadträthen, welchen Erzherzog Ferdinand nach seiner Besitzergreifung der österreichischen Erblande den Hochverrathsproceß gemacht hatte und deren Führer er in Wiener Neustadt hinrichten ließ. Als der Nürnberger Reichstag im J. 1522 einen allgemeinen Convent zur Abwendung der Türkengefahr eingesetzt hatte, war T. Mitglied des für die österreichischen Erblande eingesetzten Ausschusses und verweilte während des Reichstages in Nürnberg, wo seine Kenntnisse und Erfahrungen in militärischen Bauten zur Geltung gelangten. Wenige Jahre darauf, als die Türkengefahr immer näher gerückt war, trat er in königliche Dienste. Im J. 1528 ernannte König Ferdinand I. T. zum Brückenmeister der Donaubrücke bei Wien und noch in demselben Jahre zum Baumeister in Nieder-Oesterreich; in der letzteren Eigenschaft hat er die Aufgabe die Stadt Wien in einen besseren Vertheidigungsstand zu setzen. Als die Türken im J. 1529 vor Wien erschienen waren, leitete T. erfolgreich alle für die Vertheidigung der Hauptstadt und des Landes Niederösterreich erforderlichen Befestigungsarbeiten. Und als die traurigen Folgen, welche der Fall Wiens bei einem etwaigen neuerlichen Vordringen der Türken für ganz Oesterreich und Deutschland haben könnte, gewürdigt und eine Umgestaltung der Stadt in eine moderne Festung beschlossen wurde, ward T. ein hervorragendes Mitglied der zur Feststellung und Ausführung des Planes eingesetzten Commission und blieb in derselben bis zu seinem Tode thätig. Im Auftrage des Kaisers setzte T. die Hofburg in Wien, ferner die gegen die ungarische Grenze gelegenen befestigten Schlösser in Niederösterreich gegen feindliche Angriffe — in Stand, er bereiste 1540 trotz seines schon vorgeschrittenen Alters über Begehren des obersten Feldhauptmanns Freiherrn v. Ungnad die Grenzfestungen in Steiermark und Kärnten, traf Anordnungen zu deren Verstärkung und führte das neue Bollwerk bei der Augustiner Bastei gemeinschaftlich mit dem italienischen Baumeister Franz de Pozzo, mit den Wiener Baumeistern Bonifaz Wolmuet und Benedict Kölbl aus. T. war ein gebildeter und in dem neueren Fortificationswesen gut unterrichteter Mann. Er stand mit Albrecht Dürer und Pirckheimer in lebhaftem freundschaftlichen Verkehr. Unter den Blättern des ersteren besteht ein Holzschnitt mit dem Wappen T., einen wilden Mann und zwei Hände darstellend, welches sich auch auf der Innenseite des Deckels des seltenen Druckwerkes des Leo Alberti Florentini vorfindet mit dem darunter befindlichen Distichon:

Joannis quaquam sint pulchra insignia Tscherte
Vir tamen ingenii est clarior ille bonis
C. M. O. 1536.

Bekannt ist auch das Concept eines in der Nürnberger Stadtbibliothek vorhandenen Briefes, den Pirckheimer nach dem Tode Dürer's an seinen Freund T. richtete, worin er in der Aufwallung, daß die Witwe ein paar in dem Besitze ihres Mannes gewesene, schöne Hirschgeweihe ohne sein Wissen verkauft hatte, eine keineswegs schmeichelhafte Schilderung der Dürerin entwirft, welche M. Thausing in seinem Leben Dürer's allerdings auf das richtige Maaß zurückgeführt hat.

Eine Tochter Tscherte's war an den Hofmaler des König Ferdinand I. Jacob Seisenecker verheirathet. Sein Sohn Sebastian machte sich wieder in seiner Heimath ansässig. K. Weiß.

Tschesch: Johann Theodor v. T., Mystiker, geboren 1595 in Voigtsdorf bei Grottkau, † am 22. Februar 1649 in Elbing, wurde, nachdem er seine Studien in Marburg beendigt, wo 1618 ein discursus academicus de defensione extrajudiciali von ihm im Druck erschienen ist, Rath Friedrich's V. von der Pfalz, welche Stelle er nach der Schlacht am weißen Berge mit einer gleichen bei Herzog Johann Christian von Brieg vertauschte. Mit Jacob Böhme's und anderer Mystiker Schriften bekannt geworden und der herrschenden Orthodoxie wegen ihrer Verfolgungs- und Verdammungssucht entfremdet, trat er auf die Seite jener Stillen im Lande, welche, des geistigen Zankens und Streitens müde, vor allem auf Besserung des Lebens drangen. Mit A. v. Franckenberg (A. D. B. VII, 243) war er eng befreundet. Ihm war die in Gottes Wort verfaßte, von Christo und den Aposteln gelehrte Religion die vollkommene, wahre und seligmachende, was die Menschen daraus gemacht, bedürfe dagegen der Prüfung; die verschiedenen Confessionen hätten wohl einen größeren oder geringeren Theil der Wahrheit, voll und ganz aber habe sie keine, und daher müsse man Glauben und Leben auf Gottes und Christi Wort, aber nicht auf menschlicher Secten Lehre aufbauen, und treue Lehrer sollten Christum, nicht aber sich oder die Secten predigen und dadurch die Seelen von Christo weg- und den Secten zuführen. Für solche Ansichten hatte die damalige Zeit noch kein Verständniß. T., als Schwärmer gemieden und nach Herzog Johann Christian's Tode seines Amtes entlassen, fand bei seinem Freunde, dem Freiherrn Johann Dietrich v. Saurma-Jeltsch, gastliche Aufnahme, sah sich aber nach kurzer Zeit, als dieser 1641 von einem kaiserlichen Soldaten auf dem Schlosse in Jeltsch erschossen worden war, aufs neue in die Welt hinausgestoßen. Unvermählt und durch keinerlei Familienbande zurückgehalten, verkaufte er jetzt alles, was er hatte, um den Schauplatz der Erlösung, das heilige Land mit eigenen Augen zu sehen. Er trat die Reise an und fand in Ragusa ein segelfertiges Schiff, mit dessen Patron er über die Mitreise rasch Eins wurde; leider war er in die Hände eines Schurken gerathen; als er nach Besichtigung der Stadt zum Hafen zurückkam, war das Schiff, an dessen Bord sich bereits sein Hab und Gut befand, abgesegelt und T. ein Bettler. Da er in Schlesien kaum Ruhe und Frieden zu finden hoffen durfte, so begab er sich nach Amsterdam, wo er sich durch Unterrichtertheilen nothdürftigen Unterhalt erwarb, 1645 nach Hamburg und von da nach Elbing; dort ist er, in That und Wahrheit ein „Gott ergebener schlesischer Edelmann", wie er sich in seinen Schriften nennt, in größter Armuth, nach Abraham v. Franckenberg's Aufzeichnung 1649 gestorben. Unter seinen Schriften ist vor allem zu nennen die „treuherzige Erinnerung an die evangelische Priesterschaft in Deutschland gestellet a. Chr. 1623, jetzt aber, da die schreckliche Zornflamme Gottes je länger je heftiger fortbrennt und bisher bei dem mehreren Theil wenig Buße gespüret, dieselbe zu ermuntern wohlmeinend im Druck verfertigt anno 1637." Sie wurde 1647 zu Amsterdam unter Herzog Johann Christian's Namen und dem Titel: „Christfürstliches Bedenken und Ausschreiben von nothwendiger Ergreifung derjenigen Mittel, wodurch Gottes gerechtes Gericht erkennet, auch endlich, wo nicht abgewendet, doch etlicher Maßen vermindert werden möge" von Amadeus v. Friedleben (Abraham v. Franckenberg) aufs neue herausgegeben. Als Vertheidiger Böhme's trat T. 1641 mit zwei Briefen in laudem aurorae Boehmianae auf, gegen welche David Gilbert die admonitio adversus scripta Boehmiana, Ultrajecti 1643 veröffent-

lichte. T. antwortete 1644 in der defensio Boehmiana, der Gilbert seine apologia admonitionis entgegensetzte.

Lichtstern, schlesische Fürstenkrone S. 109—111. — Lieffmann, de fanat. Siles. § 17. — Crusius, Vergnügung IX, 41—48. — Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie III, 95. — Walch, Streitigkeiten außer der lutherischen Kirche IV, 1109. — Leuschneri Spicileg. XII. — Ehrhardt, Presbyterol. II, 34.

Schimmelpfennig.

Tschiderer: T. von Gleifheim, Johann II. Bischof von Trient, geb. zu Bozen am 15. April 1777, † zu Trient am 3. December 1860, Sohn des Josef Joachim A. v. Tschiderer, 1806 zum Priester ausgeweiht; studirte dann weiter in Rom, widmete sich, heimgekommen, neuerdings der Seelsorge, die er dann mit der Professur der Moral- und Pastoraltheologie zu Trient vertauschte. 1810—1826 Pfarrer in Sarnthal und Meran, als wohlthätiger Priester allgemein geachtet, dann Provicar in Trient, Generalvicar in Vorarlberg und Titularbischof, trat 1834 an die Spitze der Metropole Trient und schloß im Alter von 83 Jahren ein gemeinnütziges Leben.

Wurzbach, Biogr.-Lex. 48. Bd., S. 46—48. — Simeoner, die Stadt Bozen (Bozen 1890). Krones.

Tschiffeli: Johann Rudolf T., aus patricischem Geschlechte der Stadt Bern am 15. December 1716 geboren, verlebte seine Jugendjahre in Rheineck (im jetzigen Kanton St. Gallen), wo sein Vater damals Landschreiber war. Da in der Nähe keine geeigneten Bildungsanstalten sich fanden, war er fast lediglich auf Selbstbildung aus Büchern angewiesen, und als ältestes der zahlreichen Geschwister ertheilte er schon als Knabe denselben den nöthigen Unterricht. Als dann sein Vater 1734 die Landvogtei in Wangen (an der Aare) erhielt, suchte und fand der Sohn Beschäftigung als Volontär in der Verwaltung der Vaterstadt. Aber 1747 starb der Vater und kurz nachher auch die Mutter; Vermögen war nicht vorhanden, und so lag nun auf Tschiffeli's Schultern die dreifache Bürde eines neubegründeten eigenen Haushaltes, einer drückenden väterlichen Erbschaft und der Versorgung von vier jüngeren Geschwistern. Doch die kritische Lage stählte seine Kraft; er wandte sich der Rechtswissenschaft zu, und ward nicht nur als Sachwalter von Privaten geschätzt, sondern auch von der Regierung bei wichtigen Arbeiten zugezogen, so bei der Reform der bernischen Civilgesetze. 1755 wurde er zum Schreiber des obern Ehegerichts („Chorschreiber") gewählt, welche ein gesichertes Einkommen bietende Stellung er bis zu seinem Tode (15. Jan. 1780) bekleidete. Ein großes Verdienst erwarb er sich mit seiner nach langen Mühen endlich in seinem Todesjahre von Erfolg belohnten Thätigkeit zu Gunsten der im Gebiete von Bern nach Tausenden zählenden Heimathlosen, die endlich Dank seiner Zähigkeit eine feste bürgerliche Existenz als „Landsassen" erhielten.

Aber was ihm in der culturgeschichtlichen Entwickelung des 18. Jahrhunderts einen bleibenden Namen sichert, das sind seine theoretischen und praktischen Bestrebungen zur Hebung der Landwirthschaft. Er ist der Begründer und geistige Mittelpunkt der bernischen ökonomischen Gesellschaft, deren Entstehung in die Jahre 1759—1761 fällt; einer Gesellschaft, deren Vorsitz zu übernehmen, sich selbst ein Albrecht v. Haller nicht zu hoch hielt, der ältesten Gesellschaft dieser Art in Europa und der ältesten größeren Vereinigung in der Schweiz; es gelang derselben, durch ihre eigene aufopfernde Thätigkeit und durch die Begründung von Filialgesellschaften im damaligen bernischen Gebiete, einen mächtigen Aufschwung in rationeller Bewirthschaftung des Bodens und im Wohlstand der ländlichen Bevölkerung zu erzielen; durch ihre volkswirthschaftlichen Veröffentlichungen, zu denen die besten Berner jener Zeit — Engel, Tscharner,

Tschiffeli u. A. — ihr Bestes gaben, und welche deshalb, so lange Tschiffeli's Anregung fortwirkte, des höchsten Ansehens genossen, ja durchweg als classische Leistungen galten, erlangte die Gesellschaft europäischen Ruhm und im Inlande allseitige Unterstützung ihrer Bestrebungen.

T. wirkte aber auch als praktischer Landwirth. Er bewirthschaftete ein großes Gut bei Kirchberg (in der Nähe von Burgdorf), das er auf das Vierfache seines Werthes brachte und ein zweites bei Moosseedorf (nahe bei Hofwyl). Seine Unermüdlichkeit im Experimentiren brachte neue Culturen und namhafte Verbesserungen in den Arbeitsinstrumenten auf. Zahlreiche Einheimische und Fremde besuchten T. auf seinen Gütern, um hier Anregung und Klarheit in landwirthschaftlichen Fragen zu gewinnen, junge Leute suchten in einer Lehrzeit bei ihm sich für die landwirthschaftliche Praxis vorzubereiten, wie z. B. Pestalozzi; ja die Männer der Helvetischen Gesellschaft begrüßten mit Jubel die vorübergehende Aussicht, daß T. die Leitung einer patriotischen Erziehungsanstalt übernehmen werde.

Tschiffeli's anerkannte Uneigennützigkeit, die ihn über seinen Bestrebungen, durch seine Experimente der Menschheit zu nützen, das Verhältniß der ausgelegten Mittel zu dem für ihn als Privatmann resultirenden Gewinn oft zu wenig in Anschlag bringen ließ — Fellenberg hat nach seiner eigenen Aussage (Landwirthsch. Blätter v. Hofwyl, Heft I, S. 15 ff.) in dieser Beziehung an ihm ein warnendes Exempel genommen — hätte für ihn verhängnißvoll werden können, als ein seltener Glücksfall ihn aus aller Verlegenheit riß; bei einer ausländischen staatlichen Verloosung gewann er 1770 einen Haupttreffer, der ihm eine Rente von 1000 Louisdor verschaffte. So konnte er, aller ökonomischen Sorge für seine zahlreiche Familie enthoben, bis zu seinem Tode eine Wirksamkeit in großem Maßstabe fortsetzen, die, ohne seine Angehörigen zu schädigen, der Hebung der Volkswohlfahrt zu gute kam.

Holzhalb, Suppl. zu Leu's schweiz. Lexicon VI, 119—121 (Zürich 1795). — S. Wagner, Lebensgeschichte Hrn. J. R. Tschiffeli's. Bern 1808. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. — Berner Taschenbuch 1853, 298/299. — R. Schatzmann, das hundertjähr. Jubiläum der ökonomischen Gesellschaft des Kanton Bern. Bern 1860. — Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule I, 200—202 (Zürich 1881 ff.). — Sammlung bernischer Biographien I, 285—299. Bern 1887. (Biogr. Skizze Tschiffeli's v. J. Sterchi.)

Hunziker.

Tschinkel: August T., einer der hervorragendsten Großindustriellen Oesterreichs und der Begründer der berühmten Firma „August Tschinkel's Söhne“, stammte aus Schönfeld bei Kreibitz in Böhmen, von wo aus er den Hausirhandel mit Zwirnen nach Baiern betrieb. Dort lernte er die Fabrikation von Cichorienkaffee und anderen Surrogaten für den Kaffee kennen, der zur Zeit der Continentalsperre einen kaum noch erschwinglichen Preis erreicht hatte, und faßte den Plan, diese Fabrikation auch in Oesterreich einzuführen. Er verschaffte sich also Kenntnisse von der Productionsweise und erwarb sich im Jahre 1806 die Erlaubniß, in Schönfeld Kaffeesurrogate erzeugen zu dürfen. Aber obwohl er unermüdlich arbeitete, hatte er doch mit solchen unüberwindlichen Schwierigkeiten, namentlich bei Beschaffung des Rohmaterials, der Zuckerrüben und Cichorienwurzeln, die aus Deutschland bezogen werden mußten, zu kämpfen, daß er bereits nach kurzer Zeit den Versuch aufgeben und zu seiner früheren Hantirung zurückkehren mußte. Als er jedoch nach sechsjähriger Unterbrechung die Fabrikation wieder aufnahm, war er mehr vom Glück begleitet, so daß er und seine Söhne hinreichend Arbeit fanden und sie sich mit der Zeit auch verbesserte Betriebsmaschinen anschaffen konnten. Das Geschäft hatte bereits eine solche Ausdehnung gewonnen, daß

täglich 10 Centner Surrogate erzeugt wurden, als August T. im Jahre 1833 starb. Die Witwe und die drei Söhne Augusts, Emanuel (geb. am 1. Jan. 1814 zu Schönfeld), Anton und Franz übernahmen nun seine Weiterführung und gaben ihm eine solche Ausdehnung, daß sich die Nothwendigkeit herausstellte, die nöthigen Rohproducte im Lande selbst zu erbauen. Nachdem die ersten Proben in Schönfeld mißlungen waren, machte man im Jahre 1844 bei Lobositz die ersten Anbauversuche mit Magdeburger Zuckerrüben. Das Ergebniß war zufriedenstellend und so konnten die Brüder in Lobositz eine neue Cichorienfabrik mit der Firma „Brüder Tschinkel" anlegen, die sie bereits im Jahre 1857 um das Doppelte vergrößerten. Ein Jahr darauf eröffneten sie gleichfalls in Lobositz eine Zuckerfabrik und um dieselbe Zeit in Schönfeld auch eine Chokoladenfabrik. Seitdem nahmen die Unternehmungen der Brüder die größte Ausdehnung an, so daß sie bald zu den bedeutendsten Großindustriellen in Oesterreich gezählt werden mußten. Im Jahre 1869 kauften sie die Herrschaft Tschischkowitz mit Trebnitz und Kostialow an und verlegten sich nunmehr auch auf die Bierbrauerei. Außerdem begründeten sie noch Brodbäckereien, Dampfmühlen und Canditenfabriken und betheiligten sich in der Duxer Gegend am Kohlenbergbau und in Hüttengrund bei Teplitz an der Tafelglasfabrikation. Sie beschäftigten ein Heer von circa 4000 Arbeitern und die entsprechende Anzahl von Beamten. Der eigentliche Leiter des Geschäftes scheint Emanuel T. gewesen zu sein. Er erwarb sich für ganz Nordböhmen bleibende Verdienste, da er energisch für den Bau der Nordbahn eintrat. Er starb am 5. Juli 1871.

Vgl. Mittheilungen der Nordböhmischen Excursionsclubs VI, 262—265. Böhm.-Leipa 1883. — Wurzbach XLVIII, 49—52. H. A. Lier.

Tschirch: Wilhelm T., ein Componist vorzugsweise für Männergesang, geboren am 8. Juni 1818 zu Lichtenau in Schlesien, † den 6. Januar 1892 in Gera, auch unter dem Pseudonym Alex. Czersky als Claviercomponist bekannt. Er ist der dritte der sechs Brüder, die sich als Musiker ausgezeichnet haben. Wilhelm erreichte durch seine Männerchöre den weitgehendsten Ruf und wurde von den Gesangvereinen in einer Weise gefeiert, wie sie in der Art eben nur der Männergesangvereine liegt. Der Vater Tschirch's, selbst ein tüchtiger Musiker, ließ sich die Erziehung seiner Söhne sehr angelegen sein. Wilhelm erhielt eine Seminarbildung in Bunzlau, besuchte dann das königliche Institut für Kirchenmusik in Berlin, darauf als besonders Begabter die Abtheilung für Musik der königlichen Akademie der Künste und erhielt zugleich den Unterricht von A. B. Marx. 1843 wurde er zum städtischen Musikdirector in Liegnitz gewählt und 1852 folgte er einem Rufe nach Gera, wo er auch zeitlebens verblieb. Er bekleidete daselbst die Aemter eines fürstlichen Capellmeisters, eines Cantors und Musikdirectors und bildete den Mittelpunkt alles musikalischen Treibens. Sein erstes Werk, welches die Aufmerksamkeit des Publicums auf ihn zog, war eine von der königlichen Akademie der Künste zu Berlin preisgekrönte Cantate für Männerchor mit Orchester: „Eine Nacht auf dem Meere". Dichtung von E. Stiller. (Berlin, Bote & Bock, Partitur und Clavierauszug.) Dieser Glückswurf bestimmte ihn, sich vorzugsweise dem Männergesange zu widmen. Er schrieb zum Behufe dessen eine Anzahl größerer Werke, wie „Die Harmonie", eine Hymne (Breslau, Leuckart); „Die Zeit", op. 38 (Magdeburg, Heinrichshofen); „Gott, Vaterland, Liebe", eine Hymne, op. 42 (Breslau, Leuckart); „Das Turnier", eine dramatische Scene, op. 43 (Berlin, Bote & Bock), sämmtlich für Männerchor und Orchester, die von den Gesangvereinen mit Begeisterung aufgenommen wurden und seinen Namen nicht nur in Deutschlands Gauen, sondern übers Meer bis nach Amerika trugen, so daß er zu dem Sängerfeste

in Baltimore 1869 eingeladen wurde, und hier wie in New-York, Philadelphia, Washington und anderen amerikanischen Städten die größten Triumphe feierte. In seine Stellung in Gera zurückgekehrt, wurde er der Mittelpunkt aller Männergesangsfeste in Deutschland, und jeder Verein beeilte sich, ihn zum Ehrenmitgliede zu machen. Außer diesen kleinen und größeren Männergesängen mit und ohne Begleitung, schrieb er aber auch Einiges für gemischten Chor, für Orgel und sehr viele oberflächliche Salonstücke für Clavier, die er nicht einmal seines Namens würdigte, sondern mit dem oben bereits erwähnten Pseudonym in die Welt schickte. Aus innerem Drange hat wol er so wenig wie andere unserer Duodezcomponisten die Welt mit seinen Machwerken beglückt, sondern nur aus Speculation auf schnellen Erwerb. Erhielt doch Gustav Lange für vier Seiten in Notenformat, die er in kaum einer Stunde mit seinen elenden Schmierereien füllte, ein Honorar von 120 Mark! Solche Erfolge haben schon Manchen von der Künstlerbahn abgezogen.

Mendel-Reißmann's Lexikon, die Verlagskataloge, Kritiken in Zeitschriften und die Nekrologe. Rob. Eitner.

Tschirnhaus: Ehrenfried Walther v. T. (auch Tschirnhauß und Tschirnhausen geschrieben), Herr auf Kießlingswalde und Stoltzenberg, einer der hervorragendsten deutschen Mathematiker und Philosophen des 17. Jahrhunderts und, wie Christian Thomasius, mit seinem großen Zeitgenossen Leibnitz durch Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Bestrebungen und durch persönliche Freundschaft nahe verbunden. Er wurde geboren am 10. April 1651 in der bei Görlitz gelegenen Ortschaft Kießlingswalde, woselbst seine aus Mähren und Böhmen eingewanderten Vorfahren schon seit vier Jahrhunderten erbeingesessen waren. Sein Vater Christoph v. T. war kurfürstlich sächsischer Rath und Landesältester im Görlitzischen Fürstenthum, seine Mutter Elisabeth Eleonore, eine geborene Freiin v. Stierling und Achyl. Im elterlichen Hause erhielt T. zusammen mit seinen beiden Brüdern Friedrich Gottlob und Georg Albrecht eine sorgfältige Erziehung; die Brüder wurden von mehreren Gelehrten unterrichtet, deren einem, Mag. Nathanael Heer, sie, als dieser nach Lauban als Prediger berufen wurde, dorthin folgten, um sich unter seiner Leitung weiterzubilden. Hierbei zeichnete sich Ehrenfried Walther nicht nur durch Gehorsam und pünktlichen Fleiß aus, sondern auch durch ungewöhnliche Begabung und schnelle Fortschritte, so daß er nach seiner Uebersiedelung an das Gymnasium zu Görlitz bereits im 15. Jahre „unter dem berühmten Vechnero in prima classe“ studirte. Da durch den Schulunterricht seine eifrige Lernbegierde noch nicht befriedigt war, ergänzte er sein Wissen durch mancherlei Privatlectüre, namentlich im Felde der Mathematik; er las für sich als Gymnasiast Alsted's Encyklopädie, Kircher's Werke und andere gelehrte Schriften; dergestalt, daß er allen seinen Mitschülern weit voraneilte. Als er das 17. Lebensjahr erreicht hatte (1668), schickten ihn seine Eltern auf die Universität, und zwar auf Anrathen des Görlitzer Rathsherrn Hegenitius nach Leyden in Holland. Die Reise dorthin ging glücklich von Statten; aber gerade zu der Zeit, als T. in Leyden eintraf, herrschte daselbst eine bösartige Seuche, von der viele Professoren hingerafft wurden. Auch T. selbst wurde von der Epidemie ergriffen und konnte sich erst nach seiner Genesung von schwerer Krankheit in mathematische, physikalische und philosophische Studien vertiefen, über deren speciellen Entwicklungsgang keine genauere Nachricht aufbewahrt ist. Eine längere Unterbrechung erfuhren diese wissenschaftlichen Arbeiten, als 1672 der zweite Raubkrieg Ludwig's XIV. gegen die Niederlande begann und Holland von den französischen Truppen überschwemmt wurde. In dem Kriegslärm fühlte T. sich veranlaßt, selber zu den Waffen zu greifen; er trat als Freiwilliger in das Regiment des ihm befreundeten Obersten Baron v. Niewland ein, diente

anderthalb Jahre lang unter diesem wissenschaftlich gebildeten Officier und hielt mit ihm die Belagerung der Festung Wesel aus. Als Freiwilliger genoß er die Vergünstigung, immer nur am vierten Tage Dienst thun zu müssen, so daß ihm für gelehrte Beschäftigung Muße freiblieb; zugleich machte er sich bei Niewland in dem Grade beliebt, daß dieser, um ihn dauernd an seine Fahne zu fesseln, ihm eine Hauptmannsstelle anbot. Indessen da für T. die Gedankenarbeit mehr Anziehungskraft als das Waffenhandwerk hatte, lehnte er das ehrenvolle Anerbieten ab und ergriff die erste passende Gelegenheit, um Urlaub zu nehmen und nach Leyden zu seinen Studien zurückzukehren. Als er 24 Jahre alt war (1675) verließ er Holland, begab sich wieder in seine Heimath, blieb aber nicht lange daselbst, sondern unternahm mit Erlaubniß seiner Eltern eine weit ausgedehnte, mehrjährige Reise durch Europa. Er ging zunächst über Holland nach England, hielt sich dann vom September 1675 bis zum November 1676 in Paris auf, reiste von hier über Lyon nach Italien, besuchte Turin, Mailand und Venedig und verweilte etwa ein Jahr lang in Rom (1677—78). Bis nach Sicilien und Malta erstreckten sich seine Fahrten; und er würde, seinem Plane nach, auch Spanien, Griechenland und die Türkei aufgesucht haben, wenn dies nicht drohende Gefahren verhindert hätten. Auf seiner europäischen Rundreise knüpfte T. überall mit hervorragenden Gelehrten Bekanntschaft an; so in Holland mit Hudden und Huyghens, in England mit Newton, Collins und Oldenburg, in Italien mit Michael Angelo Ricci, Kircher, Alphons Borelli. Auch mit Spinoza kam er während seines holländischen Aufenthaltes in Berührung. Namentlich aber lernte er in Paris Leibnitz persönlich kennen und trat mit diesem auf Grund der Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Bestrebungen in eine vertraute Freundschaft, von welcher der Briefwechsel beider Männer (cf. Gerhardt, Leibnitz' mathematische Schriften; I. Abth., Bd. IV) sprechendes Zeugniß ablegt. Solche persönliche Beziehungen neben seinen wissenschaftlichen Leistungen hatten es unter anderem zur Folge, daß T. später bei einer dritten Anwesenheit in Paris auf Empfehlung Colbert's in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde (22. Juli 1682); wozu in der unten citirten anonymen „Lebens- und Todesgeschichte" die Bemerkung gemacht wird: „hat auch derselben durch Experimenta und Inventa sein Ingenium und Fleiß allzeit rühmlich bewiesen, wie solches die Bücher der Akademie, so jährlich herauskommen, satsam zeigen". — Inzwischen aber hatte T. nach langen Wander- und Lehrjahren in der Heimath eigenen Hausstand und Familie begründet. Er verheirathete sich 1682 mit Fräulein Elisabeth Eleonore v. Lest und zog mit seiner Ehegattin zunächst auf das von ihm angekaufte Landgut Grund, wo die Neuvermählten zwei glückliche Jahre verlebten. Als dann 1684 sein Vater starb, siedelte T. auf die ererbten Güter über, die er, anfangs mit seinem Bruder Georg Albrecht gemeinsam, verwaltete. Aus seiner Ehe mit El. El. v. Lest sind drei Söhne und drei Töchter hervorgegangen. Sodann war T. bemüht, seine wissenschaftlichen Einsichten und technischen Erfindungen im Interesse seines Heimathlandes zu verwerthen, während er manche von auswärts kommende vortheilhafte und ehrenvolle Anerbietungen zurückwies. Der Kurfürst von Brandenburg trug ihm nach dem Tode Seckendorff's die Kanzlerstelle an der Universität Halle an mit einem Jahresgehalte von 3000 Thalern; die Landgrafen von Hessen-Darmstadt und Hessen-Cassel offerirten ihm höhere Beamtenstellen; und schon vorher hatte Colbert ihn auf die Dauer in Paris zu halten gesucht. Alle diese lockenden Anträge lehnte T. dankend ab, und begründete statt dessen in der Heimath industrielle Unternehmungen, die für die Lausitz und Kursachsen höchst vortheilbringend werden mußten. Bei seinen Untersuchungen über Brennlinien und Brennspiegel hatte er Schleifmaschinen erfunden, mit denen sich optische Gläser von ungewöhnlicher Größe

herstellen ließen. Im Zusammenhange hiermit stand es, daß er nach längeren Bemühungen beim Dresdener Hof die Staatsmittel zur Anlegung von drei Glashütten bewilligt erhielt; wodurch wenigstens 20 000 Thaler jährlich, die sonst für Glas nach Böhmen gegangen wären, im Lande blieben, und mancher armen Familie zum Brote verholfen wurde. Auf rein theoretischem Gebiete kamen als Früchte langjährigen Nachdenkens eine Anzahl wissenschaftlicher Werke von hervorragendem Werthe zur Reife. Seine „Medicina Mentis“, eine im Stil des Cartesius gehaltene, aber auch von Spinoza sichtlich beeinflußte Methodenlehre und Erkenntnißtheorie, die T. in Holland 1682 niedergeschrieben hatte, erschien 1687 zu Amsterdam (2. Auflage, Leipzig 1695). Die „Medicina Corporis“ bildet eine Ergänzung dazu. Ebenso die „Gründliche Anweisung zu nützlichen Wissenschaften, absonderlich zu der Mathesi und Physica, wie sie anjetzo von den Gelehrtesten abgehandelt werden“. Eine größere Anzahl von Abhandlungen sind in den Leipziger Actis Eruditorum und in den Mémoires der Pariser Akademie abgedruckt. Im Felde der Mathematik und Physik hat sich T. durch seine Quadratur-, Rectifications- und Tangentenmethoden, seine Brennlinien, Brenngläser und seine Auflösung der Gleichungen historische Verdienste erworben. Dabei trug er sich, von demselben universalistischen Geiste wie Leibniz beseelt, mit dem Gedanken der Gründung einer sächsischen Akademie der Wissenschaften; doch ist dieser Plan infolge des Mangels an Geldmitteln und des Einfalls der Schweden in Sachsen gescheitert. Was Tschirnhausens häusliche Verhältnisse betrifft, so blieben ihm schmerzliche Schicksalsschläge nicht erspart. Seine erste Frau starb 1693. Nach neunjährigem Wittwerstande und nach einer abermaligen Reise nach Paris verheirathete sich T. zum zweiten Male im Februar 1702, und zwar mit Fräulein Elisabeth Sophie von der Schulenburg, die ihm aber schon nach vierjähriger Ehe und nachdem die beiden von ihr geborenen Kinder gestorben waren, gleichfalls durch den Tod entrissen wurde. Dazu kamen pecuniäre Verluste. Nach dem Jahre 1700 wurde T. mit der Ueberwachung des gefangen gehaltenen Alchymisten und Porzellanerfinders H. Fr. Böttcher beauftragt, war zu häufigem Aufenthalt am Hofe genöthigt und mußte hierauf viel Zeit und Geld verwenden. Der Einfall der Schweden in Sachsen unter Karl XII. (1706—1707) scheint Tschirnhausens Besitzungen und Fabriken in der Lausitz schwer betroffen zu haben. Er selbst begann nach dem Verluste seiner zweiten Frau zu kränkeln. Sein Körperbau war kein kräftiger, seine arbeitsreiche Lebensweise sehr anstrengend. Er pflegte jeden Morgen schon um 2 Uhr aufzustehen, arbeitete bis 6 Uhr, legte sich dann für eine Stunde zur Ruhe, erfüllte hierauf seine laufenden Amtspflichten bis zum Mittag und ruhte nach dem Essen nur wenig; im Ganzen soll er während 24 Stunden nur 6 Stunden geschlafen haben. Im September 1708 wurde T. von heftigen Steinbeschwerden befallen; er wendete einige Arzneimittel dagegen an, schrieb aber, sein Ende vorausahnend, an den Kurfürsten, dem er für alle ihm erwiesenen Gnaden dankte und seine Kinder anempfahl. Sein Zustand verschlimmerte sich schnell, und am 11. October 1708 um 4 Uhr Morgens wurde er durch den Tod von seinen Schmerzen erlöst. Sein letztes Wort soll der Ausruf „Victoria!“ gewesen sein.

Lebens- und Todes-Geschichte des weltberühmten Herrn Ehrenfried Walther von Tschirnhauß ꝛc. (anonym). Görlitz, bei Jac. Rohrlachen, 1709. — Acta Eruditorum. Anno 1709. Elogium E. W. a T. — H. A. v. Ziegler, Historischer Schauplatz und Labyrinth der Zeit. Anno 1718, pag. 186. — Leibnitzens mathematische Schriften herausgegeben v. C. J. Gerhardt; Abth. I, Bd. IV. — H. Weißenborn, Lebensbeschreibung des E. W. v. Tschirnhaus. Eisenach 1866. — A. Kunze im „Neuen Lausitzischen Magazin“, Bd. 43.

O. Liebmann.

Tschirschky: Friedrich Ludwig v. T. und Bögendorf auf Wanscha, Landesbestallter des königlich sächsischen Markgrafenthums Oberlausitz, wurde am 27. August 1769 zu Neusalz an der Oder als Sohn des Landschaftsdirectors der Fürstenthümer Jauer und Schweidnitz Friedrich Julius v. T. auf Nieder-Peilau geboren. Da seine Eltern Mitglieder der Brüdergemeine waren, wurde er sowol auf der Schule zu Gnadenfrei als im Pädagogium zu Niesky, das er in den Jahren 1780—86 besuchte, im Geiste jener Gemeine erzogen, der sein Thun und Lassen während seines ganzen Lebens bestimmen sollte. Im J. 1786 siedelte er nach Halle über, wo er, wie späterhin auch in Leipzig, die Rechtswissenschaft studirte. Eine größere Reise durch Deutschland, die Schweiz und Oberitalien, die er in Gesellschaft des Kanzlers v. Hoffmann unternahm, brachte seine weltmännische Bildung zum Abschluß. T. dachte nicht daran, eine Stellung im Staatsdienst anzunehmen, vermählte sich vielmehr in Herrnhut am 21. Mai 1792 mit Friederike Theodore Elisabeth v. Trotha und bezog mit ihr das Gut Wanscha an der schlesischen und böhmischen Grenze, wo er sich der Bewirthschaftung seiner Güter, der Betheiligung an der ständischen Verwaltuug der Provinz und der Beschäftigung mit wissenschaftlichen Studien, unter denen er namentlich die philologischen bevorzugte, widmete. Im J. 1803 wurde er Mitglied der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz, für deren „Magazin" er eine Anzahl Aufsätze verfaßte, unter denen die „Denkschrift auf den Grafen Lepel" (Bd. 5, 1826) und die „biographische Skizze über den sächsischen Cabinetsminister Grafen Johann Georg v. Einsiedel" (Bd. 9, 1831) am werthvollsten erscheinen. Außerdem verfaßte er eine Denkschrift auf Salomon Geßner und eine Uebersetzung von Byron's Korsar, Arbeiten, die beide nicht gedruckt sein dürften. Nach dem Tode seiner ersten Frau im J. 1806 vermählte er sich zum zweiten Male mit Marianne Elisabeth Freiin v. Watteville. Während des Franzosenkrieges erlitt er große Einbußen an seinem Vermögen, da seine in ganz Sachsen verstreut liegenden Besitzungen von allen Wechselfällen des Krieges arg mitgenommen wurden. Im J. 1822 übernahm er unter den schwierigsten Verhältnissen das Amt eines Landesbestallten der sächsischen Oberlausitz, fuhr aber trotzdem fort, nicht nur auf den Landtagen zu Dresden und Bautzen, sondern auch auf denen zu Breslau und Görlitz für das Wohl der ganzen ehemaligen Provinz thätig zu sein. Er starb zu Herrnhut, wo er oft im Leben geweilt hatte, am 2. October 1829.

Vgl. Neues Lausitzisches Magazin. VIII, 582—588. Görlitz 1830.

H. A. Lier.

Tschirschnitz: Ernst Heinrich Wilhelm v. T., königlich hannover'scher General der Infanterie, am 16. Mai 1796 zu Fraustadt im Posen'schen als der Sohn eines Geistlichen geboren, wollte sich dem Stande seines Vaters widmen, als die in Aussicht stehenden Befreiungskriege ihn zum Soldaten machten. Er ging zu Dörnberg, welcher damals an der Niederelbe stand, ward im April 1813 als Kadet in dem neuerrichteten Infanteriebataillone der Bremen und Verden'schen Legion, welches bald die Benennung „Leichtes Bataillon Bremen und Verden" erhielt, angestellt und nahm mit diesem, bald zum Fähnrich und schon am 13. August zum Premierlieutenant befördert, an dem Feldzuge des Wallmoden'schen Corps in Mecklenburg und demnächst in Holstein theil. Im Gefechte von Groß-Boden wurde er am 4. Dec. 1813 durch einen Schuß in den Arm verwundet. Nachdem er bei Waterloo mitgefochten hatte, kam er bei der nach Abschluß des zweiten Pariser Friedens und der Verschmelzung der englisch-deutschen Legion mit den hannoverschen Truppen vorgenommenen Neugestaltung der Armee in das 7. Infanterieregiment, ward am 26. September 1826 Kapitän und 1831 zum Brigade-, 1833 zum Divisionsadjutanten ernannt. In der

Adjutantenlaufbahn, für welche ihn Fleiß und Ordnungssinn befähigten, ist er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Dienste geblieben, indem er am 1. Mai 1838 zur Generaladjutantur versetzt wurde, im October 1850, als General Jacobi (A. D. B. XIII, 596) Kriegsminister geworden war, die Führung der Geschäfte jener Behörde übernahm und am 28. Mai 1853 zum wirklichen Generaladjutanten und zugleich zum Obersten ernannt wurde. In dieser Stellung, welche ihn zur Oberleitung aller Commando- und persönlichen Angelegenheiten berief und nur in Verwaltungssachen dem Kriegsminister eine Theilnahme an den das Heerwesen betreffenden Fragen überließ, hat er vielfach sehr ungünstige Beurtheilung erfahren. Am lautesten und in wenig würdiger Weise geschah es durch einen überspannten früheren Officier, den Premierlieutenant a. D. Staats Nanne, welcher deshalb in Untersuchung gezogen, seinem Leben im Gefängnisse ein Ende machte, in zwei von diesem veröffentlichten Druckschriften „Oeffentliche Begründung der Klage bei dem Hannoverschen General-Kriegsgericht gegen den Generallieutenant und Generaladjutanten v. Tschirschnitz“, gr. 8°, Berlin 1864 (Fernbach) und „Briefe aus den Welfischen Landen im 19. Jahrhundert. Ein Ruf an die öffentliche Meinung für Sittlichkeit und Gemeinwohl“. 8°. Berlin 1864 (Fernbach). Daß die vielfach gehegten Zweifel an Tschirschnitz's Befähigung für sein Amt der Begründung nicht entbehrten und daß die sehr verbreitete Ansicht, er sei ein fleißiger und gewissenhafter Bureauarbeiter, es fehlen ihm aber militärische Einsicht und Verständniß für die Ansprüche der Zeit an kriegsgemäße Gestaltung des Heerwesens berechtigt war, haben manche ganz unzweckmäßige Einrichtungen und der wenig schlagfertige Zustand bewiesen, in welchem die hannoverschen Truppen 1863 aus Anlaß der Bundesexecution in Holstein und namentlich 1866 zum Kriege gegen Preußen ausrückten. Auch ging ihm der Mannesmuth ab gegenüber seinem Kriegsherrn, dem Könige Georg V., der trotz seiner Blindheit auch in militärischen Dingen ein unfehlbar richtiges Urtheil zu haben glaubte, eine abweichende Meinung zu äußern oder eine selbständige Ansicht zu vertreten. Beim Könige stand er in hohen Gnaden, was ihm dieser unter anderem dadurch bewies, daß er ihm im Mai 1856 den Adel verlieh, eine in Hannover sehr seltene Gunstbezeigung. — Das Jahr 1866 brachte einen jähen Wechsel. Als über Nacht Krieg geworden war, sollte eine Erneuerung und Verjüngung der in den höchsten Stellen der Armee thätigen Persönlichkeiten helfen. Eine ganze Reihe der älteren Generale wurde, als der König am 17. Juni 1866 in Göttingen angelangt war, in den Ruhestand versetzt. Unter ihnen befand sich der Generallieutenant v. T.; es geschah „in Anerkennung der ausgezeichneten in seiner Eigenschaft als Generaladjutant geleisteten treuen Dienste“ unter Ernennung zum General der Infanterie; die Dienstentlassung wurde außerdem bewilligt, „weil sie aus Gesundheitsrücksichten wiederholt erbeten sei“. Nach dem Aufhören der Selbständigkeit des Königreichs Hannover nahm General v. T. seinen Wohnsitz in Dresden, wo er am 22. Juni 1873 gestorben ist. — Von ihm rührt die ohne Nennung seines Namens zu Hannover am 9. August 1856 (Schrift und Druck von Fr. Culemann) erschienene Schrift „Einige Worte über die exorbitanten Forderungen, welche von Seiten der königlich hannoverschen Regierung bezüglich des Militairs in den Vorlagen an die jetzt tagende allgemeine Ständeversammlung gerichtet worden sind“. B. Poten.

Tschischka: Franz T., Geschichts- und Kunstforscher (geboren zu Wien am 18. November 1786; † daselbst am 15. November 1855). Nach zurückgelegten Gymnasial- und philosophischen Studien trat T. am 12. Mai 1804 in den Kanzleidienst des Wiener Magistrats und erprobte seine Tüchtigkeit und Geschäftsgewandtheit schon in den beiden französischen Invasionen der Jahre 1805 und 1809 in solchem Maße, daß ihm für seine Verdienste das Bürgerrecht ver-

liehen wurde. Infolge seiner Vorliebe für die Geschichte der Stadt Wien schon frühzeitig mit dem Archive und der Registratur des Magistrats vertraut geworden, widmete er sich fortan diesen Geschäften und übernahm es, den Urkunden- und Actenbestand des Archives neu zu ordnen und mit Sachrepertorien zu versehen. In Würdigung seiner Verdienste wurde T. am 19. April 1828 zum Director des Archivs und der Registratur ernannt. Der von ihm gemachte Vorschlag an die Stelle der im J. 1780 an die k. k. Hofbibliothek verkauften alten Stadtbibliothek im Interesse der Pflege der Geschichte eine neue anzulegen, kam damals nicht zur Ausführung. Am 28. August 1847 wurde T. über sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. — Schon in jungen Jahren bekundete T. eine besondere Neigung zu Sprachstudien. Nachdem er sich zuerst Kenntnisse in den meisten europäischen Sprachen erworben hatte, betrieb er, angeregt durch die Gebrüder Grimm, von der Hagen und Büsching, germanische Sprachstudien und wandte sich hierauf, den durch Freiherrn v. Hormayr angeregten historischen Forschungen folgend, der Geschichte Wiens zu. Nebstbei war T. neben Primisser der erste, welcher durch einzelne kleinere Arbeiten die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der bisher vernachlässigten mittelalterlichen Kunstdenkmäler gelenkt und der später auf diesem Gebiete so rege gewordenen Forschung die Bahn gebrochen hatte. Seine vielseitige litterarische Thätigkeit prägt sich auch in seinen Arbeiten aus. Zuerst unterstützte T. seinen Freund Freiherrn v. Hormayr in der Beschaffung des urkundlichen Theiles zu dessen „Geschichte Wiens“. Im Vereine mit Max Schottky gab er „Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen“ (Pesth, 1819, Hartleben) heraus, welche 1844 in einer vermehrten Ausgabe erschienen. Im J. 1822 veröffentlichte T. „Oesterreichische Volksmärchen“, welche er, wie seine Volkslieder, auf seinen Wanderungen in den niederösterreichischen Bauernhöfen gefunden und gesammelt hatte. Diese Werke bilden noch heute wichtige culturgeschichtliche Quellen. Sehr eingehend beschäftigte sich T. mit Studien über die österreichische Volksmundart, welche ihn bis an sein Lebensende beschäftigten. Einzelne Beiträge erschienen in verschiedenen österr. Zeitschriften, die ausführlichsten in den von ihm redigirten „Beiträgen zur Landeskunde von Oesterreich unter der Enns“. Die von ihm beabsichtigte Herausgabe eines kritischen Idioticons unterblieb und die Handschrift kam in den Besitz seiner Erben. Das erste Ergebniß seiner mittelalterlichen Kunststudien war die Monographie über den Sct. Stephansdom mit Abbildungen (Wien 1822), welche 1843 in 2. Auflage mit sechs Hormayr's Geschichte entnommenen Kupfertafeln erschien: Im J. 1832 folgte von T. ein großes Werk über den Sct. Stephansdom mit 44 von Ch. Wilder in Nürnberg gezeichneten Tafeln (Kupferstiche v. Hyrtl), worin er seine langjährigen Forschungen über dieses hervorragende Kunstdenkmal veröffentlichte und das noch immer die umfassendste kunstarchäologische Publication über den Dom bildet. Ohne die großen Verdienste Tschischka's zu unterschätzen, knüpfte J. Feil an Tschischka's Werk in den „Oesterr. Blättern f. Litt. u. Kunst“ im J. 1844 eine eingehende kritische Würdigung der Baugeschichte. Im J. 1836 erschien sein außerordentlich fleißig gearbeitetes Werk: „Kunst und Alterthum in dem österreichischen Kaiserstaate“. Sein letztes bedeutendes Werk war die „Geschichte der Stadt Wien“ mit Illustrationen von Schnorr, Geiger und anderen Künstlern (Stuttgart 1847 bei Krabbe), eine durchaus selbständige auf eingehenden urkundlichen Forschungen beruhende Arbeit, welche in eine zu ungünstige Zeit fiel, um gerecht gewürdigt zu werden. Von T. rühren auch die nach dem Tode Pezzl's (1823) erschienenen Auflagen seiner „Beschreibung von Wien“ und dessen im Manuscript hinterlassene „Chronik von Wien“, vielfach vermehrt und verbessert, her. Einzelne Aufsätze von ihm erschienen in den „Jahrbüchern der Litteratur“, Hormayr's „Archiv für österreichische Geschichte“, Büsching's „Wöchentlichen Mit-

theilungen" und in L. A. Frankl's „Sonntagsblättern". Manche Einzelheiten seiner Werke wurden überholt durch neuere wissenschaftliche Arbeiten; aber unbestritten bleiben demungeachtet seine großen Verdienste, die er sich in einer Zeit, in welcher auf Wien ein schwerer geistiger Druck lastete, durch sein ernstes Streben, seine ausgebreiteten Kenntnisse und sein unermüdetes bahnbrechendes Forschen und Sammeln auf dem Gebiete der Geschichte, des deutschen Kunst- und Litteraturlebens erworben hat.

J. Feil, Franz Tschischka, in den Berichten des W. Alterthums-Vereins. I. J. S. 311. K. Weiß.

Tschudi: Gilg (Aegidius) T., der „schweizerische Herodot", geboren am 5. Februar 1505, † am 28. Februar 1572 zu Glarus, entstammte einer hochangesehenen Familie dieses Landes. Die von ihm überlieferten Urkunden, die den Stammbaum der Tschudi in lückenloser Folge von einem im J. 906 freigelassenen Königsknecht Johann herleiten und sie von diesem Urahn bis 1253 als Vasallen der Aebtissin von Seckingen im Besitz des Meieramtes dieses Gotteshauses zu Glarus erscheinen lassen, sind freilich neulich als Fälschungen erwiesen worden, und alle darauf gegründeten Angaben der Biographen Tschudi's sind einfach zu streichen. Immerhin läßt sich das Geschlecht, das sich von der Masse der Thalbewohner, seckingischen Eigenleuten, in nichts unterschieden zu haben scheint, bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen. Eine echte Urkunde vom 14. November 1289 erwähnt zwei Angehörige desselben, und ein Heinzi Schudi erscheint um die Zeit der Schlacht am Morgarten unter den Zeugen eines Friedensschlusses zwischen Glarus und Uri (7. Juli 1315). Der ursprüngliche Sitz der „Schudin" war Linthal, die hinterste Gemeinde des Thales, wo 1339 fünf Personen dieses Namens sich bei der Stiftung eines Schwesternhauses betheiligten. Zwei Schudi v. Linthal, Hans und Hermann, verloren nach dem Jahrzeitbuch der Gemeinde in der Mordnacht von Wesen (22. Febr. 1388) das Leben. Von dort aus scheint sich das Geschlecht nach Schwanden und Glarus verbreitet zu haben.

Der erste Angehörige desselben, der eine bedeutendere Stelle in der Geschichte seiner engeren und weiteren Heimath einnimmt, ist Jost T., der Urgroßvater des Geschichtsschreibers, der 1419—1454 fast ununterbrochen das Landammannamt in Glarus bekleidete und in dem unter dem Namen des alten Zürichkrieges bekannten großen schweizerischen Bürgerkriege eine Hauptrolle spielte. Er schloß sich aufs engste an den energischen Führer der Schwyzer, Landammann Ital Reding, an, um nach dem Erlöschen der Grafen v. Toggenburg die Zürcher an der einseitigen Besitznahme der Landschaft zwischen Zürichsee und Cur zu hindern, erwirkte mit diesem im December 1436 den engen Anschluß von Toggenburg, Uznach und Gaster an Schwyz und Glarus durch ein Landrecht, sowie 1437 die Verpfändung von Uznach seitens der toggenburgischen Erben und 1438 diejenige von Gaster seitens der Herzöge von Oesterreich an die beiden Länder. Wie im Frieden, so führte der Ammann Jost T. seine Glarner auch im Kriege und wird von dem Zeitgenossen Fründ speciell in der Schilderung der Schlacht bei St. Jacob an der Sihl (22. Juli 1443) mit Auszeichnung hervorgehoben. Nach der Angabe Gilg Tschudi's, die zu bezweifeln kein Grund vorliegt, befehligte er die Glarner auch in dem für die Eidgenossen siegreichen Treffen bei Ragaz (6. März 1446). Beim Friedensschluß wirkte er ebenfalls mit. Wenn Glarus 1450 aus einem zugewandten zu einem vollberechtigten Ort der Eidgenossenschaft erhoben wurde und im Gegensatz zu Uri und Unterwalden an den für die Erweiterung derselben wichtigen Bündnissen mit dem Abt und der Stadt St. Gallen, so wie mit Schaffhausen (1451/1454) theilnahm, so wird das in erster Linie dem Einflusse Jost Tschudi's zuzuschreiben sein, wenn sich dieser auch im ein-

zelnen nicht mehr nachweisen läßt. Bis zum 30. Juli 1454 erscheint der um sein Land so hochverdiente Mann auf den eidgenössischen Tagsatzungen; dann verschwindet sein Name aus den Acten.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts tritt Hans T., der Sohn des vorhergehenden und Großvater des Chronisten, besonders hervor. Seit 1471 öfters Vertreter seines Standes auf der Tagsatzung, nahm er nach der Erzählung seines Enkels als Anführer des Glarner Contingentes an der Schlacht von Murten (22. Juni 1476) theil, eine Angabe, die dadurch erhärtet wird, daß Hans T. neben den übrigen Helden der Murtener Schlacht auf dem nach derselben veranstalteten Friedenscongreß zu Freiburg (25. Juli ff.) urkundlich als Bote erwähnt wird. Spätestens 1483 erlangte er die Würde eines Landammannes, die er bis 1494 abwechselnd mit andern bekleidete. Hans T. hinterließ mehrere Söhne. Der älteste Marquard, Vater von Valentin T., dem Nachfolger Zwingli's im Pfarramte zu Glarus, begleitete seinen Vater in die Schlacht von Murten, vertrat von 1494 bis 1511 öfter seinen Kanton auf der Tagsatzung, war (nach Gilg T.) im Schwabenkrieg Befehlshaber des Landesfähnleins von Glarus und amtete 1504 als Landvogt im Thurgau. Ein jüngerer Bruder Marquard's, Ludwig T., der Vater unseres Chronisten, war im Schwabenkrieg Bannerträger und bestand in der Schlacht am Schwaderloch (11. April 1499) einen ruhmreichen Zweikampf mit einem Anführer der Landsknechte. 1512 nahm er theil an einer eidgenössischen Gesandtschaft nach Venedig, 1513 befehligte er das Glarner Contingent in einem Hülfsheer, das die Tagsatzung der Besatzung von Novara zuschickte, das aber einen Tag zu spät kam, um an der Schlacht theilzunehmen. Dagegen kämpfte Ludwig T. als Hauptmann eines Glarner Fähnleins in der Schlacht bei Marignano (13./14. Sept. 1515). Den Weg zum Landammannamt versperrten ihm zwei Vettern, Heinrich T., der 1513 bis 1515, und Jost T., der 1522 und 1523 als Ammann erwähnt wird. Dagegen war Ludwig Mitglied des Raths, 1510 Landvogt in den freien Aemtern im Aargau und seit 1507 öfter Gesandter seines Standes auf der Tagsatzung.

Der „Vogt" T., wie Ludwig im Gegensatz zu seinen Verwandten, den Ammännern Heinrich und Jost, gewöhnlich genannt wurde, hatte von seiner ersten Gemahlin, Margaretha Aebli, fünf Söhne, Fridolin, Ludwig, Meinrad, Peter und Gilg, denen später aus einer zweiten Ehe noch sechs andere nachfolgten. In die Erziehung eines Theils der ersteren hat Zwingli bedeutsam eingegriffen. Der spätere Reformator muß, nach seinem Briefwechsel zu schließen, als Pfarrer von Glarus im intimsten Verkehr mit dem Tschudi'schen Hause gestanden und das Vertrauen seines Hauptes in hohem Maaße genossen haben. Von Zwingli empfingen Söhne und Neffe Ludwig Tschudi's die erste Bildung, er überwachte ihre Studien in der Fremde und machte noch in Zürich gelegentlich ihren Fürsprecher bei dem gestrengen Vater, bis die Reformation einen jähen Riß in dies Verhältniß brachte. Mochte der wackere Glarner Kriegsmann anfänglich Zwingli's Ideen Beifall gezollt haben, als die Consequenzen derselben zur kirchlichen Revolution führten, wurde er einer seiner entschiedensten Gegner. Ludwig T. wurde, als die Bewegung auch Glarus ergriff, das Haupt der dortigen Altgläubigen, die ihr mit Hülfe der V inneren Orte zu wehren suchten und diesen kraft ihrer anfänglichen Mehrheit durch Landsgemeindeschlüsse 1526, 1527 und noch am 15. März 1528 — freilich nur mit 33 Stimmen Mehrheit — die feierliche Zusage gaben, beim alten Herkommen zu verbleiben und die Neuerung mit Strafen zu unterdrücken. Als sich trotzdem schon im Mai 1528 die Mehrheit des Glarner Volkes auf die reformirte Seite neigte, bestritt die altgläubige Minderheit unter Ludwig Tschudi's Führung der Landsgemeinde

das Recht, in Sachen des Glaubens neue Beschlüsse zu fassen, da der Stand Glarus durch seine Zusagen gegenüber den V Orten gebunden sei, und suchte durch hartnäckige Obstructionspolitik, sowie durch Anrufung der Hülfe der V Orte den Uebergang zur Reformation zu verhindern. Da die letzteren jedoch gegenüber Zürich und Bern nicht wagten, dem Begehren der altgläubigen Glarner um bewaffnetes Einschreiten zu entsprechen, so mußten diese schließlich im Frühjahr 1529 die Hand zu einem Vergleiche bieten, der die Beschlußfassung über Bilder und Messe in das Belieben der einzelnen Gemeinden stellte. Beim Ausbruch des Kappeler Krieges, in dem sich Glarus neutral verhielt, wurde Ludwig T. zum Stellvertreter des Landammanns Aebli, der als Vermittler im Felde thätig war, gewählt. Als im zweiten Kappeler Krieg die evangelischen Glarner mit dem Landesbanner ihren von Schwyz bedrohten Glaubensgenossen im Gaster zu Hülfe ziehen wollten, verhinderte Ludwig T. mit seinen Gesinnungsgenossen durch Drohungen den Aufbruch und setzte die Einhaltung der Neutralität durch. Im J. 1532 half er die bedingungslose Unterwerfung des Gaster unter Schwyz vermitteln und erlebte noch die Genugthuung, daß hier, wie in Glarus und in der ganzen Ostschweiz infolge der Niederlage der Reformirten eine starke katholische Reaction eintrat. Er soll 1534, 72 Jahre alt, gestorben sein.

Von seinen Söhnen soll der älteste, Fridolin, den Tod bei Marignano gefunden haben. Der zweite, Ludwig der Jüngere, begleitete 1513 den Vater auf dem Zuge nach Novara, machte 1519 mit dem Freiburger Schultheißen Peter Falk eine Fahrt nach Palästina, über die er ausführliche Notizen hinterließ, die sein Bruder Gilg zu einer 1606 zu Rorschach gedruckten Reisebeschreibung ausarbeitete, bekleidete die Landvogtei Werdenberg und erwarb sich in fremden Diensten den Ruf eines ausgezeichneten Kriegsmannes, so daß ihn 1523 und 1524 die französische Botschaft in der Schweiz unter den Hauptleuten aufführte, deren Ernennung der König besonders wünsche. In der Schlacht von Pavia (24. Febr. 1525) fiel er in Gefangenschaft und mußte sich mit schwerem Gelde loskaufen. Schon vorher hatte er die Herrschaft Ortenstein in Bünden erworben, gestattete aber 1527 der Gemeinde, sich freizukaufen, und brachte dafür 1528 Schloß und Herrschaft Gräplang bei Flums in der Grafschaft Sargans an sich, eine Besitzung, die bis 1767 im Eigenthum der Familie Tschudi verblieb. Ob Ludwig in der Jugend gleich seinen Brüdern Peter und Gilg Zwingli's Unterricht genoß, ist nicht sicher. Jedenfalls stand auch er anfänglich mit dem Reformator auf bestem Fuße, so daß er ihm noch im Juli 1523 vertrauliche Mittheilung von dem auf der Tagsatzung zu Bern gegen ihn ergangenen Verhaftungsbefehl machte und ihm ein sicheres Asyl in Glarus anbot. Später scheint er unter dem Einfluß des Vaters und Gilg's sich ebenfalls den Gegnern der Reformation zugewendet zu haben, ohne jedoch einen so ausgesprochenen Antheil an ihrer Bekämpfung zu nehmen. Er starb am 12. Januar 1530 zu Gräplang. Ihm folgte als Besitzer des Schlosses der dritte Bruder Meinrad, der sich ebenfalls fremden Kriegsdiensten widmete, die Feindschaft seiner Familie gegen die Glaubensneuerung theilte und um 1550 starb. Im Gegensatz zu den übrigen Brüdern steht der vierte, Peter T., der zum geistlichen oder gelehrten Beruf bestimmt wurde. Auf ihn erwies sich Zwingli's Einfluß am nachhaltigsten. Nachdem er von diesem in die classischen Studien eingeführt worden war, setzte er sie mit seinem Vetter Valentin unter der Leitung des damals Zwingli noch eng befreundeten Glarner Humanisten Loriti, genannt Glareanus, zunächst zu Basel (1516), dann zu Paris (1517—21) fort, unterhielt aber mit seinem früheren Lehrer stets den lebhaftesten Briefwechsel. Ende 1521 oder Anfang 1522 kehrte er in die Heimath zurück und wandte sich völlig der religiösen Neuerung zu. Vermuthlich deshalb mit seiner Familie zerfallen, siedelte er nach Cur über,

wo er mit Comander und anderen Bündnerreformatoren in Verkehr stand und noch 1529 und 1530 mit Zwingli correspondirte. Der Curer Schulmeister Niklaus Baling rühmt ihn 1530 in einem Brief an Zwingli als einen bedeutenden Gelehrten, von dem eine nicht geringe Förderung der Wissenschaften und des Evangeliums zu erwarten sei. Mit December 1530 verschwinden die Spuren des jungen Mannes; er soll 1532 in Cur gestorben sein.

Keinem von den Söhnen Ludwig Tschudi's war eine so hervorragende Wirksamkeit in Politik und Wissenschaft beschieden, wie dem fünften, dem jüngsten aus erster Ehe, Aegidius oder, wie er sich gewöhnlich auf schweizerdeutsch schrieb, Gilg T. Auch dieser empfing von Zwingli, der im Jahre nach Gilg's Geburt nach Glarus berufen wurde, die Anfangsgründe der humanistischen Bildung. Doch vermochte der Reformator auf ihn keine dauernde Wirkung auszuüben, da Gilg schon im elften Jahre nach Basel in Glarean's Pensionat kam. Als Peter und Valentin Ende 1516 nach Paris abgingen und auch Glarean's Uebersiedlung nach der französischen Hauptstadt in Aussicht stand, wandte sich der Knabe an Zwingli, der inzwischen seine Stellung in Glarus mit derjenigen in Einsiedeln vertauscht hatte, mit der dringenden Bitte, ihn zu sich zu nehmen, da er sonst wahrscheinlich nach Hause müsse und alles Gelernte wieder vergessen werde. Seine Bitte blieb, wir wissen nicht aus welchem Grunde, unerfüllt. Von weiteren Beziehungen Gilg's zu Zwingli findet sich keine Spur mehr; überhaupt ist über seinen weiteren Bildungsgang nichts Sicheres bekannt. Nach der gewöhnlichen Annahme soll er 1517 Glarean nach Paris gefolgt sein und sich hier bis 1520 aufgehalten haben. In der Gallia Comata behauptet T., er habe 1520, also 15 Jahre alt, zu Constanz die römische Inschrift über den Wiederaufbau des Kastells Oberwintertur copirt, was von dem außergewöhnlich früh erwachten selbständigen Forschertriebe des Jünglings zeugen würde, wenn T. nicht zugleich seine selbsterfundenen Ergänzungen jener Inschrift als Aufzeichnung von dem damals angeblich noch unversehrten Stein ausgäbe, eine Unwahrheit, welche die ganze Angabe verdächtig macht. Jedenfalls wandte er sich unmittelbar nach Abschluß seiner Schulbildung mit Eifer historisch-antiquarischen Forschungen über seine Heimath zu, zu denen ihm sein Lehrer und Landsmann Glarean, mit dem er stets im Verkehre blieb, die Anregung gab. Er durchlas die Autoren des Alterthums und excerpirte, was sie über das Gebiet der Schweiz und ihre Umgebung enthielten. Mit diesen classischen Studien wechselten Gebirgsreisen in einem Umfange, wie sie damals noch selten waren. Im Frühjahr 1524 überschritt er den Gr. St. Bernhard; außerdem besuchte er die Furka mit dem Rhonegletscher, den Gotthard, Luckmanier, Splügen, Septimer, Julier u. s. w., wobei er die durchwanderten Gegenden skizzirte und auf Land und Volk ein scharfes Auge hatte. Die Frucht dieser Forschungen und Wanderungen war Tschudi's Erstlingsarbeit, „die uralt warhafftig Alpisch Rhetia“, die er im wesentlichen 1528 vollendet hatte, sowie eine Schweizerkarte, welche die einzige ihr vorausgehende des Züricher Arztes Konrad Türst in der Genauigkeit der Anlage weit übertrifft, ihr dagegen in manchem Detail nachsteht.

Zugleich warf sich aber der junge Mann, der die staatsmännische Laufbahn im Auge hatte, mit ganzer Seele in den Kampf der religiösen Parteien. Im Gegensatz zu seinem Bruder Peter trat Gilg völlig in die Fußtapfen des Vaters und wurde vermöge seiner litterarischen Begabung trotz seiner Jugend der Schriftführer der Glarner Katholiken. Noch existiren im Archiv Schwyz zwei äußerst leidenschaftlich gehaltene Denkschriften gegen die neugläubigen Glarner und ihre Beschützer, die Zürcher, „bei denen der Teufel mehr Zeichen denn Christus wirkt“, vom Herbst 1528, die wahrscheinlich von dem 23jährigen Gilg T. verfaßt oder doch unter seiner Mithülfe zu Stande gekommen sind. In diese Zeit fällt auch

sein erstes öffentliches Auftreten in den eidgenössischen Rathssälen, indem er im November 1528 mit seinem Vater und vier anderen Glarnern als Vertreter der Altgläubigen auf eine Tagsatzung nach Einsiedeln geschickt wurde. Wie hoch man in den Reihen seiner Partei das Talent des jungen Mannes schätzte, zeigt die Thatsache, daß eine Gesandtschaft des neu gewählten, aber von Zürich nicht anerkannten Fürstabtes Kilian von St. Gallen, die im Mai 1529 die Anerkennung ihres Herrn in Glarus betreiben sollte, sich zu diesem Zweck von ihm eine schriftliche Instruction aufsetzen ließ, die genau befolgt wurde. Trotz dieser entschiedenen Parteinahme wurde Gilg im Frühling 1529 von der überwiegend evangelischen Landsgemeinde seiner Heimath zum Landvogt von Sargans gewählt, ohne Zweifel infolge des Compromisses, der gleichzeitig zwischen Neu- und Altgläubigen zu Stande kam. 25 Jahre alt, trat er Anfang 1530 sein erstes Amt an und setzte auch in der Grafschaft Sargans, einer gemeinen Herrschaft der VII alten Orte (ohne Bern), der Reformation, die Zürich mit allen Mitteln in den gemeinen Vogteien durchzuführen trachtete, zähen Widerstand entgegen. Da der erste Kappeler Friede den einzelnen Gemeinden in denselben das Recht sicherte, sich durch Mehrheitsbeschluß über Bilder und Messe zu entscheiden und Zürich auch im Sarganserlande auf solche Abstimmungen drängte, suchte T. diese im Einverständniß mit den V inneren Orten möglichst zu Gunsten des alten Glaubens zu lenken oder zum mindesten in den Gemeinden, die zur Reformation übergingen, den katholischen Minderheiten eigenen Gottesdienst zu sichern. Den Befehlen Zürichs setzte er die Erklärung entgegen, daß er aller VII Orte „Knecht und Amtmann" sei und sich nach dem Entscheid der Mehrheit zu richten habe. So entsetzte er gemäß einem von ihm provocirten Befehl der V Orte trotz Zürichs Einsprache den Pfarrer Martin Mannhart von Flums, einen hitzigen Vorfechter der Reformation, und behandelte überhaupt die Neugläubigen in seiner Vogtei mit sichtlicher Ungunst, so daß der geheime Rath in Zürich im Februar 1531 beschloß, in Glarus gegen ihn wegen parteiischer Justiz Klage zu führen und womöglich seine Entsetzung zu betreiben. Als die Reformirten im Mai 1531 eine allgemeine Verkehrssperre gegen die V Orte verhängten, war das Sarganserland eine der wenigen Lücken, durch welche diese insbesondere das unentbehrliche Salz bezogen. Im Gegensatz zu den evangelisch gesinnten Vögten, die Glarus damals im Thurgau und Gaster hatte, legte T. die Weisungen Zürichs, die Sperre ebenfalls zu handhaben, unbeachtet bei Seite und ließ auf das wiederholte Drängen der Stadt durch den Landrath der Grafschaft erklären, es gebühre ihr als Unterthanenland nicht, einem der regierenden Orte das Salz abzuschlagen. Dementsprechend bewirkte er auch beim Ausbruch des zweiten Kappeler Krieges im October 1531, daß die Landschaft trotz den Gegenanstrengungen der starken evangelischen Partei sich neutral erklärte und sogar den Boten der V Orte, welche die Hülfe Oesterreichs anrufen sollten, freien Durchpaß gewährte. T. vermittelte selber zum Theil den Verkehr zwischen den V Orten und den österreichischen Vögten im Vorarlberg. Auch besetzte er im Interesse der V Orte Schloß und Kloster Pfävers, dessen Abt zur Reformation übergetreten war und mit Zürich ein besonderes Schirmverhältniß eingegangen hatte. Begreiflich, daß hochstehende Züricher sich äußerten, der Landvogt von Sargans handle an ihnen wie ein „Mörders Böswicht" und müsse „unter der Klinge durchlaufen". Der Sieg der V Orte enthob T. weiterer Gefahren.

Man hat Gilg T. als einen zweiten Niklaus von Flüe, als ein versöhnliches, zwischen und über den Glaubensparteien stehendes Element hingestellt, aber mit Unrecht; er war von Anfang bis zu Ende seiner politischen Laufbahn stets einer der leidenschaftlichsten Gegner der Reformation. Allerdings dachte er schweizerisch genug, um zur Zeit des Friedensschlusses in einem Schreiben vom

23. November 1531 die Führer der V Orte zu ermahnen, die mit Zürich und Bern verburgrechtete Stadt Constanz in Betrachtung des Nutzens der Eidgenossenschaft „nicht zu verschupfen", sondern sie ins Bündniß aufzunehmen, da er während des Krieges die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die auf Constanz lauernden Kaiserlichen den schweizerischen Katholiken keine wirkliche Stütze sein würden und nur auf eine Zerstörung der Eidgenossenschaft hinarbeiteten. Aber nach innen hätte er eine viel rücksichtslosere Ausbeutung des Sieges gewünscht, zum mindesten die Ausrottung der Reformation, in der er nur ein Product böswilliger Prädicanten erblickte, in den gemeinen Herrschaften. Wenn er in seinem Kappelerkrieg den Rath des Luzerner Schultheißen Golder, der gemäßigtere Forderungen durchsetzte, schädlich und dem wahren Glauben nachtheilig nennt und den vorzeitigen Tod Golder's und anderer katholischer Führer, die beim Friedensschluß mitwirkten, auf Rechnung ihres damaligen Verhaltens setzt, so lehren die Thatsachen, daß er schon im J. 1531 die Dinge nicht anders ansah. An seinem Orte that er sein Möglichstes in diesem Sinne. Unter dem Vorwand, daß der Friede Schmähungen des Glaubens verbiete, veranstaltete er noch vor Ablauf seiner Amtsdauer eine große Strafuntersuchung, infolge deren im Frühjahr 1532 die V Orte als Mehrheit der regierenden Orte die evangelischen Prädicanten im Sarganserlande verjagten und zahlreiche Personen wegen antikatholischer Aeußerungen einthürmten und mit Geldbußen belegten. Der Erfolg dieser Maßregel war, daß die ganze Landschaft bis auf eine einzige Gemeinde wieder katholisch wurde. Auch der mit Entsetzung bedrohte Abt von Pfävers kehrte in den Schooß der alten Kirche zurück und erhielt durch die Vermittlung Tschudi's, der sein Verwandter war, Verzeihung.

Der Ausgang der Kappelerkriege ermuthigte die altgläubigen Glarner zu einem Versuch, die reformirte Mehrheit im Lande mit Hülfe der V Orte zur Rückkehr zum Katholicismus zu zwingen, und Gilg T. stand dabei in vorderster Linie. Unter seiner Mitwirkung wurde der Plan dazu entworfen. Die V Orte sollten durch eine Gesandtschaft die Glarner Landsgemeinde zur Erfüllung ihrer Zusagen von 1527 und 1528 auffordern und ihr im Fall eines Abschlags erklären, daß die neugläubigen Glarner wegen ihres Wortbruchs und ihrer feindseligen Haltung gegen sie während des Krieges die Bünde verwirkt hätten, daß man sie nicht mehr zur Tagsatzung, noch zur Verwaltung der gemeinen Herrschaften zulasse und bloß noch die altgläubigen Glarner als Eidgenossen betrachte. Wirklich stellten die V Orte wiederholt (December 1531 und Mai 1532) die Forderung an die Glarner Landsgemeinde, sie sollte die alte Ordnung in den Kirchen wieder aufrichten. Die Mehrheit lehnte dies ab, kam aber der altgläubigen Minderheit möglichst entgegen, indem sie in die Herstellung des katholischen Gottesdienstes zu Linthal, Schwanden, Glarus und Näfels willigte. All diese Zugeständnisse befriedigten jedoch die Minderheit, die der kräftigen Unterstützung der V Orte sicher war, nicht. Im November 1532 kam es deshalb zu tumultuarischen Auftritten. Die Katholiken, deren Forderungen Gilg T. in ausführlichen Klagschriften motivirte, verlangten kurzer Hand Austreibung aller evangelischen Prädicanten. So weit, wie T. und seine Gesinnungsgenossen es wünschten, wagten nun doch im entscheidenden Moment die V Orte nicht zu gehen. Als sie die evangelischen Glarner zur Vertheidigung ihres Glaubens entschlossen sahen, willigten sie für ihre Schützlinge in eine Uebereinkunft (21. November 1532), die für beide Theile Religionsfreiheit stipulirte, die aber zugleich der katholischen Minderheit eine Sonderstellung sicherte, infolge deren Streitigkeiten zwischen den beiden Confessionen nicht durch Mehrheitsbeschlüsse, sondern auf dem Wege des Vertrags zu regeln waren.

Da die Landvogteien alle zwei Jahre wechselten, war Tschudi's Amt in Sargans im Frühjahr 1532 abgelaufen und er als Obervogt von Rorschach in den Dienst des ihm verwandten Fürstabtes Diethelm Blaarer von St. Gallen getreten. Dieser mochte in T. einen geeigneten Helfer für das schwierige Werk der Rekatholisirung seines ganz reformirt gewordenen Fürstenthums erblicken. Schon im Frühling 1533 wurde Gilg aber von Glarus wieder an die Spitze einer eidgenössischen Landvogtei berufen, und zwar der wichtigsten, Baden. Drei Wochen nach Pfingsten hielt T. seinen feierlichen Aufritt in das niedere Schloß zu Baden, die Residenz der Landvögte. Kraft seines neuen Amtes sah er sich mit einem Mal in den Mittelpunkt der eidgenössischen Geschäfte gerückt; er wurde gewissermaßen eidgenössischer Kanzler. Da seit der Reformation fast alle gemeineidgenössischen Tagsatzungen in Baden abgehalten wurden, hatte der Landvogt mit seinem Landschreiber ihren Sitzungen beizuwohnen, die Ausfertigung ihrer Beschlüsse und Missiven zu überwachen und sie mit seinem Siegel zu bekräftigen. Außerdem hatte er die hohe und in vielen Fällen auch die niedere Gerichtsbarkeit in der Grafschaft Baden auszuüben, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, Zölle und Weggelder einzuziehen, Geleite zu geben, die berühmten Messen in Zurzach zu überwachen und Anstände aller Art zu schlichten. Nicht selten wurde T. von der Tagsatzung auch in außeramtlichen Geschäften und Sendungen verwendet. Soweit uns die Acten einen Einblick in seine Verwaltung gewähren, scheint er sich in derselben mit großem praktischen Geschick bewegt zu haben. Auch in Baden fühlte er sich aber in erster Linie als Vertreter der altgläubigen Orte. Er stand mit diesen in ununterbrochenem Austausch von Mittheilungen über die Bewegungen der Reformirten und unterhielt für sie ständige Kundschafter im Gebiet von Zürich und Bern. Er verfolgte die evangelischen Prädicanten, die sich unvorsichtige Aeußerungen erlaubten, wegen Schmähung des katholischen Glaubens, suchte die Theilung der Kirchengüter in paritätischen Gemeinden möglichst zum Vortheil der Katholiken zu wenden und machte sich zum Anwalt des Johanniterordens, als derselbe von Bern die Rückgabe der 1526 eingezogenen Herrschaft Biberstein verlangte. Auch indirect wirkte er der Reformation entgegen, indem er sich bemühte, paritätische Gemeinden, denen es an katholischen Priestern fehlte, mit solchen zu versehen. Mit Argwohn überwachte Zürich das Thun des energischen Gegners; aber T. war vorsichtig genug, sich nie auf einem formal ungesetzlichen Schritt überraschen zu lassen.

Ueberblickt man die vielgestaltige politische Thätigkeit Tschudi's in Baden, so staunt man darüber, daß er noch Zeit fand, gerade in diesen Jahren seine historischen Studien in umfassendster Weise zu fördern. Neben seiner Rhetia hatte er eine Geschichte des römischen und deutschen Reiches mit Beziehung auf die schweizerischen Lande unternommen und den Anfang derselben von 130 v. Chr. bis 269 n. Chr. völlig ausgearbeitet, für die Fortsetzung aber Materialien bis 958 gesammelt (Codex Einsidlensis 507), als ihn die Berufung nach Baden an der Weiterführung dieser Arbeit hinderte. Dafür stellte er jetzt seine Forschungen auf einen neuen Boden. Schon als Landvogt von Sargans hatte er bei der Anfertigung eines neuen Urbars, die auf seine Anregung hin beschlossen worden war, archivalische Studien gemacht und dieselben in St. Gallen fortgesetzt. Jetzt veranlaßten ihn sowohl die Obliegenheiten seines Amtes als das wissenschaftliche Interesse zu einer gründlichen Durcharbeitung des reichhaltigen eidgenössischen Archivs in Baden, das ihm völlig zur Verfügung stand. Zugleich benutzte er seine intimen Beziehungen zu den benachbarten geistlichen Stiftungen Wettingen, Muri u. a., die er sich durch mancherlei Dienste verpflichtete, um ihre Schätze an Urkunden und alten Handschriften zu ergründen. In Baden und Umgebung, besonders auf dem Boden des alten Vindonissa, fand er auch

Gelegenheit, seine epigraphischen Studien fortzusetzen. Damals hat er die Inschriften von Baden, Wettingen, Windisch, Altenburg, Zurzach, die sich in seiner ältesten vor 1542 entstandenen Sammlung helvetischer Inschriften (Codex Sangallensis 1083) befinden, copirt. Einen Meilenstein von 99 n. Chr., den ein Bauer im Mai 1534 zu Wylen unterhalb Baden beim Pflügen auffand, ließ er „von Wunders und alter Geschichten Anzeigung wegen" bei seiner Amtswohnung aufstellen. Die antiquarischen Neigungen des Badener Landvogts waren so bekannt, daß ihm Antiquitäten von Windisch, wie die 1536 an Beatus Rhenanus übersandte Thonlampe, sowie zu Zurzach aufgefundene Gold-, Silber- und Kupfermünzen überbracht und geschenkt wurden. Im Juni 1535 verließ T. Baden und trat mit Beginn des folgenden Jahres 1536 zur Abwechslung in französische Kriegsdienste. Trotzdem die Tagsatzung aus Neutralitäts- und anderen Gründen die Werbung aufs strengste verbot, führte ihr gewesener Kanzler eine Schaar Reisläufer in die damals von einem Angriff des Kaisers bedrohte Provence. Die Kriegsfahrt Tschudi's, die übrigens nur vier Monate dauerte und ganz friedlich verlief, ging nach Narbonne, von da über Nîmes, Aigues mortes, Arles, durch das Steinfeld der Crau nach Marseille und berührte, sei es auf dem Hin- oder Rückweg oder auf beiden zusammen, auch Vienne und Lyon. Dieselbe diente T. vor allem dazu, seine Orts- und Inschriftenkenntniß zu erweitern. So copirte der schweizerische Kriegshauptmann in Lyon allein 17 Steine, sowie die große Erztafel des Claudius in vorzüglicher Weise und verschaffte sich von anderen Abschriften. Auf dieser Reise besuchte er auch die alte Hauptstadt Helvetiens, Avenches, und zeichnete dort ebenfalls Inschriften auf. Mit solcher Beute und einer französischen Pension kehrte er Ende Mai oder anfangs Juni 1536 in die Heimath zurück, wobei ihm das unangenehme Abenteuer zustieß, von Zürich, wo er mit seinen Kriegsgesellen einritt, in schrofffster Weise aus Stadt und Landschaft weggewiesen zu werden. Der Rath der Stadt rechtfertigte auf die Beschwerde von Glarus sein Verfahren damit, daß in Tschudi's Benehmen bei den wohlbekannten strengen Reisläuferverboten Zürichs eine bewußte Provocation gelegen habe.

Unmittelbar nach der Heimkehr wurde T. Mitglied des Rathes von Glarus, das er noch im gleichen Jahre zweimal als Bote auf der Tagsatzung vertrat. Sonst begann jetzt für ihn ein längeres Stillleben in der Heimath, das fast ausschließlich den Studien gewidmet war. Zunächst beschäftigte ihn die Herausgabe seiner Rhetia, an die er nunmehr die letzte Hand legte. Ermuntert durch seinen alten Lehrer Glarean, der nicht bloß die heftige Abneigung gegen die religiöse Neuerung mit ihm theilte, sondern auch ein naher Verwandter seiner Gattin Anna Stucki war, übersandte er ihm das Manuscript im November 1536 sammt seiner Schweizer Karte nach Freiburg i. Br. in der ausgesprochenen Absicht, beides zu publiciren. Glarean schickte Buch und Karte weiter an Beatus Rhenanus, mit dem T. schon früher in gelehrten Gedankenaustausch getreten war und dem er jetzt die zu Windisch gefundene Thonlampe, sowie die von ihm aufgezeichneten frühmittelalterlichen Curer Inschriften übersandte. Derselbe sollte das Werk prüfen und, wie Glarean hoffte, die als unerläßlich betrachtete lateinische Uebersetzung besorgen. Beatus äußerte über gewisse Punkte sein Bedenken, was T. Anlaß gab, in einem großen Briefe an ihn, der dann der lateinischen Ausgabe der Rhetia angehängt wurde, seine Ansichten zu vertheidigen, und lehnte es schließlich ab, sich mit der Uebersetzung zu befassen. Darauf übersandte Glarean die Karte Tschudi's an Sebastian Münster in Basel zur Publication, und dieser erbat sich, nachdem er in Freiburg von der Rhetia Einsicht genommen, im August 1537 vom Verfasser die Erlaubniß, den deutschen und lateinischen Druck derselben ebenfalls besorgen zu dürfen. T. hat ohne Zweifel diese Er-

laubniß gegeben, und alles, was er in späterem Alter über den hinter seinem Rücken und gegen seinen Willen von Münster veranstalteten Druck erzählt hat, ist ein Mährchen, mit dem er sich gegen den Vorwurf, unreife Ansichten, die mit seinen späteren nicht mehr stimmten, in die Welt geschleudert zu haben, zu schützen suchte. Die im April 1538 zu Basel deutsch und lateinisch erschienene, mit der Schweizerkarte ausgestattete Erstlingsschrift Tschudi's, die mit reichem gelehrtem Apparat und in origineller, lebendiger Darstellung ein damals so völlig unbekanntes Gebiet, wie die Urgeschichte und Topographie der Alpenländer, in einem wichtigen Stück erhellte, hatte beim gelehrten Publicum großen Erfolg. Glarean erklärte, seit 1000 Jahren sei in topographischen Dingen kein besseres Werk erschienen, und 1560 wurde dasselbe von Konrad Wolfhart zum zweiten Male, wiederum mit der Karte, herausgegeben. Um so auffallender ist es, daß die Rhetia das einzige Werk Tschudi's geblieben ist, das zu seinen Lebzeiten im Druck erschien. Die Erklärung liegt darin, daß der Kreis seiner Studien sich immer mehr erweiterte und vertiefte, daß sie einerseits das ganze Gebiet des römischen Alterthums, andererseits die gesammte Schweizergeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart umfaßten. Im J. 1540 (zwischen März und August) machte er, sei es aus wissenschaftlichen, sei es aus anderen Gründen, eine Reise nach Rom, die ihn über Mailand, Brescia, Verona, Padua, Bologna, Ravenna, Rimini, Ancona, Terni, Otricoli, Bolsena führte. An all diesen Orten, besonders aber in Rom, zeichnete T. wieder eine Menge Inschriften nach den Originalen auf. So gerüstet, wagte er sich an größere Arbeiten über das römische Alterthum. In die vierziger Jahre fällt die erste lateinische Bearbeitung des Stoffs der Gallia Comata (ohne Aquitanien und Rätien, Cod. Sangallensis 668), die, durchweg mit Quellenbelegen und Inschriften versehen, in den außerschweizerischen Theilen weit ausführlicher ist, als die entsprechenden Abschnitte in dem später gedruckten Werk, dann die Entstehung der Codices Sangallenses 661 und 1089, die eine gewaltige, aus den Autoren, Inschriften und Münzen geschöpfte Materialsammlung für eine römische Epigraphie und Alterthumskunde enthalten und den Beweis ablegen, daß Glarean nicht zu viel sagt, wenn er in einem Brief an König Ferdinand T. „einen vielbelesenen Mann und emsigsten Erforscher alles Alterthums“ nennt. Ein Verzeichniß seiner Münzsammlung aus dieser Zeit weist 152 Stücke auf; welchen Werth er darauf legte, zeigt ein gegenseitiges Testament zwischen ihm und dem gelehrten Luzerner Rathsherrn und späteren päpstlichen Gardehauptmann Jost v. Meggen, vom 11. Juni 1545, worin jeder dem anderen für den Fall seines Ablebens seine „numismata, oder heidnischen Pfennige“ vermacht. Hand in Hand mit diesen Alterthumsforschungen ging eine stäte Vermehrung seiner mittelalterlichen Collectanea, die er so anlegte, daß er für jedes Jahr ein oder mehrere Blätter bestimmte, auf die er dann alles, was ihm an Urkunden oder Chronikauszügen des betr. Jahres bekannt war, bald als Citat, bald in vollem Text eintrug. Diese riesigen Materialsammlungen stellte er anderen Mitforschern in uneigennützigster Weise zur Verfügung, und es ist ein schöner Zug, daß er dabei zwischen Protestanten und Katholiken keinen Unterschied machte. So theilte er dem Basler Historiker Niklaus Briefer 1540/41 eine Menge von Urkunden und Urkundenauszügen, namentlich aus den von ihm durchforschten aargauischen Archiven mit. Dem Züricher Pfarrer Stumpf überließ er für dessen große Schweizerchronik nicht bloß seine helvetische Inschriftensammlung; er gab sich auch große Mühe, die von Stumpf selber 1544 aufgezeichneten, aber nicht verstandenen Walliserinschriften lesbar zu machen, und stellte ihm seine „Gallia Belgica“, sowie seine „Annalia“, d. h. seine chronologisch geordneten Urkunden- und Chronikenauszüge zur Verfügung, war dann freilich, als Stumpf's Werk

Ende 1547 erschien, über die polemischen Abschweifungen desselben gegen Mönchsthum, Bilder rc. peinlich überrascht.

War T. als einfaches Rathsglied in den Jahren 1536—1548 verhältnißmäßig selten in Staatsgeschäften thätig — wir sehen ihn außer 1536 bloß 1538, 1540, 1541 und 1546 als Boten seines Standes auf Tagsatzungen oder Conferenzen einzelner Orte —, so tritt dagegen mit Ende 1548 seine politische Thätigkeit für anderthalb Jahrzehnte durchaus in den Vordergrund. In einem Rechtsstreit zwischen den im Thurgau regierenden VII Orten und den Städten Bern, Freiburg und Solothurn von den ersteren zu einem ihrer Anwälte bestimmt, fungirte er als solcher im November 1548 und Januar 1549 auf Rechtstagen zu Zofingen. Dann vertrat er Glarus im Februar, März und April auf der Tagsatzung und wurde im Juni 1549 zum zweiten Mal zum Landvogt von Baden gewählt. Auch die zweite Verwaltungsperiode in Baden zeigt, daß T. mit seinen gelehrten Kenntnissen praktische Gewandtheit und Energie zu verbinden wußte. So faßten die regierenden Orte auf seine Vorschläge hin eine Reihe von Beschlüssen, die der Ueberschuldung der Güter, der Proceßsucht der Bewohner, den Betrügereien auf der Zurzacher Messe u. s. w. entgegentreten sollten. Da ihm nach dem Tod des Abtes Johann Nöthlich von Wettingen keiner der Conventualen zum Nachfolger tauglich schien, bewirkte er, daß die VIII regierenden Orte von sich aus den Bruder des ihm befreundeten Abtes Joachim von Einsiedeln, den Decan Petrus Eichhorn in St. Gallen, zum Vorsteher des Klosters ernannten, und nöthigte die Conventualen zur Huldigung gegen den neuen Abt durch Androhung der Einkerkerung im Schloß zu Baden oder der Verweisung aus dem Kloster. Auch jetzt erhielt T. Gelegenheit, mit den Amtsgeschäften eine bedeutende Förderung seiner historischen Studien zu verbinden. Infolge der Autorität, die er sich als Kenner des urkundlichen Rechts erworben hatte, erhielt er 1550 von den VII alten Orten den geheimen Auftrag, zur Feststellung ihrer obrigkeitlichen Rechte sämmtliche Archive der thurgauischen Gotteshäuser und Gerichtsherrn, sowie der Stadt Frauenfeld zu untersuchen. In Baden verlor T. am 16. April 1550 seine erste Gattin, Anna Stucki, die ihm mehrere Kinder geboren hatte, vermählte sich aber schon gegen Ende des Jahres wieder mit Barbara Schorno, der Schwester des späteren Landammanns Christof Schorno von Schwyz.

Nach Ablauf seiner zweijährigen Amtsdauer kehrte T. nach Glarus zurück; aber sein Ansehen in der Eidgenossenschaft war so gestiegen, daß er fortwährend für Staatsgeschäfte in Anspruch genommen wurde, namentlich da, wo es schwierige Rechtshändel zu erledigen galt. So wurde er 1553 von den VII alten Orten mit der Führung eines Rechtsstreites gegen Graubünden wegen der Herrschaft Haldenstein betraut und vom Grafen von Greyerz zum Schiedsrichter in einem langwierigen Rechtshandel mit seinen Gläubigern, insbesondere Bern und Freiburg, ernannt. 1554 wählte ihn Luzern in einem Grenzstreit mit Bern und Solothurn in Zollstreitigkeiten mit Basel zum Schiedsrichter. Zugleich gaben ihm die VII alten Orte den Auftrag, für Herstellung der unfahrbar gewordenen Landstraße in der Grafschaft Sargans zu sorgen. 1555 ernannten ihn dieselben wieder zum Anwalt in ihrem Conflict mit Bern, Freiburg und Solothurn wegen des Thurgaues, und die VIII alten Orte zum Schiedsrichter in einem Grenzstreit mit der Herrschaft Lauffenburg. Von größter Wichtigkeit war die Rolle, die T. 1554/55 in dem Streit wegen der evangelischen Locarner, der beinahe zu einem neuen Religionskrieg geführt hätte, spielte. T. übernahm als Vertreter des paritätischen Standes Glarus im Verein mit dem gleichfalls katholischen Landammann von Appenzell die Vermittlung und wußte dieselbe so zu

wenden, daß die Reformirten ohne Kampf die stärkste Niederlage erlitten. Die evangelischen Locarner mußten ihre Heimath verlassen und das für die Reformirten verhängnißvolle Recht der Mehrheit der Orte, auch in Glaubenssachen zu entscheiden, mußte von jenen, die nicht den Muth hatten, dagegen mit den Waffen zu protestiren, anerkannt werden. Die Geschicklichkeit, mit welcher T. diesen ganzen Handel zum Vortheil der Katholiken zu lenken verstand, entlockte seinem alten Freunde Glarean den Ausruf: „Hätten wir noch zwei oder drei Tschudi's, so würde unser Krebsgeschwür geheilt!" Mit dem Locarnerhandel hatte Tschudi's Ansehen als Staatsmann den Höhepunkt erreicht. Papst Paul IV. hielt dasselbe für so groß, daß er seinen Nuntius, den Bischof von Terracina, durch Schreiben vom 12. Juni 1556 bei ihm besonders accreditirte. In Glarus selbst rückte T. 1554 zur zweiten Stelle des Landes, zum Statthalter vor, dagegen sah er sich 1556 bei der Landammannwahl einen reformirten Nebenbuhler, Paul Schuler, vorgezogen. Mit dem zunehmenden Alter hatte sich seine Abneigung gegen die Reformation trotz seines freundschaftlichen Verkehrs mit einzelnen Reformirten keineswegs gemildert; jetzt verband sich der allgemeine Impuls, der seit der Thronbesteigung Paul's IV. durch die katholische Welt ging, mit seinem verletzten Ehrgeiz, um in ihm den Plan einer gewaltsamen Gegenreformation in der Schweiz zur Reife zu bringen. Die Sieger von Kappel, deren Thaten er eben in einer tendenziösen, aber wohl abgerundeten und lebendig geschriebenen Geschichte des Kappeler Krieges aufgezeichnet hatte, waren in seinen Augen das auserlesene Werkzeug Gottes, um das Krebsgeschwür zunächst in Glarus auszuschneiden. Aus den früheren Interventionen der V Orte leitete er das Recht derselben zu erneutem Einschreiten ab; da die neugläubigen Glarner ihre 1531 gegebenen Zusagen nicht gehalten hätten — die Messe in Linthal und Schwanden war nämlich eingegangen —, seien die älteren Zusagen von 1527 und 1528 wieder in Kraft getreten, und die V Orte hätten kraft derselben das Recht, von Glarus einfach die Herstellung des Katholicismus zu verlangen. Die Staatsmänner der V Orte, denen T. alle die Acten über die früheren Interventionen zustellte und die ihm eng befreundet, zum Theil, wie Landammann Schorno in Schwyz, nahe verwandt waren, gingen auf seine Ansichten ein und beschlossen auf einer Conferenz vom 28. Juli 1556, gegen Glarus vorzugehen. T. spielte dabei eine eigenthümliche Doppelrolle. Während er im Geheimen der spiritus rector des ganzen Feldzuges gegen seine evangelischen Mitlandleute war, führte er öffentlich als Glarner Magistrat, wenigstens anfänglich, eine versöhnliche Sprache. Am 23. August 1556 stellten die V Orte durch ihre Botschaft an die Glarner Landsgemeinde in schroffster Form das Begehren, sich unverzüglich nach Meßpriestern umzusehen und die Prädicanten wegen Glaubensschmähungen aus dem Lande zu weisen. Die Glarner beeilten sich, in Linthal einen katholischen Priester anzustellen und in Schwanden, wo es nach Tschudi's eigenem Zugeständniß kaum mehr einen Katholiken gab, durch den Pfarrer von Glarus Messe lesen zu lassen. Die V Orte ließen, durch diese Bereitwilligkeit entwaffnet, die Sache einstweilen ruhen, weigerten sich aber, ohne Zweifel nach Tschudi's Anweisung, den Glarnern eine bestimmte Anwort zu ertheilen, ob sie damit die Angelegenheit für erledigt hielten oder nicht. Als der Pfarrer von Glarus nicht länger in Schwanden vor leeren Bänken Messe lesen wollte, faßten sie, obwohl T. mittlerweile im Mai 1558 zum Landammann gewählt worden war, im October dieses Jahres neuerdings feindselige Beschlüsse gegen Glarus. Um dieselbe Zeit wurde T. — bezeichnend für sein Verhältniß zu den V Orten — ins Landrecht von Schwyz und Uri aufgenommen. Eine eidgenössische Mission des Mannes, der als Lenker unentbehrlich war, verzögerte indeß den Angriff. Im Frühjahr 1559 wurde er nämlich mit dem Zürcher Stadtschreiber Escher

an den Reichstag nach Augsburg gesandt, um vom Kaiser Ferdinand die Freigebung des Silberkaufs und zugleich eine allgemeine Bestätigung aller Freiheiten der eidgenössischen Orte und Zugewandten zu verlangen. Die Gesandten erreichten ihren Zweck und fanden ehrenvolle Aufnahme; jeder erhielt vom Kaiser eine goldene Kette, T. noch besonders für sich am 23. April 1559 ein Diplom, das sein Geschlecht von Alters her für adlig erklärte und bestimmte, daß auch Heirathen mit nichtadligen Frauen dem Stand desselben keinen Eintrag thun sollten. Leider hat T. diesen Adelsbrief unter Umständen erlangt, die auf seinen Charakter ein schlimmes Licht werfen. Da das Diplom sich auf Documente beruft, aus denen die uralte edle Abstammung der T. klar hervorgehe, so steht wohl außer Zweifel, daß T. in Augsburg von jenen Eingangs erwähnten unächten Meieramtsurkunden Gebrauch gemacht hat, sei es, daß er sie damals zu diesem bestimmten Zwecke fälschte, sei es, daß er sie schon früher angefertigt hatte, um den Glanz seiner Familie zu erhöhen.

Mit Tschudi's Rückkunft trat der Streit zwischen den V Orten und den Glarnern in sein acutes Stadium. Da an freiwillige Rückkehr der evangelischen Glarner zum Katholicismus nicht zu denken war, beschlossen die Staatsmänner der V Orte in geheimen Conferenzen im Spätherbst 1559, zur Gewalt zu schreiten und, da voraussichtlich Zürich und Bern eine solche Unterdrückung ihrer Glaubensgenossen nicht gutwillig geschehen ließen, alle Vorbereitungen zum Kriege zu treffen, insbesondere den Papst um Geld- und Truppenhülfe anzugehen. Daß T., der regierende Landammann, bei all diesen Zettelungen gegen sein Land die Hand im Spiele hatte, beweist ein von ihm geschriebener, im Archiv Schwyz befindlicher Entwurf der Kriegserklärung an Evangelisch-Glarus. So verdeckt er auch sein Spiel trieb, das Mißtrauen gegen ihn wurde so groß, daß er im Mai 1560 nicht wieder gewählt und durch einen gemäßigten Katholiken, Gabriel Häffi ersetzt wurde. Es kam indeß nicht zu dem von ihm so heiß gewünschten Kriege. Uri und Zug zeigten sich unentschlossen, die unbetheiligten Orte, auch die katholischen Städte Freiburg und Solothurn legten sich ins Mittel und drängten auf rechtliche oder gütliche Erledigung des Streites. Zwar kündeten die V Orte im October 1560 den evangelischen Glarnern in aller Form die Bundesgemeinschaft auf und wiesen alle Vergleichsvorschläge zurück, so daß jene jeden Augenblick einen Ueberfall erwarteten. T. und seine Genossen ließen es in der That an Bemühungen, denselben zu beschleunigen, nicht fehlen. Während er in Glarus durch öffentliche Disputationen mit den evangelischen Prädicanten, sowie durch theologische Tractate, die seine Gelehrsamkeit auch in dieser Richtung bezeugen, für den Katholicismus Propaganda machte, sandte er heimlich an seinen Schwager, Landammann Schorno in Schwyz, ein Schreiben um das andere, um die V Orte zum unverzüglichen Losschlagen zu ermuntern; sogar durch die Schilderung eines Wunderzeichens von fünf Feuern, die sich in der Nacht des Unschuldigenkindleintages am Horizont in der Richtung gegen Schwyz hin hätten sehen lassen, suchte er ihren Eifer für den Glaubenskampf anzustacheln. In Schwyz und Unterwalden war in der That die Stimmung der Vorsteher, wie der Massen sehr kriegerisch. Aber die Zurückhaltung des Papstes und die Rücksicht auf das zu eröffnende Concil von Trient ließ den anderen drei Orten, insbesondere den gewichtigen Luzernern einen Aufschub wünschbar erscheinen. Deshalb ließen sich die V Orte mit Glarus in einen Rechtsstreit ein, so daß sich der ganze Handel verschleppte. Noch immer hoffte T. von der Beendigung des Concils die Erfüllung seiner Wünsche und suchte deshalb durch die ihm befreundeten schweizerischen Gesandten auf demselben, Landammann Lussi und Abt Joachim von Einsiedeln, den sein Sohn Martin als Edelknabe nach Trient begleitete, auf einen raschern Gang der Berathungen der Versammlung hinzu-

wirken. In Glarus selbst wuchs die Erbitterung gegen ihn, den die Volksstimme allgemein als Urheber dieses „Tschudikrieges“ bezeichnete, derart, daß er, als eines Morgens ein Galgen an sein Haus gemalt war, sich entschloß, nach Rapperswil überzusiedeln (Nov. 1562). Allmählich machte sich in den V Orten eine Ermüdung in dem ohne jeden triftigen Grund heraufbeschworenen Glaubensstreit bemerklich. Ein von beiden Parteien bezeichnetes Schiedsgericht brachte im Mai 1563 Vergleichsvorschläge zu stande, die von Evangelisch-Glarus sofort angenommen wurden. Obwohl dieselben allen billigen Forderungen der Katholiken Genüge thaten, wirkte T. von Rapperswil aus ihrer Annahme in den V Orten nach Kräften entgegen. Er verlangte, die V Orte sollten in erster Linie darauf dringen, daß Glarus sich den Beschlüssen des Concils zu unterziehen habe, in zweiter, falls Luzern, Uri und Zug dazu nicht die Hand bieten würden, daß die Katholiken, die nach seinem eigenen Zugeständniß nur etwa 300 Mann zählten, die Hälfte aller Landesbeamtungen in besonderer Gemeinde wählen sollten, in dritter endlich, daß wenigstens im Hauptflecken der reformirte Gottesdienst unterdrückt werde. Während Luzern und Zug nach gewissen Modificationen in die Vergleichsartikel willigten, stellten in der That die drei Waldstätte im Januar 1564 an Glarus noch einmal das Ansinnen, daß es sich dem tridentinischen Concil unterwerfen müsse. Auf die Bitten der vermittelnden Orte traten jedoch auch Uri und Unterwalden schließlich dem Vergleiche bei, der am 3. Juli 1564 zu Baden in aller Form aufgerichtet wurde. Nur Schwyz beharrte unter dem Einfluß neuer Vorstellungen Tschudi's auf seiner Weigerung, erklärte aber, nachdem Zürich, Bern, Luzern und Zug es in aller Form von bundeswidrigen Gewaltthaten abgemahnt hatten, am 27. October, wieder neben Glarus auf der Tagsatzung sitzen und es an der Verwaltung der gemeinen Herrschaften theilnehmen lassen zu wollen. Damit war der „Tschudikrieg“, der fünf Jahre lang die ganze Eidgenossenschaft in Athem gehalten und sie an den Rand des Bürgerkrieges gebracht hatte, von einem kleinen Nachspiel abgesehen, zu Ende. Als T. nämlich bei einem Besuch in Glarus bei seinem Bruder Jost übernachtete, waren an die Hausthüre die Worte: „O Du Verräther, bist auch wieder hier“; geschrieben worden. Er erhob wegen dieser und anderer Beschimpfungen beim Rath von Glarus Injurienklage. Da dieser Neigung zeigte, sich auf den Standpunkt zu stellen, daß die Annahme des Religionsvertrages eine allgemeine Amnestie involvire, brachte er durch Schwyz die Sache vor die Tagsatzung, welche im März 1565 sich des Friedens halber im wesentlichen auf den Standpunkt von Glarus stellte und T., den die „Boten der Eidgenossen für einen frommen, braven Mann halten“, bat, sich damit zufrieden zu geben. Die Tagsatzung vom 1. Juli 1565 ersuchte ihn sogar, wieder nach Glarus zu ziehen, und bat in einem Schreiben, worin sie ihn einen „weisen, verständigen Mann“ nannte, „der die unter den Eidgenossen waltenden Anstände oft gütlich und rechtlich hat schlichten helfen und der von eidgenössischen Sachen mehr Wissen hat, als kein anderer“, die Glarner Regierung, ihm in gleichem Sinne zu schreiben. Obwohl diese einen solchen Schritt ablehnte, kehrte T. im Herbst 1565 nach Glarus zurück. Seine politische Laufbahn aber war zu Ende. Auf der Tagsatzung erschien er nicht mehr, wenigstens nicht als officieller Vertreter seines Standes. 1566 war er noch einmal als Mitglied eines Schiedsgerichtes zwischen dem Abt und der Stadt St. Gallen thätig, und 1570 sandte ihn der Rath von Glarus in einer Angelegenheit des Gasterlandes nach Schwyz. Im übrigen scheint er zu keinen Staatsgeschäften mehr gebraucht worden zu sein.

So gewann der mit ungewöhnlicher Arbeitskraft begabte Mann die Muße, um sich wieder ganz seinen wissenschaftlichen Arbeiten zuzuwenden, die indeß auch in der bewegtesten Periode seines Lebens nie völlig geruht hatten. Aus Briefen,

die er in den fünfziger Jahren an Stadtschreiber Escher in Zürich und den Unterschreiber Zacharius Bletz in Luzern richtete, sieht man, wie er sich fortwährend bemühte, seine schweizergeschichtlichen Collectaneen durch Copien von Actenstücken zu ergänzen, während er sich das in einem Gewölbe verfaulende Glarner Archiv in natura aneignete. Auch hatte er schon die Ausarbeitung des ersten Entwurfes der eidgenössischen Chronik, wie er für die Jahre 1200—1470 in dem Autograph der Stadtbibliothek Zürich vorliegt, begonnen, wenn nicht vollendet; wenigstens lieh er seine Darstellung des Zürichkrieges, die er aus den Chroniken Fründ's, des Landschreibers Wanner von Glarus und des Stadtschreibers Eberhard Wüst von Rapperswil, sowie aus Glarner Archivalien, „zusammen gelesen“ habe, 1556 dem Zacharias Bletz. In die fünfziger Jahre scheinen außer dem Kappelerkrieg auch seine Arbeiten zur Geschichte des Klosters Einsiedeln, die lateinische Material- und Notizensammlung, die als liber Heremi im ersten Band des Geschichtsfreundes der V Orte publicirt worden ist, und die deutsche Ausarbeitung der Annalen des Klosters mit Urkunden, die noch nicht veröffentlichte Antiquitatum Monasterii Einsidlensis Collectio, zu fallen. Während seines Aufenthalts in Rapperswil trat er mit dem jungen Züricher Gelehrten Josias Simler, Antistes Bullinger's Schwiegersohn, der sich mit dem Plan einer Beschreibung und Geschichte der Eidgenossenschaft trug, in Verbindung, und ein freundschaftlicher Austausch von wissenschaftlichen Mittheilungen entspann sich zwischen den beiden, der bis zu Tschudi's Tod fortdauerte und uns werthvolle Aufschlüsse über den Gang seiner Arbeiten, wie über seine Auffassung der Aufgabe des Historikers gewährt. T. übersandte Simler einzelne Beiträge, wie er sich andererseits dessen Arbeiten vorlegen ließ und dazu seine kritischen Bemerkungen machte. Im Juni 1568 mahnte ihn Simler, selber die helvetischen Geschichten zu beschreiben, da ihm so viele Archive der Eidgenossen offen gestanden hätten, worauf T. erwiderte, daß er allerdings den Stoff dazu, in große Bücher oder Corpus geordnet, großentheils bei einander habe und daß mit geringer Arbeit eine förmliche Historie daraus zu ziehen wäre; indeß fehle ihm noch Manches und er fürchte, er sei zu alt, um ein solches Werk zu vollbringen. Doch übersandte er schon im October 1568 seinem Freunde eine Geschichte des Cimbrischen Krieges, die dann ein Bestandtheil der Gallia Comata wurde. Ermuntert durch den Beifall, den diese Probe bei Bullinger und anderen Zürcher Gelehrten fand, machte sich der 63jährige rüstig an die Arbeit. Sein Plan war, die Ergebnisse seiner Forschungen zu einer großen Historie des Schweizerlandes für den Druck zusammenzufassen. Noch immer suchte er seine Materialien mit größtem Eifer zu vervollständigen. Nicht nur wandte er sich zu diesem Zweck an seine Zürcher Freunde und an Zacharias Bletz; er machte auch im Sommer 1569 selber eine Archivreise in die Urschweiz und fand namentlich in Unterwalden reiche Ausbeute. Auf das Drängen seiner Freunde in den Waldstätten redigirte er (nach dieser Reise) zunächst ein „Mittelbuch“, d. h. er fing seine Historie im Jahr 1000 n. Chr. an und arbeitete seinen im Züricher Autograph enthaltenen früheren Entwurf in den ältern Partien nach den von ihm neu aufgefundenen Archivalien und den mündlichen Erzählungen, die er in der Urschweiz vernommen hatte, vollständig um, während er für die Zeit von 1414 an jenen Entwurf endgültig adoptirte. Am 15. Mai 1571 konnte er Simler berichten, daß die Jahre 1000 bis 1470 fertig seien. Erst nach Vollendung dieses Mittelbuchs (der spätern „Chronik“) machte er sich an den Anfang seines großen Werkes. Als Einleitung gedachte er demselben einen beschreibenden Theil vorauszuschicken, der im Rahmen einer Schilderung des römischen Galliens und Rätiens Topographie und Alterthümer der schweizerischen Lande enthalten sollte. Den Stoff dazu hatte er in seiner in den Vierziger Jahren entstandenen Be-

schreibung Galliens und der Rhetia im wesentlichen beieinander, so daß es sich nur noch um eine die außerschweizerischen Theile abkürzende Redaction handelte. Das Anerbieten Simler's, seine Arbeit ins Lateinische zu übersetzen, nahm er gerne an unter der Bedingung, daß die Uebersetzung nicht ohne sein Wissen vor dem deutschen Original erscheine, und übersandte ihm am 26. Februar 1572 das vollständige Manuscript der Einleitung (der später sogenannten Gallia Comata) zur Abschrift, indem er den Entschluß aussprach, nun mit der Historia bis zum Jahre 1000, womit die Lücke zwischen der Einleitung und dem vollendeten Mittelbuch ausgefüllt werden sollte, zu beginnen. Zwei Tage später erlag er jedoch einer Krankheit, die ihn schon seit Jahren heimgesucht und zeitweilig arbeitsunfähig gemacht hatte. Wenige Jahre vor seinem Tode hatte er sich zum dritten Mal mit einer Witwe Püntiner aus Uri verheirathet. Von mehreren Söhnen aus erster und zweiter Ehe überlebte ihn keiner; doch hatte sein Sohn Herkules, der 1552 gestorben war, einen Sohn Johann Rudolf hinterlassen. Außerdem waren vier Töchter da, von denen sich eine mit dem späteren Landammann Melchior Häßi vermählt hatte.

Ueber Tschudi's litterarischer Verlassenschaft waltete ein eigenthümlicher Unstern. Die Erben konnten sich nicht entschließen, Simler's Anerbieten, das Werk Tschudi's zu vollenden, anzunehmen und ließen sich von ihm das Manuscript der Gallia Comata zurücksenden. So blieben Tschudi's Arbeiten ungedruckt. 1652 kam sein handschriftlicher Nachlaß durch einen Bruderenkel Tschudi's, Landammann Fridolin T., auf das Schloß Gräplang. Dieser Manuscriptenschatz blieb aber fortwährend ein Gegenstand der Aufmerksamkeit seitens aller Geschichtsfreunde in der Schweiz und Kenntniß davon wurde durch zahlreiche Abschriften verbreitet. Namentlich bemühten sich die Abteien Muri und Engelberg um solche, während auch manche Originalien in fremden Besitz gelangten. Endlich gab der Basler Professor Johann Rudolf Iselin, nachdem er sich umsonst bemüht hatte, die Mittheilung des Manuscripts auf Gräplang zu erlangen, 1734 den ersten Band der Chronik nach einer Abschrift in Muri heraus. Für den zweiten Band, der 1736 nachfolgte, erhielt er nun doch Einsicht in das Original und überzeugte sich, daß dasselbe mit der Murenser Copie stimme. 1758 publicirte Johann Jacob Gallati, Pfarrer zu Bärschis bei Flums, auch die Gallia Comata nach dem auf Gräplang liegenden Original, freilich in modernisirtem Deutsch und unter Beifügung mancher störenden Einschiebsel aus andern Tschudi'schen Manuscripten. Die Veröffentlichung des Kappelerkriegs erfolgte erst 1826 in Balthasar's Helvetia. Den Handschriftenschatz aber veräußerte der letzte Baron Tschudi auf Gräplang wegen bedrängter Vermögensverhältnisse stückweise; die Hauptmasse erwarben 1767 die Regierung von Zürich und der Fürstabt Beda von St. Gallen, so daß sich jetzt derselbe größtentheils im Staatsarchiv und in der Stadtbibliothek Zürich, sowie in der Stiftsbibliothek St. Gallen befindet; doch sind auch werthvolle Stücke, insbesondere das Originalmanuscript der letzten Redaction der Chronik verschwunden.

Es ist bekannt, wie vollständig T. bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die Auffassung der Schweizergeschichte beherrscht hat, wie insbesondere seine Darstellung des Ursprungs der Eidgenossenschaft europäisches Gemeingut geworden ist und Schiller, wie Johannes v. Müller als Quelle gedient hat. Erst durch Kopp's bahnbrechende Forschungen ist das kanonische Ansehen Tschudi's zerstört worden. Aber es zeugt gerade von der Bedeutung des Historikers des 16. Jahrhunderts, daß der Fortschritt der schweizerischen Geschichtsforschung des 19. Jahrhunderts in erster Linie eine Auflehnung gegen seine Autorität sein mußte. T. bildet in der schweizerischen Historiographie einen Markstein und für die ältere

Periode den Höhepunkt. In Bezug auf kräftige Sprache, anschauliche epische Darstellung kommen ihm Bullinger und andere gleich, aber alle älteren Historiker der Schweiz überragt er durch die Größe der Aufgabe, die er sich setzte und durch den gewaltigen Forscherfleiß, mit dem er sie durchführte. Vor ihm hatte es in der Schweiz vortreffliche Chroniken einzelner Städte und einzelner Perioden gegeben, aber, wenn wir von der dürftigen Compilation Etterlin's absehen, keine Schweizergeschichte. T. war der erste, der es unternahm, auf Grund wirklicher Forschung einen Gesammtbau der schweizerischen Landesgeschichte zu errichten, und er war sich über die Anforderungen, die ein solches Unternehmen an ihn stellte, vollkommen klar. Wie er für die römisch-keltische Epoche nicht nur alle Autoren durchlas, sondern, der erste in der Schweiz, den Ueberresten, den Inschriften und Münzen nachging und über dem Bemühen, sie zu entziffern, ein Alterthumskenner wurde, wie es zu seiner Zeit wenige diesseits der Alpen gab, so hat er für das Mittelalter nicht bloß die gedruckten und handschriftlichen Chronikwerke in seltener Vollständigkeit verwerthet, sondern mit Jahrzehnte langer Ausdauer ein Urkundenmaterial zusammengebracht, für das wir ihm noch heute dankbar sein müssen, da viele der von ihm copirten Originalien verloren sind. Auch die Sprache, die Ortsnamen, Sitten und Gebräuche hat er als Geschichtsquellen erfaßt und ihnen seine Aufmerksamkeit zugewendet, wie er durch seine Rhetia der Begründer der schweizerischen Topographie geworden ist. Wenn aber T. im Princip der Geschichtsforschung, in der Aufsuchung ihrer Mittel ganz modern ist, so steht er allerdings in Bezug auf ihre kritische Verwerthung selbst hinter Zeitgenossen, z. B. hinter Vadian zurück. Die Ergebnisse seiner großartigen Forschungen stehen in keinem Verhältniß zu den aufgewendeten Mitteln. Von vorgefaßten Theorieen ausgehend, wie der Identität der Kelten und Germanen, der Zusammensetzung der Alamannen aus Vindeliciern und Tigurinern, construirt er nicht ohne Geist und Scharfsinn die Urgeschichte seines Landes in so grundverkehrter Weise, daß heute seine Ausführungen nur noch unser Lächeln erregen können. Die mündliche Tradition hält er für eine ächte Geschichtsquelle und findet sich in rationalistischer Weise damit ab, wie er z. B. die angebliche Herkunft der Schwyzer aus Schweden mit dem Cimbernzug und die Tellsage mit der Ländergier Albrecht's in Zusammenhang bringt. Und während er in der Rhetia seine gewagten Vermuthungen und Combinationen noch als solche gibt, kann er im Alter der Versuchung nicht widerstehen, ihnen das Gewand apodiktischer Wahrheiten zu verleihen. Je länger je mehr läßt er einem Mangel seines Intellects, dem Hang zur bewußten Unwahrheit die Zügel schießen. Er combinirt nicht bloß in willkürlichster Weise, er erfindet sogar Namen, Daten, Zahlen, Histörchen, um seinem künstlerischen Bedürfniß nach Abrundung und Vollständigkeit zu genügen. Daß er bei seiner Geschichtschreibung patriotische Rücksichten in starkem Maaße walten läßt, mag mit seiner Vaterlandsliebe entschuldigt werden; aber er hat sich der bewußten Unwahrheit schuldig gemacht, auch da, wo keine solchen Rücksichten im Spiel waren. Wie er als Politiker sich von den V Orten auf offener Tagsatzung seine Unschuld im Tschudikrieg bezeugen ließ, während seine Briefe das Gegentheil beweisen, wie er zu Ehren des Klosters Einsiedeln selbsterlebte Wundergeschichten erfand, so hat er Sebastian Münster eine perfide Handlung angedichtet, nur um vor der Welt nicht als mit sich selbst im Widerspruch stehend zu erscheinen, behauptet, Inschriftenfragmente, die nie dagewesen sind, copirt zu haben, um seinen Ergänzungen den Schein der Authenticität zu verleihen, und endlich eine ganze Serie von Urkunden gefälscht, um sich und den Seinen den Adelstitel beizulegen. Trotz der tiefen Schatten, die T. als Mensch, Politiker und Gelehrten anhaften,

wird er nach wie vor vermöge seines staunenswerthen Sammelfleißes, seiner umfassenden Gelehrsamkeit, seiner Erzählungs- und Gestaltungsgabe seinen hervorragenden Platz unter den Geschichtschreibern deutscher Zunge, den ihm der bekannte Ausspruch Goethe's zuerkannt hat, behaupten.

Fuchs, Egidius Tschudi's Leben und Schriften. Mit Urkunden. 2 Theile. 1805. — Vogel, Egidius Tschudi als Staatsmann und Geschichtschreiber. 1856. — Blumer, Aegidius Tschudi (Jahrb. des historischen Vereins Glarus VII. 1871). — Derselbe, Aegidius Tschudi als Geschichtschreiber (Jahrb. des hist. Vereins Glarus X. 1874). — v. Liebenau, Zu Tschudi's Cappelerkriege (Anzeiger f. Schweiz. Gesch. III. 1881). — Vögelin, Wer hat zuerst die römischen Inschriften in der Schweiz gesammelt und erklärt? (Jahrb. für schweiz. Gesch. XI. 1886). — Derselbe, Aegidius Tschudi's Epigraphische Studien in Südfrankreich und Italien (Mitteil. Antiquar. Gesellschaft Zürich XXIII. 1887). — Derselbe, Gilg Tschudi's Bemühungen um eine urkundliche Grundlage für die Schweizergeschichte (Jahrb. für schweiz. Gesch. XIV u. XV. 1889 u. 1890). — G. v. Wyß, Ueber die Antiquitates Monasterii Einsidlensis und den liber Heremi des Aegidius Tschudi (Jahrb. für schweiz. Gesch., 1885). — Derselbe, Die eigenhändige Handschrift der Eidgenössischen Chronik des Aegidius Tschudi in der Stadtbibliothek Zürich (Neujahrsblatt 1889). — Derselbe, Zu den Forschungen von Schulte über Aegidius Tschudi (Jahrb. des historischen Vereins Glarus XXX. 1894). — Herzog, Die Beziehungen des Chronisten Aegidius Tschudi zum Aargau (Argovia 1888). — Wolf, Geschichte der Vermessungen in der Schweiz. 1879. — Graf, Beitrag zur Kenntniß der ältesten Schweizerkarte von Aegidius Tschudi. 1885. — Schulte, Gilg Tschudi, Glarus und Säckingen (Jahrb. für schweiz. Gesch. XVIII. 1893). — Wattelet, die Jahre 1298 bis 1308 aus Egidius Tschudi's Chronik aus dem Entwurf auf der Stadtbibliothek Zürich (Arch. für schweiz. Gesch. XIX. 1874). — Vogel, Einige Bruchstücke aus der Fortsetzung von Tschudi's Schweizerchronik (Arch. für schweiz. Gesch. X. 1855). — Briefe an und von Tschudi, soweit sie nicht bei Vogel abgedruckt sind, im Geschichtsfreund der V Orte XVI. 1860. — Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterthumskunde, 1864 u. 1865. — Anzeiger für schweiz. Gesch. IV. — Argovia IX. — Der Pilger (Einsiedler Sonntagsblatt 1845). — Archiv für Reformationsgesch. I. (1869). — Briefe Glarean's an Tschudi (Manuscript, Stadtbibl. Zürich). — Vgl. ferner Eidgenössische Abschiede, Strickler's Actensammlung zur Reformationsgeschichte, Valentin Tschudi's Chronik (her. v. Strickler, Jahrb. hist. Ver. Glarus XXIV. 1888). — Blumer, Urkundensammlung zur Gesch. des Kantons Glarus. — — Derselbe, Geschichte der Reformation im Land Glarus (Jahrb. hist. Ver. Glarus IX u. XI. 1873—1875). — Ders., Staats- und Rechtsgesch. der schweiz. Demokraten II. 1858.

Wilhelm Oechsli.

Tschudi: Friedrich v. T., Geistlicher, Staatsmann und Schriftsteller, geboren am 1. Mai 1820 in Glarus, † am 24. Januar 1886 in St. Gallen. — Ein Sprößling der durch den schweizerischen Historiker Aegidius T. berühmt gewordenen Familie wuchs F. v. T. mit seinen um vier und zwei Jahre älteren Brüdern Iwan und Joh. Jakob (s. u. S. 749) zu Glarus in guten Verhältnissen auf. Den damaligen Mangel einer guten Volksschule am Heimathsorte ersetzte eine von tüchtigen Fachmännern geleitete Privatschule. Die Gymnasialbildung holte sich der zum Geistlichen bestimmte, durch ganz hervorragende Verstandesanlagen ausgezeichnete Jüngling in Schaffhausen (1836—38), wohin die studirenden jungen Glarner zur Vorbereitung auf die Hochschule zu jener Zeit mit Vorliebe geschickt wurden. Die Universitätsstudien führten ihn nach Basel, Bonn und Berlin und schließlich nach Zürich. Daß er sich als Student auch in weiteren

Kreisen Geltung und Ansehen zu verschaffen wußte, beweist seine Wahl zum Sprecher der Berliner Studentenschaft bei einem Fackelzuge, welcher dem bekannten Schüler Hegel's, Professor Marheineke, gebracht wurde. Das theologische Examen bestand T. mit Auszeichnung in St. Gallen, wohin seine Eltern inzwischen übergesiedelt waren. Die freie Zeit während und unmittelbar nach der Studienzeit bis zum Antritte der Pfarrei Lichtensteig im Toggenburg (1843) wurde zu Reisen nach Belgien, Holland, Nord- und Ostdeutschland und Oberitalien verwendet, von denen der nach allen Seiten scharf um sich blickende junge Mann reiche Schätze der Beobachtung mit nach Hause brachte.

Schon im J. 1847 zog sich T. gänzlich vom Predigtamte zurück. Gesundheitsrücksichten ließen es wünschbar erscheinen, und die Verheirathung mit einer Tochter aus reicher St. Gallischer Kaufmannsfamilie hatte die Möglichkeit geschaffen. Ein idyllisch gelegenes Landgut in der Nähe der lebhaften Handelsstadt wurde angekauft, und hier wandte sich T. in glücklicher Muße der Schriftstellerei zu, für die er eine geradezu glänzende Begabung entfaltete. Zunächst überraschte er die Oeffentlichkeit mit einer pseudonymen Schrift: „Der Sonderbund und seine Auflösung“ (December 1847). Die unmittelbar nach der Niederwerfung des Sonderbundes erschienene, also während der Ereignisse selbst und in der Zeit der leidenschaftlichsten Aufregungen niedergeschriebene, 7 ½ Bogen starke Broschüre des angeblichen Dr. C. Weber verieth eine so staunenswerthe Sicherheit und Unbefangenheit des Urtheils, einen solchen kühlen Scharf- und Weitblick über Entstehung, Verlauf und richtige Lösung der großen Krise, daß sie in acht Tagen vergriffen war; schon im Januar 1848 konnte das Vorwort zu einer neuen Auflage geschrieben werden. Mit dieser Broschüre hatte sich der privatisirende Geistliche als künftiger Staatsmann legitimirt. Bei der vornehmen Zurückhaltung, die in seiner Natur lag, dauerte es indeß noch geraume Zeit, bis ihn seine Mitbürger zu denjenigen Aemtern beriefen, welche dem Begabten den Weg zu den leitenden Stellen im öffentlichen Leben der Republik eröffnen. Für einmal blieb ihm noch reichliche Muße zu eindringenden Studien auf verschiedenen Gebieten und zur Betheiligung an Zeitschriften und litterarischen Unternehmungen theologischen, kritischen und belletristischen Charakters. Mit Pfarrer Bitzius — bekannter unter dem Schriftstellernamen „Jeremias Gotthelf“ — und A. E. Fröhlich verband er sich 1849 zur Herausgabe der „Neuen Illustrirten Zeitschrift für die Schweiz“, die es leider nur auf wenige Jahrgänge brachte. Die reifste und schönste Frucht dieser schriftstellerischen Thätigkeit war aber das in seiner Art classische Werk: „Das Thierleben der Alpenwelt“, welches im J. 1853 in erster Auflage erschien und den Namen seines Verfassers in kurzer Zeit über die ganze gebildete Welt trug. Während der Vorarbeiten zu diesem Meisterwerke ist ohne Zweifel in dem Kopfe Tschudi's auch der Plan zu dem Reisehandbuch gereift, welches der Bruder Iwan (geboren am 19. Juni 1816 in Glarus, † am 28. April 1887 als Buchhändler in St. Gallen) unter dem Titel „Der Schweizerführer“ zwei Jahre später in erster Auflage erscheinen ließ und das im laufenden Jahre unter dem veränderten Titel „Der Turist in der Schweiz“ seine 33. Auflage erlebt hat. — Später wandte sich T. als Schriftsteller mit Vorliebe der Landwirthschaft zu. Von den höchst verdienstlichen Veröffentlichungen auf diesem Gebiete sind vor allem zu erwähnen das „Landwirthschaftliche Lesebuch“, die Flugschrift über „Die Vögel und das Ungeziefer“ und die im Jahrbuch des schweizerischen Alpenclubs veröffentlichten „Alpwirthschaftlichen Streiflichter“. Die äußere Frucht der landwirthschaftlichen Studien und Arbeiten war die Wahl zum Vorstand der kantonalen und schweizerischen landwirthschaftlichen Gesellschaft; und daß die St. Gallische Section des schweizerischen Alpenclubs nicht bloß ihre Gründung auf den Verfasser des Thierlebens der Alpenwelt

zurückführt, sondern sich auch vom ersten Anfang unter seine erfahrene Leitung gestellt hat, wird man fast als selbstverständlich betrachten.

Inzwischen hatte zuerst die Stadt Gallen den rasch bekannt gewordenen Schriftsteller in ihre Schulbehörde gewählt; dann war der Regierungsrath mit der Wahl in den kantonalen Erziehungsrath gefolgt. Als Mitglied der letzteren Behörde stand T. beim Kampfe um die Gründung einer für beide Confessionen gemeinsamen Kantonschule und eines gemeinsamen Lehrerseminars in vorderster Reihe. Erst 1864 öffneten sich ihm die Thüren der kantonalen gesetzgebenden Behörde oder des Großen Rathes und damit auch die Möglichkeit einer Candidatur für die Kantonsregierung, die damals noch von dem Großen Rathe aus seiner Mitte gewählt wurde. Vier Jahre später war das Ziel erreicht, das sich T. gewiß schon längst im Stillen vorgesetzt hatte: er sah sich als Mitglied des Regierungsrathes und Chef des Erziehungsdepartements des Kantons St. Gallen. Unter schwierigen Verhältnissen und steten Anfechtungen von ultramontaner Seite hat er in dieser Stellung Bedeutendes geleistet und nicht immer Dank dafür geerntet. Mußte er doch erfahren, daß ihn seine eigene Partei vorübergehend (1873—75) wieder aus der Regierung beseitigte, weil er in seiner wohl abwägenden, überlegten Weise dem Eifer jugendlicher Parteigenossen für die Durchführung der rein bürgerlichen Volksschule im Kanton St. Gallen nicht kräftig genug einzustehen schien. Als aber, wie vorauszusehen, auch jener Jugendeifer die im Wege liegenden Hindernisse nicht zu bewältigen vermochte, sah man sich bald genug wieder nach T. um und war froh, als er sich bereit fand, die Leitung des Erziehungsdepartements neuerdings zu übernehmen. Das Gefühl der dem erfahrenen und verdienten Staatsmanne zugefügten Unbill hat ohne Zweifel wesentlich dazu beigetragen, daß ihn der Große Rath nun auch zum Vertreter des Kantons St. Gallen in den schweizerischen Ständerath wählte (1877). Das Ansehen, das er sich alsbald auch in dieser Stellung erwarb, führte ihn weiter in den eidgenössischen Schulrath für das schweizerische Polytechnikum (1880) und als Vertreter der Schweiz an die Weltausstellung nach Wien (1883), wo ihm das Vicepräsidium der Jury für Kunst und Unterricht übertragen wurde.

Während einer Sitzung der Bundesversammlung traf den unermüdlichen Arbeiter im Frühjahr 1885 zu Bern ein Schlaganfall, der ihn nöthigte, seine Aemter niederzulegen. Am 24. Januar 1886 verschied er auf seinem Landgute bei St. Gallen.

Was wir T. nachrühmen, ist ein durchdringender Verstand, eine ungewöhnliche Arbeitskraft, eine seltene Vielseitigkeit gründlicher Kenntnisse, vor allem aber ein außerordentliches Geschick, diese Kenntnisse in klarer und allgemein verständlicher, dabei immer edler und ansprechender Form zur Darstellung zu bringen. Als Beamter und Staatsmann hat er sich um sein Land verdient gemacht; als im besten Sinne des Wortes volksthümlicher Schriftsteller darf er den ersten an die Seite gestellt werden. H. Wartmann.

Tschudi: Joh. Heinrich T., Pfarrer, Historiker und Volksschriftsteller. Geboren 1670 zu Schwanden (Kanton Glarus) als Sohn eines wenig bemittelten, aber geachteten Beamten seiner Heimathgemeinde, genoß er den ersten Unterricht bei dem nachmaligen Zürcher Antistes Peter Zeller, der 1677—84 in Schwanden Helfer und als solcher auch Schullehrer war und dessen Einfluß den jungen T. für den geistlichen Stand gewann. Während 2 1/2 Jahren studirte er in Zürich und Basel. Nach Basel hatte ihn sein Vater nur ungern ziehen lassen, da er von dem dortigen studentischen Treiben gar bösen Bericht erhalten; der junge T. rief es deshalb vor den Thoren Basels sich und seinem mitreisenden Studienfreunde D. Weiß zu: „Wolle Gott, daß wir nicht schlimmer heraus- als jetzt hineingehen“. Er benützte denn auch seine Zeit redlich zur Erweiterung seines

theologischen und allgemeinen Wissens, so daß er, trotz schwerer Krankheit, die ihn während längerer Zeit arbeitsunfähig machte, sein Examen (in Basel) mit bestem Erfolg bestand. Mit 22 Jahren wurde er Diacon seiner Heimathgemeinde Schwanden; es erwuchsen ihm aber aus dieser Stellung nicht bloß Freuden, sondern auch ein ziemliches Maaß von Verdruß, vor allem durch Schuld des damaligen Hauptpfarrers J. Balth. Pfändler, neben dem es seine beiden Vorgänger nur zwei und drei Jahre ausgehalten. T. seinerseits harrte in seiner dienenden, oft unangenehmen Stellung 27 Jahre aus, bis endlich 1719 Pfändler nach einem Proceß mit seiner Gemeinde seine Pfarrstelle gegen eine Pension vertauschte und T. sein Nachfolger wurde.

T. wird uns beschrieben als ein bescheidener und — was seine von Wahrheitsmuth zeugenden Schriften kaum verrathen — etwas furchtsamer Mann, der als Kanzelredner sich auszeichnete. In Gesellschaften sprach er wenig; um so mehr schrieb er zur Belehrung seiner Landsleute. Sein Hauptwerk, das bleibenden Werth hat, ist seine 1714 erschienene „Glarnerchronik", welche nach einer geographischen Beschreibung des Kantons in behaglicher Breite die Landesgeschichte bis zum Jahr 1713 erzählt (am Schluß in einem besonderen Abschnitt den soeben zur Freude des evangelischen Pfarrers für die reformirten Stände siegreich beendeten „Toggenburgerkrieg"). „Bisher hatte sich niemand befunden, der nach dem Exempel etwan anderer Geschichtsschreiber bei andern löblichen Cantonen und Orten der Eidgenossenschaft ein Spezialhistorie unsers Vaterlandes zu entwerfen die Mühe genommen"; um so mehr fühlte sich T. bewogen, zunächst für sich und seine Freunde die Geschichte seines Heimathkantons zu schreiben und dann „nach Aufmunterung zahlreicher Freunde" auch dem Druck zu übergeben: hatte er doch jederzeit die Historie nicht nur als eine „anmutige und lustige Wüssenschaft" betrachtet, sondern auch als eine Lehrmeisterin, die uns klug macht, es aber auch seltsam befunden, wenn man über die Geschichte fremder Städte und Länder, nicht aber auch über diejenige der nächsten Heimath Bescheid wüßte. Für die alte Glarnergeschichte war ihm natürlich Aegidius T., dessen Gelehrtenruhm noch kein Wölklein beschattete, unbedingt maßgebend; für die spätere Geschichte hat er seinen Stoff mit redlichem Eifer aus den verschiedensten Quellen zusammengetragen; Neid und confessionelle Bedenken scheinen ihm allerdings auch manche Quellen verschlossen zu haben. Der Rath von Glarus sprach ihm öffentlich den Dank für seine fleißige und verdienstvolle Arbeit aus; auch soll jedes Mitglied des Rathes, um den übrigen ein gutes Beispiel zu geben, ein Exemplar gekauft haben. Tschudi's „Glarnerchronik" befindet sich heute noch in manchem Glarnerhause als ein gern gelesenes Buch (es umfaßt 850 Seiten).

Wenn T. durch seine Chronik sich den wärmsten Dank seiner näheren Landsleute erworben, so hat er es verstanden, durch seine anderen volksthümlichen Schriften auch außer den Marken des Landes Glarus einen ausgedehnten und dankbaren Leserkreis sich zu sammeln. Schon 1704 war, in Basel gedruckt, ein erstes Büchlein von ihm erschienen: „Gemeine Vor-Urtheil oder irrige Meinungen und falsche Wähne, womit ungelehrte Christen sich selbst zu betriegen pflegen". 1707 folgte „Kurtzer Begriff der Kirchenhistorie alten und neuen Testaments", 1709 der „Sündennarr" und 1710 das „Gesunde und lange Leben, oder schrifft- und vernunfftmäßige Diäta". Von Jugend auf, wie er selbst erzählt, schwächlich, weswegen man ihm „zuweilen einen frühen Tod prognostizirt", wurde er dadurch veranlaßt, „sich zuweilen auf die Arznei-Wüssenschaft zu appliziren", und auf das, was nützlich oder schädlich wäre, Acht zu haben. Durch sein „Gesundes und langes Leben" wollte er den Ertrag seiner Beobachtungen und Erfahrungen auch Anderen mittheilen und gibt er manche treffliche Winke, scheut sich auch nicht, langgehegten Vorurtheilen entgegenzutreten

und, wenn es ihm erforderlich erscheint, selbst dem vielberühmten Galenus zu widersprechen. So bekämpft er mit den Waffen der Wissenschaft und des Spottes das damals — und auch noch 100 Jahre später — so schwunghaft betriebene, auch von manchen Medici „sowohl Gesunden als Kranken" als Universalmittel empfohlene Aderlassen. Von 1714 an gab er die „Monatlichen Gespräche" heraus, die, gedruckt bei J. Jakob Lindinner in Zürich, „den Lehr- und Wißbegierigen zu erbauender Lust über allerhand geist- und weltliche Dinge" (in Gesprächen der Freunde Timotheus, Biliander und Philaret, etwa auch eines Alexander und Hektor) Bericht erstatteten und die für die Schweiz das erste Unternehmen dieser Art bildeten, während sieben Jahren die erste und einzige Zeitschrift der Schweiz waren. Sie machten Tschudi's Namen weit herum bekannt und beliebt, überlebten auch die 1721 in Zürich erschienenen „Discourse der Mahlern" und das 1722 ins Leben gerufene „Bernische Freytags-Blättlein"; sie erschienen 1714—26 (in zwölf Bänden). Durch einen Artikel über Bruder Klaus (im Juliheft 1723) hat er vor allem bei den Leuten von Unterwalden gewaltigen Staub aufgeworfen; er hatte zwar dem frommen, friedliebenden Charakter des Niklaus von Flüe alle Hochachtung bezeugt, dagegen einige Zweifel gegen dessen 20jähriges Fasten ausgesprochen. Deshalb ließen die Unterwaldner die Schrift öffentlich verbrennen und setzten einen Preis von 100 Thalern auf des Verfassers Kopf. Manche Freunde Tschudi's fühlten sich dadurch beleidigt und wollten deshalb die Angelegenheit vor die Tagsatzung bringen. T. wehrte ihnen ab und rächte sich seinerseits an den übereifrigen Landsleuten des frommen Einsiedlers, indem er ihnen in einer Abhandlung des folgenden Jahrganges („Ueber Schriften, die man mit Unrecht verbrennt") die Thorheit ihres Thuns vor Augen stellte.

Außer den schon aufgeführten Schriften Tschudi's nennen wir noch „Irenicum Helveticum oder wohlmeinliche Friedens-Erinnerung an sämtliche Herren Eidgenossen" (1712) und „Summa der Christlichen, Evangelischen Lehr und Religion" (1714). Aus allen seinen Schriften tritt uns eine ernste, fromme Gesinnung, ein offener, der Belehrung stets zugänglicher Geist und rege Vaterlandsliebe entgegen. Er starb, 59 Jahre alt, am 19. Mai 1729, „treu dem Glauben, den er gepredigt und in seinen Schriften gelehrt".

Blumer, Gemälde des Kt. Glarus, S. 326. — J. J. Bäbler, Festgabe für die vaterländische Jugend, IV. u. V. Jahrgang. — M. Schuler, Geschichte des Landes Glarus, S. 275 ff. — Strickler, Hilty's politisches Jahrbuch, VI, S. 81 ff. Gottfr. Heer.

Tschudi: Joh. Jakob T., evangelischer Geistlicher und Historiker. Geboren am 8. April 1722 als Sohn des Rathsherrn Johannes T., kann er schon mit 17 Jahren die Universität Basel besuchen. 1743 ebendort examinirt und ordinirt, wird er zunächst Vicar in seiner Heimathgemeinde Glarus, dann 1745 Pfarrer von Linthal und 1751—57 Pfarrer von Schwanden; 1757 beruft ihn Glarus zum Diacon, und 1766 bis zu seinem Tode (4. August 1784) bekleidet er das Pfarramt dieser Gemeinde. Als Geistlicher widmet er sich mit Hingebung der Erfüllung seiner Berufspflichten, als Prediger wie Katechet gerühmt, ebenso für Förderung des Schulwesens eifrigst thätig (gemeinsam mit Landammann Kosm. Heer ein Hauptgründer der 1783 gegründeten „Realschule"); auch die Landesbibliothek soll ihre Entstehung z. Th. seiner Initiative verdanken. Seine Mußestunden widmete er mit staunenswerthem Fleiße der vaterländischen Geschichte. Er hat zwar wenig Gedrucktes hinterlassen (außer den seinen Heimathskanton betreffenden „Zusätzen und Verbesserungen" in Füßli's „Staats- und Erdschreibung" — Bd. IV, S. 274 ff. — vor allem Beiträge zu Haller's „Bibliothek der Schweizergeschichte"); um so zahlreicher sind die Manuscriptbände von seiner Hand (mehr als ein Dutzend solcher eng geschriebener, dicker Bände besitzt

die Glarner Landesbibliothek, und auch auswärtige Bibliotheken, z. B. Bern, besitzen noch einiges Weitere von T.). Dem dadurch bekundeten Sammlerfleiße Tschudi's verdanken wir viele für die Landesgeschichte werthvolle Abschriften von Urkunden, deren Originale durch den Brand von Glarus (1861) u. a. uns verloren gegangen. Für die Localgeschichte von Glarus und Ennenda (in Rücksicht auf die Tagwensverwaltung, das Kirchen- und Schulwesen, sowie den 1558 gegründeten „Spital") findet sich eine ganz besonders reiche Fülle von interessanten Notizen und Urkunden in seinen Manuscriptenbänden aufgespeichert. In seiner, drei Bände füllenden „Geschichte von Glarus oder Stammtafel der uralt adeligen Familie Tschudi von Glarus" behandelt er die ältere Geschichte des Landes Glarus im Rahmen einer Familiengeschichte der T., d. h. in Vorführung einer Reihe von Biographien aus dem Geschlechte der T.; dabei kommt allerdings die Vorliebe für sein Geschlecht, für welches Aegid. T. sich 1559 bei Kaiser Ferdinand I. den Adelstitel geholt, in hohem Maaße zum Ausdruck; nicht bloß hat er Alles, was Aegidius T. zu Ehren der Tschudi zusammengetragen und auch erdichtet, getreulich, ohne die mindesten Zweifel wieder erzählt; bei Wiedergabe des ihm überlieferten Stoffes spinnt er auch das, was ihm zu Ehren der Tschudi erzählt wurde, noch weiter aus, indem er für seine Helden aus dem Geschlecht der Tschudi Verdienste in Anspruch nimmt, die kaum so ausschließlich ihnen zukommen dürften. Gemeinsam mit seinem Sohne Johannes hat er auch ein „Wapenbuch der altadeligen Geschlechter, mit vielen bürgerlichen Wapen im Lande Glarus vermehrt", angelegt.

Vgl. Dr. J. Wichser, „Camerarius J. Jakob Tschudi, vornehmlich als Geschichtsforscher", Histor. Jahrbuch des Kt. Glarus, XVIII, S. 14—72.

Gottfr. Heer.

Tschudi: Johann Jakob v. T., Amerikaforscher, geboren am 25. Juli 1818 zu Glarus, † am 8. October 1889 auf seinem Landsitz Jakobshof in Niederösterreich. Sohn eines angesehenen Kaufmanns und einer verständigen, energischen Mutter, die nach dem frühen Tode des Vaters die Erziehung ihrer sechs Kinder zugleich mit dem in Liquidation getretenen Geschäft leitete, erhielt er seinen ersten Unterricht in einer Privatschule seiner Vaterstadt, wo Oswald Heer ihn lesen lehrte. In Zürich, wo er erst auf dem Gymnasium, dann auf der Universität seine Studien fortsetzte, hatte er dort u. a. zu Lehrern den Ornithologen Schinz und die Philologen Orelli und Fäsi, während auf der Universität besonders Oken und Schönlein dem früherwachten Sammeleifer und der Vorliebe für naturgeschichtliche und Reisewerke eine wissenschaftliche Richtung zu geben wußten. Hervorragende Naturforscher, die damals in Zürich wirkten, wie F. Arnold, O. Heer, der ältere Escher v. d. Linth gehörten zu den Lehrern des jungen T., dem sich früher als gehofft, die Möglichkeit einer überseeischen Studienreise darbot, als er zur Vollendung seiner zoologischen Studien Agassiz in Neuchâtel aufsuchte und dort das Anerbieten empfing, auf dem Schiffe eines Genfer Hauses die Westküste Südamerikas zu besuchen. Das Neuchâteler Museum übernahm die Ausrüstung des Reisenden, der seine Sammlungen dahin abliefern sollte, und dieser begab sich nach Leiden, wo er besonders bei Schlegel arbeitete, und nach Paris, wo er mit Strauß-Dürkheim und dem Herpetologen Bibron näher verkehrte; daneben trieb er medicinische Studien. Als erste Frucht der zoologischen Arbeiten erschien 1837 die Monographie der schweizerischen Echsen und 1838 „Die Classification der Batrachier", denen kleinere herpetologische Arbeiten vorangegangen waren. Im Februar 1838 trat T. auf dem Schiffe „Edmond" von Havre aus die Reise an, die unter mannichfach ungünstigen Umständen um das Cap Hoorn nach Chiloe, Valparaiso und endlich Callao führte, wo das Schiff mitten in den ersten chilenisch-peruanischen Krieg gerieth

und seinem Zweck entfremdet wurde. Für T. hatte dies die Folge, daß er fast mittellos ans Land gesetzt wurde und zu Fuß den Weg nach Lima mitten durch die chilenischen Eroberer zurücklegen mußte. Er entschloß sich in Peru zu bleiben, reiste nach Jauja mit der Absicht die Puna und die tropischen Waldgebiete des Ostabhanges zu durchforschen. Die Seereise hatte einige Studien über pelagische Vögel gezeitigt, die erst spät (1856 eine Arbeit über den Albatroß) veröffentlicht wurden. Nun zog T. in Begleitung eines deutschen Matrosen zuerst in die Montañas de Vitoc, dann in den Urwald des Tsuntsosgebietes, wo er in selbsterrichteter Blockhütte sieben Monate sammelte und beobachtete. Um sich auf eigene Füße zu stellen, machte er in Lima das medicinische Baccalaureat und practicirte an verschiedenen Orten der Puna und der Sierra. 1841 warf ihn ein Typhus darnieder, dessen Folgen er in der Ruhe einer Seereise am besten überwinden zu können glaubte. Er schiffte sich in Callao nach Bordeaux ein, besuchte seine Heimath und dann die Universitäten von Berlin und Würzburg; dort bereitete er mit Hülfe von Cabanis, Erichson und Troschel die Herausgabe der „Untersuchungen über die Fauna peruviana“ (St. Gallen, 5 Bde.), 1844 bis 46, vor, in deren Einleitung T. eine interessante Physiognomik von Peru gab, und trat besonders mit Johannes Müller, dessen er stets mit Verehrung gedachte, und A. v. Humboldt in Berührung. Um die südamerikanischen Schätze des Hofnaturaliencabinets kennen zu lernen, begab er sich nach Wien, wo er sich besonders eng mit Endlicher befreundete und arbeitete mit A. Wagner in München die dortigen südamerikanischen Sammlungen durch. 1845 und 1846 erschien in St. Gallen sein schilderndes Werk: „Peru. Reiseskizzen aus den Jahren 1838—42“ (2 Bde.) und 1851 das von T. gemeinsam mit seinem Freunde D. Mariano de Rivero herausgegebene Bilderwerk: „Antiguëdades Peruanas“. Diesem war schon die ländliche Ruhe von Jakobshof zu Gute gekommen, in die sich T. 1848 zurückzog und in die er, der Naturfreund und leidenschaftliche Jäger, immer wieder zurückkehrte. 1849 hatte er sich mit einer Tochter des Malers L. Schnorr v. Carolsfeld verheirathet. Dieser Ehe entsproß als einziges Kind der Kunstgelehrte Hugo v. T. (geb. 1851). Im Herbst 1857 unternahm T. seine zweite Reise nach Südamerika, zu der er sich in Hamburg einschiffte. Von Rio de Janeiro führte sie ihn über Juiz de Tora, wo er den verdienten Halfeld besuchte, nach Ouropreto und Diamantina, wo er längere Zeit mineralogischen und geologischen Studien widmete. Dann drang er in das Quellengebiet des Mucury vor und besuchte auf der Rückreise nach Rio die Colonien Philadelphia und Leopoldina. Nachdem er die Provinz Sao Paulo bereist hatte, begab er sich über Paranagua nach Montevideo und Buenos Aires und machte im tiefen Winter den Andenübergang über Catamarca von Molinas nach Atacama. Von Mollendo ging er nach Valparaiso und San Jago, wo er im Museum und im Verkehr mit Männern, wie Philippi, Segeth, Domeyko einige Wochen verbrachte. Dann ging er nach Norden, besuchte Arica und trat von Tacna aus die Reise nach dem Hochlande über den Paß von Tacora an. Längere Zeit verweilte er in Oruru und seiner minenreichen Umgebung, kehrte dann über La Paz, Tiahuanaco und Puno nach der Küste zurück und trat von Arequipa die Heimreise über den Isthmus an. Kaum zurückgekehrt, erhielt er 1859 vom schweizerischen Bundesrath die Anfrage, ob er sich einer gemischten Commission anschließen wolle, die im amtlichen Auftrage die Lage der schweizerischen Colonisten in Brasilien untersuchen sollte. Er lehnte die Theilnahme an der Commission ab, die er für zweckwidrig hielt, erklärte sich aber bereit, eine diplomatische Sendung nach Brasilien zu übernehmen, und wurde darauf als außerordentlicher Gesandter der Schweiz beim

Kaiser von Brasilien beglaubigt. Zum dritten Mal schiffte er sich 1860 nach Südamerika ein. Die 35tägige Reise auf einem Segelschiffe von Havre nach Rio gab ihm Muße, die Acten seiner Sendung noch einmal zu studiren. Uebrigens hatte er sich auf seiner zweiten Reise eingehend mit den Verhältnissen einiger Colonien bekannt gemacht und darüber bereits 1858 in der Allgemeinen Zeitung ziemlich eingehende Berichte veröffentlicht. Ebenso hatte er schon 1856 der peruanischen Regierung den Plan einer Musterpflanzung und Ackerbauschule vorgelegt und 1857 (in der Allg. Ztg.) mehrfach gegen die Schütz'schen Colonie-pläne (s. Schütz zu Holzhausen A. D. B. XXXIII, 133) sich ausgesprochen. Vom Kaiser und seinen Ministern entgegenkommend empfangen, bereiste er nach und nach alle wichtigeren Colonieen, zuerst die schwierigste, die von Sao Paulo. Im November 1860 ging er in die Provinz Espiritu Santo, wo er sich besonders mit Leopoldina beschäftigte, und nach dreimonatlichem Aufenthalt in Rio de Janeiro im Februar 1861 in das südliche Coloniengebiet, wo er Joinville und Blumenau eingehend studirte. Nachdem er noch einen Consularvertrag zwischen der Schweiz und Brasilien abgeschlossen hatte, kehrte er anfangs 1862 nach Europa zurück und erstattete an den Bundesrath einen eingehenden Bericht, der dem Druck übergeben wurde. Man gewinnt den Eindruck, daß T. nicht bloß mit Eifer, sondern auch mit Sachkenntniß und Tact an seine schwierige Aufgabe herangetreten sei. Die außerordentlich häufigen und heftigen Klagen vieler Ansiedler, die unter Halbpacht-(Parceria-)Verträgen sich niedergelassen hatten, konnten nicht alle gestillt werden. T. wußte schon im voraus, daß die in den letzten 50er Jahren gewissenlos betriebene und begünstigte Auswanderung aus der Schweiz nach Brasilien eine Menge schlechter Elemente hinüberbefördert hatte, denen nicht zu helfen war. Doch hatte er die Befriedigung, daß er persönlich eine Anzahl verworrener Verhältnisse zwischen Grundbesitzern (Fazendeiros) und Colonisten ordnen oder doch die brasilianische Regierung von der Unvermeidlichkeit der Verbesserung überzeugen konnte. Es ist Thatsache, daß nach seiner Sendung die Klagen der Colonisten in der schweizerischen Presse fast verstummten. T. legte nach seiner Heimkehr nach Jakobshof die Erfahrungen seiner südamerikanischen Reisen in dem fünfbändigen Werke „Reisen durch Südamerika" nieder (1866—69), nachdem er schon früher einzelne Abschnitte monographisch in den Ergänzungsbänden I (1860) und III (1862) der Geographischen Mittheilungen, nämlich die Andenreise 1858 von Cordoba bis Cobija und die eingehende Beschreibung der Provinz Minas Geraes, veröffentlicht hatte. 1866 ernannte ihn der schweizerische Bundesrath zu seinem Geschäftsträger in Wien und 1872 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister. 1883 legte er sein Amt nieder, erbittert durch Angriffe der demokratischen Partei im Nationalrath und in der Presse. Er schrieb diesen die Untergrabung seiner Gesundheit zu. Aber rastlos wie immer — er hat selbst das „Nunquam otiosus" der Leop.-Carol. Akademie, der er als „Ulloa" angehörte, als seinen Wahlspruch bezeichnet — warf er sich von neuem auf das Studium der Ketschuasprache; dem 1852 veröffentlichten zweibändigen Werke über die Kechuasprache (Sprachlehre, Sprachproben und Wörterbuch) ließ er 1884 den „Organismus der Khetsuasprache" folgen. 1875 hatte er in den Denkschriften der Wiener Akademie „Ollanta, ein altperuanisches Drama aus der Ketsuasprache" veröffentlicht und 1885 erschien „Die geographischen Namen in Peru, ein onomatologischer Beitrag". 1891 veröffentlichte die Wiener Akademie in ihren Denkschriften die letzte Arbeit Tschudi's „Culturhistorische und sprachliche Beiträge zur Kenntniß des alten Peru". Von kleineren Arbeiten Tschudi's nennen wir, unter Beiseitelassung zahlreicher Kritiken über medicinische, geographische und jagdliche Bücher, noch: „Ueber die Ureinwohner von Peru" (1844 in Müller's Archiv

und den Monatsberichten der Ges. f. Erdkunde zu Berlin); „On the old Peruvians“ (Edinburgh New Phil. Journal); „Conspectus Mammalium, Avium, Reptilium quae in Rep. Peruviana reperiuntur“ (Wiegmann's Archiv 1844 u. 45); „Die Verugas“ (Wunderlich's Archiv 1844); „Ueber einen Avarenschädel“ (Wiegmann's Archiv 1845); „Die geographische Verbreitung der Krankheiten in Peru“ (Oesterr. Med. Zeitschr. 1846); „Die Familie der Ecpleopoda“ (1847); „Wiens Octobertage. Eine historische Monographie der Revolution von Z . .“ (1849); „Die Huanulager an der peruanischen Küste“ (Denkschr. der Wiener Akademie 1850); „Zur Geschichte der Missionen in Südamerika“ (Wiener Kirchenztg. 1852); „Ueber Bananen“ (Wiener Med. Zeitschr. 1852); „Hernando de Magellanes“ (Weltall 1854); „Beobachtungen über Irrlichter“ (Sitzungsberichte der Wiener Akademie 1858); „Wild und Jagd in Brasilien“ (Jagdzeitung 1859); „Ueber einige elektrische Erscheinungen in den Cordilleren von Südamerika“ (Sitzungsber. der Wiener Akademie 1859); „Ueber ein meteorisches Phänomen“ (ebd. 1859); kurze Mittheilungen über seine zweite Reise nach Südamerika (ebd. 1859); jagdliche Beiträge im Brockhaus'schen Conversationslexikon seit 1865. Seit 1857 hat T. Dietrich aus dem Winkell's „Handbuch für Jäger“ in umgearbeiteten Auflagen mehrmals herausgegeben.

Tschudi's wissenschaftliche Thätigkeit war zuerst auf die Zoologie gerichtet, der er als Sammler, Systematiker und Beobachter des Thierlebens auf seiner ersten Reise und nach der Rückkehr von ihr genützt hat; daran schlossen sich die anthropologischen und ethnographischen Arbeiten, die durch seine erste Reise angeregt wurden und ihn bis zu seinem Ende begleiteten. In diesen wie jenen zeigt sich kein schöpferischer Denker, aber ein fleißiger Ordner und Beschreiber. Sein großes Bilderwerk über die peruanischen Alterthümer war bis zur Veröffentlichung der Ergebnisse der großen Ausgrabungen von Reiß und Stübel das Grundwerk für die Kenntniß altperuanischer Kunst; seine ethnographischen und sprachwissenschaftlichen Arbeiten über Peru werden noch lange als Standwerk gelten; auch noch in dem Werk über die zweite südamerikanische Reise findet man ethnographische Schilderungen, z. B. der Botokuden, die für ihre Zeit genau sind. Die Geographie verdankt T. keine neuen Entdeckungen, aber seine beiden Reisewerke haben die Kenntniß Südamerikas wesentlich gefördert. Als Reisender und Reisebeschreiber ist er den strengen Forderungen nachgekommen, die er in der interessanten Vorrede zu seinem zweiten großen Reisewerk aufgestellt hat. Er war körperlich und geistig ausdauernd und beweglich, er hatte eine unbestechliche Wahrheitsliebe und einen offenen Blick für die Natur und die Menschen, der am sichersten die praktischen Verhältnisse, besonders die wirthschaftlichen und staatlichen, erfaßte. Darum wird auch das letzte Reisewerk Tschudi's das Hauptwerk über die Colonien in Brasilien und überhaupt eine wichtige Quelle für die wirthschaftlichen, socialen und politischen Zustände Brasiliens in den 50er und 60er Jahren bleiben. An wissenschaftlichen Verdiensten steht T. unter den deutschen Südamerika-Reisenden nicht bloß hinter Humboldt, sondern auch hinter dem Prinzen von Wied zurück; und seine einfache, oft etwas trockene Schilderungsweise liegt von der Stilkunst eines Pöppig weit ab; der Werth seiner Werke ist hauptsächlich in der Zuverlässigkeit der Berichterstattung und im gesunden Urtheil zu suchen; und der Leser wird durch die Empfindung der starken Persönlichkeit des Verfassers gewonnen.

Eigene Aufzeichnungen Tschudi's, die bis zum Ende der 80er Jahre reichen. Wesentlich darauf ist der Nekrolog in dem Bericht über die Math.-Naturw. Classe der k. k. Akademie der Wissenschaften gegründet. — Kürzere Nekrologe mit Bildniß in der Illustr. Ztg. vom 9. Nov. 1889 und in der Deutschen Rundschau f. Geographie, Jan. 1890. Friedrich Ratzel.

Tschudi: Valentin T., Chronist (Sohn von Ritter Marquard T. von Glarus und Vetter des berühmten Gilg T.), um 1498—1500 geboren, genoß in der dort von Zwingli gegründeten Schule den ersten Unterricht (zum Theil in den alten Sprachen), erwarb sich Vertrauen und Zuneigung des Stifters der Anstalt und folgte vermuthlich dessen Rath, indem er mit Gilg und Peter T. im Frühjahr 1516 nach Basel zog, um hier, wie einst Zwingli, seine Bildung zu ergänzen; ohnehin wirkte dort ein bereits zu hohen Ehren gekommener Landsmann, Glarean, als Führer studirender Jünglinge mit Uebungen in griechischer Grammatik, Lectüre römischer Classiker, im Gebrauch der lateinischen Sprache und Darstellung der altrömischen Verfassungsformen. Ungefähr zwei Jahre später wanderten die drei Tschudi nach Paris, wohin sie, neben andern Reizmitteln, auch das Beispiel Glarean's gelockt haben mag; die Studien wurden zwar durch eine Seuche unterbrochen, wahrscheinlich aber durch Reisen und freien Umgang mit Gelehrten gefördert. Ein noch vorhandener, griechisch geschriebener Brief Valentin's an Zwingli (15. Nov. 1520) sollte diesem beweisen, wie die Zeit genützt worden sei. Wo und wann T. die ihm später beigelegte Magisterwürde erlangte, ist übrigens nicht festgestellt, auch für die Heimkehr kein genaues Datum bekannt. Die Fortdauer eines engern Verhältnisses zu Zwingli bezeugt hingegen der Umstand, daß Letzterer, als er Ende 1518 den Pfarrdienst in Glarus förmlich aufgab, Valentin als Nachfolger empfahl und den neuen „Kirchherrn", der inzwischen die geistlichen Weihen erhalten haben wird, am 12. October 1522 durch eine Predigt einführte. In dieser Stellung verblieb derselbe bis 1555, wo er in einem „Sterbent" (Seuche) dahingerafft wurde (nähere Angaben fehlen darüber). — Was über seinen Lebenslauf sonst zu berichten ist, hängt mit den im Lande Glarus besonders heftigen Bewegungen der Reformation zusammen, ohne daß er darin als Parteihaupt hervortritt. Zweifellos hatte Zwingli infolge zehnjährigen tiefgreifenden Wirkens einen Anhang gewonnen, der durch die Berufung nach Zürich nicht geschwächt wurde und bald sogar wuchs; diesem Einfluß wirkte aber eine starke Zahl angesehener Männer oder Geschlechter entgegen, die den alten Glauben zu erhalten strebten und an den V (katholischen) Orten eine sichere Stütze fanden. Dreimal (1526—28) verpflichtete sich eine wirkliche oder künstliche Mehrheit der Landsgemeinde diesen Orten gegenüber zur Behauptung des Alten; diese „Zusagen" wurden jedoch in den Jahren 1529—30 hinfällig erklärt und der alte Gottesdienst gänzlich abgestellt. Jetzt (1530) verehelichten sich T. und sein „Helfer" (Diakon) Hans Heer; dadurch schlossen sie sich für immer vom Meßdienst aus, bewahrten indeß als Glieder angesehener Geschlechter, als gebildete Männer, als gemäßigte Vertreter ihres Glaubens das Zutrauen auch der Gegenpartei. Beide, unterstützt durch den friedfertigen Decan Schuler, versahen sowol die Neugläubigen als die Anhänger der Messe bis zu ihrem Tode mit Predigt und Seelsorge. (Wegen Mangel an Meßpriestern kam auch in anderen Gemeinden solche Aushülfe zeitweise vor.) An dieses Verhältniß knüpfen sich vielfach wiederholte Urtheile, welche T. als Mann von seltener Milde auszeichnen, in zu scharfer Fassung aber nicht zutreffen. Es ist dabei zu beachten, daß er, obwol an der Hauptkirche des Landes wirkend, durch die theologischen Fehden der Zeit viel weniger berührt wurde als Zwingli, Oekolampad, Bullinger u. A. Hinwieder verflochten sich in den Kämpfen, die im Lande Glarus tobten, confessionelle und politische resp. sociale Gegensätze, wodurch die Leidenschaften aufs höchste stiegen; um so größer ist das Verdienst V. Tschudi's und seiner Freunde, durch ihr Wort und Beispiel beinahe 25 Jahre lang den Frieden erhalten zu haben. Daß aber diese Aufgabe sie oft schwer bedrückte, bezeugen namentlich die schriftlichen Denkmale Tschudi's: zunächst ein Brief vom 15. März

1530 an Zwingli, zur Antwort auf ein tröstendes Schreiben seines Lehrers, nebst etlichen Briefen an Vadian, sodann ein wenig später gedichtetes Lied von 24 siebenzeiligen Strophen, das er seiner Chronik einverleibte; endlich eine Reihe von beiläufigen Aeußerungen in demselben Werke, wo er bald die Ungeduld der Neuerer, die Mißachtung der Obrigkeit und der Gesetze oder den blinden Eifer ungebildeter Menschen für mißverstandene Losungsworte, bald die maßlosen Ansprüche einer herrsch- und rachgierigen Minderheit verurtheilte. Auch darin bewahrte er aber ein Maaß und eine Würde, die einen hohen Begriff von seiner christlichen Gesinnung und seiner Bildung geben. — Die erwähnte Chronik ist Zeitgeschichte, umfaßt jedoch nur die Jahre 1521—1533. In Anlage und Ton hält sie die Mitte zwischen der Annalenform und pragmatischer Geschichtschreibung. Manche Notiz hat freilich nur für die Landesgeschichte einigen Werth; das Meiste aber „beschreibt und erzählt Sachen und Händel", welche zur eidgenössischen Geschichte gehören, und zwar bei löblicher Kürze klar und im ganzen auffallend sachgemäß. Dieser Charakterzug erklärt sich theils aus der günstigen Stellung des Verfassers, der über alle Vorgänge der engeren und weiteren Heimath bei Verwandten oder Freunden, die an den wichtigsten Geschäften theilnahmen, getreue Auskunft (bisweilen auch wesentliche Acten) finden konnte, theils aus der früh erworbenen Bildung, die ihm die Werthung des gewonnenen Materials erleichterte und ihn zugleich anwies, den lautersten Quellen nachzugehen. An einzelnen Abschnitten ließe sich zeigen, daß er viele Daten hatte sammeln müssen, ehe er den uns erhaltenen Text redigiren konnte. Mancherlei Fragen über den Gang der bezüglichen Arbeit bleiben freilich unerledigt, weil es an einschlägigen Nachrichten fehlt. — Die erste Ausgabe dieser Chronik besorgte Dr. J. J. Blumer, der bekannte Historiker und Staatsmann, im IX. Band des Archivs f. schweiz. Geschichtsforschung (1853); eine neue, berichtigte und durch verschiedene Beigaben ergänzte folgte durch den Verf. d. Art. 1888 als Heft 2 der Glarner histor. Jahrbücher (auch separat erschienen), worauf hier verwiesen werden muß. Verschiedene Notizen über T. gibt Melch. Schuler's Geschichte des Landes Glarus (1836), einiges auch Th. v. Liebenau in den „Kathol. Schweizerblättern" 1889, S. 125—128. Strickler.

Tuch: Johann Christian Friedrich T. ward geboren am 17. December 1806 zu Quedlinburg. Für das Universitätsstudium auf dem Gymnasium zu Nordhausen vorbereitet, hatte er das Glück, dort jene strenge und methodische Schulung des Geistes zu erhalten, wie sie der hervorragende Lateiner, der damalige Rector Friedrich Karl Kraft (s. A. D. B. XVII, 8) seinen Schülern zu geben wußte. So brachte er, darin Hupfeld (s. A. D. B. XIII, 423) ähnlich, für das Studium der Theologie und der Orientalia, das er im J. 1825 zu Halle begann, eine seltene philologische Ausrüstung und Methode mit. Die lange und harte Schule der Entbehrung, die seiner wartete, vermochte weder seines Strebens Energie zu brechen noch den Trieb, der ihn zu den idealen Gütern des Lebens hinführte, in ihm zu ersticken. Die Studien, deren Frucht die gediegenen Leistungen waren, mit denen er plötzlich die gelehrte Welt überraschte, wurden buchstäblich bei Hunger und im Winter dazu bei Kälte gemacht. Trotzdem wählte er die akademische Laufbahn. Am 20. März 1830 habilitirte er sich bei der philosophischen Facultät zu Halle durch die Veröffentlichung und öffentliche Vertheidigung eines Abschnittes von Abulfeda's Beschreibung von Mesopotamien. Daß hierzu Heinrich Ewald (s. A. D. B. VI, 438) Beisteuern aus einer Göttinger Handschrift geliefert hatte und T. sich auch sonst in sprachwissenschaftlicher Beziehung als Schüler Ewald's bekannte, erleichterte ihm mindestens die Anfänge seiner Wirksamkeit neben Gesenius (s. A. D. B. IX, 89) nicht. In den folgenden Hungerjahren, in denen er als Litterat um das tägliche Brot

Lohnschreiberei betreiben mußte, glaubte man ihn als für die Wissenschaft verloren ansehen zu müssen, als er plötzlich im J. 1838 den Zeitgenossen in seinem Commentar über die Genesis ein Werk vorlegte, das durch die gediegene Fülle seines Inhalts und die plastische Vollendung seiner Form allgemeines Erstaunen erregte und unbestritten als die erste Leistung dieses Gebietes anerkannt wurde. Ja, was noch mehr besagen will, man darf dreist behaupten, daß, trotzdem mit der Zeit Manches in diesem Werke veraltete, gleichwol dasselbe diesen ersten Rang behauptet hat, bis Aug. Dillmann in den verschiedenen Auflagen seiner Neubearbeitung des Knobel'schen Commentars zur Genesis etwas für die fortgeschritteneren Bedürfnisse der Zeit Entsprechenderes schuf (vgl. auch Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T., 1870, S. 152; Diestel, Gesch. des A. T. in der christl. Kirche, 1869, S. 648). Noch in dem Erscheinungsjahre seines Buches erhielt T. von der preußischen Regierung Titel und Rang eines außerordentlichen Professors. Aber die Errettung aus der äußerlichen Noth brachte ihm erst 1841 die Berufung an die Universität Leipzig, wo er ordentlicher Professor der Theologie für A. T. und Orientalia wurde. — Die Genesis war rasch vergriffen. Aber, obwol der Verfasser unablässig die Studien zur Neubearbeitung fortsetzte, wie sein Handexemplar und die „Bemerkungen zur Genesis c. 14" (Zeitschr. der deutschen morgenl. Ges. Bd. I [1847] S. 161—194) mit ihren topographischen und geschichtlichen Untersuchungen beweisen, konnte doch der gründliche Mann niemals zum Abschluß und zur Veröffentlichung sich entschließen. Erst nach seinem Tode erschien im J. 1871 eine zweite Auflage, die im wesentlichen A. Arnold besorgte. Da dieser aber ebenfalls vor Vollendung dieser Arbeit dahinstarb, so fügte A. Merx ein Nachwort hinzu, welches insonderheit den großen Fortschritt der Pentateuchkritik in der Periode von 1838—1871 in vortrefflicher Weise auf p. LXXVIII—CXXII zur Darstellung brachte. Der Text des Tuch'schen Commentars blieb im wesentlichen der alte. Arnold fügte nur aus Tuch's Handexemplar die zahlreichen Randbemerkungen des Verstorbenen in [ ] ein, berichtigte Citate nach den inzwischen neu erschienenen Auflagen der angeführten Werke und setzte, wie dies später auch Merx that, in { } Berichtigungen aus neuerer Forschung und Angaben neuerer Litteratur hinzu. So ist das Buch auch für die Gegenwart immer noch eine Fundgrube werthvollen Materials für die Exegese der Genesis geblieben. In den litterärkritischen Partien ist es allerdings veraltet. Hier war T. der Hauptvertreter der sog. Ergänzungshypothese (vgl. H. Holzinger, Einleitung in den Hexateuch, 1893, Thl. 1, S. 57 f.).

Die Folgezeit brachte keine eigentlichen Bücher mehr. Nicht als ob T. in seinem wissenschaftlichen Streben nachgelassen hätte. Im Gegentheil. Immer tiefer wußte er zu graben, immer höher aber steigerte er auch seine Ansprüche an sich selbst, und der Entschluß, nur nach seinem Urtheil völlig Ausgereiftes zu geben, hat uns sicher um manche werthvolle Gabe gebracht. Zunächst nahm die neue größere Lehrthätigkeit seine Kraft in Anspruch. Wie ernst er es damit nahm, beweist der große Kreis seiner Schüler und die Huldigungen, welche ihm 1866 nach 25jähriger Lehrthätigkeit von diesen und von der Lausitzer Predigergesellschaft dargebracht wurden. Der Schwerpunkt seiner Studien fiel in der Leipziger Periode in die Gebiete der Paläographie und der geographia sacra. Der ersteren gehörte die gediegene Abhandlung: „Einundzwanzig sinaitische Inschriften. Versuch einer Erklärung" an, welche in der Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft Bd. III (1849) S. 127—215 abgedruckt ist, gleichzeitig auch in besonderem Abdruck im Buchhandel erschien. Der Verfasser griff hier (vgl. auch a. a. O. Bd. II [1848] S. 395—397, Bd. IV [1850] S. 122) die Arbeit E. F. F. Beer's (s. A. D. B. II, 247) mit den damaligen wissenschaftlichen Mitteln auf das gründlichste wieder auf. Namentlich ergänzte

er Beer's lediglich paläographische Untersuchung durch die sorgfältigste archäologische und geschichtliche Forschung über Verfasser und Zeit der Inschriften, über Heimath und Religion der ersteren, über Ursprung, Zweck und Zeitalter der letzteren. In der Einzelerklärung der facsimilirten und transcribirten Inschriften vereinigt sich paläographische und sprachliche Bildung in glücklichster Weise. Man kann wol behaupten, daß auch auf diesem Gebiete unter Tuch's Nachfolgern nur Julius Euting in Straßburg (sinait. Inschriften, Berlin 1891) die Sache auf eine neue Basis gestellt hat. — Der lateinischen Epigraphik gehört die Untersuchung über die Hadriansinschrift am Haram zu Jerusalem an (Zeitschr. d. d. m. Ges. Bd. IV [1850] S. 253 u. 395). Aus dem Gebiete der geographia sacra im engeren und weiteren Sinne seien hier hervorgehoben: die „Commentationes geographicae de Nino urbe", 1845 (vgl. auch Zeitschr. der d. m. Ges. Bd. II [1848] S. 366—369, die Erörterung der Frage, ob Mespila bei Xenophon das heutige Mossul bezeichne); die Abhandlung „Ueber die Reise des Scheikh Ibrahim al Khyari el Medini durch einen Theil Palästinas" (1850), eine ebensolche „Ueber die Höhlen Maisaloth (Massadoth?) bei Arbela (1. Macc. 9, 2)" (1853); ferner: „Die Himmelfahrt Jesu. Eine topographische Frage" (1851); „Ueber die histor. Schriften des Fl. Josephus und jüd. Krieg IV, 8, 2" (1859, 1860); endlich „Ueber Antonius Martyr, seine Zeit und seine Pilgerfahrt" (1864). Ferner erörterte T. in der Zeitschr. d. d. m. Ges. Bd. III (1849) S. 348 eine Notiz des arabischen Geographen Qazwini über das Vorkommen von Perlen im Tiberiassee. — Die Notiz über das Manna (a. a. O. IV, 224) enthält jetzt allgemein Bekanntes und nur theilweise Richtiges. — Zu Balduin's IV. Feldzug nach al-Biqâa (a. a. O. IV, 512—514) gibt T. eine eingehende topographische Erläuterung. — Beachtenswerth ist auch die a. a. O. V, 374—378 gegebene Kritik des von T. Tobler entworfenen Grundrisses von Jerusalem. — Einen Nachtrag zu seinen oben erwähnten Abulfedastudien lieferte T. in der Zeitschr. d. d. m. Ges. Bd. I (1847) S. 57—65, wo er Textemendationen besonders aus den syrischen Chronographen brachte. Zu der beabsichtigten Ausgabe des Abulfeda ist es nicht gekommen. Ueber eine bei Barhebraeus erwähnte Sonnenfinsterniß des Jahres 812 n. Chr. machte T. Mittheilungen a. a. O. Bd. V (1851) S. 508 f. Programme schrieb er über eine Leipziger Handschrift des syrischen Pentateuchs und über die Lautlehre des Aethiopischen. Das hohe Ansehen, dessen sich T. erfreute, zeigte sich sowol in dem Vertrauen, das ihm seine akademischen Collegen schenkten, die ihn zweimal hintereinander, 1856 und 1857, zum Rector der Universität erwählten, als auch in den Ehrungen, die ihm die Regierung durch Ernennung zum Kirchenrath und später zum Domherrn angedeihen ließ. Im J. 1867 traf ihn ein Schlaganfall, dessen Folgen er am 12. April desselben Jahres erlag.

Vgl. Winer, Hdb. der th. Lit. Bd. II, Sp. 808. — Unsere Zeit. Neue Folge. Jahrg. 3, Thl. II, S. 303—305. — Zeitschr. d. d. m. Ges. 24. Bd. Supplement Hft. I (1871) S. 35—37. C. Siegfried.

Tucher: Anton T., auch Anthoni T., geboren um 1457 zu Nürnberg, Sohn des gleichnamigen Losungers und seiner Frau Barbara, einer gebornen Stromer von Reichenbach, widmete sich der Kaufmannschaft. Bei den bedeutenden Handelsbeziehungen, welche die Tucher mit Italien, Frankreich und Spanien unterhielten, darf wohl angenommen werden, daß auch er sich im Ausland umgesehen und dort den Handel erlernt habe. Aus seinem Haushaltbuch geht mit Bestimmtheit hervor, daß er sich längere Zeit in Venedig aufhielt, wo er der Brüderschaft der deutschen Kaufleute angehörte.

Im April 1477, als er gerade in Frankfurt auf der Messe weilte, wurde er als Bürgermeister in den Rath gewählt, dem er bis kurz vor seinem Tode

angehörte. 1491 rückte er zum alten Bürgermeister vor an seines Vetters Hans Tucher's Stelle, 1493 kam er in das Collegium der älteren Herren und wurde 1501 zum obersten Hauptmann, 1505 zum zweiten Losunger und 1507 zum ersten Losunger, der höchsten Würde des Nürnbergischen Regiments, berufen. Das Getreidemeister- und das Stadtsiegelamt gab er 1505 mit der Ernennung zum Losunger wieder auf. Auch die Verwaltung einer Reihe geistlicher Pflegschaften war ihm übertragen. Er war Pfleger bei St. Katharina 1494—1524, bei den Karmelitern 1491—1505, bei den Augustinern 1500—1524, am neuen Spital 1500—1524, bei St. Egidien 1501—1508 und bei St. Sebald 1505—1524. Mit seiner Ernennung zum Losunger mußte er sich nach der gesetzlichen Vorschrift des Kaufmannshandels enthalten, um sich mit voller Kraft den Staatsgeschäften hingeben zu können. Konnte er sich seitdem auch nicht mehr mit der That dem Handel widmen, so unterstützte er ihn doch immer noch mit seinem klugen Rath, ja er blieb noch der intellectueller Leiter, dessen Beistand man nicht entrathen mochte.

Was seine politische Thätigkeit angeht, so bediente der Rath sich seiner wiederholt zu wichtigen politischen Botschaften. So entsendete er ihn 1488 mit Dr. Johann Letscher und Sebald Rieter zur Beilegung nachbarlicher Gebrechen nach Bamberg, 1493 mit Dr. Letscher und dem Rathsschreiber Hans Wetmann nach Bischofsheim und 1494 mit Niklas Groland und Anton Tetzel auf den Kurfürstentag zu Mainz behufs Beseitigung der mit Markgraf Friedrich von Brandenburg schwebenden Irrungen. 1494 weilte er als Botschafter des Raths am Hofe Herzog Otto's in Heidelberg, 1495 besuchte er mit Niklas Groß und Ulmann Stromer den Reichstag zu Worms und blieb 153 Tage aus, 1498 finden wir ihn mit Anton Tetzel und Dr. Letscher auf dem Tag zu Ansbach, 1502 nahm er mit demselben und dem Rathsschreiber Wetmann, dann den Rathsherren Martin Geuder und Hans Harsdörfer an dem Fürstentage zu Erfurt theil, wo endlich der Friede zwischen Nürnberg und Brandenburg besiegelt ward. Auch verhandelte er im selben Jahre noch mit Anderen zu Schwabach behufs Aussöhnung der Stadt mit den Herrn v. Luchau.

T. genoß das Vertrauen des Raths, wie die vielfache Verwendung zu politischen Sendungen zeigt, in höchstem Grade. Seine Bedeutung und sein politischer Einfluß wuchsen naturgemäß mit seinem Aufsteigen zu höheren Staatsämtern. Er wartete, wie ihn Christoph Scheurl im Tucherbuche schildert, des Raths und der Losungsstube treulich, war gewöhnlich mit den ersten und letzten, widmete sich den städtischen Angelegenheiten mit ganzem Fleiße, er war gewohnt, ein Memorial im Busen zu tragen, um es beim Rath und den Aelteren vorzulegen, er pflegte zu mahnen, zu treiben und nachzuforschen, ob auch die Rathspfleger die ihnen aufgetragenen Geschäfte ausführten. Den gemeinen Nutz setzte er dem eigenen vor, förderte gute Sachen und haßte böse Handlungen, die ihm auch niemand ansinnen durfte, bildete sich keinen Anhang, prakticirte nicht, sondern blieb stracks auf dem ebenen Wege als dem, der am weitesten führt. Er erfreute sich hohen Ansehens, zog viele nach sich und stand in guter Gunst beim Rath und bei der Gemeinde. In seinen „Händeln“, seinen amtlichen Verrichtungen, war er tapfer, überfleißig, aufrichtig, feierte nicht, arbeitete von statten für und für, ein verständiger, aufrichtiger und redlicher Mann, der gemeiner Stadt wohl anstand, ein Spiegel vieler Anderen und ein Vater des Vaterlands.

Bei der nur das Ganze ins Auge fassenden Organisation des Nürnberger Regiments und der Gleichberechtigung der Mitglieder im Rath hebt sich der Einzelne kaum aus dem Rahmen der allgemeinen Wirksamkeit heraus, wenigstens ist ein solches Hervortreten in den Sitzungsprotokollen und Rathsbüchern nicht ersichtlich. Bei Anton T. ist eine Ausnahme wahrzunehmen. Als Götz von

Berlichingen am 18. Mai 1512 mit seinen Spießgesellen die von der Leipziger Messe heimkehrenden Nürnberger Kaufleute ausgeraubt und aufgehoben, suchte T. im versammelten großen Rathe die aufgeregte öffentliche Meinung zu beruhigen. Das Rathsbuch verzeichnet hier den vollständigen Inhalt der Rede, welche T. am 3. Juni 1512 auf dem großen Rathhaussaale hielt. Er stellt den Genannten vor, wie der Rath Tag und Nacht auf alle Mittel und Wege gedacht hätte, um den bösen Läufen zu begegnen. Man hätte Abhülfe beim Kaiser gesucht, aber eine austrägliche Hülfe von ihm nicht erlangen können. Am meisten seien die Ehrbaren selbst bei dem Ueberfall betroffen worden. Der Rath werde alles thun und handeln und Leib und Gut nicht sparen, wie er ja auch vorher nicht etwa ein oder zwei Tage, sondern lange Zeit über den Sachen gesessen, die alle Welt bewegten. Aber diese Angelegenheit berühre nicht bloß den Rath, sondern auch den Bischof von Bamberg, in dessen Geleit der Ueberfall geschehen, und die römische kaiserliche Majestät selbst, weil diese Handlung auf des heiligen Reichs Straße und auf des Kaisers Eigenthum, auch wider den kaiserlichen Landfrieden und Ordnung sich ereignet habe. Der Rath hat an Kaiser und Bischof seine Botschaften gesandt, die muß er erwarten, bevor er besondere Handlungen vornimmt. Aber trotzdem will er zu Hause nicht feiern, sondern den Widersachern entgegentreten, nach den Thätern trachten und alles ins Werk setzen, was zur Besserung der Dinge dienen kann. Das will der Rath seinen gehorsamen Bürgern, zu denen er sich alles Guten versieht und die sich selbst bisher gegen ihn mit bürgerlicher Dienstbarkeit gehorsamlich erzeigt haben, guter Meinung anzeigen. Weil aber diese Handlungen nach ihrer Weitläufigkeit nicht so bald, als ein Rath gern sähe, zu Ende kommen möchten und auch des Raths Widersacher nicht feiern würden, so halte er es für das Beste, daß sie eine ziemliche Zeit ihre Händel „abschneiden und schmäler machen" möchten, bis sich die Läufe, wie der Rath hoffe, zur Besserung richten würden. Wo sie aber alle sämmtlich oder sonderlich etwas Besseres wüßten oder was der Sache zum Vortheil oder Nutz dienen könnte, so möchten sie es einem Bürgermeister oder den Kriegsherrn anzeigen, sie sollten gütlich und mit Fleiß gehört werden, der Rath wolle auch nach allem Vermögen handeln und Leib, Ehre und Gut und was ihnen Gott verliehen hätte, nicht sparen.

Wenn in den letzten Tagen nach der Kaufleute Niederlage und Gefängniß Reden laut geworden, im Schießgraben und anderswo sei davon gesprochen, es handele sich nur um eine Handvoll Krämer und ein Ehrbarer oder einer von den Geschlechten wäre nicht darunter: so hätte der Rath mit großem Fleiß nachforschen lassen und befunden, daß solche Reden von einigen Gesellen herrührten. Aber es verhalte sich anders. Sie aber sollten solchen Reden keinen Glauben schenken und einen Rath und die Ehrbaren zum besten verantworten und entschuldigen, wie sich deß ein Rath zu ihnen als gehorsamen Bürgern ungezweifelt versehen wolle.

Diese kluge und besonnene Rede konnte ihre Wirkung nicht verfehlen, sie zeigt uns den ersten Beamten der Stadt als einen sorglichen Vater, der seiner Aufgabe sich gewachsen zeigt, als den tüchtigen und verständigen Charakter, wie Christoph Scheurl ihn schildert. Aber nicht im Rath allein, überall, wo ihn Amt und Pflicht rief, war er der gewissenhafte und sorgfältige Pfleger und Verwalter. „Er thät große Arbeit bei den Armen des Spitals, damit ihnen recht Haus gehalten und ihr Gebürniß gereicht werde" bemerkt Christ. Scheurl in seinem Lebensabriß.

Der neuen Lehre war er von Anfang an mit ganzem Herzen zugethan und hat ihre officielle Einführung in Nürnberg wesentlich vorbereitet. Sein reicher Briefwechsel mit Kurfürst Friedrich von Sachsen und dessen oberstem Kämmerer Bernhard von Hirschfeld läßt dies klar genug erkennen. Luther bildet oft genug

den Hauptgegenstand der Correspondenz. Der Kurfürst schreibt seinem Nürnberger Vertrauten 1520 bezüglich der Publication der päpstlichen Bannbulle gegen Pirckheimer und Spengler, und daß er sich in Sachen Dr. Martin Luther's zu Köln dem päpstlichen Legaten gegenüber durchaus ablehnend verhalten habe. Dann aber spricht er in einem späteren Briefe (1521) mit besonderem Nachdruck seine Freude über die Stimmung und gleiche Gesinnung des Nürnberger Raths in dieser Sache aus: „Doctor Martinus halben haben wir gerne gehort, daß die Antwort, so wir bebstlicher Heiligkeit Bevelhaber haben geben lassen, euern Freunden den Eltern zu Gefallen gereicht, wollen uns auch, wills Got, so wir zu unserm Oheimen Herzogk Wilhelm von Baiern komen, mit seiner Lieb derhalben underreden". Im selben Jahre schreibt ihm der Kurfürst auch, daß er ihn für einen guten Lutheraner halte. Deßhalb habe er nicht unterlassen wollen, ihm ein Büchlein zu schicken, worin Luther über die Artikel, die in der päpstlichen Bulle enthalten seien, sich auslasse. Nicht viel später schickt er ihm auch die deutsche Uebersetzung dieses Büchleins. Anfangs November 1522 erhält T. von ihm das neue Testament, ohne Zweifel die Luther'sche Uebersetzung, das er selbst erst kürzlich bekommen hat. T. liest es ganz durch und sucht sich mit ihm vertraut zu machen, der Kurfürst aber freut sich des guten Willens seines bürgerlichen Freundes und hofft, „der ewig Got werde Gnad verleihen, daß solichs zu Tucher's Selenheil geschehe". Die Aeußerung des Kurfürsten vom 24. Januar 1523, daß Antoni T. ihm „bösen Trost" in Sachen, die er wohl wisse, geschrieben, hätte er nicht gern gehört, bezieht sich auch, wie uns scheint, auf die Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten, welche der Verkündigung der neuen Lehre gerade damals in Nürnberg bereitet wurden und ihr noch drohten.

Auch der Briefwechsel mit des Kurfürsten oberstem Kämmerer Bernhard v. Hirschfeld zeigt uns T. als treuen Anhänger der Reformation. 1520, am 30. Januar, bedankt sich jener von Worms aus für einen Brief „zusamt des Judiciums Dr. Luthers Lere btr." Er will es seinen guten Freunden mittheilen. Zu einem Entgelt schickt er ihm ein Büchlein, das zu Worms noch für neu gehalten werde „und nit unbillig". Täglich träten dergleichen Erscheinungen ans Tageslicht, so daß er dafür achte, „bemelter Dr. Luther habe der deutschen Vornunft erwecket. Gott wolle sie hinforder mit Gnaden stärken". Weiter bemerkt er, er hoffe, „es solle dahin gedeien, das Doctor Luther gehört und nit mit Gewalt übereilet werde". 1521 bestätigt Bernhard v. Hirschfeld zunächst den Empfang von zwei gedruckten Büchlein und theilt dann seinem vertrauten Freunde mit, wie der Kaiser geschwinde Acht über Luther und alle, die seiner Lehre anhängig, ergehen lassen wolle. Aber das würde wenig Frucht, sondern große Empörung und Aufruhr im Reich gebären. Dahin werde es gedeihen, was der Papst und die Seinen fleißig erstrebten, „daß wir Deutschen einander selbs verfolgen und irer Mishandlung dabei vergessen, so würden si wol unrevormirt bleiben". Fort und fort schickt Hirschfeld die auf die Reformationsbewegung bezügliche Tageslitteratur, so am 26. December T. und Spengler ein Büchlein mit dem Bemerken, sie würden daraus erkennen, daß es die Laien mit dem göttlichen Wort auch gut meinten. All diese Aeußerungen aber sind ebenso viele gewichtige Beweise unbedingten Vertrauens, das der durch und durch lutherisch gesinnte Bernhard v. Hirschfeld zu seinem gleichdenkenden Freunde hegte. Eine hervorragend bedeutsame, ja ausschlaggebende Stelle begegnet in einem Briefe Hirschfeld's vom 27. December 1521. „Ferner habe ich euer christlichs Gemute", bemerkt er, „Doctor Martinus Luther blangend fast gerne vernommen und bin auch, wie ihr, zu gottlicher Gnad hoffend, er werde sein Wort und diejenigen, ihm anhängig, vor unrechtem Gewalt behüten. Und will daneben nicht vorhalten, daß die römischen Geschickten mit Verbrennung bemelts

Doctor Luthers Büchern verursacht haben, daß zu Wittenberg das geistlich Recht und die römische Bulla über bemelten Doctor Martinus ausgangen, auch offentlich verbrennt worden sein, wie ihr aus inliegendem Zettelein fernern Bericht empfahen werdet. Und bemelter Doctor Martinus hat ein Büchlein ausgehen lassen, darinnen er die Ursachen solicher Verbrennung des geistlichen Rechtens anzeuget, das ist werlich ein wunderberlich Ding, darumb thue ichs euch hiemit auch ubersenden . . ."

Aus allem aber erhellt auf das unzweideutigste, daß man auf sächsischer Seite T. bis ins Jahr 1523, soweit eben die Correspondenz reicht, als den treuen Freund, den vertrauten Rathgeber, aber auch den entschiedenen Anhänger Luther's betrachtete, wie er es auch in der That war.

Man hat das für die letzte Zeit seines Lebens in Abrede gestellt. Mit einer gewissen Zurückhaltung hat man behauptet, daß die Bestrebungen der Wittenberger, wenigstens im Anfang seines ungetheilten Beifalls sich erfreut hätten. Die letzten Entscheidungsstunden des kirchlichen Kampfes in Nürnberg hätten ihn überlebt und weltmüde gefunden. Es wird dann angezweifelt, ob er „bei seiner milden, versöhnlichen Art und bei dem kirchlichen Sinn, den er durch reiche Schenkungen und Vermächtnisse für die eigenartigen Stiftungen der alten Kirche bis an sein Lebensende bethätigt, einer kirchlichen Neubildung zugestimmt haben würde".

Und doch war T. der neuen Lehre bis zu seinem letzten Lebensjahre treu ergeben. Wenn dagegen hauptsächlich angeführt wird, daß Christoph Scheurl in seinem Tucherbuch beim Abscheiden des A. T. ausdrücklich hervorhebe, daß er das hochwürdige Sacrament an seinem Lebensende nach christlicher Einsetzung empfangen habe, so muß doch dagegen bemerkt werden, daß gerade die neue Lehre die Austheilung des Abendmahls nach der Einsetzung Christi unter beiderlei Gestalten wieder einführte. Das ältere Exemplar des Tucherbuches hat denn auch in Uebereinstimmung damit den bemerkenswerthen Wortlaut: „Entpfing das hochwirdig Sacrament in Brot und Wein mit gutter Geschicklichkeit." Der Empfang des Abendmahls unter beiderlei Gestalten aber muß als ein um so unantastbarerer Beweis dafür angesehen werden, daß T. dem neuen Bekenntnisse bis zum Tode angehangen hat, als der Rath noch am 7. März 1523 den Predigern von der Austheilung unter beiderlei Gestalten eindringlich abgerathen hatte.

Dazu kommt noch das wichtige Zeugniß des Lienhard Tucher über das Verhältniß seines Vaters zur Reformation. „Und ist schon damals in der Zeit gewest", sagt er in seinem Merkbuch, „daß man das heilig Evangelio gepredigt hat gehabt, des sich mein Vatter vor seinem Abgang zum hochsten erfreuet, daß ihm Gott die Gnad thun hätt, daß er solche Zeit erlebt hätt".

Seine große Mildthätigkeit auch gegen die Klöster bildet keine Instanz gegen unseren Beweis. Man muß sich wohl gegenwärtig halten, daß die reformatorische Bewegung damals noch in vollem Flusse war und feste Gesetze sich hier noch nicht gebildet hatten, daß die hergebrachten Neigungen und Gewohnheiten zeitweilig noch ihren alten Zauber ausübten, daß gerade in den Frauenklöstern von St. Clara und Katharina zu Nürnberg, in denen zu Engelthal und Gnadenberg, welche fortwährend reiche Beweise der Zuneigung des A. T. erfuhren, Angehörige der eigenen Familie und Verwandte lebten, und es schwer ja unmöglich war, die Gefühle der natürlichen Liebe und Menschlichkeit zu unterdrücken. Brachten doch der als eifriger Anhänger der Reformation ganz unverfängliche Hieronymus Ebner und der für sie mit größter Energie wirksame Kaspar Nützel Anfangs März 1519 je eine Tochter bei St. Clara unter, und T. verehrte dann den beiden Nönnlein am 13. März vier Lämmer zu einem Mahl, wozu sie den ganzen Convent einladen sollten. Noch am 19. Januar 1524

versorgte Endres Tucher seine Nichte Katharina, die Tochter seines Bruders Berthold, der 22 Kinder gehabt hatte, im Katharinenkloster. Und so ließen sich noch weitere Beispiele beibringen. Wie schwer oft die Trennung von den alten Kirchengebräuchen selbst entschiedenen Anhängern der Reformation ankam, mag noch daraus hervorgehen, daß der schon erwähnte Hieronymus Ebner, A. Tucher's Nachfolger im Losungsamte, noch im J. 1524 für sich und seine Familie einen umfassenden Ablaßbrief erwirkte.

Eins aber darf ich nicht vergessen hier anzuführen, daß nämlich die Gaben A. Tucher's an die Klöster, die vordem so reichlich geflossen, 1521 schon bedeutend abnahmen und in den letzten Jahren seines Lebens völlig aufhörten. Das trauliche, ja innige Verhältniß, das Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen Jahre lang bis zum Tode Tucher's mit diesem unterhielt, war nicht erst durch die gleiche Stellung der beiden zur Reformation herbeigeführt worden, sondern läßt sich bis ins Jahr 1508 zurückverfolgen. Damals war Friedrich der Weise mit seinen vier Räthen am 14. Januar bei T. in dessen Hause am Heumarkt — Haus zur Krone am Theresienplatz — zu Gaste, nachdem er ihm Tags zuvor ein Faß Königsberger Frankenwein verehrt hatte. Wiederholt vernehmen wir von dergleichen Schenkungen, oder von Wildprett, das er ihm sendet. T. dagegen sucht solche Gaben wieder wett zu machen. Noch im gleichen Jahre läßt er dem Kurfürsten ein Lägel Muskateller-Malvasier zukommen, dann wälsche Früchte als Pommeranzen, Rosinen (Zibeben) und Datteln, die er ihm nach Worms auf den Reichstag sendet. Dann erfreut er ihn wieder durch Zusendung einer Armbrust mit Zubehör, oder mit Sporen, Stegreifen, Zaumketten u. s. f. Das Verhältniß gestaltet sich immer inniger. T. wird in die geheimsten Dinge eingeweiht und durch den Kurfürsten selbst oder dessen Räthe Bernhard v. Hirschfeld und Degenhart Pfeffinger mit den neuesten Zeitungen versehen und über alle politischen Vorkommnisse unterrichtet. Der Kurfürst erwartet dagegen, daß T. ihn gleichfalls auf dem Laufenden erhalte. 1515 giebt er ihm Briefe an den kaiserlichen Hof zu besorgen. Wenn T. (1520) Briefe zukommen sollten, woran seines Bedünkens etwas gelegen, so soll er sie dem Kurfürsten auf dessen Kosten zuschicken, die weniger wichtigen aber ihm mit zufälliger gewisser Botschaft zukommen lassen. Dann erhält er Aufträge aller Art: er muß ihm eine kostbare mit Perlen besetzte Kette bei einem Nürnberger Goldschmied fertigen lassen (1513), oder er wird angewiesen, Zobel zu einem guten Futter für ihn zu erhandeln (1520), oder er soll ihm Rainfal senden (1521), oder bekommt den Auftrag für ihn münzen, Stempel schneiden und wieder Groschen prägen zu lassen (1510, 1513, 1522), er schreibt ihm wegen Ueberweisung der Stadtsteuer (1521). Weiterhin vertraut er ihm als seinem Bankier größere Summen Geldes an, macht bei ihm Anleihen oder läßt sie sich durch ihn besorgen. Die Geschenke, die T. fort und fort von Kurfürst Friedrich erhält, sind oft von äußerst huldvollen Worten begleitet. So läßt er ihm am 5. December 1511 durch Degenhart Pfeffinger mittheilen, der Kurfürst werde ihm demnächst ein Faß alten Königsbergers schicken, „der da gut und beständig sein soll . . ., doch nicht darumb, daß ihr solches für ein Verehrung achten sollet, sondern für einen gnädigen Willen, damit sein churfürstlich Gnaden euch geneigt ist“. 1520 am 17. Mai schickte der Kurfürst ein gemalt Täfelein mit dem gnädiglichen Begehren, T. möge es in seinem Schreibstüblein aufmachen, es seinetwegen behalten und seiner dabei gedenken. Ein zweites Tafelgemälde von Meister Lukas (Cranach) läßt er ihm im März 1521 durch Lazarus Spengler zukommen, „nicht zu einer Vergleichung“, der ihm früher nach Worms übersandten wälschen Früchte, „sonder zu Vermerkung gnedigs und gerechts Willens“. 1521, am 26. December schreibt er von Eisenach aus, weil er ihm so lange

nicht geschrieben, so habe er nicht achten mögen, was des die Ursach sein möge. Hirschfeld aber hätte ihm berichtet, daß T. es der Sterbesläufte wegen unterlassen habe. Darum sei er des wohl zufrieden. 1523 am 23. Mai bedauert er Tucher's Schwächezustand. „Des tragen wir mit euch gnädigs Mitleiden, sein zu Gott, dem Allmächtigen, der Hoffnung, euer Schwachheit soll sich wiederum zu allem Guten und Gesundheit schicken und daß wir noch einsten zusammenkommen, das haben wir euch gnädiger Meinung nicht verhalten wollen."

Und am 13. Juni schreibt er abermals: „Wir hoffen, unser lieber Herrgott werd euch mit euer Gesundheit gnädiglich unterhalten und uns nach seinem göttlichen Willen auch so lang fristen, bis wir noch einsten zusammen kommen und uns mit einander underreden, wollten wir euch gnädiger Meinung nit verhalten." Mit diesen Mittheilungen stimmt es vollständig, wenn Scheurl bemerkt, daß Kurfürst Friedrich ihn vor allen Bürgern des Reichs gerühmt habe und ihm bis ans Ende überaus gnädig gewesen sei, als durch den er all seine Angelegenheiten in Nürnberg habe ausrichten lassen.

T. ist auch als Förderer der Kunst in Nürnberg beachtenswerth. So ließ er ein altes von Venedig stammendes Gemälde, den Kaiser Constantin und die h. Helena darstellend, durch Veit Stoß in eine Altartafel fassen und mit Flügeln und einem Ueberschweif versehen. Mit einem Altartuch, Vorhänglein und hölzernen Altarleuchtern stiftete er sie 1517 in die Capelle zum h. Sebastian vor der Stadt. In seinem Auftrage schuf dann Veit Stoß 1517 und 1518 den „Englischen Gruß" oder „Rosenkranz" für die Kirche zu St. Lorenz. Dieses Meisterwerk der Schnitzkunst, das noch heute, in der St. Lorenzkirche aufgehängt, die Bewunderung des Laien wie des Kunsterfahrenen erregt, kam T. auf 550 fl. zu stehen. Dazu ließ er 1519 ein „Chubert" oder einen Ueberzug fertigen, ein Holzgestell von Veit Stoß geschnitzt und vergoldet, das mit blauer Leinwand überzogen und einem Vorhang versehen wurde, der 90 Ellen Genfer Tuch erforderte, dann noch Ketten und anderes. Im Ganzen kostete diese Umhüllung mit allem Zubehör etwas weniger als 43 fl. Damit entfällt die auch in die Litteratur übergegangene Legende, als ob die Verhüllung des Kunstwerks erst auf die eifernde Predigt Osiander's erfolgt sei. Dem Kloster St. Clara schenkte er 1517 eine Orgel, wofür ihm die Aebtissin, die edle Charitas Pirckheimer, in herzlichen Worten dankte.

Endlich wird noch bekannt, daß er mit dem Kirchenmeister von St. Sebald Lazarus Holzschuher und den in dieser Angelegenheit gesetzten Rathspflegern Peter Imhof und Sigmund Fürer für die Vollendung des Sebaldusgrabes durch Peter Vischer eifrig bemüht war. Am 17. März 1519 berief er die angesehensten Bürger der Stadt zu einer Versammlung, die er an drei verschiedenen Tagen in der St. Sebaldkirche abhielt, und sprach sie in längerer Rede um Gaben an zur Aufbringung der noch nicht ganz gedeckten Kosten.

Auch die Nürnberger Historiographie ist ihm zu Danke verpflichtet. Eine schon früh begonnene Familienaufzeichnung, worin er auch über seine eigene politische Thätigkeit berichtet, ist ein vollgültiger Beweis seines entwickelten geschichtlichen Sinnes. Wie sein Großoheim Berthold T. und der bekannte Stadtbaumeister Enders T. hat er über einzelne ihm übertragene öffentliche Verrichtungen Aufzeichnungen gemacht. Wichtiger noch sind seine Anregungen, die er zur Fortsetzung älterer Nürnberger Jahrbücher gegeben, wozu er selbst Beiträge geliefert hat und an deren Ausarbeitung er selbständig mitgewirkt haben kann. Seinen Spuren begegnen wir in der Tucher'schen Fortsetzung der Nürnberger Jahrbücher bis 1469 und in Heinrich Deichsler's Chronik. Bei der großen Theuerung im J. 1482, als der Rath eine große Bäckerei im Marstall dem armen Volk zu Gut errichtete, hatte er mit Ulrich Grundherr die Aufsicht und Rechnungs-

führung zu übernehmen. Die ganze Schilderung der getroffenen Anstalten stellt sich als nichts anderes denn als einen directen Bericht A. Tucher's dar, ebenso wie sich die Darstellung der Theuerung im J. 1501, des Brotbackens und der Rechnungsführung als eine von ihm verfaßte Schilderung zu erkennen giebt. Es darf aber bei dem ausgeprägten historischen Sinne, der ihm eigen war, angenommen werden, daß er auch sonst diese für das Tucher'sche Geschlecht überaus wichtigen Aufzeichnungen durch Beiträge und Mittheilungen, ja, wie bereits bemerkt wurde, vielleicht auch durch Mitarbeit gefördert und beeinflußt hat.

Von hervorragender orts- und culturgeschichtlicher Bedeutung sind endlich seine Haushaltungsbücher, die er eigenhändig vom J. 1507 bis ins J. 1523 niederschrieb, während sie für den Rest seines Lebens bis zum 22. April 1524 sein Sohn Lienhard, nur die kurze Zeit vom 16. bis 19. Juni, in der T. nochmals zur Feder griff, ausgenommen, fortgesetzt worden sind. In den letzten Lebensjahren war er vielfach von den Gebrechen des Alters heimgesucht. Seit 1518 kränkelte er. Zur Heilung seines bösen Beines ließ er sich von Nürnberger Badern und Barbieren, einmal auch von des Kaisers Arzt behandeln. Das Zucken im Gesicht zwischen Haut und Fleisch vertrieb ihm der Barbierer Hans in 6 Tagen. Zu dem langwierigen Fußleiden, das ihn nicht mehr verließ, trat 1523 noch ein Augenleiden. Trotzdem hielt er sich tapfer und ging bis Ende März, wenige Wochen vor seinem Tod, in den Rath. Am Osterabend 1524 (26. März) ließ er diesem seines Leibes Gebrechen und Schwachheit anzeigen, weshalb er nicht mehr im Stande sei, das Amt der Losungsstube, daran gemeiner Stadt viel gelegen, zu verwalten. Darauf wurden in Anbetracht seines hohen Verstandes und Wissens und seiner Geschicklichkeit zu ihm beschieden Jacob Muffel und Hans Ebner, um ihn zu bitten, er möge „diesen Stand und Amt" noch länger versehen, Hieronymus Ebner, sein College im Losungsamt, wolle gern bis zu seiner Besserung das Beste thun, ihn zu vertreten. Den Rathsabgeordneten gegenüber erklärte T., er wollte einem Rath zu Gefallen gern gehorsam sein, so lang er es vermöchte, hoffte aber, es sollt' nicht lange währen, sondern er würde wohl bald von Gott aus dieser Zeit erfordert werden. Am dritten Ostertag aber, als der neue Rath gewählt werden sollte und nach Gewohnheit vorher der alte Rath versammelt war, ließ T. durch die beiden Verordneten vorbringen, er sei von seinem Sohn erinnert worden, daß er des Losungsamts halber eine Zusage gegeben haben sollte. Davon aber wäre ihm nichts wissend, denn es sei sein Wille und Gemüth nicht gewesen, jene Zusage aber wäre aus „Zufall seiner Krankheit" unbedacht geschehen. Darum wollte er sie jetzt widerrufen und zum höchsten gebeten haben, ihn dieses Amts zu entbinden. Denn er befände täglich Mehrung und Zunahme seiner Krankheit dergestalt, daß „seines Lebens nicht lang sein werd". „Darauf", schließt der Bericht des Rathsbuchs, „ist, wiewohl mit Beschwerd ertheilt, ihn seins geschehen Ansuchens zu willfahren."

Er konnte dann das Haus nicht mehr verlassen und ließ sich von dem Priester Hans im Spital an seinem Hausaltar Messe lesen. Am 7. April schenkte er ihm noch für 6 gelesene Messen einen Gulden. T. starb am 27. April 1524 und wurde in der neuen Gruft der Tucher auf dem St. Johanniskirchhof vor der Grabescapelle als der erste seines Geschlechts begraben.

In ihm schied ein ebenso hervorragender als anspruchsloser Mann, der seiner Vaterstadt mit Besonnenheit, Klugheit, Mäßigung und Beharrlichkeit Jahrzehnte lang als erster Beamter treulich diente, der das Große stets auf alle Weise förderte und das Kleine nicht übersah, ein frommer und mildthätiger Charakter, dem die Armen und Nothleidenden sowohl wie die Stiftungen nur Gutes verdankten, der dabei aber auch der eigenen Familie nicht vergaß, deren

Ansehen er durch Vermehrung der Familienstiftung auch für die Zukunft zu stärken bestrebt war.

Rathsbuch der Reichsstadt Nürnberg. — Anton Tucher's Haushaltbuch 1507—1517. Herausgeg. von Wilh. Loose. 134. Publ. des litt. Vereins in Stuttgart. Dann dessen Fortsetzung im Freih. v. Tucher'schen Archiv. — Anton Tucher's Memorial 1475—1522. — Correspondenzen desselben. — Geschlechtsbuch der Tucher'schen Familie von Christoph Scheurl, sämmtlich im Freih. v. Tucher'schen Familienarchiv. — Summarische Deduction von dem Alterthum 2c. des Geschlechts der Tucher. 1764. — Waldau, Vermischte Beiträge 2c. 1. Bd. — Würfel, Nachrichten 2c. 1. Bd. — Th. v. Kern, Das Geschlecht der Tucher in Nürnberg 2c. im 37. Jahresbericht des hist. Vereins von Mittelfranken. — Deutsche Städtechroniken, Bd. 1. 2. Mummenhoff.

Tucher: Endres T., Sohn des Endres T. am Milchmarkt und der Margaretha, einer geborenen Baumgartner, geboren am 5. April 1423, vermählte sich am 4. Mai 1446 mit der Adelheid Gundlach von Bamberg, kam an Stelle seines Oheims Berthold T. als alter Genannter 1454 in den Rath und ward 1461 zum Baumeister der Stadt ernannt. Mit Zustimmung seiner Gemahlin, die ihm keine Leibeserben geschenkt hatte, trat er 1476 in den Karthäuserorden ein und starb in demselben als Conversbruder am 14. April 1507. Endres T. ist als Verfasser des nach ihm benannten Baumeisterbuchs der Stadt Nürnberg, einer amts-, local- und culturgeschichtlich bemerkenswerthen Aufzeichnung, die er 1464—1470 verfaßte und mit Nachträgen bis zum Jahre 1475 versah, hier zu erwähnen. Der Baumeister der Stadt Nürnberg war nicht etwa ein Architekt, der die Bauten der Stadt als solcher leitete, sondern ein Verwaltungsbeamter, der, an der Spitze des Amtes stehend, die Oberaufsicht führte, den Connex zwischen Amt und Rath aufrecht erhielt, Rechnung führte und Rechnung legte und dem Rath in allen Dingen verantwortlich war. Unter den Amtsbereich des Baumeisters fiel die Aufsicht über die sämmtlichen städtischen Gebäude, Mauern und Thürme, Straßen, Brücken, Brunnen und den Fischbach, sowie der Landwehr um die Stadt, die Instandhaltung derselben, die oberste Controlle der in Angriff genommenen Bauten, die Beaufsichtigung der Werkleute, Stadthandwerker und Arbeiter, die Sorge für die Beschaffung des Baumaterials, die Ueberwachung der städtischen Steinbrüche Reuhelberg und Kornberg, des Feuerlöschwesens, sowie der Vorkehrungen bei Ueberschwemmungen. Auch die Sorge für die Säuberung der Stadt bei besonderen Festlichkeiten, zumal zum Fronleichnamsfest und für den Tag der Heilthumsweisung, die Instandsetzung der kaiserlichen Burg für die Ankunft des Kaisers gehörte zu seinen Amtsobliegenheiten. Ferner lag ihm die Erhaltung von Wegen und Stegen vor der Stadt und der Brücklein über den Fischbach ob. Auch auf die Verschönerung der den Volksbelustigungen dienenden öffentlichen Plätze richtete der Baumeister, wie uns Endres Tucher's Aufzeichnung darthut, seine Aufmerksamkeit. Schon einer seiner Vorgänger im Amt, Paulus Vorchtel, hatte 1441 Linden auf der Hellerwiese setzen lassen. T. pflanzte dann im J. 1468 auf verschiedenen Plätzen in und außerhalb der Stadt im ganzen 132 Linden an. Auch sonst gibt er noch mancherlei Mittheilungen über Rechte der Stadt, Urkundenabschriften u. a., das für den Localhistoriker von hohem Werthe erscheint. Culturhistorisch Bemerkenswerthes findet sich an manchen Stellen. Der Bericht über das Mahl der Sulzfische, das er nach altem Brauch am h. Christabend den Werkmeistern und Werkleuten ins Haus sandte, bildet einen anziehenden und ergötzlichen Beitrag zur Culturgeschichte. Es wird darin, wie allerdings auch schon im Baumeisterbuch seines zweiten Vorgängers im Amt, Lutz Steinlinger, die Zubereitung des für unseren Gaumen wol wenig schmackhaften Gerichts auf das

eingehendste geschildert. Nach altem Brauch verehrte der Baumeister den Werkmeistern und dem Anschicker auf der Peunt (Anordner im Bauamt) noch am Johannisabend jedem ein Viertel guten Meth und am Martinstag ein Viertel guten Frankenwein, dem er am St. Martinstag auf eigene Kosten für jeden noch eine Gans beifügte. An Weihnachten schenkte er ihnen einen Weck, wie er auch wol zu Walburgis jedem der Nachtmeister einen Kreuzkäse verehrte. Und so ließe sich noch Anderes anführen. Was er uns über die Verhältnisse der Arbeiter, über Arbeitszeit und Lohn und die Art der Auslohnung, ferner über das Badegeld der Handwerker, die Steigung der Preise aller Lebensbedürfnisse mittheilt, erscheint von besonderer Wichtigkeit und zeigt ihn uns als den sorgsamen und denkenden Beamten, der Alles beobachtet und in Acht nimmt und nicht nur für sich selbst, sondern auch für das Ganze und für die Zukunft, für seine Nachfolger im Amt besorgt ist.

Neben der schon erwähnten Aufzeichnung des Lutz Steinlinger ist Tucher's Bericht der einzige, der uns über die Organisation eines der wichtigsten Aemter der Reichsstadt Nürnberg überliefert ist. Aber er gewährt uns einen tieferen Einblick in die ganze Einrichtung, zeigt uns mehr das Amt in seiner Function als die dürftige Beschreibung Lutz Steinlinger's, wenn er sich auch wiederholt auf diese stützt. Es lagen ihm indeß noch andere Quellen vor. Zunächst Aufzeichnungen wie jene des Berthold T. (1416—1451 im Rath) über die Gräben um die Stadt, sowie die Bücher, die der Baumeister Hans Graser (1441—1452) hinterlassen hatte, ferner Rathsverlässe, Dienstverträge, Bestallungseide u. a. Dazu kam dann die mündliche Ueberlieferung, die ihm besonders in dem langerfahrenen Schaffer und Anschicker auf der Peunt, Konrad Gürtler, der 27 Jahre im Amt war und unter vier Baumeistern gedient hatte, treu zur Seite stand, sowie die eigene Erfahrung. So konnte denn Endres T. auf Grund dieser Quellen eine wohlgeordnete, klare und eingehende Schilderung des Baumeisteramts und seiner Befugnisse zu Stande bringen und ihr noch so manches Wissenswerthe beifügen, das mit dem Amte in engerer oder loserer Beziehung stand. Wer aber heute die Aemterorganisation der alten Reichsstadt und insbesondere die innere Einrichtung des Baumeisteramts erkennen will, der wird auch auf Endres T. als eine der wichtigsten Quellen zurückgehen müssen.

Rathsbuch der Reichsstadt Nürnberg. — Endres Tucher's Baumeisterbuch der Stadt Nürnberg (1464—1475). Mit einer Einleitung und sachlichen Anmerkungen von F. Weech hrsg. durch M. Lexer. (64. Publication des litt. Vereins zu Stuttgart.) — Lutz Steinlinger's Baumeisterbuch v. J. 1452, hrsg. von E. Mummenhoff im 2. Heft der Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg. — Tucher'sches Geschlechtsbuch im Freih. v. Tucher'schen Archiv zu Nürnberg, verfaßt von dem Rathsconsulenten Christoph Scheurl. Mummenhoff.

Tucher: Hans T., Bruder des Vorigen, geboren zu Nürnberg am 10. April 1428, hielt Hochzeit mit der Barbara Ebner am 17. Januar 1455, aus welcher Ehe 9 Kinder entsprossen, und verehelichte sich zum zweiten Male im J. 1481 mit der Ursula Harsdorffer; 1476 kam er an Stelle seines Bruders, des Baumeisters Endres T., als alter Genannter in den Rath, ward 1480 alter Bürgermeister und Pfleger des Klosters Pillenreut, 1486 Pfleger des reichen Almosens. Die Pflegschaften über das Augustinerkloster und den städtischen Steinbruch zum Kornberg wurden ihm gleichfalls vom Rath übertragen. Er starb am 24. Februar 1491 und liegt in der Kirche zu St. Sebald begraben.

Hans T. ist bemerkenswerth wegen seiner Pilgerfahrt, die er in den Jahren 1479 und 1480 ins heilige Land unternahm. Am 6. Mai 1479 brach er, 51 Jahre

alt, mit dem Nürnberger Rathsherrn Sebald Rieter und dem Breslauer Kaufmann Valentin Scheurl, dem Oheim des bekannten Nürnberger Rathsconsulenten Christoph Scheurl, von Nürnberg auf, und erreichte in 13 Tagen Venedig. Von hier fuhr er mit Herzog Balthasar von Mecklenburg und anderen Pilgern am 10. Juni ab, bestieg die Küste bei Jaffa am 23. Juli und kam am 2. August in Jerusalem an. Hier wurde er mit Anderen zum Ritter des heiligen Grabes geschlagen. Mit dem Kanzler des Herzogs von Sachsen Dr. Otto Spiegel und seinem Reisegenossen Sebald Rieter pilgerte er dann zum Grabe der heiligen Katharina unter dem Berg Sinai, das sie in 14 Tagen erreichten, dann auf den Berg Horeb und den Sinai selbst. Am 8. October brachen die Pilger von St. Katharina wieder auf und reisten nach Kairo, wo sie am 16. October anlangten. Von Kairo schieden sie am 4. November und erreichten am 8. November Alexandria, wo T. mit Otto Spiegel bedroht wurde und eine kurze Gefangenschaft erlitt. Am 9. Februar 1480 fuhren sie wieder ab und landeten am 17. März in Venedig. Im Ganzen war Hans T. mit seinem Reisegefährten Sebald Rieter 49 Wochen vom Hause fort. Als sie sich Nürnberg näherten, ritten ihnen die beiden Bürgermeister Ruprecht Heller und Paulus Rieter sammt dem größeren Theil des Raths, vielen ansehnlichen Leuten und des Raths reisigen Knechten bis gen Kornburg zum Wald entgegen und geleiteten sie unter großem Andrang des gemeinen Volks unter hohen Ehren nach Hause.

Tucher's Reisebeschreibung ist in mehrfacher Beziehung bemerkenswerth. Geographisch, weil darin eine andere als die sonst hergebrachte Reiseroute von Jerusalem zum Berg Sinai angegeben ist. T. ging zwar auch von Gaza aus, wie 1483 der Mainzer Domherr Bernhard von Breydenbach mit dem Graf von Solms und weiter der Predigermönch und Lesemeister Felix Fabri zu Ulm, und überschritt den Roackiepaß, den man für den Tihpaß el Mureikhy hält. Aber die Stationen Tucher's durch die Wüste bezeichnen, nach Ritter, „eine andere Marschroute und sind noch schwieriger mit den bekannt gewordenen Localitäten in Einklang zu bringen“. Die Reisebeschreibung Tucher's ist auch in rein geschichtlicher Beziehung insofern hervorzuheben, als sie sich schon mehr des Fabelhaften enthält und einen mehr auf das Thatsächliche gerichteten Sinn verräth, wenngleich auch dem Wunderbaren, wie es bei Beschreibungen dieser Art und aus dieser Zeit nicht anders zu erwarten, ein weiter Spielraum eingeräumt ist. Endlich bietet sie auch sprachliches Interesse. Bei ihrem Erscheinen erregte sie die allgemeine Aufmerksamkeit. Sie erblickte zuerst das Licht der Welt „durch Hannsen Schönspergar zu Augsburg“ im J. 1482 in 2°, bei dem noch im selben Jahre (Schönsperger) eine weitere Folioausgabe erschien. Die Nürnberger Quartausgabe vom gleichen Jahre gab die Beschreibung von den „Tadeln und Mängeln“ gereinigt, welche der Augsburger Ausgabe anhafteten. 1483 folgte eine weitere Quartausgabe in Nürnberg, 1484 eine Folioausgabe in Straßburg und 1486 nochmals eine solche bei Anthoni Sorg in Augsburg. Noch im J. 1561 erschien bei Georg Raben und Weigand Han zu Frankfurt a. M. ein „Gründtlicher vnd Eigentlicher Bericht der Meerfart, so Johann Thucher, einer deß kleinen Rahts vnnd Burger zu Nurnberg gen Venedig, Jerusalem, zu S. Katharina Berg, Sinay, Alexandria vnd wider gen Nürnberg gethan“ u. s. w., dann wurde unsere Reisebeschreibung endlich noch im J. 1584 im „Reyßbuch des heiligen Landes“, das bei Feyrabend in Frankfurt a. M. erschien, abgedruckt.

Bemerkt sei noch, daß T. zu der ersten Nürnberger Reformation vom J. 1484, dem Civilrechtscodex der Reichsstadt, ein alphabetisches Register fertigte und über den eigenen Besitzstand ein Salbuch ausarbeitete, dem er auch ein Verzeichniß der Jahrtagsstiftungen seiner Familie beifügte. Die von der Hand

Michel Wolgemut's stammenden Bildnisse Hans Tucher's und seiner ersten Frau befinden sich, das erstere im Besitz der Familie, das letztere in der königlichen Gemäldegalerie zu Kassel.

Rathsbuch der Stadt Nürnberg. — Tucher'sches Geschlechtsbuch im Freih. v. Tucher'schen Archiv zu Nürnberg. — Summarische Deduction von dem Alterthum, Thurnier-, Ritter- und Stifftsmäßigkeit, auch Reichsimmodietät des Geschlechts der Tucher. Schwabach 1764. — Carl Ritter, Erdkunde, 14. Theil. Drittes Buch. Westasien. 2. Ausg. Berlin 1848. — Lochner, Zeugnisse über das deutsche Mittelalter. 2. Theil. Nürnberg 1850. — Reinhold Röhricht und Heinrich Meisner, Deutsche Pilgerreisen nach dem heiligen Lande. Berlin 1880. — Hans Petz über die Bücherei des Nürnberger Raths in Heft 6 und Joachimsohn über H. Tucher's Buch von den Kaiserangesichten in Heft 11 der Mittheil. d. Ver. f. Gesch. d. Stadt Nürnberg. Mummenhoff.

Tucher: Christoph Karl Gottlieb Sigmund Freiherr v. T. von Simmelsdorf, ein Mann, der sich um die Geschichte der Kirchenmusik, besonders um die Wiederbelebung des evangelischen Kirchengesangs in Deutschland höchst verdient gemacht hat, Sprößling des altberühmten Patriciergeschlechtes derer v. T., wurde am 19. Mai 1798 in Nürnberg seinem Vater dem Bürgermeister Jobst Wilhelm als das sechste Kind geboren, welchem noch fünf Geschwister nachfolgten. Sein Vater, durch seine vielseitigen Berufspflichten vollauf in Anspruch genommen, mußte die Kindererziehung seiner vortrefflichen Gemahlin, einer geborenen Freiin v. Haller von Hallerstein überlassen und starb schon im J. 1815. Sein Sohn Gottlieb besuchte unter dem Rectorat des Philosophen Hegel, dem Gatten seiner ältesten Schwester, das Gymnasium seiner Vaterstadt und erhielt durch denselben damals, wie auch später in Berlin mannigfache geistige Anregung. Nachdem er diese Anstalt im J. 1816 absolvirt hatte, bezog er die Universität Erlangen und dann 1817 bis April 1819 Heidelberg, um Rechtswissenschaft zu studiren, doch beschäftigte er sich zugleich mit dem Studium der Mathematik, der Naturwissenschaft und der Philosophie. Nachdem er sich eine Zeit lang in seinem elterlichen Hause aufgehalten hatte, die gewonnenen Kenntnisse gründlich zu verarbeiten, setzte er seine Studien in Erlangen 1819 bis März 1821, und dann April 1821—22 in Berlin fort. In Heidelberg sowie in Berlin erhielt seine Neigung zur Musik durch den Umgang dort mit Thibaut und hier durch den Unterricht B. Klein's in der Musiktheorie reiche Nahrung und führte ihn vorzugsweise zum Studium der älteren Kirchenmusik. Im J. 1822 beendigte er in Erlangen seine Universitätsstudien, prakticirte hierauf in Dinkelsbühl und Schwabach, und legte 1824 das juristische Staatsexamen ab. Danach machte er eine längere Reise durch Italien, war 1825 als Accessist am Stadt- und Kreisgericht Nürnberg, 1827 beim Appellationsgericht in Ansbach und 1828 wieder am Stadtgericht in Nürnberg thätig. 1833 wurde er als Assessor und 1839 als Rath des Kreis- und Stadtgerichts in Schweinfurt und 1841 in letzterer Eigenschaft in Nürnberg angestellt. 1849 wurde er als Rath des Appellationsgerichts in Neuburg a. D. und 1856 als Rath des Oberappellationsgerichts in München berufen. 1867 trat er in den Ruhestand und starb zu München am 17. Februar 1877. Er hatte sich 1828 mit seiner Cousine, einer Freiin v. Haller verheirathet; welche ihm nach einer glücklichen jedoch kinderlosen Ehe 1834 durch den Tod entrissen wurde. 1836 vermählte er sich mit der Freiin Thekla von Gemmingen, welche gegenwärtig noch am Leben ist. Dieser Ehe entsproßten 4 Söhne und 5 Töchter, von welchen jedoch nur 2 Söhne und 2 Töchter den Vater überlebten.

In die Zeit seines Aufenthaltes in Nürnberg, seit 1828, fällt seine Thätigkeit für den Findling Kaspar Hauser, für den ihn der damalige Präsident des

Appellationsgerichtes, Staatsrath Feuerbach, lebhaft zu interessiren wußte. Im December 1829 wurde T. zu Kaspar Hauser's gerichtlichem Vormund ernannt. Nach zweijähriger zwar interessanter aber mühevoller Thätigkeit legte er diese Stelle im December 1831 nieder, nachdem durch Einwirkung mancher Persönlichkeiten, namentlich Lord Stanhope's, sein Verhältniß zu Hauser so gestört war, daß an einen gedeihlichen Einfluß auf ihn nicht mehr gedacht werden konnte. Wiewol es T. als tüchtiger Jurist zur angesehensten Stellung in der höchsten Gerichtsbehörde gebracht hat, so liegt doch seine hervorragendste Bedeutung auf einem anderen Gebiete, nämlich auf dem der Kirchenmusik. In seiner Jugend scheint er keine besondere Neigung zur Musik gehabt zu haben; er bat einst seine Mutter, die Musikstunden aufgeben zu dürfen. In einem Brief an Winterfeld sagt T. er habe mit solchem Eifer das Flötenspiel getrieben, daß es ihm zuletzt zum Ekel geworden sei; erst in seinem 22. Lebensjahre sei er zum Studium der Musik gekommen und zwar habe er zunächst das Clavierspielen gelernt und zwar vornehmlich Choräle gespielt. Dabei habe er Generalbaß und Contrapunkt für sich ohne Lehrer zu erlernen versucht, freilich mit vielen Umwegen und Zeitverlust. Beim Choralspielen sei er auf die alten Tonarten und auf die Werke älterer Componisten aufmerksam geworden, habe sich ältere Kirchencompositionen abgeschrieben. Im J. 1824 hielt er sich, wie erwähnt, längere Zeit in Italien auf, machte in Rom durch Bunsen die Bekanntschaft des päpstlichen Capellmeisters Baini und wurde durch das Anhören der Gesänge in der päpstlichen Capelle mit hoher Begeisterung erfüllt. Er verschaffte sich in Rom Abschriften alter Kirchenmusiken, insbesondere aus der musikalischen Bibliothek des Abbate Fortunato Santini; und auch später noch vermittelte ihm sein Freund, der Maler Julius Schnorr von Carolsfeld manche Abschriften alter Kirchengesänge. Nach seiner Rückkehr aus Italien suchte er die von ihm hochgeschätzten Gesänge von Palestrina und seiner Schule in Deutschland zu verbreiten. Eine Sammlung derselben in 2 Heften übergab er dem Musikalienhändler Artaria in Wien zum Verlag. Artaria gab das Manuscript Beethoven zur Durchsicht, der für diese ihm bis dahin unbekannten Gesänge so großes Interesse zeigte, daß er sie sehr lange in Händen behielt, und dadurch die Veröffentlichung verzögerte. Deshalb widmete T. dann diese 2 Hefte am 21. September 1826 Beethoven, der die Dedication am 28. Februar 1827 laut einer eigenhändig unterzeichneten Zuschrift dankend annahm.

Von dieser Zeit an war T. unabläßig bemüht, eine möglichst reichhaltige Sammlung älterer Kirchenmusik zusammen zu bringen, vermuthlich um sie einst durch die Presse zu veröffentlichen. Wir sehen ihn in dieser Angelegenheit in Correspondenz mit vielen bekannten Musikschriftstellern und Musikern, wie Thibaut in Heidelberg, Friedrich Schneider in Dessau, Kocher in Stuttgart, Winterfeld in Breslau, später in Berlin, Zelter in Berlin, Stiftsprediger Hauber in München, Pölchau in Berlin, Kriegsrath St. Julien in Karlsruhe u. A. Eine Zeit lang hegte er den Gedanken, die Composition Palestrina's über das Hohe Lied herauszugeben. Aber weder dieses Vorhaben, noch der Plan, eine umfangreiche Sammlung altclassischer, insbesondere italienischer Kirchenmusik zu veröffentlichen, kam zur Ausführung, da die Aufmerksamkeit Tucher's nach einer andern Seite gelenkt wurde. Durch die Sammlung von Chorälen aus dem 16. und 17. Jahrhundert von Becker und Billroth 1831 auf die Eigenart der evangelischen Kirchenmelodien hingewiesen, wurde T. 1834 durch die Bekanntschaft mit dem Zinkeisenschen Kirchengesangbuch für den alten evangelischen Choral begeistert. Er harmonisirte manche der darin enthaltenen Melodien, verschaffte sich die mehrstimmigen Tonwerke von M. Prätorius, Hasler, Calvisius, Stade, Vulpius u. s. w. und verglich dann seine Harmonisationen mit denen dieser alten Musiker, was, wie

er gesteht, zu seiner Beschämung ausschlug. Er bemühte sich von dieser Zeit an sich alle Quellen der ev. Kirchenmelodien zu verschaffen und unterhielt deswegen einen lebhaften Briefwechsel mit Winterfeld in Berlin, G. v. Ditfurth in Theres und insbesondere mit C. F. Becker in Leipzig. Er faßte nunmehr den Plan, eine Sammlung von Melodien des ersten Jahrhunderts der Reformation mit vierstimmigen Tonsätzen herauszugeben, in denen, wie er Thibaut 1838 schreibt, nichts verbessert werden, aber alles weggelassen werden sollte, was uns absolut verletzend und störend erscheint, das dafür einzusetzende aber solle von der Art sein, daß es auch von den alten Componisten so gesetzt sein könnte. Von dieser Sammlung erschien mit dem Titel: „Schatz des evangelischen Kirchengesangs im ersten Jahrhundert der Reformation" im J. 1840 ein Probeheft, 42 Melodien enthaltend, wodurch T. das Urtheil der Kunstverständigen über seine Bestrebungen erfahren und Vorschläge zu etwaigen Verbesserungen gewinnen wollte. Er fand viele freudige Zustimmung, doch auch entschiedenen Widerspruch, zumal von André in Offenbach. Die Jahre 1840—47 verwendete T. zur Ausarbeitung der vollständigen Sammlung, zu deren Verlag sich Breitkopf und Härtel, jedoch ohne Entrichtung von Honorar, bereit erklärten, und welche dann in dem für alle Friedenswerke so ungünstigen Jahre 1848 erschien und die als Tucher's bedeutendstes musikalisches Werk anzusehen ist. Es besteht aus zwei Theilen; der erste, das „Liederbuch", enthält 622 Kirchenlieder, der zweite, das „Melodienbuch", 469 Melodien in vierstimmigen Tonsätzen, von denen die größere Zahl von Tonsätzen aus der Zeit zwischen 1590 und 1630 herrührt, insbesondere von Calvisius, Mich. Prätorius, Hasler, Vulpius, Gesius, Schein und Landgraf Moritz. Eine ziemliche Zahl (119), für welche T. keine, oder keine gute Harmonisation vorfand, sind von Herrn v. Ditfurth und von C. F. Becker in Leipzig im Stil der alten Meister harmonisirt. Das bahnbrechende Werk, dessen Verlag von Tauchnitz und Brockhaus abgelehnt, endlich von Breitkopf und Härtel übernommen war, wurde alsbald zur wichtigen Fundgrube für die späteren Bearbeiter von Choralbüchern. In besonderem Maaße trug es aber noch zur Anregung der Frage des rhythmischen Choralgesanges bei. Schon 1846 hatte das bairische Oberconsistorium 12 revidirte Choräle in rhythmischer Bearbeitung versuchsweise hinausgegeben und im nächsten Jahr in einem 2. Heft noch weitere 16 folgen lassen. v. T. gab hierzu Rathschläge über Auswahl, Redaction und Harmonisirung dieser 12 und 16 revid. Choräle, sowie über die Redaction des für die Gemeinden bestimmten Begleitschreibens. Nachdem man schon im October 1847 in Nürnberg bei T. zu einer Berathung über jene 16 revidirten Choräle zusammengekommen war, kam es am 17. September 1850 unter Tucher's Vorsitz zu einer Versammlung in Gunzenhausen, an welcher Layriz, Jubitz, Kraußold, Wiener, Zahn, Schüßler Theil nahmen. Als 1848 Gust. Adolf Wiener sein Gesangbuch herausgab, vermuthete man, daß dieses zur Einführung in Baiern kommen werde; die Generalsynode jedoch entschied sich für ein anderes von einer Commission bearbeitetes Gesangbuch, für welches die Melodien des Wiener'schen großentheils verwendet werden konnten, welches aber noch eine Zahl anderer Melodien erforderte. Für die Herstellung dieses Choralbuchs wurde Zahn beauftragt, welcher unter Beirath von T. das Melodienbuch bearbeitet hat. Es ist das „Revidirte vierstimmige Kirchenmelodiebuch. Im Auftrag des protestant. Oberconsistoriums zu München in Verbindung mit mehreren bearbeitet und herausgegeben von Johannes Zahn", 1852. Als nun die Eisenacher Kirchenconferenz die Ausarbeitung eines Kirchenliederbuches beschlossen hatte, um zunächst für die alten Kernmelodien eine einheitliche Form anzubahnen, wurde T. vom Consistorialrath Grüneisen in Stuttgart aufgefordert, an der Redaction

Theil zu nehmen. Dies lehnte er zwar aus Mangel an Zeit ab, erklärte sich aber bereit, den Gang der Sache zu controliren, indem er für die Feststellung der Melodien Zahn vorschlug, der sich dazu mit Faißt verband. Beide begaben sich zu T., mit dem sie dann die Melodien bestimmten und die Harmonisirung besorgten. So entstand das „Deutsche evangelische Kirchengesangbuch in 150 Kernliedern“ und das dazu gehörende Choralbuch: „Die Melodien des deutschen evangelischen Kirchengesangbuchs in vierstimmigem Satze für Orgel und für Chorgesang. Aus Auftrag der deutschen evangelischen Kirchenconferenz zu Eisenach, bearbeitet von G. Frhrn. v. T., Emanuel Faißt und Johannes Zahn,“ 1854. Dieses Werk fand nun sofort in der bairischen Kirche seine Verwerthung, in dem Gesangbuch für die ev. luth. Kirche von 1854 und seinem vierstimmigen Melodienbuch, welches wiederum Zahn auf Grundlage des Kirchenmelodienbuches von 1852 bearbeitete. Durch diese Werke wird Tucher's Name für immer an die Geschichte des evangelischen Gesanges geknüpft bleiben.

Seine vor allem in den späteren Jahren scharf ausgeprägte religiöse Richtung erhielt T. hauptsächlich durch den Verkehr mit Löhe (A. D. B. XIX, 116), den er in Nürnberg als Verweser von St. Aegidien schätzen gelernt hatte, und dessen Werk für innere Mission er kräftig unterstützte. So war es in seinen letzten Lebensjahren hauptsächlich sein Werk, daß in München eine Station der Neuendettelsauer Diakonissenanstalt gegründet wurde. Joh. Zahn.

Tucher: Linhart (Leonhard) T., Sohn Anton's (s. o. S. 756) und der Anna Reich, war geboren zu Nürnberg am 10. Februar 1487. Schon als Knabe von 14 Jahren wurde er, wie damals gebräuchlich, nach Lyon geschickt, um „die Sprachen zu erlernen“. Nach drei Jahren trat er in die dortige Zweigniederlassung des Tucherischen Handlungshauses ein, dessen Theilhaber sein Vater und seine Oheime Hans und Martin T. waren, und bereiste sodann Italien, Frankreich und die Niederlande. Am 26. Januar 1512 verheirathete er sich, zu dauerndem Aufenthalt in die Vaterstadt zurückgekehrt, mit Magdalena Stromer und nach deren 1520 erfolgtem Tode in zweiter Ehe mit Katharina Nützel. Unter den 15 Kindern, die ihm aus beiden Ehen erwuchsen, waren 13 Söhne. Zu der Leitung der Handelsgeschäfte, die er seit dem Tode der beiderseitigen Väter mit seinem Vetter Lorenz T., dem Erbauer des kunstgeschichtlich bekannten Hauses in der Hirschelgasse, theilte, trat für T. vom J. 1529 an infolge seiner Wahl in den engeren Rath die Last der öffentlichen Geschäfte. Mit an den langjährigen Erfahrungen des Vaters geschärfter Erkenntniß trat er den ihn auf diesem Gebiete erwartenden Schwierigkeiten entgegen. Im Jahre 1536 zum Losunger erwählt, und 1544 seinem Vater und Großvater in der höchsten Würde der Republik, der des vordersten Losungers, folgend, endlich vom Kaiser zum Reichsschultheiß-Verweser ernannt, stand er in den Reihen und an der Spitze der Regierung des damals wichtigsten städtischen Gemeinwesens im Reiche zu einer Zeit, deren gleich ernste Bedeutung für Beide durch die Uebergabe der Augsburger Confession, den schmalkaldischen Bund und Krieg, das Interim, die Kriegszüge des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg und die Belagerung Nürnbergs durch ihn sich genügend kennzeichnet. Die eingehendere quellenmäßige Würdigung der Haltung Nürnbergs in jenen Zeiten, zumal seiner vielangefochtenen Politik im schmalkaldischen Kriege, steht noch aus; das aber kann, was die letztere anbelangt, schon jetzt als klar erkenntlich festgestellt werden, daß der Rath, getreu dem den Lebensnerv der reichsstädtischen Interessen bildenden Grundsatz des Festhaltens an der Person des Kaisers als dem Oberhaupt des Reichs, gleichwol sorgfältig zwischen dieser Eigenschaft und der eines Beschützers der katholischen Kirche zu unterscheiden wußte, während er nicht minder klar die mit dem Vorgehen der protestantischen Bundesgenossen ver-

bundenen Bestrebungen der Politik fürstlicher Sonderinteressen erkannte. Dieser, bei ihrem erfahrungsgemäß den Bestand der Reichsstädte bedrohenden Charakter, vermochte man sich nicht anzuschließen, andrerseits dachte man auch dem Kaiser gegenüber niemals daran, die Freiheit des evangelischen Bekenntnisses preiszugeben. Bei dem dergestalt in beiden Lagern über Kreuz stehenden Gesichtspunkten der Politik und Religion überwog für die Reichsstadt das Bedürfniß, es nicht mit dem Kaiser zu verderben und wenn sie hierin mehr praktisch als ideal gehandelt hat, so waren die Parteien, zwischen denen sie sich befand, am letzten berechtigt, ihr dies zum Vorwurf zu machen. Ueberdies war man auch in Nürnberg wohlunterrichtet genug, um von vornherein ein richtiges Urtheil über die Momente der Inferiorität zu haben, welche sich für die Kriegführung auf schmalkaldischer Seite gegenüber der gesammelten militärischen Action des Kaisers als so verhängnißvoll erweisen sollten. — In seinem öffentlichen Wirken wie als Familienhaupt und in den verschiedensten Zweigen seiner rastlosen privatwirthschaftlichen Thätigkeit zeigt sich uns Linhart T. am Höhepunkt des Glanzes der Reichsstadt als eine letzte typische Gestalt von der alten Kernhaftigkeit ihres Bürgerthums, als das Muster eines Patriciers von echtem Schrot und Korn. Aus seinem umfänglichen schriftlichen Nachlaß, den das Freiherrlich von Tucher'sche Archiv in Nürnberg verwahrt, vervollständigen wir mit Leichtigkeit das Bild seines Lebens und Charakters bis in die einzelnen Züge: die mit der traditionellen Regentenweisheit des Patriciats verbundene strenge Selbstverleugnung, Ordnung und Gewissenhaftigkeit war erwärmt und belebt durch ein weiches Gemüth, von aufrichtiger Frömmigkeit und einem maßvollen Sinn für Kunst und würdige Pracht. Dem in seiner Familie seit den frühesten Zeiten heimischen Gebrauche getreu hat auch T. memoirenartige Aufzeichnungen über die wichtigsten Ereignisse seines Lebens hinterlassen. Sie weisen gegen die knappe Darstellungsweise der bekannten älteren Nürnberger Werke dieser Art einen bemerkenswerthen Fortschritt auf, insofern der Autor nicht selten persönlicher Empfindung und Kritik Raum gibt; auch flicht er an einzelnen Stellen den familiengeschichtlichen Daten längere Excurse von allgemein historischem Charakter ein, von denen namentlich die Beschreibung des markgräflichen Krieges und der Belagerung der Stadt im J. 1552 wegen der unbedingten Authenticität, die dem Verfasser zukommt, weiterreichendes Interesse beanspruchen darf.

Noch verdient eine besondere Erwähnung die auch während seiner amtlichen Wirksamkeit bis nahe an sein 1568 erfolgtes Lebensende nicht aus der Hand gelassene Thätigkeit Tucher's als Leiter des Tucherischen Handelshauses. Die Firma, welche zu Lebzeiten des mitbetheiligten Vetters „Linhart und Lorenz Tucher" hieß, wurde nach dem Tode des Letzteren (1554) in „Linhart Tucher und Mitverwandte" umgewandelt.

Neben den beiden Geschäftsleitern werden noch als Gesellschafter und Factoren genannt: Hieronymus, Wolff, Anton, Sebald, Gabriel und Paul Tucher, Vincenz Pirckheimer, Linhart Rottengatter, Jakob Reuter u. A. Hauptfactoreien waren Lyon und Antwerpen. An letzterem Platze wurden hauptsächlich Gewürze und Tuch eingekauft, die in Lyon nebst Silber und manchen andern Waaren wieder verkauft wurden. Von Lyon aus entsandte die Firma auch ihre Safraneinkäufer nach Italien, Spanien und besonders nach den südfranzösischen Landschaften, wo diese als Gewürz und Farbstoff wichtige Droge hauptsächlich gewonnen wurde. Es war ein bedeutender und dabei sehr solider Handel. Von reinen Geldgeschäften, wie sie damals bei den Nürnberger und Augsburger Kaufleuten in Aufnahme kamen, hielten sich die Tucher möglichst fern. Waren solche Geschäfte unvermeidlich, weil man in Lyon oder Antwerpen Geld übrig hatte und es nicht zinslos liegen lassen wollte, so wurde es durchaus vertrauens-

würdigen Kaufleuten geliehen oder zum Ankauf von Wechseln verwendet; einmal, im J. 1532, wurde auch ein — nicht sehr bedeutendes — Finanzgeschäft mit dem Herzog von Savoyen gemacht; aber davon, den großen Potentaten, dem Kaiser oder dem Könige von Frankreich, Geld zu leihen, wollte T. nichts wissen, eine höchst bemerkenswerthe Ausnahme unter den oberdeutschen Handelsherren dieser Zeit, die sonst immer mehr vom Waarenhandel zum reinen Geldgeschäft übergingen. Als im J. 1545 Hans Kleberg, der „gute Deutsche“, ein bekannter zu Lyon ansässiger Finanzmann aus Nürnberg, den Tucher'schen Factor überreden wollte, sich gleich anderen Oberdeutschen bei einer großen Anleihe des französischen Hofes zu betheiligen, erklärte T., er und sein Vetter hätten nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, „mit solchen Häuptern weder für uns selbst, noch durch Vermittelung anderer Personen uns in solche Handlungen einzulassen“. Außer den Tuchern bewahrten damals nur noch die Imhof eine derartige Haltung, die Kleberg für „zu sehr sorgsam“ erklärte. Die Imhof ließen sich später doch auf die abschüssige Bahn der Finanzgeschäfte drängen. T. dagegen empfahl seinen jüngeren Gesellschaftern und den Factoren der Handlung je länger um so eindringlicher die äußerste Vorsicht im Creditgeben, was bei den immer kritischer werdenden Zeitläufen und der allgemeinen Ueberspannung des Credits ein Gebot weiser kaufmännischer Vorsicht war. T. bildet in dieser Haltung einen höchst charakteristischen Gegensatz zu seinem entfernten Vetter Lazarus T., der einer der kühnsten, geschicktesten und bedeutendsten Finanzmänner der Antwerpener Börse war, und dem gegenüber T. im J. 1561 es beklagte, „daß die jungen Leute allein auf den großen Zins sehen und darob die künftige Gefahr nit zu Herzen nehmen“. Damals hatte bereits die sich über ganz Europa erstreckende Creditkrisis begonnen, der die Blüthe des oberdeutschen Handels zum Opfer fiel. Die Tucher blieben aber dank ihrer Vorsicht von erschütternden Verlusten verschont. Dabei war Linhart T., dessen Verdienst dies hauptsächlich gewesen ist, doch ein weitausschauender Geschäftsmann, dem in seiner Jugend das großartige Geschäftstreiben an der damals in raschem Aufstreben begriffenen Antwerpener Weltbörse sehr wohl gefiel, mochte er sich auch von der dort weit verbreiteten „Büberei“ mit Widerwillen abwenden. Noch in vorgerückterem Lebensalter behielt er die Conjuncturen des stark speculativ gefärbten Antwerpener Pfeffermarktes genau im Auge. So ist Linhart T. zu allem Andern auch einer der bedeutendsten Vertreter des tüchtigen deutschen Kaufmannsstandes in einer Zeit gewesen, als dieser sonst die soliden Bahnen zu seinem Unheile verließ.

Tucherisches Geschlechtsbuch von 1590 im freiherrl. Tucherischen Familienarchiv. — Linhart Tucher's Merkbuch ebenda. — Handels- u. sonstige Correspondenz Linhart Tucher's ebenda. — Loose, Anton Tuchers Haushaltung (Bibl. des literar. Vereins, Bd. 134), S. 67, 71, 82, 90. — Ehrenberg, Hans Kleberg der „gute Deutsche“. Nürnberg 1893 (Mitth. d. Vereins f. Gesch. d. Stadt Nürnberg, Heft X), S. 24 ff. T.

Tuchtfeldt: Victor Christoph T., protestantischer Separatist († nach 1741?) — Unter den Extremen des Pietismus begegnet uns im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts als Schriftsteller der Pastor Victor Christoph T. Er hatte in Helmstedt und Halle studirt, war Pfarrer zu Döffel und Dobitz im Magdeburgischen unweit Halle geworden und soll sein Amt eine Zeitlang nicht ohne Nutzen und Erbauung verwaltet haben. Dafür spricht auch seine im J. 1715 von ihm veröffentlichte Schrift vom „vernünftigen und unvernünftigen Gottesdienst“, worin er Einfältigen Anweisung giebt, wie sie sich alle bei dem äußerlichen Gottesdienst vorkommenden Stücke und Ceremonien heilsam zu Nutze machen könnten. Da geschah es, daß zwei Mägde, welche bei ihm gedient,

Visionen gehabt zu haben meinten, und T., der davon erfuhr, hielt diese Geschichte für von Gott gewirkt. Die Halleschen Theologen, die er für seine Ansicht gewinnen wollte, vermochten ihn nicht davon abzubringen. Da er nun die angebliche Göttlichkeit dieser Visionen bekannt zu machen suchte, schritt die Obrigkeit gegen ihn ein; er wurde nach Berlin gebracht und daselbst über ein Jahr in der Hausvogtei in Arrest gefangen gehalten. Darauf wurde er seines Amtes entsetzt. Er begab sich in der Folgezeit nach Halle, wo seine Familie Unterkommen fand, während er wegen öffentlicher Unruhestiftung dort internirt und dann an die sächsische Grenze gebracht wurde. 1722 kam er aber wieder zurück und erregte auf dem Waisenhause in einer Erbauungsstunde durch eigenmächtiges Beten und Reden wieder öffentliches Aergerniß, gab auch in demselben Jahre gegen die Halleschen Theologen (A. H. Francke, Anton u. s. w.) eine Schrift unter dem Titel „Bekehrung der Väter zu den Kindern" heraus, wobei er sich selbst göttliche Eingebungen zuschrieb, während er den Gegnern Schiffbruch am Glauben Schuld gab. Zur Ehrenrettung der Angegriffenen erschien noch 1722 ein „Sendschreiben an einen christlichen Prediger zur Beantwortung einer unter dem Titel ‚Bekehrung der Väter zu den Kindern' ohnlängst edirten Schrift abgefasset und zur Rettung der Unschuld der in gedachter Schrift zur Ungebühr verunglimpften Personen in Druck ertheilet" — eine Schrift, aus welcher auch über Tuchtfeldt's Vorleben geschichtliche Mittheilungen gemacht sind, so daß sie als Quelle seiner Lebensgeschichte beachtet werden darf. Die Folge war, daß er Halle verlassen mußte und sein unstätes Wanderleben weiter führte; da er aber von seiner Eigenart nicht ließ, sondern als schwärmerischer Prediger gelegentlich auf offenem Felde und in Wäldern auftrat, erregte er überall, wohin er kam, Unruhen und fand bei der Geistlichkeit wie bei der staatlichen Obrigkeit heftigen Widerstand, so 1724 in Clausthal am Harz, wo er gefangen gesetzt wurde, 1731 zu Nürnberg, wo er eine „Gemeinschaft von Philadelphiern" zusammenbrachte, so daß das geistliche Ministerium gegen ihn einschritt, während der Freigeist Dippel ihn 1733 durch eine besondere Schrift vertheidigte. Zu diesem hatte T. in Berleburg Beziehung erhalten, und neben ihm wurde er selbst als Hofcaplan der Gräfin Hedwig Sophie v. Wittgenstein und als Informator der gräflichen Kinder zu den berühmten Leuten dieses Kreises gerechnet. Um Johannis 1733 aber ging T. aus dieser seiner Stellung unerwartet, ohne Wissen seiner Frau (die er also jetzt bei sich gehabt haben muß) und seiner Herrin, heimlich fort, weil er einen innerlichen Befehl von Gott habe, anderwärts in der Freiheit das Evangelium zu predigen. (Bei Göbel [s. unten] nach Briefen Marsay's.) 1738 finden wir ihn wieder in der Nähe von Berleburg, wo er zu Christianseck der sterbenden frommen Gräfin Hedwig Sophie v. Wittgenstein in ihrem Todeskampfe seelsorgerlich beistand; und noch 1741 mußte T. vor dem schwerkranken Grafen Casimir zu Berleburg (der am 5. Juni 1741 starb) so oft wie möglich in dessen Zimmer predigen. Weitere Nachrichten über T. fehlen bis jetzt.

Schriften (außer den angegebenen): „Der von Christo zubereitete neue lebendige Weg, in der Gemeinschaft seines Leidens oder Blutes die Heiligung zu vollenden u. s. w." (1724); „Das endliche Gerichte der großen und kleinen heutigen Religionen u. s. w." (1724); „Die Scheidung des Lichts und der Finsterniß" (1724); (Ob von ihm oder einem seiner Anhänger? „Von einem nicht Paulisch, nicht Kephisch, nicht Lutherisch, nicht Tuchfeldisch, sondern mit Paulo, Petro, Luthero und Tuchfelden nach Christo gesinneten Philadelphier angestellete genaue Forschung u. s. w." (1732) gegen die von dem Nürnberger Kirchenministerium 1731 veröffentlichte Schrift „Eine treuherzige Vermahnung und Warnung an die anvertrauten Gemeinden wegen entstandener Glaubens-

irrungen"); (Ob von ihm? „Hellpolierter Ketzerspiegel der Abbildung eines abscheulichen Anti-Christs in Halle, aus denen Orthodoxen aufgestanden ... contra Victor Tuchtfelden, Zeugen der Wahrheit; ... öffentlich vor Augen gestellet von einem Liebhaber der Wahrheit", 1731); (Ob von ihm? „Der von einem reißenden Schaf verfolgte unschuldige Wolf oder kurze Abfertigung der drei Lästerbriefe, welche von Halle aus an das Ministerium zu Nürnberg wider Tuchtfelden sind geschrieben worden, abgefasset durch Philadelphum", 1732); „Wie ich von Herzen glaube, so bekenne ich u. s. w., d. i. aufrichtiges Glaubensbekenntniß" (Frkf. u. Lpz. 1732); „Unterschied dessen, was Gott und was des Kaisers ist" (Frkf. u. Lpz. 1732); zu seinen Gunsten erschien Dippel's „Predigt vor Nürnberger Prediger ... gegen die Molimina des extraordinären Predigers der Wahrheit Victoris Tuchtfelds concipiret und ausgefertiget" (1733).

Vgl. Walch, Religionsstreitigkeiten der luth. Kirche II, 846; V, 1063. — Unschuldige Nachrichten 1723, 432; 1726, 672; 1732, 1022 ff. — Fränkische Acta, 23. Sammlung p. 905 ff. — Heinsius, Kirchenhistorie IX. Theil, p. 1037. — (Zedler's) Universallexikon, 45. Bd. (1745), 1451 ff. — Göbel, Gesch. des christl. Lebens III (1860), S. 87; 89; 123. — Dazu kommt als umfassende Schilderung auch der Fanatiker des Pietismus: Barthold, Die Erweckten im prot. Deutschland u. s. w. in Raumer's histor. Taschenbuche (1852, 129 ff. u.) 1853, 169 ff. — G. Frank, Gesch. der prot. Theol. 2. Theil (1865), 196. — Zu Dippel: Bender (W.), Dippel (1882).

P. Tschackert.

Tuckermann: Peter T., lutherischer Theologe, wurde am 21. October 1580 zu Lennep im Bergischen geboren, † 1651. Sein Vater, Jakob T., war wahrscheinlich Wollfabrikant und Bürgermeister; seine Mutter Katharina war eine geborene v. Marschet. Er besuchte die Schule in Lennep, bis ihn sein Bruder Eberhard Tuckermann, der 1593 Prediger zu Salzwedel wurde, mit dorthin nahm und etliche Jahre dort unterrichten ließ. Nachdem er dann noch das Pädagogium zu Stettin besucht hatte, bezog er am 18. October 1599 die Universität Helmstedt, um Theologie zu studiren. Am 17. März 1605 wurde er hier ordinirt und als Diakon an der Stadtkirche St. Stephani hier angestellt. Das Leben in der Universitätsstadt sagte ihm so zu, daß er 1606 eine weit günstigere Stellung, die ihm in Salzwedel angeboten wurde, ausschlug. Auch erfreute er sich wegen seiner Gelehrsamkeit einer solchen Achtung, daß seitens der Universität seine Ernennung zum Professor hebraicae linguae im Nov. 1606 vorgeschlagen wurde. Ging der Herzog hierauf auch nicht ein, so berief er ihn bald darauf (1608) doch als Kaplan an seine Schloßcapelle zu Wolfenbüttel. Hier gewann er die Gunst des Hofes und der hohen Geistlichkeit, insbesondere des damaligen Leiters der Landeskirche Basilius Sattler, in vollem Maaße. Die verwitwete Herzogin Elisabeth wollte ihn um das Jahr 1618 als Hofprediger nach Schöningen ziehen, aber er blieb in Wolfenbüttel, da ihn sich Sattler zu seinem Gehülfen und Nachfolger ausbat. T. theilte mit Sattler die streng lutherische Gesinnung, aber er war nachgiebig und milde, und es konnte deshalb zwischen ihm und dem starren und schroffen Manne ein gutes Einvernehmen stattfinden. Als Sattler am 9. November 1624 gestorben war, rückte T. in seine Stelle ein. Am 19. Januar 1625 wurde er als Oberhofprediger, Vorsitzender des Consistoriums und superintendens generalissimus in sein Amt eingeführt. Noch in demselben Jahre wurde er am 6. December in dem Kloster Riddagshausen, wo er schon seit 1623 Subprior gewesen war, zum Abte gewählt und vom Herzog unterm 20. d. M. als solcher bestätigt. Die Universität Helmstedt hatte ihm schon am 17. Juni 1623 die Würde eines Doctors der Theologie verliehen. So waren denn die höchsten kirchlichen Aemter und Würden in seiner

Person vereinigt. Aber nicht ohne große Bedenken hatte er die Nachfolge Sattler's angetreten. Den humanistischen Theologen der Helmstedter Hochschule war er, ein Vertreter des strengen Lutherthums, keineswegs gewachsen. Seine körperliche Schwächlichkeit, die Noth der Zeit, die nach der unglücklichen Schlacht bei Lutter a./B. (27. August 1626) drückend auf dem Lande ruhte und ihm die Führung seines an sich schwierigen Amtes noch außerordentlich erschwerte, kamen hinzu. Bald fühlte er sich überbürdet und zu schwach für seine Aufgabe; er sehnte sich nach einem Gehülfen, der die Arbeitslast mit ihm theilen und ihm einen festeren Halt geben würde. Als solchen hatte er 1627 Michael Walther, einen alten Gegner Calixt's, ins Auge gefaßt, mit dem er zusammen zum Doctor ernannt worden war; er war Hofprediger in Schöningen und Professor in Helmstedt gewesen, jetzt aber Hofprediger in Aurich und würde von dort gern in eine Stellung, wie sie T. vorschwebte, zurückgekehrt sein. Als aber der Herzog nun auch von Calixt ein Gutachten forderte, und dieser sich zu dem Posten für einen Mann seiner Richtung aussprach, blieb das auf den Fürsten nicht ganz ohne Eindruck. T. wollte lieber gar keinen Gehülfen als einen Anhänger Calixt's haben, und so ist denn schließlich aus der ganzen Sache nichts geworden. Mit dem Herzoge Friedrich Ulrich, der sich aufs innigste an T. anschloß, stand dieser sonst auf dem besten Fuße. In beider Charakter lag es, daß die Haltung des Kirchenregiments, zumal in politischen Fragen, eine schwankende und schwächliche war. Als nach Erlaß des Restitutionsedicts der Bischof von Hildesheim 1629 in das von dem Herzog in Besitz genommene Stift zurückkehrte und deshalb die inzwischen eingesetzten evangelischen Geistlichen von den Kanzeln eine Danksagung verlesen sollten, überließ es T., als er darob von seinen früheren Untergebenen um Rath gefragt wurde, den Gewissen der Einzelnen, wie sie sich in der Frage verhalten wollten. Die Feier eines Jubelfestes des Augsburger Bekenntnisses, die leicht als eine Demonstration gegen den katholischen Kaiser aufgefaßt werden konnte, lehnte man 1630 ab. Als 1631 der Herzog der Kriegsgefahr halber von Wolfenbüttel nach Braunschweig übersiedelte, folgte ihm T. und hat ihm auch in seiner Todesstunde (11. August 1634) treulich zur Seite gestanden. Bald nachher erging von Herzog Georg, Friedrich Ulrich's Vetter, der in der für Letzteren eroberten Stadt Hildesheim seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, die Aufforderung an ihn, als Hofprediger und generalissimus superintendens dorthin zu kommen. Aber er lehnte das Anerbieten ab und blieb in seiner alten Stellung, in der ihn Friedrich Ulrich's Nachfolger, Herzog August, bestätigte. Unter dessen Regierung hat sich Tuckermann's Einfluß noch bedeutend verringert. Der gelehrte Herzog neigte sich mehr der Richtung Calixt's zu und hat, als sich T. gegen seine Bibelübersetzung aussprach, dies „gar ungnädig empfunden“. Da auch die körperliche Schwäche Tuckermann's sich immer fühlbarer machte, so kam er 1647 um seine Entlassung ein, die ihm sogleich gewährt wurde. Er ist dann am 27. Mai 1651 in Braunschweig gestorben und in der Katharinenkirche beigesetzt, wo ihm ein marmornes Epitaphium errichtet wurde. Ein zweites Denkmal erinnert an ihn in der Riddagshäuser Klosterkirche. — Verheirathet hat sich T. zweimal; zuerst 1607 mit Anna Matthias, der Tochter eines Brauers und Kaufhändlers in Salzwedel, Jochim Matthias. Sie gebar ihm vier Söhne und eine Tochter und starb am 20. Januar 1635. Von den Söhnen hat nur Julius August, der Hofgerichtsassessor und Kanonikus von St. Blasien wurde und 1673 starb, den Vater überlebt. Am 2. Juni 1637 ging T. mit Anna Hildebrand, einer Tochter des Cellischen Kanzlers Dr. Joh. Hildebrand eine zweite Ehe ein. Da diese kinderlos blieb, so setzte die Wittwe, die ihren Mann bis zum 30. Juni 1678 überlebte und einen Bruder und eine Schwester beerbte, den größten Theil

ihres ansehnlichen Vermögens für eine Stiftung zur Erziehung armer Mädchen aus. Es entstand so das Waisenhaus St. Annen, meist das Tuckermann'sche Waisenhaus genannt, das ihren Namen in der Stadt Braunschweig bis auf den heutigen Tag in dankbarem Gedächtnisse erhält.

Vgl. die Leichenpredigt auf T. von Brandan Dätrius (Braunschweig 1651). — Henke, Georg Calixt u. seine Zeit. — Beste, Gesch. der Braunschw. Landeskirche. — Mittheilungen eines Nachkommen Tuckermann's, J. Tuckermann in Heidelberg. — Herzogl. Landeshauptarchiv in Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.

Tuczek: Vincenz T. oder Tutzek, ein geborener Böhme, bildete sich zum Sänger aus und begann seine Laufbahn an dem kleinen Hyberner Theater in Prag, für welches er auch einige Operetten setzte und die Tenorpartien für sich selbst schrieb. Er entsagte dann der Bühne und fand als Cembalist an der vaterländischen Bühne in Prag eine kümmerliche Stellung, die er noch 1796 bekleidete; gegen 1798 erhielt er die Capellmeisterstelle beim Herzoge von Kurland zu Sagan, um 1801 die am Breslauer Theater und darauf am Leopoldstädtischen Theater in Wien, wo er im J. 1820 starb. Außer böhmischen und deutschen Operetten — unter den letzteren werden genannt: Rübezahl oder Typhon; Hans Kachel; Pumpernickel; die beiden Dackeln; Dämona, das Hökerweibchen; das Wünschhütlein u. a. — schrieb er auch zwei biblische Dramen: Moses in Aegypten und Samson; auch eine große Oper „Lanassa“ wird erwähnt. Im Druck erschien eine Cantate zur Feier der Wiedergenesung des Königs von Preußen, 1798 aufgeführt, deren Partitur er zum Pränumerationspreise von 8 Thlrn. (24 Mk.) selbst anzeigte und ferner in Leipzig bei Kühnel der Clavierauszug der Zauberoper in 3 Acten: „Dämona, das Bergweibchen“. Letzteren Druck besitzt die kgl. Bibl. zu Berlin.

Gerber, neues Tonkünstler-Lex. und Schilling's Lex.

Rob. Eitner.

Tufa: Feldherr Odovakar's, s. diesen, trat a. 489 zu Theoderich dem Großen über, bald aber zu seinem alten Herrn zurück, dem er die ihm anvertrauten Heerführer auslieferte. Dahn.

Tulden: Diodor (Theodor) van T. (Thulden), Rechtsgelehrter, geboren zu Herzogenbusch, † zu Mecheln am 19. November 1645, einer geachteten Adelsfamilie in Brabant entstammend, ist der Sohn des Nikolaus van T., der Doctor juris war, in seiner Vaterstadt Herzogenbusch eine Richterstelle bekleidete, und drei juristische Werke hinterließ. Der Sohn Diodor bezog die Universität Löwen, wo er unter E. Puteanus philosophische und juristische Vorlesungen besuchte und den juristischen Doctorgrad erwarb. Nach beendeten Universitätsstudien wurde er in seiner Vaterstadt Advocat und Beisitzer des Rathes dortselbst, 1620 Professor juris civilis und Paratitlorum an der genannten Hochschule unter Befreiung von der vorgängigen, üblichen Disputation und erhielt am 19. Juli 1623 den ersten Lehrstuhl der Juristenfacultät. Im Sommer 1645 trat er als Mitglied in den hohen Rath von Mecheln, welches Amt er nur wenige Monate führte, da er im November desselben Jahres mit Tod abging.

T. war mit Katharina Klara v. Greverbroeck verheirathet, welche ihm 3 Söhne gebar. Von diesen trat Johann Florentin in die Fußtapfen des Vaters, indem auch er in den hohen Rath von Mecheln gerufen wurde.

Unser Gelehrter besaß eine vielseitige und gründliche Bildung, welche in seinen juristischen wie auch in seinen philosophisch-ethischen Werken zum Ausdruck kam. Er verfaßte: „Libri V de causis remediis corruptorum judiciorum.“ Colon. 1624; „Libri duo de regulis juris“. Lovani 1629; „Comment. ad cod. Justinian.“. Lov. 1633 und 1651 fol., worin die bei Gerichten am häufigsten vorkommenden

Controversen in Form von Fragen und Antworten erörtert werden; „De principiis Jurisprud. Libri IV.“ Colon. 1622. Lovani 1655, (eine vorwiegend rechtshistor. Arbeit); „De civili Regimine Libri VIII.“; „De cognitione sui ipsius Libri V.“; „Sophiae eclecticae Libri IX.“; „Dissertationes Socraticae Libri II.“ Lovani 1623, (eine ethisch-politische Abhandlung.)

Sicheren Beweis für die Gediegenheit der Arbeiten liefert wol die Thatsache, daß noch 55 Jahre nach Tulden's Tod eine Gesammtausgabe seiner juristischen Werke erschien, welche nach weiteren hundert Jahren zum zweiten Male aufgelegt wurde. (Lovani 1701 und 1702; ibid. 1802). Zur nämlichen Zeit lebte ein gleichnamiger Maler (Thulden oder Tulden), ebenfalls zu Herzogenbusch (1606) geboren, der jedoch mit unserem Juristen nicht näher verwandt ist (s. o. S. 158).

Fasti Acad. Lovaniens. p. 129. — Van der Aa, biogr. woordenboek XVIII, 240. v. Eisenhart.

Tulga, Westgothenkönig (10. Jan. 640—646), jugendlicher Sohn und Nachfolger des Königs Kindila (März oder April 636—640), ward von dem gewaltigen 79jährigen Greise Kindaswinth entthront und mit geschorenem Haar in ein Kloster gesteckt, wie es scheint in einer Erhebung des weltlichen Adels gegen die seit 631 thatsächlich unter priestergegängelten Königen das Reich beherrschenden Bischöfe.

Quellen und Litteratur s. unter Swinthila, Kindila und Kindaswinth. Dahn.

Tulichius: Hermann T. Ueber den Lebensgang dieses nicht unbedeutenden Gelehrten sind eine Reihe von Irrthümern verbreitet, die sich größtentheils auf das unzuverlässige und stark rhetorisch gefärbte „Carmen de vita et obitu Tulichii“ des älteren Heinrich Meibom (s. A. D. B. XXI, 187) zurückführen. Sicher ist, daß T. 1486 zu Steinheim, einem ehemals paderbornischen, jetzt preußischen Städtchen im Kreise Höxter geboren wurde. Seine Familie, die eigentlich Tulken oder Tulike (lat. Tulecus) hieß und mit der des gleichfalls aus Steinheim stammenden Helmstedter Historikers Reinerus Reineccius (s. A. D. B. XXVIII, 17) verschwägert war, gehörte zu den angesehensten des Ortes. Nachdem er den ersten Grund für seine Gelehrsamkeit in seiner Vaterstadt gelegt hatte, besuchte er verschiedene Schulen Westfalens, insbesondere die Domschule zu Münster, an der zu jener Zeit der berühmte Humanist Johannes Murmellius (s. A. D. B. XXIII, 65) als Lehrer wirkte. Wie sehr T. die Verdienste desselben zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß er später seine „Tabulae de ratione faciendorum versuum“ wiederholt herausgab (Magdeburgi ap. Mich. Lottherum 1532 und 1536) und mit empfehlenden Versen begleitete. Nach Meibom soll nun T. schon vor seinem Aufenthalte in Münster in Deventer Alexander Hegius (s. A. D. B. XI, 283 ff.) gehört haben. Ist dieses richtig, so muß ihn, da Hegius bereits 1498 starb, seine Wissensdurst schon als Knaben von 11 bis 12 Jahren in die Ferne getrieben haben. Von Münster aus läßt Meibom seinen Helden in die Niederlande wandern, in Löwen unter Konrad Goclenius (s. A. D. B. IX, 308) studiren, dort auch den Magistergrad erwerben. Mit dieser Nachricht streitet aber die Thatsache, daß Goclenius seine Löwener Professur erst 1519 erhielt und T. später in Wittenberg promovirt wurde. Immerhin ist es nicht unmöglich, daß ihn seine Reisen auch bis zu der berühmten Brabanter Hochschule geführt haben, aber sicher ist es nicht. Zweifelhaft ist auch die fernere Nachricht, daß er sich von Löwen nach Leipzig gewendet und dort mit Hermann Buschius (s. A. D. B. III, 637 ff.) in Verkehr gestanden habe. Allerdings hat dieser von 1503—1507 am Ufer der Pleiße gelehrt, aber Tulichius' Namen wird in diesen Jahren in der Leipziger Matrikel nicht ge-

funden. Dagegen steht es fest, daß er im Sommersemester 1508 in das Album der Wittenberger Universität als „Hermannus Tulken de Steinheim“ eingetragen worden ist. Wie lange er sich auf dieser Hochschule aufgehalten hat, wird nicht bekannt. Vier Jahre später, im Sommer 1512, wurde er in Leipzig als „Hermannus Tulike de Steynheym“ inscribirt. Inzwischen hatte er, wie sein Schüler, der Rostocker Professor der Theologie Lucas Bacmeister, glaublich berichtet (Orat. de Luca Lossio, Bl. C 1 b, wo jedoch die Jahreszahl unrichtig angegeben ist), eine Zeit lang in Quedlinburg als Lehrer gewirkt. Als T. nach Leipzig kam, docirte dort als humanistischer Vertreter der Eloquenz mit glänzendem Erfolge der fast ganz in Vergessenheit gerathene Gregorius Coelius (Zäle), nach seinem Geburtsorte, Aub in Franken, auch Gregorius Aubanus genannt († 1515). Zu diesem trat er in ein so nahes Verhältniß, daß er sich 1516 vor seiner Ausgabe der Rede Cicero's gegen Piso schlechtweg als „Gregorii Aubani discipulus“ bezeichnet (vgl. Panzer's Annalen, VII, 191, Nr. 534). Daß T., sei es damals oder zu einer späteren Zeit, an der Leipziger Hochschule eine Professur bekleidet habe, gehört zu den schlimmsten Irrthümern, die über sein Leben und Wirken verbreitet sind. Seine Hauptbeschäftigung war in Leipzig vielmehr die eines Correctors in der Officin des Buchdruckers und Verlegers Michael Lotther. Als solcher besorgte er schon 1513 die Lotther'sche Ausgabe von Cicero's De legibus und die des Prudentius, 1514 die der Hymni heroici des Picus von Mirandola, 1516 die der Reden Cicero's gegen Piso und für Flaccus, 1517 die des Lactanz u. s. w. Daneben wird er, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, ohne Zweifel auch privatim gelehrt haben.

Tulichius' Aufenthalt in Leipzig dauerte bis Ende 1519 oder Anfang 1520. An seinen Abgang von dort nach Wittenberg knüpft sich eine interessante Legende. Der Typograph Michael Lotther, so heißt es, hatte verschiedene Schriften des Reformators Martin Luther gedruckt und dadurch den Zorn des Landesherrn, des protestantenfeindlichen Herzogs Georg des Bärtigen, in so hohem Maße wachgerufen, daß dieser ihn bald nach der bekannten Disputation auf der Pleißenburg (Juni und Juli 1519) sammt seinen Gesellen gefangen nehmen und hinrichten ließ. Nur einer, Georg Stange, entkam. Auch auf den, der die Schriften corrigirt hatte, auf T., fahndete man, um ihn mit den übrigen in den Kerker zu schleppen; aber gelehrte Freunde hielten ihn verborgen, bis es ihm gelang, nach Wittenberg zu entschlüpfen. — Die Geschichte klingt romantisch genug, ist aber, obwohl sie sogar von dem sonst glaubwürdigen Lucas Bacmeister berichtet wird, leider nicht wahr. Sie entstand vermuthlich aus einer Verwechselung Lotther's mit dem Buchhändler Joh. Hergott, der in der That 1524 auf dem Markte zu Leipzig öffentlich enthauptet wurde, weil er, einem Edicte des Herzogs vom Jahre 1522 zuwider, Schriften von Luther verkauft hatte (vgl. z. B. Seckendorfii Hist. Luth. l. I, p. 316). Der wirkliche Sachverhalt ist der, daß ein Sohn Lotther's, der gleichfalls Melchior hieß, gegen Ende des Jahres 1519 auf Luther's Wunsch in Wittenberg ein Zweiggeschäft gründete und daß T. ihn dorthin begleitete oder doch sehr bald ihm folgte. Schon am Tage vor Mariä Reinigung (1. Februar) 1520 traf ihn dort einer seiner Leipziger Freunde (vgl. Jo. Arn. Ballenstadii Vita Andr. Althameri, Wolfenb. 1740, 4°, S. 73). Der ältere Melchior Lotther blieb in Leipzig zurück und hat dort nach allem, was darüber bekannt ist, unangefochten bis zu seinem Tode im J. 1524 gelebt.

In Wittenberg setzte T. zunächst seine Thätigkeit als Corrector und Privatdocent fort. Schon am 9. Februar 1520 wurde er als der erste von 17 Competitoren zum Magister promovirt. Zwei Jahre später erfolgte seine Aufnahme unter die ordentlichen Professoren der philosophischen Facultät. Zu den Refor-

matoren trat er von Anfang an in ein freundschaftliches Verhältniß. Luther, der ihm seine lateinischen Schriften vor dem Drucke zur Durchsicht quoad verba stilumque übergeben haben soll (so Hamelmann, Opp. gen.-hist., p. 123, wogegen Jo. Gerberi de Latinitate Lutheri orat., Jenae 1755, 4°, p. XXI sq.), richtete 1520 an ihn sein Buch „De captivitate Babylonica“ sowohl in der lateinischen als in der deutschen Bearbeitung; Melanchthon widmete ihm nicht lange darauf seine Ausgabe von Plutarch's Sermo convivalis primus (Wittenberg bei Lotther o. J. in 8°, wahrscheinlich 1521, vgl. Corp. Ref. I, 519 f.). Seine Vorlesungen, in denen er vorzugsweise Vergil, Horaz, Lucan, Ovid, Reden von Cicero, daneben auch Rudolf Agricola's (s. A. D. B. I, 146) Bücher De inventione dialectica erklärte, wurden sehr geschätzt. Melanchthon urtheilte darüber im März 1525, wenn man T. in Wittenberg missen müßte, so würden die lateinischen Studien darunter sehr zu leiden haben (Corpus Reformatorum I, 728: si eo careamus, valde frigeant latinae litterae). Neben den Alterthumswissenschaften interessirte ihn auch die Medicin, in der er unter Melchior Fend erfreuliche Fortschritte gemacht haben soll. Nicht geringes Aufsehen erregte es, daß er, als man ihn zum Stiftsherrn gewählt hatte, es mit Entschiedenheit ablehnte, sich die geistliche Weihe ertheilen zu lassen. Die Folge davon war, daß er, da der Kurfürst nun seine Bestätigung verweigerte, die Pfründe wieder verlor und so eines nicht unerheblichen Theiles seiner Einkünfte beraubt wurde. In der Bedrängniß, in die er dadurch gerieth, wird der Grund zu suchen sein, weshalb er sich im Sommer 1525 entschloß, nach Eisleben zu gehen, um dort in Gemeinschaft mit Johannes Agricola (s. A. D. B. I, 151) die neu begründete Lateinschule zu leiten. Aber schon im Herbste desselben Jahres treffen wir ihn wieder in Wittenberg, wo er am St. Lucastage (18. October) an der Universität das Rectorat übernahm. Immerhin war seine kurze Thätigkeit an der Schule zu Eisleben nicht ohne Bedeutung. Er veröffentlichte nämlich im Verein mit Agricola in lateinischer Sprache eine Schulordnung, die als ein Vorläufer des von Melanchthon verfaßten kursächsischen Lehrplans anzusehen ist und mit demselben in allen wesentlichen Punkten übereinstimmt. Dieselbe war völlig in Vergessenheit gerathen, bis Friedr. Lor. Hoffmann einen Abdruck davon auf der Hamburger Stadtbibliothek auffand und hiernach das werthvolle Document 1865 unter dem allerdings nicht ganz zutreffenden Titel: „Der älteste, bis jetzt bekannte Lehrplan für eine deutsche Schule“ wiederum zugänglich machte.

Melanchthon war über Tulichius' Rückkehr von Eisleben nach Wittenberg sichtlich verstimmt. Er gehöre, so schreibt er an Agricola, zu denjenigen, die es nicht über sich zu gewinnen vermöchten, von dem akademischen Lehrstuhle zum Unterrichte von Knaben herabzusteigen. Es erscheint zweifelhaft, ob Melanchthon in seiner Gereiztheit das Richtige getroffen hat. Was T. den Aufenthalt in Eisleben verleidete, war wol vor allem seine Stellung zu Agricola, zumal das paritätische Nebeneinander der beiden — sie nennen sich „Professores scholae Islebianae“ — nur zu leicht zu Mißhelligkeiten führen konnte. Ueberdies hat T. sieben Jahre später gezeigt, daß ihm die praktische Thätigkeit an einer Lateinschule keineswegs so zuwider war, wie Melanchthon es vermuthete; denn als der Rath der Stadt Lüneburg auf Vorschlag des Reformators derselben, Urbanus Rhegius (s. A. D. B. XXVIII, 374), ihn 1532 aufforderte, die Leitung der dortigen Johannisschule als ihr erster lutherischer Rector zu übernehmen, ist er diesem Rufe, trotzdem er bereits im 46. Lebensjahre stand, bereitwillig gefolgt.

Am Lüneburger Johanneum währte Tulichius' Wirksamkeit nur acht Jahre, aber diese Zeit genügte, um die Anstalt zu hoher Blüthe zu bringen und ihm

selbst den Namen eines der tüchtigsten Schulmänner in ganz Norddeutschland zu verschaffen. Die von ihm im Verein mit Rhegius aufgestellten Schulgesetze wurden lange noch ihm zu Ehren Leges Tulichianae genannt. Sein Lieblingsspruch: „Grammatica in scholis facit miracula, catechismus in ecclesia“ kennzeichnet die Art und Richtung seines Unterrichts. Nach dem Urtheile seines mehr erwähnten Schülers Lucas Bacmeister verstand er die Jugend auch ohne Stock in Zucht und Ordnung zu halten und ihren Eifer durch die Lebendigkeit seines Vortrags und durch Weckung des Ehrgefühls anzuspornen. Eine ganz besondere Sorgfalt habe er den Redeübungen, namentlich auch hinsichtlich des äußeren Vortrages, zugewendet. Unermüdlich sei er in der Correctur der schriftlichen Arbeiten gewesen und habe es in kurzer Zeit dahin gebracht, daß seine Zöglinge geläufig Latein sprachen und schrieben, sowie auch im Griechischen ausgezeichnete Fortschritte machten. Zur näheren Charakteristik wird von Meibom noch berichtet, T. habe die neueren Lateiner nicht geliebt und insbesondere die Werke des Erasmus von seinen Schülern nicht lesen lassen; nur Cicero, Terenz, Cäsar, Vergil und Horaz habe er in der Schule geduldet. Diese Aeußerung bedarf insofern einer Berichtigung, als Bacmeister ausdrücklich die Schrift des großen Humanisten „De duplici copia verborum ac rerum“ als ein zu seiner Zeit in Lüneburg gebrauchtes Schulbuch erwähnt. „Nunc epistolas“, so sagt er von seinem ehemaligen Lehrer, „nunc carmina, tum declamationes, rursus paraphrases, iam chrias, item variationes eiusdem sententiae iuxta Copiam Erasmi iniungebat“. Immerhin aber mag es richtig sein, daß die trotz ihres stellenweise höchst bedenklichen Inhalts weit und breit in den Gelehrtenschulen eingeführten Colloquia des Erasmus in Lüneburg nicht gebraucht wurden.

Die von T. veröffentlichten Schriften stammen fast alle aus der Zeit seines Aufenthalts in Leipzig. Später scheint sich ihm die Lust zu schriftstellern sehr gemindert zu haben. Melanchthon klagte im October 1525, er mache nicht einmal lateinische Verse, und fügt verdrießlich hinzu: „quod quanquam potest Hermannus, tamen sive desidia nunquam scribit, sive ambitione celat. Est autem, quod Graeci dicunt, nulla utilitas abditae musices“ (Corp. Ref. I, 761). Ein Verzeichniß seiner Werke findet sich in Alber's Elogium, S. 11, und in dem weiter unten verzeichneten Aufsatze von Förstemann, doch scheint die Reihe der Tulichiana damit noch nicht erschöpft zu sein. Meist sind es Ausgaben lateinischer Schriftsteller, z. B. von Prudentius, Lactanz, Horaz, Cicero's Brutus, de legg., pro Flacco, pro Dejotaro, in Pisonem u. a. Auch neuere Lateiner, wie die Hymnen des Picus von Mirandola, ein Gedicht des Baptista Mantuanus, Briefe des italienischen Historikers Sabellicus, edirte er. Für seine Schüler in Lüneburg stellte er Abschnitte aus Quintilian und anderen alten Lateinern zu einer Art von Chrestomathie zusammen, die u. a. auch dem großen Humanisten Caselius (s. A. D. B. IV, 40) in seiner Kindheit als Schulbuch gedient hat (vgl. Caselii ep. ad Reccium bei Goes, Opusc. varia de Westph., S. 172). In Lüneburg war es auch, wo er die bereits erwähnten Ausgaben von dem Büchlein seines Lehrers Murmellius, „De ratione faciendorum versuum“ veranstaltete.

T. starb am 28. Juli 1540. Seine Gattin, die er erst in höherem Alter, bald nach seiner Uebersiedlung nach Lüneburg, heimgeführt hatte, und eine Tochter überlebten ihn. Beide wurden später gleichzeitig Opfer der Pest. Ein Epitaphium, das der Lübecker Superintendent Hermann Bonnus (s. A. D. B. III, 133) auf ihn in phaläcischen Versen verfaßte, wurde, auf einem Denkstein eingehauen, an der Wand des Johanneums nahe bei der Thür angebracht und ist erst 1828 bei dem Abbruche des Gebäudes beseitigt worden. Es lautete:

Hermannus iacet hic Tulichjus: ille
Orator bonus et poeta felix.
Hujus sceptra scholae tenebat
Magna laude diu. Sed ante tempus
Tantum fata virum abstulere mundo,
Cum moerore gravi omnium bonorum.

Von den ältesten Quellen verdienen besonders Beachtung: Lucas Bacmeister, Orat. de Luc. Lossio, Rost. 1586, Bl. C 1 bis C 4. — Reinerus Reineccius, De oppido Steinhemo Commentariolum, und Narratio de vita Reineccii, bei Goes, Opusc. var. de Westph., Helmest. 1668, S. 220 f. u. 224. — Jo. Caselii Epist. ad Reccium, bei Goes a. a. O., S. 172. — Ganz unzuverlässig ist Henr. Meibomii De vita et obitu Tulichii Carmen. Zuerst als Sonderschrift, Helmst. 1586, dann bei Goes a. a. O., S. 75 ff. — Gleichfalls mit äußerster Vorsicht zu gebrauchen sind die Mittheilungen über T. bei Hamelmann, Opp. genealog.-hist., Lemgo 1711. — Die Irrthümer dieser beiden Werke sind ohne rechte Kritik hinübergenommen in Joh. G. Bertram, Das Evang. Lüneburg, Braunschw. 1719, S. 85—89. Ferner in Joh. Christoph Stockhausen's Elogium Tulichii im Lüneburger Programm von 1766. — Von geringer Bedeutung sind die Mittheilungen des Rectors Lauterbach im Programm des Lüneburger Johanneums von 1694, S. 6 ff., und die des Rectors Wagner im Programm derselben Anstalt vom Jahre 1832. — Von neueren Werken sind benutzt worden: Corp. Reformatorum ed. Bretschneider. — Panzer's Annalen, VII. — K. Ed. Förstemann, Berichtigung u. s. w., in der Leipz. Litt.-Zeitung, 1829, Nr. 242. — Derselbe, Album Acad. Viteberg. Lips. 1841. — Fr. Lor. Hoffmann, Der älteste, bis jetzt bekannte Lehrplan für eine deutsche Schule. Hamburg 1865. — G. Kawerau, Joh. Agricola. Berlin 1881. — Jul. Köstlin, Martin Luther. 4. Aufl. Berlin 1889. — Derselbe, Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger Philos. Facultät 1503—1560. Vier Osterprogramme der Univers. Halle-Wittenberg. Halle 1887—1891. — Werthvolle Mittheilungen aus den Acten der Leipziger Universität verdankt der Verf. der Güte des Herrn Professors Georg Erler zu Königsberg i. Pr. Friedrich Koldewey.

Tuluin, ostgothischer Heerführer Theoderich's des Großen, Patricius, dem Hause der Amaler verschwägert, gewann 504 den Gepiden Sirmium ab (Thrasarich), vertheidigte 510 heldenmüthig lange Zeit das schwer von Chlodovech und Gundebad dem Burgunden bedrängte Arles, bis ihm Entsatz gebracht ward und erzwang später 523/524 als Feldherr Theoderich's ohne Schwertstreich von dem Burgundenkönig die Abtretung bedeutender Gebietstheile westlich der Durance.

Könige II und III. — Mommsen, Neues Archiv XIV und in seiner Cassiodor-Ausgabe (1894), p. XXXVII. Dahn.

Tuma: Franz T. wurde geboren am 2. October 1704 zu Kostelecz in Böhmen, studirte auf dem Jesuitenseminar in Prag und fand unter dem Capellmeister Bohuslaß Czernohorsky Anstellung als Tenorist an der Kirche zum heil. Jakobus daselbst. Nach Beendigung seiner Studien begab er sich nach Wien, wo der Graf Franz Ferdinand Kinsky sich sehr für ihn interessirte und ihn zum Capellmeister Fux schickte, um Contrapunkt zu studiren. Im J. 1741 wurde er Capellmeister der verwittweten Kaiserin Elisabeth und blieb in diesem Amte bis zum Tode derselben (1750). Nachdem er lange im Ruhestande, aber nicht unthätig gelebt, zog er sich 1768 in das Prämonstratenserkloster Geras (Niederösterreich) zurück. Nach Verlauf von sechs Jahren kam er jedoch wieder nach Wien und nahm Wohnung bei den „barmherzigen Brüdern", starb aber bald darauf im Herbst 1774. Seine Compositionen (Messen, Motetten u. s. w.) für

die Kirche, welche sämmtlich Manuscript geblieben sind, waren sehr beliebt. Namentlich werden ein im Auftrage von Maria Theresia componirtes „Miserere“ und die Matutin für die Verstorbenen gerühmt.

Wilh. Bäumker.

Tümpling: Adam v. T., preußischer General der Cavallerie und Generaladjutant, geb. zu Soldau in Ostpreußen am 10. Mai 1781, † zu Potsdam am 10. August 1871. Von seinem Vater Ferdinand (s. d.) hatte er sowohl den militärischen Geist, wie die ernste, mit Herzensgüte verbundene Sinnesart ererbt, und damit bahnte er sich den Weg zu den höchsten Stellen. Aus seinem Tagebuch, das er von früher Zeit an geführt hat (jetzt im Familienarchiv zu Thalstein bei Jena), offenbaren sich Treue und Gewissenhaftigkeit eines pflichteifrigen Dieners seiner Könige, leuchten Milde und Hoheit einer wahrhaft vornehmen Natur, zeigen sich kindliche Frömmigkeit und demüthige Bescheidenheit eines ernsten Christen, und diese Eigenschaften vereinigen sich zu einem Gesammtbilde, das den Beschauer zu aufrichtiger Verehrung zwingt. T. leistete 1795 in Pasewalk den Fahneneid als Standartenjunker beim Dragonerregiment Ansbach-Baireuth. Im J. 1799 wurde er Secondlieutenant und nahm als solcher 1806 mit dem Regimente an der Schlacht von Auerstedt theil, wo er, selbst verwundet, seinen gleichfalls verwundeten Kameraden Ferdinand v. Schill rettete. Im J. 1812 zum Stabsrittmeister ernannt, zeichnete er sich im J. 1813 bei Möckern (5. April) durch einen kühnen Angriff aus; die Tage von Groß-Görschen, Bautzen, Haynau, Hoyerswerda und Luckau sahen ihn gleichfalls im Feuer. Der Tag von Hoyerswerda trug ihm das Eiserne Kreuz 2. Classe ein. Zum Adjutanten des Generals v. Oppen berufen, focht er nach Ablauf des Waffenstillstandes mit bei Wittstock, Großbeeren, Dennewitz und Leipzig und zog sodann mit Oppen nach Holland, wo er sich beim Sturm auf Arnheim (30. Nov. 1813) das Eiserne Kreuz 1. Classe errang. Im Frühjahr 1814 rückte er mit nach Frankreich, kämpfte bei Laon und zog am 31. März mit in Paris ein. „Ich habe Gott dem Allmächtigen in meinem Leben vieles zu verdanken gehabt, aber aus der Fülle meines Herzens danke ich Ihm für den Hochgenuß, das Vaterland von dem Joche eines fremden Tyrannen befreit gesehen zu haben und in seine Hauptstadt eingezogen zu sein.“ Heimgekehrt, mußte er 1815 den Tod seiner Gemahlin Wilhelmine geb. Gräfin v. Bohlen a. d. H. Stretense erleben, mit der er seit 1807 glücklich verheirathet war und die ihm u. a. den 1809 geborenen Sohn Wilhelm (s. d.) geschenkt hatte. Napoleon's Rückkehr von Elba führte ihn alsbald wieder nach Frankreich, doch nahm sein Truppentheil diesmal an wirklichen Kämpfen nicht theil. Am Tage der Schlacht von Waterloo ward er zum Major befördert und ging dann als Adjutant Gneisenau's in dessen Hauptquartier Coblenz. Dort verheirathete er sich zum zweiten Male 1818 mit Johanna v. Lebens, an deren Seite er noch 53 Jahre einen glücklichen Ehestand führen konnte. Eine neue Richtung nahm sein Leben an, als er 1820 zum Adjutanten des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm ernannt wurde. Bis 1827 blieb er in dieser Stellung in Berlin, da berief ihn der König zum Commandeur des 1. Garde-Ulanen-Landwehr-Regiments nach Potsdam, wo er 1831 zum Obersten, 1838 zum Generalmajor und Commandeur der 1. Garde-Cavallerie-Brigade aufrückte. Inzwischen hatte er 1835 den preußisch-russischen Manövern bei Kalisch beigewohnt und in der 1837 unter Vorsitz des Prinzen Wilhelm gebildeten Commission zur Entwerfung eines Dienstreglements mitgewirkt. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. nahm T. 1841 wiederum an den Arbeiten der vom Prinzen Wilhelm geleiteten Cavalleriecommission theil und begleitete den Prinzen, dessen besonderes Wohlwollen er sich erworben hatte, zur Bundesinspection nach Oesterreich. Auf

Wunsch des Prinzen von Preußen wurde er 1844 zum Commandeur der Gardecavallerie ernannt. Im J. 1845 wurde er Generallieutenant. Sein 50jähriges Dienstjubiläum feierte er 1845 in der Stille in Coblenz; Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn bei diesem Anlaß zu seinem Generaladjutanten. Bei allen Ehrenbezeigungen, die ihm zu theil wurden, bewahrte er sich tiefste Demuth, wovon die Tagebuchnotizen wiederholt rührendes Zeugniß ablegen. Seine Lebensweisheit faßte er in die Worte: „Prüfe dich öfters, daß niemals Herrschsucht dich überfalle, huldige stets der Demuth, sei niemals geringschätzig gegen deinen Nächsten und betrachte die Verhältnisse und Dinge in der Welt nicht zu schroff." Ein Adjutant, der 12 Jahre lang um ihn war (Freiherr v. Danckelman), gibt ihm das Zeugniß: „In dem täglichen Umgange mit ihm habe ich das Wenige von Umsicht, Charakterbildung und Verständniß des Lebens, was ich mein eigen nennen darf, erlernt. Ich liebe und verehre ihn daher wie einen zweiten Vater." Die Märztage 1848, in denen er die Cavallerie commandirte und über die sein Tagebuch interessante Mittheilungen enthält, erschütterten ihn tief. Wiederholt suchte er um seinen Abschied nach und erhielt ihn im Herbst 1848 unter warmer Anerkennung seiner Verdienste mit dem Charakter als General der Cavallerie bewilligt. Der Prinz von Preußen schrieb ihm damals: „Niemand bedauert dies mehr als ich, der so lange Zeuge Ihrer überaus erfolgreichen Wirksamkeit war." Fortab lebte er in Potsdam, doch immer in regem Verkehr mit dem königlichen Hofe. Als der Prinz von Preußen 1861 den Thron bestieg, stellte er sogleich T. als Generaladjutanten zu seiner Disposition, 1862 à la suite des 1. Garde-Ulanen-Regiments. Am 15. Juni 1865, dem Tage, an dem T. vor 70 Jahren zur Fahne geschworen hatte, überbrachte ihm König Wilhelm persönlich den Schwarzen Adlerorden „mit einer Cabinetsordre, die mich schamroth macht, weil sie meine geringen Dienste weit überhebt". Am 14. März 1868 feierte der alte General der Cavallerie unter persönlicher Theilnahme des königlichen Hauses seine goldene Hochzeit, und wenige Tage später hatte er die Freude, auch seinen Sohn Wilhelm, der seit 1866 das 6. Armeecorps commandirte, zum General der Cavallerie befördert zu sehen. Charakteristisch für seine Auffassung von den Pflichten des Officierstandes sind die Worte, die er zu Beginn des Jahres 1863 seinem Sohne schrieb: „Du stehst an der Spitze von 15- bis 20,000 Soldaten. Du wirst damit einst Schlachten, ja vielleicht das Schicksal eines Krieges entscheiden können. Sorge für den Soldaten in aller Beziehung. Gerechte Strenge, Hebung des Ehrgefühls, Nachsicht in unwesentlichen Dingen, Vermeidung aller nutzlosen Plackereien — dies ist der Weg, auf dem man den Soldaten zur größten Hingebung und Opferwilligkeit veranlassen kann. . . . Es ist eine Haupteigenschaft unseres Soldaten, daß ihm die Religiosität im allgemeinen und im besonderen zu Zeiten der Gefahr Bedürfniß ist. Auf dieser Basis beruht seine unbesiegbare Tapferkeit und die Masse seiner guten Eigenschaften, die bei richtiger Leitung zu den größten Folgen führen müssen." Am 15. Juni 1870 feierte T. sein 75jähriges Dienstjubiläum. Die Ereignisse von 1870/71 bewegten sein altes, aber soldatisch stets junges Herz aufs mächtigste. Noch war ihm die Freude beschieden, seinen Sohn Wilhelm und dessen Sohn Wolf, beide wohlbehalten und geschmückt mit dem Eisernen Kreuz, aus dem französischen Feldzuge heimkehren zu sehen. Er starb nach kurzer Krankheit am 10. August 1871 zu Potsdam und wurde dort beigesetzt. Seine Gemahlin überlebte ihn um beinahe 3 Jahre. Aus vielen Kundgebungen des Königs Wilhelm erhellt, wie hoch dieser die militärischen Verdienste Tümpling's schätzte. So schrieb er ihm 1866: „Unser Instrument zum Siege ist herrlich vorbereitet, und Sie haben herrlich dazu mitgewirkt", und 1867: „Jeder, also auch Sie im vollsten Maße, der mit unablässiger Thatkraft die herrliche Armee seit langen

Friedensjahren vorbereitet hat, um nun diese Thaten verrichten zu können, der muß den Lohn seiner Thätigkeiten in seiner Brust empfinden. So sei es auch mit Ihnen!“

C. M. v. Schöning und W. O. v. Tümpling, Geschichtliche Nachrichten über die v. Tümpling'sche Familie. S. 91—97. — Wolf v. Tümpling, Geschichte des Geschlechtes v. Tümpling. II, 517—598. — H. O. Stölten, Erbaulich-patriotische Bilder aus der Tümpling'schen Geschlechtsgeschichte. S. 23—41. Mitzschke.

Tümpling: Ferdinand v. T., preußischer Oberst, geboren auf dem väterlichen Gute Arnsdorf bei Hainichen in Sachsen am 20. September 1750, † zu Warschau am 17. October 1803. Im J. 1768 wurde er Lieutenant bei der kursächsischen Garde du Corps und trat, um seinem militärischen Drange besser genügen zu können, 1773 in die preußische Armee über, wo er von Friedrich dem Großen zum Premierlieutenant bei dem in der Provinz Preußen neu errichteten Husarenregimente v. Owstien ernannt wurde. Mit dem Regimente nahm T. als Rittmeister 1778 in der Armee des Prinzen Heinrich am Bairischen Erbfolgekriege theil. Nach der zweiten Theilung Polens (1793) wirkte das Regiment mit an der Niederwerfung des polnischen Aufstandes; T., der 1794 zum Oberstlieutenant aufgerückt war, hatte in der Nacht vom 14. zum 15. März 1794 bei Sprenske mit seinem kleinen Commando einen mit zehnfacher Uebermacht erfolgenden Ueberfall durch die Brigade des polnischen Generals Madalinski zu bestehen, wobei er nach tapferer Gegenwehr einige Zeit in feindliche Gefangenschaft gerieth. Als Oberst und Commandeur des Regiments (seit 1795) blieb er in den durch die dritte Theilung Polens an Preußen gekommenen Gebietstheilen und hatte seine Garnison zuletzt in Warschau. Dort verlieh ihm Friedrich Wilhelm III. bei der Revue 1802 den Orden pour le mérite und dort starb er am 17. October 1803. Von seinen beiden Söhnen aus seiner Ehe mit Sophie v. Stedingk, Enkelin des Feldmarschalls Schwerin, ist der ältere, Adam (s. o.), zu den höchsten militärischen Würden in Preußen gelangt, während sein jüngster Sohn Wolf Oberschenk und erster Hofmarschall in Dresden ward.

C. M. v. Schöning und W. O. v. Tümpling, Geschichtliche Nachrichten über die v. Tümpling'sche Familie, S. 87—89. — Wolf v. Tümpling, Geschichte des Geschlechts v. Tümpling II, 474—507. — H. O. Stölten, Erbaulich-patriotische Bilder aus der v. Tümpling'schen Geschlechtsgeschichte, S. 18—22. Mitzschke.

Tümpling: Heinrich v. T., auf Blösien und Tümpling, Dompropst des Hochstifts Merseburg, geboren in Merseburg am 22. September 1699, † daselbst am 13. Mai 1773. Er studirte in Halle Jurisprudenz und die classischen Sprachen und unternahm dann Reisen nach Holland, Frankreich, England und Oesterreich. Im J. 1721 ward er Majorpräbendat am Hochstift Merseburg, 1723 Canonicus major, bald darauf Regierungsassessor, rückte 1746 zum Senior, 1757 zum Dechanten und 1760, trotz Widerstrebens des sonst allmächtigen Ministers Grafen v. Brühl, zum Propste des dortigen Domcapitels auf. In den schwierigen Verhältnissen, in die das Hochstift Merseburg während des siebenjährigen Krieges gerieth, zeigte er sich als ein Mann von Klugheit und Würde gepaart mit Festigkeit und Geschäftserfahrung, der die Rechte und Interessen des Domcapitels zu wahren verstand. Nach Beendigung des Krieges ließ er es sich angelegen sein, den verarmten Unterthanen wieder aufzuhelfen, wie er überhaupt als Wohlthäter der Bedürftigen — „egenorum subventor“ heißt es auf seinem Grabmal im Dom zu Merseburg — gerühmt wird. Ein Freund der Wissenschaften und tüchtiger Kenner der lateinischen Sprache fand er Freude daran, die studirende Jugend zu fördern, insbesondere arme strebsame Jünglinge

auf Schulen und Universitäten zu unterstützen. Trotz seiner Neigung zum classischen Alterthum war er durchaus deutsch gesinnt und bewirkte z. B., daß die Berufungen der Merseburger Capitelspfarrer nicht mehr in lateinischer, sondern in deutscher Sprache ausgefertigt wurden. Für das Merseburger Domarchiv und die Stiftsbibliothek sorgte er in mannichfacher Weise. Er war vermählt mit Friederike Henriette Freiin v. Schwan.

C. M. v. Schöning und W. O. v. Tümpling, Geschichtliche Nachrichten über die v. Tümpling'sche Familie, S. 57 f. — Wolf v. Tümpling, Gesch. des Geschlechts v. Tümpling III, 75—118. Mitzschke.

Tümpling: Philipp v. T., auf Tümpling, Heiligenkreuz und Kasekirchen, sachsen-altenburgischen Hofmarschall, geboren in Tümpling bei Kamburg a. S. am 22. Januar 1616, † in Altenburg am 15. Juni 1669. Als 16jähriger Jüngling trat er von Altenburg aus, wo er Page war, 1632 in das Gefolge Axel Oxenstierna's ein und folgte diesem auf den Kriegsfahrten nach Sachsen, Berlin und Franken. In Frankfurt a. M. trat er 1633 als Begleiter in die Dienste von A. Oxenstierna's Sohn Johannes und betheiligte sich an dessen diplomatischen Missionen nach den Niederlanden, England, Dänemark, Schweden und Preußen. Als sich Kursachsen durch den Prager Separatfrieden 1635 von Schweden getrennt hatte, nahm T. seine Entlassung von Oxenstierna. Zunächst hielt er sich nun ein Jahr am Hofe zu Altenburg auf und kämpfte dann von 1636 im Dienste des Grafen Heinrich von Nassau-Dietz auf dem spanisch-niederländischen Kriegsschauplatze. Im J. 1639 trat er unter die Fahnen Bernhard's von Weimar, quittirte aber nach dessen Tode noch im nämlichen Jahre den Kriegsdienst und fand wieder in Altenburg beim Herzog Friedrich Wilhelm II. Aufnahme. Dieser ernannte ihn 1647 zum Amtmann von Allstedt, 1655 von Roda, Leuchtenburg und Orlamünde, wo er reichlich Gelegenheit fand, an Heilung der Kriegsschäden mitzuarbeiten. Das Vertrauen des Herzogs berief ihn 1656 als Hausmarschall nach Altenburg, und 1663 ward er dort zum Hofmarschall ernannt. In Gemeinschaft mit dem Kanzler W. K. v. Thumbshirn wirkte er auch hier erfolgreich daran, dem im Kriege zerrütteten und heruntergekommenen Lande wieder aufzuhelfen. Sein Interesse an Erhaltung und Pflege deutschen Wesens und deutscher Sprache bekundete er durch Theilnahme an der „Fruchtbringenden Gesellschaft", in die er 1660 als „der Aufrichtige" aufgenommen wurde. Durch das Testament des Herzogs von 1668 war er zum Mitvormund für dessen Sohn, Friedrich Wilhelm III., bestellt worden, doch raffte ihn der Tod schon am 15. Juni 1669 zu Altenburg weg. Aus seiner Ehe mit Sibylla Justina v. Sack hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft, die jedoch im J. 1867 in der Person des Regierungsrathes Alfred v. T. zu Breslau ausgestorben ist.

C. M. v. Schöning und W. O. v. Tümpling, Geschichtliche Nachrichten über die v. Tümpling'sche Familie, S. 150—155. — Wolf v. Tümpling, Philipp Heinrich v. Tümpling, in den „Mittheilungen der Osterländ. Alterthumsforsch. Gesellschaft" IX, 169—176 u. Gesch. d. Geschlechts v. Tümpling III, 211—234. Mitzschke.

Tümpling: Wilhelm v. T., königlich preußischer General der Cavallerie, wurde am 30. December 1809 zu Pasewalk als Sohn des am 10. August 1871 zu Potsdam verstorbenen Generals der Cavallerie z. D. und ehemaligen Commandeurs der Gardecavalleriedivision Adam v. T., welcher dort zu jener Zeit als Lieutenant im Regimente Königin-Dragoner in Garnison stand, geboren. Nachdem er das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin und drei Jahre lang Universitäten besucht, auch die Prüfung zum Auscultator bestanden hatte, trat

er am 25. Juli 1830 beim Regiment der Gardes du Corps in den Heeresdienst und ward am 18. Juni 1831 zum Secondlieutenant bei diesem Regimente ernannt. Seine für damalige Zeiten seltene wissenschaftliche Vorbildung und seine verwandtschaftlichen Beziehungen, verbunden mit dem eigenen Streben und dem Wunsche etwas zu leisten, bewirkten, daß er das durch seinen Eintritt in Beziehung auf Beförderung Versäumte rasch nachholte. Nachdem er, vor der bestimmungsmäßig erforderlichen Zeit, im Herbst 1833 zum Besuche der Allgemeinen Kriegsschule, im Anschlusse daran 1837 zum Topographischen Büreau und von 1838 bis 1840 als Führer des Prinzen Georg von Mecklenburg-Strelitz, Sohnes des Großherzogs (geboren am 11. Januar 1824, gestorben am 20. Juni 1876 zu Kammenoi-Ostrow in Rußland) commandirt gewesen und 1840 Premierlieutenant geworden war, wurde er am 7. April 1841 in den Großen Generalstab, welchem er seit 1839 als aggregirter Officier angehörte, einrangirt und am 12. April 1842 als Hauptmann zum Generalstabe des VIII. Armeecorps nach Coblenz versetzt, von wo er am 27. März 1848 als Major zum Großen Generalstabe nach Berlin zurückkehrte. Als Generalstabsofficier und zwar bei der 1. (Avantgarden-) Division unter General von Hannecken des I. Armeecorps unter General v. Hirschfeldt nahm er sodann 1849 an dem Feldzuge des Jahres 1849 in Baden theil. Ende 1850 trat er in den Frontdienst zurück, zunächst als etatsmäßiger Stabsofficier des 4. Dragonerregiments in Lüben. Anfang 1853 zum Commandeur des 5. Kürassierregiments befördert, vertauschte er letztere Stellung im Sommer 1854 mit der gleichen an der Spitze des 1. Garde-Ulanenregiments in Potsdam, ward Ende 1857 Commandeur der 11. Cavalleriebrigade in Breslau und Anfang 1863 unter Ernennung zum Generallieutenant Commandeur der 5. Division in Frankfurt a. O. An den drei großen Kriegen, welche in den nächsten Jahren des deutschen Vaterlandes Einigung herbeiführten, nahm General v. T. theil, ohne daß seine Hoffnung, zu den Erfolgen der preußischen Waffen in hervorragender Weise beitragen zu dürfen, in Erfüllung gegangen wäre. Während der beiden ersten Feldzüge befand er sich an der Spitze seiner Division. Zum Kriege gegen Dänemark wurde dieselbe erst Anfang März 1864 mobil gemacht und zunächst zu Besetzungszwecken in Holstein bestimmt. Theile der ihm unterstellten Truppen waren bei der Erstürmung der Düppelstellung thätig, andere bemächtigten sich durch nächtlichen Ueberfall der Insel Fehmarn, General v. T. aber verblieb in Kiel, von wo er im November, ohne vor dem Feinde Verwendung gefunden zu haben, nach Frankfurt zurückkehrte. Im Feldzuge des Jahres 1866 gegen Oesterreich gehörte seine Division zur 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl, am 23. Juni überschritt sie bei Seidenberg die böhmische Grenze, am 29. kam sie zum ersten Male ins Feuer. T. hatte Nachmittags 2 Uhr den Befehl erhalten, gegen das etwa 5 km entfernte Gitschin vorzugehen und im Vereine mit der auf einer anderen Straße anrückenden Division Werder den Ort zu nehmen. Nachdem der Kampf mehrere Stunden gedauert hatte, schickte er sich an, durch energischen Angriff den Schlüsselpunkt der feindlichen Aufstellung zu gewinnen. Er war vom Pferde gestiegen, um persönlich zwei Compagnien des 2. brandenburgischen Grenadierregiments Nr. 12 vorzuführen. Da setzte eine Gewehrkugel, welche seinen Oberschenkel traf, ihn außer Gefecht. Er mußte sich nach Görlitz zurückbringen lassen und den nachfolgenden Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze fern bleiben. Seine Regimenter aber führten am 29. Juni den ihnen gewordenen Auftrag aus, im nächtlichen Kampfe nahmen sie Gitschin. Ihr Führer erhielt am 20. September den Orden pour le mérite, am 30. October des nämlichen Jahres wurde er zum commandirenden General des VI. Armeecorps in Breslau ernannt, vorher war er kurze Zeit Generalgouverneur des Königreichs Sachsen

gewesen, welches von der 5. Division besetzt war (1. Beiheft zum Militär-Wochenblatte vom Jahre 1884: „Die 5. Infanterie-Division im Feldzuge von 1866“ von Freiherr v. Lützow, damals Premierlieutenant und Ordonnanzofficier).

An der Spitze des VI. Armeecorps befand er sich als im J. 1870 der Krieg gegen Frankreich ausbrach. Im Hinblick auf die zweifelhafte Haltung Oesterreichs mußte er mit dem größten Theile der ihm unterstellten Truppen zunächst in Schlesien verbleiben. Erst am 6. August war sein Corps bei Landau versammelt, von hier aus folgte es der Hauptmasse der bereits in Frankreich stehenden III. Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, welcher es zugetheilt war. Unterwegs erneute T. am 14., der ihm gewordenen Weisung gemäß, aber vergeblich, einen schon von seinen Vorgängern auf der nämlichen Straße gemachten Versuch, das bei Seite liegende Pfalzburg durch Beschießung mit Feldgeschützen zur Capitulation zu vermögen; er mußte unverrichteter Sache weiter marschiren. Das VI. Armeecorps nahm nun seinen Platz in der Linie der in der Richtung auf Paris vorrückenden III. Armee ein, ward aber, als diese die Rechtsschwenkung unternahm, welche zur Katastrophe von Sedan führte, zurückgehalten, um ihr Flanke und Rücken zu decken, oder um, wenn die französische Heerführung versuchen sollte, sich der ihr drohenden Einschließung durch einen Marsch auf Mézières zu entziehen, dies zu verhindern. Als die Schlacht bei Sedan geschlagen wurde, befand sich das Hauptquartier des Generals v. T. in Attigny. Eine seiner Hauptaufgaben war die Beobachtung von Mézières. Aber dem General Vinoy gelang es, sein Armeecorps, das XIII., von dort an der deutschen Stellung vorbei unangefochten nach Paris zu führen, wo es den Kern der Besatzung bildete. Es war ein folgenschweres Ereigniß. Von der Verschuldung an dem Gelingen des Unternehmens kann T. nicht freigesprochen werden, wenn auch nicht ihm allein die Verantwortung zugeschrieben werden darf. Die Führer der 5. und der 6. Cavalleriedivision und namentlich die Oberleitung des Heeres, welche ihn anwies, nach Reims abzumarschiren, haben sie mitzutragen. Aber Tümpling's Unterführer, General v. Hofmann, hatte ihm den Weg gezeigt, auf welchem die dem Armeecorps gestellte Aufgabe zu lösen und Vinoy's Entkommen zu hindern gewesen wäre, indem er, trotz entgegenstehender Befehle, in richtiger Würdigung der Verhältnisse den Versuch machte, Vinoy in seinem Vorhaben aufzuhalten. Auch bei der Einschließung von Paris, an welcher das VI. Armeecorps während der folgenden Zeit des Krieges theilnahm, ist dasselbe zu hervorragender Thätigkeit nicht gelangt. Gegen Südwesten, wo es seinen Platz angewiesen erhalten hatte, richtete sich keiner der ernstgemeinten Durchbruchsversuche der Franzosen. Die Gefechte, welche hier vorfielen, sollten entweder die französischen Truppen an den Kampf gewöhnen oder sie sollten die deutschen Kräfte fesseln, um deren anderweite Verwendung zu hindern. Den ersteren Zweck verfolgte das Gefecht vom 30. September bei Thiais, Chevilly und l'Hay, letzteren hatten die am 29. und 30. Nov. auf dem nämlichen Kampfplatze gelieferten. Im November 1871 kehrte T. nach Breslau zurück. Die Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Classe und der Stellung als Chef des 3. schlesischen Dragonerregiments Nr. 15, welches nach dem Kriege in seinem Armeecorpsbezirke gebildet war, erkannten die von ihm während des Feldzuges geleisteten Dienste an. Nach dem Kaisermanöver des Jahres 1875 erhielt er den Schwarzen Adlerorden. Das Versagen seiner körperlichen Kräfte nöthigte ihn, den am 22. November 1883 bewilligten Abschied zu erbitten. Am 13. Februar 1884 starb er auf dem Gute Thalstein bei Jena.

W. v. Tümpling, Geschichte des Geschlechtes v. Tümpling II, 605. Weimar 1892.

B. Poten.

Tunder: Franz T. nimmt in der Geschichte der Musik des 17. Jahrhunderts durch seine Beziehungen zu Buxtehude und zu den ersten Anfängen der „Abendmusiken“ in Lübeck eine sehr bedeutsame Stellung ein, auf die freilich erst in jüngster Zeit durch glückliche Funde C. Stiehl's ein helleres Licht gefallen ist. Aus den jetzt in genügender Anzahl vorhandenen biographischen Notizen und Compositionen tritt Tunder's Persönlichkeit in voller Gestalt heraus. Tunder's Familie hatte, wie es scheint, früher ihren Sitz im Lüneburgischen; ein Gosmann Tunder starb 1548 als erster Schulcollege in Bardowiek. Franz Tunder's Geburtsjahr war, nach dem „Ehrengedächtniß“ im Protocollbuch der St. Marienkirche in Lübeck zu schließen, das Jahr 1614. Ob Lübeck auch der Geburtsort war, läßt sich nicht feststellen; die Acten der Marienkirche, des Staatsarchivs und des Ministeriums bieten keinen Anhalt. Den Abschluß seiner künstlerischen Bildung brachte eine Reise nach Italien, wo T. sich längere Zeit (um 1640) bei Girol. Frescobaldi in Rom aufhielt. Daß er aber vorher die Anregungen der von Sweelinck her mächtig angefachten Orgelkunst in sich aufgenommen hat, darf außer Zweifel sein; seine späteren Orgelcompositionen lassen deutlich erkennen, daß T. mit den Meistern der Sweelinck'schen Schule, Schildt, Scheidemann, Prätorius, mindestens in engem, geistigen Connex stand. Anfang Juni 1640 starb Petrus Hasse, der Organist an St. Marien in Lübeck seit 1616, ein Vorfahr des berühmten Operncomponisten Joh. Ad. Hasse. Als vorläufiger Vertreter des vacanten Postens fungirte Johann Schlete, der nach Tunder's Antritt Organist an St. Jacobi wurde. Michaelis 1641 übernahm T. das Amt. Ganz kurze Zeit vorher war der alten, von Barthold Hering erbauten Marienorgel durch Friedr. Stellmagen eine Reparatur zu theil geworden (vgl. die Disposition aus Niedt's „Musikalischer Handleitung“ bei Spitta, J. S. Bach, I S. 850). Kein Geringerer, als der berühmte H. Scheidemann in Hamburg war „auf der Herren Vorsteher begehren herubergekommen, die grosse örgell zu beschlagen“. Auch die äußeren Lebensbedingungen waren für T. günstig. Das Organistengehalt betrug seit 1635: 500 Mk. und 9 Mk. Accise. Schon 1643 erhielt T. „50 Mk. zur Verehrung“ und 1644 wieder „50 Mk. wegen des so ehr den Vorstehern deticeret“. Von 1646 an stieg das Gehalt auf 800 Mk.; dazu kamen von 1647 an noch 220 Mk. für die Dienste als „Werkmeister“ (Rechnungsführer); das macht in Summa 1020 Mk. außer freier Wohnung und sonstigen Accidentien. — Von Tunder's Orgelcompositionen sind 7 Choralbearbeitungen in K. N. 209 (Lüneburger Stadtbibliothek) erhalten: 1. Jesus Christus, wahrer Gottes Sohn; 2. In Dich hab' ich gehoffet, Herr; 3. Auf meinen lieben Gott; 4. Jesus Christus, unser Heiland; 5. Was kann uns kommen an für Noth; 6. Komm, heiliger Geist; 7. Herr Gott, Dich loben wir. In ihnen nähert sich T., ebenso wie Delphin Strunck, am meisten der Eigenart Melchior Schildt's in Hannover; in ihnen reifen aber auch schon einzelne charakteristische Züge des Orgelmeisters Buxtehude zu schöner Frucht heran. Die freie, ungezwungene Colorirung der Choralmelodien, das leichte Spiel mit den wechselnden Manualen — sie liegen in der Richtung Schildt's. Die machtvolle Ausgestaltung der Formen (ein Einfluß Frescobaldi's), die sichere Beherrschung contrapunktischer Mittel, die Behandlung des Doppelpedals, das passagenartige Hineingleiten in den Anfang der Tonstücke, die reizvoll gefärbten Schlußcadenzen — sie weisen mit erstaunlicher Deutlichkeit den Weg zu Buxtehude hin. Eine gewisse Parallele findet T. in J. Adam Reincken. Jedoch wie Schildt und Scheidemann, so unterscheiden sich auch ihre jüngeren Nachfolger; Scheidemann und Reincken gehen zu sehr in die versandende Breite, während Schildt und T. in die kraftvolle Tiefe streben. Damit mag Tunder's Stellung in der Orgelmusik Norddeutschlands angedeutet sein.

Bis Tunder's Antritt scheint die Kirchenmusik an St. Marien wesentlich unter der Leitung des Cantors gestanden zu haben, er bezog ein Gehalt von 30 Mk. jährlich; ihm waren 7 Raths-Instrumentisten unterstellt, die ein Gehalt von 25 Mk. erhielten. Im J. 1641 waren vertreten: 2 Cornette, 1 Violine, 1 Viola, 1 Violon, 1 Laute, 1 Posaune. Ferner bestand die Sitte, daß während der Communion der Rathsherren und Kirchenvorsteher „ein Violist und ein Lautenist auff der örgell auffzuwarten hatten", die besonders honorirt wurden (eine ähnliche Sitte, wie in Danzig unter Paul Siefert; vgl. Vierteljahrsschr. f. M. 1891, S. 411 ff.). Die vorhandenen musikalischen Kräfte nach Möglichkeit zu erweitern und zur Geltung zu bringen, war Tunder's Bestreben. Schon bald finden wir Mehrausgaben für Instrumentisten: 1642 für „zwei Fleuten" 9 Mk., 1643 für „zwei Trompetten" je 4 Thlr. und für „zwei Fleuten" je 1 Thlr. Die 18 erhaltenen Vocalwerke Tunder's (Universitätsbibliothek Upsala, Stimmen oder Partituren in Orgeltabulatur) ziehen freilich nur einen Instrumentalkörper von Violinen, Bratschen und Violon zur Mitwirkung heran, nur einmal (Hosianna dem Sohne David) tritt ein Fagott dazu. Dennoch darf man an der Zuverlässigkeit der Angaben der Protocollbücher nicht zweifeln. Die Compositionen, in denen jene Instrumente Verwendung fanden, stammten entweder von anderen Componisten, oder die betreffenden Werke Tunder's sind bisher noch nicht gefunden. Zieht man die alten Katalognummern der einzelnen Hefte sowie die Zeitangaben in den Tabulaturen zu Rathe, so ergiebt sich folgende Chronologie von Tunder's Vocalwerken: (1663) 1. Salve coelestis pater; 2. Salve mi Jesu; 3. Da mihi Domine; 4. Ach Herr, laß Dein lieben Engelein; 5. Sinfonia für ein Da pacem Domine; 6. O Jesu dulcissime; (1664) 7. Wachet auf, ruft uns die Stimme; 8. An Wasserflüssen Babylons; 9. Hosianna dem Sohne David; (1665) 10. Nisi Dominus aedificaverit (10stimmig); 11. Nisi Dominus aedificaverit (5stimmig); (1666) 12. Hilft mir Gottes Güte preisen; 13. Dominus illuminatio mea; 14. Wend' ab Deinen Zorn; (1667) 15. Herr, nun lässest Du Deinen Diener; 16. Ein' feste Burg; 17. Ein kleines Kindelein: 18. Streuet mit Palmen. Die Werke stammen also alle aus den letzten Lebensjahren Tunder's. Endlich ist noch der Titel einer Composition „Herr Gott, Dich loben wir" bekannt; der Lüneburger Cantor Fr. Em. Prätorius besaß sie einst (vgl. Junghans, Progr. des Lüneburger Johanneums, 1870, S. 29). Hinsichtlich der musikalischen Form vollzieht sich bei T. eine Vermischung der verschiedenartigsten Elemente; an dem fortschrittlichen Drängen des 17. Jahrhunderts nimmt er mit ganzer Seele theil. Die unbegleitete Motette ist hier nicht vertreten; die scharfe Luft der Carissimi'schen Oratorien hat auch hierher Keime herübergeweht, die fröhlich auf fremdem Boden aufsprießen. Tunder's Instrumental-Motetten haben die durchgehende Generalbaß-Begleitung, das concerthafte Wesen der Begleitinstrumente, die stets beginnende Sinfonie, die lockere Leichtigkeit recitativischer Declamation, die der Deutsche freilich (als Vorgänger Bach's) motivisch in die Instrumentalbegleitung hineinzwängt (Nr. 5, 9, 10, 11, 13). Wie anders geartet sind sie, als die auf venetianischem Nährboden gewachsenen Werke Schütz' gleichen Genres! Noch viel unmittelbarer erkennt man den Einfluß der römischen Schule auf T. in seinen Solocantaten für eine oder mehrere Stimmen (Nr. 1, 2, 3, 6, 15). Die Instrumentalbegleitung senkt sich hier zwar viel schwerer auf die Solostimme und begleitet und unterbricht sie musikalisch bedeutsamer, als bei Carissimi, sie verdunkelt indessen doch nicht den Glanz der Zierrathe italienischer Gesangskunst. Die Arien (nicht da capo-Arien) für eine Singstimme mit Begleitung mehrerer Instrumente (Nr. 4, 17, 18) tragen mehr ein liedhaft melodisches Gepräge. An den Choralbearbeitungen (Nr. 7, 8, 12, 14, 16) kann man den großen Fortschritt abmessen, den das

damalige Jung-Norddeutschland: Bernhard, Weckmann, Casp. Förster u. a., über die älteren Meister der durch Sweelinck beherrschten Periode hinaus gemacht haben. Neben den älteren, im Gewande strengen Contrapunkts steckenden Formen der Choralbehandlung machen sich freiere, aus dem technischen Material des italienischen Oratoriums abgeleitete geltend. Daß sich T. zugleich mit Weckmann, Bernhard, Förster an diesem Werdeproceß schaffend betheiligte, macht ihn für die Geschichtsforschung so wichtig. Hier in Norddeutschland, gerade bei den bedeutendsten Vorgängern Bach's, vollzieht sich eine eigenartige Ueberleitung des italienischen Oratoriums auf das kirchliche Gebiet zur Cantate hin. Es brauchte nur noch die da capo-Arie hinzuzutreten, und die Verknüpfung der Instrumental-Motette mit den verschiedenen Choralformen und den ariosen Recitativen ergab das musikalische Rüstzeug für Bach's Cantaten. Leichter als das Aufführungsjahr lassen sich an der Hand der Texte die Tage der erfolgten Aufführung von Tunder's Werken bestimmen; sie geschah an den Fest- und Sonntagen der Kirche, mehrere Texte aber könnten ganz gut zur Feier der Rathswahl componirt sein (Nr. 10, 11). Im J. 1664 scheint der junge Schwedenkönig Karl XI. an seinem Geburtstage in Lübeck anwesend gewesen zu sein; T. nahm ein fertiges Stück „Hosianna dem Sohne David" und legte den lateinischen Text „Jubilate et exultate, vivat rex Carolus" unter, um den Tag verherrlichen zu können.

Daß der „Kunstverständige und Weltbelobete Orgelmeister" („Glaub- und Besähenswürdige Herrlichkeit der Stadt Lübeck" 1666), „der Ehrenfeste und Wohlfürnehme, in seiner Kunst Höchsterfahrne und berühmte Organist" (Protocollbuch von St. Marien) viele Schüler zog, ist anzunehmen, wenn deren auch nur wenige namhaft gemacht werden. Einer von ihnen, der spätere Rathsmusiker Peter Grecke, rühmte Tunder's „sonderbahre Wissenschaft und application" in der Orgelkunst (Monatshefte f. M. XX, S. 111 ff.). Durchreisende Künstler, wie der schwedische Sänger Franciscus de Minde, rechneten es sich zur Ehre, Tunder's Bekanntschaft zu machen (Mattheson's Ehrenpforte, S. 227). Im J. 1667 befiel T. ein „hitziges Fieber", das ihn 16 Wochen ans Krankenbett fesselte. Nachdem er viel auf den Barbier und Apotheker angewandt, besserte sich zwar sein Zustand, sodaß er zum Michaelisfeste die Orgel spielen konnte, „darnach er groß Verlangen getragen". Ende September aber trat ein neuer Anfall ein; am 5. November, Abends 9½ Uhr entschlief er „sanfft und sehlich" („Ehrengedächtniß"). Seine Beisetzung erfolgte im Erbbegräbniß hinter dem Chor an der Nordseite der Kirche. T. hinterließ einen Sohn, der als immatriculirter Notar 1724 in Lübeck starb, und zwei Töchter. Die jüngere Auguste Sophie heirathete den Cantor an St. Marien, Samuel Frank, die ältere Anna Margarethe Tunder's Amtsnachfolger, Dietrich Buxtehude. Beide Männer verfolgten und erweiterten die künstlerischen Pläne Tunder's; sie riefen die „Abendmusiken" ins Leben, die weit und breit berühmt wurden. Der künftige Biograph Buxtehude's und der „Abendmusiken" wird es aber nicht versäumen dürfen, den grundlegenden Einfluß Tunder's auf beide zur gehörigen Darstellung zu bringen.

Auf Quellenforschung basirende Litteratur verdanken wir allein C. Stiehl. — Vgl. besonders Monatshefte f. M. XVIII, S. 121. — Zur Geschichte der Instrumentalmusik in Lübeck. 1885. — Die Organisten an der St. Marienkirche und die Abendmusiken zu Lübeck. 1886. — Musikgeschichte der Stadt Lübeck. 1891. — Katalog der Musiksammlung auf der Stadtbibliothek zu Lübeck. 1893.

Max Seiffert.

Tuengel: Georg Karl Franz T., Arzt, geboren in Hamburg am 19. Februar 1816, studirte in Hamburg und Göttingen. Am letztgenannten Orte wurde er 1839 mit der in Berlin gedruckten Abhandlung „De carcinomate

venarum“ Doctor, ließ sich darauf in Hamburg nieder, erlangte 1857 die Stellung als erster Hospitalarzt am Allgemeinen Krankenhause, trat 1870 aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand und starb am 19. Mai 1873. T. war ein ausgezeichneter, ungemein beliebter und angesehener Arzt. Er publicirte: „Ueber künstliche Afterbildung“ (Kiel 1853); „Klinische Mittheilungen von der med. Abtheilung des Allgemeinen Krankenhauses zu Hamburg aus dem Jahre 1858“ (Hamburg 1860), sowie weitere Berichte für die Jahre 1859—63; „Zwei Fälle von Enterotomie“ (in v. Langenbeck's Archiv für klinische Chirurgie I, 1861); „Die Stellung der Pathologie zu den exacten Naturwissenschaften vor 50 Jahren und jetzt“ (zwei Festreden zum 50jährigen Jubiläum des Aerztlichen Vereins am 2. Januar 1866 gehalten, Hamburg 1866), sowie kleinere Aufsätze in Virchow's Archiv und anderen Zeitschriften.

Vgl. Gurlt im Biogr. Lex. VI, 23. Pagel.

Tunicius: Anton T. (Tunnicius), Sprüchwörtersammler, geboren zu Münster i. W. wohl um 1570, war ein tüchtig durchgebildeter Humanist der holländisch-westfälischen Richtung. Um 1481 besuchte er die vortreffliche Schule des Alexander Hegius zu Deventer, mit vielen anderen Jünglingen seiner engeren Heimath auf Veranlassung des pädagogischen Anschauungen huldigenden Rudolf v. Langen dorthin entsandt. Als Letzterer in der gemeinsamen Vaterstadt die Schola Paulina, die Lateinschule am Dom, gründete, wurde 1500 T. unter seinem als Rector eintretenden Commilitonen Timann Camener Ordinarius der sechsten, später der fünften Classe. Wann er seine 'non sine laude' ausgeübte Thätigkeit als Gymnasiallehrer abgebrochen hat, wissen wir nicht. Jedenfalls ließ sie ihm Muße genug zu fleißigem philosophischen Schaffen, während er sich weder an den eigentlich humanistischen Bestrebungen, noch gar an den Reformationswirren, die ja gerade das Münsterland gewaltig aufregten, irgendwie betheiligt zu haben scheint. Wir hören nur bei Hamelmann (s. u.) S. 171: vixit adhuc an. 1544 admodum senex, in summo templo Monasteriensi tunc op[t]imus vicarius existens; diese 1564 gedruckte Notiz meldet also den Tod nicht, dessen Datum doch bei einem Geistlichen des Doms leicht hätte eruirt werden können. Er mag aber eben, vielleicht infolge einer auch in seiner Schriftstellerei bemerklichen natürlichen Bescheidenheit, hinter feurigeren Naturen und vordringlichen Strebern im Hintergrunde gestanden haben, wie auch in Hamelmann's Berichten über jenen ganzen Gelehrtenkreis Tunicius' Name fast stets ans Ende tritt, einige Male wie nachträglich angefügt.

Die litterarische Bedeutung des T. liegt in seiner Sprüchwörtersammlung, die nicht nur die älteste niederdeutsche, sondern die älteste deutsche Unternehmung ihrer Art ist. Die Anregung scheint bei ähnlich compilatorischen Arbeiten einiger Collegen vom Haupte ihres Cirkels ausgegangen zu sein: 'versus proverb[i]ales collegit ex praescripto Langii'. Jedoch verfuhr er bei der Redaction selbständig: 'evulgavit proverbiales sententias a se versibus redditas'; freilich 'quicquid Perindius, Horlenius, Tunicius et alii in publicum emittebant, hoc prius corrigendum Langio offerebatur'. Das Werk erschien 1513 zu Köln, mit einer vom October 1512 datirten Widmung an Johannes Pering, den damaligen Münsterer Rector. Dieser editio princeps gehen auf 14 Blättern 32 'Epigrammata Tunnicii' vorher, einigen hohen Personen, theologischen Berufsgenossen, juristischen und anderen Freunden zugeeignet, in der Mehrzahl didaktischen Inhalts mit ascetischen Anklängen (de virtute; de fortunae varietate; virtus et scientiae sunt aeternae; de potorum legibus, moribus et obitu u. a.). Trotzdem die Abdrücke von 1514 und 1515 in dem mit dem ersten übereinstimmenden Titel auch 'eiusdem epigrammatum libellus' verzeichnen, fehlt dieses in allen erhaltenen Exemplaren. Die in Nebenstunden ausgeführte Auswahl und lateinisch-

hexametrische Uebersetzung stützte sich in der Hauptsache auf die niederländischen 'Proverbia communia' (Hoffmann v. Fallersleben, Horae Belgicae, Band IX); was dort fehlt, stammt theils aus andern Büchern, theils ist es dem Volksmunde unmittelbar abgelauscht. In der „Peroratio“ sagt er, der im einzelnen Quellen nirgends namhaft macht, er habe die (d. h. die selbständig hinzugefügten) Sprüchwörter gehört, als er mit Geistlichen, Bürgern und Landleuten verkehrte; daher auch der meist unverfälschte Dialekt der Provinz. Daß er sein 'incultum opusculum' im letzten Sommer vor der Herausgabe flüchtig unter sehr vielen Beschäftigungen verfaßt habe, giebt die Widmung an. Von den 804 Nummern der Proverbia communia finden sich 645 bei T., der aber deshalb die zahlreichen allgemein gebrauchten nicht gerade dort entlehnt zu haben braucht. Von den 717 weiteren gehen viele auf die Bibel und Altlateiner, besonders Publius Syrus, zurück; in einer Anzahl stimmt er auch mit seinem Zeitgenossen Heinrich Bebel (s. d.) überein. Die hohe Bedeutung, die Tunicius' Sammlung in der deutschen Parömiographie zukommt, ist immerhin auffällig, wo er, der älteren humanistischen Tradition getreu, auch hier mehr auf eine nette und flüssige lateinische Periphrase des eingereihten deutschen Spruches sah als auf des letzteren sinnentsprechende Wiedergabe. Diese Nachlässigkeit erstreckt sich auch auf den Maßstab der Auslese selbst; denn statt wirklicher Proverbia treten unter den 1362 Nummern uns häufig bloße Adagia, nicht selten sogar nur allgemeine Sätze mit schwachem Sentenzenanklang entgegen. All das hindert nicht, den relativen und den absoluten Werth des Werkes voll anzuerkennen.

Bei Hamelmann (s. u.) S. 171 lesen wir noch: evulgavit quoque 'Examen vel Enchiridion de Principiis octo partium orationis': collegit etiam selectiores 'Epistolas Sabellici': atque deinde 'multa illius extant epigrammata' in diversorum librorum commendationem: 'edidit' etiam ex Cicerone, Politiano et Philelpho epistolas selectas', etc. Von all diesem kann ich trotz eifrigsten Suchens nur die schon erwähnten Widmungsepigramme nachweisen. Ob die Ausgabe der Briefe von Politianus und Philelphus, die Köln 1505, oder die 'Breviores epistolae' des M. Antonius Sabellicus, die Köln 1516 erschienen und beide keinen Herausgeber nennen, T. zugehören, vermag ich nicht zu behaupten.

Die einzige höchst dürftige biographische Quelle bildet Hermann Hamelmann, Opera Genealogico-historica, de Westphalia et Saxonia inferiori (Lemgo 1711), und zwar in dem 'Liber tertius virorum scriptis illustrium, qui vel in Westphalia vixere etc.' von 1564 und der 'Oratio de Rodolpho Langio' von 1580; man vergleiche daselbst S. 171, 263, 266 f., 275, 277. Die eigenen Angaben des T. reden nur von freundschaftlichen Beziehungen zu münsterischen Persönlichkeiten und der obenerwähnten Entstehung seiner Sammlung. Zuerst wurde wohl J. Zacher (Die deutschen Sprüchwörtersammlungen, 1852, S. 9 f.), und zwar durch v. Meusebach's Bibliothek, auf ihn aufmerksam; er lieferte Bibliographie und (S. 25—30) einen „Auszug der volksmäßigeren Sprüche aus den beiden ersten Capiteln". Hoffmann v. Fallersleben, der zuerst 1855 im „Weimarisch. Jahrb." II, 178—182 unter Abdruck deutscher Proben auf T. hingewiesen hatte, verdanken wir: „Tunnicius. Die älteste niederdeutsche Sprüchwörtersammlung, von Antonius Tunnicius gesammelt und in lateinische Verse übersetzt. Herausgegeben und mit hochdeutscher Uebersetzung, Anmerkungen und Wörterbuch" (Berlin 1870); die Quellen- beziehentlich Parallelennachweise sind recht lehrreich. Ueber die unmittelbar nach Erscheinen seines Buches auftauchende erste Ausgabe (Univerſit.-Bibl. Königsberg) berichtete Hoffmann German. XV, 195—197, zugleich darnach einige Angaben bessernd. Was die Namensform anlangt, so schreibt das Titelblatt, und mit ihm Zacher, Hoffmann und Goedeke (Grundriß z. G. d.

d. D.[2] II, S. 5 f.), Tunnicius, Sebastian Franck auf dem Titel seiner ersten Sprüchwörtersammlung (Frankfurt 1541), wo er E. Tappe (s. d.) und T. als Vorläufer nennt, und Hamelmann Tunicius; die deutsche Form ist nicht sicher festzustellen. Ueber die umfängliche Benutzung, die T. noch bei seinen Lebzeiten in jenem Werke fand, hat jetzt K. Pusch, Ueber Sebastian Franck's Sprüchwörtersammlung vom Jahre 1541 (Beilage zum Osterprogr. des Gymn. Georgianum zu Hildburghausen. 1894), S. 34—42, gründlich gehandelt: danach hat Franck von des T. 1362 Nummern 1171 verwerthet; auf S. 34 Anm. 2 citirt Pusch die von einer scharfen Kritik der Hoffmann'schen Ausgabe begleiteten Mittheilungen über T. bei Suringar, Erasmus over nederlandsche Spreekwoorden, p. XXXV ff.

Ludwig Fränkel.

Berichtigungen.

Band 36 S. 654 Zeile 3 von oben lies: ihrer Vorgängerin (st. seiner).
„ 38 „ 125 „ 23 von oben lies: Schulwesens (st. Sprachwesens).
„ 38 „ 625 „ 22 von unten lies: Trismosin (st. Trismorin).

Verzeichniß

der im 38. Bande der Allgem. Deutschen Biographie enthaltenen Artikel.

(Die beigesetzten Zahlen sind die Seitenzahlen des Bandes.)

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Allgemeine Deutsche Biographie

Bd.: 38

Leipzig 1894